686
73

PRESENTED TO

THE LIBRARY

OF THE

UNIVERSITY OF MICHIGAN

By C. M. Burton, Esq.

Apr 1889

Digitized by Google

2.1.4.1.

AE
27
.C77
1816

Digitized by Google

086
13

PRESENTED TO
THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
by A. M. Mueller, Esq.
1891

AE
25
.C77
1876

086
13

PRESENTED TO
THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
by E. M. Wentworth, Esq.
1871

2, 1, 4, 1.

AE
27
.C77
1816

Digitized by Google

Digitized by Google

Conversations-Lexicon

oder

encyclopädisches Handwörterbuch

34112

für

gebildete Stände.

Zehnter Band.

To bis Z.

Louis Lieger

Mit Königl. Würtembergischer allergnädigster Genehmigung.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1819.

Digitized by Google

Digitized by Google

Conversations-Lexicon.

Zehnter Theil.

Le bis Z.

Bei dem Verleger dieser Ausgabe des Conversation
Lexicons ist auch ein zu derselben gehöriger Suplemen
band (Preis 1 fl. 20 kr.) erschienen, welcher theils e
ne große Anzahl neuer Artikel, theils viele Nachträg
und Berichtigungen zu den in den frühern Bänden abg
handelten Materien enthält.

Verzeichniß

der Mitarbeiter, und ihrer Aufsätze.

D. Martin Luther, Prediger zu Wittenberg. Vorrede. Theil 1.
D. Johann Bugenhagen, Pomeranus, Prediger zu Wittenberg. Vorrede. Theil 1.
D. Caspar Cruciger, Professor zu Wittenberg. Vorrede. Theil 1.
D. Philipp Melanchthon, Professor zu Wittenberg. Vorrede. Theil 1.
D. Justus Jonas, Probst zu Wittenberg. Vorrede. Theil 1.
D. Johann Forster, Professor zu Wittenberg. Vorrede. Theil 1.
D. Johann Aurifaber, Professor zu Königsberg. Vorrede. Theil 1.
D. Georg Major, Professor zu Wittenberg. Vorrede. Theil 1.
D. Wolfgang Musculus, Prediger zu Augsburg. Vorrede. Theil 1.
D. Johann Spangenberg, Superintendent zu Eisleben. Vorrede. Theil 1.
D. Cyriacus Spangenberg, Superintendent zu Mansfeld. Vorrede. Theil 1.
D. Johann Mathesius, Prediger zu Joachimsthal. Vorrede. Theil 1.
D. Johann Wigand, Superintendent zu Lemgo. Vorrede. Theil 1.
D. Matthias Flacius Illyricus, Professor zu Jena. Vorrede. Theil 1.
D. Nicolaus Selnecker, Professor zu Leipzig. Vorrede. Theil 1.
D. Christoph Pezel, Superintendent zu Bremen. Vorrede. Theil 1.
D. Hieronymus Zanchius, Professor zu Heidelberg. Vorrede. Theil 1.
D. Tilemann Heshusius, Superintendent zu Wesel. Vorrede. Theil 1.
D. Johann Pappus, Professor zu Strasburg. Vorrede. Theil 1.
D. Johann Marbach, Professor zu Strasburg. Vorrede. Theil 1.
D. Johann Wolfius, Prediger zu Augsburg. Vorrede. Theil 1.
D. Johann Nicolaus Hunnius, Professor zu Wittenberg. Vorrede. Theil 1.
D. Johann Gerhard, Professor zu Jena. Vorrede. Theil 1.
D. Johann Conrad Dannhauer, Professor zu Strasburg. Vorrede. Theil 1.
D. Johann Heinrich Ursinus, Professor zu Heidelberg. Vorrede. Theil 1.
D. Johann Heinrich Alsted, Professor zu Herborn. Vorrede. Theil 1.
D. Johann Heinrich Boecler, Professor zu Strasburg. Vorrede. Theil 1.
D. Johann Heinrich Ursinus, Professor zu Heidelberg. Vorrede. Theil 1.
D. Johann Heinrich Alsted, Professor zu Herborn. Vorrede. Theil 1.
D. Johann Heinrich Boecler, Professor zu Strasburg. Vorrede. Theil 1.

M. Michaelis in Leipzig. (M. S.)
D. Mosch in Dresden. (ohne Chiffer.)
M. Mbßler in Dresden. (ohne Chiffer.)
A. Müller in Dresden. (ohne Chiffer.)
Regier. Rath Adam Müller in Leipzig. (ohne Chiffer.)
D. Corn. Müller in Hamburg. (x. μ. δ.)
Hofr. Meth. Müller. (K. L. M. und viele ohne Chiffer.)
Hofr. A. Müllner in Weißenfels. (A. Mnr.)
D. Carl Murhard in Frankfurt. (K. M.)
D. u. Prof. Niemeyer in Halle. (Ll.)
Hofrath Oken in Jena. (O.)
M. Peschek in Zittau. (f.)
Pred. Petri in Zittau. (E.)
D. Pfeilschifter in Frankfurt. (ohne Chiffer.)
Lieut. Pierer in Posen. (P—r.)
Prof. Pohl in Leipzig. (P—l.)
Prof. Pölitz in Leipzig. (Q.)
D. und Prof. Puchelt in Leipzig. (B. P.)
D. Puttrich in Leipzig (B. L.)
Hofrath Reinhard in Altona. (D. H.)
Prof. Rosenmüller in Leipzig. (ohne Chiffer.)
Prof. Fried. Saalfeld in Göttingen. (Cz.)
D. Schink in Berlin. (ohne Chiffer.)
Plan-Kämmerdirektor von Schlieben in Dresden. (P. S.)
Pred. Schlosser in Gr. Zschocher. (S. g. r.)
Adjunkt Schmeißer in Dresden. (S : x.)
Conrektor Schmidt in Schleusingen. (St.)
Prof. Schubert in Ludwigslust. (C. G.)
Capitain Schulz in Merseburg. (S—z.)
D. Sievers in Paris. (Pq.)
Prof. Curt Sprengel in Halle. (ut.)
M. Stenzel in Berlin. (Stl. und ohne Chiffer.)
Prof. Sturm in Jena. (Bc.)
D. Treitschke in Leipzig. (H. L.)
Superintend. D. u. Prof. Tzschirner in Leipzig. (N.)
Musikdirektor Uber in Dresden. (U—r.)
Prof. Uebelen in Stuttgart. (Y—Z.)
Varnhagen v. Ense in Carlsruhe. (ohne Chiffer.)
D. Carl Venturini in Hordorf. (zz.)
Prof. Wachter in Danzig. (L.)
Adolph Wagner in Leipzig. (Wa.)
Prof. Am. Wendt in Leipzig. (T.)
Insp. Werner in Leipzig. (ohne Chiffer.)
Fräulein Therese von Winkel in Dresden. (Wl.)
Hofrath Carl Winkler in Dresden. (Wr.)
Legationsrath v. Woltmann in Prag. (G. und andere Chiffern.)
Consistorialrath Wunster in Breslau. (Wst.)
Prof. Zinserling in Warschau. (M. A.)

T.

Toaldo (Giuseppe), ein berühmter italiänischer Mathematiker, Astronom und Meteorolog, geboren den 11ten Juli 1719 auf einem Dorfe unweit Vicenza, kam 1733 in das Seminarium zu Padua, widmete sich der Theologie, beschäftigte sich aber hauptsächlich mit den mathematischen Wissenschaften. Er zeichnete sich rühmlich aus, wurde in der Folge selbst Lehrer am Seminarium, und 1762 Professor der Astronomie und Meteorologie an der Universität zu Padua. Er bewirkte es, daß eine Sternwarte zu Padua erbaut wurde; auch wurden auf seine Veranlassung an vielen Orten des damaligen venetianischen Staats Blitzableiter errichtet, und landwirthschaftliche Akademien gestiftet. Die mathematischen Lehrbücher, die er für den Unterricht der Studirenden ausarbeitete, und die sich durch Klarheit und Bestimmtheit auszeichnen, fanden Beifall, und wurden in vielen Schulen Italiens eingeführt. Um die Meteorologie oder Witterungslehre erwarb sich Toaldo ein vorzügliches Verdienst. Er gab zuerst einen meteorologischen Versuch, und dann seit 1773 ein astro-meteorologisches Journal ununterbrochen bis zu seinem Tod heraus. Im J. 1774 gab die Societät der Wissenschaften zu Montpellier die Preisfragen auf: Welchen Einfluß hat die Witterung auf das Wachsthum der Pflanzen, und welche practische Folgerungen lassen sich in dieser Rücksicht aus den bisher gemachten Wetterbeobachtungen ziehen? Toaldo beantwortete diese Fragen; seine Schrift erhielt von der Societät den Preis, wurde nachher in verschiedne Sprachen übersetzt, und als ein classisches Werk in diesem Fache angesehen. Deutsch erschien sie unter dem Titel: Toaldo's Witterungslehre für den Feldbau, übersetzt von J. G. Steudel, 3te Auflage, Berlin bei Himburg 1786. Diese Schrift enthält zuerst Bemerkungen über den Einfluß, den Winde und andre Naturerscheinungen auf das Wachsthum der Pflanzen und Früchte haben, stellt sodann Erfahrungsregeln, die aus 49jährigen Beobachtungen gesammelt worden, und zuletzt Vorsichts- oder Vermuthungsregeln in Ansehung der Witterung auf, wobei die Einwirkungen des Mondes vorzüglich berücksichtigt werden. Wenn auch gleich das meiste nur auf das Vaterland des Verfassers, Oberitalien, berechnet ist, so finden sich doch in dieser Schrift Bemerkungen, die auch auf andre Länder anwendbar sind. Toaldo war stets ein aufmerksamer Beobachter der Natur, und ein fleißiger Schriftsteller. Er gab noch verschiedne andre astronomische und meteorologische Schriften heraus, machte im J. 1788 eine gelehrte Reise

Jung dem großen Vater Tizian, der ihn 1543 als 16jährigen Knaben nach Augsburg mit sich nahm und Freundin von seinem Können wurde.

Nach Venedig zurückgekehrt, arbeitete Paris Bordone mit Tizian, Sebastiano del Piombo und Giorgione, dessen Einfluß auf ihn sehr groß war, zusammen. Er ging dann nach Mailand, wo er sich mit Leonardo da Vinci befreundete, und kehrte 1538 nach Venedig zurück, wo er bis zu seinem Tode 1570 blieb. Seine Bilder sind meist Darstellungen aus der Mythologie, aus der Bibel und Legenden, Porträts und Allegorien. Auch Bordone bevorzugte in seinen Bildern die Landschaft, die er in ihrer Stimmung und Farbe mit großer Feinheit wiedergab. Er ist Meister der Farbe. Seine Bilder sind in Venedig, Mailand, Florenz, Paris, Wien, Dresden, Berlin, Augsburg, Nürnberg, Hamburg, Frankfurt a. M. und Darmstadt.

Bordone, der in Venedig, Mailand, Florenz, Paris, Wien, Dresden, Berlin, Augsburg, Nürnberg, Hamburg, Frankfurt a. M. und Darmstadt.

Bordone, der in Venedig, Mailand, Florenz, Paris, Wien, Dresden, Berlin, Augsburg, Nürnberg, Hamburg, Frankfurt a. M. und Darmstadt.

Bordone, der in Venedig, Mailand, Florenz, Paris, Wien, Dresden, Berlin, Augsburg, Nürnberg, Hamburg, Frankfurt a. M. und Darmstadt.

Methode, Zeichnen und Planung. Auch die Fähigkeit, Probleme und Lösungen zu präsentieren, ist wichtig. Dies kann durch Vorträge, Poster oder Berichte geschehen.

Die Ausbildung zum Ingenieur ist sehr praxisorientiert. Es werden Praktika in Werkstätten, Labors und Unternehmen absolviert. Diese dienen dazu, das theoretische Wissen auf reale Probleme anzuwenden. Praktika können auch im Ausland absolviert werden.

Nach der Ausbildung gibt es viele Möglichkeiten, sich weiterzubilden. Dies kann durch Fachkurse, Seminare oder ein Zusatzstudium geschehen. Ingenieure können sich auch durch Lesen von Fachliteratur und Teilnahme an Konferenzen weiterbilden.

Ingenieure arbeiten in verschiedenen Bereichen, wie Forschung und Entwicklung, Produktion, Vertrieb, Beratung oder Verwaltung. Sie können in Unternehmen, Behörden oder als Selbstständige tätig sein.

Ingenieure haben eine große Verantwortung. Sie müssen sicherstellen, dass ihre Produkte und Dienstleistungen sicher, zuverlässig und umweltfreundlich sind. Sie müssen auch die Auswirkungen ihrer Arbeit auf die Gesellschaft berücksichtigen.

Ingenieure haben einen hohen Status in der Gesellschaft. Sie werden für ihre Kompetenz und ihr Engagement geschätzt. Sie haben auch gute Verdienstmöglichkeiten.

Ingenieure sind wichtig für die Entwicklung der Gesellschaft. Sie tragen zu Innovationen, Fortschritt und Wohlstand bei. Sie lösen Probleme und verbessern die Lebensqualität der Menschen.

Ingenieure sind Problemlöser. Sie analysieren komplexe Probleme und finden Lösungen. Sie sind kreativ und innovativ. Sie sind auch teamfähig und kommunikativ.

Ingenieure sind Macher. Sie setzen ihre Ideen in die Tat um. Sie sind engagiert und zielstrebig. Sie sind auch flexibel und anpassungsfähig.

Ingenieure sind Visionäre. Sie haben eine Vorstellung von der Zukunft. Sie sind neugierig und offen für Neues. Sie sind auch mutig und risikobereit.

Ingenieure sind Teamplayer. Sie arbeiten gerne mit anderen zusammen. Sie sind kommunikativ und kooperativ. Sie sind auch tolerant und respektvoll.

Ingenieure sind Lernende. Sie bilden sich ständig weiter. Sie sind neugierig und offen für Neues. Sie sind auch selbstkritisch und reflektiert.

Ingenieure sind Vorbilder. Sie setzen sich für ihre Ideale ein. Sie sind engagiert und verantwortungsbewusst. Sie sind auch ehrlich und integer.

Ingenieure sind Menschen. Sie haben Stärken und Schwächen. Sie machen Fehler und lernen daraus. Sie sind auch emotional und sozial.

Ingenieure sind Individuen. Sie haben ihre eigenen Interessen und Hobbys. Sie sind kreativ und vielseitig. Sie sind auch neugierig und offen für Neues.

Ingenieure sind Persönlichkeiten. Sie haben ihre eigenen Werte und Überzeugungen

belegt wird, und wenn wir keineswegs sogleich ein vollkommnes totales Aufhören aller Lebenserscheinungen wahrnehmen (denn die Erscheinungen, die dem Momente des Todes folgen, die der Fäulniß, sich immer noch als Lebenserscheinungen und Lebensäußerungen anzusehen, und nicht, wie oft angenommmen wurde, rein chemische Erscheinungen), sondern vielmehr nur einzelne Functionen (die Bewegung und Empfindung, und alle die, welche von diesen beiden abhängen), verschwinden und schweigen; so ergiebt sich, daß der Begriff des Todes zu weit ausgedehnt, und der Uebergang vom Leben zum Tode auch schon so genannt werde. Ja wenn wir am Ende in höherer Absicht die ganze Natur als belebt erkennen, so muß wohl der Begriff des Todes, wie er oben aufgestellt wurde, aus derselben ganz verschwinden, und der Zustand, der diesen übeln Namen trägt, ist nichts als ein Zerfallen des organischen Einzelwesens, ein Wechseln der Form, wobei es in einen größern Lebenskreis oder Organismus wieder aufgenommen wird, und nur als Individuum verschwindet. Es geht aber dies nicht so gar schnell, sondern wird in den meisten Fällen durch Krankheiten oder die Verhältnisse des Alters vorbereitet; nur wo das Centrum der Bewegung, das Herz oder das der Empfindung, das Hirn (und dies auch nur an einigen Stellen) verletzt wird, erfolgt ohne vorhergehende wahrnehmbare Krankheit plötzlich bisweilen der Zustand, der Tod genannt wird. — Herz und Hirn sind es wohl auch eigentlich, von denen der Tod ausgeht; diese sterben zuerst entweder beide zugleich oder eins von beiden; weil aber das wirkliche und vollkommne Aufhören ihrer Thätigkeit nicht so sehr in die Augen fällt, als die Respiration, die vom Herzen und Hirn abhängt, so setzt man willkührlich das Moment des Todes auf den Augenblick, wo der letzte Athemzug bemerkt wird. In den Organen der Empfindung und Bewegung werden deßhalb die Folgen des Todes zuerst sichtbar, die Muskeln strecken sich, und werden steif, Kälte und Blässe verbreiten sich über den ganzen Leichnam, das Auge hat seinen Lebensglanz, der ganze Körper seine Turgescenz verloren. Man kann jedoch aus diesen Veränderungen nicht mit voller Sicherheit schließen, daß der Tod wirklich eingetreten sey, und seine Herrschaft begonnen habe. Denn es lehrt die Erfahrung, daß ein dem beschriebenen äußerlich ganz gleicher Zustand bisweilen nur vorübergehend sey, und es wird derselbe Scheintod oder Asphyxie genannt. Hier ist die Kraft des Hirns und Herzens nicht wirklich zerstört, sondern nur unterdrückt, und man beobachtet diesen Zustand, der wohl mehrere Tage dauern kann, in nervösen Krankheiten, wo er sogar bisweilen kritisch ist, und besonders häufig von Luftentziehung. — Die Unmöglichkeit, den Scheintod von dem wahren zu unterscheiden, macht in plötzlich eingetretenen Fällen der Art Rettungsversuche zur Pflicht, und verbietet das zu schnelle Begraben. Ja die Unmöglichkeit, in jedem Falle mit Gewißheit zu bestimmen, ob und wie weit das Bewußtseyn und die Empfindung unterdrückt seyen, sollte veranlassen, daß die für todt gehaltenen mit mehr Sorgsamkeit und Schonung behandelt würden; es sind Fälle bekannt, daß Scheintodte die Verhandlungen über das Begräbniß u. s. w. mit anhörten, und sich dessen später erinnerten. — Nur erst die nach einigen Tagen eintretende Verwesung ist das sicherste Zeichen des wirklichen Todes. Diese ist aber als die letzte Stoffverwandlung des

Organismus anzusehen, und schließt sich an die reproductiven Functionen, insonders die Excretion an. Der ganze Körper scheidet sich nach und nach aus, und wird in den Erdorganismus aufgenommen. Es beginnt dieselbe in dem Unterleibe und in den Genitalien, indem beide aufgetrieben, locker und weich werden, und sich entfärben, auch die Haut verändert sich, wird hie und da roth, bekommt Blasen, das Blut wird wieder flüssiger, und ergießt sich aus dem Munde, der Nase, den Augen, Ohren und After. Nach und nach zerfallen und entmischen sich dann auch die übrigen Theile, am letzten die harten, die Knochen, Zähne ꝛc. — Im Anfange dieses Herganges entbindet sich Stickgas und Ammonium, bei fortschreitender Fäulniß erhält das Wasserstoffgas im gekohlten, geschwefelten, gephosphorten Zustande die Oberhand, und veranlaßt den heftigen Gestank, so wie auch das Leuchten, das an faulenden Körpern bisweilen beobachtet wird. Zuletzt endlich wird nur kohlensaures Gas ausgeschieden, und es riecht dann der faulende Körper wie frisch aufgegrabne Erde. So bleibt endlich eine fettige, talkgartige Erde, und eine schleimige seifenartige Substanz zurück, die sich dem Humus beimischt, und welche mit den übrigen Excretionsstoffen zur Fruchtbarkeit desselben beiträgt, weil auch in diesen Rückständen des Organismus das Leben noch nicht ganz erloschen ist, sondern vielmehr fortwirkt, und neue, sowohl thierische als vegetabilische Organismen mit sich entstehen läßt und sie erhält. Ein Kreislauf, der unsre ganze Bewunderung verdient! — Ob nun gleich auch die Fäulniß als eine Lebenserscheinung anzusehen ist, so steht sie doch, wie jede andre, unter dem Einflusse der Außenwelt; besonders sind Luft, Wärme und Wasser nöthig, wenn die beschriebnen Veränderungen erfolgen sollen; wo diese Bedingungen fehlen, da verwandelt sich der Körper in Adipocire, eine fettige Wachsmasse, und dies geschieht in viel längerer Zeit, als die gewöhnliche Fäulniß braucht; wo die Feuchtigkeit fehlt, da trocknet zuvörderst der Körper mumienartig ein, so werden die Leichname in den heißen und trocknen Steppen, besonders wenn der Sirocco den Tod herbeigeführt hatte, gefunden. Merkwürdig, obwohl noch nicht gehörig erklärt, sind einige Begräbnißplätze, z. B. der Bleikeller in Bremen dadurch, daß in ihnen der Prozeß der Fäulniß entweder sehr langsam oder gar nicht von Statten geht. Auch ist es bekannt, daß einige Substanzen, z. B. der Gerbestoff und andre, der Fäulniß entgegenwirken, und es gründet sich darauf theils die Erhaltung mancher thierischen Stoffe und die Zubereitung derselben, des Leders z. B., theils auch die Aufbewahrung menschlicher Leichname durch Einbalsamiren. B. P.

Tod (mythol.). Die Erscheinung des Aufhörens der Lebensthätigkeit des Menschen konnte nicht anders, als einen sehr tiefen Eindruck auf die Gemüther der ihn überlebenden machen. So wie sich die Ansichten der Menschen über ihr Verhältniß zur Natur und über die Bestimmung des ewigen Geistes, der sie beseelte, bildeten und änderten, änderte sich auch ihre Vorstellung von dieser Erscheinung, ihren Ursachen und Wirkungen. Die Griechen hatten für den Tod mehrere Gottheiten, die Keres und den Thanatos; jene war die Göttin des Todesgeschicks, die Nothwendigkeit zu sterben; dieser der Zustand des Todes, der natürliche Tod. Der Tod erschien ihnen bald schrecklich, wie er

Der sonntägliche Tätigkeitsbericht des Pfarrers. Der Pfarrer kann Gutes tun, belehren, die Gemeinde ist Richter. Jeder Christenlehre-Katechese ein Thema. Die Gemeinde ist Richter

Landtafeln, die Verzeichnisse der Grundstücke eines Landes, auf denen Hypotheken eingetragen sind. Sie sind in Preußen durch Gesetz vom 5. Mai 1872 eingeführt worden und unterscheiden sich von den Grundbüchern dadurch, daß sie nicht für jedes einzelne Grundstück, sondern für den Besitz einer Person geführt werden. Sie sind also Personalfolien, während die Grundbücher Realfolien sind. Die Landtafeln werden bei den Landgerichten geführt und sind öffentlich. Jeder kann sich also über die Belastung der Grundstücke einer Person unterrichten. Die Landtafeln sind in Abteilungen eingeteilt, und zwar in eine Abteilung für Rittergüter, eine für Bauerngüter und eine für Grundstücke, die weder Rittergüter noch Bauerngüter sind. Jede Abteilung hat ein Hauptbuch und ein Nebenbuch. Im Hauptbuch werden die Grundstücke eingetragen, im Nebenbuch die Hypotheken. Jedes Grundstück erhält eine Nummer, und diese Nummer wird auch im Nebenbuch angegeben. Die Eintragung in die Landtafeln geschieht auf Antrag des Eigentümers oder des Gläubigers. Der Antrag muß schriftlich gestellt werden. Die Eintragung wird vom Landgericht verfügt und vom Landtafelführer vollzogen. Die Eintragung wird mit dem Tage des Eingangs des Antrags wirksam. Die Eintragung wird durch Bekanntmachung im Deutschen Reichsanzeiger und in der Landtafelzeitung veröffentlicht

nicht ein Ding-an-sich gedacht, das dann noch von Sensationen oder Bewußtseinsinhalten unterschieden wäre. Es ist vielmehr gerade das Wesen der Sache, daß sich jene Sensationen gestalten, aus gewissen Sinnesempfindungen, Gefühlen, Vorstellungen, Gedanken, Willensakten usw. Und diese Gestaltung ist eben das Ding, das Objekt, das Gegenstand der Erkenntnis ist.

Wenn wir also sagen, daß wir Sensationen haben, so ist damit schon gesagt, daß wir Dinge haben. Es ist überflüssig, noch eine Brücke zwischen Subjekt und Objekt zu schlagen, wie es Kant mit seinem Ding-an-sich getan hat. Es ist überflüssig, weil es keine Kluft gibt, die zu überbrücken wäre. Es ist überflüssig, weil es sich bei dem Ding-an-sich um eine Vorstellung handelt, die sich nicht vollziehen läßt. Es ist überflüssig, weil es sich bei dem Ding-an-sich um eine Vorstellung handelt, die sich nicht vollziehen läßt, weil sie sinnlos ist. Es ist überflüssig, weil es sich bei dem Ding-an-sich um eine Vorstellung handelt, die sich nicht vollziehen läßt, weil sie sinnlos ist, weil sie Widersprüche enthält. Es ist überflüssig, weil es sich bei dem Ding-an-sich um eine Vorstellung handelt, die sich nicht vollziehen läßt, weil sie sinnlos ist, weil sie Widersprüche enthält, weil sie unmöglich ist. Es ist überflüssig, weil es sich bei dem Ding-an-sich um eine Vorstellung handelt, die sich nicht vollziehen läßt, weil sie sinnlos ist, weil sie Widersprüche enthält, weil sie unmöglich ist, weil sie unvollziehbar ist. Es ist überflüssig, weil es sich bei dem Ding-an-sich um eine Vorstellung handelt, die sich nicht vollziehen läßt, weil sie sinnlos ist, weil sie Widersprüche enthält, weil sie unmöglich ist, weil sie unvollziehbar ist, weil sie unsinnig ist. Es ist überflüssig, weil es sich bei dem Ding-an-sich um eine Vorstellung handelt, die sich nicht vollziehen läßt, weil sie sinnlos ist, weil sie Widersprüche enthält, weil sie unmöglich ist, weil sie unvollziehbar ist, weil sie unsinnig ist, weil sie absurd ist. Es ist überflüssig, weil es sich bei dem Ding-an-sich um eine Vorstellung handelt, die sich nicht vollziehen läßt, weil sie sinnlos ist, weil sie Widersprüche enthält, weil sie unmöglich ist, weil sie unvollziehbar ist, weil sie unsinnig ist, weil sie absurd ist, weil sie widersinnig ist. Es ist überflüssig, weil es sich bei dem Ding-an-sich um eine Vorstellung handelt, die sich nicht vollziehen läßt, weil sie sinnlos ist, weil sie Widersprüche enthält, weil sie unmöglich ist, weil sie unvollziehbar ist, weil sie unsinnig ist, weil sie absurd ist, weil sie widersinnig ist, weil sie unvernünftig ist. Es ist überflüssig, weil es sich bei dem Ding-an-sich um eine Vorstellung handelt, die sich nicht vollziehen läßt, weil sie sinnlos ist, weil sie Widersprüche enthält, weil sie unmöglich ist, weil sie unvollziehbar ist, weil sie unsinnig ist, weil sie absurd ist, weil sie widersinnig ist, weil sie unvernünftig ist, weil sie unvernünftig ist. Es ist überflüssig, weil es sich bei dem Ding-an-sich um eine Vorstellung handelt, die sich nicht vollziehen läßt, weil sie sinnlos ist, weil sie Widersprüche enthält, weil sie unmöglich ist, weil sie unvollziehbar ist, weil sie unsinnig ist, weil sie absurd ist, weil sie widersinnig ist, weil sie unvernünftig ist, weil sie unvernünftig ist, weil sie unvernünftig ist. Es ist überflüssig, weil es sich bei dem Ding-an-sich um eine Vorstellung handelt, die sich nicht vollziehen läßt, weil sie sinnlos ist, weil sie Widersprüche enthält, weil sie unmöglich ist, weil sie unvollziehbar ist, weil sie unsinnig ist, weil sie absurd ist, weil sie widersinnig ist, weil sie unvernünftig ist, weil sie unvernünftig ist, weil sie unvernünftig ist, weil sie unvernünftig ist. Es ist überflüssig, weil es sich bei dem Ding-an-sich um eine Vorstellung handelt, die sich nicht vollziehen läßt, weil sie sinnlos ist, weil sie Widersprüche enthält, weil sie unmöglich ist, weil sie unvollziehbar ist, weil sie unsinnig ist, weil sie absurd ist, weil sie widersinnig ist, weil sie unvernünftig ist, weil sie unvernünftig ist, weil sie unvernünftig ist, weil sie unvernünftig ist, weil sie unvernünftig ist. Es ist überflüssig, weil es sich bei dem Ding-an-sich um eine Vorstellung handelt, die sich nicht vollziehen läßt, weil sie sinnlos ist, weil sie Widersprüche enthält, weil sie unmöglich ist, weil sie unvollziehbar ist, weil sie unsinnig ist, weil sie absurd ist, weil sie widersinnig ist, weil sie unvernünft

Lust und zum Widerspruch, wo sie es vermochte! Schonend- heit war ihre Forderung selten gewesen. Schonend- heit war ihre Forderung selten gewesen. Schonend- heit war ihre Forderung selten gewesen.

Schlesische Provinzialblätter. Im Auftrage des Vereins für die Geschichte Schlesiens herausgegeben von Dr. Wilhelm Wattenbach. Neue Folge. Erster Band. Breslau, Verlag von Wilhelm Gottlieb Korn. 1854. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

Der Verein für die Geschichte Schlesiens hat sich durch die Herausgabe dieser Zeitschrift ein neues Verdienst um die Geschichte des Vaterlandes erworben. Wir können nicht umhin, unsere Freude über das Erscheinen dieses Heftes auszusprechen, und wünschen, daß es dem Verein gelingen möge, die Zeitschrift in der Weise fortzusetzen, wie sie begonnen hat. Wir finden in dem vorliegenden Hefte eine Reihe von Aufsätzen, welche sich durch Gründlichkeit und Gediegenheit auszeichnen, und wir können nicht umhin, einige derselben hervorzuheben. Zuerst ist es der Aufsatz des Herausgebers über die Geschichtsquellen des Bisthums Breslau, welcher uns interessirt hat. Wir finden in demselben eine Reihe von Quellen, welche bisher noch nicht bekannt waren, und welche für die Geschichte des Bisthums Breslau von großer Wichtigkeit sind. Wir können nicht umhin, unsere Freude über das Erscheinen dieses Aufsatzes auszusprechen, und wünschen, daß der Verfasser seine Arbeiten in dieser Weise fortsetzen möge. Ferner ist es der Aufsatz des Herausgebers über die Geschichtsquellen des Bisthums Breslau, welcher uns interessirt hat. Wir finden in demselben eine Reihe von Quellen, welche bisher noch nicht bekannt waren, und welche für die Geschichte des Bisthums Breslau von großer Wichtigkeit sind. Wir können nicht umhin, unsere Freude über das Erscheinen dieses Aufsatzes auszusprechen, und wünschen, daß der Verfasser seine Arbeiten in dieser Weise fortsetzen möge.

Todesurtheils hält der Richter oder der Prediger die Warnungsrede an die Umstehenden. Der letztere darf jedoch niemals Bemerkungen über die peinlichen Gesetze, oder das richterliche Verfahren einmischen. Sodann fragt auch der Scharfrichter gewöhnlich den Richter: ob er das Urtheil nach dessen Willen und pflichtmäßig vollstreckt habe. Hierauf ertheilt der Richter die gesetzmäßige (in der peinlichen Halsgerichtsordnung vorgeschriebene) Antwort. In dem bei der Vollziehung abzuhaltenden Protokoll müssen zur Rechtfertigung des ganzen Verfahrens von dem Gerichtsschreiber die Zeit, die Umstände und die Förmlichkeiten, welche bei der Execution Statt hatten, genau verzeichnet werden. Bei den Römern wurden die Leichname der Hingerichteten gewöhnlich beerdigt. Die Gehängten bleiben in Deutschland meistens am Galgen, die Geräderten werden auf das Rad geflochten, und die Geviertheilten bleiben vor Jedermanns Augen an den vier öffentlichen Landwegen liegen. Doch pflegt man häufig in besser eingerichteten Staaten solche Körper an die Anatomien abzuliefern. Ein Unterrichter kann hierüber indessen nichts entscheiden, noch weniger das Begraben erlauben, wenn es nach den Gesetzen, der ausgemachten Gewohnheit oder nach dem Urtheil nicht Statt finden kann und soll. Die Körper der Enthaupteten werden, wenn das Urtheil nicht ausdrücklich ein Anderes bestimmt, auf dem Richtplatze, oder nicht weit davon in einem gemeinen Sarg eingescharrt. Billig sollte mit dem Tode ein jegliches Verbrechen als abgebüßt betrachtet, und jedem Missethäter, wo keine Anatomien vorhanden sind, ein Begräbniß zugestanden werden. Wenigstens sollten in keinen gebildeten Staaten die Körper solcher Unglücklichen zum Siegeszeichen der strafenden oder irrenden Gerechtigkeit dienen, indem dadurch bloß der Ekel der Vorübergehenden, das Mitleiden mit dem Hingerichteten, der Widerwille gegen die menschliche Rachgier, selten aber Abscheu gegen das Verbrechen erregt werden kann. N. P.

Todi (Maria Francesca), eine der berühmtesten Sängerinnen des achtzehnten Jahrhunderts, geboren zu Lissabon um das Jahr 1748, sang zu London, Paris, Berlin und Petersburg mit außerordentlichem Beifall, bereiste noch in ihren letzten Lebensjahren Italien, Holland und England, und starb 1793 in ihrem Vaterlande. Ihre Stimme war schön, klar und hinreißend, ihr Gesang rein, kunstmäßig und im Adagio ganz vorzüglich. Den Künstlerstolz trieb sie, wie manche ihrer Mitschwestern, bis zur höchsten Ausschweifung.

Todte Hand (nach dem Lateinischen des medii aevi, manus mortua) heißen im deutschen Staats- und bürgerlichen Rechte Klöster, Kirchen, alle Stiftungen und Corporationen, sowohl geistliche als weltliche, die beständig fortdauern, und die, weil ihre von Zeit zu Zeit abgehenden Glieder stets wieder durch andere ersetzt werden, immer als die nämlichen anzusehen sind, und durch keinen Todesfall eine Veränderung erleiden. Doch werden sie nur in Rücksicht der unbeweglichen Güter, die sie besitzen, so genannt. — Etwas an die todte Hand verkaufen, heißt etwas an eine Kirche, Kloster, oder an irgend eine andre geistliche oder weltliche Stiftung verkaufen. Durch diesen Ausdruck werden dergleichen Anstalten lebendigen Personen entgegengesetzt, weil die Güter, die sie einmal an sich gebracht haben, nicht leicht wieder veräußert werden, oder in Handel und Wandel kommen, folglich

für den Staat gleichsam todt und gestorben sind. Es ist auch daher der Verkauf liegender Güter an die todte Hand oder zur todten Hand, als dem gemeinen Wesen nachtheilig, in vielen Ländern eingeschränkt worden, und wird nicht ohne besondere Erlaubniß des Landesherrn gestattet. — Im Lehn-Rechte ist todte Hand die Unfähigkeit des Leibeigenen über seine Habe zu testiren, und das daher folgende Recht, das der Herr hat, aus dem Nachlasse der Leibeigenen oder Gutsunterthanen dasjenige zu fordern, was ihm nach besondern Verträgen, Gesetzen oder Herkommen, von allen Universalerben daraus gebührt. Die Leibeigenen haben todte, d. i. keine freien Hände, über ihre Sachen zu disponiren und zu testiren. Daher pflegte man, um anzuzeigen, daß man in einer Sache uneingeschränkte Befugniß habe, und unter keiner Leibeigenschaft, Hörigkeit oder Curatel stehe, den Zusatz beizufügen, daß man seine schriftlichen Urkunden mit eigner Hand, manu propria, unterschrieben.

Todten-Austragung, (Todtenfest, Tod-Austreiben), ein altes slavisches Fest, das im Monat März, oder zu Anfange des Frühlings, mit welchem die Slaven ihr Jahr anfingen, wie einige glauben, zum Andenken der Verstorbenen gefeiert wurde. Noch jetzt wird in einigen ehemals slavischen Ländern (Lausitz, Böhmen, Schlesien, Polen) am Sonntage Lätare, welcher daher der Todten-Sonntag genannt wird, das Todtenfest mit der fast überall gebräuchlichen Ceremonie gefeiert, daß man einen Strohmann, der den Tod vorstellen soll, in Prozession und mit Gesang durch das Dorf trägt, und ihn endlich vor dem Dorfe in das Wasser wirft, oder verbrennt. Diese Feierlichkeit wird jetzt gewöhnlich nur von Kindern oder jungen Leuten begangen. Ehemals wurde auch in einigen deutschen Ländern, z. B. in Franken, eine ähnliche Ceremonie, jedoch nur von Kindern, gefeiert. Die Meinung, daß diese Sitte eigentlich das Frühlingsfest bedeute, und daß man dadurch anzeigen wollte, der Winter sey nun mit Gewalt verdrängt, hat mehr Wahrscheinlichkeit für sich. Auch die Lieder, die dabei gesungen werden, haben Beziehung auf das Ende des Winters und den Anfang des Frühlings. Daß dieser Gebrauch erst nach Einführung des Christenthums entstanden, und daß das zur Schau herumgetragne Symbol des Todes die Abschaffung des Götzendienstes bedeute, wird dadurch widerlegt, daß diese Ceremonie überall an dem nämlichen Tage gefeiert wird, es aber nicht wahrscheinlich ist, daß der Götzendienst auch überall an dem nämlichen Tage abgeschafft worden seyn möchte (S. Antons Versuch über der ältern Sklaven Ursprung. Leipzig, 2 Th. 1783 — 1789.)

Todtengericht, war bei den alten Ägyptern eine merkwürdige, diesem Volke eigenthümliche Sitte, welche Diodor der Sicilier (B. 1. 92.) beschreibt, die jedoch nicht allgemein üblich, sondern nur auf die Hauptstadt des Reichs, Memphis, beschränkt gewesen zu seyn scheint. Ehe der Leichnam eines Verstorbenen beerdigt werden konnte, versammelten sich an einem bestimmten Orte, nahe bei dem See Möris, über welchen die Leichen in einem besondern Kahne an das jenseitige Ufer übergefahren wurden, vierzig Richter, und es stand Jedermann frei, vor ihnen den Verstorbenen anzuklagen. Fanden die Richter die Anklage gegründet, hatte besonders der Verstorbene Schulden hinterlassen, so

wurde ihm das gewöhnliche ehrliche Begräbniß verweigert, und die Verwandten mußten die Leiche bei sich in der Stille beisetzen. Wurde hingegen von dem Verstorbenen viel Rühmliches gesagt, und wurden die wider ihn angebrachten Klagen als falsch befunden, so wurden die Ankläger bestraft, und die Beerdigung geschah mit aller Feierlichkeit. Diesem Todtengerichte waren nicht bloß Privatpersonen, sondern die Könige selbst unterworfen. Eine vortreffliche Einrichtung, zur Tugend aufzumuntern und vom Laster abzuschrecken! — Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Griechen ihre Dichtungen von der Unterwelt, von den Höllenrichtern, dem Charon ꝛc. von dieser Sitte entlehnt haben. — In England gibt es eine andere Art des Todtengerichts. Es ist nämlich ein eigner königlicher Beamter, Coroner, angestellt, dessen Geschäft es ist, die Veranlassung eines jeden gewaltsamen Todes, er möge durch Selbstmord oder durch fremde Hand verursacht worden seyn, zu untersuchen. Zu diesem Behuf muß der Coroner jedesmal eine Jury von 12 Personen (Geschworne) versammeln, die dann über den vorliegenden Fall entscheiden. Bei den in England so häufigen Selbstmorden ist diese Einrichtung sehr nothwendig.

Todtenkopf (sphinx atropos Linn.), ein schöner Schmetterling, der besonders auf Jasmin sich gern aufhält; er hat seinen Namen von der, einem Todtenkopfe ähnlichen Zeichnung, die sich auf seinen Schultern findet. — Todtenkopf (caput mortuum, téte morte) diesen Namen gaben und geben noch jetzt die Chemiker dem feuerbeständigen Rückstande, welcher in der Retorte bleibt, nachdem alles Flüchtige durch die Destillation hinweggetrieben worden ist. (S. d. Art. Caput mortuum).

Todtentanz nennt man eine Reihe von Gemählden, Menschen aus allen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft darstellend, denen sich der Tod unter verschiedenen Gestalten, und unter den verschiedenen Wirkungen naht, die er auf das Gemüth eines jeden in Folge seiner Lebensverhältnisse machen muß. Man findet dergleichen oft auf den catholischen Begräbnißplätzen. Der berühmteste ist der Todtentanz auf einer Mauer des Predigerkirchhofes in der Vorstadt St. Johann zu Basel, der schon früher durch Uebertreichen sehr verdorben worden war, und nun ganz zerstört ist. Durch Mißverständniß hatte man dieses Gemählde für das Werk des berühmten Hanns Holbein gehalten. Allein es ist schon längst bewiesen worden, daß dieser Todtentanz fast 60 Jahre vorher, ehe Holbein geboren wurde, zum Andenken der Pest, welche 1431 zu Basel während der Kirchenversammlung daselbst herrschte, gemacht worden. Man hielt in der Folge einen Mahler, Glauber, dessen Name auf einer der Figuren stand, für den Verfertiger desselben. Dieses Gemählde enthielt gegen 60 Figuren in Lebensgröße. Es ist von Joas Dennecker (Augsburg 1544), und von Matthäus Merian dem ältern (1621) in 44 Blättern in Kupfer gestochen worden; die neueste Ausgabe von Merians Werke ist 1726 erschienen. Auf der öffentlichen Bibliothek zu Basel ist eine Copie dieses Gemähldes vorhanden. Holbein hat vielleicht von diesem Gemählde die erste Idee zu seinem Todtentanze genommen, von welchem die Originalzeichnungen in das Cabinet der Kaiserin von Rußland, Catharine II., gekommen sind. Einige wollen behaupten, daß Holbein selbst diese Zeichnungen in Holz geschnitten habe. Der neueste Stich dieses holbeinschen Todtentan-

auf 3 Monate Haft, die Verurteilung des Pfarrers Lic. Schmidt-Berlin auf 1 Monat Gefängnis. Die Strafe wurde sofort vollstreckt.

Tragedy (from Greek: τραγῳδία, tragōidía) is a form of drama based on human suffering that evokes an emotional response from the audience. Tragedy has been a part of Western culture since the emergence of ancient Greek drama, and continues to be performed in contemporary theatre. Tragedy, alongside comedy, satyr play, and the dithyramb, was performed at festivals celebrating the god Dionysus. Aristotle's Poetics, the earliest surviving work of dramatic theory, was largely devoted to the analysis of tragedy. Aristotle's definition of tragedy has been the subject of much debate, but he is generally understood to have argued that tragedy is a mimesis of a serious action, with a beginning, middle, and end, which arouses pity and fear in the audience, and that the purpose of tragedy is to achieve a catharsis of these emotions.

Tragedy is one of the three principal genres of literature, alongside comedy and epic poetry. Tragedy has been a part of Western culture since the emergence of ancient Greek drama, and continues to be performed in contemporary theatre. Tragedy, alongside comedy, satyr play, and the dithyramb, was performed at festivals celebrating the god Dionysus. Aristotle's Poetics, the earliest surviving work of dramatic theory, was largely devoted to the analysis of tragedy. Aristotle's definition of tragedy has been the subject of much debate, but he is generally understood to have argued that tragedy is a mimesis of a serious action, with a beginning, middle, and end, which arouses pity and fear in the audience, and that the purpose of tragedy is to achieve a catharsis of these emotions.

Tragedy is one of the three principal genres of literature, alongside comedy and epic poetry. Tragedy has been a part of Western culture since the emergence of ancient Greek drama, and continues to be performed in contemporary theatre. Tragedy, alongside comedy, satyr play, and the dithyramb, was performed at festivals celebrating the god Dionysus. Aristotle's Poetics, the earliest surviving work of dramatic theory, was largely devoted to the analysis of tragedy. Aristotle's definition of tragedy has been the subject of much debate, but he is generally understood to have argued that tragedy is a mimesis of a serious action, with a beginning, middle, and end, which arouses pity and fear in the audience, and that the purpose of tragedy is to achieve a catharsis of these emotions.

Tragedy is one of the three principal genres of literature, alongside comedy and epic poetry. Tragedy has been a part of Western culture since the emergence of ancient Greek drama, and continues to be performed in contemporary theatre. Tragedy, alongside comedy, satyr play, and the dithyramb, was performed at festivals celebrating the god Dionysus. Aristotle's Poetics, the earliest surviving work of dramatic theory, was largely devoted to the analysis of tragedy. Aristotle's definition of tragedy has been the subject of much debate, but he is generally understood to have argued that tragedy is a mimesis of a serious action, with a beginning, middle, and end, which arouses pity and fear in the audience, and that the purpose of tragedy is to achieve a catharsis of these emotions.

Tragedy is one of the three principal genres of literature, alongside comedy and epic poetry. Tragedy has been a part of Western culture since the emergence of ancient Greek drama, and continues to be performed in contemporary theatre. Tragedy, alongside comedy, satyr play, and the dithyramb, was performed at festivals celebrating the god Dionysus. Aristotle's Poetics, the earliest surviving work of dramatic theory, was largely devoted to the analysis of tragedy. Aristotle's definition of tragedy has been the subject of much debate, but he is generally understood to have argued that tragedy is a mimesis of a serious action, with a beginning, middle, and end, which arouses pity and fear in the audience, and that the purpose of tragedy is to achieve a catharsis of these emotions.

Ich hatte mich in Gedanken mit dem Gedanken beschäftigt, daß ich nicht mehr lange leben würde, und ich hatte mich dabei ganz ruhig gefunden. Ich hatte mich auch gefragt, ob ich Angst hätte, und ich hatte diese Frage verneint. Ich hatte mich gefragt, ob ich Mut hätte, und ich hatte diese Frage bejaht. Ich hatte mich gefragt, ob ich Feigheit hätte, und ich hatte diese Frage verneint. Ich hatte mich gefragt, ob ich Tapferkeit hätte, und ich hatte diese Frage bejaht. Ich hatte mich gefragt, ob ich Ehrgeiz hätte, und ich hatte diese Frage verneint. Ich hatte mich gefragt, ob ich Bescheidenheit hätte, und ich hatte diese Frage bejaht. Ich hatte mich gefragt, ob ich Eitelkeit hätte, und ich hatte diese Frage verneint. Ich hatte mich gefragt, ob ich Demut hätte, und ich hatte diese Frage bejaht. Ich hatte mich gefragt, ob ich Stolz hätte, und ich hatte diese Frage verneint. Ich hatte mich gefragt, ob ich Hochmut hätte, und ich hatte diese Frage bejaht. Ich hatte mich gefragt, ob ich Neid hätte, und ich hatte diese Frage verneint. Ich hatte mich gefragt, ob ich Mitleid hätte, und ich hatte diese Frage bejaht. Ich hatte mich gefragt, ob ich Grausamkeit hätte, und ich hatte diese Frage verneint. Ich hatte mich gefragt, ob ich Barmherzigkeit hätte, und ich hatte diese Frage bejaht. Ich hatte mich gefragt, ob ich Zorn hätte, und ich hatte diese Frage verneint. Ich hatte mich gefragt, ob ich Sanftmut hätte, und ich hatte diese Frage bejaht. Ich hatte mich gefragt, ob ich Trägheit hätte, und ich hatte diese Frage verneint. Ich hatte mich gefragt, ob ich Fleiß hätte, und ich hatte diese Frage bejaht. Ich hatte mich gefragt, ob ich Unmäßigkeit hätte, und ich hatte diese Frage verneint. Ich hatte mich gefragt, ob ich Mäßigkeit hätte, und ich hatte diese Frage bejaht. Ich hatte mich gefragt, ob ich Unkeuschheit hätte, und ich hatte diese Frage verneint. Ich hatte mich gefragt, ob ich Keuschheit hätte, und ich hatte diese Frage bejaht. Ich hatte mich gefragt, ob ich Falschheit hätte, und ich hatte diese Frage verneint. Ich hatte mich gefragt, ob ich Wahrhaftigkeit hätte, und ich hatte diese Frage bejaht. Ich hatte mich gefragt, ob ich Heuchelei hätte, und ich hatte diese Frage verneint. Ich hatte mich gefragt, ob ich Aufrichtigkeit hätte, und ich hatte diese Frage bejaht. Ich hatte mich gefragt, ob ich Lüge hätte, und ich hatte diese Frage verneint. Ich hatte mich gefragt, ob ich Wahrheitsliebe hätte, und ich hatte diese Frage bejaht. Ich hatte mich gefragt, ob ich Diebstahl hätte, und ich hatte diese Frage verneint. Ich hatte mich gefragt, ob ich Ehrlichkeit hätte, und ich hatte diese Frage bejaht. Ich hatte mich gefragt, ob ich Mord hätte, und ich hatte diese Frage verneint. Ich hatte mich gefragt, ob ich Lebensliebe hätte, und ich hatte diese Frage bejaht. Ich hatte mich gefragt, ob ich Selbstmord hätte, und ich hatte diese Frage verneint. Ich hatte mich gefragt, ob ich Todesverachtung hätte, und ich hatte diese Frage bejaht. Ich hatte mich gefragt, ob ich Feigheit hätte, und ich hatte diese Frage verneint. Ich hatte mich gefragt, ob ich Tapferkeit hätte, und ich hatte diese Frage bejaht. Ich hatte mich gefragt, ob ich Ehrgeiz hätte, und ich hatte diese Frage verneint. Ich hatte mich gefragt, ob ich Bescheidenheit hätte, und ich hatte diese Frage bejaht. Ich hatte mich gefragt, ob ich Eitelkeit hätte, und ich hatte diese Frage verneint. Ich hatte mich gefragt, ob ich Demut hätte, und ich hatte diese Frage bejaht. Ich hatte mich gefragt, ob ich Stolz hätte, und ich hatte diese Frage verneint. Ich hatte mich gefragt, ob ich Hochmut hätte, und ich hatte diese Frage bejaht. Ich hatte mich gefragt, ob ich Neid hätte, und ich hatte diese Frage verneint. Ich hatte mich gefragt, ob ich Mitleid hätte, und ich hatte diese Frage bejaht. Ich hatte mich gefragt, ob ich Grausamkeit hätte, und ich hatte diese Frage verneint. Ich hatte mich gefragt, ob ich Barmherzigkeit hätte, und ich hatte diese Frage bejaht. Ich hatte mich gefragt, ob ich Zorn hätte, und ich hatte diese Frage verneint. Ich hatte mich gefragt, ob ich Sanftmut hätte, und ich hatte diese Frage bejaht. Ich hatte mich gefragt, ob ich Trägheit hätte, und ich hatte diese Frage verneint. Ich hatte mich gefragt, ob ich Fleiß hätte, und ich hatte diese Frage bejaht. Ich hatte mich gefragt, ob ich Unmäßigkeit hätte, und ich hatte diese Frage verneint. Ich hatte mich gefragt, ob ich Mäßigkeit hätte, und ich hatte diese Frage bejaht. Ich hatte mich gefragt, ob ich Unkeuschheit hätte, und ich hatte diese Frage verneint. Ich hatte mich gefragt, ob ich Keuschheit hätte, und ich hatte diese Frage bejaht. Ich hatte mich gefragt, ob ich Falschheit hätte, und ich hatte diese Frage verneint. Ich hatte mich gefragt, ob ich Wahrhaftigkeit hätte, und ich hatte diese Frage bejaht. Ich hatte mich gefragt, ob ich Heuchelei hätte, und ich hatte diese Frage verneint. Ich hatte mich gefragt, ob ich Aufrichtigkeit hätte, und ich hatte diese Frage bejaht. Ich hatte mich gefragt, ob ich Lüge hätte, und ich hatte diese Frage verneint. Ich hatte mich gefragt, ob ich Wahrheitsliebe hätte, und ich hatte diese Frage bejaht. Ich hatte mich gefragt, ob ich Diebstahl hätte, und ich hatte diese Frage verneint. Ich hatte mich gefragt, ob ich Ehrlichkeit hätte, und ich hatte diese Frage bejaht. Ich hatte mich gefragt, ob ich Mord hätte, und ich hatte diese Frage verneint. Ich hatte mich gefragt, ob ich Lebensliebe hätte, und ich hatte diese Frage bejaht. Ich hatte mich gefragt, ob ich Selbstmord hätte, und ich hatte diese Frage verneint. Ich hatte mich gefragt, ob ich Todesverachtung hätte, und ich hatte diese Frage bejaht.

weiblichen Putz- gehören, auch der Putz- oder Nacht-Tisch selbst. Daher wird Toiletten-Stütze (pilier de toilette), im Scherz ein Mensch genannt, der sich gewöhnlich bei der Toilette einer Dame einfindet. Endlich versteht man unter Toilette auch alles und jedes, was zu einem ordentlichen Anzuge gehört; daher der Ausdruck, seine Toilette machen (sich ordentlich und wie es sich gehört, anziehen).

Toise ein Maß, das besonders im Königreich Frankreich üblich, jedoch auch in andern Ländern, als Längenbestimmung bekannt ist, und 6 Fuß oder 3 Ellen hält. P. S.

Tökôly (Emmerich Graf von), ein edler Ungar, berühmt durch seine Anstrengungen, sein Vaterland von österreichischer Herrschaft zu befreien, war der Sohn Stephans, Grafen Tökôly, eines lutherischen Edelmanns, der sich nach der Hinrichtung des Grafen Zrini und anderer ungarischen Edelleute, die einer Verschwörung gegen Oesterreich sich schuldig gemacht hatten, an die Spitze der Mißvergnügten stellte. Der General Heister wurde gegen ihn geschickt, und Tökôly zog sich in sein Schloß Kas zurück, wo er belagert ward. Er starb während dieser Belagerung, nachdem er noch vorher so glücklich gewesen war, seinem Sohn, damals 15 Jahr alt, zur Flucht aus dem Schlosse zu verhelfen. Emmerich Tökôly ging nach Siebenbürgen, wo er sich bei dem dortigen Fürsten durch seinen Muth und sein Betragen so beliebt machte, daß derselbe ihm den Oberbefehl über ein Corps Truppen, welches er den ungarischen Mißvergnügten zu Hülfe sandte, übertrug. Die letztern wählten ihn 1678 zu ihrem Oberfeldherrn, und fest entschlossen, nicht eher zu ruhen, bis er sein Vaterland von der deutschen Herrschaft befreiet habe, brach er mit einer sich täglich verstärkenden Armee in Oberungarn ein, eroberte mehrere Festungen und die Bergstädte, ließ Mähren durch eine Abtheilung seiner Truppen verwüsten, und drang, von Frankreich und der Pforte unterstützt, sogar bis in Oberösterreich vor. Der Kaiser half zwar einigen Beschwerden auf dem Reichstage zu Oedenburg 1681 ab, aber Tökôly setzte seinen Widerstand fort, begab sich in den Schutz Sultan Muhameds IV. und wurde von diesem 1682 zum Könige von Ungarn erklärt. Ein Krieg zwischen dem Kaiser und der Pforte war hiervon die Folge, worin die Türken sogar 1683 bis Wien vordrangen, und diese Kaiserstadt belagerten, aber bald gänzlich geschlagen wurden. Der Großvezier wollte die Schuld des ganzen Unglücks auf Tökôly schieben, dieser reiste jedoch selbst nach Adrianopel, und bewies dem Sultan seine Unschuld so klar, daß man ihm allen Schutz verhieß, und den Großvezier strangulirte. Tökôly selbst setzte den Krieg unglücklich gegen die Kaiserlichen fort, verlor mehrere entscheidende Schlachten, wurde deßhalb 1685 von den Türken gefangen genommen, und das Heer der Mißvergnügten zerstreute sich. Er erhielt, als unschuldig, seine Freiheit wieder, aber von seinen Anhängern verlassen, konnte er nichts Erhebliches ausrichten. Das Glück lächelte ihm aufs neue, da er von der Pforte zum Fürsten von Siebenbürgen bestimmt wurde. Er drang in dies Land ein, schlug den kaiserlichen General Heusler und wurde von den Siebenbürgern wirklich zum Fürsten erwählt; allein der Markgraf Ludwig von Baden vertrieb ihn wieder. So war er unaufhörlich den Launen, bald der Pforte, bald des Schicksals, Preis gegeben, wurde in Ketten

nach Ehrenfeld gefahren, und zwischen dem Bahnhof und der Station Ehrenfeld-Süd hat sich der Unfall ereignet. Der Zug, der aus 12 Wagen besteht, ist nach Aussage des Zugführers Schmitz mit einer Geschwindigkeit von 30 Kilometern in der Stunde gefahren. Plötzlich hat er einen heftigen Stoß verspürt, der ihn veranlaßte, sofort die Bremsen anzuziehen. Der Zug ist dann noch ungefähr 100 Meter weitergefahren, bevor er zum Stehen kam. Der Zugführer ist sofort ausgestiegen, konnte aber an der Lokomotive keine Beschädigungen feststellen. Er hat dann den Zug abgesucht und dabei festgestellt, daß der Wagen 3 entgleist war. Er hat sofort die Bremsen angezogen, damit der Zug nicht weiterrollt. Dann ist er zum Stellwerk gegangen und hat dem Fahrdienstleiter Bescheid gesagt. Dieser hat sofort die Strecke gesperrt und den Unfall gemeldet. Der Lokomotivführer Müller hat ebenfalls einen heftigen Stoß verspürt, der ihn veranlaßte, sofort die Bremsen anzuziehen. Der Zug ist dann noch ungefähr 100 Meter weitergefahren, bevor er zum Stehen kam. Der Lokomotivführer ist sofort ausgestiegen, konnte aber an der Lokomotive keine Beschädigungen feststellen. Er hat dann den Zug abgesucht und dabei festgestellt, daß der Wagen 3 entgleist war. Er hat sofort die Bremsen angezogen, damit der Zug nicht weiterrollt. Dann ist er zum Stellwerk gegangen und hat dem Fahrdienstleiter Bescheid gesagt. Dieser hat sofort die Strecke gesperrt und den Unfall gemeldet.

Verschiedenes

Der Kölner Verein für Naturkunde veranstaltet einen Vortrag über „Die Vögel unserer Heimat“. Der Vortrag findet am Donnerstag, dem 12. Januar, um 20 Uhr im Hörsaal des Zoologischen Instituts der Universität zu Köln statt. Es sprechen Professor Dr. Hans Meier und Dr. Ernst Schulz. Eintritt frei.

Der Kölner Verein für Naturkunde veranstaltet einen Vortrag über „Die Vögel unserer Heimat“. Der Vortrag findet am Donnerstag, dem 12. Januar, um 20 Uhr im Hörsaal des Zoologischen Instituts der Universität zu Köln statt. Es sprechen Professor Dr. Hans Meier und Dr. Ernst Schulz. Eintritt frei.

Corps an der Weichsel. Nach der Schlacht bei Lützen (2. Mai 1813) wurde ihm das Obercommando über die russischen, preußischen und schwedischen Truppen übertragen, und er führte sie zum Siege bei Leipzig. Sein Kaiser erhob ihn zur Belohnung zum Fürsten Barclay de Tolly. Er ging nun mit der russischen Hauptarmee durch die Schweiz nach Frankreich. Am 30. May befand er sich mit den übrigen alliirten Armeen unter den Mauern von Paris, wo er am 31 April dort ein. Der Kaiser Alexander ernannte ihn an diesem Tage zum Generalfeldmarschall. Im Juli 1814 ging er mit der russischen Armee aus Frankreich zurück, und nahm sein Hauptquartier zu Warschau. Am Ende des Jahres 1814 wurde, auf Befehl des Kaisers, das russische Heer in zwei Armeen getheilt. Ueber die nördliche erhielt Barclai de Tolly das Obercommando, über die südliche der General Benningsen. Als im J. 1815 die Rückkehr Napoleons, und die dadurch in Frankreich bewirkte Revolution die Ruhe Europa's aufs neue bedrohte, ließ der Kaiser Alexander seine Truppen gegen den gemeinschaftlichen Feind marschiren. Mit einer Armee von 200,000 Mann ging der Feldmarschall Barclai de Tolly in schnellen Märschen aus Polen nach dem Rhein und drang in Frankreich ein. Die ausgezeichnete gute Mannszucht, welche die russischen Truppen unter seinen Befehlen in diesem Lande beobachteten, wurde sehr gerühmt. Das Hauptquartier des Feldmarschalls war anfangs zu Chalons an der Marne, in der Champagne, später in dem nicht weit davon entfernten Städtchen Vertus. In der dasigen großen Ebene, den durch die Niederlage des Attila (im J. 451) berühmt gewordenen catalaunischen Feldern, hielt der Kaiser Alexander am 10. Sept. 1815 eine, in ihrer Art einzige Musterung über seine, unter Barclai de Tolly's Befehl hier aufgestellte, 150,000 Mann starke, Armee. Am folgenden Tage fand eine große religiöse, tiefen Eindruck erregende Ceremonie Statt, welche Frau von Krüdener in einer eignen Schrift: le Camp de Vertus, geschildert hat. Der Kaiser Alexander erhob bei dieser Gelegenheit den Feldmarschall Barclai de Tolly in den Fürstenstand. Auch der König von Frankreich bewies ihm seine Erkenntlichkeit, und gab ihm, bei einem Besuche in Paris, das Commandeurkreuz des Ludwigsordens. Da bald nachher der größte Theil der russischen Armee zurückkehrte, so ging auch Barclai de Tolly im October nach Rußland zurück. Die Verfügungen, die er in Rücksicht des Unterhalts der Truppen zur Erleichterung der Einwohner derjenigen Länder, durch welche der Rückmarsch ging, veranstaltete, haben ihm ein ehrenvolles Andenken gestiftet. Im Februar 1817 kam der Fürst Barclai de Tolly auf kurze Zeit nach Petersburg. Ihm zu Ehren fand eine Galaparade der in der Hauptstadt und der Umgegend garnisonirenden Truppen Statt. Mit Auszeichnungen überhäuft, und auf Kosten des Hofes bewirthet, kehrte der Fürst nach Mohilew zurück, wo, nach der neuen, ausgedehnten Dislocation der russischen Armee nach dem jetzigen Friedens-Etablissement, sein Hauptquartier blieb.

Tombäck ist eine Metallmischung von röthlichgelber Farbe. Die Siamer werden für die ersten Erfinder desselben gehalten und nehmen das beste chinesische Kupfer und Gold dazu, schätzen es auch höher als Gold. In Europa ward es erst im 17ten Jahrhundert durch eine Gesandtschaft, die von dort an Ludwig XIV.

schaft wurde, Anfangs gut aufgenommen. In der wandelbaren Gunst der Menge lag aber schon der Keim zu dem Umschwung, der sich bald vollziehen sollte. Die Kaiserin Josephine, welche sich in Mailand befand, als Napoleon dort einzog, hatte sich durch ihre Liebenswürdigkeit die Herzen der Mailänder im Sturm erobert. Sie war es, welche Napoleon bei seinem Einzug in Mailand mit dem Lorbeerkranz krönte, und sie war es, welche ihm die Herzen der Mailänder zuführte. Napoleon selbst hatte sich in Mailand nicht beliebt gemacht. Er hatte sich mit Pomp und Prunk umgeben, hatte sich in Mailand wie ein Fürst benommen, und das Volk, das ihn anfangs mit Jubel begrüßt hatte, fing an, ihn zu hassen. Er

Schwarz-Schilling, Christian Heinrich Wilhelm, * 1824, † 1905, Komponist, Musikschriftsteller und Musikpädagoge, 1851 Lehrer am Seminar in Friedberg, 1852 Musikdirektor in Mainz, 1865 Gründer und Leiter des Mainzer Gesangvereins, 1877 Gründer und Leiter des Mainzer Musikvereins, 1878 Gründer und Leiter der Mainzer Musikschule, 1880 Gründer und Leiter der Mainzer Singakademie, 1882 Gründer und Leiter der Mainzer Liedertafel, 1883 Gründer und Leiter der Mainzer Musikschule, 1884 Gründer und Leiter der Mainzer Singakademie, 1885 Gründer und Leiter der Mainzer Liedertafel, 1886 Gründer und Leiter der Mainzer Musikschule, 1887 Gründer und Leiter der Mainzer Singakademie, 1888 Gründer und Leiter der Mainzer Liedertafel, 1889 Gründer und Leiter der Mainzer Musikschule, 1890 Gründer und Leiter der Mainzer Singakademie,

daher auch ein Ton oft so viel als das Intervall eines ganzen Tons heißt) besteht, und man in derselben nie in kleinern, als halben Tönen, auch nie durch zwei halbe Töne hintereinander fortschreitet. Da nun die alten die Halbtöne (Semitonia) cis, dis, fis, gis in ihr System noch nicht aufgenommen hatten, und die Tonleiter, oder die fortschreitende Reihe der acht Töne der Octave (welche man vom Grundton an aufwärts durch Zahlen bezeichnet und benennt, z. B. Secunde, Terz ꝛc.) etwa folgende war:

C D E F G A b B c

indem die siebente Stufe einen doppelten Ton (klein und groß B) hatte, woraus späterhin aus Irrthum H geworden ist, so erhielten sie dadurch 2 Hauptarten oder modos des Klanggeschlechts, nämlich die harte und die weiche (in einem andern Sinne reden wir von einer harten oder weichen Tonart. Siehe weiter unten). Wird nämlich an der Doppelsuite B der höhere Ton (jetzt h) genommen, so heißt der Gesang hart (cantus durus), wird der tiefere genommen, so entsteht der weiche Gesang (cantus mollis). Da man nun jeden der 7 Töne der Octave zum Grundton (tonica) — auch dieser wird oft der Ton schlechthin genannt, wenn man sagt ein Stück gehe aus dem oder jenem Ton — nehmen kann, und hierbei die halben Töne des diatonischen Systems immer eine verschiedene Lage erhalten, so entstehen daraus 7 verschiedene Tonarten. Die alten Kirchensänger, welche in ihrer Melodie die Gränzen einer Octave nicht überschreiten durften, erhielten dadurch, daß sie bald von dem Grundton zur Quinte und Octave, bald von der Quinte des Grundtons (Dominante) zur Octave und Duodecime aufstiegen, eine Verdoppelung ihrer Tonarten, nämlich die authentische und plagalische. Hätte nun jeder Ton ihres Systems seine reine Quinte und Quarte gehabt, so würden in allem 14 Tonarten, nämlich 7 authentische und 7 plagalische gewesen seyn, weil aber dem H die Quinte, dem F die Quarte fehlte, so konnte jener nur plagalisch, dieser nur authentisch seyn, daher überhaupt nur 12, nämlich 6 authentische und 6 plagalische Tonarten der alten Kirchenmusik, davon jede einen eigenthümlichen Charakter hatte. Jede dieser sogenannten Tonarten der Alten, oder sogenannten Kirchentöne, hatte ihren eigenen griechischen Namen, und sie sind in folgender Uebersicht enthalten:

Auth.	d e f g a h c̄ d̄	dorische	Tonart.
Plag.	A H c d e f g a	hypodorische	
Auth.	e f g a h c̄ d̄ ē	phrygische	
Plag.	h c d e f g a h c̄	hypophrygische	
Auth.	f g a h c̄ d̄ ē f̄	lydische	
Plag.	c d e f g a h c̄	hypolydische	
Auth.	g a h c̄ d̄ ē f̄ ḡ a̅	mylolydische	
Plag.	d e f g a h c̄ d̄	hypomylolydische	

Sch. ausgezeichnete dritte
Sch. ausgezeichnete zweite
Sch. ausgezeichnete erste
Sch. ausgezeichnete Ehrenmedaille

Die Schule soll nicht Übungsschule in hohen Tönen sein. Wenn sie aber Übungsschule in hohen Tönen ist, dann ist sie es nicht in Ehren

Tonkunst habe als Ton diejenige Eigenschaft des Schalles, wo-
durch sich derselbe bestimmt und messen lasse, und den Schall
selbst, in so fern er diese Eigenschaft besitze, definirt. Diese
Definition ist aber nicht richtig, weil sie nicht alle Töne umfasst.
Es giebt nämlich Töne, welche sich nicht messen lassen, und
doch Töne sind, z. B. die Töne der Saiten, welche nicht
gleichförmig dick sind, und die Töne der Glocken. Ferner
giebt es Töne, welche sich messen lassen, und doch keine Töne
sind, z. B. die Töne der Pfeifen, welche nicht gleichförmig
dick sind. Endlich giebt es Töne, welche sich messen lassen,
und auch Töne sind, z. B. die Töne der Saiten, welche gleich-
förmig dick sind. Diese Definition ist also nicht richtig.

Töne, welche sich messen lassen, und auch Töne sind, z. B. die Töne der Saiten, welche gleichförmig dick sind.

Tonleiter, Tonreihe, Tonskala, Tonstufenfolge, Scala, Gamme, Echelle, Diagramme, Diagramma, Diagramme, Diagramma, Diagramme, Diagramma

The first Table is the Alphabet of Capitals.

A	B	C	D	E	F	G	H	I	K	L	M	N	O	P	Q	R	S	T	V	W	X	Y	Z	J	U	

The second Table is the Alphabet of Small Letters.

a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	v	w	x	y	z	j	u	

The third Table is the Alphabet of Numbers.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	0

The fourth Table is the Alphabet of Points.

.	:	;	,	?	!	-	(	)	'	"	=	+	/	&	$	£	@	¶	§	†	‡	‖	∥	∣	¦	

The fifth Table is the Alphabet of Greek Letters.

Α	Β	Γ	Δ	Ε	Ζ	Η	Θ	Ι	Κ	Λ	Μ	Ν	Ξ	Ο	Π	Ρ	Σ	Τ	Υ	Φ	Χ	Ψ	Ω			

The sixth Table is the Alphabet of Hebrew Letters.

א	ב	ג	ד	ה	ו	ז	ח	ט	י	כ	ל	מ	נ	ס	ע	פ	צ	ק	ר	ש	ת					

The seventh Table is the Alphabet of Roman Letters.

A	B	C	D	E	F	G	H	I	K	L	M	N	O	P	Q	R	S	T	V	W	X	Y	Z	J	U	

The eighth Table is the Alphabet of Italick Letters.

A	*B*	*C*	*D*	*E*	*F*	*G*	*H*	*I*	*K*	*L*	*M*	*N*	*O*	*P*	*Q*	*R*	*S*	*T*	*V*	*W*	*X*	*Y*	*Z*	*J*	*U*	

The ninth Table is the Alphabet of Italick Small Letters.

a	*b*	*c*	*d*	*e*	*f*	*g*	*h*	*i*	*k*	*l*	*m*	*n*	*o*	*p*	*q*	*r*	*s*	*t*	*v*	*w*	*x*	*y*	*z*	*j*	*u*	

The tenth Table is the Alphabet of Italick Numbers.

1	*2*	*3*	*4*	*5*	*6*	*7*	*8*	*9*	*0*

The eleventh Table is the Alphabet of Italick Points.

.	*:*	*;*	*,*	*?*	*!*	*-*	*(*	*)*	*'*	*"*	*=*	*+*	*/*	*&*	*$*	*£*	*@*	*¶*	*§*	*†*	*‡*	*‖*	*∥*	*∣*	*¦*	

The twelfth Table is the Alphabet of Italick Greek Letters.

Α	*Β*	*Γ*	*Δ*	*Ε*	*Ζ*	*Η*	*Θ*	*Ι*	*Κ*	*Λ*	*Μ*	*Ν*	*Ξ*	*Ο*	*Π*	*Ρ*	*Σ*	*Τ*	*Υ*	*Φ*	*Χ*	*Ψ*	*Ω*			

The thirteenth Table is the Alphabet of Italick Hebrew Letters.

א	*ב*	*ג*	*ד*	*ה*	*ו*	*ז*	*ח*	*ט*	*י*	*כ*	*ל*	*מ*	*נ*	*ס*	*ע*	*פ*	*צ*	*ק*	*ר*	*ש*	*ת*					

The fourteenth Table is the Alphabet of Italick Roman Letters.

A	*B*	*C*	*D*	*E*	*F*	*G*	*H*	*I*	*K*	*L*	*M*	*N*	*O*	*P*	*Q*	*R*	*S*	*T*	*V*	*W*	*X*	*Y*	*Z*	*J*	*U*	

The fifteenth Table is the Alphabet of Double Letters.

æ	Æ	œ	Œ	ff	fi	fl	ffi	ffl	ſt	st	&	ct	ſi	ſl	ch	ck	ll	ſſ	ſſi	ſſl	tz	Qu	qu			

The sixteenth Table is the Alphabet of Old Letters.

ſ	ß	ſs	ſz	ſh	ſk	ſp	ſt	ſſ	ſſi	ſſl	ſi	ſl	ch	ck	ll	tz	Qu	qu								

Fig. 1. Fig. 2.

Fig. 3. Fig. 4.

Fig. 5. Fig. 6.

Fig. 7. Fig. 8.

Fig. 9. Fig. 10.

Fig. 11. Fig. 12.

Fig. 13. Fig. 14.

Fig. 15. Fig. 16.

Fig. 17. Fig. 18.

Fig. 19. Fig. 20.

Fig. 21. Fig. 22.

Fig. 23. Fig. 24.

Fig. 25. Fig. 26.

Fig. 27. Fig. 28.

Fig. 29. Fig. 30.

Fig. 31. Fig. 32.

Fig. 33. Fig. 34.

Fig. 35. Fig. 36.

Fig. 37. Fig. 38.

Fig. 39. Fig. 40.

Fig. 41. Fig. 42.

Fig. 43. Fig. 44.

Fig. 45. Fig. 46.

Fig. 47. Fig. 48.

Fig. 49. Fig. 50.

Fig. 51. Fig. 52.

Fig. 53. Fig. 54.

Fig. 55. Fig. 56.

Fig. 57. Fig. 58.

Fig. 59. Fig. 60.

Fig. 61. Fig. 62.

Fig. 63. Fig. 64.

Fig. 65. Fig. 66.

Fig. 67. Fig. 68.

Fig. 69. Fig. 70.

Fig. 71. Fig. 72.

Fig. 73. Fig. 74.

Fig. 75. Fig. 76.

Fig. 77. Fig. 78.

Fig. 79. Fig. 80.

Fig. 81. Fig. 82.

Fig. 83. Fig. 84.

Fig. 85. Fig. 86.

Fig. 87. Fig. 88.

Fig. 89. Fig. 90.

Fig. 91. Fig. 92.

Fig. 93. Fig. 94.

Fig. 95. Fig. 96.

Fig. 97. Fig. 98.

Fig. 99. Fig. 100.

Fig. 101. Fig. 102.

Fig. 103. Fig. 104.

Fig. 105. Fig. 106.

Fig. 107. Fig. 108.

Fig. 109. Fig. 110.

Fig. 111. Fig. 112.

Fig. 113. Fig. 114.

Fig. 115. Fig. 116.

Fig. 117. Fig. 118.

Fig. 119. Fig. 120.

Fig. 121. Fig. 122.

Fig. 123. Fig. 124.

Fig. 125. Fig. 126.

Fig. 127. Fig. 128.

Fig. 129. Fig. 130.

Fig. 131. Fig. 132.

Fig. 133. Fig. 134.

Fig. 135. Fig. 136.

Fig. 137. Fig. 138.

Fig. 139. Fig. 140.

Fig. 141. Fig. 142.

Fig. 143. Fig. 144.

Fig. 145. Fig. 146.

Fig. 147. Fig. 148.

Fig. 149. Fig. 150.

Fig. 151. Fig. 152.

Fig. 153. Fig. 154.

Fig. 155. Fig. 156.

Fig. 157. Fig. 158.

Fig. 159. Fig. 160.

Fig. 161. Fig. 162.

Fig. 163. Fig. 164.

Fig. 165. Fig. 166.

Fig. 167. Fig. 168.

Fig. 169. Fig. 170.

Fig. 171. Fig. 172.

Fig. 173. Fig. 174.

Fig. 175. Fig. 176.

Fig. 177. Fig. 178.

Fig. 179. Fig. 180.

Fig. 181. Fig. 182.

Fig. 183. Fig. 184.

Fig. 185. Fig. 186.

Fig. 187. Fig. 188.

Fig. 189. Fig. 190.

Fig. 191. Fig. 192.

Fig. 193. Fig. 194.

Fig. 195. Fig. 196.

Fig. 197. Fig. 198.

Fig. 199. Fig. 200.

Fig. 201. Fig. 202.

Fig. 203. Fig. 204.

Fig. 205. Fig. 206.

Fig. 207. Fig. 208.

Fig. 209. Fig. 210.

Fig. 211. Fig. 212.

Fig. 213. Fig. 214.

Fig. 215. Fig. 216.

Fig. 217. Fig. 218.

Fig. 219. Fig. 220.

Fig. 221. Fig. 222.

Fig. 223. Fig. 224.

Fig. 225. Fig. 226.

Fig. 227. Fig. 228.

Fig. 229. Fig. 230.

Fig. 231. Fig. 232.

Fig. 233. Fig. 234.

Fig. 235. Fig. 236.

Fig. 237. Fig. 238.

Fig. 239. Fig. 240.

Fig. 241. Fig. 242.

Fig. 243. Fig. 244.

Fig. 245. Fig. 246.

Fig. 247. Fig. 248.

Fig. 249. Fig. 250.

Fig. 251. Fig. 252.

Fig. 253. Fig. 254.

Fig. 255. Fig. 256.

Fig. 257. Fig. 258.

Fig. 259. Fig. 260.

Fig. 261. Fig. 262.

Fig. 263. Fig. 264.

Fig. 265. Fig. 266.

Fig. 267. Fig. 268.

Fig. 269. Fig. 270.

Fig. 271. Fig. 272.

Fig. 273. Fig. 274.

Fig. 275. Fig. 276.

Fig. 277. Fig. 278.

Fig. 279. Fig. 280.

Fig. 281. Fig. 282.

Fig. 283. Fig. 284.

Fig. 285. Fig. 286.

Fig. 287. Fig. 288.

Fig. 289. Fig. 290.

Fig. 291. Fig. 292.

Fig. 293. Fig. 294.

Fig. 295. Fig. 296.

Fig. 297. Fig. 298.

Fig. 299. Fig. 300.

Fig. 301. Fig. 302.

Fig. 303. Fig. 304.

Fig. 305. Fig. 306.

Fig. 307. Fig. 308.

Fig. 309. Fig. 310.

Fig. 311. Fig. 312.

Fig. 313. Fig. 314.

Fig. 315. Fig. 316.

Fig. 317. Fig. 318.

Fig. 319. Fig. 320.

Fig. 321. Fig. 322.

Fig. 323. Fig. 324.

Fig. 325. Fig. 326.

Fig. 327. Fig. 328.

Fig. 329. Fig. 330.

Fig. 331. Fig. 332.

Fig. 333. Fig. 334.

Fig. 335. Fig. 336.

Fig. 337. Fig. 338.

Fig. 339. Fig. 340.

Fig. 341. Fig. 342.

Fig. 343. Fig. 344.

Fig. 345. Fig. 346.

Fig. 347. Fig. 348.

Fig. 349. Fig. 350.

Fig. 351. Fig. 352.

Fig. 353. Fig. 354.

Fig. 355. Fig. 356.

Fig. 357. Fig. 358.

Fig. 359. Fig. 360.

Fig. 361. Fig. 362.

Fig. 363. Fig. 364.

Fig. 365. Fig. 366.

Fig. 367. Fig. 368.

Fig. 369. Fig. 370.

Fig. 371. Fig. 372.

Fig. 373. Fig. 374.

Fig. 375. Fig. 376.

Fig. 377. Fig. 378.

Fig. 379. Fig. 380.

Fig. 381. Fig. 382.

Fig. 383. Fig. 384.

Fig. 385. Fig. 386.

Fig. 387. Fig. 388.

Fig. 389. Fig. 390.

Fig. 391. Fig. 392.

Fig. 393. Fig. 394.

Fig. 395. Fig. 396.

Fig. 397. Fig. 398.

Fig. 399. Fig. 400.

Fig. 401. Fig. 402.

Fig. 403. Fig. 404.

Fig. 405. Fig. 406.

Fig. 407. Fig. 408.

Fig. 409. Fig. 410.

Fig. 411. Fig. 412.

Fig. 413. Fig. 414.

Fig. 415. Fig. 416.

Fig. 417. Fig. 418.

Fig. 419. Fig. 420.

Fig. 421. Fig. 422.

Fig. 423. Fig. 424.

Fig. 425. Fig. 426.

Fig. 427. Fig. 428.

Fig. 429. Fig. 430.

Fig. 431. Fig. 432.

Fig. 433. Fig. 434.

Fig. 435. Fig. 436.

Fig. 437. Fig. 438.

Fig. 439. Fig. 440.

Fig. 441. Fig. 442.

Fig. 443. Fig. 444.

Fig. 445. Fig. 446.

Fig. 447. Fig. 448.

Fig. 449. Fig. 450.

Fig. 451. Fig. 452.

Fig. 453. Fig. 454.

Fig. 455. Fig. 456.

Fig. 457. Fig. 458.

Fig. 459. Fig. 460.

Fig. 461. Fig. 462.

Fig. 463. Fig. 464.

Fig. 465. Fig. 466.

Fig. 467. Fig. 468.

Fig. 469. Fig. 470.

Fig. 471. Fig. 472.

Fig. 473. Fig. 474.

Fig. 475. Fig. 476.

Fig. 477. Fig. 478.

Fig. 479. Fig. 480.

Fig. 481. Fig. 482.

Fig. 483. Fig. 484.

Fig. 485. Fig. 486.

Fig. 487. Fig. 488.

Fig. 489. Fig. 490.

Fig. 491. Fig. 492.

Fig. 493. Fig. 494.

Fig. 495. Fig. 496.

Fig. 497. Fig. 498.

Fig. 499. Fig. 500.

Fig. 501. Fig. 502.

Fig. 503. Fig. 504.

Fig. 505. Fig. 506.

Fig. 507. Fig. 508.

Fig. 509. Fig. 510.

Fig. 511. Fig. 512.

Fig. 513. Fig. 514.

Fig. 515. Fig. 516.

Fig. 517. Fig. 518.

Fig. 519. Fig. 520.

Fig. 521. Fig. 522.

Fig. 523. Fig. 524.

Fig. 525. Fig. 526.

Fig. 527. Fig. 528.

Fig. 529. Fig. 530.

Fig. 531. Fig. 532.

Fig. 533. Fig. 534.

Fig. 535. Fig. 536.

Fig. 537. Fig. 538.

Fig. 539. Fig. 540.

Fig. 541. Fig. 542.

Fig. 543. Fig. 544.

Fig. 545. Fig. 546.

Fig. 547. Fig. 548.

Fig. 549. Fig. 550.

Fig. 551. Fig. 552.

Fig. 553. Fig. 554.

Fig. 555. Fig. 556.

Fig. 557. Fig. 558.

Fig. 559. Fig. 560.

Fig. 561. Fig. 562.

Fig. 563. Fig. 564.

Fig. 565. Fig. 566.

Fig. 567. Fig. 568.

Fig. 569. Fig. 570.

Fig. 571. Fig. 572.

Fig. 573. Fig. 574.

Fig. 575. Fig. 576.

Fig. 577. Fig. 578.

Fig. 579. Fig. 580.

Fig. 581. Fig. 582.

Fig. 583. Fig. 584.

Fig. 585. Fig. 586.

Fig. 587. Fig. 588.

Fig. 589. Fig. 590.

Fig. 591. Fig. 592.

Fig. 593. Fig. 594.

Fig. 595. Fig. 596.

Fig. 597. Fig. 598.

Fig. 599. Fig. 600.

Fig. 601. Fig. 602.

Fig. 603. Fig. 604.

Fig. 605. Fig. 606.

Fig. 607. Fig. 608.

Fig. 609. Fig. 610.

Fig. 611. Fig. 612.

Fig. 613. Fig. 614.

Fig. 615. Fig. 616.

Fig. 617. Fig. 618.

Fig. 619. Fig. 620.

Fig. 621. Fig. 622.

Fig. 623. Fig. 624.

Fig. 625. Fig. 626.

Fig. 627. Fig. 628.

Fig. 629. Fig. 630.

Fig. 631. Fig. 632.

Fig. 633. Fig. 634.

Fig. 635. Fig. 636.

Fig. 637. Fig. 638.

Fig. 639. Fig. 640.

Fig. 641. Fig. 642.

Fig. 643. Fig. 644.

Fig. 645. Fig. 646.

Fig. 647. Fig. 648.

Fig. 649. Fig. 650.

Fig. 651. Fig. 652.

Fig. 653. Fig. 654.

Fig. 655. Fig. 656.

Fig. 657. Fig. 658.

Fig. 659. Fig. 660.

Fig. 661. Fig. 662.

Fig. 663. Fig. 664.

Fig. 665. Fig. 666.

Fig. 667. Fig. 668.

Fig. 669. Fig. 670.

Fig. 671. Fig. 672.

Fig. 673. Fig. 674.

Fig. 675. Fig. 676.

Fig. 677. Fig. 678.

Fig. 679. Fig. 680.

Fig. 681. Fig. 682.

Fig. 683. Fig. 684.

Fig. 685. Fig. 686.

Fig. 687. Fig. 688.

Fig. 689. Fig. 690.

Fig. 691. Fig. 692.

Fig. 693. Fig. 694.

Fig. 695. Fig. 696.

Fig. 697. Fig. 698.

Fig. 699. Fig. 700.

Fig. 701. Fig. 702.

Fig. 703. Fig. 704.

Fig. 705. Fig. 706.

Fig. 707. Fig. 708.

Fig. 709. Fig. 710.

Fig. 711. Fig. 712.

Fig. 713. Fig. 714.

Fig. 715. Fig. 716.

Fig. 717. Fig. 718.

Fig. 719. Fig. 720.

Fig. 721. Fig. 722.

Fig. 723. Fig. 724.

Fig. 725. Fig. 726.

Fig. 727. Fig. 728.

Fig. 729. Fig. 730.

Fig. 731. Fig. 732.

Fig. 733. Fig. 734.

Fig. 735. Fig. 736.

Fig. 737. Fig. 738.

Fig. 739. Fig. 740.

Fig. 741. Fig. 742.

Fig. 743. Fig. 744.

Fig. 745. Fig. 746.

Fig. 747. Fig. 748.

Fig. 749. Fig. 750.

Fig. 751. Fig. 752.

Fig. 753. Fig. 754.

Fig. 755. Fig. 756.

Fig. 757. Fig. 758.

Fig. 759. Fig. 760.

Fig. 761. Fig. 762.

Fig. 763. Fig. 764.

Fig. 765. Fig. 766.

Fig. 767. Fig. 768.

Fig. 769. Fig. 770.

Fig. 771. Fig. 772.

Fig. 773. Fig. 774.

Fig. 775. Fig. 776.

Fig. 777. Fig. 778.

Fig. 779. Fig. 780.

Fig. 781. Fig. 782.

Fig. 783. Fig. 784.

Fig. 785. Fig. 786.

Fig. 787. Fig. 788.

Fig. 789. Fig. 790.

Fig. 791. Fig. 792.

Fig. 793. Fig. 794.

Fig. 795. Fig. 796.

Fig. 797. Fig. 798.

Fig. 799. Fig. 800.

Fig. 801. Fig. 802.

Fig. 803. Fig. 804.

Fig. 805. Fig. 806.

Fig. 807. Fig. 808.

Fig. 809. Fig. 810.

Fig. 811. Fig. 812.

Fig. 813. Fig. 814.

Fig. 815. Fig. 816.

Fig. 817. Fig. 818.

Fig. 819. Fig. 820.

Fig. 821. Fig. 822.

Fig. 823. Fig. 824.

Fig. 825. Fig. 826.

Fig. 827. Fig. 828.

Fig. 829. Fig. 830.

Fig. 831. Fig. 832.

Fig. 833. Fig. 834.

Fig. 835. Fig. 836.

Fig. 837. Fig. 838.

Fig. 839. Fig. 840.

Fig. 841. Fig. 842.

Fig. 843. Fig. 844.

Fig. 845. Fig. 846.

Fig. 847. Fig. 848.

Fig. 849. Fig. 850.

Fig. 851. Fig. 852.

Fig. 853. Fig. 854.

Fig. 855. Fig. 856.

Fig. 857. Fig. 858.

Fig. 859. Fig. 860.

Fig. 861. Fig. 862.

Fig. 863. Fig. 864.

Fig. 865. Fig. 866.

Fig. 867. Fig. 868.

Fig. 869. Fig. 870.

Fig. 871. Fig. 872.

Fig. 873. Fig. 874.

Fig. 875. Fig. 876.

Fig. 877. Fig. 878.

Fig. 879. Fig. 880.

Fig. 881. Fig. 882.

Fig. 883. Fig. 884.

Fig. 885. Fig. 886.

Fig. 887. Fig. 888.

Fig. 889. Fig. 890.

Fig. 891. Fig. 892.

Fig. 893. Fig. 894.

Fig. 895. Fig. 896.

Fig. 897. Fig. 898.

Fig. 899. Fig. 900.

Fig. 901. Fig. 902.

Fig. 903. Fig. 904.

Fig. 905. Fig. 906.

Fig. 907. Fig. 908.

Fig. 909. Fig. 910.

Fig. 911. Fig. 912.

Fig. 913. Fig. 914.

Fig. 915. Fig. 916.

Fig. 917. Fig. 918.

Fig. 919. Fig. 920.

Fig. 921. Fig. 922.

Fig. 923. Fig. 924.

Fig. 925. Fig. 926.

Fig. 927. Fig. 928.

Fig. 929. Fig. 930.

Fig. 931. Fig. 932.

Fig. 933. Fig. 934.

Fig. 935. Fig. 936.

Fig. 937. Fig. 938.

Fig. 939. Fig. 940.

Fig. 941. Fig. 942.

Fig. 943. Fig. 944.

Fig. 945. Fig. 946.

Fig. 947. Fig. 948.

Fig. 949. Fig. 950.

Fig. 951. Fig. 952.

Fig. 953. Fig. 954.

Fig. 955. Fig. 956.

Fig. 957. Fig. 958.

Fig. 959. Fig. 960.

Fig. 961. Fig. 962.

Fig. 963. Fig. 964.

Fig. 965. Fig. 966.

Fig. 967. Fig. 968.

Fig. 969. Fig. 970.

Fig. 971. Fig. 972.

Fig. 973. Fig. 974.

Fig. 975. Fig. 976.

Fig. 977. Fig. 978.

Fig. 979. Fig. 980.

Fig. 981. Fig. 982.

Fig. 983. Fig. 984.

Fig. 985. Fig. 986.

Fig. 987. Fig. 988.

Fig. 989. Fig. 990.

Fig. 991. Fig. 992.

Fig. 993. Fig. 994.

Fig. 995. Fig. 996.

Fig. 997. Fig. 998.

Fig. 999. Fig. 1000.

hatte sich Jahrhunderte hindurch verborgen gehalten, gewaltsam, durch Feuer und Schwert, ausgerottet werden. Die Ausrottung der Indianer, die Vernichtung ihrer Kultur, ihrer Sprache, ihrer Religion, ihrer Sitten, ihrer Gesetze, ihrer Geschichte, ihrer Traditionen, ihrer Kunst, ihrer Wissenschaft, ihrer Literatur, ihrer Poesie, ihrer Gesänge und ihrer Tänze, ihrer Spiele, ihrer Waffen, ihrer Kleidung, ihrer Wohnungen, ihrer Tempel, ihrer Gebräuche, ihrer Feste, ihrer Ehen, ihrer Begräbnisse, ihrer Trauer, ihrer Gebete, ihrer Opfer, ihrer Priester, ihrer Zauberer, ihrer Ärzte, ihrer Heilmittel, ihrer Krankheiten, ihrer Leidenschaften, ihrer Laster, ihrer Tugenden, ihrer Vorurteile, ihrer Irrtümer, ihrer Wahrheiten, ihrer Gesetze, ihrer Regierungsformen, ihrer Verfassungen, ihrer Rechte, ihrer Pflichten, ihrer Freiheiten, ihrer Sklaverei, ihrer Kriege, ihrer Siege, ihrer Niederlagen, ihrer Eroberungen, ihrer Unterwerfungen, ihrer Befreiungen, ihrer Revolutionen, ihrer Reaktionen, ihrer Fortschritte, ihrer Rückschritte, ihrer Blüte, ihrer Verfeinerung, ihrer Entartung, ihrer Barbarei, ihrer Wildheit, ihrer Grausamkeit, ihrer Menschlichkeit, ihrer Tapferkeit, ihrer Feigheit, ihrer Ehre, ihrer Schande, ihrer Treue, ihrer Verräterei, ihrer Gastfreundschaft, ihrer Feindschaft, ihrer Liebe, ihrer Rache, ihrer Vergebung, ihrer Unversöhnlichkeit, ihrer Dankbarkeit, ihrer Undankbarkeit, ihrer Großmut, ihrer Habsucht, ihrer Armut, ihrer Reichtümer, ihrer Schätze, ihrer Bergwerke, ihrer Edelsteine, ihrer Perlen, ihrer Gold- und Silberminen, ihrer Kupfer- und Eisenminen, ihrer Quecksilberminen, ihrer Salzminen, ihrer Steinbrüche, ihrer Kohlenlager, ihrer Erdölquellen, ihrer Asphaltlager, ihrer Schwefelquellen, ihrer Heilquellen, ihrer Bäder, ihrer Wasserleitungen, ihrer Kanäle, ihrer Straßen, ihrer Brücken, ihrer Dämme, ihrer Häfen, ihrer Schiffe, ihrer Flöße, ihrer Kähne, ihrer Ruder, ihrer Segel, ihrer Fischerei, ihrer Jagd, ihrer Waffen, ihrer Pfeile, ihrer Bogen, ihrer Schleudern, ihrer Wurfspeere, ihrer Lanzen, ihrer Schwerter, ihrer Äxte, ihrer Messer, ihrer Dolche, ihrer Schilde, ihrer Rüstungen, ihrer Helme, ihrer Panzer, ihrer Kriegsschmuck, ihrer Kriegsgeschrei, ihrer Kriegstänze, ihrer Kriegslieder, ihrer Kriegstrompeten, ihrer Kriegstrommeln, ihrer Kriegsflöten, ihrer Kriegspfeifen, ihrer Kriegsfahnen, ihrer Kriegsstandarten, ihrer Kriegsbanner, ihrer Kriegsadler, ihrer Kriegsfalken, ihrer Kriegshunde, ihrer Kriegspferde, ihrer Kriegselefanten, ihrer Kriegskamele, ihrer Kriegsdromedare, ihrer Kriegsmaultiere, ihrer Kriegsesel, ihrer Kriegsochsen, ihrer Kriegsbüffel, ihrer Kriegsrinder, ihrer Kriegsschafe, ihrer Kriegsziegen, ihrer Kriegsschweine, ihrer Kriegshühner, ihrer Kriegsgänse, ihrer Kriegsenten, ihrer Kriegstauben

Stelle, wo Gottfried in die Gesellschaft eintritt, welche ihn, wie es scheint, auf seinem Wege durch Deutschland begleitet, und wo sie dann Tristan's Ankunft in Irland, seine Heilung durch Isolden, seine Rückkehr nach Cornwall, seine Werbung um Isolden für König Marke, ihre Abfahrt mit ihm, ihre Liebe, ihre Entdeckung, ihre Flucht in den Wald, ihre Trennung, ihre Versöhnung, ihre Rückkehr, ihre Trennung durch Tristan's Verbannung, seine Heirath mit Isolden Weißhand, seine Verwundung, Isolden's Besuch, ihre Versöhnung, ihren Tod, Tristan's Tod, Marke's Reue, Beider Begräbniß, Marke's Tod, Isolden Weißhand's Tod, Beider Begräbniß, Rivalin's Tod, Blanscheflur's Tod, Beider Begräbniß, Rivalin's

Lichtdruck. Es sind zwei Verfahren, die unter diesem Namen gehen, bekannt, die zwar ähnliche Ziele verfolgen, aber doch wesentlich verschieden sind. Das ältere, das Lichtdruckverfahren im engeren Sinne, ist das Verfahren von Albert, das in Deutschland, Österreich-Ungarn, Frankreich, England, Italien, Belgien, Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Russland, Nordamerika, Mexiko, Südamerika, Australien, Indien, Japan und China patentiert ist. Das jüngere Verfahren ist das Verfahren von Obernetter

Kupferstich und der Radirung gelehrt, obwohl aber die Arbeit bei dem Kupferstich weit mühsamer ist, als bei der Radirung, so ist doch der Kupferstich weit vorzüglicher, weil er mehr Deutlichkeit und Reinheit in den Linien hat, und weil man mit dem Grabstichel weit mehr Kraft und Nachdruck ausdrücken kann, als mit der Radirnadel. Der Kupferstecher muß also, wenn er seine Arbeit gut machen will, die Linien, welche er auf die Platte graben will, vorher mit Kreide oder Bleistift darauf zeichnen, und dann mit dem Grabstichel nachfahren. Er muß aber auch wissen, wie er die Linien, nach Beschaffenheit der Gegenstände, die er vorstellen will, führen muß, damit sie gut in die Augen fallen. Er muß

Grönland. Wilhelm von Malmesbury († 1142) erzählt, daß Leif, der Sohn Eriks, Grönland entdeckt habe, und daß Bjarni, der Sohn Herjulfs, auf der Fahrt von Island nach Grönland durch Stürme nach Süden getrieben worden sei und Land gesehen habe, das weder Grönland noch Island gewesen sei. Adam von Bremen († 1076) berichtet, daß Sven Estridsen († 1076) von Vinland erzählt habe, das so genannt werde, weil daselbst wilder Wein wachse, der gute Früchte trage. Auch Honorius Augustodunensis († 1152) und Helmold († 1177) wissen von Vinland zu berichten. Die Isländer Ari Thorgilsson († 1148) und Thorfinn Karlsefni († 1004) erwähnen Vinland, ohne jedoch selbst dort gewesen zu sein. Ausführlicher berichten über Vinland die Sagas von Eirik dem Roten und die Grönländersaga. Nach ihnen hatte Bjarni Herjulfsson, der Sohn Herjulfs, auf der Fahrt von Island nach Grönland Land gesehen, ohne es zu betreten. Leif, der Sohn Eriks, fuhr dann von Grönland nach Norwegen, wo er bei König Olaf Tryggvason († 1000) Aufnahme fand und zum Christentum bekehrt wurde. Leif kehrte nach Grönland zurück und verbreitete dort den neuen Glauben. Auf der Rückfahrt von Norwegen nach Grönland kam Leif an Vinland vorüber, das er nun betrat. Er fand dort wilden Weinstock und wilden Weizen

ist es klar, daß jede Linie, die durch den Punkt C geht, den Kreis in zwei gleiche Teile teilt. Ferner

Schöne Kunst. Kleines 12°. 1 fl. 20 kr. Die ersten sechs Bände, Berlin, 1804. Enthalten: Ueber Religion. Reden. Ueber die Philosophie. Briefe. Vertraute Briefe über Friedrich Schlegels Lucinde. Gespräch über die Poesie. Athenäum. Fragmente. Ueber Goethes Meister. Ueber die Unverständlichkeit. Ideen. Lyceum der schönen Künste. Ueber die Philosophie. An Dorothea. Ueber die Philosophie. An Dorothea. Ueber die Philosophie. An Dorothea

Hauptsache, welche die Gattung bestimmt, ist das Kind, das Nebenmerkmal, welches die Gattung nicht bestimmt, ist das Geschlecht. Wenn also der Verkäufer ein Kind, ohne Rücksicht auf das Geschlecht, verkauft hat, so ist er nicht verbunden, ein Mädchen zu geben, wenn auch der Käufer ein Mädchen haben wollte. Hat aber der Verkäufer ausdrücklich ein Mädchen verkauft, so ist er verbunden, ein Mädchen zu geben, wenn auch der Käufer ein Kind ohne Rücksicht auf das Geschlecht gekauft hat.

Wenn jemand eine Sache kauft, die er bereits besitzt, so ist der Kauf ungültig. Wenn jemand eine Sache kauft, die bereits dem Käufer gehört

Bernstein, m. ein noch in der vorhistorischen Zeit gebildetes Harz, welches in Gestalt von Tropfen, Körnern, Stücken, Klumpen, Massen, Krusten und Überzügen in Lagern des Tertiärgebirges gefunden wird und in der Regel durchsichtig ist, selten undurchsichtig, von gelber, brauner, weißer, grünlicher, blauer, roter, schwarzer Farbe, spröde, leicht zerbrechlich, von muschligem Bruch, fettem Glanz, elektrisch und beim Reiben angenehm riechend. Der B. findet sich in Preußen, Pommern, Mecklenburg, Dänemark, Schweden, Norwegen, Rußland, Polen, Galizien, Ungarn, Italien, Sizilien, Griechenland, Frankreich, England, Spanien, Portugal, Sardinien, Sibirien, Kamtschatka, Grönland, Nordamerika, Mexiko, Peru, Chile, Ostindien, Java, Sumatra, Borneo, Neuholland, Neuseeland, Madagaskar, Afrika, Arabien, Persien, Kaukasien, Kleinasien, Syrien, Ägypten, Abessinien, Kongo, Guinea, Senegambien, Algier, Marokko

Lage, auf Schiffen, Schiffsraum, der zum Einnehmen von Ballast bestimmt ist; auch Bezeichnung für Ballast selbst. — Lagerbuch, Verzeichnis der Grundstücke einer Gemeinde, Flur, Gutsherrschaft, mit Angabe der Größe, Lage, Grenzen, Besitzer, Abgaben, Lasten usw. — Lagerschein, Bescheinigung über eingelagerte Waren, die zur Verpfändung dient. — Lagerung, Unterbringung von Waren in Lagerräumen. — Lagerzoll, Abgabe für Waren, die in Zollniederlagen gelagert werden.

Lahn, Nebenfluß des Rheins, 245 km lang, mündet bei Lahnstein.

Lahnstein, Stadt im Kreis Koblenz, Regierungsbezirk Koblenz, an der Lahnmündung, 6000 E.

Lahr, Stadt im Kreis Offenburg, Regierungsbezirk Freiburg, Baden, 15 000 E.

Laibach, Hauptstadt des österreichischen Herzogtums Krain, 50 000 E.

Laich, Eier der Fische, Amphibien und Weichtiere.

Laichkraut, Wasserpflanze mit schwimmenden Blättern und Blütenähren.

Laie, Nichtgeistlicher, Nichtfachmann.

Laienbrüder, Mitglieder geistlicher Orden, die nicht Priester sind.

Laienkelch, Kelch, aus dem auch Laien das Abendmahl nehmen.

Laienpriester, Priester, die nicht Geistliche sind.

Laienrichter, Beisitzer bei Gerichten, die nicht Berufsrichter sind.

Laienspiel, Theaterstück, das von Laien aufgeführt wird.

Laienstand, Stand der Nichtgeistlichen.

Laienstein, Stadt im Kreis Ulm, Regierungsbezirk Schwaben, Württemberg, 2000 E.

Laienzehnt, Zehnt, der an Laien gezahlt wird.

Laierdal, Hafenstadt in Norwegen, 1000 E.

Laiz, Stadt im Kreis Sigmaringen, Regierungsbezirk Sigmaringen, Hohenzollern, 1000 E.

Lakai, Diener, Bedienter.

Lakedämon, Sparta.

Lakkadiven, Inselgruppe im Arabischen Meer, 32 qkm, 10 000 E.

Lakkolith, Gesteinsmasse, die Schichten durchbrochen hat.

Lakmus, Farbstoff, der durch Säuren rot, durch Alkalien blau gefärbt wird.

Laktation, Milchabsonderung.

Laktometer, Milchwaage.

Laktose, Milchzucker.

Lalande, Joseph Jérôme Lefrançois de, französischer Astronom, 1732—1807.

Lallemand, Charles François, französischer General, 1774—1839.

Lalo, Edouard, französischer Komponist, 1823—1892.

Lama, Priester des Buddhismus in Tibet.

Lamarck, Jean Baptiste de, französischer Naturforscher, 1744—1829.

Lamarmora, Alfonso, italienischer General, 1804—1878.

Lamarmora, Alessandro, italienischer General, 1799—1855.

Lamarmora, Giuseppe, italienischer General, 1789—1881.

Lamartine, Alphonse de, französischer Dichter, 1790—1869.

Lambach, Stadt in Oberösterreich, 2000 E.

Lambaréné, Ort in Französisch-Kongo, 1000 E.

Lambert, Johann Heinrich, deutscher Mathematiker, 1728—1777.

Lambertsee, Name mehrerer Seen in Nordamerika.

Lambeth, Stadtteil von London, 300 000 E.

Lambrequin, Vorhangbehang.

Lambrusco, Rotwein aus Italien.

Lamé, Gabriel, französischer Mathematiker, 1795—1870.

Lamellen, dünne Blättchen.

Lamellibranchiaten, Muscheln.

Lamellirostres, Entenvögel.

Lamennais, Félicité Robert de, französischer Philosoph, 1782—1854.

Lamentation, Klage, Wehklage.

Lamentieren, klagen, jammern.

Lamettrie, Julien Offray de, französischer Philosoph, 1709—1751.

Lamia, Stadt in Griechenland, 5000 E.

Lamm, junges Schaf.

Lammbraten, Braten vom Lamm.

Lammfell, Fell vom Lamm.

Lammfleisch, Fleisch vom Lamm.

Lammfromm, sehr fromm, sehr sanftmütig.

Lammsbraten, Lammbraten.

Lammsfell, Lammfell.

Lammsfleisch, Lammfleisch.

Lammsfromm, lammfromm.

Lammwolle, Wolle vom Lamm.

Lamoricière, Christophe Leroy de, französischer General, 1806—1865.

Lampadius, Wilhelm August, deutscher Chemiker, 1772—1842.

Lampe, Gerät zum Beleuchten, Heizen, Kochen usw.

Lampedusa, Insel im Mittelmeer, 20 qkm, 1000 E.

Lampenanzünder, Gerät zum Anzünden von Lampen.

Lampenbrenner, Teil der Lampe, der den Docht enthält.

Lampenbürste, Bürste zum Reinigen von Lampen.

Lampenchimäre, Haifisch.

Lampenfabrikation, Herstellung von Lampen.

Lampenfassung, Teil der Lampe, der den Brenner enthält.

Lampenfieber, Aufregung vor dem Auftreten.

Lampenglas, Glas, das die Flamme der Lampe umgibt.

Lampenkamin, Lampenglas.

Lampenkugel, Lampenglas.

Lampenöl, Öl zum Brennen in Lampen.

Lampenputzer, Gerät zum Putzen von Lampen.

Lampenschirm, Schirm, der die Lampe umgibt.

Lampenschwamm, Schwamm, der Öl aufsaugt.

Lampenseide, Seide zum Lampenschirm.

Lampenstuhl, Gestell für Lampen.

Lampenzylinder, Lampenglas.

Lampertheim, Stadt im Kreis Bensheim, Regierungsbezirk Darmstadt, Hessen, 8000 E.

Lampertswalde, Stadt im Kreis Oschatz, Regierungsbezirk Leipzig, Sachsen, 1000 E.

Lampion, Papierlaterne.

Lampoon, Spottgedicht.

Lampreten, Neunaugen.

Lamprophyr, Gesteinsart.

Lamy, Bernard, französischer Theologe, 1640—1715.

Lana, Stadt im Kreis Meran, Tirol, 5000 E.

Lanark, Stadt in Schottland, 7000 E.

Lancashire, Grafschaft in England, 5000 qkm, 5 Mill. E.

Lancaster, Stadt in Pennsylvania, 50 000 E.

Lancaster, Joseph, englischer Pädagoge, 1778—1838.

Lancaster, Stadt in Ohio, 10 000 E.

Lancelot, Sir, Ritter der Tafelrunde.

Lancelot, Claude, französischer Grammatiker, 1615—1695.

Lancet, Messer zum Aderlassen.

Lancetfisch, Fisch.

Lancetten, Lanzetten.

Lanchester, Stadt in England, 3000 E.

Lanciano, Stadt in Italien, 15 000 E.

Lancret, Nicolas, französischer Maler, 1690—1743.

Landau, Stadt im Kreis Landau, Regierungsbezirk Pfalz, Bayern, 15 000 E.

Landau, Stadt im Kreis Landshut, Regierungsbezirk Niederbayern, Bayern, 3000 E.

Landau, Stadt im Kreis Karlsruhe, Regierungsbezirk Karlsruhe, Baden, 3000 E.

Landau, Stadt im Kreis Kreuznach, Regierungsbezirk Koblenz, Preußen, 1000 E.

Landau, Stadt im Kreis Bunzlau, Regierungsbezirk Liegnitz, Preußen, 1000 E.

Landau, Stadt im Kreis Schweidnitz, Regierungsbezirk Breslau, Preußen, 1000 E.

Landau, Stadt im Kreis Zerbst, Regierungsbezirk Magdeburg, Anhalt, 1000 E.

Landau, Stadt im Kreis Meiningen, Regierungsbezirk Meiningen, Sachsen-Meiningen, 1000 E.

Landau, Stadt im Kreis Arnstadt, Regierungsbezirk Arnstadt, Schwarzburg-Sondershausen, 1000 E.

Landau, Stadt im Kreis Rudolstadt, Regierungsbezirk Rudolstadt, Schwarzburg-Rudolstadt, 1000 E.

Landau, Wagen mit zurückklappbarem Verdeck.

Landauer, Kurt, deutscher Schriftsteller, 1870—1915.

Landauer, Gustav, deutscher Schriftsteller, 1870—1919.

Landbau, Bebauung des Landes.

Landbauer, Landwirt.

Landbauschule, Schule für Landwirte.

Landbesitz, Besitz von Land.

Landbesitzer, Besitzer von Land.

Landbevölkerung, Bevölkerung auf dem Land.

Landbote, Bote, der Briefe auf dem Land austrägt.

Landbriefträger, Landbote.

Landbuch, Landbuch.

Landbuch, Verzeichnis der Grundstücke einer Gemeinde, Flur, Gutsherrschaft, mit Angabe der Größe, Lage, Grenzen, Besitzer, Abgaben, Lasten usw.

Landdrost, Landrat.

Landeck, Stadt im Kreis Glatz, Regierungsbezirk Breslau, Preußen, 3000 E.

Landeck, Stadt im Kreis Imst, Tirol, 2000 E.

Landeck, Stadt im Kreis Landeck, Regierungsbezirk Sigmaringen, Hohenzollern, 1000 E.

Landeck, Stadt im Kreis Arnstadt, Regierungsbezirk Arnstadt, Schwarzburg-Sondershausen, 1000 E.

Landeck, Stadt im Kreis Rudolstadt, Regierungsbezirk Rudolstadt, Schwarzburg-Rudolstadt, 1000 E.

Landeck, Stadt im Kreis Zeitz, Regierungsbezirk Merseburg, Sachsen-Altenburg, 1000 E.

Landeck, Stadt im Kreis Meiningen, Regierungsbezirk Meiningen, Sachsen-Meiningen

einige Zeit behaltene Bezeichnung ganz Preußens, als Schulstaat, ist bekannt genug. Es ist auch bekannt, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 1806 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Aber es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 1866 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Und es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 1918 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 1945 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 1989 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 2033 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 2077 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 2121 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 2165 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 2209 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 2253 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 2297 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 2341 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 2385 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 2429 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 2473 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 2517 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 2561 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 2605 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 2649 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 2693 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 2737 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 2781 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 2825 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 2869 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 2913 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 2957 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 3001 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 3045 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 3089 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 3133 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 3177 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 3221 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 3265 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 3309 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 3353 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 3397 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 3441 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 3485 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 3529 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 3573 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 3617 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 3661 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 3705 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 3749 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 3793 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 3837 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 3881 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 3925 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 3969 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 4013 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 4057 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 4101 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 4145 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 4189 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 4233 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 4277 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 4321 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 4365 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 4409 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 4453 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 4497 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 4541 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 4585 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 4629 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 4673 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 4717 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 4761 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 4805 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 4849 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 4893 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 4937 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 4981 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 5025 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 5069 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 5113 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 5157 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 5201 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 5245 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 5289 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 5333 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 5377 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 5421 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 5465 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 5509 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 5553 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 5597 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 5641 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 5685 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 5729 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 5773 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 5817 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 5861 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 5905 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 5949 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 5993 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 6037 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 6081 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 6125 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 6169 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 6213 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 6257 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 6301 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 6345 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 6389 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 6433 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 6477 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 6521 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 6565 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 6609 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 6653 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 6697 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 6741 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 6785 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 6829 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 6873 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 6917 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 6961 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 7005 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 7049 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 7093 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 7137 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 7181 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 7225 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 7269 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 7313 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 7357 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 7401 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 7445 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 7489 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 7533 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 7577 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 7621 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 7665 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 7709 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 7753 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 7797 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 7841 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 7885 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 7929 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 7973 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 8017 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 8061 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 8105 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 8149 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 8193 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 8237 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 8281 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 8325 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 8369 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 8413 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 8457 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 8501 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 8545 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 8589 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 8633 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 8677 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 8721 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 8765 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 8809 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 8853 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 8897 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 8941 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 8985 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 9029 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 9073 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 9117 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 9161 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 9205 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 9249 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 9293 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 9337 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 9381 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 9425 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 9469 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 9513 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlagen seiner Wiedergeburt suchte und fand. Es ist nicht bekannt genug, daß Preußen, als es sich nach dem Unglück von 9557 wieder erhob, in seinen Schulen, wie in seinen Heeren, die Grundlag

Kapitän, Matrosen und die Offiziere, sogar auch die Schiffsjungen, die Kajütenjungen und die Kabinenjungen, die Kapitänsjungen und die Offiziersjungen, die Matrosenjungen und die Schiffsjungenjungen, die Kajütenjungenjungen und die Kabinenjungenjungen, die Kapitänsjungenjungen und die Offiziersjungenjungen, die Matrosenjungenjungen und die Schiffsjungenjungenjungen, die Kajütenjungenjungenjungen und die Kabinenjungenjungenjungen, die Kapitänsjungenjungenjungen und die Offiziersjungenjungenjungen, die Matrosenjungenjungenjungen und die Schiffsjungenjungenjungenjungen, die Kajütenjungenjungenjungenjungen und die Kabinenjungenjungenjungenjungen, die Kapitänsjungenjungenjungenjungen und die Offiziersjungenjungenjungenjungen, die Matrosenjungenjungenjungenjungen und die Schiffsjungenjungenjungenjungenjungen, die Kajütenjungenjungenjungenjungenjungen und die Kabinenjungenjungenjungenjungenjungen, die Kapitänsjungenjungenjungenjungenjungen und die Offiziersjungenjungenjungenjungenjungen, die Matrosenjungenjungenjungenjungenjungen und die Schiffsjungenjungenjungenjungenjungenjungen, die Kajütenjungenjungenjungenjungenjungenjungen und die Kabinenjungenjungenjungenjungenjungenjungen, die Kapitänsjungenjungenjungenjungenjungenjungen und die Offiziersjungenjungenjungenjungenjungenjungen, die Matrosenjungenjungenjungenjungenjungenjungen und die Schiffsjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen, die Kajütenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen und die Kabinenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen, die Kapitänsjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen und die Offiziersjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen, die Matrosenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen und die Schiffsjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen, die Kajütenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen und die Kabinenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen, die Kapitänsjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen und die Offiziersjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen, die Matrosenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen und die Schiffsjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen, die Kajütenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen und die Kabinenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen, die Kapitänsjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen und die Offiziersjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen, die Matrosenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen und die Schiffsjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen, die Kajütenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen und die Kabinenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen, die Kapitänsjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen und die Offiziersjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen, die Matrosenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen und die Schiffsjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen, die Kajütenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen und die Kabinenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen, die Kapitänsjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen und die Offiziersjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen, die Matrosenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen und die Schiffsjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen, die Kajütenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen und die Kabinenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen, die Kapitänsjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen und die Offiziersjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen, die Matrosenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen und die Schiffsjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen, die Kajütenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen und die Kabinenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen, die Kapitänsjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen und die Offiziersjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen, die Matrosenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen und die Schiffsjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen, die Kajütenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen und die Kabinenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen, die Kapitänsjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen und die Offiziersjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen, die Matrosenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen und die Schiffsjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen, die Kajütenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen und die Kabinenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungenjungen, die Kapitänsjungen und die Offiziersjungen, die Matrosenjungen und die Schiffsjungen, die Kajütenjungen und die Kabinenjungen, die Kapitänsjungen und die Offiziersjungen, die Matrosenjungen und die Schiffsjungen, die Kajütenjungen und die Kabinenjungen, die Kapitänsjungen und die Offiziersjungen, die Matrosenjungen und die Schiffsjungen, die Kajütenjungen und die Kabinenjungen, die Kapitänsjungen und die Offiziersjungen

tet mehrerer Localbenennungen waren diese Marterinstrumente doch fast allgemein in Deutschland üblich, und beurkunden eben so sehr die Hartherzigkeit der Menschen, als ihre Erfindsamkeit in Qualen für Andere. Im Meklenburgischen bediente man sich einer Bank, worauf der entkleidete Inquisit festgebunden lag, in den übrigen deutschen Ländern einer Leiter, an welche er mit Händen und Füßen angebunden war, um die Tortur bei ihm anzuwenden. Die alten Rechtsstühle pflegten durch gewisse Formeln sowohl die Arten, als die Grade der Tortur auszudrücken. Indessen war man in Hinsicht der Grade sehr uneinig, und es kam hier viel auf örtliche Gewohnheiten an. Rasende, Wahnsinnige, Taubstumme wurden nur dann (oder sollten nur dann) gefoltert werden, wenn man sich von ihrem Wahnsinn, ihrer Stummheit u. s. w. überzeugen wollte. Gleichfalls waren und sind der Regel nach von der Folter ausgenommen: 1. Kranke, 2. mit der fallenden Sucht oder dem Schlage behaftete, 3. Schwangere und Kindbetterinnen (letztere konnten jedoch in wichtigern Fällen mit dem ersten Grade der Tortur belegt werden), 4. alte Leute, die ihr Gedächtniß verloren haben. Alle diese wurden mit einer außerordentlichen Strafe belegt. Gemildert wurde die Folter 1. wegen körperlicher Schäden oder Mängel, 2. bei Frauenspersonen, die selbst ihre Kinder stillen, u. s. w. Nach römischem Rechte waren die Viri illustres und clarissimi von der Tortur frei, und diesen Grundsatz wollte man auf Adelige, fürstliche Räthe, Geistliche u. s. w. in Deutschland anwenden. Indessen blieb doch bei ihnen die Folter (mit Vorbewußt und Einwilligung des Landesherrn), wenn schwere Verbrechen vorhanden waren, zulässig. Um auf die Tortur erkennen zu können, war erfoderlich 1. der Mangel anderer Beweismittel, 2. eine moralische Gewißheit des Corporis delicti, 3. ein wirklicher peinlicher Fall, 4. ein solches Verbrechen, weßhalb ein gegründeter Verdacht vorhanden war, 5. eine hinlängliche Vertheidigung des Inquisiten, 6. nicht bloß ein halber Beweis, sondern daß derselbe auch durch mehrere Vermuthungen und Anzeigen bestärkt seyn mußte. Ein Unterrichter durfte nur nach Befragung des Oberrichters oder der Rechtsstühle auf die Folter erkennen. Dem Gemarterten schadete sein Bekenntniß auf der Marter nicht, wofern es nicht nachher, wenn die Schmerzen vorüber waren, wiederholt wurde. Doch konnte die Tortur im Fall des Widerrufs oder falsch angegebener Umstände wiederholt werden. Ein Angeschuldigter, der ohne ein Bekenntniß abzulegen, die Tortur überstand, mußte völlig frei gesprochen werden. Doch konnte die Marter, wegen neuer, von den vorigen unterschiedener Anzeigen wiederholt werden. Man durfte auch in der Regel nicht zur Marter schreiten, um das Verbrechen außer Zweifel zu setzen, sondern bloß um zu erfahren, ob der Inquisit die Missethat, welche an und für sich moralisch gewiß war, begangen habe. Nach der peinlichen Halsgerichtsordnung hatte die Tortur nur bei solchen Verbrechen Statt, worauf eine Todesstrafe stand. Nur wegen eines vorsätzlichen, nicht aber wegen eines aus Fahrläßigkeit begangenen Verbrechens war die Tortur zulässig. Die Größe der Tortur richtete sich nach der Größe des Verbrechens und der gesetzlich angedrohten Strafe, nach der Menge und Wichtigkeit der Anzeigen und Halsstarrigkeit der Inquisiten. Vor dem Erkenntniß auf die Tortur mußte der

Kunst, die Kunst, Fertigkeit, Geschicklichkeit, Gewandtheit, Meisterschaft, Virtuosität, Vollendung, Vollkommenheit, Vollendetheit, Vollkommenheit, Vollendetheit, Vollkommenheit, Vollendetheit

und Gewalt, die ihr Gott gegeben hat, und verbreiten seine Lehre, so daß sie nicht nur ihre Kinder, sondern auch die Kinder anderer Menschen zu Gott führen. Sie sollen ihre Kinder nicht nur lehren, sondern auch ihr Beispiel soll ihnen vorleuchten, damit sie sehen, daß sie selbst tun, was sie ihnen lehren. Es wurde so viel gut sein, wenn die Eltern es täten. Es ist ja nicht genug, daß sie ihren Kindern sagen, was sie tun sollen, sondern sie müssen es ihnen auch vormachen. Wenn sie ihnen nur sagen, was sie tun sollen, und es selbst nicht tun, so ist es, als wenn sie ihnen Steine geben, wenn sie um Brot bitten

doch mit derselben sowohl wörtlich, als thätlich bedrohet werden. Die Territion hatte, wie die Marter selbst, ihre Grade, welche zum Theil eben so wie bei der Folter nach den an einem Orte üblichen Torturinstrumenten bestimmt wurden. — Diese beiden, das menschliche Gefühl empörenden Erforschungsmittel der Wahrheit sind in den meisten deutschen Staaten durch ausdrückliche Gesetze, in andern stillschweigend abgeschafft worden, da man nicht bloß ihre Grausamkeit durchgehends erkannt, sondern sich auch durch zu viele traurige Beispiele von ihrer Unzuverlässigkeit überzeugt hat. In den Fällen, wo vormals die Tortur oder die Territion Statt fand, tritt jetzt gewöhnlich nach Befinden der Umstände entweder eine außerordentliche Strafe oder der Reinigungseid (Juramentum purgatorium) ein. M. P.

Torys und Whigs. Parteien in England, deren Ursprung unter König Jacob I. zu suchen ist, welcher von dem Erbrechte der Könige und ihrer Gewalt sehr überspannte Begriffe hatte, und dadurch mit einem großen Theil der englischen Nation in Mißhelligkeit kam, aber doch noch viele Höflinge fand, die seine Grundsätze billigten. Unter seinem Sohne Carl I. gieng das Uebel weiter. In dem innerlichen Kriege, der zwischen ihm und dem Parlamente ausbrach, nannten die Anhänger des letztern die königlichgesinnten Tories, ein irländisches Wort, welches so viel bedeutet, als Räuber. Hiemit zielten sie besonders auf die Räuberbanden in Irland, und auf die Beschuldigung, welche man dem Könige machte, daß er die damals in Irland entstandene Empörung, und mithin also Rebellen und Räubergesindel begünstige. Die von der Partei des Königs belegten dafür ihre Gegner mit dem Namen Whigs, ein schottisches Wort, das einen kleinen Hut bedeutet, und zielten damit auf ihre Verbindung mit den Schottländern, und besonders auf die puritanische Partei in Schottland, welche sich durch solche Hüte auszeichnete, und schon gegen Jacob I. die Waffen ergriffen hatte. Inzwischen wurden diese Schimpfnamen, welche beide Theile einander gaben, wenig bekannt. Erst unter Carl II. wurden Torys und Whigs ansehnliche Namen und zwar 1678 bei Gelegenheit der Verschwörung gegen den König, deren die Catholiken beschuldigt wurden. Diejenigen, welche die Verschwörung für eine leere Erdichtung ansahen, wurden Tories, und die, welche sie für wahr hielten, Whigs genannt. Sie waren größtentheils Ueberbleibsel jener alten Parteien, und ihre Verschiedenheit in der Gesinnung wirkte auch auf die Beurtheilung der Wahrscheinlichkeit dieser Sache. Diese Namen und diese Parteien dauerten bis in die Regierungszeit König Georgs II., da sich die Namen allmählich verloren, oder doch viel seltener als sonst gehört wurden; obgleich die Parteien in den Grundsätzen die nämlichen blieben. Indessen hatten sie doch viel von ihrer gegenseitigen Erbitterung und ihrer übertriebenen Heftigkeit nachgelassen. Sie unterscheiden sich beide in ihren Grundsätzen in Absicht auf die Kirche und auf den Staat. Die Tories behaupten die Nothwendigkeit des bischöflichen Kirchenregiments, und die Whigs hingegen die Gleichheit aller und jeder Kirchendiener, und die Verwaltung der Kirchensachen durch Consistorien. Die Heftigkeit der Eiferer unter den Erstern geht so weit, daß sie ihre englische Kirche für die allein seligmachende halten, von andern Protestanten sehr lieblos denken und reden, und den Catholiken

vor ihnen den Vorzug geben; wogegen die Whigs einen übertriebenen Abscheu gegen alles, was päpstlich ist, haben, und die andern Protestanten für Glaubensgenossen erkennen. In Ansehung des Staats legen die strengen Tories dem Könige eine von Gott ursprünglich herrührende Gewalt, und ein unwidersprechliches Erbrecht bei, und verlangen von den Unterthanen unbegränzten Gehorsam. Hingegen finden die Whigs die königliche Gewalt nur in der Bewilligung des Volks gegründet, und halten es für erlaubt, ihren König, wenn er solche mißbraucht, abzusetzen, und auch, wenn es die Umstände erfordern, seine Familie von der Thronfolge auszuschließen. So weit die Heftigen unter beiden Parteien sich von einander entfernen, so sehr nähern sich diejenigen, welche gemäßigt denken, denn es gibt beträchtliche Stufen in ihren Gesinnungen, und entweder keinen, oder doch nur sehr wenige, die heutiges Tages in ihren Grundsätzen bis auf das Aeußerste gehen. Es ist übrigens auch möglich, daß eine und eben dieselbe Person in Kirchensachen Tory, und in Staatssachen Whig ist, und umgekehrt; obgleich die kirchlichen und politischen Grundsätze jeder Parthei in verschiedenen Punkten so genau mit einander verwandt sind, daß eine solche Trennung in einerlei Person wenigstens unter die seltnen Fälle gehört.

Toskana, ein Großherzogthum in Mittelitalien. In den ältesten Zeiten hieß dies Land, nur in weiterer Ausdehnung, Tyrrhenien und Thuscien, woraus endlich Toskana geworden ist. Die Hetrusker waren anfänglich Feinde der Römer, als welche sie sogar Rom belagerten. Aber endlich wurden sie von diesen in einer Hauptschlacht besiegt, wo 60,000 Hetrusker das Schlachtfeld deckten. Sitten und Gesetze, die Wahl ihrer Consuln, und überhaupt billige Freiheit, ließen ihnen die Römer; nur Oberbefehlshaber gaben sie ihnen. Als Italien aber in die Gewalt nordischer Völker gerieth, geschah auch das dem Lande der Hetrusker, welches ein eignes Herzogthum als Lehen der longobardischen Könige ward. Von dieser Zeit an erhielt es den Namen Toskana. Die Markgrafen und Herzoge des Landes wußten, nachdem Toskana unter die deutschen Kaiser gekommen, ihre Würde bald erblich zu machen. Aber 1160 gelangte es durch Kauf an Kaiser Friedrich I. Doch empörten sich die Städte, und suchten sich unabhängig zu machen. Vor allen zeichnete sich unter ihnen Florenz aus, das bald die Familie Medicis regierte, und zu hohem Flor brachte. Durch Vertrag gelangte endlich das Land, das durch Kosmus I. von Medicis zum Großherzogthume erhoben worden, an Herzog Franz von Lothringen, und als dieser den deutschen Kaiserthron bestiegen, an das Haus Oesterreich. Bei diesem blieb es, und ward von einem der Erzherzoge regiert, bis auch dieses Land von der unersättlichen Ländergier Napoleons an sich gerissen, und mit dem alten Namen Hetrurien bezeichnet ward. Aber nachdem dieser gefallen, ist es im pariser Frieden wieder seinem ehemaligen Herrn eingeräumt worden. Toskana ist ein herrliches, paradiesisches, mit allen Reizen der Natur ausgestattetes Land, von einem milden, sanften Clima. Die Winter sind so wenig kalt, daß nur in sehr wenigen Häusern Kamine gefunden werden. Die Luft ist größtentheils gesund; nur in einigen Sumpfgegenden, namentlich um Siena, ist es ungesund; Zu großer Beschwerde gereichen die Winde Sirocco und Libeccio. Das

Kaufe, Tausch oder Pfand-Contract, gleich, und von der Handlung nicht weichen. Wer Pfänder verkauft oder ohne Urtheil verpfändet, der soll dem Herrn 60 Schilling geben, und dem Kläger sein Pfand wieder, oder den Werth desselben. Wer Pfänder nimmt, und sie nicht wieder giebt

Schuldner gegen den Gläubiger, Forderungen des Gläubigers gegen den Schuldner, die Haftung des Schuldners für Sachmängel, die Haftung des Gläubigers für Annahmeverzug, die Haftung des Schuldners für Verschulden seiner Leute, die Haftung des Gläubigers für Verschulden seiner Leute, die Haftung des Schuldners für Zufall, die Haftung des Gläubigers für Zufall

zu gestatten. Es ist nämlich, wenn Jemand in die Ferne reist, oder sonst, um unerwartet Ihn zu sehen, Lust und Liebe, Jemanden, der ihm nahe steht, zu sehen, und er kommt zu ihm, und findet ihn nicht, oder Jemand will ihn sehen, und er kommt zu ihm, und findet ihn nicht, und kann seine Absicht, um derentwillen er gekommen ist, nicht ausführen, so ist es ihm nicht möglich, sich zu entfernen, ohne Ihn gesehen zu haben, und er muß, wenn er nicht Ihn selbst sieht, doch wenigstens seine Wohnung sehen, oder seinen Namen hören, oder seine Kleider berühren, damit sein Herz ruhig werde, und er sich entfernen könne. Und wenn er sich entfernt, so ist es ihm nicht möglich, sich zu entfernen, ohne Ihn gesehen zu haben, und er muß, wenn er nicht Ihn selbst sieht, doch wenigstens seine Wohnung sehen, oder seinen Namen hören, oder seine Kleider berühren, damit sein Herz ruhig werde, und er sich entfernen könne. Und wenn er sich entfernt, so ist es ihm nicht möglich, sich zu entfernen, ohne Ihn gesehen zu haben, und er muß, wenn er nicht Ihn selbst sieht, doch wenigstens seine Wohnung sehen, oder seinen Namen hören, oder seine Kleider berühren, damit sein Herz ruhig werde, und er sich entfernen könne. Und wenn er sich entfernt, so ist es ihm nicht möglich, sich zu entfernen, ohne Ihn gesehen zu haben, und er muß, wenn er nicht Ihn selbst sieht, doch wenigstens seine Wohnung sehen, oder seinen Namen hören, oder seine Kleider berühren, damit sein Herz ruhig werde, und er sich entfernen könne. Und wenn er sich entfernt, so ist es ihm nicht möglich, sich zu entfernen, ohne Ihn gesehen zu haben, und er muß, wenn er nicht Ihn selbst sieht, doch wenigstens seine Wohnung sehen, oder seinen Namen hören, oder seine Kleider berühren, damit sein Herz ruhig werde, und er sich entfernen könne. Und wenn er sich entfernt, so ist es ihm nicht möglich, sich zu entfernen, ohne Ihn gesehen zu haben, und er muß, wenn er nicht Ihn selbst sieht, doch wenigstens seine Wohnung sehen, oder seinen Namen hören, oder seine Kleider berühren, damit sein Herz ruhig werde, und er sich entfernen könne. Und wenn er sich entfernt, so ist es ihm nicht möglich, sich zu entfernen, ohne Ihn gesehen zu haben, und er muß, wenn er nicht Ihn selbst sieht, doch wenigstens seine Wohnung sehen, oder seinen Namen hören, oder seine Kleider berühren, damit sein Herz ruhig werde, und er sich entfernen könne. Und wenn er sich entfernt, so ist es ihm nicht möglich, sich zu entfernen, ohne Ihn gesehen zu haben, und er muß, wenn er nicht Ihn selbst sieht, doch wenigstens seine Wohnung sehen, oder seinen Namen hören, oder seine Kleider berühren, damit sein Herz ruhig werde, und er sich entfernen könne.

gen, schreien die Leute bei Feuersgefahr auf blauen Dunst, ins Blaue, gegen die Luft, ins Leere, Unbestimmte schießen sonst nur Jäger, Soldaten und Wilddiebe, aber auch Leute, die sich auf Jagd, Krieg und Wilddieberei verstehen, wie Jäger, Soldaten und Wilddiebe, schießen gegen die Luft, ins Blaue, ins Leere, Unbestimmte, die Jäger, weil sie sich nicht gern in die Karten sehen lassen, die Soldaten, weil sie nicht wissen, wo der Feind steht, und die Wilddiebe, weil sie sich vor Gegenschüssen fürchten. Schießen Jäger, Soldaten und Wilddiebe gegen die Luft, ins Blaue, ins Leere, Unbestimmte, so schießen auch Leute, die sich auf Jagd, Krieg und Wilddieberei nicht verstehen, wie Jäger, Soldaten und Wilddiebe, schießen gegen die Luft, ins Blaue, ins Leere, Unbestimmte, die Leute, die sich auf Jagd, Krieg und Wilddieberei nicht verstehen, weil sie sich nicht gern in die Karten sehen lassen, die Leute, die sich auf Jagd, Krieg und Wilddieberei nicht verstehen, weil sie nicht wissen, wo der Feind steht, und die Leute, die sich auf Jagd, Krieg und Wilddieberei nicht verstehen, weil sie sich vor Gegenschüssen fürchten. Schießen Leute, die sich auf Jagd, Krieg und Wilddieberei nicht verstehen, wie Jäger, Soldaten und Wilddiebe, gegen die Luft, ins Blaue, ins Leere, Unbestimmte, so schießen auch Leute, die sich auf Jagd, Krieg und Wilddieberei nicht verstehen, wie Jäger, Soldaten und Wilddiebe,

Provinz, das Kaiserl. Amt, in der Provinz ein selbst. Polizeiamt, Mitt., die in Ansehung der Verwaltung der Polizei, der Gerichtsbarkeit und der Militairverfassung in der Provinz bestehenden Einrichtungen, Verordnungen und Gesetze

rumme und enge Gassen, eine königliche Münze, eine 1228 gestiftete, jetzt in ein Lyceum verwandelte Universität, eine seit 1807 wieder hergestellte Akademie der schönen Wissenschaften, eine Mahler-, Bildhauer- und Bauakademie. 1805 wurde auch eine der zwölf Landschulen zur Erlernung der Jurisprudenz hieher verlegt, und 1809 eine zur Landesuniversität gehörige Akademie. Einwohner waren im J. 1802 50,171. Es ist hier ein Erzbischof, der einen prächtigen Palast hat, und dessen Sprengel sich über das Departement der Haute Garonne und Arriege erstreckt. Die kostbare Brücke über die Garonne hält 145 Toisen in der Länge, und 12 in der Breite. Das Rathhaus wird Capitol genannt, und die Rathsherren, welche Capitouls hießen, hatten ehemals den Adelstand. Das Capitol flog 1772 durch Entzündung einiger Pulverfässer in die Luft, ist aber besser und mit einer sehr schönen Façade wieder hergestellt. Außer mehreren merkwürdigen Kirchen, ferner dem Parlamentspalaste, dem Zeughause, den herrlichen Promenaden an der Garonne u. s. w. gibt es hier noch verschiedene Ueberreste von römischen Amphitheatern und Wasserleitungen. Sowohl die Garonne, als der unterhalb der Stadt hineingehende Canal von Languedoc, sind dem Handel sehr vortheilhaft. Die Handlung mit Getraide, Mehl und Bauholz der Landschaft, mit spanischer Wolle und den hiesigen Manufacten von feinen Tüchern, Seiden- und Baumwollenstoffen ist freilich beträchtlich, entspricht aber nicht der glücklichen Lage der Stadt. Die Einwohner waren ehemals sehr eifrig für ihre Religion, und das hiesige Parlament verurtheilte 1762 der unglücklichen Calas. Wegen der von Paris aus zu spät angelangten Nachricht von der Thronentsetzung Buonapartes wurden bei Toulouse im April 1814 zwischen den verbündeten Engländern, Spaniern und Portugiesen und den Franzosen mehrere sehr hitzige Gefechte geliefert, und die Stadt von den Engländern am 11ten April eingenommen.

Tournefort (Joseph Pitton de), ein berühmter Botaniker, geboren zu Aix in der Provence den 5ten Juni 1656, fand schon in seiner Kindheit das größte Vergnügen am Kräutersammeln, so daß er, ohne Anleitung, sich mit allen in der Gegend von Aix wachsenden Kräutern in sehr kurzer Zeit bekannt machte. In dem Jesuitercollegium erhielt er seine Schulerziehung, studirte nachher zu Montpellier Theologie, Anatomie und Medicin, vorzüglich aber Botanik. Der Tod seines Vaters (1676) verschaffte ihm völlige Freiheit, seiner Lieblingsneigung zu folgen, und jetzt unternahm er mehrere Reisen durch Frankreich, die Pyrenäen, England, Holland und Spanien, und eine machte er auf Kosten des Königs nach der Levante. 1683 wurde er als Professor der Kräuterkunde bei dem königlichen Garten in Paris angestellt, zu dessen Bereicherung er viele Reisen machte, und 1692 zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften ernannt. 1694 gab er sein erstes Werk: Elémens de Botanique ou Méthode pour connaitre les Plantes in 3 Quartbänden mit vielen Kupfern heraus. Durch dieses System der Kräuterkunde erwarb sich Tournefort einen unsterblichen Namen, da er eine bessere Bestimmung der Pflanzengattungen einführte, deren Charaktere besonders von der Gestalt der Blumen hergenommen sind. Bis zu Linné's Zeiten war Tourneforts System das beliebteste, und eine Menge von Pflanzen verdanken ihm ihre Benennungen. 1700 er-

schien eine vermehrte Ausgabe von Tourneforts Elementen unter dem Titel: Institutiones rei herbariae 3. Vol. 4. und 1719 eine von Anton Jussieu mit 489 Kupfern. Diesem Werke folgten seine Histoire des Plantes, qui naissent aux environs etc. Paris 1698, 12.; ferner seine Relation d'un Voyage du Levant. Paris 1712, Vol. 2, 4. (deutsch, Nürnberg 1776, 3 Bände, 8.) u. s. w. Tournefort ging überall mit philosophischem Geiste zu Werke, wodurch seine Schriften um so schätzbarer werden. Durch einen unglücklichen Zufall quetschte er sich an einem schnell vorüberfahrenden Wagen die Brust, und starb an den Folgen davon den 28sten November 1708.

Toussaint l'Ouverture, einer der merkwürdigsten Neger zu Ausgange des vorigen, und zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts, der auf St. Domingo als Heerführer seiner Landsleute für die Rechte der Menschheit stritt. Er war 1745 auf einer Pflanzung des Grafen Noé, unweit des Cap François, im nördlichen Theile von St. Domingo geboren, und zeigte solche Wißbegierde, daß er schon sehr früh, trotz seiner traurigen Lage, lesen, schreiben und rechnen gelernt hatte. Sein Durst nach Kenntnissen erwarb ihm nicht bloß die Gunst seines Vorgesetzten, des Oberaufsehers der Plantagen, Bayon de Libertas, der ihn zu seinem Kutscher machte, sondern auch die Achtung und Bewunderung seiner Mitsklaven. Indessen blieb er selbst nach seiner, im 25sten Jahre erfolgten Verheirathung Sklave seines Herrn, der ihm jedoch seinen Zustand möglichst zu erleichtern suchte. Dies benutzte er, und machte sich mit den in Libertas Bibliothek befindlichen philosophischen Schriften (worunter ihn die von Raynal am meisten anzogen), mit den Werken über Staats- und Kriegswissenschaften bekannt. Als 1791 die erste Negerempörung auf St. Domingo ausbrach, ward auch er von seinen Landsleuten zu Rathe gezogen. Er nahm aber anfangs an dem Kampfe für Freiheit keinen Antheil, sondern suchte erst seinen Herrn, Bayon de Libertas, nach dem festen Lande von Amerika in Sicherheit zu bringen. Als dies geschehen war, begab er sich zu der Armee seiner Landsleute, nahm bei dem unter Biassou's Befehlen stehenden Corps Dienste, und ward der nächste nach diesem im Commando. Als Biassou sich theils durch Grausamkeiten, theils durch fehlgeschlagene Unternehmungen den Haß und die Geringschätzung seiner Armee zugezogen hatte, ward Toussaint l'Ouverture an seiner Stelle (1793) zum Divisionsgeneral ernannt. Hier entwickelte er nun eben so viel Genie, als Kenntniß der Kriegskunst, und der zur Staatsverwaltung erforderlichen Fähigkeiten. Die ihm von vielen zur Last gelegten Grausamkeiten in dem Kriege wider die Weißen waren durch die von den letztern gegen die Neger früherhin verübten Unmenschlichkeiten, wodurch das Rachegefühl derselben entflammt war, nur zu sehr veranlaßt, als daß die Schuld davon allein auf Toussaint fallen könnte. Ueberdies sind Greuel solcher Art das gewöhnliche Resultat gewaltsamer Staatsveränderungen selbst bei gebildeten Völkern, wie viel mehr nicht bei rohen, die auf das äußerste zum Zorn gereizt sind. Manche von den Grausamkeiten, welche Dessalines verübte (s. Dessalines) fielen auch auf Toussaint zurück. Als dieser indessen wirklich Herr von Domingo geworden war, übte Dessalines die scheußlichsten Grausamkeiten für sich allein aus, und Toussaint war nicht im

Mittel. Wenn ich z. B. sage: Ich kann alle die möglichen Figuren, welche ein Viereck, Kreis, Dreieck, Ellipse, Linie, Punkt, Cylinder, Kegel, Würfel, Pyramide, Kugel, Ring

doch umsonst. Jetzt erklärten die französischen Generale ihn und Christoph in die Acht; sie wurden beide angegriffen, geschlagen, mußten sich in die Wälder zurückziehen, und endlich Unterhandlungen anfangen. Leclerc bewilligte einen Waffenstillstand und nahm die Unterwerfung der Negergenerale, unter der Bedingung an, daß Toussaint und Christoph sich nach bestimmten, ihnen angewiesenen Orten begeben mußten. Dessalines und Christoph suchten jetzt, voll Haß und Neid, Toussaint ganz aufzuopfern. Ein Brief, worin Toussaint insgeheim einen Aufstand unter den Schwarzen vorbereitet hatte, oder doch vorbereitet haben sollte, ward dem französischen General in die Hände gespielt, und dieser ließ, um den Verschwörungen ein Ziel zu setzen, Toussaint und einige andere Generale zu Anfange des Junius verhaften, und nach Frankreich einschiffen. Hier langte Toussaint den 7. Aug. 1802 in dem Tempel an, wurde nach der Festung Joux bei Besançon gebracht, wo man ihn in seinem Zimmer neben einem Tische hingestreckt, todt gefunden hat. Nach andern (m. s. Domingo) ward er nach Elba gebracht, und ist dort gestorben. In seinen Genüssen war er mäßig, in seiner äußern Erscheinung aber liebte er Pracht und Glanz. Er war mißtrauisch, eine Folge seiner Verhältnisse und Schicksale; auch war er religiös und bestieg wohl selbst die Kanzel, wo er dem Volke und den Soldaten mit Kraft und Nachdruck Reden hielt. Ruhe bedurfte er wenig, war immer beschäftigt und arbeitete mit größter Leichtigkeit. Er hatte fünf Secretäre, die täglich mehr als hundert Briefe beantworten mußten. Uebrigens besaß er ein außerordentliches Gedächtniß, war guter Gatte und Vater, sehr dankbar gegen seine Wohlthäter und Freunde, im bürgerlichen Leben eben so zuverlässig als schlau im politischen. Seine Landsleute liebten und bewunderten ihn bis zum Fanatismus, und seine Feinde fürchteten ihn. „Toussaint," sagt der Senator und vormalige Bischof Gregoire von ihm, „war der Wiederhersteller des Gottesdienstes auf St. Domingo, und sein Eifer hatte ihm den Beinamen des Capuziners von Leuten erworben, denen man einen ganz andern geben könnte. . . . Daß Toussaint grausam, Heuchler gewesen sey, — ich habe keinen Beruf, es zu läugnen; aber die Weißen! — Man muß in keiner Sache urtheilen, in welcher man nur eine Parthei hörte. Vielleicht kommt die Zeit, wo auch die Neger schreiben und drucken lassen, oder wo irgend ein Weißer mit unpartheiischer Feder erzählt." Toussaints Gattin starb im Jahr 1816 in Paris. Einer seiner Söhne steht als Rittmeister in französischen Diensten.

Tower, eine Art von Citadelle an der Ostseite der Stadt London, nicht weit von der Themse, ist sehr alt und merklich im Verfall. Ihr Name kommt von dem Thurm, den König Wilhelm aus Quadersteinen zur Erhaltung der Ruhe in der Hauptstadt errichten ließ. Dieses Gebäude ward nach und nach durch Zusätze mehr vergrößert und befestigt. Die Merkwürdigkeiten des Towers für den Fremden sind die wilden Thiere, als Löwen, Tieger ꝛc. Ferner das Zeughaus, worin ein großer Vorrath von Gewehren aller Art für See- und Landsoldaten sich befindet. Die Horsearmory oder die Pferderüstkammer ist die Vorstellung der alten und neuen englischen Könige in ihren Rüstungen zu Pferde nach dem Leben. Die spanische Armory (spanische

Rüstkammer) enthält die Waffen und Rüstungen, welche der spanischen unüberwindlichen Flotte 1588 abgenommen und nach London gebracht worden sind. Auch König Heinrichs VIII. nächtlicher Spazierstock, worin sich drei Pistolen befinden, und das Beil, womit Anna Boleyn enthauptet worden ꝛc. sind hier. Die hier befindlichen englischen Reichskleinodien werden nur hinter einem Gitter gezeigt, und wer sie sehen will, muß sich überdies so lange einschliessen lassen, denn ein englischer Oberst Blood unter Carl. II. wollte sie mit Gewalt wegnehmen, seit welcher Zeit man sich dieser Vorsicht bedient. Diese Reichskleinodien bestehen in einigen Kronen von grossem Werthe, ingleichen Reichsapfel, Scepter, einem Taufbecken, worin die königliche Familie getauft wird, einem goldenen Adler, worin das Salböl für die Könige und Königinnen enthalten ist u. s. f. Alles englische Geld wird im Tower geschlagen, und es ist keine Münze weiter im Königreiche, außer der Münzmaschine eines Privatmanns in der Gegend von Birmingham, wo Scheidemünzen geprägt werden. Man kann Silber und Gold nach dem Tower schicken, um es prägen zu lassen, wofür man so viel Geld dem Gewichte nach wieder erhält. Im Tower ist auch ein großes und sehr sicheres Pulvermagazin, und eine Kirche, worin viele vornehme Personen, die hier enthauptet sind, begraben liegen, z. B. Anna Boleyn und Catharina Howard, beide Gemahlinnen Heinrichs VIII. u. a. m. In neuern Zeiten wird das Gerüste für diejenigen, welche enthauptet werden, außerhalb des Towers auf einer Anhöhe, Towerhill genannt, errichtet. Es ist auch ein Archiv im Tower, worin Nachrichten und Urkunden von den Zeiten König Johanns bis auf Richard III. in 56 Schränken aufbewahrt werden. Gegen Erlegung einer Kleinigkeit darf man davon nachsehen, was man will. Die Stelle eines Governors oder Oberbefehlshabers im Tower ist sehr ansehnlich und einträglich. Unter ihm steht ein Lieutenant-Governor, ein Deputy-Lieutenant und ein Major. Da dies Schloß zur Aufbewahrung von Staatsgefangenen dient, so ist der Aufseher derselben auch kein gemeiner Kerkermeister (goaler), sondern er wird mit dem Zusatze Gentleman-goaler (adlicher Gefängnißwärter) unterschieden. Hinter dem Tower, an der Themse stehen 61 Canonen, die bei Feierlichkeiten, und wenn der König ins Parlament geht, abgefeuert werden.

Toxicologie, die Lehre von den Giften, von dem griechischen Worte τοξικον (Toxikon) welches sonst eine besondere Art des stärksten Giftes, womit die Alten ihre Pfeile und Wurfspieße vergifteten, nachher aber jede Art von Giften bedeutete.

Tozze, (Ebald), ein ausgezeichneter historischer Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, geboren 1715 zu Stolpe in Hinterpommern, war in Göttingen Privatdocent und Universitätssecretär, kam von dort nach Bützow, erhielt von dem Herzoge von Meklenburg den Titel eines Justizraths und starb im März 1789. Als Geschichtschreiber besaß er sehr viel Forschungsgeist und Beurtheilungskraft, und hat dadurch seinen Schriften einen dauernden Werth gegeben. Wir bemerken in dieser Hinsicht von ihm seine Einleitung zur allgemeinen und besondern europäischen Staatskunde. 2. Th. Bützow und Wismar 1779 8. 4te Auflage, neu bearbeitet von V. A. Heinze. Schwerin und Wismar, 1790 bis 1799; Geschichte der vereinigten Nie-

Kreisamt, über Dresden als Kreisamt, Leipzig, Zwickau und Plauen. Nach der Verfassung vom 4. Sept. 1831 wurden die Kreisämter aufgehoben und 5 Kreisdirektionen errichtet. Diese, seit 1. Jan. 1874 in 3 Kreishauptmannschaften verwandelt, sind: die Kreishauptmannschaft Dresden, welche die Amtshauptmannschaften Dresden, Dresden-Neustadt, Großenhain, Kamenz, Meißen, Pirna und Radeberg umfaßt; die Kreishauptmannschaft Leipzig, welche die Amtshauptmannschaften Borna, Grimma, Leipzig, Oschatz und Wurzen umfaßt; die Kreishauptmannschaft Zwickau, welche die Amtshauptmannschaften Annaberg, Auerbach, Chemnitz, Flöha, Marienberg, Plauen, Schwarzenberg und Zwickau umfaßt. Die Kreishauptmannschaften sind Mittelbehörden für die innere Verwaltung, die Kreisdirektionen Dresden und Leipzig auch für die Polizeiverwaltung. Die Amtshauptmannschaften sind Unterbehörden für die innere Verwaltung und Polizeiverwaltung. Die Gerichtsverfassung ist durch Gesetz vom 11. Aug. 1855 geregelt. Es bestehen Gerichtsämter, Bezirksgerichte, Landgerichte und Appellationsgerichte. Die Gerichtsämter sind Einzelgerichte, die Bezirksgerichte, Landgerichte und Appellationsgerichte Kollegialgerichte. Die Gerichtsämter sind Gerichte erster Instanz für Zivil- und Strafsachen, soweit nicht die Bezirksgerichte, Landgerichte oder Appellationsgerichte zuständig sind. Die Bezirksgerichte sind Gerichte erster Instanz für Zivilsachen, soweit nicht die Landgerichte oder Appellationsgerichte zuständig sind, und Gerichte zweiter Instanz für Zivilsachen, soweit nicht die Appellationsgerichte zuständig sind. Die Landgerichte sind Gerichte erster Instanz für Zivilsachen, soweit nicht die Appellationsgerichte zuständig sind, und Gerichte zweiter Instanz für Strafsachen, soweit nicht die Appellationsgerichte zuständig sind. Die Appellationsgerichte sind Gerichte zweiter Instanz für Zivilsachen, soweit nicht die Bezirksgerichte oder Landgerichte zuständig sind, und Gerichte dritter Instanz für Strafsachen, soweit nicht die Landgerichte zuständig sind. Die Gerichtsämter sind Gerichte zweiter Instanz für Strafsachen, soweit nicht die Landgerichte zuständig sind. Die Bezirksgerichte sind Gerichte zweiter Instanz für Strafsachen, soweit nicht die Landgerichte zuständig sind. Die Landgerichte sind Gerichte dritter Instanz für Strafsachen, soweit nicht die Appellationsgerichte zuständig sind. Die Appellationsgerichte sind Gerichte dritter Instanz für Strafsachen, soweit nicht die Landgerichte zuständig sind.

welche in spätern Zeiten nicht nach Anweisung der heil. Schrift, ja, wie die Protestanten zeigen, oft sogar im Widerspruch mit dem biblischen Christenthume, durch Concilien und Päpste in der Kirche aufgebracht worden sind, als göttliche Institutionen zu achten wären. Der angegebene, bei den echtpapistischen und als orthodox geltenden catholischen Kirchenlehrern nachzuweisende Traditionsbegriff stützte das Dogma von der unumschränkten Gewalt der Kirche über Glauben, Cultus und Leben der Christen und jene Menge kirchlicher Satzungen, Gebräuche und Einrichtungen, die bei den Protestanten im Rufe schriftwidriger und schädlicher Erfindungen des Aberglaubens, der Herrschsucht und der Geldgier stehen. Die historische Kritik, wie sie von protestantischen Theologen geübt wird, darf daher an die catholische Traditionlehre nicht rühren; sie würde mit ihr das ganze System des Catholicismus umwerfen. Vielmehr muß ein unbedingter Glaube an die göttliche Autorität der Kirche und an die ihr fortwährend beiwohnende Inspiration diese Lehre heiligen und die tridentinische Kirchenversammlung hat nicht ganz consequent decretirt, daß der Tradition nur gleiche Ehrfurcht wie der heiligen Schrift gebühre, da erstere als kirchlich anerkannte alleinige Auslegerin der letztern eigentlich das höhere normative Ansehn hat. Hieraus ergibt sich die zur Beurtheilung der theologischen Gegensätze unserer Tage dienende Bemerkung, daß die Tradition dem echten Catholiken dasselbe ist, was die Vernunft dem Rationalisten und der wissenschaftlich ausgemittelte Buchstabe der heil. Schrift den Supernaturalisten. E.

Traditoren wurden diejenigen Christen genannt, die sich unter den Christenverfolgungen, besonders Diocletians, des Vergehens der Auslieferungen heiliger Bücher und Gefäße an die heidnische Obrigkeit schuldig machten. Meist waren es zaghafte Geistliche, die die Kirche durch Entsetzung von ihren Aemtern bestrafte. Da die Donatisten (s. d. Art.) solche Auslieferer sogar den ärgsten Ketzern gleichstellten, milderte die orthodoxe Kirche ihr Urtheil über dieses Vergehen, zu dem es unter den christlichen Kaisern keine Gelegenheit mehr gab. E.

Trafalgar (Schlacht von). Mit vieler Mühe und Vorsicht, mit den größten Erwartungen, hatte sich im Sommer 1805 die große französische Flotte unter dem Admiral Villeneuve mit der spanischen unter dem Admiral Gravina im Hafen zu Cadix vereinigt und war in die westindischen Gewässer gesegelt, hatte Furcht und Schrecken daselbst verbreitet, aber ohne irgend eine Insel zu nehmen; kaum einige englische Kauffahrer und ein Cutter waren ihr in die Hände gefallen. Die Engländer hatten der französischen Flotte gleich ihren Seehelden Nelson mit einer etwa halb so starken Flotte nachgesandt, aber vergeblich suchte er die französisch-spanische Armada in Barbados, in Martinique, in St. Luzie und segelte mißmuthig nach Europa zurück. Hier hatte, bei Corunna (22. Jul. 1805), bereits der Admiral Calder die feindliche Flotte angetroffen und ihr eine Schlacht angeboten, welche sie zwar annahm, die aber zu nichts führte, da ein dicker Nebel im Augenblick des Kampfes alles verdunkelte und jeder Theil beträchtlichen Schaden litt. Die combinirte spanisch-französische Flotte bot der englischen unter Calder auch den andern Tag die Schlacht an, diese aber zog sich zurück. So blieb es also Nelson

überlassen, der englischen Flagge einen herrlichen Triumph zu verschaffen. Nachdem er das ganze Mittelmeer und die Nordsee durchsegelt, und lange vergeblich geforscht hatte, wohin der Feind gesegelt sey, hatte er sich in London aufs neue verstärkt und segelte nun vor Cadix, wo die feindliche Flotte ruhig vor Anker lag. Es lag ihm nicht daran, was vorher schon vom Admiral Collingwood, der bei Gibraltar stationirt war, versucht wurde, die Flotte zu blockiren, sondern sie zu einer Schlacht zu bringen. Er zog sich daher ganz von Cadix zurück und in der That lockte er dadurch die Flotte heraus. Den 19ten segelte sie aus dem Hafen, den 21. traf sie Nelson beim Cap Trafalgar auf dem halben Wege nach Gibraltars Meerenge. Nelson hatte den Plan zu einer Schlacht seinen Unterbefehlshabern schon am 4. October auseinandergesetzt. Es bedurfte also dazu keines Augenblicks. In einer ganz neuen Schlachtordnung, nämlich in zwei Colonnen segelte seine 27 Linienschiffe starke Flotte gegen die durch mehrere Escadren verstärkte französisch-spanische von 33 Schiffen, welche eine 3 Stunden lange Linie bildeten, und bei Annäherung der Engländer sich zum halben Monde ordneten. Nelson wurde vom Winde, wie von der Erfahrenheit und Kühnheit seiner Mannschaft jedoch besser unterstützt, als der Feind. Er durchbrach die feindliche Linie mit seinen zwei Colonnen an zwei Punkten, auf Pistolenschußweite lagen die Schiffe an einander und mehrere wurden geentert, in den Grund gebohrt. Nach drei Stunden war der Kampf geendet, die feindliche Linie auseinander gesprengt, Gravina, der spanische Admiral getödtet, 19 Schiffe waren verloren, worunter eines von 130 und das andere von 120 Kanonen. Der französische Admiral Villeneuve ward gefangen, eben so Alava, der spanische Viceadmiral, und der Contreadmiral Zisneros. So glücklich aber Nelson seinen Zweck überhaupt erreicht hatte, so unglücklich war der Ausgang für ihn selbst. Ein feindlicher Scharfschütze auf der Santa Trinidad erkannte ihn an seinen Orden und schoß ihn mitten durch den Stern, der sein tapferes Herz schmückte. In wenig Minuten sank er als Held, jedoch wie Epaminondas vom Siege bereits bekränzt. Collingwood übernahm statt seiner das Commando. Vier Schiffe retteten sich und steuerten nach Ferrol, wo sie aber dem Admiral Strachan in die Hände fielen. Zehn Schiffe blieben also von der ganzen Flotte übrig, die Napoleon in sechs Jahren mit Mühe durch die Thätigkeit der ganzen französischen Nation geschaffen hatte! 15,000 Mann betrug der Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangenen, indeß die Engländer kaum 1800 Dienstunfähige und Todte zählten. Uebrigens ward das Manöver, durch welches Nelson siegte, durch ihn selbst zum zweitenmale ausgeführt (das erste mal bei Abukir), und war an sich die Idee eines Privatgelehrten in England, der nie zur See gewesen war. *r

Tragisch, s. Schauspiel.

Tragödie, s. Schauspiel.

Trajanus, (Marcus Ulpius), ein berühmter römischer Kaiser, war der Sohn des Trajanus, eines ausgezeichneten Feldherrn, der in dem jüdischen Kriege unter dem Vespasian commandirte, der ihn zum Consul und Patricier machte, und ihn als Statthalter und Befehlshaber nach Syrien schickte. Der junge Trajan begleitete seinen Vater in einem Feldzuge gegen die Par-

ther am Euphrat, und diente auch am Rhein. Er zeichnete sich allenthalben durch Muth aus, und suchte sich besonders durch große Märsche zu Fuß abzuhärten. Zugleich machte er sich mit allen, zum Kriege nöthigen Kenntnissen bekannt, und durch sein einnehmendes Betragen bei den Soldaten beliebt, ohne seiner Würde etwas zu vergeben. Im Jahre 86 nach Chr. Geburt wurde er Prätor und im J. 91 Consul. Nachher hielt er sich einige Zeit in Spanien auf, von wo er durch den Kaiser Domitian zum Befehlshaber der Truppen in Niederdeutschland berufen wurde. Als der vortreffliche, aber schon bejahrte Kaiser Nerva zur Regierung kam, fand derselbe Niemand würdiger zu seinem Mitregenten, als den Trajan, den er deßhalb adoptirte und (97) zum Cäsar erhob. Trajan, damals 42, nach Andern 45 Jahre alt, besaß neben seinen übrigen Vorzügen, die ihm auf eine solche Würde Anspruch gaben, eine majestätische Gestalt, und eine sehr einnehmende, geistvolle Gesichtsbildung. Gleich nach seiner Erhebung beschränkte er die prätorianische Garde, welche den Nerva gezwungen hatte, ihr die Mörder des Domitian zum Bestrafen auszuliefern, und ließ die Urheber des Aufruhrs bestrafen. Nerva starb bald darauf, und Trajan bestieg, ohne Widerspruch (98 n. Ch. Geb.), den Thron. Nichts konnte die Güte und Freundlichkeit, womit er allen Ständen und Personen begegnete, übertreffen. Zuerst machte er allen Einwohnern Roms, die Abwesenden und die Kinder (zu deren Erziehung er Verordnungen traf) mit eingeschlossen, ein Geschenk an Korn und Geld, und gegen die Provinzen bewies er sich eben so freigebig. Um die Stadt mit Getraide hinlänglich zu versehen, erlaubte er die ganz freie Einfuhr, und dieses Mittel war so zweckmäßig, daß bei einer Theurung in Aegypten, der damaligen Kornkammer Roms, dieses Land von der Stadt aus mit Getraide versorgt werden konnte. Die verderbliche Rotte von Angebern (Delatores), welche unter der Tyrannei des Domitian hauptsächlich entstanden, und während Nerva's sanftmüthiger Regierung nicht gehörig bestraft war, fand in Trajan einen unerbittlichen Feind. Er ließ sie einschiffen und nach eben den unfruchtbaren Inseln bringen, wohin die unglücklichen Opfer ihrer Bosheit verwiesen worden waren. Auch erließ er ein Edict, worin alle künftigen falschen Anklagen mit den schärfsten Strafen bedroht wurden, und stellte die Abgaben des Zwanzigsten, welche Augustus auf die Collateralerbschaften gelegt hatte, ab. Durch Mäßigkeit und Sparsamkeit setzte er sich in Stand, Alles dies auszuführen, ohne daß die Staatseinkünfte dadurch verringert wurden. Mit der edelsten und gewissenhaftesten Rechtlichkeit zog er alle Männer von Verdienst und Kenntnissen hervor, und vertraute ihnen die Staatsämter an. Wie er dem Saburanus als prätorianischem Präfecten das Amtsschwert überreichte, sagte er zu ihm: „dies Schwert gebe ich dir, damit du es zu meiner Vertheidigung führst, wenn ich gut regiere; aber gegen mich, wenn ich übel regiere.“ Auch als er schon Kaiser war, lebte er mit den Senatoren und übrigen Personen von Stande auf demselben freundschaftlichen Fuß wie vorher, weßhalb Plinius auch von ihm sagt: „er besaß Freunde, weil er selbst Freund war.“ So wie August besuchte auch er seine Freunde in ihren Häusern, ganz als Privatperson, und seine Freundschaft war um so uneigennütziger, da es denen, welchen er sie schenkte, frei blieb, in seine Dienste zu treten, oder für sich zu leben. Aber

Als Inhalt von gut fünf Jahren Lehrgang, Lehren eines Lehrers für Lehrer, eines Lehrers, der selbst nicht Lehrer ist, sondern Praktiker, der sich bemüht, seine Praxis zu lehren, ist dieses Buch nicht Lehrbuch, sondern Übungsbuch. Es will nicht Lehrer machen, sondern Lehrern helfen, sich selbst zu Lehrern zu machen

nen, ließ bei dem heutigen Zeverin in Niederungarn eine Brücke über die Donau schlagen, welche zu den Wundern jener Zeit und den größten Werken des Alterthums gehört. Darauf fiel er in Dacien ein, eroberte die Hauptstadt des Decebalus, der sich selbst umbrachte, und verwandelte dieses Land in eine römische Provinz, welche er von andern Theilen des Reichs her bevölkerte. Bei seiner Rückkehr nach Rom hatte Crassus eine Verschwörung angesponnen, und Trajan begnügte sich damit, ihn bloß zu verbannen. Seine angeborne Liebe zum Kriege, der einzige Fehler, den man ihm als Regenten mit Recht vorwerfen kann, war durch das Glück noch mehr entflammt, und der übrige Theil seiner Regierung zeigt ihn uns hauptsächlich als siegreichen Feldherrn, dessen Absicht es war, die Gränzen des römischen Reichs zu erweitern. Schon lange war das Verfügungsrecht über die Krone von Armenien ein Gegenstand des Streits zwischen den Römern und Parthern gewesen. Da nun Chosroes, der König der letztern, einen König in Armenien eingesetzt hatte, so ließ sich Trajan dies um so mehr als Vorwand zum Kriege dienen, da auch die Parther durch innere Streitigkeiten getheilt waren. Er ging (106) mit einem Kriegsheere nach Armenien, eroberte es (107), und machte es zur römischen Provinz. Nachdem er seine Eroberungen gesichert, und die Huldigungen einiger benachbarten Fürsten empfangen hatte, ging er nach Edessa, dessen König Abgarus in seinem Betragen zwischen den Römern und Parthern gewankt hatte. Durch die Verwendung seines Sohnes, eines schönen jungen Prinzen, erhielt Abgarus indessen vom Trajan eine günstige Behandlung, und der letztere unterwarf sich nachmals ganz Mesopotamien. Das steinichte Arabien wurde gleichfalls um diese Zeit von Trajan als eine Provinz mit dem römischen Reiche verbunden. Auch unterwarf er sich alle die kleinen Könige im nördlichen Armenien zwischen dem Euxin und dem caspischen Meere. Im J. 114 baute er das prächtige Forum Trajanum; auch wurde zu Rom die berühmte trajanische Säule (Columna Trajani) errichtet, die das Andenken seiner Siege verewigte, noch jetzt vorhanden ist, und nach seinem Tode auf seinem Grabe aufgerichtet ward. 115 ging er auf einer Schiffbrücke über den Tigris, unterwarf sich Adrabene und ganz Assyrien, Ctesiphon und Susa, segelte sodann mit einer Flotte auf dem Tigris bis zum Ausflusse in den persischen Meerbusen hinab, und war der erste und letzte römische Feldherr, der denselben beschiffte. Als er in den indischen Ocean kam, verheerte er die Küste des glücklichen Arabiens, und beklagte, wie er ein Schiff nach Indien fahren sah, nichts mehr, als daß er nicht jung genug sey, um auch dies Land zu bekriegen. Der Ruhm Alexanders schwebte um diese Zeit seinem Geiste vor; aber ungeachtet des Glanzes, welchen sein Kriegsglück über seinen Namen verbreitet, schmerzt es ein denkendes Gemüth, einen weisen, menschlichen Fürsten in einen ehrgeizigen Eroberer verwandelt zu sehen, welcher, die Rechte der Nationen nicht achtend, die theuersten Güter seines eignen Volks bloß seinem persönlichen Ruhme opfert. Er fand ein eitles Vergnügen daran, seine Briefe an den Senat mit barbarischen Namen noch barbarischerer Völker zu füllen, die er dem großen Reiche einverleibt hatte; und die Erfindsamkeit der Senatoren beschäftigte sich mit neuen Ehrentiteln und den Zeichnungen neuer Triumphbogen bei seiner Rückkehr. Allein diese erfolgte nicht.

Nachdem er einige Zeit mit der Wiederunterjochung mehrerer Völker verbracht, und den Parthern, die jetzt gleichfalls vom römischen Reiche abhängig gemacht waren, einen König gegeben hatte, belagerte er Atra, die Hauptstadt einer arabischen Völkerschaft. Er mußte jedoch diese Belagerung aufgeben, und sich nach Syrien zurückziehen. 117, als er mit seinem Heere wieder nach Mesopotamien gehen wollte, wurde er krank, übertrug dem Adrian den Oberbefehl über sein Kriegsheer, und schiffte sich nach Italien ein. Er erreichte Selinus (Trajanopel) in Cilicien, wo er im August 117 im 64sten Jahre seines Alters und im 20sten seiner Regierung starb. Sein Körper ward verbrannt, die Asche in einer goldenen Urne nach Rom gebracht, und unter der Columna Trajana beigesetzt. Vor seinem Tode hatte Trajan auf Zureden seiner Gemahlin, Platina, den Adrian adoptirt, und dieser wurde sein Nachfolger, wider den Willen des Verstorbenen, der ihn nicht achtete, sondern durch die List der Platina, die ein falsches Testament zu Gunsten ihres Lieblings schmiedete, und den Tod ihres Gemahls so lange verbarg, bis sie die Truppen für ihre Absicht gewonnen hatte. — Außer der Kriegsliebe konnte dem Trajan als Regenten kein Vorwurf gemacht werden. Er wachte mit der größten Sorgsamkeit für die Aufrechthaltung der Gesetze, war überaus gerecht, herablassend, gütig und wohlthätig; den Wohlstand seiner Unterthanen suchte er aus allen Kräften zu fördern, legte deßhalb neue Städte an, bauete neue Straßen, Brücken und Häfen, ermunterte den Handel, die Wissenschaften und die Künste, zierte Rom mit herrlichen Gebäuden, und sorgte väterlich für die Erhaltung und Erziehung der Waisen. Dennoch ist es zu bedauern, daß einige Laster und Ausschweifungen, von denen die Liebe zum Trunk am wenigsten ihn schändete, seinen Charakter beflecken. Die Liebe und Verehrung der Römer für ihn war so groß, daß noch 250 Jahre nach seinem Tode die Senatoren bei der Thronbesteigung eines neuen Kaisers demselben wünschten: er möchte glücklicher seyn, als August, und besser als Trajan! M. P.

Tramontane heißt der Nord- oder Polarstern, und weil die Schiffer sich nach ihm zu richten pflegen, so sagt man figürlich: die Tramontane verlieren für: sich verirren, sich nicht besinnen können.

Trancheen werden in der Kriegskunst die Erdarbeiten genannt, vermittelst welcher die Angriffsarmee sich einer belagerten Festung nähert. In entferntester Kanonenschußweite von der Festung aus wird, in paralleler Richtung mit den Werken der Festung, ein Graben um einen Theil derselben in einen großen Bogen geführt und die erste Parallele genannt, in welcher nun die Batterien placirt werden. Von hier aus rückt man der Festung in Gräben zickzack gelegt, mit Geschütz und Infanterie näher, wo die zweite Parallele ein anderer mannstiefer Graben bezeichnet, in welchem nun wieder besondere Plätze für die Batterien ausgesucht und eingerichtet werden. Man nähert sich nun wieder in Zickzackgräben der Festung bis zum Glacis, wo die Breschbatterien zu stehen kommen, und von wo aus der Sturm geschieht. Uebrigens muß der Zickzack so laufen, daß seine Verlängerung nicht in die Festung trifft, sonst enfilirt ihn der Feind. Die Flügel der Parallelen müssen, wenn sie nicht durch die Natur gehörig gedeckt sind, durch besonders aufgeworfene Werke für einige 100 Mann

und einige Feldstücke eingerichtet werden, um dadurch die Trancheen gegen Ausfälle aus der Festung zu sichern. Die Demontirbatterien kommen gemeiniglich 4 — 600 Schritt vor die Festung zu liegen. Die Mortierbatterien legt man, soviel als möglich, nahe bei der Festung, um die stärkste Wirkung sich davon zu versprechen. Am besten ist es, wenn sie so liegen, daß sie mehrere Werke in einer Wurflinie haben. Eine gewisse Art, die Trancheen mit Schanzkörben auszuführen, heißt eine Sappe machen (siehe diesen Artikel). P. S.

Trankebar (Trankenbar, franz. Tranquebar), eine Stadt und Besitzung auf der Küste von Coromandel im Staat von Tanjore in Ostindien, gehörte sonst den Dänen. Im J. 1612 wurde zu Copenhagen eine dänisch-ostindische Compagnie errichtet, und 1616 kam das erste dänische Schiff auf der Küste von Coromandel an, wo es von dem Rajah von Tanjore gütig aufgenommen wurde. Der letztere ließ sich mit dem Oberkaufmann Roland Krappe wegen Abtretung eines Landstrichs zur Ansiedelung für die Dänen in Unterhandlungen ein, und 1620 erhielt der dänische Befehlshaber Ove Giedda den District von Trankebar (damals Tarangembadhie), wofür er eine jährliche Abgabe von 2000 Perdons oder 1666⅔ dänische Thaler versprach. Er legte hier die Stadt Trankebar und das Fort Dansburg an, und Krappe blieb als Gouverneur zurück. 1777 überließ die Compagnie diese Colonie an die Krone. Das dänische Gebiet begreift, außer der Stadt und Festung, den Flecken Porejaru und 30 Dorfschaften, welche die Krone theils eigenthümlich, theils pfandweise vom Rajah besaß, dem sie dafür 9650 rthl. bezahlte. Der größeste Theil dieses Landstrichs besteht aus Reißfeldern und Wäldern von Palmen und Luntenbäumen, ein kleinerer Theil ist ein salzichter Morast, in dem man Salz bereitet. Die meisten Einwohner sind Malabaren, 15000 Seelen stark. Die ganze Bevölkerung der Stadt und ihres Gebiets wird auf etwas über 50000 Menschen angegeben. König Friedrich IV. legte eine Anstalt zur Bekehrung der Heiden an, und 1705 gingen die ersten Missionarien von Copenhagen nach Trankebar ab, wo sie im Jul. 1706 ankamen. Nun wendete man sich von Copenhagen aus nach Berlin und Halle, um sich Missionarien vorschlagen zu lassen, und am letztern Orte, wo auch noch die Berichte der Missionsanstalt herauskommen, wurde eine malabarische oder eigentlich tamulische Druckerei angelegt. Den Heidenbekehrern fehlte es übrigens mehr an Fortgang, als an Eifer in ihrem Geschäft. Ihre Arbeit wurde bis in die neuesten Zeiten mit ansehnlichen Geldsummen, aus Dänemark, Deutschland und England unterstützt, und seit geraumer Zeit haben sie auch eine eigene Druckerei zu Trankebar. In dieser Stadt sind fünf heidnische Tempel, eine muhamedanische Moschee, eine lutherische Hauptkirche mit zwei Predigern, eine dänische malabarische Missionskirche, und eine catholische Kirche. In Porejaru ist eine catholische Missionskirche, und in den übrigen Dörfern, und den angränzenden Ländern waren stets königl. dänische lutherische Missionarien mit der Heidenbekehrung beschäftigt. Man hat auch selbst aus der malabarischen Nation Landprediger, Catecheten und Schullehrer gebildet und angestellt. 1773 wurde der vormals dem mongolischen Reiche unterworfene Rajah von Tanjore von dem Subah von Carnatik und den Engländern unterworfen.

Diesen letztern gehörte seit der Zeit die Hoheit und Grundherrschaft über Trankebar, doch bestätigten sie die alten Rechte und Verträge der Dänen. Durch den Friedensbruch zwischen Dänemark und England von 1807 verloren jedoch die Dänen diese, so wie ihre übrigen indischen Besitzungen. Der gegenwärtige Handel von Trankebar beschränkt sich hauptsächlich auf Isle de France, Prinz Wallis-Insel, Ceylon, Batavia und China. Die Einfuhrwaaren bestehen besonders in Arrak, Branntwein, Kupfer ꝛc. 1783 wurde Trankebar von Dänemark für einen Freihafen erklärt.

Transfiguration, Umwandlung, wird in der römischen Kirchensprache die Verklärung Christi genannt, zu deren Gedächtniß sie ein besonderes Fest ersten Ranges feiert. Vergl. d. Art. Verklärung. Unter dieser Benennung ist auch eines der vorzüglichsten Gemählde Raphaels, von dem wir auch einen sehr guten Kupferstich von R. Morghen besitzen, bekannt.

Transito, der Durchgang, (von dem lateinischen Worte transitus, das Hinübergehen, der Uebergang) wird bloß in der Handelssprache gebraucht. — Transito-Güter, sind Waaren oder Kaufmannsgüter, die nicht an dem Orte, wohin sie zunächst gesendet werden, bleiben, sondern weiter verschickt werden. — Transitohandel, wenn man Waaren aus der Ferne zieht, um sie mit Gewinn wieder in andere Gegenden zu versenden. Im Französischen heißt dieses commerce de Réexportation, die Wiederausfuhrhandlung, und ist von der eigentlichen Speditionshandlung (Exportationshandlung, commerce d' exportation), welche nur inländische Producte oder Fabrikwaaren hinwegschafft, unterschieden. Die Transitohandlung kann für ein Land oder einen einzelnen Ort sehr wichtig werden, und große Vortheile verschaffen, wie mehrere Beispiele beweisen, besonders da, wo es an Fabriken oder eigenen natürlichen Erzeugnissen mangelt. — Transito-Zoll, die Abgaben, die für durchgehende Waaren zu erlegen sind.

Transparent heißt durchsichtig, durchscheinend, und wird bekanntlich von besondern mit Oel getränkten Gemählden gebraucht, auf welchen dann, wenn eine angemessene Beleuchtung dahinter gestellt wird, gewisse Gegenstände, Inschriften u. dgl. sich vorzüglich herausheben. Es kann daraus der Kunst zwar nie großer Vortheil erwachsen, allein für bestimmte Zwecke ist diese Art der Darstellung besonders günstig. Die vorzüglichsten transparenten Gemählde sind unstreitig die Prospecte, die der Mahler König in Bern verfertigt hat. Sie stellen mehrere vorzüglich mahlerische Ansichten aus den Gebirgsgegenden der Schweiz mit überraschender Wahrheit dar. Die vorzüglichsten darunter sind: Der Reichenbach im Haslithal; die Stadt Bern; der Rheinfall bei Schaffhausen, die St. Petersinsel im Bielersee; die Einsiedelei bei Solothurn, Insel Schwanau im Lowerzersee; der Gießbach bei Brienz; der Staubbach im Lauterbrunnenthal; die Gegend von Interlacken; eine Darstellung der untergehenden Sonne bei Ringenberg; die Jungfrau im Rosenglanz der untergehenden Sonne, und das Aufsteigen des Mondes bei Schadau.

Transporteur ist ein mathematisches Instrument zum Auftragen der Winkel in Graden bestimmt. Er besteht gemeiniglich aus Messing oder Holz und bildet einen halben Cirkel, der nicht allein in seine 180 Grade, sondern jeder Grad noch in halbe und

viertel Grade, oder von 5 zu 5 Minuten durch gehörige Abtheilungen bezeichnet ist.

Transsubstantiation. Der Begriff, welcher mit diesem dogmatischen Kunstausdruck bezeichnet wird, gehört zu den Eigenthümlichkeiten des römisch-catholischen Lehrbegriffs. Schon seit dem 4ten Jahrhundert hatte sich die Behauptung von einer wirklichen Gegenwart des Leibes und Blutes Jesu Christi bei dem heiligen Abendmahl immer mehr in der christlichen Kirche befestigt. Im 9ten Jahrhundert gab ein gelehrter Mönch zu Corvey, Paschasius Radbertus, den bisherigen Ansichten vom Abendmahl eine eigenthümliche genauere Bestimmung, indem er im Jahr 831 in seiner Schrift de sacramento corporis et sanguinis Domini die Behauptung aufstellte, das Brod und der Wein bleibe nach der Consecration nicht mehr, was es vorher war, sondern verwandle sich nun in den wirklichen Leib und das wirkliche Blut Jesu Christi. Diese wundervolle Verwandlung nannte man späterhin Transsubstantiatio, ein Ausdruck, der zuerst in den Schriften des Hildebert von Tours gefunden wird, und seit dem 13ten Jahrhundert öffentliche Auctorität erlangte. Obgleich die Lehre des Paschasius manchen Widerspruch fand, so wurde sie doch, besonders durch die Bemühungen mehrerer scholastischen Theologen, immer herrschender, durch Konzilienschlüsse bestätigt, und im 16ten Jahrhundert auf der tridentinischen Kirchenversammlung von neuem für einen öffentlich autorisirten und wesentlichen Artikel des römisch-catholischen Lehrbegriffs erklärt. Die christlichen Kirchenverbesserer des 16ten Jahrhunderts haben die Transsubstantiationslehre mit Recht als ein Dogma, das nicht aus der heiligen Schrift erwiesen werden kann, und manche andere irrige Vorstellungen und Gewohnheiten veranlaßt und begünstigt hatte, in Anspruch genommen. Unsere Kirche erklärt vielmehr die wirkliche Gegenwart Jesu Christi bei dem heiligen Abendmahl (eine Lehre, die allerdings mit dem Geiste des Christenthums vollkommen übereinstimmt) als eine geheimnißvolle Verbindung, in welche das Brod und der Wein mit dem Leibe und Blute Jesu Christi treten, ohne dadurch ihre eigenthümliche Substanz zu verlieren, und in den Leib und das Blut Christi überzugehen. S.

Transzendent, transzendental, Transzendentalphilosophie. — Transzendent und transzendental sind Kunstausdrücke der Philosophie. Der Etymologie nach (von transcendere) bedeuten diese Ausdrücke: was über einen Gegenstand, über eine gewisse Gränze hinausgeht; in der Philosophie, was über den Kreis der Erfahrung, oder des nicht durch den Sinn Wahrnehmbaren hinausgeht. In diesem Sinne ist jede wahre Philosophie transzendental, weil alle philosophische Untersuchungen sich über den Kreis des Sinnlichen erheben müssen. Es kommt aber darauf an, ob man in diesen Untersuchungen von der Erfahrung, oder von reinen Principien und Ideen ausgeht. Letzteres wird im engern Sinne transzendental oder rein genannt. Die kantische Schule macht nachfolgenden Unterschied. Transzendental nennt sie dasjenige, was zwar nicht aus der Erfahrung entsprungen ist, aber doch mit der Erfahrung zusammenhängt, weil es den Grund der Möglichkeit der Erfahrung enthalte; transcendent, was sich nicht mit der Erfahrung verbinden und auf sie anwenden lasse, was also — nach dieser Ansicht — die Gränze

ungeahnter Erfahrung und mit Erwartungen erfüllen. Das Erwarten ist ja das Leben selbst, und wenn es sich nicht erfüllt, so ist es doch ein Erwarten. Wenn ich mir vorstelle, daß ich heute sterben müßte, so ist es mir, als müßte ich mich ärgern, daß ich nicht noch einmal in die Oper gehen kann, um zu sehen, wie Sie sich in der Rolle der Ortrud machen werden. Ich bin überzeugt, Sie werden sie ganz vortrefflich spielen. Ich habe Sie in Gedanken schon in dieser Rolle gesehen, und

[illegible] der Stadt [illegible] [illegible] [illegible]

und, um sie zu Offizieren zu machen, in besonderen Schulen für Kadetten, den Kadettenhäusern, zu Soldaten und Staatsdienern erzogen werden. Diese Kadettenhäuser sind: die Hauptkadettenanstalt zu Berlin, die Kadettenhäuser zu Potsdam, Stralsund, Kulm, Kalisch, Bromberg, Köslin, Wahlstatt, Plön, Oranienstein, Ilenburg und Bensberg. Die Hauptkadettenanstalt ist eine Vorbereitungsanstalt für die Kriegsschule zu Berlin, in welcher die Offiziere für alle Waffen gebildet werden. Die Kadettenhäuser sind Vorbereitungsanstalten für die Kriegsschulen zu Potsdam und Anklam, in welchen die Offiziere für die Infanterie und Kavallerie gebildet werden. Die Kadettenhäuser werden durch Beiträge der Eltern, durch Stiftungen und durch Zuschüsse aus der Staatskasse unterhalten. Die Kadetten werden in Klassen unterrichtet, wie in den Gymnasien, und erhalten außerdem Unterricht in der militärischen Wissenschaft, im Reiten, Fechten, Exerzieren, Turnen, Schwimmen, Tanzen und Musik. Nach vollendeter Erziehung werden sie entlassen, und aus ihnen werden die Offiziere der Armee ergänzt. Die Kadettenhäuser stehen unter dem Kriegsministerium.

Kadettenjagd, s. Kadettenschule.

Kadettenschule, in Kadettenhäusern, eine Erziehungsanstalt für Kadetten, s. Kadettenhäuser.

Kadettenschule, in Preußen, eine Vorbereitungsanstalt für die Kriegsschule zu Berlin, in welcher die Offiziere für alle Waffen gebildet werden, s. Kadettenhäuser.

Kadettenschule, in Preußen, eine Vorbereitungsanstalt für die Kriegsschulen zu Potsdam und Anklam, in welchen die Offiziere für die Infanterie und Kavallerie gebildet werden

Trompete, die Trompetenblume, ist in den Gartenanlagen fast jedermann bekannt. Sie ist ein Schlingstrauch, der in Nordamerika wild wächst und bei uns in Gärten gezogen wird. Die Blüten sind groß, trompetenförmig, rot und stehen in Büschen beisammen. Sie blühen vom Juli bis September. Die Pflanze wächst sehr schnell und treibt viele Ausläufer. Sie ist ziemlich frosthart, doch erfrieren die Zweige im Winter oft bis auf die Wurzel. Sie wird durch Stecklinge, Ableger und Wurzelschnitte vermehrt. Die Trompete ist eine Zierde für Lauben, Gartenhäuser und Mauern.

Trompetenbaum, Catalpa, ein Baum mit großen, herzförmigen Blättern und großen, weißen, rotgefleckten Blüten, die in Rispen stehen. Die Früchte sind lange, dünne Schoten. Der Baum wächst in Nordamerika wild und wird bei uns in Gärten und Anlagen gezogen. Er ist ziemlich frosthart, doch erfrieren die Zweige im Winter oft bis auf die Wurzel. Er wird durch Samen, Stecklinge und Wurzelschnitte vermehrt. Das Holz ist weich und leicht, aber dauerhaft.

Trompetenvogel, Psophia, ein Vogel mit kurzem, dicken Schnabel, kurzen Flügeln und langen Beinen. Er lebt in Südamerika in Wäldern und Sümpfen. Er ist ein guter Läufer und Schwimmer, aber ein schlechter Flieger. Er nährt sich von Früchten, Samen, Insekten und kleinen Tieren. Er ist ein geselliger Vogel und lebt in Trupps. Er ist ein guter Sänger und hat eine laute, trompetenartige Stimme. Er ist ein beliebter Vogel in Gefangenschaft.

Trompetenzungen, Register der Orgel, die durch Zungenpfeifen gebildet werden. Sie haben einen scharfen, durchdringenden Ton und werden meist zum Spielen von Melodien verwendet. Sie sind in der Regel in der Mitte der Orgel angeordnet und werden durch Tasten gespielt. Sie sind ein wichtiger Bestandteil der Orgel und werden in fast jeder Orgel gefunden.

Trompetenzungenpfeifen, Pfeifen der Orgel, die durch Zungenpfeifen gebildet werden. Sie haben einen scharfen, durchdringenden Ton und werden meist zum Spielen von Melodien verwendet. Sie sind in der Regel in der Mitte der Orgel angeordnet und werden durch Tasten gespielt. Sie sind ein wichtiger Bestandteil der Orgel und werden in fast jeder Orgel gefunden.

Trompetenzungenregister, Register der Orgel, die durch Zungenpfeifen gebildet werden. Sie haben einen scharfen, durchdringenden Ton und werden meist zum Spielen von Melodien verwendet. Sie sind in der Regel in der Mitte der Orgel angeordnet und werden durch Tasten gespielt. Sie sind ein wichtiger Bestandteil der Orgel und werden in fast jeder Orgel gefunden.

Trompetenzungenstimme, Register der Orgel, die durch Zungenpfeifen gebildet werden. Sie haben einen scharfen, durchdringenden Ton und werden meist zum Spielen von Melodien verwendet. Sie sind in der Regel in der Mitte der Orgel angeordnet und werden durch Tasten gespielt. Sie sind ein wichtiger Bestandteil der Orgel und werden in fast jeder Orgel gefunden.

Trompetenzungenwerk, Register der Orgel, die durch Zungenpfeifen gebildet werden. Sie haben einen scharfen, durchdringenden Ton und werden meist zum Spielen von Melodien verwendet. Sie sind in der Regel in der Mitte der Orgel angeordnet und werden durch Tasten gespielt. Sie sind ein wichtiger Bestandteil der Orgel und werden in fast jeder Orgel gefunden.

Kopf- u. Fußzeile: Kopf- und Fußzeile Textfeld, ist die obere Grenze der Kopfzeile, ist der Abstand zwischen Kopfzeile und Textfeld, ist die untere Grenze der Fußzeile, ist der Abstand zwischen Fußzeile und Textfeld, ist die Höhe der Kopfzeile, ist die Höhe der Fußzeile, ist die Breite der Kopfzeile, ist die Breite der Fußzeile, ist die Breite des Textfeldes, ist die Höhe des Textfeldes, ist die Breite des Textfeldes, ist die Höhe des Textfeldes, ist die Breite des Textfeldes, ist die Höhe des Textfeldes

nennt gelehrt sich. Der Name ist wohl von der an ihn alten Sage, daß Taubenmist, mit Honig und Pfeffer und den Eingeweiden einer Taube vermischt, ein Mittel gegen Lepra sei. Die Taube ist ein Symbol der Liebe, der Treue, der Sanftmut, der Unschuld, der Einfalt, der Reinheit, der Fruchtbarkeit, der Hoffnung, der Auferstehung, der Verkündigung, der Gnade, der Versöhnung, der Erlösung, der Freiheit, der Ehe, der Kirche, der Seele, der Gemeinde, der Gläubigen, der Heiligen, der Apostel, der Evangelisten, der Propheten, der Märtyrer, der Bekenner, der Jungfrauen, der Witwen, der Waisen, der Armen, der Fremden, der Pilger, der Gefangenen, der Kranken, der Sterbenden, der Toten, der Auferstehung, der Verklärung, der Himmelfahrt, der Pfingsten, der Dreifaltigkeit, der Ewigkeit, der Seligkeit, der Hölle, der Verdammnis, der Sünde, der Buße, der Vergeb

Art. 137 und 138 der Verfassung die Gesetzgebung ausüben durch die Kammer der Reichsräthe und die Kammer der Abgeordneten, welche Beide die Gesetze berathen und beschließen. Jede Kammer hat das Recht, Gesetzesvorschläge zu machen, welche sie durch ihre Ausschüsse berathen und beschließen läßt. Die Gesetzesvorschläge werden der Kammer der Abgeordneten durch die Kammer der Reichsräthe oder durch die Regierung, der Kammer der Reichsräthe durch die Kammer der Abgeordneten oder durch die Regierung vorgelegt. Jede Kammer hat das Recht, Gesetzesvorschläge, welche ihr von der anderen Kammer oder von der Regierung vorgelegt werden, zu verwerfen

Kinderlose oder Witwen, die in Armut und Not geraten sind, sollen sich an ihre Kinder oder Enkel wenden, damit diese ihnen Hilfe leisten. Wenn sie aber Kinder haben, die sich nicht um sie kümmern, dann soll die Gemeinde ihnen helfen. Die Gemeinde soll auch Witwen helfen, die gute Werke getan haben, wie Gastfreundschaft, Fußwaschung der Heiligen, Hilfe für Bedrängte und Barmherzigkeit. Jüngere Witwen sollen sich wieder verheiraten, Kinder gebären und den Haushalt führen. Sie sollen nicht müßig sein, sondern arbeiten und Gutes tun. Witwen, die sich nicht um ihre Familie kümmern, haben den Glauben verleugnet und sind schlimmer als Ungläubige. Die Gemeinde soll nur Witwen unterstützen, die wirklich bedürftig sind und keine Angehörigen haben, die für sie sorgen können. Witwen, die sich ausschließlich dem Gebet und der Fürbitte widmen, sollen besonders geehrt werden. Die Gemeinde soll auch Witwen helfen, die gute Werke getan haben, wie Gastfreundschaft, Fußwaschung der Heiligen, Hilfe für Bedrängte und Barmherzigkeit. Jüngere Witwen sollen sich wieder verheiraten, Kinder gebären und den Haushalt führen. Sie sollen nicht müßig sein, sondern arbeiten und Gutes tun. Witwen, die sich nicht um ihre Familie kümmern, haben den Glauben verleugnet und sind schlimmer als Ungläubige. Die Gemeinde soll nur Witwen unterstützen, die wirklich bedürftig sind und keine Angehörigen haben, die für sie sorgen können. Witwen, die sich ausschließlich dem Gebet und der Fürbitte widmen, sollen besonders geehrt werden.

Kapitel 1 Inventory Management

Kapitel 2 Inventory Management

Kapitel 3 Inventory Management

Kapitel 4 Inventory Management

Kapitel 5 Inventory Management

Kapitel 6 Inventory Management

Kapitel 7 Inventory Management

Kapitel 8 Inventory Management

Kapitel 9 Inventory Management

Kapitel 10 Inventory Management

Kapitel 11 Inventory Management

Kapitel 12 Inventory Management

Kapitel 13 Inventory Management

Kapitel 14 Inventory Management

Kapitel 15 Inventory Management

Kapitel 16 Inventory Management

Kapitel 17 Inventory Management

Kapitel 18 Inventory Management

Kapitel 19 Inventory Management

Kapitel 20 Inventory Management

Der Kopf des Hauptgelenkes ist flach und elliptisch, das Becken ist sehr breit und flach, die Hüftbeine sind sehr lang und breit, die Kreuzbeinflügel sehr groß und breit, die Kreuzbeinlöcher sehr groß, die Kreuzbeinkanäle sehr weit, die Kreuzbeinwirbel sehr groß und breit, die Kreuzbeinwirbelfortsätze sehr groß und breit, die Kreuzbeinwirbelgelenke sehr groß und breit, die Kreuzbeinwirbelbänder sehr groß und breit, die Kreuzbeinwirbelmuskeln sehr groß und breit, die Kreuzbeinwirbelnerven sehr groß und breit, die Kreuzbeinwirbelgefäße sehr groß und breit, die Kreuzbeinwirbelknochen sehr groß und breit, die Kreuzbeinwirbelknorpel

Buch. Die Regel ist dabei, daß jedes neue Kapitel auf einer neuen Doppelseite des Buch anfangen. Abweichungen davon sind nur in der Weise gestattet, daß ein Kapitel, das auf einer linken Seite endigt, auf der folgenden rechten Seite beginnt, wenn diese nicht mehr als 10 Zeilen Text enthält. Das Kapitel beginnt dann auf der folgenden linken Seite. Ist auf der rechten Seite mehr als 10 Zeilen Text, so wird das Kapitel auf der folgenden rechten Seite begonnen. Ist auf der rechten Seite nur eine Zeile Text, so wird das Kapitel auf der folgenden linken Seite begonnen. Ist auf der rechten Seite nur eine Zeile

Ist der Handlungsort nicht weiter von Bedeutung, so kann man ihn mit einem Gedankenstrich einleiten, wenn er nicht gleich zu Anfang des Satzes steht. Beispiel: Er ging — wie gewöhnlich — um 8 Uhr zu Bett. Ist der Handlungsort von Bedeutung, so kann man ihn mit einem Doppelpunkt einleiten. Beispiel: Er ging um 8 Uhr zu Bett: in seinem Zimmer war es kalt. Ist der Handlungsort nicht weiter von Bedeutung, so kann man ihn mit einem Gedankenstrich einleiten, wenn er nicht gleich zu Anfang des Satzes steht. Beispiel: Er ging — wie gewöhnlich — um 8 Uhr zu Bett. Ist der Handlungsort von Bedeutung, so kann man ihn mit einem Doppelpunkt einleiten. Beispiel: Er ging um 8 Uhr zu Bett: in seinem Zimmer war es kalt. Ist der Handlungsort nicht weiter von Bedeutung, so kann man ihn mit einem Gedankenstrich einleiten, wenn er nicht gleich zu Anfang des Satzes steht. Beispiel: Er ging — wie gewöhnlich — um 8 Uhr zu Bett. Ist der Handlungsort von Bedeutung, so kann man ihn mit einem Doppelpunkt einleiten. Beispiel: Er ging um 8 Uhr zu Bett: in seinem Zimmer war es kalt. Ist der Handlungsort nicht weiter von Bedeutung, so kann man ihn mit einem Gedankenstrich einleiten, wenn er nicht gleich zu Anfang des Satzes steht. Beispiel: Er ging — wie gewöhnlich — um 8 Uhr zu Bett. Ist der Handlungsort von Bedeutung, so kann man ihn mit einem Doppelpunkt einleiten. Beispiel: Er ging um 8 Uhr zu Bett: in seinem Zimmer war es kalt. Ist der Handlungsort nicht weiter von Bedeutung, so kann man ihn mit einem Gedankenstrich einleiten, wenn er nicht gleich zu Anfang des Satzes steht. Beispiel: Er ging — wie gewöhnlich — um 8 Uhr zu Bett. Ist der Handlungsort von Bedeutung, so kann man ihn mit einem Doppelpunkt einleiten. Beispiel: Er ging um 8 Uhr zu Bett: in seinem Zimmer war es kalt.

ehemaligen Hauß- und Hofgeist, Aufseher der Gärten und der Fasane darinnen, und so — Gehilfe der Hexe in der Hexenküche, Gehilfe des Zauberers in der Zauberhöhle, Gehilfe des Teufels in der Hölle, Gehilfe des Gespenstes im Gespensterhause, Gehilfe des Kobolds im Kobolde, Gehilfe des Hexenmeisters im Hexenmeister, Gehilfe des Hexenmeisters im Hexenmeister, Gehilfe des Hexenmeisters im Hexenmeister

Seite Falls verschieden. Die Kleine im Dorf. 27. — Der Weg 28. — Der Tod. 29. — Der Wanderer und sein Schatten. 30. — Der Wanderer. 31. — Der Wanderer. 32. — Der Wanderer. 33. — Der Wanderer. 34. — Der Wanderer. 35. — Der Wanderer. 36. — Der Wanderer. 37. — Der Wanderer. 38. — Der Wanderer. 39. — Der Wanderer. 40. — Der Wanderer. 41. — Der Wanderer. 42. — Der Wanderer. 43. — Der Wanderer. 44. — Der Wanderer. 45. — Der Wanderer. 46. — Der Wanderer. 47. — Der Wanderer. 48. — Der Wanderer. 49. — Der Wanderer. 50. — Der Wanderer. 51. — Der Wanderer. 52. — Der Wanderer. 53. — Der Wanderer. 54. — Der Wanderer. 55. — Der Wanderer. 56. — Der Wanderer. 57. — Der Wanderer. 58. — Der Wanderer. 59. — Der Wanderer. 60. — Der Wanderer. 61. — Der Wanderer. 62. — Der Wanderer. 63. — Der Wanderer. 64. — Der Wanderer. 65. — Der Wanderer. 66. — Der Wanderer. 67. — Der Wanderer. 68. — Der Wanderer. 69. — Der Wanderer. 70. — Der Wanderer. 71. — Der Wanderer. 72. — Der Wanderer. 73. — Der Wanderer. 74. — Der Wanderer. 75. — Der Wanderer. 76. — Der Wanderer. 77. — Der Wanderer. 78. — Der Wanderer. 79. — Der Wanderer. 80. — Der Wanderer. 81. — Der Wanderer. 82. — Der Wanderer. 83. — Der Wanderer. 84. — Der Wanderer. 85. — Der Wanderer. 86. — Der Wanderer. 87. — Der Wanderer. 88. — Der Wanderer. 89. — Der Wanderer. 90. — Der Wanderer. 91. — Der Wanderer. 92. — Der Wanderer. 93. — Der Wanderer. 94. — Der Wanderer. 95. — Der Wanderer. 96. — Der Wanderer. 97. — Der Wanderer. 98. — Der Wanderer. 99. — Der Wanderer. 100. — Der Wanderer. 101. — Der Wanderer. 102. — Der Wanderer. 103. — Der Wanderer. 104. — Der Wanderer. 105. — Der Wanderer. 106. — Der Wanderer. 107. — Der Wanderer. 108. — Der Wanderer. 109. — Der Wanderer. 110. — Der Wanderer. 111. — Der Wanderer. 112. — Der Wanderer. 113. — Der Wanderer. 114. — Der Wanderer. 115. — Der Wanderer. 116. — Der Wanderer. 117. — Der Wanderer. 118. — Der Wanderer. 119. — Der Wanderer. 120. — Der Wanderer. 121. — Der Wanderer. 122. — Der Wanderer. 123. — Der Wanderer. 124. — Der Wanderer. 125. — Der Wanderer. 126. — Der Wanderer. 127. — Der Wanderer. 128. — Der Wanderer. 129. — Der Wanderer. 130. — Der Wanderer. 131. — Der Wanderer. 132. — Der Wanderer. 133. — Der Wanderer. 134. — Der Wanderer. 135. — Der Wanderer. 136. — Der Wanderer. 137. — Der Wanderer. 138. — Der Wanderer. 139. — Der Wanderer. 140. — Der Wanderer. 141. — Der Wanderer. 142. — Der Wanderer. 143. — Der Wanderer. 144. — Der Wanderer. 145. — Der Wanderer. 146. — Der Wanderer. 147. — Der Wanderer. 148. — Der Wanderer. 149. — Der Wanderer. 150. — Der Wanderer. 151. — Der Wanderer. 152. — Der Wanderer. 153. — Der Wanderer. 154. — Der Wanderer. 155. — Der Wanderer. 156. — Der Wanderer. 157. — Der Wanderer. 158. — Der Wanderer. 159. — Der Wanderer. 160. — Der Wanderer. 161. — Der Wanderer. 162. — Der Wanderer. 163. — Der Wanderer. 164. — Der Wanderer. 165. — Der Wanderer. 166. — Der Wanderer. 167. — Der Wanderer. 168. — Der Wanderer. 169. — Der Wanderer. 170. — Der Wanderer. 171. — Der Wanderer. 172. — Der Wanderer. 173. — Der Wanderer. 174. — Der Wanderer. 175. — Der Wanderer. 176. — Der Wanderer. 177. — Der Wanderer. 178. — Der Wanderer. 179. — Der Wanderer. 180. — Der Wanderer. 181. — Der Wanderer. 182. — Der Wanderer. 183. — Der Wanderer. 184. — Der Wanderer. 185. — Der Wanderer. 186. — Der Wanderer. 187. — Der Wanderer. 188. — Der Wanderer. 189. — Der Wanderer. 190. — Der Wanderer. 191. — Der Wanderer. 192. — Der Wanderer. 193. — Der Wanderer. 194. — Der Wanderer. 195. — Der Wanderer. 196. — Der Wanderer. 197. — Der Wanderer. 198. — Der Wanderer. 199. — Der Wanderer. 200. — Der Wanderer. 201. — Der Wanderer. 202. — Der Wanderer. 203. — Der Wanderer. 204. — Der Wanderer. 205. — Der Wanderer. 206. — Der Wanderer. 207. — Der Wanderer. 208. — Der Wanderer. 209. — Der Wanderer. 210. — Der Wanderer. 211. — Der Wanderer. 212. — Der Wanderer. 213. — Der Wanderer. 214. — Der Wanderer. 215. — Der Wanderer. 216. — Der Wanderer. 217. — Der Wanderer. 218. — Der Wanderer. 219. — Der Wanderer. 220. — Der Wanderer. 221. — Der Wanderer. 222. — Der Wanderer. 223. — Der Wanderer. 224. — Der Wanderer. 225. — Der Wanderer. 226. — Der Wanderer. 227. — Der Wanderer. 228. — Der Wanderer. 229. — Der Wanderer. 230. — Der Wanderer. 231. — Der Wanderer. 232. — Der Wanderer. 233. — Der Wanderer. 234. — Der Wanderer. 235. — Der Wanderer. 236. — Der Wanderer. 237. — Der Wanderer. 238. — Der Wanderer. 239. — Der Wanderer. 240. — Der Wanderer. 241. — Der Wanderer. 242. — Der Wanderer. 243. — Der Wanderer. 244. — Der Wanderer. 245. — Der Wanderer. 246. — Der Wanderer. 247. — Der Wanderer. 248. — Der Wanderer. 249. — Der Wanderer. 250. — Der Wanderer. 251. — Der Wanderer. 252. — Der Wanderer. 253. — Der Wanderer. 254. — Der Wanderer. 255. — Der Wanderer. 256. — Der Wanderer. 257. — Der Wanderer. 258. — Der Wanderer. 259. — Der Wanderer. 260. — Der Wanderer. 261. — Der Wanderer. 262. — Der Wanderer. 263. — Der Wanderer. 264. — Der Wanderer. 265. — Der Wanderer. 266. — Der Wanderer. 267. — Der Wanderer. 268. — Der Wanderer. 269. — Der Wanderer. 270. — Der Wanderer. 271. — Der Wanderer. 272. — Der Wanderer. 273. — Der Wanderer. 274. — Der Wanderer. 275. — Der Wanderer. 276. — Der Wanderer. 277. — Der Wanderer. 278. — Der Wanderer. 279. — Der Wanderer. 280. — Der Wanderer. 281. — Der Wanderer. 282. — Der Wanderer. 283. — Der Wanderer. 284. — Der Wanderer. 285. — Der Wanderer. 286. — Der Wanderer. 287. — Der Wanderer. 288. — Der Wanderer. 289. — Der Wanderer. 290. — Der Wanderer. 291. — Der Wanderer. 292. — Der Wanderer. 293. — Der Wanderer. 294. — Der Wanderer. 295. — Der Wanderer. 296. — Der Wanderer. 297. — Der Wanderer. 298. — Der Wanderer. 299. — Der Wanderer. 300. — Der Wanderer. 301. — Der Wanderer. 302. — Der Wanderer. 303. — Der Wanderer. 304. — Der Wanderer. 305. — Der Wanderer. 306. — Der Wanderer. 307. — Der Wanderer. 308. — Der Wanderer. 309. — Der Wanderer. 310. — Der Wanderer. 311. — Der Wanderer. 312. — Der Wanderer. 313. — Der Wanderer. 314. — Der Wanderer. 315. — Der Wanderer. 316. — Der Wanderer. 317. — Der Wanderer. 318. — Der Wanderer. 319. — Der Wanderer. 320. — Der Wanderer. 321. — Der Wanderer. 322. — Der Wanderer. 323. — Der Wanderer. 324. — Der Wanderer. 325. — Der Wanderer. 326. — Der Wanderer. 327. — Der Wanderer. 328. — Der Wanderer. 329. — Der Wanderer. 330. — Der Wanderer. 331. — Der Wanderer. 332. — Der Wanderer. 333. — Der Wanderer. 334. — Der Wanderer. 335. — Der Wanderer. 336. — Der Wanderer. 337. — Der Wanderer. 338. — Der Wanderer. 339. — Der Wanderer. 340. — Der Wanderer. 341. — Der Wanderer. 342. — Der Wanderer. 343. — Der Wanderer. 344. — Der Wanderer. 345. — Der Wanderer. 346. — Der Wanderer. 347. — Der Wanderer. 348. — Der Wanderer. 349. — Der Wanderer. 350. — Der Wanderer. 351. — Der Wanderer. 352. — Der Wanderer. 353. — Der Wanderer. 354. — Der Wanderer. 355. — Der Wanderer. 356. — Der Wanderer. 357. — Der Wanderer. 358. — Der Wanderer. 359. — Der Wanderer. 360. — Der Wanderer. 361. — Der Wanderer. 362. — Der Wanderer. 363. — Der Wanderer. 364. — Der Wanderer. 365. — Der Wanderer. 366. — Der Wanderer. 367. — Der Wanderer. 368. — Der Wanderer. 369. — Der Wanderer. 370. — Der Wanderer. 371. — Der Wanderer. 372. — Der Wanderer. 373. — Der Wanderer. 374. — Der Wanderer. 375. — Der Wanderer. 376. — Der Wanderer. 377. — Der Wanderer. 378. — Der Wanderer. 379. — Der Wanderer. 380. — Der Wanderer. 381. — Der Wanderer. 382. — Der Wanderer. 383. — Der Wanderer. 384. — Der Wanderer. 385. — Der Wanderer. 386. — Der Wanderer. 387. — Der Wanderer. 388. — Der Wanderer. 389. — Der Wanderer. 390. — Der Wanderer. 391. — Der Wanderer. 392. — Der Wanderer. 393. — Der Wanderer. 394. — Der Wanderer. 395. — Der Wanderer. 396. — Der Wanderer. 397. — Der Wanderer. 398. — Der Wanderer. 399. — Der Wanderer. 400. — Der Wanderer. 401. — Der Wanderer. 402. — Der Wanderer. 403. — Der Wanderer. 404. — Der Wanderer. 405. — Der Wanderer. 406. — Der Wanderer. 407. — Der Wanderer. 408. — Der Wanderer. 409. — Der Wanderer. 410. — Der Wanderer. 411. — Der Wanderer. 412. — Der Wanderer. 413. — Der Wanderer. 414. — Der Wanderer. 415. — Der Wanderer. 416. — Der Wanderer. 417. — Der Wanderer. 418. — Der Wanderer. 419. — Der Wanderer. 420. — Der Wanderer. 421. — Der Wanderer. 422. — Der Wanderer. 423. — Der Wanderer. 424. — Der Wanderer. 425. — Der Wanderer. 426. — Der Wanderer. 427. — Der Wanderer. 428. — Der Wanderer. 429. — Der Wanderer. 430. — Der Wanderer. 431. — Der Wanderer. 432. — Der Wanderer. 433. — Der Wanderer. 434. — Der Wanderer. 435. — Der Wanderer. 436. — Der Wanderer. 437. — Der Wanderer. 438. — Der Wanderer. 439. — Der Wanderer. 440. — Der Wanderer. 441. — Der Wanderer. 442. — Der Wanderer. 443. — Der Wanderer. 444. — Der Wanderer. 445. — Der Wanderer. 446. — Der Wanderer. 447. — Der Wanderer. 448. — Der Wanderer. 449. — Der Wanderer. 450. — Der Wanderer. 451. — Der Wanderer. 452. — Der Wanderer. 453. — Der Wanderer. 454. — Der Wanderer. 455. — Der Wanderer. 456. — Der Wanderer. 457. — Der Wanderer. 458. — Der Wanderer. 459. — Der Wanderer. 460. — Der Wanderer. 461. — Der Wanderer. 462. — Der Wanderer. 463. — Der Wanderer. 464. — Der Wanderer. 465. — Der Wanderer. 466. — Der Wanderer. 467. — Der Wanderer. 468. — Der Wanderer. 469. — Der Wanderer. 470. — Der Wanderer. 471. — Der Wanderer. 472. — Der Wanderer. 473. — Der Wanderer. 474. — Der Wanderer. 475. — Der Wanderer. 476. — Der Wanderer. 477. — Der Wanderer. 478. — Der Wanderer. 479. — Der Wanderer. 480. — Der Wanderer. 481. — Der Wanderer. 482. — Der Wanderer. 483. — Der Wanderer. 484. — Der Wanderer. 485. — Der Wanderer. 486. — Der Wanderer. 487. — Der Wanderer. 488. — Der Wanderer. 489. — Der Wanderer. 490. — Der Wanderer. 491. — Der Wanderer. 492. — Der Wanderer. 493. — Der Wanderer. 494. — Der Wanderer. 495. — Der Wanderer. 496. — Der Wanderer. 497. — Der Wanderer. 498. — Der Wanderer. 499. — Der Wanderer. 500. — Der Wanderer. 501. — Der Wanderer. 502. — Der Wanderer. 503. — Der Wanderer. 504. — Der Wanderer. 505. — Der Wanderer. 506. — Der Wanderer. 507. — Der Wanderer. 508. — Der Wanderer. 509. — Der Wanderer. 510. — Der Wanderer. 511. — Der Wanderer. 512. — Der Wanderer. 513. — Der Wanderer. 514. — Der Wanderer. 515. — Der Wanderer. 516. — Der Wanderer. 517. — Der Wanderer. 518. — Der Wanderer. 519. — Der Wanderer. 520. — Der Wanderer. 521. — Der Wanderer. 522. — Der Wanderer. 523. — Der Wanderer. 524. — Der Wanderer. 525. — Der Wanderer. 526. — Der Wanderer. 527. — Der Wanderer. 528. — Der Wanderer. 529. — Der Wanderer. 530. — Der Wanderer. 531. — Der Wanderer. 532. — Der Wanderer. 533. — Der Wanderer. 534. — Der Wanderer. 535. — Der Wanderer. 536. — Der Wanderer. 537. — Der Wanderer. 538. — Der Wanderer. 539. — Der Wanderer. 540. — Der Wanderer. 541. — Der Wanderer. 542. — Der Wanderer. 543. — Der Wanderer. 544. — Der Wanderer. 545. — Der Wanderer. 546. — Der Wanderer. 547. — Der Wanderer. 548. — Der Wanderer. 549. — Der Wanderer. 550. — Der Wanderer. 551. — Der Wanderer. 552. — Der Wanderer. 553. — Der Wanderer. 554. — Der Wanderer. 555. — Der Wanderer. 556. — Der Wanderer. 557. — Der Wanderer. 558. — Der Wanderer. 559. — Der Wanderer. 560. — Der Wanderer. 561. — Der Wanderer. 562. — Der Wanderer. 563. — Der Wanderer. 564. — Der Wanderer. 565. — Der Wanderer. 566. — Der Wanderer. 567. — Der Wanderer. 568. — Der Wanderer. 569. — Der Wanderer. 570. — Der Wanderer. 571. — Der Wanderer. 572. — Der Wanderer. 573. — Der Wanderer. 574. — Der Wanderer. 575. — Der Wanderer. 576. — Der Wanderer. 577. — Der Wanderer. 578. — Der Wanderer. 579. — Der Wanderer. 580. — Der Wanderer. 581. — Der Wanderer. 582. — Der Wanderer. 583. — Der Wanderer. 584. — Der Wanderer. 585. — Der Wanderer. 586. — Der Wanderer. 587. — Der Wanderer. 588. — Der Wanderer. 589. — Der Wanderer. 590. — Der Wanderer. 591. — Der Wanderer. 592. — Der Wanderer. 593. — Der Wanderer. 594. — Der Wanderer. 595. — Der Wanderer. 596. — Der Wanderer. 597. — Der Wanderer. 598. — Der Wanderer. 599. — Der Wanderer. 600. — Der Wanderer. 601. — Der Wanderer. 602. — Der Wanderer. 603. — Der Wanderer. 604. — Der Wanderer. 605. — Der Wanderer. 606. — Der Wanderer. 607. — Der Wanderer. 608. — Der Wanderer. 609. — Der Wanderer. 610. — Der Wanderer. 611. — Der Wanderer. 612. — Der Wanderer. 613. — Der Wanderer. 614. — Der Wanderer. 615. — Der Wanderer. 616. — Der Wanderer. 617. — Der Wanderer. 618. — Der Wanderer. 619. — Der Wanderer. 620. — Der Wanderer. 621. — Der Wanderer. 622. — Der Wanderer. 623. — Der Wanderer. 624. — Der Wanderer. 625. — Der Wanderer. 626. — Der Wanderer. 627. — Der Wanderer. 628. — Der Wanderer. 629. — Der Wanderer. 630. — Der Wanderer. 631. — Der Wanderer. 632. — Der Wanderer. 633. — Der Wanderer. 634. — Der Wanderer. 635. — Der Wanderer. 636. — Der Wanderer. 637. — Der Wanderer. 638. — Der Wanderer. 639. — Der Wanderer. 640. — Der Wanderer. 641. — Der Wanderer. 642. — Der Wanderer. 643. — Der Wanderer. 644. — Der Wanderer. 645. — Der Wanderer. 646. — Der Wanderer. 647. — Der Wanderer. 648. — Der Wanderer. 649. — Der Wanderer. 650. — Der Wanderer. 651. — Der Wanderer. 652. — Der Wanderer. 653. — Der Wanderer. 654. — Der Wanderer. 655. — Der Wanderer. 656. — Der Wanderer. 657. — Der Wanderer. 658. — Der Wanderer. 659. — Der Wanderer. 660. — Der Wanderer. 661. — Der Wanderer. 662. — Der Wanderer. 663. — Der Wanderer. 664. — Der Wanderer. 665. — Der Wanderer. 666. — Der Wanderer. 667. — Der Wanderer. 668. — Der Wanderer. 669. — Der Wanderer. 670. — Der Wanderer. 671. — Der Wanderer. 672. — Der Wanderer. 673. — Der Wanderer. 674. — Der Wanderer. 675. — Der Wanderer. 676. — Der Wanderer. 677. — Der Wanderer. 678. — Der Wanderer. 679. — Der Wanderer. 680. — Der Wanderer. 681. — Der Wanderer. 682. — Der Wanderer. 683. — Der Wanderer. 684. — Der Wanderer. 685. — Der Wanderer. 686. — Der Wanderer. 687. — Der Wanderer. 688. — Der Wanderer. 689. — Der Wanderer. 690. — Der Wanderer. 691. — Der Wanderer. 692. — Der Wanderer. 693. — Der Wanderer. 694. — Der Wanderer. 695. — Der Wanderer. 696. — Der Wanderer. 697. — Der Wanderer. 698. — Der Wanderer. 699. — Der Wanderer. 700. — Der Wanderer. 701. — Der Wanderer. 702. — Der Wanderer. 703. — Der Wanderer. 704. — Der Wanderer. 705. — Der Wanderer. 706. — Der Wanderer. 707. — Der Wanderer. 708. — Der Wanderer. 709. — Der Wanderer. 710. — Der Wanderer. 711. — Der Wanderer. 712. — Der Wanderer. 713. — Der Wanderer. 714. — Der Wanderer. 715. — Der Wanderer. 716. — Der Wanderer. 717. — Der Wanderer. 718. — Der Wanderer. 719. — Der Wanderer. 720. — Der Wanderer. 721. — Der Wanderer. 722. — Der Wanderer. 723. — Der Wanderer. 724. — Der Wanderer. 725. — Der Wanderer. 726. — Der Wanderer. 727. — Der Wanderer. 728. — Der Wanderer. 729. — Der Wanderer. 730. — Der Wanderer. 731. — Der Wanderer. 732. — Der Wanderer. 733. — Der Wanderer. 734. — Der Wanderer. 735. — Der Wanderer. 736. — Der Wanderer. 737. — Der Wanderer. 738. — Der Wanderer. 739. — Der Wanderer. 740. — Der Wanderer. 741. — Der Wanderer. 742. — Der Wanderer. 743. — Der Wanderer. 744. — Der Wanderer. 745. — Der Wanderer. 746. — Der Wanderer. 747. — Der Wanderer. 748. — Der Wanderer. 749. — Der Wanderer. 750. — Der Wanderer. 751. — Der Wanderer. 752. — Der Wanderer. 753. — Der Wanderer. 754. — Der Wanderer. 755. — Der Wanderer. 756. — Der Wanderer. 757. — Der Wanderer. 758. — Der Wanderer. 759. — Der Wanderer. 760. — Der Wanderer. 761. — Der Wanderer. 762. — Der Wanderer. 763. — Der Wanderer. 764. — Der Wanderer. 765. — Der Wanderer. 766. — Der Wanderer. 767. — Der Wanderer. 768. — Der Wanderer. 769. — Der Wanderer. 770. — Der Wanderer. 771. — Der Wanderer. 772. — Der Wanderer. 773. — Der Wanderer. 774. — Der Wanderer. 775. — Der Wanderer. 776. — Der Wanderer. 777. — Der Wanderer. 778. — Der Wanderer. 779. — Der Wanderer. 780. — Der Wanderer. 781. — Der Wanderer. 782. — Der Wanderer. 783. — Der Wanderer. 784. — Der Wanderer. 785. — Der Wanderer. 786. — Der Wanderer. 787. — Der Wanderer. 788. — Der Wanderer. 789. — Der Wanderer. 790. — Der Wanderer. 791. — Der Wanderer. 792. — Der Wanderer. 793. — Der Wanderer. 794. — Der Wanderer. 795. — Der Wanderer. 796. — Der Wanderer. 797. — Der Wanderer. 798. — Der Wanderer. 799. — Der Wanderer. 800. — Der Wanderer. 801. — Der Wanderer. 802. — Der Wanderer. 803. — Der Wanderer. 804. — Der Wanderer. 805. — Der Wanderer. 806. — Der Wanderer. 807. — Der Wanderer. 808. — Der Wanderer. 809. — Der Wanderer. 810. — Der Wanderer. 811. — Der Wanderer. 812. — Der Wanderer. 813. — Der Wanderer. 814. — Der Wanderer. 815. — Der Wanderer. 816. — Der Wanderer. 817. — Der Wanderer. 818. — Der Wanderer. 819. — Der Wanderer. 820. — Der Wanderer. 821. — Der Wanderer. 822. — Der Wanderer. 823. — Der Wanderer. 824. — Der Wanderer. 825. — Der Wanderer. 826. — Der Wanderer. 827. — Der Wanderer. 828. — Der Wanderer. 829. — Der Wanderer. 830. — Der Wanderer. 831. — Der Wanderer. 832. — Der Wanderer. 833. — Der Wanderer. 834. — Der Wanderer. 835. — Der Wanderer. 836. — Der Wanderer. 837. — Der Wanderer. 838. — Der Wanderer. 839. — Der Wanderer. 840. — Der Wanderer. 841. — Der Wanderer. 842. — Der Wanderer. 843. — Der Wanderer. 844. — Der Wanderer. 845. — Der Wanderer. 846. — Der Wanderer. 847. — Der Wanderer. 848. — Der Wanderer. 849. — Der Wanderer. 850. — Der Wanderer. 851. — Der Wanderer. 852. — Der Wanderer. 853. — Der Wanderer. 854. — Der Wanderer. 855. — Der Wanderer. 856. — Der Wanderer. 857. — Der Wanderer. 858. — Der Wanderer. 859. — Der Wanderer. 860. — Der Wanderer. 861. — Der Wanderer. 862. — Der Wanderer. 863. — Der Wanderer. 864. — Der Wanderer. 865. — Der Wanderer. 866. — Der Wanderer. 867. — Der Wanderer. 868. — Der Wanderer. 869. — Der Wanderer. 870. — Der Wanderer. 871. — Der Wanderer. 872. — Der Wanderer. 873. — Der Wanderer. 874. — Der Wanderer. 875. — Der Wanderer. 876. — Der Wanderer. 877. — Der Wanderer. 878. — Der Wanderer. 879. — Der Wanderer. 880. — Der Wanderer. 881. — Der Wanderer. 882. — Der Wanderer. 883. — Der Wanderer. 884. — Der Wanderer. 885. — Der Wanderer. 886. — Der Wanderer. 887. — Der Wanderer. 888. — Der Wanderer. 889. — Der Wanderer. 890. — Der Wanderer. 891. — Der Wanderer. 892. — Der Wanderer. 893. — Der Wanderer. 894. — Der Wanderer. 895. — Der Wanderer. 896. — Der Wanderer. 897. — Der Wanderer. 898. — Der Wanderer. 899. — Der Wanderer. 900. — Der Wanderer. 901. — Der Wanderer. 902. — Der Wanderer. 903. — Der Wanderer. 904. — Der Wanderer. 905. — Der Wanderer. 906. — Der Wanderer. 907. — Der Wanderer. 908. — Der Wanderer. 909. — Der Wanderer. 910. — Der Wanderer. 911. — Der Wanderer. 912. — Der Wanderer. 913. — Der Wanderer. 914. — Der Wanderer. 915. — Der Wanderer. 916. — Der Wanderer. 917. — Der Wanderer. 918. — Der Wanderer. 919. — Der Wanderer. 920. — Der Wanderer. 921. — Der Wanderer. 922. — Der Wanderer. 923. — Der Wanderer. 924. — Der Wanderer. 925. — Der Wanderer. 926. — Der Wanderer. 927. — Der Wanderer. 928. — Der Wanderer. 929. — Der Wanderer. 930. — Der Wanderer. 931. — Der Wanderer. 932. — Der Wanderer. 933. — Der Wanderer. 934. — Der Wanderer. 935. — Der Wanderer. 936. — Der Wanderer. 937. — Der Wanderer. 938. — Der Wanderer. 939. — Der Wanderer. 940. — Der Wanderer. 941. — Der Wanderer. 942. — Der Wanderer. 943. — Der Wanderer. 944. — Der Wanderer. 945. — Der Wanderer. 946. — Der Wanderer. 947. — Der Wanderer. 948. — Der Wanderer. 949. — Der Wanderer. 950. — Der Wanderer. 951. — Der Wanderer. 952. — Der Wanderer. 953. — Der Wanderer. 954. — Der Wanderer. 955. — Der Wanderer. 956. — Der Wanderer. 957. — Der Wanderer. 958. — Der Wanderer. 959. — Der Wanderer. 960. — Der Wanderer. 961. — Der Wanderer. 962. — Der Wanderer. 963. — Der Wanderer. 964. — Der Wanderer. 965. — Der Wanderer. 966. — Der Wanderer. 967. — Der Wanderer. 968. — Der Wanderer. 969. — Der Wanderer. 970. — Der Wanderer. 971. — Der Wanderer. 972. — Der Wanderer. 973. — Der Wanderer. 974. — Der Wanderer. 975. — Der Wanderer. 976. — Der Wanderer. 977. — Der Wanderer. 978. — Der Wanderer. 979. — Der Wanderer. 980. — Der Wanderer. 981. — Der Wanderer. 982. — Der Wanderer. 983. — Der Wanderer. 984. — Der Wanderer. 985. — Der Wanderer. 986. — Der Wanderer. 987. — Der Wanderer. 988. — Der Wanderer. 989. — Der Wanderer. 990. — Der Wanderer. 991. — Der Wanderer. 992. — Der Wanderer. 993. — Der Wanderer. 994. — Der Wanderer. 995. — Der Wanderer. 996. — Der Wanderer. 997. — Der Wanderer. 998. — Der Wanderer. 999. — Der Wanderer. 1000. — Der Wanderer.

Lesarten eines unbekannten Archetypus ausgehen. Es darf die Möglichkeit nicht ausgeschlossen werden, daß die Lesarten, die wir in zwei Handschriften finden, auf eine dritte zurückgehen, die wir nicht besitzen. Es ist möglich, daß diese dritte Handschrift die Quelle der beiden ersten war, es ist möglich, daß sie eine Abschrift einer dieser beiden war, es ist möglich, daß sie eine Abschrift einer Abschrift einer dieser beiden war, und so weiter. Wenn wir also zwei Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so können wir nicht sicher sein, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir aber drei Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es sehr wahrscheinlich, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir vier Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir fünf Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir sechs Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir sieben Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir acht Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir neun Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir zehn Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir elf Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir zwölf Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir dreizehn Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir vierzehn Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir fünfzehn Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir sechzehn Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir siebzehn Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir achtzehn Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir neunzehn Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir zwanzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einundzwanzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir zweiundzwanzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir dreiundzwanzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir vierundzwanzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir fünfundzwanzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir sechsundzwanzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir siebenundzwanzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir achtundzwanzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir neunundzwanzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir dreißig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einunddreißig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir zweiunddreißig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir dreiunddreißig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir vierunddreißig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir fünfunddreißig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir sechsunddreißig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir siebenunddreißig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir achtunddreißig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir neununddreißig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir vierzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einundvierzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir zweiundvierzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir dreiundvierzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir vierundvierzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir fünfundvierzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir sechsundvierzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir siebenundvierzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir achtundvierzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir neunundvierzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir fünfzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einundfünfzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir zweiundfünfzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir dreiundfünfzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir vierundfünfzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir fünfundfünfzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir sechsundfünfzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir siebenundfünfzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir achtundfünfzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir neunundfünfzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir sechzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einundsechzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir zweiundsechzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir dreiundsechzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir vierundsechzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir fünfundsechzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir sechsundsechzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir siebenundsechzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir achtundsechzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir neunundsechzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir siebzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einundsiebzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir zweiundsiebzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir dreiundsiebzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir vierundsiebzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir fünfundsiebzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir sechsundsiebzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir siebenundsiebzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir achtundsiebzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir neunundsiebzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir achtzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einundachtzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir zweiundachtzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir dreiundachtzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir vierundachtzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir fünfundachtzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir sechsundachtzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir siebenundachtzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir achtundachtzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir neunundachtzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir neunzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einundneunzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir zweiundneunzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir dreiundneunzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir vierundneunzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir fünfundneunzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir sechsundneunzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir siebenundneunzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir achtundneunzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir neunundneunzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir hundert Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundeins Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundzwei Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertunddrei Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundvier Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundfünf Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundsechs Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundsieben Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundacht Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundneun Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundzehn Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundelf Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundzwölf Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertunddreizehn Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundvierzehn Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundfünfzehn Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundsechzehn Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundsiebzehn Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundachtzehn Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundneunzehn Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundzwanzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundeinundzwanzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundzweiundzwanzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertunddreiundzwanzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundvierundzwanzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundfünfundzwanzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundsechsundzwanzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundsiebenundzwanzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundachtundzwanzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundneunundzwanzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertunddreißig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundeinunddreißig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundzweiunddreißig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertunddreiunddreißig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundvierunddreißig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundfünfunddreißig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundsechsunddreißig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundsiebenunddreißig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundachtunddreißig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundneununddreißig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundvierzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundeinundvierzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundzweiundvierzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertunddreiundvierzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundvierundvierzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundfünfundvierzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundsechsundvierzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundsiebenundvierzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundachtundvierzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundneunundvierzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundfünfzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundeinundfünfzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundzweiundfünfzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertunddreiundfünfzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundvierundfünfzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundfünfundfünfzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundsechsundfünfzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundsiebenundfünfzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundachtundfünfzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundneunundfünfzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundsechzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundeinundsechzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundzweiundsechzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertunddreiundsechzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundvierundsechzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundfünfundsechzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundsechsundsechzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundsiebenundsechzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundachtundsechzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundneunundsechzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundsiebzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundeinundsiebzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundzweiundsiebzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertunddreiundsiebzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundvierundsiebzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundfünfundsiebzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundsechsundsiebzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundsiebenundsiebzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundachtundsiebzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundneunundsiebzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundachtzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundeinundachtzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundzweiundachtzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertunddreiundachtzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundvierundachtzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundfünfundachtzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundsechsundachtzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundsiebenundachtzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundachtundachtzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundneunundachtzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundneunzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundeinundneunzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundzweiundneunzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertunddreiundneunzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundvierundneunzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundfünfundneunzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundsechsundneunzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundsiebenundneunzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundachtundneunzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir einhundertundneunundneunzig Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir zweihundert Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir zweihundertundeins Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir zweihundertundzwei Handschriften haben, die eine Lesart gemeinsam haben, so ist es noch wahrscheinlicher, daß diese Lesart auf den Archetypus zurückgeht. Wenn wir zweihundertunddrei Handschriften haben, die

Am Sonntag war Christkindl-Markt. Da durfte die kleine Anna auch mit. Sie durfte Geschenke aussuchen. Sie durfte sich auch etwas wünschen. Sie durfte sich sogar etwas kaufen. Sie durfte sich alles kaufen, was sie wollte. Sie durfte sich alles kaufen, was sie sich wünschte. Sie durfte sich alles kaufen, was sie sich wünschte, was sie wollte, was sie sich wünschte, was sie wollte, was sie sich wünschte, was sie wollte

Gottesdienst, Gebrauch, Sitte, Ansehen, wie in der Stadt, auf der Straße und in gesellschaftlichen Verhältnissen zu Hause und auf Reisen, im Umgang mit Freunden und Feinden, Bekannten und Fremden, Reichen und Armen, Hohen und Niedrigen, Gelehrten und Ungelehrten, Weisen und Thoren, Gesunden und Kranken, Alten und Jungen, Männern und Frauen, Jünglingen und Jungfrauen, Kindern und Säuglingen, Gesetzgebern und Richtern, Fürsten und Unterthanen, Lehrern und Schülern, Hausherren und Gesinde, Eltern und Kindern, Ehegatten, Geschwistern, Verwandten und Anverwandten, Gastfreunden und Hausgenossen, Nachbarn und Mitbürgern, Dienern und Herren, Knechten und Mägden, Sklaven und Freien, Gläubigen und Ungläubigen, Bekennern und Verächtern, Verehrern und Spöttern, Anbetern und Gleichgültigen, Gottesfürchtigen und Gottlosen, Heiligen und Sündern, Gerechten und Ungerechten, Guten und Bösen, Barmherzigen und Unbarmherzigen, Sanftmüthigen und Zornigen, Friedfertigen und Streitsüchtigen, Demüthigen und Hochmüthigen, Bescheidenen und Anmaßenden, Ehrbaren und Unehrbaren, Keuschen und Unkeuschen, Mäßigen und Unmäßigen, Enthaltsamen und Schwelgern, Nüchternen und Trunkenen, Sanftmüthigen und Rachgierigen, Gelassenen und Ungeduldigen, Geduldigen und Ungeduldigen, Dankbaren und Undankbaren, Gutthätigen und Geizigen, Freigebigen und Verschwendern, Sparsamen und Verschwendern, Arbeitsamen und Müßiggängern, Ordentlichen und Unordentlichen, Reinlichen und Unreinlichen, Wahrhaftigen und Lügenhaften, Treuen und Untreuen, Redlichen und Betrügern, Aufrichtigen und Heuchlern, Offenherzigen und Verschlossenen, Gefälligen und Ungefälligen, Dienstfertigen und Dienstunfertigen, Gehorsamen und Ungehorsamen, Folgsamen und Widerspenstigen, Sanftmüthigen und Eigensinnigen, Friedfertigen und Streitsüchtigen, Verträglichen und Unverträglich

der Kurfürst II. Joachim von den Markgrafen in 25 Artikeln abgefaßt worden. Er enthielt die Bestimmung, daß die Kurlande nicht geteilt werden dürfe, daß die Kurwürde und die Landeshauptmannschaft der Mark Brandenburg dem ältesten Sohne zustehe, daß die Landstände ihre Rechte behalten sollten. Die vier großen Städte Berlin, Cölln, Frankfurt und Brandenburg sollten ihre Privilegien behalten, die Landstände das Recht, Steuern zu bewilligen, und die Landesordnung sollte nicht geändert werden. Die Landstände sollten ihre Rechte behalten

ist Land und Stadt gemein. In Indien ist es nur Stadt, und zwar eine Stadt, die sich über eine Fläche von 1½ Meilen Länge und 1 Meile Breite erstreckt. Die Straßen sind schmal und winklig, die Häuser meist hoch und schlecht gebaut. Nur wenige Straßen sind gepflastert, und diese sind so schmutzig, daß sie kaum von den ungepflasterten sich unterscheiden. Die Bevölkerung ist dicht gedrängt, und in den engen Gassen wimmelt es von Menschen, Pferden, Kühen, Ochsen, Büffeln, Kamelen, Elefanten, Affen, Hunden, Katzen, Ratten, Mäusen, Schlangen, Eidechsen, Fröschen, Insekten, Würmern und Ungeziefer aller Art. Die Luft ist schwer und dumpfig, und in der Regenzeit, wenn die Straßen in Sümpfe verwandelt sind, ist der Aufenthalt in Kalkutta ungesund. Die Europäer wohnen in der Nähe des Flusses, wo die Luft reiner ist, in Häusern, welche mit Veranden versehen sind, und in Gärten, welche mit Palmen, Bananen, Mangobäumen, Tamarinden, Kokospalmen, Bambusrohr und Blumen geziert sind. Die Eingeborenen wohnen in Hütten, welche aus Bambusrohr, Lehm und Stroh gebaut sind. Die Bevölkerung besteht aus Europäern, Eingeborenen, Mischlingen und Chinesen. Die Eingeborenen sind meist Hindus, doch sind auch viele Mohammedaner da. Die Hindus sind in Kasten geteilt, und jeder Kaste ist ein bestimmter Beruf zugewiesen. Die Brahmanen sind die Priester, die Kschatrya die Krieger, die Vaischya die Kaufleute und die Sudra die Handwerker und Arbeiter. Außerhalb der Kasten stehen die Parias, welche die niedrigsten Arbeiten verrichten müssen. Die Mischlinge sind meist Portugiesen, welche sich mit Eingeborenen verheiratet haben. Die Chinesen sind Kaufleute und Handwerker. Die Europäer sind Beamte, Kaufleute, Soldaten und Matrosen. Die Beamten sind meist Engländer, welche in Indien geboren sind und die Schule in England besucht haben. Sie sind sehr gut bezahlt und leben in Luxus. Die Kaufleute sind meist Engländer, Deutsche, Franzosen und Amerikaner. Sie sind reich und leben in Luxus. Die Soldaten sind meist Engländer, welche in Indien geboren sind und die Schule in England besucht haben. Sie sind sehr gut bezahlt und leben in Luxus. Die Matrosen sind meist Engländer, welche in Indien geboren sind und die Schule in England besucht haben. Sie sind sehr gut bezahlt und leben in Luxus.

Im Jahr 1822 hat Schloß Bellevue seine jetzige Gestalt erhalten. Es ist ein Rechteck, das an der Gartenseite einen Mittelrisalit mit Säulenportikus und Dreiecksgiebel hat. Die Gartenseite ist durch Pilaster gegliedert, die Fensterachsen sind durch Rundbogenfenster betont. Die Eingangsseite ist ähnlich gegliedert, hat aber nur einen Risalit mit Dreiecksgiebel. Die Fenster sind hier rechteckig. Das Schloß ist ein Putzbau mit Sandsteingliederungen. Das Dach ist ein Walmdach mit Gauben. Das Schloß ist von einem Park umgeben, der sich bis zum Ufer der Spree erstreckt. Der Park ist im englischen Stil angelegt und hat einen alten Baumbestand. Es gibt mehrere Wege, die durch den Park führen. Der Hauptweg führt vom Schloß zum Ufer der Spree. Es gibt auch einen Weg, der um den Park herumführt. Der Park ist öffentlich zugänglich.

Schloß Bellevue, Gartenseite

ab 1698 die Memmer ist in der Linie Wendelstein Nr. 1 und 2 und Nr. 3 in der Linie Kraftshof. Nr. 1 ist Johann Wolfgang, geb. 1. Juli 1698, † 1. Juli 1698. Nr. 2 ist Johann Wolfgang, geb. 1. Juli 1698, † 1. Juli 1698. Nr. 3 ist Johann Wolfgang, geb. 1. Juli 1698, † 1. Juli 1698. Nr.

Das Volk ist selbst, wenn auch unbewußt, Herr. Die Regierung ist nur sein Diener, sie ist nur sein Werkzeug. Das Volk ist Herr, weil es Quelle jeder Macht ist, weil es jeder Macht ihren Inhalt gibt, weil es ihr Ziel ist. Das Volk ist Herr, weil es Ursprung und Ende der Macht ist.

Das Volk ist Herr, weil es Ursprung und Ende der Macht ist, weil es jeder Macht ihren Inhalt gibt, weil es ihr Ziel ist. Das Volk ist Herr, weil es Ursprung und Ende der Macht ist, weil es jeder Macht ihren Inhalt gibt, weil es ihr Ziel ist. Das Volk ist Herr, weil es Ursprung und Ende der Macht ist, weil es jeder Macht ihren Inhalt gibt, weil es ihr Ziel ist.

Das Volk ist Herr, weil es Ursprung und Ende der Macht ist, weil es jeder Macht ihren Inhalt gibt, weil es ihr Ziel ist. Das Volk ist Herr, weil es Ursprung und Ende der Macht ist, weil es jeder Macht ihren Inhalt gibt, weil es ihr Ziel ist. Das Volk ist Herr, weil es Ursprung und Ende der Macht ist, weil es jeder Macht ihren Inhalt gibt, weil es ihr Ziel ist.

Das Volk ist Herr, weil es Ursprung und Ende der Macht ist, weil es jeder Macht ihren Inhalt gibt, weil es ihr Ziel ist. Das Volk ist Herr, weil es Ursprung und Ende der Macht ist, weil es jeder Macht ihren Inhalt gibt, weil es ihr Ziel ist. Das Volk ist Herr, weil es Ursprung und Ende der Macht ist, weil es jeder Macht ihren Inhalt gibt, weil es ihr Ziel ist.

Das Volk ist Herr, weil es Ursprung und Ende der Macht ist, weil es jeder Macht ihren Inhalt gibt, weil es ihr Ziel ist. Das Volk ist Herr, weil es Ursprung und Ende der Macht ist, weil es jeder Macht ihren Inhalt gibt, weil es ihr Ziel ist. Das Volk ist Herr, weil es Ursprung und Ende der Macht ist, weil es jeder Macht ihren Inhalt gibt, weil es ihr Ziel ist.

Das Volk ist Herr, weil es Ursprung und Ende der Macht ist, weil es jeder Macht ihren Inhalt gibt, weil es ihr Ziel ist. Das Volk ist Herr, weil es Ursprung und Ende der Macht ist, weil es jeder Macht ihren Inhalt gibt, weil es ihr Ziel ist. Das Volk ist Herr, weil es Ursprung und Ende der Macht ist, weil es jeder Macht ihren Inhalt gibt, weil es ihr Ziel ist.

Das Volk ist Herr, weil es Ursprung und Ende der Macht ist, weil es jeder Macht ihren Inhalt gibt, weil es ihr Ziel ist. Das Volk ist Herr, weil es Ursprung und Ende der Macht ist, weil es jeder Macht ihren Inhalt gibt, weil es ihr Ziel ist. Das Volk ist Herr, weil es Ursprung und Ende der Macht ist, weil es jeder Macht ihren Inhalt gibt, weil es ihr Ziel ist.

Das Volk ist Herr, weil es Ursprung und Ende der Macht ist, weil es jeder Macht ihren Inhalt gibt, weil es ihr Ziel ist. Das Volk ist Herr, weil es Ursprung und Ende der Macht ist, weil es jeder Macht ihren Inhalt gibt, weil es ihr Ziel ist. Das Volk ist Herr, weil es Ursprung und Ende der Macht ist, weil es jeder Macht ihren Inhalt gibt, weil es ihr Ziel ist.

Tribut. Romulus theilte bei der Einrichtung seines Staats die Bürger desselben in drei Theile, welche er nach dieser Zahl tribus nannte. Jede Tribus hatte ihren eigenen Vorsteher (tribunus), und hievon stammt auch das Wort Tribut her. Der Tribut (Tributum) war in Rom nämlich eine Abgabe in Geld, welche nach den Tribus entrichtet wurde, und die jeder nach Verhältniß seines Vermögens an den Staat bezahlen mußte. Sie hing also von dem Census oder der Schätzung ab. Es gab bei den Römern drei Arten von Tribut. Die eine wurde ohne Unterschied nach den Köpfen auferlegt, und fand unter den Königen Statt. Die andere wurde nach dem Vermögen angeschlagen, und kam nach dem unter Servius Tullius eingeführten Census auf. Die dritte fand nur in außerordentlichen und dringenden Fällen Statt, und war an keine Regel gebunden, wurde oft freiwillig gegeben, und manchmal wieder zurückbezahlt. Jetzt gebraucht man das Wort Tribut hauptsächlich von solchen Abgaben, welche die bezwungenen Völker an den Sieger zahlen, oder von solchen, welche an den Landsherrn theils von liegenden Gründen, theils von Personen (als Kopfsteuer) entrichtet werden müssen. Für die letztern Abgaben bedient man sich gewöhnlicher jedoch des Ausdrucks: Steuern u. s. w. Figürlich nennt man auch Tribut, was einer von dem Andern als Schuldigkeit fodert, z. B. Tribut der Ehre, Tribut der Dankbarkeit.

Tridentinisches Concilium. Was auf den Concilien zu Costniz und Basel für die gute Sache der Kirchenverbesserung beabsichtigt worden war, hatte die despotische Politik der Päpste nicht zur Ausführung kommen lassen. Pius II verbot 1460 jede Appellation an ein allgemeines Concilium, und Julius II. erneuerte dieses Verbot 1512 auf einer Synode zu Rom. Gleichwohl konnte die catholische Christenheit die Befriedigung ihres lauten Verlangens nach gründlicher Reformation der Kirche nur von einem allgemeinen, freien, d. h. von Papst und Fürsten unabhängigen Concilium hoffen, und im Laufe der deutschen Reformation gaben selbst die protestantischen Fürsten ihre Bereitwilligkeit zum Frieden der Kirche oft durch die Foderung eines solchen Conciliums zu erkennen. Am eifrigsten betrieb es Kaiser Carl V. Er hatte während seiner Regierung kein wirksameres Mittel, zugleich den Papst zu schrecken, und die Protestanten hinzuhalten, und so beider Parteien Meister zu bleiben, als daß er ein Concilium auf deutschem Boden beharrlich von jenem foderte, und es diesen verhieß; denn während der Papst die Untersuchungen, die dabei zur Sprache kommen konnten, mit Recht als die gefährlichste Klippe seines Ansehns fürchtete, durften die deutschen Protestanten aus Rücksicht gegen ihre catholischen Mitstände sich wenigstens nicht weigern, eine Vertröstung anzunehmen, die eigentlich nur noch für Letztere Bedeutung hatte. Carl kündigte auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 den Ständen das Concilium feierlich an, und um wenigstens zu verhüten, daß er es nicht auch selbst ausschriebe, mußte man in Rom Anstalten dazu treffen. Daher setzte es Clemens VII. noch in demselben Jahre unbestimmt und sein Nachfolger Paul III. zum 27sten Mai 1537 nach Mantua an. Wegen der nicht zu bewilligenden Bedingungen des Herzogs von Mantua wurde daraus Vicenza und der 1ste Mai 1538, worauf, weil dahin keine Prälaten kamen, wieder Aufschub, erst

bis Ostern 1539, und da weder Frankreich noch Deutschland den Ort genehmigten, gar auf unbestimmte Zeit folgte. Vom regensburger Reichsabschiede 1541 gedrängt, setzte Paul es aufs Neue zum 1sten November 1542, und um doch seine Bereitwilligkeit zur Wahl einer deutschen Stadt zu zeigen, nach Trient an. Seine Legaten kamen den 22sten November wirklich daselbst an, aber ein neuer Krieg des Kaisers mit Frankreich gab Veranlassung zu abermaliger Suspension auf gelegnere Zeit. Diese glaubte der Papst mitten unter Carls Rüstungen gegen die Protestanten gefunden zu haben, und schrieb das Concilium zum 15ten März 1545 aus. Die Cardinäle Del Monte, Cervino della Cruce und Polus langten zu rechter Zeit als präsidirende Legaten zu Trient an, weil aber zu wenige Bischöfe (20) und Gesandten nachkamen, vertrieb man sich die Zeit mit Rangstreitigkeiten und Spazierfahrten; der Sommer verstrich, während die Prälaten ab- und zufuhren, bis endlich auf Befehl des Papstes am 13ten December 1545 die tridentinische allgemeine Kirchenversammlung (Sacrosancta oecumenica et generalis synodus Tridentina, praesidentibus legatis apostolicis nannte er sie in seinem Breve) mit der ersten Session von 25 Bischöfen und einigen andern Prälaten feierlich eröffnet wurde. In den darauf folgenden vertraulichen Conferenzen traf man die Einrichtung, daß Ausschüsse von Bischöfen und Doctoren der Theologie die zu verhandelnden Gegenstände bearbeiten und vorbereiten, in Particular- und General-Congregationen (nichtöffentlichen Sessionen der Väter) dann die entworfenen Decrete und Canones zur Berathschlagung und durch Mehrheit der Stimmen (nicht nach den Nationen, wie zu Costnitz, sondern nach den Köpfen) zur Entscheidung kommen, die öffentlich in der Kathedralkirche mit Hochamt und Predigt zu haltenden Sessionen selbst aber nur Ceremonialhandlungen zur Publication und Sanction der gefaßten Beschlüsse seyn sollten. Schon diese Art der Abstimmung nach den Köpfen, unter denen die päpstlichen Creaturen aus Italien und die Titularbischöfe leicht die Mehrzahl ausmachten, und der Umstand, daß die Ausschüsse von den Legaten gewählt und instruirt wurden, hätte hingereicht, das Concilium nach dem Willen des Papstes, der eine besondre Congregation von Cardinälen zur Berathung über die Angelegenheiten dieser Kirchenversammlung in Rom niedergesetzt hatte, zu lenken; dazu kam aber noch der kräftige, stolze Herrschergeist des seinem Herrn ganz ergebnen Cardinals Del Monte, dessen tägliche, ja stündliche Correspondenz durch eine ununterbrochne Courierlinie bis Rom, die ihm nach den wechselnden Entschließungen des Papstes öffentlich vorzuzeigende und geheime Instructionen für jede Wendung des Ganges der Verhandlungen zuführte, und eine Menge andrer Mittel der Intrigue und Ueberredungskunst, wodurch die römische Politik nach Befinden der Umstände auf die versammelten Prälaten zu wirken, und Widersprüchen zu begegnen wußte, so daß die Klage, „das Concilium sey nicht frei," selbst von italienischen Bischöfen gehört wurde. Fürsten und Völker erwarteten von diesem Verein heiliger Männer die Abstellung alter Mißbräuche, und eine Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern, die die Vorwürfe der Protestanten widerlegen, und sie zur Rückkehr in den Schooß der catholischen Kirche einladen sollte; die kaiserlichen Gesandten drangen ihrer

Schweizer Kinder sind von einander gleich. Die Kinder der Bauern und Handwerker, die Kinder der Arbeiter und Bauern, die Kinder der Gelehrten und Beamten, die Kinder der Reichen und Armen, sie alle haben gleiche Rechte und gleiche Pflichten. Sie alle sind gleich vor dem Gesetz. Sie alle haben gleichen Anspruch auf Schutz und Hilfe. Sie alle sind gleich vor der Schule. Sie alle haben gleichen Anspruch auf Bildung. Sie alle sind gleich vor Gott. Sie alle haben gleichen Anspruch auf Liebe. Sie alle sind gleich vor dem Tode. Sie alle müssen sterben. Sie alle sind gleich vor der Ewigkeit. Sie alle sind berufen zum ewigen Leben.

Schweizer Kinder sind von einander verschieden. Sie sind verschieden an Leib und Seele. Sie sind verschieden an Begabung und Neigung. Sie sind verschieden an Fleiß und Gehorsam. Sie sind verschieden an Gesundheit und Kraft. Sie sind verschieden an Schönheit und Anmut. Sie sind verschieden an Glück und Unglück. Sie sind verschieden an Reichtum und Armut. Sie sind verschieden an Ehre und Ansehen. Sie sind verschieden an Macht und Einfluß. Sie sind verschieden an Lohn und Strafe. Sie sind verschieden an Gnade und Verdammnis.

Schweizer Kinder sind von einander abhängig. Sie sind abhängig von Gott. Sie sind abhängig von Eltern und Lehrern. Sie sind abhängig von Vorgesetzten und Obrigkeit. Sie sind abhängig von Freunden und Kameraden. Sie sind abhängig von Tieren und Pflanzen. Sie sind abhängig von Sonne und Regen. Sie sind abhängig von Luft und Wasser. Sie sind abhängig von Tag und Nacht. Sie sind abhängig von Sommer und Winter. Sie sind abhängig von Saat und Ernte. Sie sind abhängig von Krankheit und Tod.

Schweizer Kinder sollen einander helfen. Sie sollen einander helfen in Not und Gefahr. Sie sollen einander helfen in Krankheit und Tod. Sie sollen einander helfen in Leid und Trauer. Sie sollen einander helfen in Freude und Glück. Sie sollen einander helfen in Arbeit und Spiel. Sie sollen einander helfen in Schule und Kirche. Sie sollen einander helfen in Haus und Hof. Sie sollen einander helfen in Feld und Wald. Sie sollen einander helfen in Wiese und Garten. Sie sollen einander helfen in Stall und Scheune. Sie sollen einander helfen in Werkstatt und Fabrik. Sie sollen einander helfen in Dorf und Stadt. Sie sollen einander helfen in Land und Volk. Sie sollen einander helfen in Gegenwart und Zukunft.

Schweizer Kinder sollen einander lieben. Sie sollen einander lieben in Wort und Tat. Sie sollen einander lieben in Gedanken und Gesinnung. Sie sollen einander lieben in Gebet und Gottesdienst. Sie sollen einander lieben in Leben und Sterben. Sie sollen einander lieben in Zeit und Ewigkeit.

Schweizer Kinder sollen einander dienen. Sie sollen einander dienen in Haus und Hof. Sie sollen einander dienen in Feld und Wald. Sie sollen einander dienen in Wiese und Garten. Sie sollen einander dienen in Stall und Scheune. Sie sollen einander dienen in Werkstatt und Fabrik. Sie sollen einander dienen in Dorf und Stadt. Sie sollen einander dienen in Land und Volk. Sie sollen einander dienen in Gegenwart und Zukunft.

Schweizer Kinder sollen einander ehren. Sie sollen einander ehren in Wort und Tat. Sie sollen einander ehren in Gedanken und Gesinnung. Sie sollen einander ehren in Gebet und Gottesdienst. Sie sollen einander ehren in Leben und Sterben. Sie sollen einander ehren in Zeit und Ewigkeit.

Schweizer Kinder sollen einander achten. Sie sollen einander achten in Wort und Tat. Sie sollen einander achten in Gedanken und Gesinnung. Sie sollen einander achten in Gebet und Gottesdienst. Sie sollen einander achten in Leben und Sterben. Sie sollen einander achten in Zeit und Ewigkeit.

Schweizer Kinder sollen einander vertrauen. Sie sollen einander vertrauen in Wort und Tat. Sie sollen einander vertrauen in Gedanken und Gesinnung. Sie sollen einander vertrauen in Gebet und Gottesdienst. Sie sollen einander vertrauen in Leben und Sterben. Sie sollen einander vertrauen in Zeit und Ewigkeit.

Schweizer Kinder sollen einander verzeihen. Sie sollen einander verzeihen in Wort und Tat. Sie sollen einander verzeihen in Gedanken und Gesinnung. Sie sollen einander verzeihen in Gebet und Gottesdienst. Sie sollen einander verzeihen in Leben und Sterben. Sie sollen einander verzeihen in Zeit und Ewigkeit.

Schweizer Kinder sollen einander vergeben. Sie sollen einander vergeben in Wort und Tat. Sie sollen einander vergeben in Gedanken und Gesinnung. Sie sollen einander vergeben in Gebet und Gottesdienst. Sie sollen einander vergeben in Leben und Sterben. Sie sollen einander vergeben in Zeit und Ewigkeit.

Schweizer Kinder sollen einander versöhnen. Sie sollen einander versöhnen in Wort und Tat. Sie sollen einander versöhnen in Gedanken und Gesinnung. Sie sollen einander versöhnen in Gebet und Gottesdienst. Sie sollen einander versöhnen in Leben und Sterben. Sie sollen einander versöhnen in Zeit und Ewigkeit.

Schweizer Kinder sollen einander erlösen. Sie sollen einander erlösen in Wort und Tat. Sie sollen einander erlösen in Gedanken und Gesinnung. Sie sollen einander erlösen in Gebet und Gottesdienst. Sie sollen einander erlösen in Leben und Sterben. Sie sollen einander erlösen in Zeit und Ewigkeit.

Schweizer Kinder sollen einander heiligen. Sie sollen einander heiligen in Wort und Tat. Sie sollen einander heiligen in Gedanken und Gesinnung. Sie sollen einander heiligen in Gebet und Gottesdienst. Sie sollen einander heiligen in Leben und Sterben. Sie sollen einander heiligen in Zeit und Ewigkeit.

Schweizer Kinder sollen einander verherrlichen. Sie sollen einander verherrlichen in Wort und Tat. Sie sollen einander verherrlichen in Gedanken und Gesinnung. Sie sollen einander verherrlichen in Gebet und Gottesdienst. Sie sollen einander verherrlichen in Leben und Sterben. Sie sollen einander verherrlichen in Zeit und Ewigkeit.

Schweizer Kinder sollen einander preisen. Sie sollen einander preisen in Wort und Tat. Sie sollen einander preisen in Gedanken und Gesinnung. Sie sollen einander preisen in Gebet und Gottesdienst. Sie sollen einander preisen in Leben und Sterben. Sie sollen einander preisen in Zeit und Ewigkeit.

Schweizer Kinder sollen einander anbeten. Sie sollen einander anbeten in Wort und Tat. Sie sollen einander anbeten in Gedanken und Gesinnung. Sie sollen einander anbeten in Gebet und Gottesdienst. Sie sollen einander anbeten in Leben und Sterben. Sie sollen einander anbeten in Zeit und Ewigkeit.

Schweizer Kinder sollen einander lobpreisen. Sie sollen einander lobpreisen in Wort und Tat. Sie sollen einander lobpreisen in Gedanken und Gesinnung. Sie sollen einander lobpreisen in Gebet und Gottesdienst. Sie sollen einander lobpreisen in Leben und Sterben. Sie sollen einander lobpreisen in Zeit und Ewigkeit.

Schweizer Kinder sollen einander danken. Sie sollen einander danken in Wort und Tat. Sie sollen einander danken in Gedanken und Gesinnung. Sie sollen einander danken in Gebet und Gottesdienst. Sie sollen einander danken in Leben und Sterben. Sie sollen einander danken in Zeit und Ewigkeit.

Schweizer Kinder sollen einander segnen. Sie sollen einander segnen in Wort und Tat. Sie sollen einander segnen in Gedanken und Gesinnung. Sie sollen einander segnen in Gebet und Gottesdienst. Sie sollen einander segnen in Leben und Sterben. Sie sollen einander segnen in Zeit und Ewigkeit.

Schweizer Kinder sollen einander heiligen. Sie sollen einander heiligen in Wort und Tat. Sie sollen einander heiligen in Gedanken und Gesinnung. Sie sollen einander heiligen in Gebet und Gottesdienst. Sie sollen einander heiligen in Leben und Sterben. Sie sollen einander heiligen in Zeit und Ewigkeit.

Schweizer Kinder sollen einander verherrlichen. Sie sollen einander verherrlichen in Wort und Tat. Sie sollen einander verherrlichen in Gedanken und Gesinnung. Sie sollen einander verherrlichen in Gebet und Gottesdienst. Sie sollen einander verherrlichen in Leben und Sterben. Sie sollen einander verherrlichen in Zeit und Ewigkeit.

Schweizer Kinder sollen einander preisen. Sie sollen einander preisen in Wort und Tat. Sie sollen einander preisen in Gedanken und Gesinnung. Sie sollen einander preisen in Gebet und Gottesdienst. Sie sollen einander preisen in Leben und Sterben. Sie sollen einander preisen in Zeit und Ewigkeit.

Schweizer Kinder sollen einander anbeten. Sie sollen einander anbeten in Wort und Tat. Sie sollen einander anbeten in Gedanken und Gesinnung. Sie sollen einander anbeten in Gebet und Gottesdienst. Sie sollen einander anbeten in Leben und Sterben. Sie sollen einander anbeten in Zeit und Ewigkeit.

Schweizer Kinder sollen einander lobpreisen. Sie sollen einander lobpreisen in Wort und Tat. Sie sollen einander lobpreisen in Gedanken und Gesinnung. Sie sollen einander lobpreisen in Gebet und Gottesdienst. Sie sollen einander lobpreisen in Leben und Sterben. Sie sollen einander lobpreisen in Zeit und Ewigkeit.

Schweizer Kinder sollen einander danken. Sie sollen einander danken in Wort und Tat. Sie sollen einander danken in Gedanken und Gesinnung. Sie sollen einander danken in Gebet und Gottesdienst. Sie sollen einander danken in Leben und Sterben. Sie sollen einander danken in Zeit und Ewigkeit.

Schweizer Kinder sollen einander segnen. Sie sollen einander segnen in Wort und Tat. Sie sollen einander segnen in Gedanken und Gesinnung. Sie sollen einander segnen in Gebet und Gottesdienst. Sie sollen einander segnen in Leben und Sterben. Sie sollen einander segnen in Zeit und Ewigkeit.

als Kind oder eine Jungfrau. Ich bin ein Knecht und habe mein Leben lang gearbeitet, und ich habe nie etwas Unrechtes getan. Ich habe mich nie vor Gericht gestellt

Schwarzwälder Bauernhaus.

Das Schwarzwälder Bauernhaus ist ein Typus für sich, der sich weder mit dem Alemannischen Wohnhause noch mit dem Frankischen vergleichen läßt. Es ist ein Haus, das sich in seiner Anlage und Einrichtung ganz nach den Bedürfnissen seiner Bewohner richtet und sich mit ihnen entwickelt hat

das Allerbeste der schweizerischen Volkskunde gesammelt und in Bildern, und das will heute Allerhand sagen, und der Verleger hat Allerhand Geld dafür ausgegeben, um das Werk so schön herauszubringen, wie es ist. Es ist ein Werk, das in jedes Schweizerhaus gehört, und wenn es nicht schon in jedem steht, so ist es höchste Zeit, daß es hineinkommt. Es ist ein Werk, das jedem Kinde Freude machen wird, wenn es seine Augen darauf richtet. Es ist ein Werk, das jedem Erwachsenen Freude machen wird, wenn er sich Zeit nimmt, es zu betrachten. Es ist ein Werk, das jedem Gelehrten Freude machen wird, wenn er es studiert. Es ist ein Werk, das jedem Künstler Freude machen wird, wenn er sich daran begeistert. Es ist ein Werk, das jedem Schweizer Freude machen wird, wenn er sich seiner Heimat freut. Es ist ein Werk, das jedem Fremden Freude machen wird, wenn er sich in unser Land verliebt. Es ist ein Werk, das jedem Freude machen wird, wenn er sich freuen will.

Und nun, meine Damen und Herren, wollen wir uns freuen. Wir wollen uns freuen, daß wir Schweizer sind, daß wir in der Schweiz leben, daß wir Freunde der Schweiz sind, daß wir Freunde der Schweizer sind, daß wir Freunde sind. Wir wollen uns freuen, daß wir Freunde sind, daß wir Freunde der Schweizer sind, daß wir Freunde der Schweiz sind, daß wir in der Schweiz leben, daß wir Schweizer sind, daß wir uns freuen.

der Grundsatz der Identität der Person, und hat also diejenige Fortdauer, worauf allein alle Ansprüche und Verbindlichkeiten gegründet werden können. Der Mensch kann sich nicht denken, daß er als denkendes Wesen nach dem Tode seiner Seele fortdauere, weil er sich nicht denken kann, daß sie ohne Bewußtsein existiere, und sich selbst nicht bewußt sei, weil alsdann alle Triebfedern wegfallen würden, die ihn zu Handlungen bewegen, oder zu Unterlassungen abhalten können, und weil das Leben nach dem Tode, wenn es nicht durch Vernunft entdeckt wird, selbst keine Frage ist, die sich der Mensch aufwerfen wird. Daß also die Seele nach dem Tode des Menschen fortdauere, ist nicht einmal zu vermuten, sondern es ist gewiß, weil es der Grundsatz der Identität der Person, der in der Natur der Vernunft gegründet ist, fordert. Wer diesen Beweis für unzureichend hält, der kann keinen finden, der ihn befriedigt, weil es keinen gibt. Denn es ist ebenso unmöglich, daß Vernunft sich selbst widerspreche, als daß ein Körper zugleich sich bewege und ruhe. Wer also die Fortdauer der Seele nach dem Tode des Menschen aus Vernunftgründen leugnet, der muß sich auf Data berufen, die nicht in der Vernunft liegen, und also aus der Erfahrung genommen sind. Er muß also annehmen, daß die Seele, weil sie nach dem Tode des Menschen nicht mehr gesehen wird, nicht mehr existiere, oder daß sie, weil sie nicht mehr existiert, sich auch nicht mehr bewußt sein könne. Beides ist falsch. Denn daß wir etwas nicht sehen, beweist nicht, daß es nicht existiere, und daß wir uns nicht bewußt sind, beweist nicht, daß wir uns nicht bewußt sein können. Wer also die Fortdauer der Seele nach dem Tode des Mensch

bibenden. Das kleine Gymnasium besitzt eine zahlreiche Bibliothek, und eine Gesellschaft Gelehrter hat einige wissenschaftliche und antiquarische Sammlungen angelegt. Das ehemalige Bisthum Triest, welches im J. 327 zu einem Erzbisthum erhoben worden seyn soll, war das kleinste in Deutschland. Der Churfürst von Trier führte den Titel eines Kanzlers des heiligen römischen Reichs durch Gallien und Arelat; seine geistliche Residenz war Coblenz. Der letzte Churfürst, Clemens Wenceslaus, ein Prinz aus dem sächsischen Hause, erhielt, nachdem sein Land ganz säculariſirt worden war, im Frieden von Lüneville sechstausend Reichsthaler jährliche Entschädigungssumme von 300,000 Gulden. Er starb 1812 zu Augsburg.

Triest (italienisch Trieste, lateinisch Tergestum), eine berühmte See- und Handelsstadt im Venetianischen Friaul, liegt an der äußersten Ecke von der benannten besondern Gebiete, das auf vier Quadratmeilen 24,000 Einwohner hat. Die Stadt liegt am adriatischen Meere, welches hier einen Busen (Golfo di Trieste) bildet, besteht aus der Altstadt, welche auf einer langen steilen Bergreihe des Schloßberges, auf welchem ein Castell steht, erbaut ist, und aus der Neustadt, die sich bis an das Meer erstreckt. Die Altstadt hat noch viele enge, krumme, unreinliche Gassen, besonders in der ehemaligen Judenstadt, oder die Treppen- oder Portenstadt, die in regelmäßigen Viereck mit schönen Häusern, großen Plätzen, breiten Straßen, und einigen Canälen, unter denen der große Canal einen vorzüglichen Anblick gewährt. Seit 1800 hat man eine zweite neue Stadt, die Franzenſtadt, angelegt. Die Häuser, deren Anzahl 1500 beträgt, sind alle steinern; die reichen Kaufleute wenden zurzeit während drei auf die Verschönerung derselben. Auch gibt es drei prächtige Gast- und Caffeehäuser. Aber das neue große Theater entsprechen, als es unter den öffentlichen Gebäuden keins von vorzüglicher Ausziehung. Die Einwohner sind 29,000. Sie sind eine Mischung von Deutschen und Italienern, und diese Verschiedenheit spricht sich in ihrem Charakter und Sitten deutlich genug aus. Als Triest im Jahr 1719 zum Freihafen erklärt wurde, betrug die Bevölkerung nicht ganz 6000 Menschen; so bedeutend ist sie durch die Handelsfreiheit vermehrt worden. Kaiser Carl VI. ertheilte in Gemeinschaft mit seiner Tochter Maria Theresia, seine Tochter Marie Theresia bestätigte und erweiterte diese Freiheit. Alle Waaren, nur einige Artikel ausgenommen, können zollfrei ausgeführt werden. Der Handel ist in den Händen von ungefähr 1000 Kaufleuten, die starke Geschäfte, vorzüglich mit der Levante machen. Man rechnet, daß im Durchschnitt täglich 12 bis 15 Schiffe ankommen, oder überhaupt gegen 6000 Schiffe jährlich ein- und auslaufen. Der Werth aller ein- und ausgeführten Waaren wird jährlich auf 14 bis 15 Millionen Gulden geschätzt. Ein neuerer Besitz des trefflichen Hafens kam einigen Staatsplan der österreichischen Monarchie zu machen, ist verworfen worden. Der Hafen, der durch eine starke Batterie auf dem neuen Damme vertheidigt wird, ist gut, doch sind die Schiffe darin nicht völlig gegen Sturm gesichert. Auf den vier Schiffswerften werden beständig Schiffe gebaut. Bei dem Hafen sind zwei Lazarethe (Lazaretto sporco und netto) zur Quarantaine für die aus ungesunden oder verdächtigen Gegenden kommenden Schiffe. Unter den Fabriken zu Triest sind

men sich vorzüglich die Zuckerbeckereien und Kokol-Fabriken aus, eine der letztern verfertigt jährlich gegen 3000 Eimer dieses Getränks. Sonst gibt es hier noch eine Fayence-Fabrik, eine Schwefelfabrik und türkische Wollfärbereien. In den Salinen bei Cervoia eine Stunde von Triest, werden jährlich zwischen 20 und 30,000 Mezzen Seesalz erzeugt. In der Gegend der Stadt haben verschiedene leichte Dessertweine. Einen angenehmen Anblick gewähren die Hügel, welche die Stadt umgeben, und die mit schönen Landhäusern und Gärten, in denen sich der Luxus der Triester zeigt, bedeckt sind. Vor einigen Jahren waren diese Hügel noch öde, nackte Steine. Mit großen Kosten wurde aus Istrien Erde auf Schiffen herbeigeführt, und so die Gegend nach und nach zum paradiesischen umgeschaffen. — Nach dem wiener Frieden (1809) wurde Triest mit seinem Gebiete zu Illyrien geschlagen; seit 1814 ist es wieder unter seinen vorigen Oberherrscher gekommen.

Triglas auch **Triklaff** (nordische Mythol.), eine Gottheit der Venden, deren Tempel auf dem Harlingberge stand, und welche mit drei Gesichtern und einer Mannsfigur dargestellet war. Ihr war ein schwarzes Roß gewidmet, dessen Wiehern einem Priester übertragen war. Wenn ein Krieg angefangen werden sollte, so stellte der Priester dieses Gottes 9 Spieße, eine Elle von einander, in die Erde, führte dann jedes Roß dreimal darüber hin, und wenn keines dabei mit dem Fuße anstieß, so prophezeihte er daraus einen glücklichen Ausgang für den Krieg.

Triglyphen, s. Säulen.

Trigonometrie die, derjenige Theil der Mathematik, welcher lehrt, wie zu drei gegebenen Stücken, sowohl eines geradlinigen als auch eines sphärischen Dreiecks, die übrigen drei gefunden werden.

Triller (ital. trillo) in der Musik, ist das schnelle, abwechselnde Anschlagen zweier nebeneinander liegenden Töne. Der Triller ist eine Verzierungsmanier, welche eine diesiame und gewandte Kehle und eine fleißige Uebung erfordert; er ist um so vollkommner, je reiner die angegebenen Töne an sich, und in ihrem Verhältnisse zu einander sind, je schneller und gleichförmiger die Abwechselung dieser Töne ist, so daß er, unbeschadet dieser Verhältnisse, mit eine einzige Uebung erlernen muß; und man kennen der beiden abwechselnden Töne vor dem andern verhören, und durch ein Uebergewicht der Dauer von dem andern getrennt wahrnehmen muß. Den obersten Ton nennt man den Hülfston, er fängt den Triller an, und muß um einen ganzen (den diatonischen Stufe) von dem andern verschieden sein, den unterstehen den Hauptton, welchen auch der Triller geschrieben wird, und auf welchen er schließt,

z. B. Man unterscheidet folgende Arten: 1. den einfachen oder simplen Triller, ohne Vor- und Nachschlag, angezeigt durch das Zeichen *tr* oder *tr*. Er wird gewöhnlich gebraucht, wenn der Zeitwerth der Note keinen Nachschlag zuläßt; 2. den zusammengesetzten Triller, welcher einen Vor- und Nachschlag hat. Der gewöhnlich durch ein angehängtes Häkchen bezeichnet wird. Hierzu gehört 3. der Triller von unten, d. i. der einen

Digitized by Google

Vorschlag von unten her, z. B. oder jetzt der gewöhnlichste, 4. Der Triller von oben, der einen Vorschlag von oben hat. Er wird durch ein Häkchen von oben, oder durch kleine

Noten angezeigt, z. B. oder statt

des Zeichens ... bedient man sich jetzt gewöhnlich der übrigen Triller. Zu dem einfachen gehört auch der kurze oder Pralltriller, welcher nur bei einer niedermärts gehenden Secunde vorkommt, z. B.

wie Mehrere fortschreitende Triller heißen eine Trillerkette (catena di trilli), ein Triller von zwei Stimmen oder Partien ausgeführt, ein Doppeltriller. Nach dem Gesagten ist es ein Fehler, den Triller selbst die Vorschlagsnoten hier anbringen (trillen) von dem unteren oder Hauptton anzufangen, oder zum obern Ton nur einen halben Ton zu nehmen, z. B.

oder gar auf demselben Tone zu zittern. Auf

den Instrumenten ist der Triller weit leichter, als beim Gesang; daher selbst einige große Sänger keinen vollkommenen Triller hatten.

Trinidad (franz. la Trinité), eine Insel der kleinen Antillen, welche unter allen Inseln, die zu dieser Gruppe gehören, am nächsten bei dem festen Lande, unweit der Mündung des großen Flusses Orenoko (Orinoko) liegt, und deutliche Spuren zeigt, daß sie ehemals mit dem festen Lande verbunden gewesen. Columb entdeckte sie 1498 und gab ihr diesen Namen. Die Spanier legten auf ihr eine Colonie an, um von dieser Insel aus eine Verbindung mit dem festen Lande zu unterhalten; in der Folge wurde sie eine lange Zeit vernachlässigt, und erst später, jedoch ohne sonderlichen Eifer, wieder angebaut. Die Länge der Insel beträgt ungefähr 15 deutsche Meilen, und ihre Breite gegen 9 bis 10 Meilen. Das Klima ist ungesund, und diese Insel ist eine von den Antillen, wo das europäische Vieh am beständigsten angetroffen wird. Die Insel ist aber auch sehr fruchtbar; sie bringt Anfangs vortrefflichen Taback, Indigo, Ingwer, indianisch Korn, viele Arten der besten Früchte, und eine vorzüglich schöne Baumwolle, deren Cultur noch vermehrt werden könnte; auch war die Insel ehemals stark mit Holz bewachsen, und hatte schöne Mahagonibäume. Als die Spanier noch die Insel besaßen, bauten sie fast blos Cacao, der von vorzüglicher Güte war, und mit welchem ein einträglicher Handel getrieben wurde. Aber im J. 1727 zingen alle Cacaobäume ein, und seitdem hat man keine wieder angepflanzt, weil man glaubt, daß die Neuheit ihnen schädlich sind. Eine vorzügliche Wichtigkeit erhält die Insel durch ihre Lage, die sie in gewisser Art zum Schlüssel des west-

canischen Weerdhiffen macht, und den sämmtlichen ohne Schleichhandel mit Spanien sich beschäftigt. Daher ist diese Insel auch immer die Antipathie der andern Seemächte gewesen, bis im Jahre 1598 wurde sie von den Engländern, unter dem bekannten Grafen Essex, erobert, aber im Frieden wieder den Spaniern zurückgegeben. Im J. 1625 wurde sie von den Franzosen eingenommen, geplündert und verheert. In dem, im Jahre 1795 zwischen England und Spanien abgeschlossenen, für die spanischen Besitzungen so nachtheiligen, Vertrage wurde diese Insel an England gegen 1797 eine spanische Schuld in dem Westindischen von Haiti, von den Engländern verwaltet worden war. Die Insel, am südlichen Lande von den Engländern unter dem General Abercrombie mit Accord und ohne Capitulation, nur einige Tage nach der Capitulation, mit einer Besatzung von ungefähr 600 Mann, vielem Geschütz, Kriegs- und andern Vorräthen und 2 Millionen Piaster an baarem Gelde. Alles dies fiel in die Hände der Engländer. Die Insel ist eine der schönsten im Archipel. Sie war vielleicht damals noch einige hundert tausend Acres Land unangebaut waren, zu verwehren. Sie brachten Sklaven dahin, und betrieben den Anbau und Handel mit solcher Thätigkeit, daß sie binnen wenigen Jahren, durch Zucker, Rum und Melasse, den Werth des Fünffache vermehrt, und der Werth der Grundstücke in eben dem Maße erhöht wurde. Im Frieden zu Amiens (den 27. März 1802) überließ Spanien die Insel an England in völligen Eigenthum und Souveränität. Die Insel begreift unter sich auf 20 Seelen angegeben. Die vorzüglichsten Oerter sind Puerto de Espana (spanischer Hafen, auch spanische Stadt, Spanisch Town) und St. Josefs. Zur Zeit der Spanier bestand das erstere aus 16 schlechten Häusern, und in der zweyten Stadt waren nur 38 Familien.

Trinitarier, s. Orden, geistliche.

Trinität, s. Dreieinigkeit.

Trio, 1. ein Instrumentalstück von drei obligaten Stimmen, oder auch mit Hauptstimmen und einem begleitenden Bass, z. B. Violine, Violoncello. Man nennt es dann auch eine Sonata a tre, dreistimmige Sonate, und es gehört in der Regel zur Gattung der Sonate (s. d. Art.). Es ist aber nicht immer nothwendig drei Stimmen (s. d. Art.) wie z. B. wenn ein Trio oder eine Sonate für Violine und Instrument ist, welches bei der Benennung Trio gewöhnlich nur als eine Partie gerechnet wird, da es doch wenigstens zwei Stimmen leistet. Doch sollte der dreistimmige Satz immer herrschend sein. Das Trio nähert sich in seinem Ideenumfange dem Quartett, Satz, so sogenannte Kirchentrio's, die im strengen und achtundvierzig Kirchentonarten setzt waren, und sämtliche Fugen enthielten. Sie wurden gewöhnlich auf zwei Violinen und einem Violoncello gespielt. Die Art des Kirchentrio's hatten sonst ihre eigenen Gesetze, gewöhnlich wurde ein melodischer Satz zum Thema genommen, in den Stimmen aber mit größerer Einheit abwechselnd ausgeführt. 2. bei einer Menuet bedeutet das Trio den mit der eigentlichen oder ersten Menuet abwechselnden und ihr entsprechenden Satz, welchen man daher auch sonst Menuetto alternativo oder die zweite Menuet genannt hat: er wird gewöhnlich in der verwandten Molltonart abgeändert (s. Menuet), und wurde sonst drei stimmig gesetzt, daher der Name Trio (dreistimmige Menuet).

Triolett, ein Ringelgedicht von acht Zeilen, wobei nach der dritten Zeile die erste, und nach der sechsten die beiden ersten Zeilen wiederholt werden. Diese Dichtungsart ist von den Franzosen

von denen sie auch wahrscheinlich herstammt, mehr wie bei den Deutschen bearbeitet. Gewöhnlich ist ihr Gegenstand der Ausdruck sanfter lyrischer Empfindungen.

Tripel ist eine zum Thongeschlechte gehörige Steinart, welche gemeiniglich von gelblich-grauer Farbe, weich und ziemlich leicht ist. Er hat seinen Namen von der Stadt Tripolis in Afrika, von wo aus er zuerst bekannt geworden ist. Er wird zum Poliren verschiedener Steinarten, der Gläser und Metalle benutzt. Finden sich grobe, fremdartige Theile darinnen, so muß er vor dem Gebrauche erst gesiebt und geschlemmt werden. Man verfertigt auch aus ihm Formen zu Pasten und feinen Metallgüssen. Er findet sich in Böhmen, England und Auvergne, auch in den Steinkohlenwerken anderer Länder.

Tripolis, eine Republik in der Barbarei (s. Barbarei) zwischen dem mittelländischen Meer und der Wüste Sara, also daß es gegen Osten an das Königreich Barka, und gegen Westen an Tunis gränzt. Die Landschaft Tripolis war längere Zeit unter der Botmäßigkeit der Araber, und mitunter nur auf kurze Zeit in der Gewalt der sicilischen Normänner und Genueser gewesen. 1503 eroberte aber Don Pedro von Navarro, ein Heerführer des Königs Ferdinand des Katholischen, die Hauptstadt, und führte den arabischen Landesfürsten und die Einwohner nach Palermo. Kaiser Carl V. erlaubte diesem Fürsten, seine bis auf das Schloß zerstörte Hauptstadt wieder aufzubauen, und er besaß sie bis 1535, da Scheredin (Hariaden), der Bruder des berühmten Aruk Barbarossa, sie ihm entriß. Carl V. eroberte sie wieder, und überließ sie den Maltheserrittern. Aber im J. 1551 kam eine türkische Flotte, vereint mit dem berüchtigten Seeräuber Dragut, vor Tripolis. Die Stadt wurde belagert, und ging durch Verrätherei an die Feinde über. Nun wurde Tripolis eine türkische Provinz. Im J. 1598 wollte ein arabischer Marabut die Stadt und das Land den Christen wieder in die Hände spielen, allein sein Anschlag, von den Christen nicht unterstützt, schlug fehl. Eine Zeitlang regierte die Pforte den Staat von Tripolis durch einen Sandschak (Sangiac), der von dem Pascha in Tunis abhing. Als aber (1600) Mahmed Beg, ein griechischer Renegat aus dem Geschlechte Justinians, Sandschak von Tripolis wurde, und sich nachher von dem Pascha unabhängig machte, hörte jenes Verhältniß auf. Inzwischen blieb doch Tripolis unter dem Schutze und der Oberherrschaft der türkischen Kaiser, und zwar abhängiger als Algier; und noch jetzt ist ein türkischer Pascha dort. Oft ist aber der Dei und Pascha eine Person. Uebrigens ist die Regierung wie in den zwei andern afrikanischen Raubrepubliken eingerichtet. Das Haupt derselben ist der Dei, welcher einen Divan oder Rath von Offizieren an der Seite hat. Seine Kriegsmacht ist unbedeutend, und reicht kaum zu, die Mauren des benachbarten Gebirges zur Zahlung des Tributs und zum Gehorsam anzuhalten. Auch die Seemacht ist bis auf ein Kriegsschiff und einige Galeeren herabgesunken, welche jedoch noch immer von einigen italienischen Staaten jährlich Prisen machen, und mit den erbeuteten Waaren Handel ins Innere von Afrika treiben. Die Einkünfte des Dei's betragen ungefähr 500,000 Rthlr. Der Fürst des südlichen Reichs Fessan ist Vasall von Tripolis, und zahlt die kleine Ehrenabgabe gern, weil aller Handel von der Küste nach Nigritien durch sein Gebiet geht. Das

Kopf des Hammers, der sich auf einem Amboß befindet, und dem Kopf des Hammers, der sich auf einem Amboß befindet, ist gleich dem Verhältnis der Masse des Hammers, der sich auf einem Amboß befindet, zu der Masse des Hammers, der sich auf einem Amboß befindet, multiplied by the ratio of the mass of the hammer on the anvil to the mass of the hammer on the anvil, which is equal to the ratio of the mass of the hammer on the anvil to the mass of the hammer on the anvil

Kassel, das Schloß Wilhelmshöhe, die Löwenburg, das Fridericianum, das Museum, das Hoftheater, die Gemäldegalerie, die Bibliothek, das Ständehaus, das Gymnasium, das Realgymnasium, das Lehrerseminar, die Gewerbeschule, die Baugewerkschule, die Kunstakademie, die Kunstgewerbeschule, die Taubstummenanstalt, das Blindenhaus, das Landarmenhaus, das Landgrafenhaus, das Landgrafenschloß, das Landgrafenmuseum, das Landgrafenarchiv, das Landgrafenmuseum, das Landgrafenmuseum, das Landgrafenmuseum

lehrer genannt, die den Mißverstand der Dreinigkeitslehre bis zur Annahme von drei Gottheiten treiben.

Triton, ein Sohn des Neptun und der Amphitrite, statt welcher auch Celäno und Selacia als seine Mutter genannt werden. Nach Einigen auch ein Sohn des Oceanus und der Thetis oder des Nereus. Er war einer der berühmtesten Meergötter, und man scheint durch ihn das Brausen des Meeres haben andeuten wollen. Er blies auf einer Muschel, und besänftigte damit, wenn Neptun es ihm befahl, das aufgeschwollene Meer. Im Kriege der Götter mit den Giganten trieb er durch den Ton seines Instruments die letztern in die Flucht. Er tödtete des Aeneas Steuermann Misenus, weil dieser mit ihm im Blasen wetteifern wollte. — In der ältesten Fabel war Triton eigentlich der Gott des libyschen Sees Triton (s. unten). Homer erwähnt ihn nicht, aber Hesiodus besingt ihn als einen gewöhnlichen Wassergott. Amphitrite und Neptun, singt er:

Zeugeten Tritons Macht, des gewaltigen, der an des Meeres
Tiefem Grund zur Mutter gesellt, und dem herrschenden Vater
Wohnt in dem goldenen Hauf', ein furchtbarer Gott.

Späterhin machte man ihn zu einem der untern Meerdämonen, der nicht allein bei den Syrten, sondern auch in andern Gegenden des Mittelmeers waltet. Endlich erscheint nicht mehr ein Triton, sondern mehrere Tritonen, die gleich den spätern Panen, Priapen und Silenen den Namen ihres Vaters geerbt hatten, die in halbthierischer Gestalt vorgestellt wurden, und den Nereiden zum Gespann und Reiten dienten. Auch wird Triton als ein Mann mit zweiendigem Fischschwanze und sichelförmigen Floßfittigen beschrieben. Pausanias schildert die Tritonen noch vollständiger; das Haupthaar grünem Sumpfkraute gleich, den Leib von feilharten Schuppen umstarrt, Kiemen unter den Ohren, menschliche Nasen, weite Mäuler und Thierzähne, blaue Augen, schuppige Hände und Finger mit Klauen, an Brust und Bauch Floßen. Dabei hatten sie eine Menschenstimme und bliesen auf Schnecken. Andere lassen den Triton das Meer mit bläulichen Rossen durchjagen, und so wurde er auch mit Krebsscheeren, die dem Oceanus und der Amphitrite gleichfalls eigen sind, abgebildet. Endlich fabelte man gar wirkliche Seethiere, die gefangen und getödtet wurden, in Tritonen um.

Triumph (Triumf). Eine der größten und imponirendsten Feierlichkeiten des alten Roms waren die glänzenden Triumphaufzüge der siegreich zurückkehrenden Feldherrn. Man unterscheidet aber einen doppelten Triumph, einen großen und kleinen. Beide mußten vom Senat bewilligt werden; und zwar wurde nach dem Gesetz der große Triumph nur einem Dictator, Consul oder Prätor gestattet, der als Oberfeldherr in der Provinz über Ausländer, und zugleich freie Leute, einen wichtigen Sieg erfochten hatte, wo wenigstens 5000 Feinde in offenem Kampfe umgekommen waren. Der ganze Senat ging dem Sieger entgegen, der auf einem vergoldeten Wagen, von 4 weißen Rossen gezogen, mit einer purpurnen, gestickten Toga bekleidet und geschmückt mit einem Lorbeerkranze, einen elfenbeinernen Scepter mit dem Adler in der Hand, durch die Stadt aufs Capitolium fuhr. Voraus gingen Sänger und Musikanten, Senatoren und öffentliche Beamten, die gefangenen Heerführer und Fürsten in Ketten sammt der

gemachten Beute, auch die eroberten Städte und Burgen im Bilde, und die schon geschmückten, niederlegenden Opferthiere. Dem Triumphator folgten die Verwandten und Freunde und ein langer Zug andrer Bürger in Festkleidern, lauten Jubelruf, meist das Imperiche Heer, zu Fuß und zu Roß, vorherverkündigt und mit den erhaltenen Ehrenzeichen geschmückt. Einer alten Sitte gemäß, die wirklich etwas Rührendes hat, befand sich bei dem Triumphator ein Sklave, ein Freigelassener, der eine goldene mit Edelsteinen besetzte Krone in der Hand hielt und ihm wiederholt die ernsten Worte zurufen mußte: Bedenke, daß du ein Mensch bist! — Auf dem Capitolium dankte der Triumphator den Göttern für den verliehenen Sieg, ließ die Opferthiere schlachten und weihte dem Jupiter die Krone und einen Theil der Siegesbeute. Dann ward er gewöhnlich ein großes Gastmahl, und Abends begleitete ihn das neugewonnene Weib mit Fackeln und Freudengeschrei nach Hause. Kein Wunder, daß jeder Römer nach der Ehre des Triumphes strebte, und daß er es für die höchste Auszeichnung hielt, dieser Ehre gewürdigt zu werden. Bei dem kleinen Triumphe, ovatio genannt, kam glaubt man zwar, ein Schaf; weil ein solches dabei geopfert wurde, fuhr der Feldherr nicht auf dem prächtigen Siegeswagen, sondern bloß seinen Einzug zu Fuß oder zu Pferde. Dieser, weniger feierliche und glänzende Triumph wurde dann bei geringerm Anlaß, der erfochtene Sieg nicht so bedeutend war, daß der Imperator zum Nechtsweg auf die höchste Auszeichnung Anspruch machen konnte. — Triumphbogen. Eine Art von Ehrenpforte, die den siegreichen Feldherrn bei seinem Triumphzuge in Rom durchfuhr wurde, aufgeführt, dann wurde selten von Marmor und mit Figuren und Inschriften prächtig verziert. So wurden sie besonders den Kaisern errichtet, und noch sind einige zu Rom, zum Theil nur in Trümmern, vorhanden, z. B. die Triumphbogen des Constantin, des Gallienus, des Severus und des Titus, welcher letztere vorzüglich dadurch merkwürdig ist, daß die daran befindlichen vortrefflich gearbeiteten Basreliefs, die sich auf die Belagerung der Juden und die Eroberung Jerusalems beziehen, unter andern auch den heiligen Geräthen des Tempels, z. B. den goldenen Leuchter, den Schaubrodtstisch ꝛc. vorstellen.

Triumvirat. Die Römer hatten mehrere Aemter, deren gemeinschaftliche Verwaltung drei Personen übertragen wurde. Als Cäsar gemordet war, suchte sich Antonius, Octavius und Lepidus von dem römischen Volke die Gewalt übertragen, den Staat wieder in Ordnung zu bringen, und sie wurden daher Triumviri reipublicae constituendae, ihre rechtsgültige Abkürzung aber das Triumvirat genannt. Octavius wußte sich indessen seine beiden Collegen vom Halse zu schaffen, und führte die Monarchie ein. Man nannte auch die Verbindung zwischen Cäsar, Pompejus und Crassus ein Triumvirat, aber mit Unrecht, indem dieselbe bloß ein Verein zwischen Privatleuten ohne Bestätigung des Staates war. Ein Triumvirat, d. h. eine dreien Personen vom Staate übertragene und bestätigte höchst gleichmäßige Staatsgewalt, besteht gegenwärtig in neuern Zeiten, während der constitutionellen Regierung in Frankreich (aber bloß dem Ansehn nach), da der zweite und dritte Consul dem ersten untergeordnet waren, und dieser sich also eigentlich ganz allein im Besitze der höchsten Gewalt befand.

Trochäus, eine prosodische Wortform, die aus einer langen und kurzen Sylbe besteht, also ein umgekehrter Jambus ist, und der Abteilung nach vom griechischen Worte trochaeo, den laufenden bedeutet, weshalb er vermutlich auch Cursus oder Chorius, der tanzende, und von einigen Deutschen der Wöller genannt worden ist. Unter den Arsis. Rhythmus und Spondeus erwähnt schon, daß das Metrum als Proportionsmaß des Rhythmus vorzüglich in Bild und Abteilung, als Arsis und Thesis, unter und schlechtem Tactheil sich ausspreche, daß jedes dieser Momente in neue untergeordnete, und also Momente der zweiten Ordnung zerlegbar sey, welche wiederum dieselbe Bestimmung annehmen: daß nach dem Wechsel der Momente zwischen ungerade zerfiel und in gerades Metrum entstand, inwiefern nämlich der Hauptmoment in zerfiel. Werden nun beide Hauptmomente zerlegt, so entsteht nothwendig ein doppelter Fuß, ein Trochäus (— ⏑) Tribrachys (⏑⏑) oder Daktylus (— ⏑⏑), und darum werden diese auch Dipodien, oder Doppelfüßen genessen; so wie hingegen, wenn ein Hauptmoment unaufgelöst bleibt, andere entstehen, welche noch Monopodien genessen werden. Der einzelne Trochäus von — ⏑, zeigt sich sogleich unbestimmt als dreizeitiger Fuß, indem die Länge zwei Kürzen gilt, mithin als dem ungeraden, drei achtel, sechs achtel- oder neun achtel Takte angehört. Wird diese feine Länge in zwei Kürzen aufgelöst und die erste bekommt, um seinen Character nicht zu verwischen, den Accent, so entsteht ⏑⏑ welcher Fuß Tribrachys heißt. Wird dieser Accent die zur Länge gedehnt das Intensive um Extensiven), so entsteht — ⏑ der Daktylus und zwar der flüchtige. Eben so kann auch im troch. Doppelfuß Auflösung und Zusammenziehung

Statt finden in einem Momente und mithin ♩ ♪ ♪ wechseln mit ♩ . ♪ (metrisch, aber freilich unbestimmt bezeichnet: — ⏑ — ⏑) also mit dem Fuß, der Bacheus heißt. Verwandelt sich nun ferner der zweite in einen Daktylus, so entsteht — ⏑ ⏑, der sinkende Joniker. Wird in dem Choriker der zweite

Trochäe ein Tribrachys, so entsteht — ⏑ ⏑ — ⏑ welcher Fuß Päon heißt. Wird der zweite Trochäe der Dipodie zusammengesogen, so entsteht — ⏑ — ⏑ ⏑, der Kretikus, oder Amphimacer, und wird der erste Fuß Daktylus, so entsteht — ⏑ ⏑ — ⏑, der Choriamb. Demnach erscheint die trochäische Dipodie in sieben verschiedenen Formen, welche hier natürlich nicht in ihren einzelnen Verkommnissen durchgegangen werden können, so wenig als die daraus entstandene jambische, die eigentlich mit eine trochäische Dipodie mit Auftakt ⏑ | — ⏑ ist, also ♪ ♩ ♪ ♩ ♪ ♩ ♪ ♩ no beiläufig das ist zeigt, an welcher

Stelle die lange Sylbe mit der kurzen vertauscht werden kann. Hiemit nun hat der erste deutsche Metriker Opitz die so lang verkannte wichtige, im Wesen des Metrum und der Sprache begründete dreizeitige Länge zu Tage gefördert, welche durch die mangel-

Digitized by Google

hatte metrische Beziehung, abhanden gekommen war, und die Theorie erst wieder zur Geltung gebracht hat.

2. Troglodyten nannte man Menschen oder ganze Völkerschaften, die in Höhlen wohnten. In verschiedenen Ländern des alten Alten, besonders in Aethiopien, auch in Aegypten, sollen Troglodyten gewesen sein, aber die Nachrichten, welche die griechischen Schriftsteller darüber hinterlassen haben, sind sehr schwankend. — In der ältern Kirchengeschichte werden gewisse Ketzer so genannt, die von allen übrigen Parteien ausgestoßen worden waren, und daher ihre religiösen Versammlungen in Höhlen hielten. Auch Juden, die aus Furcht vor Schuld sah, daß sie in verborgenen Höhlen Abgötterei trieben, hat man diesen Namen beigelegt. — In der Naturgeschichte hat man dem Chimpanse, der Gattung ungeschwänzter Affen, die dem Orang-Utang ähnelt, den Troglodytes beigelegt.

Troja. Keine Stadt des grauesten Alterthums ist wohl öfter genannt und durch den Gesang der Dichter verherrlicht worden, als Troja, obwohl Neuere sogar den Zweifel erregten, ob sie jemals existirt habe. Der eigentliche alte Name der Stadt war Ilion oder Ilium, und Troja bezeichnet auch die Gegend um die Stadt; doch ist Troja als Name der Stadt selbst, bei den Späteren vorherrschend, ganz gewöhnlich. Sie lag in Phrygien, in der Landschaft Troas, auf einer Anhöhe zwischen den Flüssen Simois und Skamandros oder Xanthos, nicht weit von der Meeresküste, am Fuß des Berges Ida. Die Fabel erzählt, daß der Name Troja von dem Troas von Tros, einem Sohne des Erichthonius, herstamme, der sein Reich unter die Seinigen theilte und Kallirrhoe, der Tochter des Skamandros, vermählt, den Ilos und andere Kinder erzeugt habe. Die Feindschaft mit Tantalos soll den ersten Grund zu dem spätern unglücklichen Schicksale von Troja gelegt haben. Als der Sieg eines kleinen Fürsten, der Königs Priamos, wäre sie vielleicht von den Griechen kaum genannt worden, hätte nicht die von Paris, dem trojanischen Königssohne, entführte Helena Veranlassung zu dem zehnjährigen Kampfe des vereinigten Griechenlandes gegen Troja gegeben, der sich mit der Eroberung und Zerstörung dieser Stadt endigte, und hätte nicht Homeros durch seine Ilias diesen Kampf verherrlicht. Doch zeigt schon die Wahl der Gegenstände, daß dieser Krieg durch die Volkssage früher berühmt war, eine allgemeinere und größere Theilnahme erregt hatte. Die Stadt war übrigens von so gewaltigen und festen Mauern umgeben, daß man ihre Eroberung den Göttern zuschrieb. Ganz genau läßt sich die Zeit des Krieges nicht bestimmen, doch gehört er ins Jahr 1184 vor Chr. als dasjenige an, wo Troja zerstört worden. Früher sollte schon einmal Herakles diese Stadt erobert haben; doch wurde diese frühere Eroberung in Skarien gestellt durch die spätere, bei welcher Laomedon, Priamos Vater, und Anschauung verewigten griechischen Heeres, vorzüglich, weil der genannte alte berühmte Dichter sie durch seine Gesänge der Unsterblichkeit überliefert. Unter Troja's Helden schein ein der Ilios Hektor, Priamos Sohn, als der edelste und tapferste. Er ist Heerführer und sein Tod durch Achilles Hand entscheidet über Ilions Fall. Unter den übrigen Trojanern ist Aeneas vorzüglich durch seine Auswanderung nach Italien, und als Held des nämlichen Epos merkwürdig und berühmt geworden. Nach der

Linden und den Zug der Prachtstraßen Unter den Linden, Leipziger Straße, Wilhelmstraße, Königgrätzer Straße, Potsdamer Straße, Bellevuestraße, Tiergartenstraße, Hofjägerallee, Lützowufer, Kurfürstendamm, Kaiserdamm, Charlottenburger Chaussee, Siegesallee, Moltkeallee, Reichstagufer, Schloßfreiheit, Schloßbrücke, Schloßplatz, Lustgarten, Schloßbrücke, Unter den Linden. Die Fahrt dauert 1½ Stunden und kostet 1 Mk. Die Wagen fahren vom Brandenburger Tor, Unter den Linden, Ecke Wilhelmstraße, ab.

Eine Rundfahrt durch die Vororte, Charlottenburg, Grunewald, Wannsee, Potsdam, Sanssouci, Neues Palais, Glienicker Brücke, Babelsberg, Neubabelsberg, Nowawes, Neuer Garten, Pfingstberg, Bornstedt, Sacrow, Paretz, Ketzin, Falkenhagen, Spandau, Plötzensee, Tegel, Reinickendorf, Pankow, Niederschönhausen, Schönhausen, Weißensee, Lichtenberg, Friedrichsfelde, Treptow, Rixdorf, Tempelhof, Schöneberg, Wilmersdorf, Charlottenburg, Berlin, dauert 4 Stunden und kostet 4 Mk. Die Wagen fahren vom Brandenburger Tor, Unter den Linden, Ecke Wilhelmstraße, ab.

Eine Rundfahrt durch die Vororte, Charlottenburg, Grunewald, Wannsee, Potsdam, Sanssouci, Neues Palais, Glienicker Brücke, Babelsberg, Neubabelsberg, Nowawes, Neuer Garten, Pfingstberg, Bornstedt, Sacrow, Paretz, Ketzin, Falkenhagen, Spandau, Plötzensee, Tegel, Reinickendorf, Pankow, Niederschönhausen, Schönhausen, Weißensee, Lichtenberg, Friedrichsfelde, Treptow, Rixdorf, Tempelhof, Schöneberg, Wilmersdorf, Charlottenburg, Berlin, dauert 4 Stunden und kostet 4 Mk. Die Wagen fahren vom Brandenburger Tor, Unter den Linden, Ecke Wilhelmstraße, ab.

Eine Rundfahrt durch die Vororte, Charlottenburg, Grunewald, Wannsee, Potsdam, Sanssouci, Neues Palais, Glienicker Brücke, Babelsberg, Neubabelsberg, Nowawes, Neuer Garten, Pfingstberg, Bornstedt, Sacrow, Paretz, Ketzin, Falkenhagen, Spandau, Plötzensee, Tegel, Reinickendorf, Pankow, Niederschönhausen, Schönhausen, Weißensee, Lichtenberg, Friedrichsfelde, Treptow, Rixdorf, Tempelhof, Schöneberg, Wilmersdorf, Charlottenburg, Berlin, dauert 4 Stunden und kostet 4 Mk. Die Wagen fahren vom Brandenburger Tor, Unter den Linden, Ecke Wilhelmstraße, ab.

Eine Rundfahrt durch die Vororte, Charlottenburg, Grunewald, Wannsee, Potsdam, Sanssouci, Neues Palais, Glienicker Brücke, Babelsberg, Neubabelsberg, Nowawes, Neuer Garten, Pfingstberg, Bornstedt, Sacrow, Paretz, Ketzin, Falkenhagen, Spandau, Plötzensee, Tegel, Reinickendorf, Pankow, Niederschönhausen, Schönhausen, Weißensee, Lichtenberg, Friedrichsfelde, Treptow, Rixdorf, Tempelhof, Schöneberg, Wilmersdorf, Charlottenburg, Berlin, dauert 4 Stunden und kostet 4 Mk. Die Wagen fahren vom Brandenburger Tor, Unter den Linden, Ecke Wilhelmstraße, ab.

so können Seefahrzeuge von Stockholm nach Gothenburg kommen, ohne den Sund zu passiren. Die ganze Höhe des Falls durch die verschiedenen Schleusen beträgt 56 Ellen.

Trommel (le tambour), in der heutigen Musik das besonders bei kriegerischer Musik übliche Schlaginstrument, besteht aus einem von dünnem Holze, Messing oder Kupfer gearbeiteten cylindrischen Körper, über welchen oben und unten ein halbgegerbtes Kalbfell gespannt ist, auf welches man mit Klöppeln schlägt. Der starke rauschende Ton bei diesem Schlage wird durch eine Darmseite hervorgebracht, welche über das untere Fell gespannt ist. Wird daher zwischen diese Saite ein weicher Körper gesteckt, so hört das Rauschen auf, und der Klang der Trommel wird gedeckt. Da die Trommel nur einen Ton hat, so erklärt sich daher der Name Trommelbaß, welchen man braucht, wenn man einen einförmigen, aus einem immerfort angeschlagenen Tone bestehenden Baß (z. B. bei dem Clavier) bezeichnen will. Da aber dieses Instrument auf einen Ton beschränkt ist, so ist es desto geschickter zur Hervorbringung der mannichfaltigsten Grade der Stärke und Schwäche (wodurch oft die Täuschung, als würden verschiedene Töne angeschlagen, entsteht), so wie der mannichfaltigsten rhythmischen Figuren. Das Verdienst des Trommelschlägers (auch le tambour genannt), besteht daher vorzüglich in der Fertigkeit im crescendo und decrescendo, wodurch er eigenthümliche, dem Donner ähnliche Wirkungen hervorbringen kann, und in der deutlichsten Bezeichnung des Rhythmus bei den verschiedensten die größte mechanische Fertigkeit erfodernden Schlagfiguren. Letzteres ist vorzüglich der militärische Gebrauch der Trommel, indem sie den Soldaten im geordneten und abgemessenen Gange erhält, und dadurch selbst das Marschiren gleichsam mechanisch leichter macht. Das Tambourin ist einfacher als unsere jetzige Trommel, und daher wohl älter als diese. Die Pauke (s. d. Art.) fällt in ihrer Entstehung mit letzterm zusammen. Die große Trommel, welche oben mit dem Klöppel, unten mit einer Ruthe geschlagen wird, gehört der türkischen Musik an; sie fällt nur bei den Haupttönen, welche gleichsam den Grundrhythmus bezeichnen, ein; während die kleinere Trommel daneben größtentheils immer fortwirbelt und fluthet. — Daß übrigens mehr mechanische Fertigkeit, als höherer Kunstsinn dazu gehöre, diese Instrumente zu spielen, bezeugt Vaucansons berühmtes Automat, welches auf der Trommel wirbelte, während die andre Hand das Flageolet spielte.

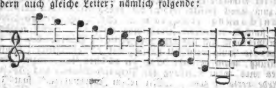
Tromp (Martin Harpertzoon), einer der berühmtesten holländischen Seehelden und Admirale, wurde 1597 zu Brille geboren. In seinem achten Jahre wurde er von seinen Aeltern in Dienst eines nach Ostindien fahrenden Schiffs gegeben. Noch sehr jung ward er von einem englischen Kaper mit zum Gefangenen gemacht, und hatte hier in Diensten desselben Gelegenheit, alle Künste und Manoeuvres des kleinen Seekrieges kennen zu lernen. Einige Jahre nach seiner Rückkehr in sein Vaterland wurde er im mittelländischen Meere von den Türken gefangen, aus deren Händen er jedoch glücklich entkam. Späterhin trat er in die Dienste der Generalstaaten, und begleitete den berühmten Admiral Peter Hein, dessen größter Liebling er war, bei allen seinen Unternehmungen, und focht an dessen Seite, als Hein getödtet

wurde. Er ward 1639 Admiral von Holland, und als die Nachricht, daß eine spanische Flotte von zehn Linienschiffen, vier Fregatten und mehreren kleinen Fahrzeugen von Randof ausgelaufen sey, verbreitet ward, so hatte Tromp 43 Kriegsschiffe und vier Fregatten. Im October des nämlichen Jahres griff er in den Dünen, vom Admiral Cornelissen de Witte begleitet, die mächtige spanische Flotte unter Oquendo an, welche von den Engländern unterstützt ward, und gewann durch Wagnahme und Zerstörung des größten Theils der feindlichen Flotte einen glorreichen Sieg. Oquendo's eigenes Schiff mußte unterzugehen scheinen, hatte nicht Tromp ihm geschwinde eine Fregatte zu Hülfe geschickt. Dieser Sieg machte seinen Namen in ganz Europa berühmt, und der König von Frankreich ertheilte ihm dafür den französischen Adelstand. 1652 brachen Zwistigkeiten zwischen Holland und England aus, und Tromp und der englische Admiral Blake hatten ein Gefecht von den Dünen, wobei die holländische Flotte einigen Verlust erlitt. Tromp brachte indessen mehr Beute wachher, als Blake einige Schiffe, die auf den Häringsfang ausgelaufen waren, genommen hatte, erhielt Tromp Befehl, ihn aufzusuchen, allein ein heftiger Sturm zerstreute und verhinderte seine Flotte, gerade als das Gefecht zum Vortheil gegen den Feind war, es nach dem Hafen zurückkehrte. Dieser Unfall, obgleich Tromp unschuldig daran war, veranlaßte die Regierung, ihn zu entlassen, und de Ruiter an seine Stelle zu berufen. Indessen wurde ihm das Commando noch in der nämlichen Woche wieder übertragen, und den 29sten November schlug er, von Evertsen und de Ruiter unterstützt, die englische Flotte, welche unter Blake in den Dünen lag, so daß sie sich bis an die Themse mit einem Verlust von fünf Schiffen zurückziehen mußte. Tromp ließ bei dieser Gelegenheit in wahrem Matrosenzeitse einen Besen an seinen Hauptmast befestigen, zum Zeichen, daß er den Canal ausfegen wollte. Am Jahreswechsel lief er mit einer zahlreichen von ihm geführten Kauffahrteiflotte in einen Hafen ein, und empfing den öffentlichen Dank der Generalstaaten. 1653 wurden Tromp und de Ruiter, welche eine ernste Anzahl Handlungsschiffe begleiteten, durch die vereinigten Flotten von Monk, Dean und Blake angegriffen. Jede Flotte war an sich selbst mächtig, aber die Engländer am stärksten. Eine dreitägige Seeschlacht erfolgte, in welcher die Holländer elf Schiffe verloren, sich aber in guter Ordnung zurückzogen, und ihre Convoy nach Hause brachten. Tromp, der an seinem Hauptmast sieben Kugellöcher hatte, wurde zur Begleitung einer andern Kauffoderflotte ausgesandt, welche er, ohne ein Schiff einzubüßen, bis an die Nordküste von Schottland brachte. Darauf griff er, um sich zu rächen, im Junius drei englische Flotte unter Monk, Dean und Lawson bei Nieuport an, mußte sich aber mit beträchtlichem Verlust nach Weilingen zurückziehen. Er und de Ruiter retteten bei dieser Gelegenheit beide gegeneinig aus der drohenden Gefahr. Nachdem ihre Flotten wieder mit Schiffen und Menschen ersetzet waren, segelte Tromp mit 85 Fahrzeugen nach der Küste von Seeland, wo er die englische Flotte von 92 Schiffen wahrnahm. Ein Sturm verhinderte anfangs den Angriff, aber den 10ten August 1653 zu Tromp durch de Ruiter die auf 70 Segel geschwächt war, kamen zwischen Scheveningen und der Maas das Gefecht. Der erste Tag

entschied nichts. Am zweiten Tage aber durchbrach Tromp, seiner Gewohnheit gemäß, die feindliche Linie, wurde jedoch bald umzingelt, und von seinem eigenen Flotte verlassen. Er stieß drei verzweifelt, um sich herauszuhauen, bis er von einer Pinnenkugel tödtlich niedergestreckt. „Laßt Muth, meine Jungen!“ rief er verschwindend aus; „meine Bahn ist mit Ruhm vollendet!“ Jede Anstrengung der Unsern und der übrigen Befehlshaber, die holländischen Truppen zu ermuthigen, waren vergeblich. Admiral Tromps Tod bestimmte darüber, und eine unglückliche, aber theuer erkaufte Niederlage beschloß den Tag und den Krieg. Tromp soll im Ganzen 33 Seeschlachten gewonnen haben. Sein Schicksal, für sein Vaterland sein Blut zu vergießen, hatte er selbst sich gewünscht. Drei Tage wurde sein Leichnam in der Kirche zu Delft beerdigt, und ein glänzendes Mausoleum wurde seinem Andenken errichtet. Der Staat ließ Denkmünzen auf ihn schlagen, und durch eine feierliche Deputation seinem Weibe das ehrenvolle Beileid bezeugen. — Lorenz Ulrich Tromp, der zweite Sohn des Vorigen, geboren 1629, befehligte schon in seinem 19ten Jahre ein Schiff gegen die Corsaren der Barbarei-Staaten. Zwei Jahre nachher ward er von der Admiralität zum Kapitain zur See ernannt, und focht tapfer in dem Kriege zwischen England und den vereinten Staaten bei dem Treffen von Solebay zugegen, wo die niederländische Flotte geschlagen, und der Admiral Obdam in die Luft gesprengt wurde. Durch seinen weisesten Rath trug gelang es jedoch Tromp, den Siegern ihre meisten Vortheile zu vereiteln. Durch Geschicklichkeit und Muth gelangte er zu dem Ruhme seines Vaters, und zog gleich ihm der wranischen Partei ergeben: deshalb kam de Witte, obgleich ein geborner Holländer von den Gegenstaaten, auf rathsam, ihn zur Rachede de Ruyters, der abwesend war, den Oberbefehl über die Flotte zu übertragen. Obgleich Tromp nach de Ruyters Ankunft sich weigerte, unter ihm zu dienen, so mußte er endlich doch nachgeben. Bei der verzögten Schlacht in der Bucht von Chili 1666) zeigte er eben so viel Muth als Geschicklichkeit, mit jedoch so glücklich zu sein wie de Ruyter. Als er im August desselben Jahres mit zu großer Hitze eine englische Flotte, die er gefährden hatte, verfolgte, wurde er von der holländischen Hauptflotte abgeschnitten, wodurch er verhindert wurde, dem Admiral de Ruyter zu Hülfe zu kommen, welcher sich zurückziehen mußte. Indessen gelang es Tromp, mit geringem Verlust seine Flotte in den Texel zu bringen, allein auf de Ruyters Klagen wurde er seiner Stelle entsetzt. Als jedoch 1673 der Krieg zwischen Holland und den verbündeten Königreichen England und Frankreich ausbrach, ward Tromp wieder in Dienst genommen, und mit seinem Nebenbuhler de Ruyter vollkommen ausgesöhnt. In diesem Kriege zeichnete der wieder sich durch mehrere Siege, die er gegen die Engländer erfocht, rühmlichst aus, und als er (1675) nach dem Frieden England besuchte, wurde er auf das ehrenvollste empfangen, und von Karl II. zum Baronet ernannt. In eben dem Jahre wurde er mit einer Flotte nach Copenhagen zur Unterstützung Dänemarks gegen Schweden geschickt, und von dem Könige von Dänemark mit den Ehrenbezeugungen beehrt. Nach de Ruyters Tode folgte er dem selben als Admiral-General der vereinten Staaten, blieb jedoch während des Krieges in dänischen Diensten, und hatte ge-

sen Antheil an den Erörterungen dieser Krone im Norden. Als er 1697 nach der Erneuerung des Krieges zwischen Holland und Frankreich eben im Begriff war, den Oberbefehl über die holländische Flotte zu übernehmen, starb er zu Amsterdam den 30sten Mai, und wurde in dem prächtigen Grabmale seines Vaters beerdigt, dessen mürdiger Nachfolger er war. N. P.

Trompete (ital. clarino, tromba.) Dies bekannte Blasinstrument, aus einer langen und dünnen, dreifach zusammengelegten metallenen (gewöhnlich messingenen) Röhre bestehend, aber mit einem Mundstücke versehen, unten in eine weite Oeffnung auslaufend, hat den Umfang von Tenor G bis Discant C. Es gränzt an das Waldhorn, mit dem es nicht nur diesen Umfang hat (nur daß die Trompete eine Octave höher steht als das Horn), sondern auch gleiche Leiter; nämlich folgende:



Die Töne der obern Octave haben sie nämlich vollständig, in der mittlern nur den harmonischen Dreiklang, und in der Tiefe noch eine Quinte und Octave obenher. Auch sind ein Paar Töne in der Leiter nicht rein; nämlich f ist zu hoch, und h zu tief, daher der Bläser durch den Ansatz nachhelfen muß. Ihre Noten werden, wie bei dem Waldhorn, immer im Violinschlüssel, und ohne C gesetzt; durch Ansetzstücke wird sodann der Ton herabgestimmt. (Siehe Altenburgs Anleitung zur Trompete und Paukerkunst). Die Trompete scheint schon in den ältesten Zeiten (bei den Persern, Medern, Juden), nur in verändereter Form, dagewesen zu seyn; das griechische Instrument, welches σαλπιγξ hieß, scheint dem unsrigen nächsten verwandt zu seyn. Die alten Deutschen hatten ein ähnliches, wahrscheinlich höheres Instrument. In der neuesten Zeit hat der Hofcomponeur Werdinger in Wien eine Trompete mit Klappen erfunden; auch hat man Concerte auf derselben gehört. Doch verliert die Trompete das an Stärke des Tones, was sie dadurch an Umfang gewinnt. Wo die Trompeten zweistimmig blasen, da fauxirt die Seconde (die zweite) in Hinsicht des Tonumfangs und der Zunge (s. d. Art.) mehr als die Prime. In Deutschland gab es sonst gelernte und ungelernte Trompeter. Erstere hatten eine Art von Zunft, die sich Camerad schaft nannte, unter sich errichtet, und erhielten darüber von Ferdinand II. und mehreren folgenden Kaisern, bis auf Joseph II. mehrere Privilegien. Auch hatte nach der alten deutschen Reichsverfassung der Churfürst von Sachsen als Erzmarschall über alle Trompeter und Pauker des heiligen römischen Reichs ein besonders Protectorat.

Trope (griechisch τροπος, Umkehrung), diejenige Umänderung des gewöhnlichen Redegebrauchs, vermittelst deren an die Stelle des eigentlichen Ausdrucks, zur Beförderung der Anschaulichkeit und Lebhaftigkeit der Darstellung, ein anderer uneigentlicher und bildlicher Ausdruck gesetzt wird. Die Tropen unterscheiden sich sogleich von den Redefiguren dadurch, daß sie nicht, wie

Trembley, Abraham, geb. 1710 in Genf, † 1784 im Haag, Naturforscher, Sohn des Jean T., Pfarrer in Genf, studierte daselbst Theologie, ging 1733 als Hauslehrer nach Holland, wo er sich mit Naturwissenschaften beschäftigte, und wurde 1747 Rektor der Lateinschule in Genf. Er machte sich durch seine Untersuchungen über die Süßwasserpolypen bekannt, die er 1744 veröffentlichte. Er fand, daß sie sich durch Teilung vermehren, daß sie Tiere sind, die sich wie Pflanzen durch Stecklinge fortpflanzen lassen, daß sie Augen haben, daß sie Nesselorgane besitzen, daß sie sich durch Knospung vermehren, daß sie sich durch Eier fortpflanzen

Trophäen sind Denkmäler zum Zeichen eines erhaltenen Sieges, von eroberten Waffen zusammengesetzt. Die alten Völker richteten dergleichen gewöhnlich an dem Orte auf, wo sie einen Sieg erfochten hatten. Von dem nächsten Baume wurden Zweige herumgetragen, bis auf einige wenige, an welche Schilder, Schwerter, Spieße ꝛc. gehangen wurden; den obern Gipfel bedeckte man mit einem Helme, und an den Stamm wurde ein Panzer oder Harnisch gestellt. In der Folge machte man dergleichen Trophäen von Erz, oder auch von Marmor, und sie waren auch ein Gepräge, der oft auf Münzen abgebildet wurde. Die Römer, die besiegten Provinzen oder Städte wurden unter an den Stamme in traurender Stellung angebracht, den Ganzen aber eine Inschrift, welche mit einigen Worten den erfochtenen Sieg anbeutete, beigefügt. Auch der Triumphirende pflegte dergleichen Trophäen von dem triumphirenden Feldherrn herumtragen (s. Triumph). In der Baukunst hat man nachher zur Nachahmung derselben allerhand Verzierungen an Holz, oder Stein bey Gebäuden, oder auch an Pfeilern und Wänden derselben angebracht.

Trophonius, ein Sohn des Erginus und Enkel des Königs Orchomenus in Böotien. Er und sein Bruder Agamedes bauten dem Apollo den Tempel zu Delphi daun. Der Gott legte den Grundbau, sie aber steinerne Schwellen darüber. Sie arbeiteten auch den Tempel zu Delphi, und daten nachher den Gott um eine Belohnung dafür. Diese ward ihnen auf den siebenten Tag versprochen, und sie wurden indessen froh, sich bis dahin durch Gastmahle zu ergötzen. Am ten Tage starben sie beide im Schlafe. Pausanias erzählen: Beide errichteten dem Horieus ein Gebäude zur Aufbewahrung seiner Schätze, setzten aber einen Stein so in die Mauer ein, daß sie ihn des Nachts herausnehmen, von dem Beide nach Belieben einwenden, und die Oeffnung wieder verschließen konnten, ohne daß etwas zu bemerken war. Horieus sah seinen Schatz täglich abnehmen, aber Thüren und Schlösser unverletzt. Er ließ also Schlingen legen, Agamedes ward gefangen, und Trophonius, um nicht verrathen zu werden, schnitt ihm den Kopf ab, und nahm ihn mit sich. Bald nachher verschlang ihn die Erde im Hain Lebadia. Nach Andern geschah diese Geschichte bei dem Könige Augias in Elis, und es wird den beiden Brüdern von ihm noch ein dritter Mitgenosse ihrer Diebereien, Corcyon, zugegeben. Trophonius floh aus Elis nach Lebadia in Böotien, legte sich unter der Erde eine Wohnung an, hielte hier den Wahrsager, starb in derselben, und ward in der Folge verehret. Die Veranlassung zu öffentlicher Erklärung von der, daß ihn die Erde verschlungen habe. Trophonius erbiete in der Folge einen Tempel, worin er als Jupiter Trophonius verehrt wurde, und theilte Orakel aus. Sein Orakel ward bei folgender Gelegenheit ertheilet. Eine zweifelhafte Debewa, die Böotier, das delphische Orakel um Rath zu fragen. Es befahl ihnen, sich an den Trophonius in Lebadia zu wenden. Lange suchte an die Abgeordneten nach dem Orakel, welches Niemand kannte. Endlich sah der älteste von ihnen einen Bienenschwarm, den sie auch einer Höhle hin folgten. Hier gewahrten sie die Gegenwart eines Gottes, bezogen dem Trophonius göttliche Ehrfurcht, erbielten eine befriedigende Antwort, und zugleich Unterricht, wie man ihn künftig verehren und um Rath fragen solle. Wahrschein-

lich war, alſo die Entſtehung dieſes Orakels eine Speculation der Prieſter zu Delphi. Es werden von dem Orakel des Trophonius in den griechiſchen Schriftſtellern viele Fabeln erzählt, die wir hier nicht zu wiederholen brauchen, da ſie bekannte Gebräuche alle anführen können. Die Aufenthalt in der Höhle dauerte bald länger, bald kürzer Zeit. Einige kamen nur nach einem Tage und zwei Nächten wieder hervor. Die Prieſter brachten den herausgekommenen Leichnam auf einen Stuhl, worauf ſie ihn ſetzten, genannt, und fragten ihn, was er geſehen und gehört habe. Was er hierauf der Betäubung ausſprach, galt als die Antwort des Orakels. Man brachte man ihn in die Kapelle des guten Genius und der Glückſeligkeit, wo er nach und nach wieder zu ſich kam. Von dem fürchterlichen Eindruck der verſchiedenen gräßlichen Erſcheinungen auf das Gemüth der Abergläubiſchen bekleten meiſtens diejenigen, welche aus der Höhle zurückkerten, ihr ganzes Leben hindurch ein finſteres, von Schwermuth und Melancholie, daher man von einem äußerſt niederträchtigen Menſchen ſprichwörtlich zu ſagen pflegte: Er kommt aus der Höhle des Trophonius. So groß und ſtandhaft die Vertrauen bei dieſem Orakel war, ſo wurde es doch gar bald verlacht. Die Prieſter hatten wahrſcheinlich in ihre Haus- und Eingänge in die unterirdiſche Höhle, um darin ihr Gaukelſpiel zu treiben. Kam ein Vorwitziger hinein, deſſen Rechtſchaffenheit man nicht traute, ſo mußte er auch wohl für ſeine Kühnheit mit dem Leben bezahlen. So ging es einem Menelaus des Königs Demetrius, der in die Höhle hinabbeſtiegen war, um dort verborgene Schätze zu ſuchen. Er kam nicht wieder lebendig zum Vorſchein, ſondern ſein Leichnam wurde nächſter an einem ganz andern Orte gefunden, indem man die heiligen Höhle heimgeſuchet zu haben.

Trophonia waren feierliche Spiele, die dem Jupiter Trophonius zu Ehren jährlich zu Lebadia gehalten wurden. Trophonius und Agamedes waren die unterirdiſchen Werkmeiſter, die am Sohn des Palaons und der Epicaſte, Trophonius heißt endlich ein übrigens unbekannter Sophiſt, den man noch ein theoriſches Werk vorhanden iſt.

Tropicus, Wendekreiſe. In der Aſtronomie und mathematiſchen Geographie nennt man ſo die beiden Cirkel oder Ringe, die um die künſtliche Erd- oder Himmelskugel in der nördlichen und ſüdlichen Hälfte derſelben herumgehen, und von dem Aequator oder der Mittellinie gleich weit entfernt ſind. Wenn die Sonne in der nördlichen Halbkugel ihren größten Abſtand von dem Aequator erreicht hat, ſo tritt ſie in einen Parallelcirkel, der 23 Grad 30 Minuten vom Aequator abſteht, und der nördliche Wendecirkel oder Wendekreiſ des Krebſes (tropicus cancri, tropicus cancer) genannt wird. Die nördliche Halbkugel der Erde, oder Europa, hat alsdann den längſten, die ſüdliche den kürzeſten Tag. Die Sonne kehrt ſich dann, nähert ſich wieder dem Aequator, und tritt in die ſüdlichen Halbkugel in einen Cirkel, der ebenfalls 23 Grad 30 Minuten von dem Aequator entfernt iſt, und der ſüdliche Wendecirkel oder der Wendecirkel des Steinbocks (tropicus australis, tropicus capricorni) genannt wird.

Troubadour. Eine ſchöne jugend- und lebensvolle Zeit kömmt uns auf, indem wir in die heitere Zeit zurückgehen, welcher jene Dichterſänger angehören, die ihren Namen von trouver,

Digitized by Google

Kapitel 1. Die Lehre vom Gleichgewicht. Seite 1
Kapitel 2. Die Lehre von der Bewegung. Seite 12
Kapitel 3. Die Lehre von der Arbeit. Seite 23
Kapitel 4. Die Lehre von der Reibung. Seite 34
Kapitel 5. Die Lehre vom Stoß. Seite 45
Kapitel 6. Die Lehre von der Elastizität. Seite 56
Kapitel 7. Die Lehre von der Festigkeit. Seite 67
Kapitel 8. Die Lehre von der Flüssigkeit. Seite 78
Kapitel 9. Die Lehre von der Wärme. Seite 89
Kapitel 10. Die Lehre vom Licht. Seite 100
Kapitel 11. Die Lehre vom Schall. Seite 111
Kapitel 12. Die Lehre vom Magnetismus. Seite 122
Kapitel 13. Die Lehre von der Elektrizität. Seite 133
Kapitel 14. Die Lehre vom Galvanismus. Seite 144
Kapitel 15. Die Lehre vom Thermoelektrizismus. Seite 155
Kapitel 16. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 166
Kapitel 17. Die Lehre von der Induktion. Seite 177
Kapitel 18. Die Lehre vom Diamagnetismus. Seite 188
Kapitel 19. Die Lehre von der Elektrolyse. Seite 199
Kapitel 20. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 210
Kapitel 21. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 221
Kapitel 22. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 232
Kapitel 23. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 243
Kapitel 24. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 254
Kapitel 25. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 265
Kapitel 26. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 276
Kapitel 27. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 287
Kapitel 28. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 298
Kapitel 29. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 309
Kapitel 30. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 320
Kapitel 31. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 331
Kapitel 32. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 342
Kapitel 33. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 353
Kapitel 34. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 364
Kapitel 35. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 375
Kapitel 36. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 386
Kapitel 37. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 397
Kapitel 38. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 408
Kapitel 39. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 419
Kapitel 40. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 430
Kapitel 41. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 441
Kapitel 42. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 452
Kapitel 43. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 463
Kapitel 44. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 474
Kapitel 45. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 485
Kapitel 46. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 496
Kapitel 47. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 507
Kapitel 48. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 518
Kapitel 49. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 529
Kapitel 50. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 540
Kapitel 51. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 551
Kapitel 52. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 562
Kapitel 53. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 573
Kapitel 54. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 584
Kapitel 55. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 595
Kapitel 56. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 606
Kapitel 57. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 617
Kapitel 58. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 628
Kapitel 59. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 639
Kapitel 60. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 650
Kapitel 61. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 661
Kapitel 62. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 672
Kapitel 63. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 683
Kapitel 64. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 694
Kapitel 65. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 705
Kapitel 66. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 716
Kapitel 67. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 727
Kapitel 68. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 738
Kapitel 69. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 749
Kapitel 70. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 760
Kapitel 71. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 771
Kapitel 72. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 782
Kapitel 73. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 793
Kapitel 74. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 804
Kapitel 75. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 815
Kapitel 76. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 826
Kapitel 77. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 837
Kapitel 78. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 848
Kapitel 79. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 859
Kapitel 80. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 870
Kapitel 81. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 881
Kapitel 82. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 892
Kapitel 83. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 903
Kapitel 84. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 914
Kapitel 85. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 925
Kapitel 86. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 936
Kapitel 87. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 947
Kapitel 88. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 958
Kapitel 89. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 969
Kapitel 90. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 980
Kapitel 91. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 991
Kapitel 92. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 1002
Kapitel 93. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 1013
Kapitel 94. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 1024
Kapitel 95. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 1035
Kapitel 96. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 1046
Kapitel 97. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 1057
Kapitel 98. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 1068
Kapitel 99. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 1079
Kapitel 100. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 1090
Kapitel 101. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 1101
Kapitel 102. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 1112
Kapitel 103. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 1123
Kapitel 104. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 1134
Kapitel 105. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 1145
Kapitel 106. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 1156
Kapitel 107. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 1167
Kapitel 108. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 1178
Kapitel 109. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 1189
Kapitel 110. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 1200
Kapitel 111. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 1211
Kapitel 112. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 1222
Kapitel 113. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 1233
Kapitel 114. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 1244
Kapitel 115. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 1255
Kapitel 116. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 1266
Kapitel 117. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 1277
Kapitel 118. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 1288
Kapitel 119. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 1299
Kapitel 120. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 1310
Kapitel 121. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 1321
Kapitel 122. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 1332
Kapitel 123. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 1343
Kapitel 124. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 1354
Kapitel 125. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 1365
Kapitel 126. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 1376
Kapitel 127. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 1387
Kapitel 128. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 1398
Kapitel 129. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 1409
Kapitel 130. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 1420
Kapitel 131. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 1431
Kapitel 132. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 1442
Kapitel 133. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 1453
Kapitel 134. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 1464
Kapitel 135. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 1475
Kapitel 136. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 1486
Kapitel 137. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 1497
Kapitel 138. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 1508
Kapitel 139. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 1519
Kapitel 140. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 1530
Kapitel 141. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 1541
Kapitel 142. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 1552
Kapitel 143. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 1563
Kapitel 144. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 1574
Kapitel 145. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 1585
Kapitel 146. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 1596
Kapitel 147. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 1607
Kapitel 148. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 1618
Kapitel 149. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 1629
Kapitel 150. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 1640
Kapitel 151. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 1651
Kapitel 152. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 1662
Kapitel 153. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 1673
Kapitel 154. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 1684
Kapitel 155. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 1695
Kapitel 156. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 1706
Kapitel 157. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 1717
Kapitel 158. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 1728
Kapitel 159. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 1739
Kapitel 160. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 1750
Kapitel 161. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 1761
Kapitel 162. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 1772
Kapitel 163. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 1783
Kapitel 164. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 1794
Kapitel 165. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 1805
Kapitel 166. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 1816
Kapitel 167. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 1827
Kapitel 168. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 1838
Kapitel 169. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 1849
Kapitel 170. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 1860
Kapitel 171. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 1871
Kapitel 172. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 1882
Kapitel 173. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 1893
Kapitel 174. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 1904
Kapitel 175. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 1915
Kapitel 176. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 1926
Kapitel 177. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 1937
Kapitel 178. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 1948
Kapitel 179. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 1959
Kapitel 180. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 1970
Kapitel 181. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 1981
Kapitel 182. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 1992
Kapitel 183. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 2003
Kapitel 184. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 2014
Kapitel 185. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 2025
Kapitel 186. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 2036
Kapitel 187. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 2047
Kapitel 188. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 2058
Kapitel 189. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 2069
Kapitel 190. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 2080
Kapitel 191. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 2091
Kapitel 192. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 2102
Kapitel 193. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 2113
Kapitel 194. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 2124
Kapitel 195. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 2135
Kapitel 196. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 2146
Kapitel 197. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 2157
Kapitel 198. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 2168
Kapitel 199. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 2179
Kapitel 200. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 2190
Kapitel 201. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 2201
Kapitel 202. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 2212
Kapitel 203. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 2223
Kapitel 204. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 2234
Kapitel 205. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 2245
Kapitel 206. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 2256
Kapitel 207. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 2267
Kapitel 208. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 2278
Kapitel 209. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 2289
Kapitel 210. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 2300
Kapitel 211. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 2311
Kapitel 212. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 2322
Kapitel 213. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 2333
Kapitel 214. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 2344
Kapitel 215. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 2355
Kapitel 216. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 2366
Kapitel 217. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 2377
Kapitel 218. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 2388
Kapitel 219. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 2399
Kapitel 220. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 2410
Kapitel 221. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 2421
Kapitel 222. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 2432
Kapitel 223. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 2443
Kapitel 224. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 2454
Kapitel 225. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 2465
Kapitel 226. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 2476
Kapitel 227. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 2487
Kapitel 228. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 2498
Kapitel 229. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 2509
Kapitel 230. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 2520
Kapitel 231. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 2531
Kapitel 232. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 2542
Kapitel 233. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 2553
Kapitel 234. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 2564
Kapitel 235. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 2575
Kapitel 236. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 2586
Kapitel 237. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 2597
Kapitel 238. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 2608
Kapitel 239. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 2619
Kapitel 240. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 2630
Kapitel 241. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 2641
Kapitel 242. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 2652
Kapitel 243. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 2663
Kapitel 244. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 2674
Kapitel 245. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 2685
Kapitel 246. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 2696
Kapitel 247. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 2707
Kapitel 248. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 2718
Kapitel 249. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 2729
Kapitel 250. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 2740
Kapitel 251. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 2751
Kapitel 252. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 2762
Kapitel 253. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 2773
Kapitel 254. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 2784
Kapitel 255. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 2795
Kapitel 256. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 2806
Kapitel 257. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 2817
Kapitel 258. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 2828
Kapitel 259. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 2839
Kapitel 260. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 2850
Kapitel 261. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 2861
Kapitel 262. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 2872
Kapitel 263. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 2883
Kapitel 264. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 2894
Kapitel 265. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 2905
Kapitel 266. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 2916
Kapitel 267. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 2927
Kapitel 268. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 2938
Kapitel 269. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 2949
Kapitel 270. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 2960
Kapitel 271. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 2971
Kapitel 272. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 2982
Kapitel 273. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 2993
Kapitel 274. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 3004
Kapitel 275. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 3015
Kapitel 276. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 3026
Kapitel 277. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 3037
Kapitel 278. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 3048
Kapitel 279. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 3059
Kapitel 280. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 3070
Kapitel 281. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 3081
Kapitel 282. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 3092
Kapitel 283. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 3103
Kapitel 284. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 3114
Kapitel 285. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 3125
Kapitel 286. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 3136
Kapitel 287. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 3147
Kapitel 288. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 3158
Kapitel 289. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 3169
Kapitel 290. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 3180
Kapitel 291. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 3191
Kapitel 292. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 3202
Kapitel 293. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 3213
Kapitel 294. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 3224
Kapitel 295. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 3235
Kapitel 296. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 3246
Kapitel 297. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 3257
Kapitel 298. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 3268
Kapitel 299. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 3279
Kapitel 300. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 3290
Kapitel 301. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 3301
Kapitel 302. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 3312
Kapitel 303. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 3323
Kapitel 304. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 3334
Kapitel 305. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 3345
Kapitel 306. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 3356
Kapitel 307. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 3367
Kapitel 308. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 3378
Kapitel 309. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 3389
Kapitel 310. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 3400
Kapitel 311. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 3411
Kapitel 312. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 3422
Kapitel 313. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 3433
Kapitel 314. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 3444
Kapitel 315. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 3455
Kapitel 316. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 3466
Kapitel 317. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 3477
Kapitel 318. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 3488
Kapitel 319. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 3499
Kapitel 320. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 3510
Kapitel 321. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 3521
Kapitel 322. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 3532
Kapitel 323. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 3543
Kapitel 324. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 3554
Kapitel 325. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 3565
Kapitel 326. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 3576
Kapitel 327. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 3587
Kapitel 328. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 3598
Kapitel 329. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 3609
Kapitel 330. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 3620
Kapitel 331. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 3631
Kapitel 332. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 3642
Kapitel 333. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 3653
Kapitel 334. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 3664
Kapitel 335. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 3675
Kapitel 336. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 3686
Kapitel 337. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 3697
Kapitel 338. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 3708
Kapitel 339. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 3719
Kapitel 340. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 3730
Kapitel 341. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 3741
Kapitel 342. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 3752
Kapitel 343. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 3763
Kapitel 344. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 3774
Kapitel 345. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 3785
Kapitel 346. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 3796
Kapitel 347. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 3807
Kapitel 348. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 3818
Kapitel 349. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 3829
Kapitel 350. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 3840
Kapitel 351. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 3851
Kapitel 352. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 3862
Kapitel 353. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 3873
Kapitel 354. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 3884
Kapitel 355. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 3895
Kapitel 356. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 3906
Kapitel 357. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 3917
Kapitel 358. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 3928
Kapitel 359. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 3939
Kapitel 360. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 3950
Kapitel 361. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 3961
Kapitel 362. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 3972
Kapitel 363. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 3983
Kapitel 364. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 3994
Kapitel 365. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 4005
Kapitel 366. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 4016
Kapitel 367. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 4027
Kapitel 368. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 4038
Kapitel 369. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 4049
Kapitel 370. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 4060
Kapitel 371. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 4071
Kapitel 372. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 4082
Kapitel 373. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 4093
Kapitel 374. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 4104
Kapitel 375. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 4115
Kapitel 376. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 4126
Kapitel 377. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 4137
Kapitel 378. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 4148
Kapitel 379. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 4159
Kapitel 380. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 4170
Kapitel 381. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 4181
Kapitel 382. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 4192
Kapitel 383. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 4203
Kapitel 384. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 4214
Kapitel 385. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 4225
Kapitel 386. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 4236
Kapitel 387. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 4247
Kapitel 388. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 4258
Kapitel 389. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 4269
Kapitel 390. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 4280
Kapitel 391. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 4291
Kapitel 392. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 4302
Kapitel 393. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 4313
Kapitel 394. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 4324
Kapitel 395. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 4335
Kapitel 396. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 4346
Kapitel 397. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 4357
Kapitel 398. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 4368
Kapitel 399. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 4379
Kapitel 400. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 4390
Kapitel 401. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 4401
Kapitel 402. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 4412
Kapitel 403. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 4423
Kapitel 404. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 4434
Kapitel 405. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 4445
Kapitel 406. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 4456
Kapitel 407. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 4467
Kapitel 408. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 4478
Kapitel 409. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 4489
Kapitel 410. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 4500
Kapitel 411. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 4511
Kapitel 412. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 4522
Kapitel 413. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 4533
Kapitel 414. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 4544
Kapitel 415. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 4555
Kapitel 416. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 4566
Kapitel 417. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 4577
Kapitel 418. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 4588
Kapitel 419. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 4599
Kapitel 420. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 4610
Kapitel 421. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 4621
Kapitel 422. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 4632
Kapitel 423. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 4643
Kapitel 424. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 4654
Kapitel 425. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 4665
Kapitel 426. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 4676
Kapitel 427. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 4687
Kapitel 428. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 4698
Kapitel 429. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 4709
Kapitel 430. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 4720
Kapitel 431. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 4731
Kapitel 432. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 4742
Kapitel 433. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 4753
Kapitel 434. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 4764
Kapitel 435. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 4775
Kapitel 436. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 4786
Kapitel 437. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 4797
Kapitel 438. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 4808
Kapitel 439. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 4819
Kapitel 440. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 4830
Kapitel 441. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 4841
Kapitel 442. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 4852
Kapitel 443. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 4863
Kapitel 444. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 4874
Kapitel 445. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 4885
Kapitel 446. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 4896
Kapitel 447. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 4907
Kapitel 448. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 4918
Kapitel 449. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 4929
Kapitel 450. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 4940
Kapitel 451. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 4951
Kapitel 452. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 4962
Kapitel 453. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 4973
Kapitel 454. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 4984
Kapitel 455. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 4995
Kapitel 456. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 5006
Kapitel 457. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 5017
Kapitel 458. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 5028
Kapitel 459. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 5039
Kapitel 460. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 5050
Kapitel 461. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 5061
Kapitel 462. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 5072
Kapitel 463. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 5083
Kapitel 464. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 5094
Kapitel 465. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 5105
Kapitel 466. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 5116
Kapitel 467. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 5127
Kapitel 468. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 5138
Kapitel 469. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 5149
Kapitel 470. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 5160
Kapitel 471. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 5171
Kapitel 472. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 5182
Kapitel 473. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 5193
Kapitel 474. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 5204
Kapitel 475. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 5215
Kapitel 476. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 5226
Kapitel 477. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 5237
Kapitel 478. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 5248
Kapitel 479. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 5259
Kapitel 480. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 5270
Kapitel 481. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 5281
Kapitel 482. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 5292
Kapitel 483. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 5303
Kapitel 484. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 5314
Kapitel 485. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 5325
Kapitel 486. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 5336
Kapitel 487. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 5347
Kapitel 488. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 5358
Kapitel 489. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 5369
Kapitel 490. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 5380
Kapitel 491. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 5391
Kapitel 492. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 5402
Kapitel 493. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 5413
Kapitel 494. Die Lehre vom Elektrodynamismus. Seite 5424
Kapitel 495. Die Lehre vom Elektromotismus. Seite 5435
Kapitel 496. Die Lehre vom Elektrostatismus. Seite 5446
Kapitel 497. Die Lehre vom Elektrochemismus. Seite 5457
Kapitel 498. Die Lehre vom Elektrothermismus. Seite 5468
Kapitel 499. Die Lehre vom Elektromagnetismus. Seite 5479
Kapitel 500. Die Lehre vom Elektrodynam

bus ganze Europa des Mittelalters eine Epoche sich ergiessen sehen, die das natürliche Eigenthum des Lebens dieser Zeit, der eigentliche Grund und Hintergrund alles Besseren, mit dem ritterlichen Geiste gleichen Schritt haltend, nach Länder- und Völkerverschiedenheit sich verschiedentlich entwickelte und entwickelte, auffallend contrastirend mit der Poesie der spätern Zeit (in Italien z. B. vom siebenten Jahrhundert an bis zum 13ten Jahrhundert) in dieser in demjenigen Verhältniss stehend, in welchem Ernst zu Spiel, Wahrheit zu Dichtung, Spiel in der Kunst zu Spiel im männlichen Alter steht. So sehen wir die Minnesänger in Deutschland, die Troubadours in Frankreich, Minstrels in England eine blose Abart sind. Wir betrachten letzteres Geschlecht um desto besser zu beleuchten, noch von einem etwas verschiedenen Gesichtspunkt. Das Mittelalter ist die liebliche Kindheit und die sorglose aber kampfmuthige und im Kampfe sich freuende Jugend unserer Menschheit, um in den spätern Jahren zu können. Aber das Ziel ist nicht, worauf es zur Arbeit und zum Kampfe angereizt wird. Es weiss am Ende in dieser Periode selbst noch nicht von der Absicht, zu welcher es sich mühe und anstrengt, und allein die Gewalt der Jahre führt ihn, nach einer innern Nothwendigkeit, dem Ziele näher und näher, ohne dass es selbst dessen bewusst zu bemerken. Das Gefühl der erwachenden, allmälig sich entfaltenden Kraft lässt ihn in der Arbeit selbst, in dem Kampfe selbst, schon seine Befriedigung finden, aber der Anstrengung und jede Arbeit, jeden Kampf selbst zum Weg zu einem höhern Ziele. Spiel der Jugend, frisch erwachenden Lebenskräfte, die üppig anfangen sich auszudehnen, und ein Ueberschuss derselben auffuhren, um sich gleichsam auszuhauchen. Natürlich spricht sich dieses überschüssige Leben eine breitere Form aus, und wie schon nicht nur die Natur schon die Blüthe des Jünglings mit der Blüthe der Schönheit schmückt, und über die ganze Gestalt den Zauber der Anmuth und Lieblichkeit ausgegossen hat, sondern umschwebt und umgiebt auch den jugendlichen Gemüth nichts näher, als der Hang zu einem heitern Spiele der Dichtung und des Gesanges, zum romantischen Schmuck seiner Gewänder, zu allen fröhlichen Wissenschaften und Künsten des Lebens. Aus diesem Geschäftspunkte kann denn das Mittelalter und seinen ritterlichen Kämpfen, so wie seiner Poesie die rechte Gerechtigkeit werden. Jene Kämpfe sind das an sich absichtslose, nur von dem unschuldigen Erlieben des Menschengeschlechts zu großen Absichten dingestellte Erlieben der in der sittenlosen Roheit des neuen Geschlechtes. Das Leben der Edlen im Volk in dieser Zeit unter allen Schwierigkeiten bestand in tüchtigen, kühnen Aeußerungen der sittlichen Lebenskraft, in gewagten romantischen Unternehmungen, in einer Thätigkeit, die für sich nichts weiter war, als ein unwillkührliches Streben und Ausströmen der jungen Kräfte wie zum Spiele. Daher das ganze Ritterwesen, die Tournire, die kühnen Abenteuer, die gesuchten aufgesuchten Abenteuer. Einem solchen Leben — welche ein-

here Form, welcher andere Ausdruck konnte ihm passen, als äußere Pracht, mitunter phantastische Verzierung an Waffen und Kleidern, festliche Versammlungen in ritterlichen Gastmählern, in Spiel und Tanz, romantische Ausschmückung des ganzen häuslichen Lebens? — und hätte die Poesie, diese ursprüngliche Dryas des jugendlichen Lebensbaums, hätte eine Dichtkunst jedem fehlen können, in welcher das jugendliche Geschlecht nach vollbrachtem Kampfe sich wendet, um sich zu erholen, wie das spätere Alter dann der geschaulichen Ruhe sich so gern überläßt? — die Dichtkunst, welche die natürliche, wie ausbleibende Begleiterin der jungen Lebensaccorde ist — eine Dichtkunst, die, Jünglingsgenosse, wohl nie den Forderungen eines kunstgebildeten Zeitalters Trotz leisten kann, die aber den sichern Vorzug hat, ein rechtes Naturgewächs und ein unmittelbarer Ausdruck des ewigen Weltgeistes selbst zu sein. Ein solches Gewächs ist die Poesie des Mittelalters, und hat auch andere Anlage, anderes Clima, andere Natur in den Völkern und Völker sie da und dort anders entwickelt und ausgebildet, das Wesen, der innere Geist und Typus ist doch überall ein und derselbe. Man mißdeute diese in ihrer Kürze freilich Mißdeutungen leicht unterliegende Einleitung zu unserm Art. Troubadour nicht, indem wir auf diesen allgemeinen Reflexionen mehr verharren, indem wir das Eigenthümliche der französischen Poesie im Mittelalter, der der Troubadours, nun darzustellen unternehmen. — Frankreich theilt sich im Mittelalter, und selbst in seiner politischen Geschichte, fast vorwärmend in zwei Hälften, in die nördliche und die südliche, in die Länder von der Sprache oui (oil) (langue d'oui, wallonisch-romanische) die Mutter des ächten französischen Idioms) und die von der Sprache oc (langue d'oc, provenzalisch-romanisch) und so auch seine Poesie in die der Trouveres und die der Troubadours, jene dem nördlichen, diese dem südlichen Frankreich angehörig. Schon die Dichtung, die Ludwig der Fromme mit seinem Reiche vornahm, schied Aquitanien, welches dem südlichen Frankreich ganz Südfrankreich umfaßte, und erst spätethin Provence und die nächstliegenden Länder ausschied, von dem nördlichen Frankreich mit Lothringen und Oberburgund, welches Lothar zu Italien erhielt. Die ungefähre Gränze möchte die Loire sein, die sie, etwa Burgund ausschließend, quer von Osten nach Westen mitten durch Frankreich strich, und in der südlichen Spitze von Bretagne ins Meer fällt; und wie in der Verfassung und den politischen Schicksalen, so prägt sich in der Poesie der Charakter des in verschiedenen Bedingungen und Clima's treulich ab. Die Trouveren, in England auch Menestrels (ministeriales, Hofleute) genannt, wiewohl diese letztern zum Theil auch nur gelehrte waren, sind, wie die Jongleurs der Troubadours, die Gedichte abfingen, in Frankreich das nordfranzösisch-romanische Idiom, wie gesagt, die Wurzel des heutigen Französischen, und, und waren da, wo sie nicht etwa die Dichtungsweise der Provenzalischen, auch in der provenzalischen Mundart, copirten, die epischen Dichter Frankreichs, in ihren Gesängen und Ritterromanen die Fabelkreise der Amadis, der Ritter von der Tafelrunde, und von Karl dem Großen und seinen Paires beschrieben. Sie singen vornämlich von dem durch Rolls, den Neffen, gestifteten Herzogthume der Normandie und Aquitanien, Frankreich und England sich theilend, und zeichnen von dem wahl-

ten Jahrhundert bis zum Ursprung der neuen französischen Literatur im 16ten Jahrhundert. Treu dem Charakter des nördlichen Frankreichs beschränkte sich ihr Dichten auf räsonirendes Erzählen, noch liegt ihm Verschwendung dem unbildlichen Lande. Aber von hier aus wurden bedeutende Motive haben wir unter dem Artikel Ritterwesen weitläuftiger gesprochen, und so können wir der Mühe leicht überhoben sein, hier umständlicher von ihnen zu reden, zumal ihr Namen einerlei nicht die universale Bedeutung erhalten hat, die den Troubadour noch jetzt auszeichnet. Nur wir uns noch damit, von den Dichtern des südlichen Frankreichs, den Troubadours. Das südliche Frankreich, die herrlichen Küstenländer von Provence, Languedoc, und Guyenne mit Gascogne umfassend, war schon durch seine frühere Bekanntschaft mit den Römern der Cultur weit fähiger geworden, und die germanischen Volksstämme, die auch hier eindrangen, fanden hier offenbar weit mehr Veranlassung, sich zu humanisiren, als in den nördlichen Provinzen. Marseille blühte damals schon als der bedeutendste Hafenplatz Frankreichs. Wir müssen hier besonders auf zwei Stücke aufmerksam machen, welche auf die Eigenthümlichkeit der südlichen, provenzalischen Poesie bedeutenden Einfluß hatten. Das eine ist die Beschaffenheit der Landes und dann die politischen Schicksale desselben in den Mittelalter. Nicht so in sich abgeschlossen wie Spanien, das in seinen herrlichen Gränzgirgen gleichsam beständige electrische Zuleiter, seine steete Anregung empfing, Kraft und Selbstständigkeit besitzt, theilt das südliche Frankreich mit jenem Lande die schöne Ausgeglichenheit des Südens, ohne seine Energie und adelige Männlichkeit zu besitzen. Reiche Fluren mit den schönsten, feuerreichsten Erzeugnissen des südlichen Bodens, romantische Thäler und Berge in den leuchtharen Sonnenregionen, eine freundliche, sanftumgebende Küste mit ihrem unendlichen Meere, in einem heißen, erschlaffenden Clima, werden dem Lande den lieblichen Anstrich der Idyllischen, und lassen das Leben leicht von dem ernsten der Arbeit, die hier gar nicht so mühsam gefordert wird, zu einer gewissen wollüstigen Beschaulichkeit und Träglheit hinneigen. Es verliert sich der Süden Frankreichs ohne eine festere Gränze, als die eines leicht zu passirenden Flusses, allmählig in den Norden, und hat in ihm doch kein Element, das ihn bestimmte, seiner Weichlichkeit, durch das Bestreben, sich standhaftig zu sein, Gränzen zu setzen. Dies gibt natürlich dem Charakter seiner Bewohner eine Hinneigung zu einem leichten, sorglichen, faß nur spielenden Leben, zu weichlicher und in ihrer Weichlichkeit lieblicher Tändelei mit allen Gütern des Lebens, die wir noch jetzt aus Lhommele Reisen ins südliche Frankreich von dem Südfranzosen kennen. Ihre Ritterschaft (Chevalerie) mußte eine andere sein, als die Deutschlands oder des Nordens — galanter als diese, weicher und heiterer als jene — und die Veranstaltungen, welche äußern Schimmer und Prunk als ein wichtiges Stück zu seinem ritterlichen Unternehmen mitbringen. — Dazu kam aber auch noch die politischen Schicksale dieses Landes, die gewissermaßen selbst in dem Charakter des Clima's geblieben sind, wenn durch große, erschütternde Umwälzungen, mehr durch Kriegsthaten, sich nur zum Spiel aufgerichtet, und Haltablungen, mehr der Liebe und dem heitern, spielenden Leben, als dem ernsten Regieren gewidmet, ausgezeichnet. Frankreichs

Register of the Parish of Saint Andrew Holborn 1538
Register of the Parish of Saint Andrew Holborn 1539
Register of the Parish of Saint Andrew Holborn 1540
Register of the Parish of Saint Andrew Holborn 1541
Register of the Parish of Saint Andrew Holborn

über zum König von Frankreich aufwarf; am Rudolf von Burgund, dem Stifter des Burgundischen Königreichs; und den mächtigen Grafen zu Toulouse mit Provence und dem Herzog von Gilles; von Fürsten von Oranje; von Dauphins von Viennois, Auvergnien, theile sich in Guyenne und Gascogne, wurde durch Wilhelms IV. Vermählung mit der Erbin von Guyenne und Gascogne, Philippa, Tochter des Herzogs Wilhelm IX., Grafen von Poitou und Herzog von Aquitanien, auf unter den Kreuzfahrern, und als solcher mit Raymund de St. Gilles verbrüderlicht von Zuidon Colo, dem Beherrscher, kam 1061 durch die Vermählung der berühmten verfeindeten Eleonore von Frankreich an den ersten englischen Plantagenet, Heinrich II., und blieb bei England bis 1453. In Languedoc herrschten in dem Jahrhundert die Grafen von Toulouse und den Provinzen Provence, aber im roten rissen sie auch die Herrschaft der letzteren an sich, und im 12ten herrschte der berühmte Sänger, Raimund von St. Aegidius, und Alphons gewann durch seine Verheirathung mit Jandine, der Tochter Bertrand I., Grafen von Provence, einen Theil der Länder seines Schwiegervaters. — Die Provence machte sich unter Ludwig dem Stammler unabhängig. Der Herzog von Burgund (Niederburgund) Boso, hieß sich 879 zum König der Provence, ein Titel, welcher unter seinen Nachkommen in den einige Grafen von Provence verwandelt wurde, krönen, und des Königreich, das von seiner Hauptstadt Arles, das arlesinische, sonst auch das niederburgundische heißt, bleibt wichtig für die Geschichte der Troubadours, welche über zwei Jahrhunderte in dem regierenden Hause, im 11ten Jahrhundert (1093) bis mit Boso II. der männliche Stamm abging, sich ein Theil der dazu gehörigen Länder, wie gesagt, an die Grafen von Toulouse, und der andere, durch Vermählung der ältesten Tochter Bosos an den ersteren Grafen von Provence, Raymund Berengar (vorher IV. jetzt I.). Und nun neben diesen politischen Sternen erster Größe welch' eine Menge kleinerer, Grafen, Vicomte, Barone, dem Namen nach abhängig von den ersteren, der That nach aber in ihrem Besitz völlig unabhängig und selbstherrschend. — Wenn, wie gesagt, erfuhr der Süden Frankreichs von den erfolgreichen Kriegen des übrigen Europa. In die ritterlichen Feste der Provence flang bisweilen der ernstere Waffenruf, oder ihre Privatfehde zwischen mächtigen Baronen, oder auch der, hier jedoch schon weder sonderlich heftige noch häufige, Anfall eines normännischen oder maurischen Streifzugs. Außerdem trieb die Sehnsucht des Herzens und der Ehrgeiz der Kriegerst Provenzalen mitunter die provenzalische Ritterschaft auf die Schlachtfelder der übrigen Christenheit. So, um die beiden wichtigsten Punkte anzuführen, einmal, der Hülferuf des Königs Alfons VI. von Castilien, dem viele Ritter des südlichen Frankreichs folgten, an der Seite des einigen Spaniers, des Cid, Toledo 1085 am sechsten Mai von den Mauren erobern halfen, und dadurch in die folgenreiche Verbindung mit arabischer Cultur kamen; und dann die Kreuzzüge, deren erste Anregung selbst ein südlichen Frankreich, in Clermont, durch den trefflichen Kirchenfürsten, Papst Urban VII. (1095) geschah, eine Erscheinung, die, wie für das ganze damalige Europa, entscheidend, ihre Wirkung auf die Provence nicht verfehlen konnte. — Ein einziger Krieg in diesen

segneten Fluren der Provence gekämpft worden, hat aber freilich auch die herrliche Blüthe der Provence begraben, und die zarte Pflanze ihrer Poesie so zertreten, daß sie nie wieder aufblühen mochte — der unselige Kreuzzug wider die Albigenser im Anfang des 13ten Jahrhunderts, wo das alte Haus der Grafen von Toulouse zu Grunde ging, und die ganze Provence mit Greuel und Mordscenen angefüllt ward. So bietet uns die Geschichte des südlichen Frankreichs vom 9ten bis zum 13ten Jahrhundert das freundliche Bild eines unter den verheerenden Stürmen, die Europa zergeißelten, ruhig und heiter da liegenden Eilandes dar; einer Pflanze, die in üppigen Boden gepflanzt, wunderbarlich von allen Seiten gehegt und geschirmt, üppig und lüstern emporwächst, aber freilich darum auch dem ersten rauhen Nordsturme erliegt. Es sollte und konnte das Volk in diesem Himmelsstriche und Lande nichts anders seyn, als ein spielendes Kind, und als solches hat es der wunderbare Geist der Geschichte auch immer gepflegt und behandelt, bis er, des lieblichen Spielzeugs überdrüssig, es mit einem einzigen Zuge seiner allmächtigen Hand zerdrückte. Wie es bei Kindern schon der Fall ist, welchen Tiefe der schönen Anlagen fehlt, daß sie frühzeitig reif werden, so sehen wir die Provenzalen frühzeitig und früher als ihre Nachbarn ihre Eigenthümlichkeit entwickeln. Reichthum und Fruchtbarkeit des Landes, äußere Ruhe, dies die Basis dieser Entwickelung, und befördernd schloß sich daran die Leichtigkeit, mit Spanien, Afrika und Italien auf dem mittelländischen Meere von der Provence aus in Berührung und Verbindung zu kommen. Ungemein bildend für die Provence wurden besonders die Zeiten Raymund Berengars I., unter welchem ein Theil des Königreichs Arles mit Barcelona und Catalonien vereinigt wurde, und, dahin provenzalische Poesie verpflanzend, sie bereichert zurückerhielt. Der eigenthümliche Geist des Mittelalters, Ritterlichkeit, bildete sich wohl in der Provence am frühsten, aber zugleich auch in der weichsten Form aus, und was wir Spielendes, Tändelndes, Idyllisches bei der Chevalerie überhaupt antreffen, das kann man füglich als den Provenzalen nachgeahmt ansehen, wenigstens war es hier nicht nur am frühsten da gewesen, sondern auch offenbar dasjenige, wodurch sich als durch ihre unterscheidende Eigenthümlichkeit die provenzalische Ritterschaft auszeichnete. Nirgends ist Courtoisie und Galanterie, diese lieblichen Zierrathen der Chevalerie, so selbstständig und ernsthaft aufgetreten als hier, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn Friedrich der Rothbart in Deutschland, Richard Löwenherz in England, Alfons II. in Aragon die provenzalischen Ritter an ihre Höfe zogen, um in ihnen die rechten ritterlichen Ceremonienmeister zu haben. Die Provence ist das Land der Gerichtshöfe der Liebe (s. d. Art.), und außer den Untergerichtshöfen dieser Art, so zahlreich als die Burgen der Vitzthume und Barone, gab es ja selbst vier beständige Cours d'amour, zu Pierrefeu, zu Romagny, zu Aix und zu Avignon. Der königliche Hof in der Provence, zu Arles, von Boso I. an, zwei volle Jahrhunderte hindurch war der Schauplatz der anmuthigsten Chevalerie, der Mittelpunkt alles heitern, romantischspielenden Ritterlebens, und die Zusammensetzung der Hofhaltung aus Rittern, Troubadours, Jongleurs mit ihren maurischen Erzählern und Possenreißern, in Sachen der Courtoisie entscheiden-

den oder selbst mit weiblichen Damen gibt das lustige Gemählde von spielenden, weichlicher, üppiger Heiterkeit und Lebenslust. Der provenzale Ritter war es vornämlich und zuerst, welcher das heitere Leben im Dienste des Geliebten und der Damen recht poetisch ernsthaft ausbildete. Tanz und Spiel im Freyen, Turniere als wirkliches Geschäft trieb, und in heitern Festen und ihrer bunten Ausschmückung seine reiche Lebensweisheit fand. Jeder Baron in seinem Gebiet ein umwetschränkter Gebieter, rief er seine nachbarlichen Edelknechten und Ritter auf Turniere und Spiel und Wettgesänge, statt daß Deutschlands oder Nordfrankreichs Ritter, einander zu blutiger Fehde zu rufen, Boten und Absagebriefe sandten. Da sah man die fröhlichen Züge kunstgeschmückter Damen und Ritter unter duftenden Orangenbäumen, auf bunten Wiesenteppichen; das tiefblaue Zelt des heitern provenzalischen Himmels über ihnen, wie frohe Kinder, von einem Festtage zum andern spielen; dort brach der kampfesfreudige Ritter seine Lanze an dem Schild des männlichen Gegners; hier fiel im Kreis der Damen die Fürstin, und dörte ernsthaft dem Wettgesang in lieblichen Reimen über die Gesetze der Liebe streitender Helden zu, um dann ein Urtheil (arrêt d'amour) auszusprechen. Leicht und fröhlich floß das leben dahin, und jeder Morgen war vor allem die Frage auf: welch Spiel an diesem Tage das dringendste sey? So war das Leben des Provenzalen selbst im höchsten Grade lyrisch, und wenn es in seinen Aussprüchen in Weltlust und Frohmuthigkeit ausartete, so war dieß die natürliche Folge des mangelnden kräftigen Halts und innern Gewichts. — Hier nun Troubadours — in diesem Kreise Poesie! was mußte sie werden? und was ist sie geworden? Fehlen konnte, das begreift jeder, natürlich die heitere Gabe der Dichtkunst einem solchen Menschenkreise nicht. War sie irgend ritterlichem Wesen im Mittelalter angemessen, unter welchem Himmelsstriche es sich entwickelte, so war sie dem heitern Provenzalen ganz unentbehrlich. Poesie ist ja an sich überall das Organ, durch welches die Freude des Lebens und die Lust des Herzens sy gut in Thränen als im fröhlichen Lachen sich ausspricht; wie vielmehr bei einem Volke, das unter Leben gar nichts anderes versteht, als fröhlich von einer Blume den Genuß zur andern fortzuflattern. Aber die Eigenthümlichkeit des Provenzalen bestimmte auch die Eigenthümlichkeit seiner Poesie. Sie mußte durch und durch lyrisch seyn, d. h. nichts als Ausdruck des innern Zustandes, der Gefühle und Leidenschaften, die durch die Saiten der Seele bebten. Denn der heitere Vogel will ja in seinem Frühlingsleben nicht fremde oder eigene Thaten erzählen — er hat ja keine — sondern nur die innere Behaglichkeit in den leichtenden Tönen und Klängen auszudrücken, um sich dadurch gleichsam zu freuen, und mit einem Körper zu begaben. Auch die That wurde dem Provenzalen am Ende bloß durch das Medium und in der Form der Empfindung offenbar. Eine solche Poesie konnte nie zur Kunst im eigentlichen Sinne erwachsen, denn sie war ein Theil des Lebens selbst, reine Naturpoesie, ein beständiges Improvisiren, das in seiner Idee schon zu Grunde lebt, wenn es dem Ernst der Kunst ernsterdenkender sich unterwerfen soll. Sie konnte nie über eine gewisse Oberflächlichkeit sich erheben, und mußte Gedankenstarke und wissenschaftlichen Gehalt, als etwas ihr fremdes verschmähen; denn

Digitized by Google

wie hätte der spielende Kindersinn des Provenzalen in die Tiefen der Wissenschaften sich versenken mögen — wie irgend etwas, das mehr als spielende Anstrengung erforderte, in seinen Lebenskreis aufnehmen können? Sie wurde von selbst am Ende nichts weiter, als eine der bunten, glänzenden Zierrathen des fröhlichen Lebens, ein Flimmer mehr an den glänzenden Festen der Provence; konnte nur Werth haben, unter den begleitenden Harmonien der Musik im Kreis der Damen abgesungen, nicht als Nationaleigenthum der erhaltenden Schrift anvertraut; und der Beifall, welchen der Troubadour einerndtete, gleicht mehr dem Preis, den des Mimen vorübereilende Darstellung gewinnt, als dem unsterblichen Ruhme, der dem wahren Dichter gewiß bleibt. Wie die lyrische Poesie fast nie über den Kreis des Subjectiven hinauskommt, so ist es die Person des Troubadour, mit welcher seine Lieder leben und sterben. So, ganz so zeigt uns die Geschichte den provenzalen Dichter. — Die Provence hatte unter allen romanischen Ländern ihr Romanzo am frühsten ausgebildet. Die Ursachen davon — die frühere Cultur dieser Gegenden bedingt theils durch die natürliche Beschaffenheit, theils durch die frühere nähere Verbindung mit den Römern, und die frühzeitige freundschaftliche Berührung mit den schon im 7ten und 8ten Jahrhundert so hoch gebildeten Arabern, und der friedliche Zustand, in dem die südlichen Provinzen lebten, während die nördlichen die schrecklichen Kriegsscenen sehen mußten — haben wir oben ausführlicher erwähnt. Schon im 10ten Jahrhundert, am Hofe zu Arles, gründete sich dies Romanzo, provenzalisch-romanisch genannt zum Unterschiede von der Sprache d'oui, dem wallonischromanischen. Im 11ten und 12ten Jahrhundert war es in der höchsten Blüthe, indeß das Castilianische, das Nordfranzösische und Italienische sich zu bilden erst anfing; hatte sich nach Spanien (durch Catalonien nach Aragon) und in die Lombardei verbreitet, und selbst deutsche Kaiser (Friedrich der Rothbart) und englische Könige (Richard Löwenherz) dichteten in der Mundart der Provence; und im dreizehnten Jahrhundert hatte es bereits seinen Lauf vollendet und sank mit der Provence selbst in den Zustand der Abhängigkeit herab, in welchem es sich noch befindet. Diese Sprache war eine der weichsten, die es geben kann, und trug auch so das Gepräge ihres Landes an sich. Sie hält offenbar das Mittel zwischen dem Klingklang des jetzigen französischen und der kraftvollen Weichheit des Italienischen, dem letztern noch mehr in ihren Beugungen sowohl als in der Form der Wörter überhaupt sich anschließend. Keine Sprache hat, um nur Einiges anzuführen, so viele Onomatopöien, so viel Unbestimmtheit in dem Geschlecht der Wörter, diesem an sich nicht nothwendigen und darum, wo es gilt, höchst veränderlichen Accidens der Sprache, so ausgebildete Diminutiven, Vergrößerungen u. s. w.; alles Zeugnisse ihrer großen Weichheit und spielenden Zartheit, bei welcher nichts vermißt wird, als Kraft und Energie. Eine solche Sprache hätte sich die Dichtkunst der Troubadours schaffen müssen, wenn sie nicht schon das gemeinschaftliche Band gewesen wäre, das die Großen und Herren der Provence zu einem Ganzen vereinigte. Sie wurde also von den occitanischen Dichtern (Dichtern in der Sprache von oc) mit Begierde ergriffen, und, wozu ohnehin die Elemente in ihr lagen, für den Reim, der nun doch ohne Widerrede, historisch,

als arabischen Ursprungs, in der That aber, als der neuen Poesie überhaupt nothwendig anerkannt ist, ausgebildet. Im Reim und der ihm sich anschließenden neuern Metrik haben die Provenzalen gewiß nicht bloß das Verdienst, die ersten gewesen zu seyn, die davon Gebrauch machten, sondern auch überhaupt der bestimmten Form, in welcher fortan Reim und Metrik in dem ganzen Umfang der Romantik auftraten, die Richtung gegeben zu haben — vielleicht der einzige bleibende Einfluß, den ihre Poesie sich aneignen darf. Aber wie so ganz ihrer Individualität gemäß haben sie nicht Reim und Metrik angewendet! Sie haben sich fast nie über den einfachen Jamben, den sie größtentheils aus Bequemlichkeit an den ungleichen Stellen gar oft mit dem Trochäus, Pyrrhichius und Spondeus vertauschten, erhoben, und wenn sie in ihren zehnsylbigen Versen, den gewöhnlichsten, nur die Cäsuren und die Schlußsylbe gehörig betont hatten, so kümmerten sie sich wenig um das Maß der übrigen Sylben. Wie konnten improvisirende, in ewiger Heiterkeit schwebende Dichter das Peinliche einer fester geregelten Metrik sich aufbürden lassen? Aber desto geneigter gestimmt fühlten sich die lieblich Spielenden für das wechselvolle Spiel mit dem Reim in seinen künstlichsten Verschlingungen. Wir finden in ihren Stanzen nicht nur denselben Reim oft durch eine lange Reihe von Versen sich wiederholen; nicht nur dasselbe Reimwort am Schlusse des zweiten Verses gar künstlich wiederkehren; höchst mannichfaltige Verschlingungen der Reime in Terzinen und andern Reimarten spielen der bestimmten Anordnung in Petrarcha's Canzonen und Sonetten deutlich vor, und geben den Dichtungen der Troubadours den bunten Glanz, das klingelnde Tönespiel, das Kindern so sehr lieb und allen eine freundliche Zugabe des Heitern und Fröhlichen ist. — Mit diesen Mitteln sehen wir den Troubadour, wie es nun gar nicht anders zu erwarten ist, auch wirklich kein anderes Gebiet der Poesie betreten, als das der lyrischen. Kaum eine Spur des Epischen; fast keine Ahnung von der Romanzendichtung des Spaniers; überall ist der Dichter nur mit dem Zustande seines Gemüths beschäftigt, und statt zu erzählen, gibt er seine gemüth- und gefühlvollen Reflexionen über das bewegte Leben, das ihn umgibt, und oft selbst in Kampf und Tod mit fortreißt. Was wir von Poesien der Troubadours haben, sind Wettgesänge (tensons), Satiren (Sirventes), und bei weitem die größte Anzahl, Kriegs- und idyllische Liebes- und Lebenslieder (soulas, Lais, Pastourelles, Aubades (Morgen-) Serenades (Abendständchen), Retrouanges und Redondes, die letztern durch mühsam und künstlich eingeflochtenen Refrain ausgezeichnet). Und die Lyrik der Troubadours ist dabei nicht jener königliche Aar, der zur Sonne triumphirend aufsteigt, sondern die heitere Nachtigall, die jetzt in langgezogenen Tönen der Sehnsucht und des Verlangens, jetzt im heitern Schmettern der vollsten Lebenslust unter dem schattigen Gebüsch fröhlich und sorglos umherflattert. Keine Ode, kein kühner Aufschwung der Phantasie wie im Dante; größtentheils nur heitere Naivetät, mitunter Lüsternheit und ungezogene Ueppigkeit, alles Ab- und Ausdruck des heitern, wollüstigen Lebens der Provence. Wenn wir denn nun hiernächst den Troubadour zum Feste mit der Harfe wandern sehen, wo er den fröhlichen Kreis der Ritter und Frauen zu heiterm Lebensgenuß versammelt, und die beiden mächtigsten

Bild 1 und 2 Bild 1 und 2 Bild 1 und 2

Kunkel, Wenzel, Musiker, geb. 1713 in Hultschin in Mähren, † 1774 in Paris, kam 1733 nach Paris, wo er sich als Violinvirtuose und Komponist einen Namen machte. Er schrieb Violinsonaten, Violinkonzerte, Trios, Quartette, Quintette, Ouvertüren, Divertissements, Pantomimen, Ballette und Opern, die sämtlich in Paris aufgeführt wurden. Seine Kompositionen sind meist verschollen. Nur die Pantomime »Les caractères de la danse« (1755) hat sich bis heute auf dem Repertoir der Pariser Oper erhalten.

Kunkel, Wenzel, Musiker, geb. 1713 in Hultschin in Mähren, † 1774 in Paris, kam 1733 nach Paris, wo er sich als Violinvirtuose und Komponist einen Namen machte. Er schrieb Violinsonaten, Violinkonzerte, Trios, Quartette, Quintette, Ouvertüren, Divertissements, Pantomimen, Ballette und Opern, die sämtlich in Paris aufgeführt wurden. Seine Kompositionen sind meist verschollen. Nur die Pantomime »Les caractères de la danse« (1755) hat sich bis heute auf dem Repertoir der Pariser Oper erhalten.

Kunkel, Wenzel, Musiker, geb. 1713 in Hultschin in Mähren, † 1774 in Paris, kam 1733 nach Paris, wo er sich als Violinvirtuose und Komponist einen Namen machte. Er schrieb Violinsonaten, Violinkonzerte, Trios, Quartette, Quintette, Ouvertüren, Divertissements, Pantomimen, Ballette und Opern, die sämtlich in Paris aufgeführt wurden. Seine Kompositionen sind meist verschollen. Nur die Pantomime »Les caractères de la danse« (1755) hat sich bis heute auf dem Repertoir der Pariser Oper erhalten.

Kunkel, Wenzel, Musiker, geb. 1713 in Hultschin in Mähren, † 1774 in Paris, kam 1733 nach Paris, wo er sich als Violinvirtuose und Komponist einen Namen machte. Er schrieb Violinsonaten, Violinkonzerte, Trios, Quartette, Quintette, Ouvertüren, Divertissements, Pantomimen, Ballette und Opern, die sämtlich in Paris aufgeführt wurden. Seine Kompositionen sind meist verschollen. Nur die Pantomime »Les caractères de la danse« (1755) hat sich bis heute auf dem Repertoir der Pariser Oper erhalten.

Zweites Buch. Von der Natur und den natürlichen Rechten der Menschen.

Wenn Menschen in Gesellschaft leben, so müssen sie sich gegenseitig Rechte einräumen, und diese Rechte müssen sich auf die Natur der Menschen gründen. Wir müssen also zuerst die Natur der Menschen betrachten, um die Rechte zu finden, welche sie einander einräumen müssen, wenn sie in Gesellschaft leben wollen.

Die Natur des Menschen besteht in seinen Kräften und Neigungen. Diese Kräfte und Neigungen sind entweder körperlich oder geistig. Die körperlichen Kräfte sind: Stärke, Gewandtheit, Ausdauer, Gesundheit, Schönheit, Sinnlichkeit. Die geistigen Kräfte sind: Verstand, Urtheilskraft, Einbildungskraft, Gedächtniß, Scharfsinn, Witz, Gefühl, Gewissen. Die körperlichen Neigungen sind: Hunger, Durst, Geschlechtstrieb, Trägheit, Ruhe, Bewegung, Schlaf, Wachen. Die geistigen Neigungen sind: Liebe, Haß, Neid, Mitleid, Dankbarkeit, Rachsucht, Ehrgeiz, Ehrliebe, Geiz, Freigebigkeit, Sparsamkeit, Verschwendung, Neugierde, Gleichgültigkeit, Wahrheitsliebe, Falschheit, Aufrichtigkeit, Verstellung, Geselligkeit, Ungeselligkeit, Gutmüthigkeit, Grausamkeit, Sanftmuth, Heftigkeit, Muth, Feigheit, Gerechtigkeitsliebe, Ungerechtigkeit, Gehorsam, Widersetzlichkeit, Ordnungsliebe, Unordentlichkeit, Sittlichkeit, Unsittlichkeit, Religiosität, Irreligiosität, Aberglaube, Vernunftgebrauch, Unvernunft, Thätigkeit, Müßiggang, Arbeitsamkeit, Faulheit, Sparsamkeit, Verschwendung, Mäßigkeit, Unmäßigkeit, Keuschheit, Unkeuschheit, Ehrlichkeit, Unredlichkeit, Treue, Untreue, Dankbarkeit, Undankbarkeit, Wohlthätigkeit, Unbarmherzigkeit, Friedfertigkeit, Streitsucht, Duldsamkeit, Unduldsamkeit, Bescheidenheit, Unbescheidenheit, Höflichkeit, Unhöflichkeit, Anständigkeit, Unanständigkeit, Ehrerbietung, Verachtung, Gastfreundschaft, Ungastlichkeit, Gefälligkeit, Ungefälligkeit, Nachgiebigkeit, Eigensinn, Sanftmuth, Zorn, Ruhe, Unruhe, Zufriedenheit, Unzufriedenheit, Heiterkeit, Traurigkeit, Hoffnung, Furcht, Muthlosigkeit, Verzweiflung, Vertrauen, Mißtrauen, Leichtgläubigkeit, Zweifelsucht, Aufmerksamkeit, Zerstreutheit, Lernbegierde, Lernunlust, Lehrbarkeit, Unbelehrbarkeit, Nachahmungstrieb, Originalität, Lebhaftigkeit, Phlegma, Sanguinität, Melancholie, Cholerik, Ernsthaftigkeit, Leichtsinn, Gesetzlichkeit, Gesetzlosigkeit, Ordnungsliebe, Unordentlichkeit, Pünktlichkeit, Unpünktlichkeit, Sparsamkeit, Verschwendung, Mäßigkeit, Unmäßigkeit, Keuschheit, Unkeuschheit, Ehrlichkeit, Unredlichkeit, Treue, Untreue, Dankbarkeit, Undankbarkeit, Wohlthätigkeit, Unbarmherzigkeit, Friedfertigkeit, Streitsucht, Duldsamkeit, Unduldsamkeit, Bescheidenheit, Unbescheidenheit, Höflichkeit, Unhöflichkeit, Anständigkeit, Unanständigkeit, Ehrerbietung, Verachtung, Gastfreundschaft, Ungastlichkeit, Gefälligkeit, Ungefälligkeit, Nachgiebigkeit, Eigensinn, Sanftmuth, Zorn, Ruhe, Unruhe, Zufriedenheit, Unzufriedenheit, Heiterkeit, Traurigkeit, Hoffnung, Furcht, Muthlosigkeit, Verzweiflung, Vertrauen, Mißtrauen, Leichtgläubigkeit, Zweifelsucht, Aufmerksamkeit, Zerstreutheit, Lernbegierde, Lernunlust, Lehrbarkeit, Unbelehrbarkeit, Nachahmungstrieb, Originalität, Lebhaftigkeit, Phlegma, Sanguinität, Melancholie, Cholerik, Ernsthaftigkeit, Leichtsinn, Gesetzlichkeit, Gesetzlosigkeit, Ordnungsliebe, Unordentlichkeit, Pünktlichkeit, Unpünktlichkeit.

in seine Hände die Verwaltung einer Casse genommen, welche eine Summe in Bewegung setzte, die den gesammten Kammereinkünften des Herzogthums gleichkam. Zwar war die Verwendung dieser Summe aufs bestimmteste vorgeschrieben, zur Schuldentilgung und es wurde jährlich einer vorschriftlichen Commission Rechnung darüber gestellt. Wenn der Ausschuß sich diese Casse anfangs erschlichen, erlaubt angesagt habe, sie nicht anzurühren, lässt sich nicht einmal erraten. Er selbst hat sich nicht darüber erklärt, sondern die in allen, so wie in vielen andern Dingen Dunkel sich gehüllt. Die Geschichte des Herzogthums selbst vom Jahr 1603 — 1753, also in einem Zeitraum von 150 Jahren, weist nicht das Mindeste auf, das auf eine Nothwendigkeit derselben hindeutete, und nie ist verlautet, was während dieser Zeit in sie geflossen sey. Aber mit 1753 beginnt ihre eigentliche Epoche. Damals nahmen die Prässe zwischen Herzog Carl und der Landschaft vor dem Reichshofrath ihren Anfang; jetzt galt es, eine geheime Truhe zu haben, und aus die bisher für 1760 eine geheime Negotiationscasse, französischen zu Betreibung des Prozesses, so wie sie hauptsächlich, als endlich der Geschwornen, eine neue Mission der würtembergischen Verfassung, von der würtembergischen Familie und der Landschaft auerkannt und vom Kaiser bestätigt, 1770 in sie flossen kam, die Landschaft beschwerden durch die 3 Höfe von Preußen, England-Hannover und Dänemark bevorstellige. Nach bekannt gewordenen Rechnungen hat diese geheime Negotiationscasse von 1753 — 1797 gegen 3 Millionen Gulden aufgegeben, ohne daß man genau wusste, wann, oder die Ausgaben, der engere Ausschuß, jemand Rechnung darüber gestellt hätten, als sich selbst. Die unbedeutendste Ausgabe der geheimen Truhe verschaut, welche man kennt, ist diese, daß sie Strandsteine, welche sich in landschaftlichen Dingen die Ungnade des Fürsten zugezogen hatten, und um Brod und Dienst gekommen waren, mit Pensionen entschädigte. Sie bestand noch, diese geheime Truhe, im Jahr 1797, als der letztregierende Herzog von Würtemberg noch als Herzog unter dem Namen Friedrich II. die Regierung antrat. Seine Sache war sie, wie billig, nicht; und im Jahr 1804 ging er die, sie mit dem landschaftlichen Cassen- und Rechnungswesen überhaupt, so gründlich ein Ruf-schmächtiger Unordnung fand, daß erubrische auf den Leib. Die Rechnungen sollten abgehört werden und waren wirklich schon vorgelegt, aber kurz die Räthe zur Untersuchung erschienen, hatte die Ehrsam des Landschafts-Secretariats Stockmeier sterben darauf verschwunden. Das schöne Institut, bis endlich im Jahr 1806, als König Friedrich mit der angenommenen Königswürde der ganzen Verfassung des Herzogthums ein Ende machte. Die im Jahr 1814 zusammenberufenen Stände sahen sich vergebens diesen unheilig heiligen Gegenstand, der ihnen billig ihrer geheimen Truhe auf's neue zu erkämpfen, bald aber mußten sie es gerathen finden, grossmüthig darauf zu resignieren.

Trubten, s. Dorf.

Trunkenheit, der Zustand, in welchen der Mensch nach dem verhältnismäßig zu starken Genusse weinartig haltiger Getränke verfällt. Alle Flüssigkeiten, welche durch die weinige Gährung zuberreitet werden, enthalten einen Antheil des Weingeistes (s. den Art. Weingeist). Zwar kann auch von gewissen andern Stoffen, welche direct auf das Nervensystem wirken, ein ähnlicher Zustand

erregt werden (f. d. Art. narkotisch), allein theils geschieht dies wieder auf einem andern Wege, theils tritt der von den narkotischen Mitteln erregte Zustand auch auf andere Art und Weise auf und hinterläßt auch verschiedene Folgen. Die Trunkenheit tritt allmählig ein, und kann in verschiedenen Graden Statt finden. Der Wirkungsort ist nämlich ein und daß das Nervenmark, das Gehirn, und erregend wirkendes Mittel, anhaltend und in großer Menge genossen, hirnlähmend ist also die Function des gesammten thierischen Systems, erregt einen zu schnellen und stürmischen Umlauf des Blutes, Anhäufung desselben in den Gefäßen, schnelle Absonderung des Nervenäthers in den Nervenscheiden sowohl als im Gehirn selbst. Daher gehen zwar anfangs alle Verrichtungen des Körpers, welche von dem Willensorgan abhängen, rascher und leichter von Statten, allein dieser Zustand kann nicht von Dauer seyn, weil die anfangs Blutmasse endlich die Nervenfunction unterdrückt. Es entsteht nämlich im Gehirn und dessen innersten Organen ein Ueberfluß an Nervenäther, welcher wegen der übersitten Absonderung aus dem Blute von einer andern Qualität und Beschaffenheit ist, und anstatt der normalen, ordentlichen Function der Sectenorgane eine verworrene und unrichtige verursacht, wodurch selbe endlich die Thätigkeit der Seele unterbrechen, die Klarheit des Selbstbewußtseyns getrübt wird. Die Seele verliert dann allmählig die volle Uebersicht ihrer eigenen Thätigkeit, die Herrschaft über dieselbe und die Besonnenheit der Verhältnisse der Aussenwelt. Der physische Zustand dauert dabei zwar lange fort bestehen, weil die Naturkraft sich selbst wieder hilft, entweder schon gleich anfangs bei starken Einwirkungen, sie übermäßig reizenden heterogenen Stoff ausmirft, oder den erregten Wirkungen, der übermäßigen Absonderung, der Congestion im Gehirn, der übermäßigen Absonderung des Nervenäthers eben durch heftige Bewegungen und Reactionen auf der Hautfläche, wodurch die Blutstockungen zertheilt, das Uebermaß von Nervenäther vertheilt und die Ernährung erschöpft wird, worauf gewöhnlich Erschlaffung des Gehirns folgt, das Nervensystem in der Functionen und die Ruhe in einem tiefen Schlafe wieder zurückkehren. Dazu indessen die stürmische Anordnung im Körper auch schädliche Folgen haben kann, läßt sich leicht aus deren Wirkungen auf das Gehirn und auf das ganze System der Nerven- und Muskelfasern schließen, und lehrt auch die tägliche Erfahrung. Im Anfalle der Trunkenheit selbst kann Schlagfluß erfolgen (f. d. Art. Schlagfluß). Oefters Gehirnverletzungen zerstören aber allmählig das Gedächtniß in seiner feinsten Organisation, nicht das Seelenorgan, sondern die Organe des Bewußtseyns und des Gedächtnisses unfähig zu der Ausübung ihrer Functionen und selbst den Nerven des Gangliensystems eine unwillkührliche Uebermacht über das Cerebralsystem. Daher entsteht bei solchen Menschen Blödsinn und Zittern der Glieder, Vergeßlichkeit, Dummheit, Stupidität oder Anlage zum Wahnsinn. Die Trunkenheit hat verschiedene Grade, nach welchen sich auch die äußern Erscheinungen derselben richten. Im ersten Grade ist der Mensch noch, was man heimwarm nennt. Die Circulation des Blutes ist zwar um etwas lebhafter, so daß die Erzeugung der Wärme, so wie überhaupt beinahe jede Function freier und leichter von Statten geht, noch nicht bis zum Uebermaß, so daß sie noch nicht Congestion in den Lungen oder im Gehirn

erregt. In diesem Grade sind einige Seelenvermögen freier, die Thätigkeit einiger erscheint sogar erhöht, das Bewußtseyn ist noch nicht angegriffen. Die Phantasie, das Vermögen der Bildersprache, das Gefühl der eigenen Kraft, der Muth des Menschen zeigen sich verstärkt. In dem zweiten Grade ist die Einwirkung auf das Gehirn stärker. Die Temperamentsstimmung des Gemüths wird bedeutend erhöht, die Fehler des Temperaments, welche der nüchterne besonnene Mensch zu beherrschen und zu verbergen weiß, offenbaren sich deutlich, die Thüre zu den verborgensten Geheimnissen ist eröffnet, die unüberlegten Reden strömen zu dem beredten Munde heraus, und schon fängt der Mensch an, die Foderungen des Wohlstandes und der Schicklichkeit außer Acht zu lassen. Im dritten Grad steigt dies alles noch höher, das Bewußtseyn wird noch mehr vermindert, das Gleichgewicht des Körpers geht verloren, indem ein Zustand von Schwindel in dem Gehirn erzeugt wird. Von diesem geht es dann schnell in den vierten Grad über, in welchem die Seele gänzlich von dem Tumult der aufgeregten physischen Kräfte überwältigt wird, alles Bewußtseyn verloren geht, die Sprache verwandelt sich in ein unarticulirtes, unverständliches Lallen, der Mensch besinnt sich nicht mehr darauf, wo er ist; das Gesicht ist glühend roth, die Augen sind vorgetreten, der Schweiß läuft ihm über den Körper, er verfällt in einen tiefen, dem Schlagfluß ganz ähnlichen, soporösen Schlaf, in welchem er auch sterben kann, wenn nicht die Naturkräfte auf schon oben erwähnte Art sich helfen. Die Trunkenheit zu verhüten, hat man sonst wohl verschiedene Mittel empfohlen, z. B. einige Löffel voll Mandelöl vor dem Trinken zu nehmen, Mandeln, besonders bittere zu kauen und zu genießen, im Anfange nicht zu schnell hinter einander, sondern nur allmählig und in kleinen Quantitäten, auch nicht bei nüchternem und leerem Magen zu trinken, mit den Getränken nicht zu wechseln. Alle diese Mittel sind wohl gut, und können bei übrigens mäßigen Trinkern die höhern Grade der Trunkenheit verhüten; indessen vermögen auch sie nichts gegen einen zu großen Schwall von erhitzenden Getränken. Der Cholerische kann am wenigsten vertragen, er wird bald vom Weine überwältigt, fängt in der Trunkenheit Zank und Streit an und kommt schnell zu den höhern Graden derselben. Der Sanguiniker kann eben so wenig lange widerstehen. Er wird leicht Phantast, verliebt und dient den andern zum Gespötte. Der Phlegmatiker kann mehr vertragen, er wird etwas munterer, fröhlich, vergißt aber doch auch endlich seine Würde, gibt sich in der Trunkenheit zu sehr Preis, und kommt, wie man sagt, außer dem Häuschen. Der Melancholiker widersteht am längsten. Er wird bloß etwas sentimental, leichter gerührt, selten geht es bei ihm bis zu lauter Fröhlichkeit über. Er versteht noch am meisten die Kunst, sich zu beherrschen und zu rechter Zeit aufzuhören. H.

Tschaiken (oder Sayken, ein türkisches Wort, das so viel als ein Schiff bedeutet) heißen in Ungarn eine Art kleiner Galeeren, die auf der Donau gebraucht werden, mit Segel und Ruder versehen sind, und sich sehr geschwind und leicht, auch wider Strom und Wind bewegen. Sie sind von verschiedner Größe, von 2 Kanonen und 10 Mann, bis zu 12 Kanonen und 100 Mann. Die Soldaten, die zum Dienst auf diesen Schiffen gebraucht werden, heißen Tschaikisten, gehören zu den ungarischen Gränz-Trup-

gen, sind in dem Artikel, der die Dame, und die Ehre bei ihrer Vereinigung mit der unehrlichen Heirathsmanier Race machen, an sprin, und andern Orten, hat man angefangen, sich deren zu bedienen. Man kürzet sich dadurch die Arbeit, und spart Zeit, und die Wunden werden auch nicht so gefährlich, als wenn sie durch Schneiden gelten zur Beförderung der Heilung, sonst auch gegen die Unternehmungen der Zauberinnen, Hexen und Teufel, und andern Fallsuchten, einen vortrefflichen Gebrauch haben sollen.

Tschirnhaus (Andreas), ein ausgezeichneter deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, wurde den 26. März zu Bunzlau, in Schlesien, geboren, und starb daselbst 1664. Seine Gedichte sind Erbauungsbücher, und bestehen aus drei Theilen. Sie wurden 1668 zu Breslau in 8. gedruckt, und sind jetzt sehr selten. Sie enthalten viele gute Dichter für ihr Zeitalter, sehr abwechselnde, vorzüglich ältliche, war es in dieselben Schilderungen der Natur und des Menschen, sehr starke, kräftige Gedanken und treffende Bilder, zeichnen seine Gedichte besonders aus. Doch hat er in Redensarten, Ausdrücken und Gedanken Opitzen häufig nachgeahmt. Er hat einen Reichthum und Sammlung deutscher Gedichte u. s. w. geschrieben, in Mehrerer, die Bibliothek der schlesischen Gedichten hat Eichenborn im ersten Bande zu Zobarts Anserlesenen Stücken der besten deutschen Dichter ausgetheilet. Ueberhaupt seinen Strafgedichten gab Rambler unter der Aufschrift: Gedanken über verschiedenen; nebst Opitzens Lobschrift, als Geographus und A. Olearius seine grammatischen Gedichten (Leip. 1720. 8.) die besten heraus.

Tschirnhausen (Ehrenfried Walter von), Herr zu Kieslingswalde und Stolzenberg, einer der berühmtesten Mathematiker und Naturforscher, stammte aus einem alten adelichen Geschlechte in Böhmen, und ward den 10ten April 1651 zu Kieslingswalde in der Oberlausitz geboren. Sein Lieblingsstudium war von Jugend an die Mathematik, auf die er sich so sehr legte, daß er seine Reisen, welche den Neunten war er als Volontair in holländischen Diensten, durchreiste dann Frankreich, Italien, Sicilien und Malta, und hielt sich in Deutschland besonders am Hofe Ludwig Leopold zu Braunschweig auf. Ueberall knüpfte er mit den Gelehrten, vorzüglich mit der Mathematik, und als er 1682 zum drittenmale Paris besuchte, ward er daselbst in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Von da begab er sich wieder nach Holland, und dann auf seine Güter in Sachsen. Er schlug mehrere Gesellschaften aus, um ganz den Wissenschaften leben zu können und starb den 11ten October 1708 an Steinschmerzen, als durchschiffter Noth. Tschirnhausen war als Mathematiker und Philosoph, ein sehr scharfsinniger Kopf, und hatte seine Zeitgenossen durch vortrefflichen Kenntnisse brachte er die größten Erfindungen zu Stande, von denen man weiß, und womit er den Magneteisen in Eisen, Asche und Erdgewächse in Glas verwandelte, und Wasser, die im Wasser liegen, entzündete. Bekannt ist sie von ihrer ehemaligen Brennlinie (Linea reflectionis) oder kaustische Linie, deren Eigenschaften aber von ihm, weil er die Differenzialrechnung noch schadte, nicht so genau als von den Gebrüdern Jacob und Johann Bernoulli bekannt worden sind. Er verfertigte die ersten Glasbrillen in Sachsen, und soll auch eine Art Porzellan zu machen angegeben haben. Seinen Ruhm als philosophischer Schriftsteller grundete er

nach dem Bischofe Rupert, Vorsteher des Klosters Disibodenberg, welches damals in Verfall gerathen war. Hildegard, die Tochter eines edlen Geschlechtes, war in ihrer Jugend von Gott mit Gesichten begnadet worden, und hatte sich, um ihnen ungestört leben zu können, in eine Einsiedelei zurückgezogen, wo sich ihr bald mehrere Jungfrauen anschlossen, die sie in der Gottseligkeit unterrichtete. Sie wurde Vorsteherin des Klosters, und ihre Gesichte, die sie niederschrieb, machten sie berühmt. Sie schrieb auch Briefe an Bischöfe, Könige und Päpste, und ihre Schriften wurden von Bernhard, Eugen III. und Anastasius IV. gebilligt. Sie starb 1180 im 81. Jahre ihres Alters. Ihre Gesichte sind in drei Bücher abgetheilt, und enthalten Vorbilder und Weissagungen, Lehren und Ermahnungen, Gleichnisse und Auslegungen. Sie sind in einer dunklen Sprache abgefasst, und voll von Räthseln, Bildern und Allegorien. Sie sind in Mainz 1513 und in Paris 1513 und 1526 gedruckt worden. Ihre Briefe sind in Köln 1566 gedruckt worden. Ihre Lebensbeschreibung hat Theodorich, Mönch zu Disibodenberg, geschrieben, und sie ist in Mainz 1513 gedruckt worden. Ihre Gesichte sind auch in Basel 1533 und in Köln 1628

und die Verwandlung des Wassers in Wein, die Speisung der Fünftausend, die Auferweckung des Lazarus, die Verklärung auf dem Berge Tabor, die Kreuzigung, Auferstehung und Himmelfahrt Christi, die Ausgießung des heiligen Geistes, die Bekehrung des Paulus, die Enthauptung des Johannes, die Steinigung des Stephanus, die Kreuzigung des Petrus, die Enthauptung des Paulus, die Steinigung des Jakobus, die Enthauptung des Jakobus, die Steinigung des Matthias, die Enthauptung des Andreas, die Kreuzigung des Andreas, die Steinigung des Thomas, die Enthauptung des Thomas, die Steinigung des Philippus, die Kreuzigung des Philippus, die Steinigung des Bartholomäus, die Enthauptung des Bartholomäus, die Steinigung des Simon, die Kreuzigung des Simon, die Steinigung des Judas, die Enthauptung des Judas, die Steinigung des Matthäus, die Enthauptung des Matthäus, die Steinigung des Jakobus, die Enthauptung des Jakobus, die Steinigung des Thaddäus, die Kreuzigung des Thaddäus, die Steinigung des Matthias, die Enthauptung des Matthias, die Steinigung des Barnabas, die Enthauptung des Barnabas, die Steinigung des Lukas, die Enthauptung des Lukas, die Steinigung des Markus, die Enthauptung des Markus, die Steinigung des Johannes

fleckenheit und der Unmilde des ganzen Landes saßen. Von ihnen bewogen, mit er lieber selbst in den einzelnen Städten umher, und suchte die Einwohner und ihre Vorsteher durch gute Worte und Versprechungen zu Uebernahme und Tilgung seiner Schulden zu bewegen. Sein Anerbieten war billig, und hatten sich schon zu einer starken Abgabe auf 12 Jahre entschlossen gemacht, wie bedingten sie, daß aus ihrer Mitte Steuereinnehmer sie zu erheben, aufgestellt werden müßten, damit die Gelder für seinen Zweck nicht verloren wäre. Aber sein's, daß der Herzog diese Clausel bestätigte, oder daß es ihm, der schnell seiner Schulden los zu sein wünschte, mit dieser Forderung nicht zu langsam ging, oder daß er zu eigner Verwendung einen Theil derselben haben wollte — er ließ die bewilligte Abgabe fahren, und sah noch ein drittes gehässiges Projekt Gehör, eine Steuer auf Fleisch, Wein, Mahlen u. s. w. zu legen, und damit Gleiche, Fleischer und Bäcker nicht zu kurz kämen, kleineres Gewicht und Maaß bei vorkommenden allem Kaufpreis, eintreiben. Ohne Rücksprache mit den Landschaft war auch dieß einmal ein Versuch dieser Art zu wagen; die ganze Landschaft mochte darüber sich mit ihrer ordentlichen Versammlung auf den Hals laden, und mit solch einem Vorschlag wieder bei einzelnen Städten umhergehen, schämte sich der Herzog noch selbst. Darum war es nur die Beamten von einigen wenigen eindrungen, und sie durch Drohungen genöthigt, die Sache im Namen des ganzen Landes gutzuheißen. Wenn ein Regent solche Steuern auf solche Art einem Volk auferlegt, welches an edlere Behandlung gewöhnt und mit viele ersprießliche Rechte besitzt, er ist seiner empfindlichsten Seite, und steigert die Unzufriedenheit über die Regierung zur Abneigung und zum Haß gegen seine eigene Person. So geschah es jetzt in Würtemberg. Das ganze Land wurde über die neue unerhörte Last schwierig; unter Bauern und Weingärtnern brach eigentlicher Aufruhr aus. Die erste Bewegung geschah im Remsthale, im Schwabenzer Oberamt. Abgaben an den Fürsten und starke Beschlagnahmen an seine Beamten hinderten sie in ihrem alten Fortkommen um so mehr, als eine Reihe von Mißjahren auf einander gefolgt war, das Wild ihre Felder verwüstete, die Raubvögel Zaunen und andere Feindseligkeiten Fleiß und Betriebsamkeit der Menschen lähmten. Es loderte die Flamme einigemale hell auf; der Herzog schien das ganze Land, das Schwaben erzeugen zu wollen — doch immer bloß es ohne Schaden. Dies geschah den 25de Aprils und im May 1514. Der Herzog befand sich gerade in Hessen, während dieser Vorfälle, und eilte schnell herbei, als er Nachricht davon erhalten hatte. Es mißlang ein Versuch, welchen er in Person zur Beruhigung der Völker machte, und bald blieb nichts übrig, als die Stände zu versammeln, wenn er dem Schlimmsten noch zuvorkommen wollte. Namentlich bestanden einige Städte darauf, und er gab auch da nach, weil er sonst von ihren Bezahlung seiner Schulden zu gewarten hatte, sie die nächste Hülfe zu Dämpfung des Aufruhrs waren, und weil sich hoffen ließ, die Mißvergnügten möchten sich von selbst beruhigen, wenn sie einen Landtag zu Abstellung ihrer Beschwerden veranstaltet sähen. Er ward auf den 25sten Jun. nach Stuttgart ausgeschrieben. Allein die Bauern und Weingärtner hatten zu den Landtagen, wegen bisher nur Städteabgeordnete erschienen waren, kein Zutrauen mehr; sie selbst mißtrauisch seyn, und gaben vor,

Digitized by Google

Bergen, Hans, Arzt in Danzig, 1570—1627, 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40.

Tonkunst, Tonleiter, Tonmalerei, Tonsatz, Tonschrift, Tonsetzer, Tonstufe, Tonsystem, Tonwerkzeuge, Tonzeichen, Tonzeit, Tonzeitmaß, Tonzeitmesser, Tonzeitmessung, Tonzeitrechnung, Tonzeitschrift, Tonzeitung, Tonzeitungsschreiber, Tonzeitungsschreiberin, Tonzeitungsschreiberinnen, Tonzeitungsschreiberinnenschaft, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlich, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeit, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlich, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlichkeit, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlichkeitlich, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlichkeitlichkeit, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlichkeitlichkeitlich, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeit, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlich, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeit, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlich, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeit, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlich, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeit, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlich, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeit, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlich, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeit, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlich, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeit, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlich, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeit, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlich, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeit, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlich, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeit, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlich, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeit, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlich, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeit, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlich, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeit, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlich, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeit, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlich, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeit, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlich, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeit, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlichkeitlich, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeit, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlich, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeit, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlich, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeit, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlich, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeit, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlich, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeit, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlich, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeit, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlich, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeit, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlich, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeit, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlich, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeit, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlich, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeit, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlich, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeit, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlich, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeit, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeitlich, Tonzeitungsschreiberinnenschaftlichkeit

Eden, Sir Robert Henley (1741–1784), governor of Maryland, eldest son of Sir Robert Eden, 3rd bart. (1705–1757), governor of Maryland, by his second wife, Mary Calvert, natural daughter of Benedict Leonard Calvert, 4th lord Baltimore, was born in Maryland on 26 Jan. 1741. He succeeded his father as 4th bart. on 5 Nov. 1757, and was appointed governor of Maryland on 16 Aug. 1768. He arrived in the province on 26 Oct. following, and was received with great enthusiasm. He was a man of considerable ability, and his administration was popular. He was, however, unfortunate in his relations with the assembly, which refused to grant the supplies for the support of the government unless the governor would assent to a bill for taxing the proprietary estates. Eden refused to assent to the bill, and the assembly refused to grant the supplies. Eden then dissolved the assembly, and called a new one, which also

macht, Gehorsam, Ehrfurcht, u. s. w. Diese Gefühle werden auch auf Gegenstände übertragen, die mit Personen in Berührung kommen, und so entsteht eine Scheu vor Gegenständen, die mit Personen in Berührung kommen, und so entsteht eine Scheu vor Gegenständen, die mit Personen in Berührung gekommen sind, und diese Scheu ist es, die sich in dem Tabu ausdrückt. Wenn ein Gegenstand mit einer Person in Berührung gekommen ist, so ist er tabu, und wenn eine Person mit einem Gegenstand in Berührung gekommen ist, so ist sie tabu

hergestellt; selbst der ehrwürdige Cranmer fiel (14ten Febr. 1556) als Opfer der Rache, der Unduldsamkeit und des Fanatismus der Königin. Mit Spanien, das Karl V. (1556) seinem Sohne Philipp abgetreten hatte, in Verbindung, bekriegte Maria 1557 Frankreich und verlor darüber Calais. Sie starb (17ten Nov. 1558) frühzeitig und kinderlos, und ihre Halbschwester Elisabeth bestieg (1558—1603) den Thron. Bei vielen weiblichen Schwächen und einem bedeutenden Grade von Herrschsucht begründete diese sogenannte königliche Jungfrau (eine Benennung, in welcher sie sich vorzüglich gefiel) durch ihren gebildeten Geist, durch ihre Gewandtheit und Klugheit, durch die Belebung der Industrie, des Handels und des Entdeckungsgeistes bei ihren Unterthanen, durch kluge Oekonomie, durch weise Beförderung des Protestantismus, und durch die vorsichtige Wahl der Personen, die sie gebrauchte, Englands Größe und Wohlstand. Wenn gleich auf manche ihrer Handlungen ein starker Schatten fällt, so darf man nie vergessen, daß sie, bei vielen entdeckten Verschwörungen, besonders der Katholiken, gegen ihr Leben, bei dem Hasse Philipps von Spanien, dessen Hand sie abgelehnt hatte, bei den Ansprüchen der Maria von Schottland auf den englischen Thron, und bei der Verschenkung dieses Throns von dem Papste an Spanien, sich nur unter drohenden Gefahren auf demselben behaupten konnte. Sie ließ sich den Supremateid, so wie ihr Vater schwören; in Hinsicht aber auf kirchliche Gebräuche und Meinungen bildeten sich unter ihr zwei Hauptparteien, von welcher die eine nach ihrer Ueberzeugung von dem Ansehen der Bischöfe in den ersten Zeiten der christlichen Kirche, den Bischöfen die Oberaufsicht in kirchlichen Angelegenheiten zugestand, und da sie die Mehrzahl in sich faßte, und zur Unterwürfigkeit unter den Willen der Könige geneigt war, als die hohe Kirche (Episkopalen, Conformisten), von Elisabeth begünstigt wurde; die andere hingegen, die besonders mit Calvins Grundsätzen bekannt geworden war, mehr auf Glaubensreinigung drang. Die Anhänger derselben führten den Namen Presbyterianer, (Puritaner, Nonconformisten). Je weniger Elisabeth eine dieser Parteien in politischer Hinsicht vorherrschen ließ, desto strenger bewachte sie auch die heftigen Katholiken, welche Marien von Schottland (seit 1560 Wittwe von Franz II. von Frankreich) auf dem englischen Thron zu sehen wünschten. Doch Maria ward durch mancherlei Verirrungen den zum verbesserten Lehrbegriffe geneigten Schotten bald so verhaßt, daß sie sich (1568 nach London flüchten mußte, wo sie Elisabeth aus vieljähriger persönlicher Rivalität gefangen halten, und endlich (8ten Febr. 1587) enthaupten ließ. Das spanische Uebergewicht in Europa zu lähmen, durch welches besonders die aufblühende Schifffahrt der Britten beschränkt wurde, Unterstützte Elisabeth vornehmlich die Niederländer gegen Philipp, doch vielleicht mit zu strenger Oekonomie. Sie erlebte aber den großen Triumph, die sogenannte unüberwindliche Flotte ihres Gegners, welche zur Eroberung Englands und zur Unterjochung der empörten niederländischen Provinzen bestimmt war (1583), durch Stürme und durch den Muth und die Tapferkeit ihrer eigenen Flotte zerstört zu sehen. Unter ihr erhob sich die englische Monarchie aus ihrer bisherigen Kleinheit. Kühne Unternehmer wagten Reisen nach Amerika; Franz Drake kam 1577 von seiner Reise um die Welt zurück, auf der er große Beute in

den spanischen Besitzungen in Westindien gemacht hatte; und Howard eroberte 1596 Cadix und strafte Philipps Uebermuth durch die Verbrennung seiner in diesem Hafen liegenden Flotte. Niederländische Flüchtlinge begründeten und hoben die englische Industrie und die Manufakturen erhielten eine neue kräftige Belebung. Zur Bekämpfung Spaniens trat Elisabeth (1596) mit Heinrich IV. von Frankreich in ein Bündniß, dessen Zweck, die Demüthigung und Entkräftung Spaniens, in dem Frieden zu Vervins erreicht wurde, obgleich die von Spanien aufgewiegelten Katholiken in Irland erst 1601 völlig besiegt werden konnten. Diese Empörung der Irländer, welche Elisabeths Günstling, der Graf Essex nicht zu stillen vermochte, verbunden mit Mißverständnissen zwischen ihm und der Königin, bewirkten seine Hinrichtung (1sten März 1601), nach welcher Elisabeth in tiefe Schwermuth fiel. Nur kurz nach ihrem Tode (3ten April 1603) bestimmte sie den König Jakob I. von Schottland, den Sohn der enthaupteten Maria Stuart, zu ihrem Thronfolger, der auch als Urenkel der ältesten Schwester Heinrichs VIII. das nächste Recht hatte. Mit Ausschluß der Königin Maria haben alle Regenten aus dem Hause Tudor, selbst Heinrich VIII. durch den Grund, welchen er zur Kirchenverbesserung legte, sich große und glänzende Verdienste um England erworben, deren Wirkungen noch fortdauern, und für ganz Europa von Bedeutung sind. N. P.

Tuffstein. Mit dieser Benennung bezeichnet man gemeiniglich einen Kalkstein, welcher eigentlich Kalktuf genannt wird. Er ist von gelblich grauer Farbe und hat sich bei seiner Bildung nach den vorhandenen vegetabilischen und animalischen Formen gerichtet, um welche her er sich ansetzte: pfeifenröhrig, moosartig, ästig ꝛc. Er umschließt viele Landschnecken und Knochen von Landthieren, sogar Elephantengerippe, Ueberbleibsel von Fischen, Vögeln, Schlangen und Eidechsen. Bei Meißen sind in ihm in ziemlicher Tiefe Menschen-Schädel und eiserne Nägel gefunden worden. Er ist ein ganz neues Erzeugniß und bildet sich meistens in tiefen Sumpfgegenden, wo das Wasser die von den benachbarten Kalkgebirgen losgerissenen Kalktheilchen absetzt und damit die hier befindlichen Körper überzieht. Er findet sich bei Meißen, Langensalze, Weimar, Würzburg, Glashütte in Ungarn und bei Pyrmont.

Tugendbund, Tugendverein. Der sogenannte Tugendbund war ein patriotischer Verein, welcher im Königreiche Preußen bald nach dem Tilsiter Frieden entstand und zum Zweck hatte, theils das unsägliche Elend, welches der Krieg hinterlassen, zu mildern, theils die geistige, sowohl intellectuelle als moralische Kraft des Volkes zu beleben und dadurch den Verlust zu ersetzen, welchen der preußische Staat in physischer und politischer Hinsicht erlitten. Deswegen hieß auch dieser Verein in den Statuten, welche dessen Zweck und innere Einrichtung aussprachen: der sittlich-wissenschaftliche, und unter diesem Namen ward er von der preußischen Regierung nicht bloß geduldet, sondern auch förmlich anerkannt, indem die jener Regierung zur Prüfung vorgelegten Statuten durch eine vom Könige selbst unterschriebene Cabinetsordre bestätigt wurden. Auch ließ sich die Regierung von Zeit zu Zeit Bericht von der Thätigkeit des Vereins erstatten und Verzeichnisse von den Mitgliedern desselben einreichen. Der Verein war also schon darum keine geheime Gesellschaft; war es aber auch

Hypothesen, die sich auf Gegenstände beziehen, welche nicht Gegenstände der Erfahrung sind, sondern nur durch Begriffe gedacht werden können, wie z. B. Hypothesen über die Natur der Seele, über die Existenz Gottes, über die Unsterblichkeit der Seele, über die Natur der Engel, über die Existenz der Geister, über die Natur der Geister, über die Existenz der Dämonen, über die Natur der Dämonen, über die Existenz der Götter, über die Natur der Götter, über die Existenz der Titanen, über die Natur der Titanen, über die Existenz der Riesen, über die Natur der Riesen, über die Existenz der Zwerge, über die Natur der Zwerge, über die Existenz der Elfen, über die Natur der Elfen, über die Existenz der Nymphen, über die Natur der Nymphen, über die Existenz der Faunen, über die Natur der Faunen, über die Existenz der Satyrn, über die Natur der Satyrn, über die Existenz der Sirenen, über die Natur der Sirenen, über die Existenz der Harpyien, über die Natur der Harpyien, über die Existenz der Gorgonen, über die Natur der Gorgonen, über die Existenz der Chimären, über die Natur der Chimären, über die Existenz der Sphinxe, über die Natur der Sphinxe, über die Existenz der Greifen, über die Natur der Greifen, über die Existenz der Einhörner, über die Natur der Einhörner, über die Existenz der Drachen, über die Natur der Drachen, über die Existenz der Basilisken, über die Natur der Basilisken, über die Existenz der Kentauren, über die Natur der Kentauren, über die Existenz der Zentauren, über die Natur der Zentauren, über die Existenz der Zyklopen, über die Natur der Zyklopen, über die Existenz der Hekatoncheiren, über die Natur der Hekatoncheiren, über die Existenz der Giganten, über die Natur der Giganten

Abfall, in der Grammatik, 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46.

zösischen Allmacht fürchteten und denen Unterwerfung klüger und bequemer schien, als Kraftanstrengung zur Rettung — und so mußte der König endlich nachgeben und den Verein aufheben. In sich selbst war der Verein, so lange er bestand, auf folgende Art organisirt: Ein oberster oder hoher Rath, der seinen Sitz zu Königsberg hatte, leitete das Ganze. Er bestand aus sechs erwählten Mitgliedern, die im Vorsitze wechselten, und einem sogenannten Obercensor, der Sitz und Stimme in jenem Rathe, aber nie den Vorsitz hatte, weil er bei dem ihm anvertrauten wichtigen Wirkungskreise immer dem obersten Rathe in dessen Gesammtheit verantwortlich bleiben sollte, damit er von seiner Gewalt keinen Mißbrauch machte, er selbst aber auch wieder den obersten Rath gleichsam kontrolliren sollte, damit auch dieser nicht seine Gewalt über die Gebühr und zum Nachtheile der Regierung ausdehnte. Diese Glieder des obersten Raths wurden auf ein halbes Jahr gewählt, konnten aber wieder gewählt werden, wenn man mit ihnen zufrieden war und sie selbst die Wahl annahmen. Dem obersten Rathe war ein Secretair zugegeben, welcher in den Sitzungen das Protokoll führte und die gefaßten Beschlüsse ausfertigte, aber selbst keine Stimme dabei hatte. Ein Schatzmeister oder Cassirer erhob die freiwilligen Geldbeiträge der Mitglieder des Vereins zur Bestreitung der Ausgaben und legte Rechnung darüber ab. Niemand aber empfing irgend ein Honorar für seine Bemühung. Unter dem obersten Rathe standen die Provinzialräthe, die eben so organisirt waren und die unmittelbare Aufsicht und Leitung für die einzelnen Vereine oder sogenannten Kammern in den Provinzen hatten. Daher hatten auch sowohl die Provinzialräthe als die Kammern ihre besondern Censoren, welche dem Obercensor ihre Mittheilungen machten und von demselben Aufträge und Bescheide nach den Umständen erhielten. Die Censoren überhaupt wachten über die Beobachtung der Statuten, leiteten nach denselben die Wahlen der Vorsteher, urtheilten über die Würdigkeit oder Unwürdigkeit aufzunehmender oder auszuschließender Mitglieder, legten Streitigkeiten unter den Mitgliedern bei und vertraten das Interesse der Staatsregierung beim Vereine, damit dieser auf keine Weise die ihm in den Statuten vorgezeichneten Gränzen seiner Wirksamkeit überschritte. Sie waren also, wie sich der Professor Krug in Leipzig (der während seines Aufenthalts in Königsberg selbst ein halbes Jahr lang Obercensor war) in seiner nachher anzuführenden Schrift ausdrückt, „nicht sowohl Sittenrichter, wie die altrömischen, sondern vielmehr Gesellschaftswächter, gleichsam die correctionalen Organe des Vereins.“ Außerdem theilten sich alle Mitglieder des Vereins, die eine bestimmte örtliche Kammer ausmachten, in gewisse Geschäftskreise, welche sich mit Unterstützung der Nothleidenden und Hülfsbedürftigen, (deren Zahl sich durch den Krieg bis ins Ungeheure vermehrt hatte, so daß die Regierung, die nicht einmal die an Frankreich zu zahlenden Summen aufbringen konnte, nicht allen zu helfen vermochte, mit Ausmittelung neuer Nahrungsquellen und Erwerbszweige, mit Verbesserung des Unterrichts und der Erziehung, und überhaupt mit allen auf die öffentliche Wohlfahrt sich beziehenden Gegenständen beschäftigten. Dahin gehörte auch das Kriegswesen, mit dessen Bearbeitung sich in sonderheit die Offiziere, welche im Vereine waren, beschäftigten. Viele Ideen über Bekleidung und Bewaffnung

Ausdruck, Ausdrücke, die, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42,

Ich, die ich dich kenne, kenne, die du mich so unbekannt
Ich, die ich dich kenne, kenne, die du mich so unbekannt
Ich, die ich dich kenne, kenne, die du mich so unbekannt

Bärenbad, Dorf, s. Baden-Baden.

Bärenbad, Dorf, s. Bärenthal.

Bärenbad, Dorf, s. Bonndorf.

Bärenbad, Dorf, s. Ettenheim.

Bärenbad, Dorf, s. Gengenbach.

Bärenbad, Dorf, s. Lahr.

Bärenbad, Dorf, s. Lenzkirch.

Bärenbad, Dorf, s. Offenburg.

Bärenbad, Dorf, s. Schopfheim.

Bärenbad, Dorf, s. Schwarzach.

Bärenbad, Dorf, s. Schwetzingen.

Bärenbad, Dorf, s. Staufen.

Bärenbad, Dorf, s. Wiesloch.

Bärenbad, Dorf, s. Wolfach.

Bärenbad, Dorf, s. Zell.

Bärenbad, Dorf, s. Zell.

Bärenbad, Dorf, s. Zell

getragen wurde, mit Aermeln versehen und auch von Linnen war, dies industrium und kam sonst gänzlich unserm Hemde überein.

Tunis ist eine Stadt in der Barbarei in den Innern eines Busens am mittelländischen Meere, der Goletta heißt, in welchem sich beständig Granat am innern Lande, und Limas der Küste gegen Westen hin am Ufer umhergehen. Diese Stadt, welche seit der Eroberung Carthagens bald in der Asche, bald in Trümmern gelegen, ist Tunis ein neues Carthago zu nennen, und war ehemals eine der vornehmsten Städte, welche sich in dem berüchtigten Barbarien befinden, die allen Mord. Sie war, wie sie nunmehro von den Mauren erbauet, und von dem Tunis, welches ein unbewohnendes Dorf ist, unterschieden. Ihre prächtigen Moscheen, welche in der Stadt zum Theil noch vorhanden, wurden wieder den Abkommen des Mardocs verwüstet. 1530 entstanden innere Unruhen in diesem Staate und da unternahm Kaiser Karl V. selbiges zu bekriegen und glücklich zu endigen, da sich die Türken unter Barbaden oder Horadin Barbarossa, welche sich unter dem Schein, den Thronbesteiger Muley Hasad herausstehen, der Stadt bemächtigt hatten, und drang in die Stadt ein, wo seine Soldaten viele Greuel verübten, und eine barbarische Verwüstung anrichteten, verbrannten. Hassan, Arnachides Sohn, wurde aber wieder als Vasall von Spanien auf den Thron gesetzt. 1570 ward Amida Königs von Tunis, von den algierischen Türken verjagt, und Pius V. von Spanien schickte, um diesen Tyrannen zu schützen, den Don Juan d'Austria mit einer starken Flotte nach Tunis. Die Türken entfloben, allein kaum des den Steinigen verhaften Amida, wurde Mehemed, ein Vetter von ihm, zum Könige gemacht. Don Juan ließ zum Schutze des Stadt ein Fort anlegen, nach dem 1573 die Spanier die Türken sowol Tunis und Goletta von neuem, als auch das Fort, wobei sie freilich viele Menschen verloren, aber auch die spanischen Soldaten sämmtlich theils tödteten, theils zu Sklaven machten, welches hinlänglich selbst die spanischen Geschichtschreiber zu ihrer Beschämung hervor. Hierauf wurd eine türkische Regierung und Militairverfassung eingeführet. Der Divan, das vornehmste Collegium, erhielt einen Aga zum Vorsteher, der es immer 6 Monate lang hielt, und den Namen des Vorsteher des Vorsteher führte große Gewalt. Ungefähr 15 bis 16 Jahre erhielten sich die Aga's als Vorsteher des Divan, da ward durch die Empörung der Miliz eine Veränderung bewirkt, und ein Dey sie bestandig als Statsoberhaupt eingesetzet. Innerliche Unruhen zerrütteten nun die diesen Staat, 1686 bemächtigten sich sogar die Algierer desselben, und übten viele Grausamkeiten aus. Sie wurden freilich mit Geld abgefunden, aber die innerlichen innern Zwistigkeiten haben den Algierern selbst noch bis in das 18te Jahrhundert hinein gedauert, liegenderten sich in die Angelegenheiten dieses ihres Nachbarstaats zu mischen. — Die Einwohner von Tunis sind ein Gemenge von allen Arabanen, Mauren, Juden, Mulatten der Vandalen, Araber, Türken und Renegaten aus allen Nationen. Die Stadt liegt an dem Südseite des Meerbusens von Goletta, hat eine deutsche Meile im Umfange, und ist mit Mauern und einer guten Citadelle versehen. Die Häuser sind niedrig, die Straßen schmutzig und eng, um gegen die Sonnenhitze zu schützen. Die Zahl der Einwohner beträgt gegen 150,000 unter denen 20,000 Juden sind, die vier 8 Synagogen haben. Die Gesandten der Türk, die durch die Unreinlich-

keit und durch die Ausdünstungen eines Canals, der durch die Stadt geht, leicht verdorben werden könnte, wird meist dadurch erhalten, daß die Ofen mit wildem Rosmarin, Mastix und andern aromatischen Gewächsen geheizt werden. Unter den Einwohnern gibt es die besten Leinwandweber in Afrika. Die Handlung ist beträchtlich. Man holt von Tunis Korn, Oel, Wachs, Häute, Seide, Strausfedern, Pferde und edle Baumfrüchte, welche hier in Menge wachsen. In der Stadt ist kein Wasser, außer was vom Regenwasser gesammelt wird. Der Hafen ist von der Stadt ziemlich entfernt, und hat vom mittelländischen Meere her, durch den Kanal von Goletta einen schmalen Eingang. Für große Schiffe ist dieser Kanal nicht tief genug, und sie müssen auf kleinen Fahrzeugen ihre Waaren nach der Stadt hin- und zurückbringen. Fast alle europäische Nationen haben hier ihre Consuln. Im Jul. 1728 wurde eine französische Escadre hieher geschickt, um die Tunesen wegen einiger von ihren Kapern verübten Ungebührlichkeiten zu züchtigen. Allein Tunis bequemte sich zum Frieden, versprach Bestrafung der Schuldigen, Ersatz des Schadens, und daß die Kaper nicht mehr an den französischen Küsten kreuzen, auch eine Gesandtschaft nach Frankreich gehen und um Verzeihung bitten sollte.

Tunkin (Tunquin, Tonquin), ein Königreich auf der jenseitigen Halbinsel Ostindiens, gränzt nord- und ostwärts an China, südwärts an Cochinchina und westwärts an Loos. Der Name bedeutet in chinesischer Sprache so viel als den östlichen Hof, weil Tunkin sonst eine Provinz von China war, und auch in neuern Zeiten oft in Abhängigkeit von diesem Reiche steht. In der Landessprache nennen die Einwohner von Tunkin ihr Land Annam, d. i. Ruhe des Mittags, wegen seiner südlichen Lage in Asien. Es hat 150 franz. Meilen von Osten nach Westen und 180 von Südost nach Nordwesten. Das Land ist theils eben, theils gebirgig. In jenem Theil sind viele Canäle, Dämme, Flüsse und Seen; in den Gebirgen findet man Gold, Silber, Eisen und besonders viel Kupfer. Die Volksmenge ist sehr groß, aber Städte sind wenig, hingegen viele Flecken und Dörfer, von denen mehrere äußerst volkreich sind. Die königliche Residenz, welche Kacho oder Kecho heißt, liegt an einem zur Handlung sehr bequemen Fluß. Der König, welcher Dova heißt, hat ein Kriegsheer von 140,000 Mann, unter denen 10,000 Mann Reiter sind, und 350 Elephanten. Der Oberfeldherr heißt Chova, und seine Stelle ist erblich. Diese Soldaten sind besser, als andere ostindische Soldaten geübt. Sie führen Flinten mit der Lunte (denn Feuerschlösser sind bei ihnen nicht üblich), Bogen, Pfeile, Piken und Schilde. Getreide wird in Tunkin nicht gebauet, sondern lauter Reis, der auch die gewöhnlichste Speise ist. Außerdem essen die Tunkiner rohes Ochsenfleisch und rohe Fische. Sie sind durchgehends starke Esser. Die Reichen essen täglich dreimal, dem Könige wird aber alle Tage siebenmal, und zwar jedesmal in 140 Schüsseln aufgetischt. Die kleinen Vogelnester, welche auch nach Europa kommen, werden in Tunkin und im ganzen Orient für überaus wohlschmekkend gehalten. Die Vögel heißen Chim, und der Wohlgeschmack ihrer Nester kommt von dem Calambac, einem Harze, das aus dem Aloebaum tropft. Die Waaren, die aus Tunkin geführt werden, sind Firniß, rohe und verarbeitete Seide, Leinwand von Baumrinde, Perlmutter, Rohr, lackirte Arbeiten, Ebenholz,

Schildkröten, Zimmt, Kupfer, Baumwolle ꝛc. Die Chineser treiben den ansehnlichsten Handel, doch kommen auch Europäer, besonders Holländer hin, die Gewürze, Zeuche und Tücher bringen, welche letztern weit höher als die im Lande so gewöhnlichen Seidenzeuche geschätzt werden. Die Landesmünzen sind bloß kupferne Pfennige, welches die Zahlungen sehr erschwert. Die Wissenschaften werden in Tunkin, wie in China aus den Werken des Confucius und seiner Ausleger geschöpft. Auch stammt die Religion der Tunkinesen aus China. Sie haben Tempel, Götzen und Opferpriester, und angebliche Zauberer, die besonders in Krankheiten helfen sollen. Ihren verstorbenen Vorfahren erweisen sie große Ehrerbietung. Im 17ten Jahrhundert kamen die ersten christlichen Missionarien, aus Japan vertrieben, nach Tunkin, seitdem hat sich das Christenthum in diesem Lande, ungeachtet verschiedener Verfolgungen, besonders 1772 sehr stark ausgebreitet. Seit dem Anfange des 19ten Jahrhunderts soll sich der König von Cochinchina dieses Reich unterworfen haben.

Turban (türkisch Dülbend) ist ein Bund oder eine Art Mützen, welche die Türken und die meisten morgenländischen Völker tragen. Sie sind von einem Stück Leinewand oder Taffent gemacht, welches vielmal um eine Mütze gewickelt ist. Des Sultans Turban ist sehr dick, mit drei Reiherbüschen, nebst vielen Diamanten und andern Edelsteinen geziert, und die Türken halten ihn so sehr in Ehren, daß sie kaum es wagen, ihn anzurühren. Der Großvezier hat auf seinem Turban zwei Reiherbüsche; geringere Befehlshaber führen deren einen oder auch gar keinen. Die Emirn tragen grüne Turbane. Dieses Vorrecht haben sie als Anverwandte von Mohammed und Ali.

Turenne (Henri de la Tour d'Auvergne, Vicomte von) ein berühmter Feldherr, der zweite Sohn Henri's de la Tour d'Auvergne, Herzogs von Bouillon, und der Elisabeth, Tochter Wilhelm I., Fürsten von Oranien. Er wurde 1611 zu Sedan geboren, und zeichnete sich von Kindheit an durch seine Neigung zum Militärstande aus. Seine Lieblingslectüre war das Leben großer Feldherrn und besonders die Geschichte Alexanders von Curtius. Unter seinem Oheim, dem berühmten Prinzen Moritz von Nassau, ward er zum Krieger gebildet, erhielt 1634 ein französisches Regiment, und diente bei der Belagerung von Lamothe in Lothringen unter dem Marschall la Force, nahm eine Bastion weg, deren Einnahme dem Sohne des Marschalls fehlgeschlagen war, und la Force empfahl ihn deßhalb dem Hofe. In eben diesem Jahre erhielt Turenne noch den Rang eines Marechal de Camp, und da er bei der Einnahme von Breisach sehr wichtige Dienste geleistet hatte, so bot ihm der Kardinal Richelien eine seiner Nichten zur Gemahlin an, welche Turenne aber aus Anhänglichkeit an der reformirten Religion, worin er erzogen war, ausschlug. 1639 wurde er nach Italien geschickt, wo er die Belagerung von Casale aufhob, und bei Montcallier die Feinde schlug, während der Marschall von Harcourt Turin belagerte. 1643 machte er sich durch die Eroberung von Roussillon um sein Vaterland höchst verdient, und erhielt 1644 den Marschallsstab von Frankreich, nachdem er 17 Jahre lang unter verschiedenen Feldherren gedient hatte. Ihm ward nunmehr der Oberbefehl über die Armee in Deutschland, deren Bedürfnisse er aus seiner eigenen Casse bestritt, übertragen.

Er ging über den Rhein, schlug den Bruder des Generals Merci, und unterstützte die Operationen des Herzogs von Enghien, ward 1645 bei Mergentheim (Marienthal) geschlagen, gewann aber drei Monate später die Schlacht bei Nördlingen. 1646 vereinigte er sich, nach einem Marsche von 150 französischen Meilen, mit der schwedischen Armee unter Wrangel, schlug in Verbindung mit diesem die Bayern bei Zusmershausen, fiel in Bayern ein, und zwang den Herzog, um Frieden zu bitten. Als dieser Fürst nachher den Vertrag brach, wurde sein Kriegsheer von Turenne geschlagen, und er selbst aus seinem Lande vertrieben. Der bürgerliche Krieg der Fronde gegen das Ministerium Mazarins brach 1649 aus, und Turenne wurde zuerst von dem Herzog von Bouillon für die dem Hofe entgegenstehende Parthei gewonnen. Er ward 1650 von dem Marschall du Plessis Praslin bei Rhetel geschlagen, und als Turenne nachher gefragt ward: wie er diese Schlacht habe verlieren können? erwiederte er: durch mein eignes Versehen; denn wenn Jemand keinen Fehler im Kriege begeht, so ist es ein Beweis, daß er noch nicht lange dabei gewesen ist. Der spanische Hof sandte ihm, um ihn zur Fortsetzung des Krieges aufzumuntern, 100,000 Kronen, die Turenne aber, in der Erwartung einer Aussöhnung mit der Hofparthei, zurückschickte. Diese Aussöhnung erfolgte auch wirklich 1651 und Turenne wurde nunmehr zum General der königlichen Armee ernannt. Sein großer Gegner war der Herzog von Enghien, nachmals Prinz von Condé, der in spanischen Diensten war. Mit abwechselndem Glücke führten diese beide Feldherren den Krieg, bis endlich (m. s. auch den Artikel Condé) Turenne durch die Einnahme von Dünkirchen und des größten Theils von Flandern den Kardinal Mazarin in Stand setzte, den pyrenäischen Frieden zu schließen (s. Friedensschlüsse). 1653 vermählte sich Turenne mit der Tochter des Marschalls und Herzogs von la Force, einer Protestantin, von der er keine Kinder hatte. Bei Erneuerung des Krieges mit Spanien 1667 wählte der hochmüthige Ludwig XIV. den Marschall Turenne zu seinem Lehrer in der Kriegskunst, gab ihm den Titel eines Generalmarschalls der französischen Armeen, machte ihn zu seinem Unterfeldherrn, um durch Turenne's kriegerische Talente sich selbst Lorbeeren zu erwerben. Flandern und Franche Comté wurden erobert, und Turenne trat zur catholischen Kirche (1668) über. Die Catholiken stellen diese Religionsveränderung als das Ergebniß wirklicher Ueberzeugung dar; die Protestanten hingegen schreiben sie ehrgeizigen Absichten zu. Voltaire, vielleicht unpartheiischer als beide, sagt: „die Bekehrung Turenne's kann vielleicht aufrichtig gewesen seyn. Das menschliche Herz vereinigt häufig Politik, Ehrgeiz und die Schwachheiten der Liebe mit religiösen Gesinnungen.“ Als Ludwig XIV. 1672 die Eroberung Hollands beschloß, wurde Turenne wieder der Oberbefehl übertragen, und er nöthigte 1673 den Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, welcher den Holländern beistand, den Frieden von Vossen zu unterzeichnen. Turenne bewies sich allenthalben sehr ehrliebend und uneigennützig. Als ein General ihm einen Vorschlag machte, durch dessen Annahme und Ausführung er 400,000 Livres hätte gewinnen können, erwiederte Turenne: er habe oft Anerbietungen dieser Art ausgeschlagen, und würde nie sein Betragen ändern. Eine Stadt bot ihm ein Geschenk von 100,000 Speciesthalern an, um ihn zu bewegen,

nicht durch ihr Gebiet zu marschiren. „Da Ihre Stadt, erwiederte Turenne, nicht auf der Marschroute liegt, welche ich für meine Armee gewählt habe, so kann ich auch ihr Anerbieten nicht annehmen.“ Nach der Einnahme von Franche Comté vertheidigte Turenne die Gränzen dieses Landes, ging 1674 bei Philippsburg über den Rhein, eroberte Sinzheim, und schlug die kaiserliche Armee unter Caprara und dem Herzoge von Lothringen bis an den Mayn zurück. Darauf wandte er sich gegen den Prinzen von Bournonville, der mit frischen Truppen angelangt war, besiegte ihn gleichfalls, und verhinderte seine Vereinigung mit der kaiserlichen Hauptarmee. Der Kaiser fiel mit einem Heere von 70,000 Mann in das Elsaß ein, und belagerte Breisach und Philippsburg. Turenne hatte nur 20,000 Mann, wurde aber von Condé verstärkt. So marschirte er über schneebedeckte Gebirge, und war mitten unter den feindlichen Heeren im Oberelsaß, als diese ihn noch in Lothringen wähnten. Er zerstreuete die große Heeresmacht, welche ihm gegenüber stand, ohne eine bedeutende Schlacht, beschützte das Elsaß, und zwang die Deutschen, über den Rhein zurückzugehen. Das Vertrauen seiner Soldaten zu ihm war fast gränzenlos, und gerade dies machte es ihm möglich, so große Dinge auszuführen. Der Ruhm, welchen Turenne sich in diesem Feldzuge erwarb, war um so glänzender, da er ganz seinen eigenen Ansichten, und nicht den wiederholten Befehlen des Königs folgte. Allein durch die grausame Verwüstung der Pfalz befleckte er jenen Ruhm und man muß vermuthen, daß er, in Hinsicht dieser Maßregel, wider seinen Willen den Vorschriften des Ministeriums folgte. „Nach der Schlacht von Sinzheim, erzählt Voltaire, verheerte Turenne die Pfalz, ein ebenes und fruchtbares Land mit Feuer und Schwert. Der Churfürst von der Pfalz sahe von seinem Schlosse zu Mannheim zwei Städte und 25 Dörfer in Feuer. In Verzweiflung darüber foderte er Turenne in einem Briefe voller Vorwürfe zum Zweikampfe heraus. Der Marschall sandte das Schreiben dem Könige zu, der die Annahme der Herausfoderung verbot, und Turenne antwortete darauf durch ein unbestimmtes Compliment, welches nichts bedeutete. Er pflegte sich gewöhnlich mit Mäßigung und Zweideutigkeit auszudrücken. Eben so kaltblütig ließ er einen Theil der Kornfelder des Elsaßes verheeren, um dem Feinde die Mittel zur Subsistenz abzuschneiden, und erlaubte seiner Reiterei, auch Lothringen zu verwüsten. Er wollte lieber der Vater der ihm anvertrauten Soldaten, als des Volks seyn, welches nach den Gesetzen des Krieges immer das Opfer ist.“ Turenne's außerordentliches Glück veranlaßte den kaiserlichen Hof, seinen besten General ihm entgegenzustellen, und Montecuculi wurde (1673) an den Rhein gesandt. Nach einer Menge der kunstreichsten Manövers, kam es zu einem Treffen, worin Turenne (den 27sten Julius 1675) durch eine Kanonenkugel getödtet wurde (s. Montecuculi). Dieselbe Kugel riß auch dem General von St. Hilaire den Arm weg, der seinem Sohn, welcher darüber in Thränen ausbrach, zurief: „Nicht mich, sondern diesen großen Mann mußt Du beweinen!“ Turenne's Ueberresten wurde von dem Könige die höchste Ehre bewiesen. Sie wurden, gleich der Leiche des Connetable du Guesclin zu Saint Denis beigesetzt. Turenne besaß bei einer rohen und gemeinen äußerlichen Erscheinung eine große Seele. Seine Gemüthsstimmung war kalt; seine Sitten waren anständig und einfach. Er war nicht immer

glücklich im Kriege, und beging Fehler; „aber," sagt Voltaire, „er machte sie immer wieder gut, und bewirkte mit geringen Hülfsmitteln viel." Er galt für den geschicktesten Feldherrn in Europa, gerade zu einer Zeit, wo die Kriegskunst mehr, als je vorher, studirt ward. Obgleich er wegen seines Abfalls im Frondekriege getadelt wurde; obgleich er in einem Alter von beinahe sechzig Jahren sich durch die Liebe verleiten ließ, ein Staatsgeheimniß zu entdecken; obgleich er in der Pfalz unnöthig scheinende Grausamkeiten verübte; so behält er doch den Ruf eines Mannes von Wort, eines weisen und gemäßigten Mannes, da seine Tugenden und großen Talente die Schwachheiten und Fehler bedeckten, welche er mit so vielen andern Menschen gemein hatte (Man vergleiche auch mit diesem Artikel Condé, Fronde und Ludwig XIV.). N. P.

Turgot (Anne-Robert Jaques), Baron von Aulne, ein patriotischer und aufgeklärter französischer Staatsminister, Sohn des Präsidenten M. E. Turgot, wurde 1727 zu Paris geboren, und bestimmte sich in seiner Jugend zum geistlichen Stande. Er studirte in der Sorbonne Theologie, und hielt in seinem 22sten Jahre zwei Reden „über die Vortheile, welche das Christenthum der Menschheit verschafft habe." Im 24sten Jahre übersetzte er Virgils Gedicht vom Landbau, und dies veranlaßte ihn wahrscheinlich, seine Studien zu ändern, sich den Staatswissenschaften zu widmen, und sich besonders der ökonomistischen Schule, deren Haupt Quesnai war, anzuschließen. Er verließ also die Sorbonne und begleitete den Handelsintendanten de Gournay auf seinen Reisen, ward nachher (1761) zum Intendanten von Limoges ernannt, welches Amt er 12 Jahre lang zur größten Zufriedenheit der Einwohner jener Provinz verwaltete. Er lebte überaus sparsam, theilte sehr große Wohlthaten aus, und sorgte auf das thätigste für Beschäftigung und Nahrung seiner Untergebenen. Er schaffte alte, durch Mißbrauch entstandene Auflagen ab, und ihm verdankte man die erste Idee und die erste Errichtung wohlthätiger Arbeitsanstalten. Den 24sten Aug. 1774 ernannte ihn Ludwig XVI. zum Generalcontrolleur der Finanzen, und hier bewies er in einem weitern Kreise seine edle, auf wirkliche Verbesserungen in der Verwaltung gerichtete, Denkart. Er verringerte die Zölle auf Einfuhrartikel, welche zu den Nothwendigkeiten des Lebens gehörten, ohne daß die Einnahme vermindert ward; er befreiete den Handel von seinen Fesseln; er ermunterte die Gewerbe durch Erweiterung der Rechte der Personen, welche sie betrieben, und durch die Aufhebung der ausschließlichen Vorrechte von Gesellschaften und Zünften; er beförderte den Ackerbau durch Verringerung der Auflagen; er machte einen Entwurf zur Veränderung der Lehnrechte, welcher den Herren und Vasallen gleich heilsam gewesen wäre; er wünschte gleichfalls das Salz in Frankreich zum freien Handelsartikel zu machen, und die Haushaltungskosten des Königs zu beschränken; allein die Königin, Maria Antoinette warf schon deßhalb einen unauslöschlichen Haß auf ihn; man machte seine Plane lächerlich, und gab zu dem Ende kleinen Schnupftabacksdosen den Namen Turgottinen oder Plattituden. Indessen brachte Turgot mehrere seiner wohlthätigen Plane zur Ausführung. Die Garonne und der Hafen von Marseille wurden für die Ausfuhr der inländischen Weine geöffnet; er stellte die Freiheit des Getrei-

bendes wieder her, welche der Abbé Terray 1772 ihrer hatte; er befreiete das Ländchen Gex von allen unmittelbaren Steuern u. s. w. Niemand übertraf ihn an Thätigkeit. „In meiner Familie, sagte er, leben wir nicht über 50 Jahre; ich habe noch ein paar Jahre vor mir, und muß nicht unnützlender leben.“ Er hatte 1783 im 59ten Jahre seines Alters. Schon lange vorher hatte er die Finanzverwaltung, welche er nur 20 Monate lang führte, niederlegen müssen. Die Zeit machte ihn zu seinem Lobe verwandte er zu literarischen Beschäftigungen. Ludwig XVI. sagte einmal von ihm: „Niemand liebt das Volk, außer Turgot und ich. Lakarpe schildert Turgot so: „Er war ein Mann von einem starken Charakter, den nichts, selbst am Hofe und unter den größten Verhältnissen, von der Rechtlichkeit abwendig machen konnte; der in der Verwaltung, wo er so manchen nothwendigen seiner Verwaltung von unerschütterlicher Gleichmäßigkeit; dabei von einer arbeitsamen Thätigkeit, die keine Krankheit schwächen konnte; er hatte nur zwei Leidenschaften; Gelehrsamkeit und das Glück des Volks.“ N. Condorcet, ein Freund Turgots, sagt, Philosophen und Gelehrten seiner Zeit Schuld geben wollen, daß sie die ersten Urheber der französischen Revolution wären, und das besonders seine Neuerungen zu Gunsten des Volks das letztere noch auf größere und gänzlichere Empörung gegen den Thron. Allein auf diese Weise könnte man jede gerechte und menschliche Neuerung mit eben solcher Schuld belasten. Turgot war übrigens ein überaus tugendhafter Mann und ein enthusiastischer Freund der Wissenschaften, besonders der schönen Literatur. Er machte Frankreich auch zuerst mit Ossians Gedichten bekannt, übersetzte außer dem Erwähnten gleichfalls aus dem Italienischen den Pastor fido von Guarini, und aus dem Griechischen Xenophons Memorabilien und Gastmahl des Sokrates. Gedruckt sind von ihm einige Abhandlungen über das Französische u. In seinem Aeußern war er einfach und angenehm, in großen Gesellschaften etwas ängstlich; aber im Conseil desto muthvoller. Auffallend war es, daß er trotz seiner früheren Liebe für die christliche Religion und ungeachtet seiner sich gleichbleibenden ungetheilten Frömmigkeit bei reifern Jahren den christlichen Cultus als das Werk eines thörichten Aberglaubens verfolgte.

Turin (ital. Torino), die Hauptstadt der königl. sardinischen Staaten auf dem festen Lande, und die Residenz des Königs von Sardinien, eine der schönsten und regelmäßigsten Städte Italiens, am linken Ufer des Po, hat eine überaus angenehme Lage in einem weiten Thale, das von einem Halbkreise Gebirge, mit Weinbergen, Schlössern und Landhäusern bebaut sind, umgeben wird. Ueber den Po führt eine schöne steinerne Brücke. Turin war ehemals eine starke Festung, und wurde 1706 von den Franzosen vergebens belagert. Jetzt ist sie in Festungswerke abgetragen und in Spaziergänge verwandelt; auch hat die Stadt jetzt keine Mauern und nur noch ein Thor (porta nuova) an der Mittagsseite. Turin hat 32 Hauptstraßen, die alle gerade gehen und sich in rechten Winkeln durchschneiden. Unter den Häusern gibt es viele Palästähnliche, die meisten sind 4 bis 5 Stockwerke hoch, und aus gebrannten Steinen gebaut. In mehrern Straßen, besonders in der Po-Straße, welche die schönste ist, besteht das Vorderre der Häuser aus Bogengängen, welche sich Landleuten befinden. Unter den sechs öffentlichen Plätzen ist der viereckige Königs- oder

Carls-Platz der schönste und größte, und mit schönen Gebäuden umgeben; die vorzüglichsten darunter sind: die Kirche St Carlo, das königliche Schloß und das Operntheater. Das Schloß ist von weitem Umfange; die königl. Minister haben ihre Wohnungen und ihre Bureaux in demselben. Bei dem Schlosse ist ein schöner Garten, der zur öffentlichen Promenade dient, und von welchem aus man die herrlichsten Aussichten hat. Das Universitätsgebäude ist ebenfalls ein sehr ansehnliches Gebäude. Zu der Universität gehören eine Bibliothek, eine Sternwarte, ein Naturaliencabinet und ein botanischer Garten. Der jetzige König verabschiedete nach seiner Rückkunft (1815) verschiedene Lehrer der Universität, welches viel Aufsehen erregte. Man gibt die Bevölkerung der Stadt, aber wahrscheinlich zu hoch, auf 73,000 Menschen an. Für den Handel, und als eine Hauptstraße aus Frankreich nach Italien, ist die Stadt sehr wohl gelegen. Der meiste Handel wird mit piemontesischer Seide getrieben, und es gibt hier sehr wichtige Seidenfabriken, auch gibt es Tapeten-, Tabacks-, Porcellain- und Gewehrfabriken. Doch soll es, wie neuere Reisende versichern, den Einwohnern an Betriebsamkeit fehlen. Schon in den ältern Zeiten war Turin öfters den Angriffen der Franzosen ausgesetzt. Im J. 1796 wurde es von den französischen Republikanern erobert, aber am 25sten Mai 1799 von den Oesterreichern und Russen unter Suwarow wieder genommen. Nach der Schlacht bei Marengo (1800) kam es wieder in die Gewalt der Franzosen und blieb in derselben als Hauptort des Po-Departements, bis es 1814 seinem ehemaligen Herrn, dem Könige von Sardinien, wiedergegeben wurde.

Türkis ist ein versteinerter Knochen eines Thieres und von himmelblauer, etwas zum Grünen sich hinneigender Farbe. Die letztere erhält er wahrscheinlich durch vitriolisches Kupferwasser, das über ihn hinfließt und in ihn eindringt. Man kann künstlichen Türkis verfertigen, wenn man calcinirtes Elfenbein in eine mit Hirschhorngeist gemachte Kupferauflösung legt, und es eine Woche in einer gelinden Wärme stehen läßt. Das beste Mittel, sie von den echten zu unterscheiden, ist, daß man sie mit einem Federmesser schabt. Die natürlichen Türkisse geben dann einen feinen Staub, die nachgeahmten aber kleine Späne. Die ersten kommen aus der Türkei, woher sie auch den Namen „Türkis" erhielten. Man findet sie auch in Persien. Lange Zeit hielt man sie für Edelsteine und bezahlte sie theuer.

Türken, Türkisches Reich. So benennen die Europäer gewöhnlich und im gemeinen Leben das weite Reich, welches sich unter der Herrschaft der Pforte über die schönsten Gefilde dreier Erdtheile verbreitet. Zwar besitzen seine Bewohner für dasselbe noch keinen Eigennamen, doch sollte es wohl genauer das Reich der Osmanen heißen, da die Nation sich nach dem Stifter ihres Reichs so nannte, und es noch nicht einmal entschieden ist, ob die Osmanen wirklich Türken sind. — Die Türken, ein tatarisches Volk, gehören ursprünglich in die Steppen zu Hause, die sich vom Altai bis zum kaspischen See erstrecken; noch jetzt sind dort ihre Stammverwandten, die Kirgisen, Bucharen, Usbeken und Turkomanen seßhaft. Ob sie ein und dasselbe Volk sind, welches die Römer unter dem Namen Turcä kannten, und es zu den Sauromaten zählen, ist doch sehr zweifelhaft. Ihr Eintritt in die Ge-

Deutschland, die Lande der Deutschen, die Sitten der Deutschen, die Deutschen selbst, ihre Tugenden und ihre Fehler, ihre Vorzüge und ihre Gebrechen, ihre Geschichte und ihre Gegenwart, ihre Vergangenheit und ihre Zukunft, ihre Dichter und ihre Denker, ihre Helden und ihre Heiligen, ihre Weisen und ihre Narren, ihre Lieder und ihre Sprüche, ihre Bücher und ihre Bilder, ihre Kunst und ihre Wissenschaft, ihre Arbeit und ihre Spiele, ihre Kriege und ihre Siege, ihre Niederlagen und ihre Leiden, ihre Hoffnungen und ihre Erfüllungen, ihre Träume und ihre Wirklichkeiten, ihre Sehnsucht und ihre Erfüllung, ihre Liebe und ihre Treue, ihre Ehe und ihre Familie, ihre Kinder und ihre Enkel, ihre Ahnen und ihre Urahnen, ihre Toten und ihre Lebendigen, ihre Gräber und ihre Wiegen, ihre Vergangenheit und ihre Gegenwart, ihre Zukunft und ihre Ewigkeit, ihre Seele und ihr Leib, ihr Geist und ihr Fleisch, ihr Blut und ihre Knochen, ihr Haar und ihre Haut, ihre Augen und ihre Ohren, ihre Hände und ihre Füße, ihre Zunge und ihre Zähne, ihr Herz und ihre Nieren, ihre Leber und ihre Galle, ihre Milz und ihre Lunge, ihr Magen und ihre Gedärme, ihre Blase und ihre Geschlechtsteile, ihre Scham und ihre Schande, ihre Ehre und ihre Würde, ihr Stolz und ihre Demut, ihr Mut und ihre Feigheit, ihre Tapferkeit und ihre Verzagtheit, ihre Stärke und ihre Schwäche, ihre Gesundheit und ihre Krankheit, ihr Leben und ihr Tod, ihre Auferstehung und ihr Gericht, ihre Verdammnis und ihre Seligkeit, ihre Hölle und ihr Himmel, ihre Engel und ihre Teufel, ihr Gott und ihr Christus, ihr Heiland und ihr Erlöser, ihr Prophet und ihr Apostel, ihr Evangelium und ihre Offenbarung, ihre Bibel und ihr Katechismus, ihre Kirche und ihre Synagoge, ihre Moschee und ihr Tempel, ihre Religion und ihr Aberglaube, ihre Vernunft und ihr Unsinn, ihre Weisheit und ihre Torheit, ihre Wahrheit und ihre Lüge, ihre Gerechtigkeit und ihr Unrecht, ihre Freiheit und ihre Knechtschaft, ihre Gleichheit und ihre Ungleichheit, ihre Brüderlichkeit und ihre Feindschaft, ihre Einheit und ihre Zwietracht, ihre Ordnung und ihre Unordnung, ihre Sauberkeit und ihre Unsauberkeit, ihre Reinheit und ihre Unreinheit, ihre Keuschheit und ihre Unkeuschheit, ihre Tugend und ihr Laster, ihre Sünde und ihre Vergebung, ihre Buße und ihre Bekehrung, ihre Heiligung und ihre Verdammung, ihre Seligkeit und ihre Verdammnis

Constantinopel ein, und besiegte bei Nikopoli 1396 das Heer der Franken und Magyaren, das unter König Sigmund den bedrängten Griechischen zu Hilfe zu eilen versprochen hatte, wurde aber in der Reihe seiner Siege von dem Weltstürmer Timurlenk unterbrochen, der ihn 1402 in der Riesenschlacht von Angora, wo 1,200,000 Krieger gegen einander kämpften, schlug und gefangen nahm. Bajazid starb im Kerker, und Timurlenk verbreitete nun das verheerende mongolische Reich unter dessen Söhne Solyman, Musa, Isa und Mohammed, von welchen letzterer die Oberhand gewann, die zerstückelten Provinzen wieder unter einem Turban vereinigte, und den Glanz der osmanischen Provinzen von neuem herstellte. Er machte sich Kleinasien zinsbar, bemüthigte Ungarn, und drang 1415 selbst bis an die Gränzen von Deutschland vor. Ihm folgte 1421 Murad II. Diese große Zahl eroberte Thessalonich, schränkte das griechische Kaiserthum blos auf die Hauptstadt ein, und gab seinem Reiche auch in Asien dieselbige Ausdehnung wieder, die es vor 1402 gehabt hatte. Er fand zwei seiner würdigen Gegner: Johann Hunyad und Georg Kastriota; mit beiden fand er während der Dauer seiner Regierung in einem beständigen Fehde, und nicht immer war der Sieg sein Begleiter. Er gab den Säbel Osmans, ein unter Christen fast unerhörtes Beispiel, zweimal an seinen Sohn Mohammed II., und starb erst im sechs so oft wieder um, um die Christen zu bekämpfen. Unter seiner Anführung erfochten die Osmanen 1444 den denkwürdigen Sieg bei Varna über das große christliche von Ladislas VI., Könige von Ungarn und Polen befehligte Heer, und der Schrecken seiner Waffen flog durch ganz Europa. Mohammed II. besiegte 1453 den Thron seines Vaters, dessen Glück und Tugenden er erbte; unter ihm fiel 1455 Constantinopel, und diese Stadt wurde zum zweiten der Sitz der Osmanischen. Nach der Eroberung von Constantinopel unterjochte er — ganz Servien und Morea 1456, Trapezunt; 1467 den Ueberrest von Albanien, 1470 Euböa, 1475 Kaffa und die Krimm, und starb auf einem Zuge gegen die Perser 1481. Sein ältester Sohn Bajazid II. von 1481 bis 1512 glich ihm nicht; sein jüngerer Sohn Selim I. von 1512 bis 1520 focht mit großem Glück gegen die Perser; eroberte ganz Syrien, Palästina und Aegypten, und machte dem Kalifate zu Kahira ein Ende. Solyman II. gehörte zu den größten Regenten seines Zeitalters, wie Karl V. in Deutschland und Spanien, Franz I. in Frankreich, Emanuel in Portugal, Heinrich VIII. in England, Leo X. in Rom, Siegmund in Polen, und Iwan Wasiliewitsch in Rußland herrschten; nie hat Europa zu einer Zeit so viele würdige Fürsten auf einen Haufen beisammen. Unter Solyman II. trat das osmanische Reich in den Zenith seines Ruhms und seiner Größe; unter ihm reichten die Gränzen desselben von den Karaiben des Nils bis zum Liman des Dniepers, vom Urbrunge und der Mündung des Tigris bis an den Donauinseln bei Ofen. Belgrad fiel 1521 aufs neue in die Gewalt der Osmanen, die nun ganz Ungarn überschwemmten, und 1526 selbst bis vor Wien vordrangen. Solyman eroberte 1522 Rhodus, schlug die Perser, und erniedrigte Bagdad und Mesopotamien; auch unterwarf sich die Moldau seiner Herrschaft, und zahlte Tribut. 1558 vereinigte er die priesterliche Würde des Kalifats mit dem Großsultanate, und nahm den Titel eines Padischahs oder Kaisers an. Er blieb 1566

vor Szigeth. Unter seinem Sohne Selim II. von 1566 bis 1574 erhielt sich das Reich in seinem Glanze; er vergrößerte es durch die Insel Cypern, deren Besitz ihn zum Herrn des mittelländischen Meers gemacht haben würde, wenn nicht Don Juan d'Austria 1571 in der Schlacht von Levanto seine Flotte vernichtet hätte. Doch blieb dieser Sieg ohne Folgen. — Mit Selim II. endigt die Reihe der großen Prinzen, die den Thron Osmans geziert haben. Seine Nachfolger wurden nicht mehr unter den Waffen erzogen, und an die Gefahren und Beschwerden kriegerischer Unternehmungen gewöhnt, sondern traten aus dem Harem verzärtelt auf den Thron, um denselben im Genusse der höchsten Schwelgerei und Ueppigkeit durch ihre Laster zu entweihen. Der Soldat folgte dem Beispiele der Herrscher, und der wilde Muth, der bisher die Osmanen ihren Feinden so furchtbar gemacht hatte, erschlaffte, wie ihre Kriegsdisciplin. Murads III. Regierung von 1574 bis 1595 zeichnet sich durch eine wilde Grausamkeit aus; fünf von seinen Brüdern mußten bluten, um ihm den Besitz des Throns zu sichern. Er focht mit abwechselndem Glücke gegen die Perser, welchen er anfangs einige Provinzen entriß, sie aber in der Folge nicht behauptete; die Christen dagegen unterlagen seinen Waffen, und ein großer Theil von Ungarn blieb in seinen Händen. Sein Geiz gab Anlaß zu häufigen Empörungen der Janitscheri, die von nun an jede der folgenden Regierungen auszeichnen. Auch Mohammeds III. Regierungsantritt 1595 wurde mit dem Blute von 19 Brüdern und 10 Weibern seines Vaters befleckt. Achmed I. von 1603 bis 1617, der einen unglücklichen Krieg mit den Persern führte, Mustapha I. und Osman III., die von 1617 bis 1623 abwechselnd den Thron einnahmen, waren mittelmäßige Regenten. Murad IV. führte von 1623 bis 1640 eine strenge, aber thätige Regierung, die den Osmanen das an die Perser verlorne Bagdad wiedergab. Sein Bruder Ibrahim I. regierte von 1640 bis 1648 durch seinen Großvesir, wie nach ihm seine sämmtlichen Nachfolger. Die lange Regierung Mohammeds IV. von 1648 bis 1687 wurde mit der Eroberung von Kandia glücklicher angefangen als beendigt. Zwar verlor er in dem Waffenstillstand mit Oesterreich von 1664 nichts, zwar gewann er 1672 in dem polnischen Frieden nicht allein Kaminieck, ganz Podolien und die Freiheit der Ukräne, aber diese Eroberungen gingen nach der von Sobiesky gewonnenen Schlacht bei Chotim 1673 wieder verloren, und die unglückliche Belagerung von Wien 1683 entriß den Osmanen das Uebergewicht, welches sie bis dahin über die Christen behauptet hatten, die Meinung von ihrer Unwiderstehlichkeit, wogegen doch noch lange in den Kirchen gebetet wurde. Mohammeds IV. nunmehriges Unglück im Kriege bewirkte seine Entsetzung 1687; seine beiden Brüder, Solyman III. von 1687 bis 1691, und Achmed II. von 1691 bis 1695, setzten den Krieg mit Oesterreich, Rußland, Polen und Venedig mit wandelbarem Erfolge fort, aber unter Mustapha II. von 1695 bis 1703 sah sich die Pforte nach Eugens Siege bei Zenta zu großen Aufopferungen gezwungen; Ungarn und Siebenbürgen mußten an Oesterreich, Morea an Venedig, Asow an Rußland, und Kaminieck an Polen abgetreten werden. Von diesem Frieden datirt sich der Verfall des Reichs, der nun mit langsamen Schritten nachhinkt. Durch das angenommene Regierungssystem waren die schönsten

Bauern Wilhelm Tell, der Schweizer Nationalheld, der die Tyrannei Gessler's rächt, ist ein Bauer, der sich durch Gewalt nicht beugen läßt, der sich nicht einmal durch Gnade gewinnen läßt, der sich nur durch Recht gewinnen läßt. Seine Verbannung, die ihn in die Einsamkeit führt, macht ihn zum Einsiedler, zum Weisen, zum Seher, zum Retter. Er ist der Mann, der sich selbst genug ist, der sich selbst helfen kann, der sich selbst helfen muß. Er ist der Mann, der sich selbst helfen will. Er ist der Mann, der sich selbst helfen kann. Er ist der M

Dardanellen drangen, und der Hauptstadt drohten. In der Verlegenheit, worin sich jetzt die Pforte befand, dachten die Prätorianer Istambols, die Jenitscheri, nur daran, sich ihres unter den letztern Sultanen gesunkenen Einflusses wieder zu bemächtigen, und führten in der Hauptstadt eine in 36 Stunden vollendete Thronrevolution aus. Selim III. wurde am 29sten Mai 1807 gestürzt, und sein Vetter Mustapha IV. mit Osmans Säbel umgürtet. Indeß konnte Mustapha's muselmännische Rechtgläubigkeit die Zerrüttung des Reichs so wenig hindern, als die Neuerungssucht und Heterodoxie Selims, und schon am 28sten Juli 1808 wurde Mustapha IV. von Mustapha Bairaktar vom Throne gestürzt, und der jetzige Großsultan Mahmud II., der letzte männliche Sprosse Osmans, darauf gehoben, der sich auch bei einer neuern Revolution, deren Opfer Mustapha Bairaktar geworden ist, erhalten hat. Der Krieg mit Rußland wurde unter ihm zwar mit vielem Unglück geführt, doch durch den Frieden zu Bukarest 1812 besser, als man erwarten konnte, beendigt, indem bloß Bessarabien mit dem Theile von der Moldau, welcher jenseits des Pruths liegt, abgetreten, und auf die Kaucasusprovinzen jenseit des Kur Verzicht geleistet wurde, dagegen gab Rußland die übrigen eroberten Provinzen zurück, und überließ die Servier ihrem Schicksale, die 1814 ihren eignen Frieden mit der Pforte schlossen, und darin die Bestätigung mehrerer Freiheiten erzwangen. Während des russischen Krieges hatten sich indeß die meisten Paschen, selbst Ali in Janina, mit der Pforte ausgesöhnt, und Aegypten war beruhigt; auch lächelte Mahmud das Glück von einer andern Seite, indem die fürchterlichen Wahabiten in Aegypten besiegt, und in ihre Wüsten zurückgetrieben, auch die heiligen Städte wieder erobert wurden. Die neuesten Mißhelligkeiten mit Rußland, welche zum Theil durch den niederträchtigen Meuchelmord Czerni Georgs herbeigeführt waren, wurden 1817 dadurch ausgeglichen, daß die Pforte die Mündungen der Donau aufgeopfert hat. — Die Türkei oder das osmanische Reich erstreckt sich noch jetzt über die schönsten Provinzen dreier Erdtheile, über Thracien, Kleinasien, Armenien, Syrien, Mesopotamien, Palästina, Aegypten und Griechenland, Provinzen, die einst die Wiege des Menschengeschlechts, aber auch der Sitz der Cultur und Aufklärung waren, wo einst die mächtigsten Reiche ihr Haupt erhoben, und wo die geläutertsten aller Religionen hervorgingen. Nur mit Wehmuth können wir unsern Blick auf Länder werfen, wo alles, was des Menschen Geist mit dem höchsten Stolze erfüllt, ein Opfer der rohesten Barbarei und des blindesten Fanatismus geworden ist, wo selbst die frischen Farben der nicht mehr gepflegten Natur ihr Colorit verlieren, wo die Pest aus Wüsten und Einöden haucht, und wo allenthalben Trümmer und Ueberbleibsel an eine bessere Vergangenheit mahnen! — Das Reich der Osmanen mag in seinem gegenwärtigen Umfange nach den besten Karten etwa 41,900 Quadratmeilen halten. Davon kommen auf den europäischen Antheil, welcher Thracien, Bulgar Ili, Serfvilajeti, Bosna, ganz Griechenland mit seinen Inseln, die Wallachei und die Moldau diesseits des Pruth enthält, 8700, auf den asiatischen Theil, wohin Kleinasien mit seinen Inseln, Syrien, Mesopotamien, Kiurdistan, Armenien u. s. w. gehören, 24,300, und auf den afrikanischen Theil oder Aegypten 8900 Qua-

Dichter, der, Poeta, Vates, ist der, welcher Verse macht, d. h. Gedichte verfertigt. Ein Dichter ist also ein Verfertiger von Gedichten. Dichter

Angorahaar aus Anadoli, der Honig vom Hymettul, das Naphtha aus Mesopotamien, die Wolle aus der Walachei sind eben so viele Stapelwaaren, die neben vielen andern mit Eifer vom Auslande gesucht und abgeholt werden. Aber fast alles geht roh aus, und kaum entdeckt man einzelne Spuren von Kunstfleiß in dem Saffian, der Rothfärberei, der Baumwollen- und Teppichweberei, und in den Stahlarbeiten der Osmanen und Griechen. Ueberhaupt stehen sowohl Landwirthschaft als Kunstfleiß auf der niedrigsten Stufe; wo es Verbrechen ist, wohlhabend zu seyn, wo ein reicheres Aehrenfeld, ein strotzenderer Weinberg nur Habsucht und Neid reizen, und unerschwingliche Abgaben und Belästigungen nach sich ziehen, da verliert der Mensch die Lust, die Natur zu einem gröſsern Ertrage zu zwingen, als sie ohne viele Mühe geben will. Die Herren des Landes, die Osmanen, bekümmern sich um den Ackerbau fast gar nicht, nur hie und da, besonders im osmanischen Asien, werden Handwerke und einige Fabrickzweige von ihnen betrieben; die ganze Landwirthschaft ist den unterdrückten Völkern überlassen, und diese sind den muthwilligsten Plackereien ausgesetzt; daher denn nur da, wo der Mensch sich freier regen kann, wie auf einigen Inseln des Archipels, oder in Districten, wohin der Arm der Osmanen nicht reicht, wie im Lande der Drusen auf dem Libanon, sich eine regere Betriebsamkeit findet. Im osmanischen Asien trifft man eine regelmäßige Beschäftigung des Bodens nur bei den Städten und in einzelnen Strichen an; das Gras wird von Nomaden bedeckt, die bloß der Viehzucht leben, und nebenbei sich von der Räuberei nähren. Der Handel ist von einem groſsen Umfange, da trotz der ungeheuern Vernachlässigung doch eine unermeßliche Menge schätzbarer Handelsartikel gewonnen wird; er theilt sich in See- und Landhandel ein. Ersterer wird vorzüglich mit den Europäern getrieben; die Häfen Saloniki und Istambol sind für Europa, die von Ismir und Basra für Asien, und der von Skanderik für Aegypten die Hauptmärkte, wo die Fremden einkaufen, und wo Armenier, Griechen und Juden die Mäkler machen; der Osmane gibt sich so wenig mit dem Handel als mit der Schifffahrt ab, und was unter osmanischer Flagge das mittelländische Meer befährt, sind meistens Hydrioten oder Schiffer von den Inseln des Archipels. Im Ganzen hat indeß das osmanische Reich bei seinen vielen natürlichen Erzeugnissen, und bei den wenigen Bedürfnissen des Morgenlandes die Bilanz für sich, und der Levantehandel kostet den Europäern groſse Summen. — Die Türkei wird von etwa 24 Millionen Menschen bewohnt, freilich nur nach einer oberflächlichen Schätzung, da in einem halbbarbarischen Lande nie an eine Zählung des Menschencapitals gedacht ist. Im osmanischen Europa mögen davon 7 bis 8, im osmanischen Asien 12, und in Aegypten 4 Millionen leben. Diese Menschenmasse besteht aus den verschiedenartigsten Nationen: 1. Osmanen, die Herren des Landes, in der Mehrzahl im osmanischen Asien, besonders in dessen nördlichen Provinzen verbreitet, im Ganzen ein schöner kräftiger Menschenschlag, in den die Natur die sonderbarste Mischung des Charakters gelegt hat, und der mit den ausgezeichnetsten Tugenden eben so viele Laster verbindet. Er bekennt sich durchaus zum sunnitischen Islam; seine Sprache ist im gemeinen Leben die türkische, Schrift- und Hofsprache aber die arabische. 2. Turkomanen in Armenien seßhaft, so wie

als Nomaden über ganz Anadoli, und auch in andern Provinzen verbreitet. Eine Colonie von ihnen bewohnt unter dem Namen Yeuruks die Gebirge Makedoniens. Sie bekennen sich sämmtlich zum Islam, ohne solche Fanatiker zu seyn, wie die Osmanen, und reden die türkische Sprache; 3. Tataren in der Dobrudscha und den Provinzen an der Donau, wo sie sich aus der Krimm niedergelassen haben. Sie sind Sunniten, und reden die tatarische Sprache, 4. Araber, meistens als Beduinen und Fellahs im südlichen Theile des osmanischen Asiens, wo sie das Gros der Bewohner ausmachen, auch sehr zahlreich in Aegypten. Sie sind Bekenner des Islam, und haben ihren eigenen Dialekt. 5. Abadioten, ein schwacher Volksrest von 4000 Köpfen auf der Insel Kirid oder Kandia, von arabischer Abstammung; Bekenner des sunnitischen Islam mit eignem Dialekte; 6. Kadschiks im osmanischen Asien, aber nur auf der östlichen Gränze; Schiiten mit persischem Dialekte. 7. Kiurden, ein Volk von ungewisser Abstammung, in Kiurdistan, mit persischer Sprache, theils Schiiten, theils nestorianische Christen; 8. Griechen, fast über die ganze hellenische Halbinsel und über alle Inseln des Archipels verbreitet, und aus vielen verschiedenen Stämmen bestehend, worunter sich in neuern Zeiten die Mainoten, Sulioten und Sphagioten durch ihre Freiheitsliebe und durch den Widerstand, den sie den Bedrückungen der Osmanen entgegengesetzt haben, auszeichnen. Sie bekennen sich meistens zur griechisch-christlichen Religion, und reden die neugriechische Sprache. 9. Armenier, vorzüglich in Armenien seßhaft, aber als Kaufleute und Handwerker fast über alle Provinzen verbreitet. Sie sind Christen von einer besondern morgenländischen Secte; doch hat sich ein Theil mit der catholischen Kirche vereinigt. Sie reden zweierlei Dialekte einer alten Sprache: einen für das gemeine Volk, und einen für die Priester. 10. Kopten, das Gros der Bewohner Aegyptens, mit eigner Sprache: monophysitische Christen. 11. Slaven in mehreren Stämmen, als a) Albanier oder Arnauthen am adriatischen Meere, der Mehrheit nach Mosleminen, b) Bosniaken in Bosna, theils Mosleminen, theils aber auch catholische Christen, c) Servier oder Raizen, meistens griechische Christen, d) Bulgaren, größtentheils griechische Christen, doch haben viele von ihnen sich zum Islam gewendet, e) Montenegriner in den Gebirgen von Montenegro, gegen 60,000 Köpfe, griechische Christen. 12. Ansarier auf dem Libanon, gegen 60,000 Köpfe, weder Christen noch Mosleminen, und mit ganz unbekannter Religion. 13. Drusen auf dem Libanon, 160,000 Individuen, ihre Religion ein Gemisch von den Lehren Christus und Mohammeds, doch nähern sie sich mehr dem Islam. 14. Jesidner, ein Volk von ungewisser Abstammung auf dem Gebirge Sindschar im Paschalik-Mossul, mit einer eignen Religion, die eine Ausartung des Mohamedismus zu seyn scheint. 15. Juden, so wohl Talmudisten als Caraiten und Samariter. 16. Walachen in der Moldau und Wallachei, meistens griechische Christen. Alle diese Nationen zerfallen wieder in zwei Classen: die herrschende, wohin man Osmanen, Tataren, Turkomanen, Araber, und überhaupt die Bekenner des sunnitischen Islam rechnen muß, und Unterdrückte, wohin alle übrigen Nationen gehören. Die Lage der letztern ist zwar sehr verschieden, indem manche derselben bei ihrer Unterwerfung sich gewisse Vorrechte stipulirt haben, andere

Sie so gut, als ich. Ich will Ihnen nicht zu nahe treten, Sultan; aber Sie sind ein Mann, der sich nicht gern etwas abdisputieren läßt. Ich bin es auch. Wollen wir also nicht disputieren. Sondern wollen wir nicht lieber Freunde sein? Kommen Sie, Sultan, wollen wir nicht Freunde sein?

Sultan. Ich bin es ja schon gern, Bruder Curd.

Curd. Nun, so sei es! Und wenn du mir nun noch einen Gefallen tun willst, Sultan, so sage mir, wie du es anfangen willst, um mit deinen fünfzigtausend Talern auszukommen?

Sultan. Ich will sie nicht anrühren.

Curd. Nicht anrühren? Du willst sie nicht anrühren? Du willst sie nicht anrühren, Sultan? Du willst sie nicht anrühren? Du willst sie nicht anrühren? Du willst sie nicht anrühren

nehmen, auch nicht gern einen Minderjährigen nehmen. Sollte der Stamm der Osmaniden in seinen männlichen Zweigen verblühen, so geht die Thronfolge auf die Familie des gewesenen Chans der Tataren über, die damit beauwartet ist. Fast jede Thronbesteigung wird mit Blut befleckt. Die Weiber sind vom Thron ganz ausgeschlossen. Der Padischah wird nicht gekrönt, sondern bloß mit dem Säbel Osmans umgürtet, nachdem er den Coran und die Aufrechthaltung der mohammedanischen Religion beschworen hat. Er hat keine eigentlichen Gemahlinnen, sondern die Weiber des Harems werden bloß als Odaliken oder Beischläferinnen angesehen. Es sind meistens geborne Tscherkassinen oder Georgierinnen, denn eine freigeborne Türkin kann als Odalik in demselben nicht eintreten. Ihre Zahl ist nicht bestimmt. Aus denselben wählt der Sultan seine Frauen, Kadin oder Damen genannt, deren er seit Sultan Ibrahim sieben nehmen darf. Diejenige dieser Frauen, welche zuerst einen männlichen Thronerben gebiert, heißt Chakessi Sultana, die übrigen Mütter von Prinzen Sultana Chassecki, die Mutter des regierenden Sultans Sultana Valide, welche letztere große Vorzüge, und die Einzige ist, die nach dem Tode eines Sultans nicht in die Gemächer des Eski Serai verschlossen wird. Ihre Einkünfte belaufen sich jährlich auf 500,000 Piaster (258,166⅔ Thaler), dagegen jede Sultane Chasseki nur 500 Beutel oder 12,958⅓ Thaler an Baschmaklik oder Pantoffelgeldern bezieht. Die Prinzen werden sämmtlich in dem Kafes oder Käfich erzogen, wo man sie eine mechanische Kunst oder ein Handwerk lehrt, in allen übrigen einem Regenten nöthigen Wissenschaften aber ganz unbekannt läßt. In diesem Käfich wachsen sie unter Verschnittenen und Odaliken auf, und treten auf den Thron, ohne die Welt, ohne ihr Volk und die Regierungskunst zu kennen. Die übrigen Prinzen bleiben im Kafes des Eski Serai; in den frühern Zeiten des osmanischen Reichs wurden sie bei jeder Thronbesteigung unerbittlich hingerichtet. Die Prinzessinnen, welche sämmtlich den Titel Sultana führen, erhalten keine bessere Erziehung als ihre Brüder; das Herkommen will, daß sie schon in der Wiege an Vessire, Pascha's oder andre Große vermählt werden, aber ihre männlichen Nachkommen sind nach einem Reichsgrundgesetze sogleich nach der Geburt zum Tode verdammt. Die gewöhnliche Residenz des Sultans ist das Serai zu Istambol, im Sommer auch wohl der Melonengarten bei dieser Stadt oder Dulmah Baktsche, sonst besitzt er noch Paläste zu Edreneh, Brusa u. s. w. Der Hofstaat ist äußerst zahlreich, und wird durch ein ungeheures Heer von Verschnittenen, Weibern und Garden vermehrt, so daß man die Zahl aller dazu gehörigen Personen auf mehr als 10,000 rechnet. Er theilt sich in den äußern und innern Hofstaat: jener besteht aus dem Oberhofmeisterstabe, den verschiedenen Kammern, deren man sieben zählt, den Hofämtern und Leibwachen (die Wachen des Serai sind die Thorwächter, die Gartenwächter, die Holzhauer, die Arriergarde, die Botengarde, die Staatsboten und Hoffourire), und aus den Vertrauten oder Titularwürdenträgern, wohin die Stummen, die Zwerge, die Tonkünstler, die Vertrauten, die Herren der Audienz, die Herren des Steigbügels und die Vessire der Achsel gehören. Der innere Hofstaat besteht aus dem Harem mit seinen Weibern, weißen und schwarzen Verschnittenen, deren Aufsehen,

der Kislar und Kapi Aga, als vornehmste Vertraute des Sultans bedeutenden Einfluß besitzen; dann aus dem Großvessir und der sogenannten Pforte, der hohen oder glänzenden Pforte, die die beiden Cabinette des Kiaga Beg oder Minister des Innern und des Reis Effendi oder Ministers der auswärtigen Angelegenheiten bilden. Der Titel des Padischahs ist ganz im morgenländischen Style: „Wir Sultan, Sohn eines Sultan, Chakan, Sohn eines Chakan, Sultan Mahmud II. Chan, Sohn des siegreichen Sultan Abdul Hamid, durch die unendliche Gnade des Schöpfers der Welt und ewigen Wesens, und durch die Vermittelung und großen Wunder des Mohammed Mustapha, des vornehmsten unter den Propheten, über dem der Segen Gottes ruhe, Diener und Herr der Städte Mekka, Medina und Kuds, gegen welche die ganze Welt ihr Angesicht wendet, wenn sie betet, Padischah der drei großen Städte Istambol, Edreneh und Brusa, welche alle Fürsten mit Neide ansehen u. s. w." Das Reichswappen ist ein grünes Schild mit einem wachsenden silbernen Monde, auch hat das Reich gegenwärtig einen Ritterorden. — Die Staatsverwaltung ist ganz orientalisch. An der Spitze der Geschäfte sollte eigentlich der Sultan stehen, aber seitdem dieser schon seit Jahrhunderten aus dem Harem den Thron besteigt, regiert statt seiner sein oberster Staatsbeamter, der Großvessir; doch haben auch die Vertrauten des Sultans, besonders die Verschnittenen des Harem, die Favoritsultanen und die Validé Sultan großen Einfluß auf die Regierung. Der höchste Staatsrath heißt der Dywan, welcher im zweiten Hofe des Serai gehalten wird, und in den ordentlichen und außerordentlichen zerfällt; jenen bilden bloß die höchsten Reichsbeamten und die Agas des Militärs, zu diesem werden auch andere Personen gezogen. In beiden führt der Großvessir den Vorsitz; die andern Mitglieder sind der Kiaja Beg, der Reis Effendi, der Tschousch Baschi oder Hof- und Reichsmarschall, der Defterdar, der Aga der Jenitscheri, der Spahilar Aga und der Kapudan Pascha. Der Mufti tritt nur dazu, wenn er gerufen wird, und der Sultan wohnt ihm zuweilen hinter einer Tapete verborgen bei. Der Großvessir ist die wichtigste Person im Staate; er ist der Stellvertreter des Sultans bei der Armee, erster Minister, Großrichter und Bewahrer des Reichssiegels; seine Stelle gibt die höchste Ehre, Einfluß und Einkommen, ist aber auch äußerst gefährlich, und die Schnur liegt bei jedem Schritte in der Perspective. Entfernt er sich von der Hauptstadt, so ernennt er einen Verweser seiner Würde, den Kaimakan. Minister des Innern ist der Kiaja Beg, der auswärtigen Angelegenheiten der Reis Effendi, der Finanzen der Defterdar, oberster Admiral der Kapudan Pascha, Obrist der Jenitscheri der Aga der Jenitscheri und Obrist der Reiterei der Spahilar Aga. Der Tschousch Baschi ist Minister der innern ausübenden Gewalt, und hat sieben Unterstaatssecretäre unter sich. — Die Provinzen sind sämmtlich bis auf die Moldau und Wallachei und die beiden Hauptstädte Istambol und Edreneh in Eialets, Paschaliks oder Statthalterschaften, eingetheilt, worunter die Statthalter von Rumili, Anatoli und Damas den Titel eines Beglerbegs führen, und drei Roßschweife vor sich her tragen lassen, welches Recht auch der Kapudan Pascha besitzt; die übrigen Paschen haben deren nur zwei. Die Gewalt der Paschas ist beinahe unumschränkt in den

Provinzen, die ihnen unterworfen sind; sie stehen an der Spitze ei-
nes Provinzialdywans, deren Beamte den nämlichen Titel führen,
wie die Reichsbeamten. Sie vereinigen in ihrer Person alle Macht;
Militair- und Zivilgewalten, Polizei und Gerichtsbarkeit hängen von ihnen
ab; sie erkennen über Leben und Tod der Unterthanen, führen Krieg,
und schließen Frieden, alle Gesandte sind ihnen übergeben, bloß damit
sie die Abgaben für die Pforte beitreiben können. Halten sie damit
Ordnung, so werden sie von der Regierung begünstiget, und stehen
manchmal bekömmt sich darum, welche Mittel sie anwenden, ihren
Zweck zu erreichen; daher denn alle die gierigsten Blutsauger sind.
Um dann werden sie gewöhnlich von ihren Posten entfernt, wenn
sich ihre unerschwingliche Abgaben gerechte Wut in offene Empö-
rung ausbricht, oder die Ulemy gegen sie auftritt, oder man sich fo-
gar ihres Vermögens bemächtigen will. Aber nicht selten widersetzt sich
dann der Statthalter mit den Waffen in der Hand, und retter oben
so oft Posten und Leben. In militairischer Hinsicht wird jeder Pa-
schalik wieder in Sandschaks abgetheilt; bei jedem Ausbruche eines
Kriegs müssen die im Sandschak wohnenden Zenitscheri, Spahi,
Timariots und Zaimiten sich bei dem Sandschak-Beg einfinden,
und der Befehle der Paschas erwarten. Besonders sind Unterabthei-
lungen der Paschaliks die Musselimiks, Woiwodaliks und Kaimakis.
Aber bei der Eintheilung des Reichs in Zaims und Timars
haben die Güter der Lehnsträger der Pforte, deren Besitzer ver-
schieden sind, unter dem persönlichen Dienste eine gewisse Anzahl
Reiter und Fußvolk zu Felde zu stellen. Der Zaimé zählt in man-
chen Provinzen 300, in Asien 1,479, der Timars in Europa 8,556,
in Asien 19,276. In einigen Gegenden, so in Griechenland, sind
einzelne Musselimiks und Woiwodaliks unabhängig von der Gewalt
der Paschen, dergestalt, daß ihre Befehlshaber in ihren Ge-
bieten mit Ausnahme der Justiz jedes Regierungsrecht ausüben
können, auch sind verschiedene dieser Stellen gewissen Familien
auf ewige Zeiten übertragen, welches Recht jetzt einige Paschas
und Sandschakbegs, wie der von Janina, mit den Waffen in
der Hand zu erzwingen haben. Nach Hammer zerfällt das osmani-
sche Reich jetzt in folgende Eyalets: 1. Anmili, welches Thracien,
Bulgar Ili, Serf Wilajeti, und zum Gehaltsantheil mit Anato-
lien die beiden Städte Istambol und Ebreneh, und dem Sand-
schak des Kapudan Pascha umfaßt; allein der Begierbeg, der zu
Spalatro seinen Sitz hat, hat jetzt wenig mehr als Thracien, Bul-
gar Ili, Serf Wilajeti und Makedien unter sich, indem der
Pascha von Janina über den ganzen Osten der hellenischen Halb-
insel, der von Tripolitza über Morea gebietet, und ein großer
Theil von Serf Wilajeti zur Pforte Freistaat bildet. 2. Das-
na, welches sich über Bosna mit Herfek und osmanisch Kroatien
erstreckt; 3. Damas, ein Theil von altem Syrien oder Scham;
4. Sidrik, die Insel Cypern; 5. Anadoli, der größte Theil von
Kleinasien, oder in diesem Eyalet behaupten Kara Osman und
Kischanan Oglu zwei tributäre Staaten; 6. Karaman oder der
Paschalik Konieh, theil von Kleinasien; 7. Siwas, theil von
Kleinasien; 8. Merasche, Theil von Kleinasien; 9. Erzerum, das
Paschalik Pasinus, wozu auch der Sandschak Kharput gehö-
ren scheint; 10. Kurs, theil von Armenien; 11. Schehrsor;
12. Ezerzum, Theil von Armenien; 13. Wan, Theil von Arme-

nien; 14. Racka, auch Orfa, Theil von Mesopotamien; 15. Diarbekr, Theil von Mesopotamien; 19. Mossul. Theil von Mesopotamien; 17. Bagdad mit Basra und Schehresol, drei jetzt vereinigte Ejalets; 18. Jemen, bloß ein Titularejalet, indem der Sultan in Arabistan nicht mehr zu gebieten hat; 19. Haleb, Theil von Scham; 20. Scham, doch wohl Akka, ein Theil von Scham; 21. Tarablus, Theil von Scham; 22. Misr, ganz Aegypten mit allem, was die Pforte in Afrika besitzt; 23. Kirid, die Insel Kandia. — Die einzige Norm der Gesetze ist der Koran; die Justiz mithin zum Theil in den Händen der Geistlichkeit. Der Mufti ist nicht allein oberster Priester, sondern auch der höchste Ausleger der Gesetze; seine Entscheidungen werden Setwahs genannt. Das höchste Dicasterium in Rechtssachen ist der Dywan Chaneb, dessen Präsident der Großvesir ist; in seiner Abwesenheit vertritt seine Stelle der Tschousch Baschi. Die ganze Körperschaft der Rechtsgelehrten macht die Ulema aus, eine Körperschaft, die ein großes Ansehen im Staate behauptet, vieler besondern Vorrechte genießt, und der einzige Damm ist, der in den Provinzen den Bedrückungen der Paschas entgegen steht. Die niedern Gerichte verwalten in größern Städten Richter unter dem Namen Molla, in kleinern die Kadis; unter diesen Richtern stehen die Musselims als Vollstrecker der gefällten Urtheile. Ueberhaupt ist die ganze Rechtspflege höchst einfach — An der Spitze des Kirchenstaats steht der Sultan selbst als Kalif und Nachfolger Mohammeds; in seinem Namen verwaltet zu Istambol ein Mufti die höchsten bischöflichen Rechte. Das Ansehn des Mufti ist sehr groß, und seine Einkünfte bedeutend; sein Stellvertreter heißt der Fetva Emini. Der Mufti kann nach Belieben von dem Sultan ein- und abgesetzt werden. Nächst dem Mufti sind die Kadileskiers, die Mollas und Kadis die wichtigsten Glieder der Ulema; in größern Städten ernennt der Mufti wieder Untermufti's. Die eigentliche Priesterschaft theilt sich in Welt- und Klostergeistliche; zu jenen, die den Gottesdienst in den Moskeen, Dschamis und Metschets verrichten, gehören die Imans, Danischmende und Talismane, diese heißen Derwische, die mehr als dreißig verschiedene Orden oder Brüderschaften bilden; die vornehmsten darunter sind die Nakschbendi, Mewlewi, Begtaschi, Chalweti, Rufaai und Kadri. Die christlichen und jüdischen Religionen werden zwar im ganzen Umfange des Staats geduldet; man läßt ihnen nicht allein die freie Ausübung ihrer Religion, ihre Tempel, sondern auch ihre zahlreiche Geistlichkeit mit allen Abstufungen, wie denn Catholiken, Griechen, Armenier, Nestorianer, Monophysiten u. s. w. ihre Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe und niedere Geistlichkeit haben, indeß werden sie allenthalben als Feinde angesehen, deren Gehorsam das herrschende Volk durch Bedrückungen aller Art erzwingen zu müssen glaubt. — Die Staatseinkünfte fließen in den Miri oder Staatsschatz, und betragen nach Campenhausen 83,625½ Beutel und 46 235 Asper oder 41,815,972 Fl., nach Eton aber 40.450,500 Fl., die durch Grund- und Vermögenssteuern, durch Zölle, den Chovadsch, Monopole, Bergregal und Münze, Provinzialtaxen und den Tribut der Despoten von der Moldau und Walachei aufgebracht werden. Von dem Miri oder Staatsschatze, der mit Schulden belastet ist (1807 rechnete man gegen 107 Millionen Gulden), unterscheidet sich die

Ausgabe der Werke Lessing's, die Lachmann besorgt hatte, und die Ausgabe der Werke Schiller's, die Karl Goedeke besorgt hatte, sind Muster solcher Ausgaben. Die

mann, Göttfried von Preuilly, war im 11ten Jahrhundert der erste, der die Gesetze und Gewohnheiten der Turniere sammelte, die in der Folge auch bei andern Nationen angenommen wurden. Daß der deutsche König Heinrich I. die Turniere erfunden habe, ist ungegründet. Sebastian Münster, ein nicht ganz verwerflicher Zeuge, meldet in seiner Erdbeschreibung, daß das erste große deutsche Turnier im J. 1036 zu Magdeburg gehalten worden. Die Gesetze bei den Turnieren waren in der Hauptsache überall gleich, aber in Nebendingen, besonders was die polizeilichen Anordnungen dabei betraf, waren sie oft sehr verschieden. Eine Sammlung solcher Gesetze findet sich in Rüxners Turnierbuch (s. auch d. Art. Ritterschule). Außer der ritterlichen Geburt, war ein durchaus unbescholtner Wandel eine unerläßliche Bedingung, um beim Turnieren zugelassen zu werden. Es scheint jedoch, daß man nicht immer ganz streng diese Gesetze beobachtet habe, weil sonst viele Ritter nicht hätten zugelassen werden können. Zu den großen Turnieren, welche ein Fürst oder ein Hoher von Adel anstellte, geschahen die Einladungen an benachbarte Fürsten und Ritter auf eine sehr feierliche Art; eben so wurden auch die Kampfrichter oder Turnierkönige gewählt. Die Turniere wurden dann durch Herolde öffentlich ausgerufen. In Deutschland wurden diese Spiele gewöhnlich auf dem Markte oder andern freien Plätzen der Städte gehalten, in Frankreich aber auf freiem Felde in der Nachbarschaft von Städten. Vor dem Tage des Turnirens selbst mußten die, welche daran Theil nehmen wollten, wenn es nicht fürstliche Personen, oder sonst schon bekannte Ritter waren, ihre Ahnenprobe machen. Der, welcher das Turnier veranstaltete, setzte nicht nur den Preis (Dank) für die Sieger aus, sondern trug auch alle übrigen Kosten des Turniers und bewirthete die fremden Gäste bisweilen mit großem Aufwande. Außer diesen feierlichen Turnieren foderten bisweilen einzelne Ritter andere zu einem Turniere heraus, um etwa eine gekränkte Ehre oder sonst etwas zu verfechten. Sie durchzogen in dieser Absicht wohl mehrere Länder, und hießen irrende, fahrende Ritter. — Die Waffen, deren man sich bei den Turnieren bediente, waren anfangs unbeschlagne Kolben und stumpfe Schwerter, dann aber, und fast ausschließlich, Lanzen oder Speere. Je größer die Zahl der zerbrochenen Lanzen war, die ein Ritter bei einem Turniere aufzuweisen hatte, desto größer war sein Ruhm. Man nannte diese Waffen stumpfe Waffen (armes courtoises, gracieuses). In der Folge wurden auch scharfe Waffen gewöhnlich, und die Turniere wurden nun blutig und mörderisch. Aus diesem Grunde, und wegen des ausschweifenden Luxus, der oft dabei Statt hatte, verboten Könige, Päpste und Kirchenversammlungen die Turniere bei schwerer Ahndung; demungeachtet aber dauerten sie noch lange Zeit fort. Die Einführung des Schießpulvers, welche die bis dahin gewöhnliche Rüstung der Ritter unnütz machte, die ganz veränderte Art Krieg zu führen, vielleicht auch Aenderung des Geschmacks und der Mode, trugen dazu bei, daß die Turniere im 16ten Jahrhunderte nach und nach aufhörten. In Frankreich hatte das unglückliche Ende Heinrichs II. (1559) sie ganz verhaßt gemacht. Man erneuerte sie zwar später hier und da wieder, aber bloß zur Lust. Die Carousselś (s. d. Art.) traten an ihre Stelle. An einigen deutschen Höfen wurden noch bis ins 18te Jahrhun-

dert Fuß-Turniere, ganz im Geschmack der frühern Zeiten, jedoch bloß als Lustbarkeit, angestellt. Das letzte bekannte Fest dieser Art war das Turnier, welches am Hofe des Königs August II. im Jun. 1709 auf dem Markte zu Dresden gehalten wurde. Officiers von gleichem Range turnierten gegen einander mit Schwert und Lanze. Die Formalitäten dabei waren ganz nach alter Art eingerichtet.

Turnkunst verdankt ihre gegenwärtige Beschaffenheit dem in Berlin lebenden D. Jahn und ist nach dieser seit den Jahren 1810 und 1811 bekannt. Ihr Zweck ist sorgfältige dauernde Leitung körperlicher Ausbildung zur richtigen Anwendung der Körperkraft; und es sollen hieraus anständige Haltung des Körpers, regelmäßige, nach den Umständen scharf abgemessene schnelle Bewegung, Körperkraft und Dauer, Gewandtheit des Leibes, Sinnen-Schärfe, Sinnen-Munterkeit und froher, lustiger Muth hervorgehen. Es ist bekannt, wie schon die Alten, vor allen aber die Griechen, die Jugend auf solche Weise zu bilden gestrebt; bekannt, wie unsere Alt-Vodern im Turnwesen und den ritterlichen Uebungen ein Aehnliches zu erringen bemüht gewesen. Aber es verschwanden alle diese Uebungen durch die Zeit und die veränderten Ansichten der Menschen. Erst in neuerer Zeit gedachte man wieder in Deutschland der Nothwendigkeit einer Leibesbildung, neben jener des Geistes. Zu Dessau war es, wo — geschah es durch Basedow oder irgend einen andern ist nicht bekannt — zuerst die Leibesübungen getrieben wurden, die man mit dem Namen Gymnastik bezeichnete. Von hier aus gingen sie mit Salzmann nach Schnepfenthal, wo bald die vorzüglichste Pflanzschule für Gymnastik entstand, die Gutsmuths mit vorzüglichem Eifer ausbildete und mit Verstand pflegte. Sein Buch, das unter dem Titel einer „Gymnastik" erschien, brach bald diesem Erziehungsgegenstande den Weg nach mehrern Gegenden, vor Allem nach Dänemark. Als nun zur Zeit des Franzosendruckes jeder deutsche Mann nach Freiheit schmachtete, überall aber Verweichlichung des Volks, sie zu erringen, entgegen war, da ward es den Thätigern und Verständigern im Volke erst klar, wie nur durch Jugendbildung die Freiheit vorbereitet werden könne. Nachdem D. Jahn schon im J. 1810 in Berlin die körperliche Ausbildung der Jugend zugleich in Beziehung auf künftige Vaterlandsvertheidigung unter dem Namen der Turnkunst angefangen, eröffnete er zuerst 1811 im Frühjahr den ersten Turnplatz in der Hasenhaide. Obschon, wie fast immer jede gute neue Einrichtung, auch diese Anstalt anfänglich viele Widersacher fand, so ward doch dem Volke der wahre Zweck des Ganzen immer mehr klar. Die Anstalt nahm täglich zu; schon 1812 konnten mehrere als gute Vorturner auftreten. Hierbei bildete sich ein Turnkünstlerverein, welcher zum Zweck hatte, über alles, was dem Turnwesen auf irgend eine Weise förderlich seyn könnte, sich zu besprechen. Als aber Jahn späterhin mit allen wehrhaften Turnern ins Feld zog, stand einer seiner besten Schüler, Ernst Fiseler, der Turnanstalt 2 Jahre lang vor. Nach beendigtem Kriege blühte die Turnkunst, deren Vortheil in ihm sich bewährte, immer fröhlicher auf, und hat jetzt an vielen deutschen Bildungsanstalten bereits festen Sitz. Das Wort Turn selbst ist ein altdeutsches Wort, das drehen, wenden, lenken, schwenken ꝛc. bedeutet und aus dem Deutschen mit in das

Französische hinüberkam. So wie dies, sind alle bezeichnende Kunstwörter bei der Turnkunst aus dem Deutschen entlehnt. — Jeder Turnplatz muß so gewählt seyn, daß er hoch und trocken liege, eben und von festem Boden sey und wenigstens einige Bäume habe; von grossem Vortheil sind hierbei nahe Anhöhen; wo diese fehlen, sollen wenigstens Schanzen von den Turnern aufgeworfen werden. Auch muß dafür gesorgt werden, daß gutes Trinkwasser in der Nähe sey. Die Bahnen müssen von Lehm geschlagen seyn, wo fester Boden mangelt, und dann durch aufgestreuten Sand weicher gemacht werden. Kann ein kleiner Laubwald in die Anlage des Turnplatzes gezogen werden, so ists desto besser; nur hüte man sich vor Nadelwald. — Zu dem nothwendigsten Turnzeuge gehören: Springel, Beutel, Schnuren, Springstangen, Recke, Schwingel, ein Schwebebaum, ein Pfahlkopf, Gere, Zieh- und andere Seile, Klettertaue, ein Klettermast, Kletterstangen, eine Klimmleiter, ein Schwimmgürtel mit Stange ꝛc. Der Springel oder Springpfeiler besteht aus zwei aufrecht stehenden Pfählen, in denen Löcher über einander angebracht sind, in welche man Pflöcke steckt, über welche eine Schnur gezogen wird. Je nachdem der Sprung hoch oder niedrig geschehen soll, können auch die Pflöcke höher gesteckt werden oder tiefer. Die Springstäbe nimmt man von Fichten- oder Kiefernstämmchen, 7 — 11 Fuß lang, am stärkern Ende zum Einsetzen etwas zugespitzt. Das Reck ist eine auf zwei Balken wagrecht ruhende Stange, gegen 2½ Zoll stark und 4 — 5 Ellen lang. Für Geübtere muß es so hoch seyn, daß sie es nur im Sprunge erreichen; für kleinere nur schulterhoch, oder auf einem höhern und niedrigen Balken ruhend. Es dient dieses Reck zu vielen Hang-, Schwung- und Handlauf-Uebungen. Der Schwingel ist ein gepolstertes Gerüst, in der Mitte sattelähnlich, in der Hauptsache wie die Schwing- und Springpferde auf den Fecht- und Voltigirsälen. Unter Schwebebaum oder Wagbaum versteht man einen schlanken, astlosen Fichtenstamm, von 40 Fuß Länge und 10 Zoll Stärke am Stammende. Dieser ruht auf einem zwischen zwei Ständern angebrachten Dorn, welcher, da die Ständer mit Löchern über einander versehen sind, höher und niedriger gesteckt werden kann. Der Baum darf weder zu viel noch zu wenig schwanken; auf ihm muß sich der Turner, ungeachtet seines Schwankens, erhalten und bewegen lernen. Der Pfahlkopf ist ein auf einer Säule befestigter Kopf mit einem Gelenke, mittelst dessen er auf den Treffwurf zurückschlägt und hängen bleibt. Da die Würfe oft weit abgehen, so ist es nöthig, daß die Wurfbahn wenigstens 30 Fuß Breite habe, und hinten durch eine hohe Bretwand oder einen Erdwall geschlossen sey. Ger heißt ein langer Schaft, mit einer 4 Zoll langen, kegelförmigen, eisernen Spitze und einem 2 Zoll langen eisernen Ring am Schaftende; der Ring muß so viel Gegengewicht halten, daß der Schwerpunkt des Gers um 2—3 Zoll aus der Mitte nach der Spitze zu geht. Nach Alter und Kraft müssen diese Gere verschieden seyn. Die Klettertaue müssen ½ — ⅝ Zoll stark und 20 — 40 Fuß lang seyn. Der Klettermast mag 20 — 60 Fuß Höhe, 6 — 12 Zoll Stärke und oben einen Querbalken zum Ausruhen haben. Die Kletterstange muß von 2 — 4 Zoll Stärke und 10 — 30 Fuß Höhe und, wie der Klettermast, gut gehobelt seyn. Die Klimmleiter ist nichts weiter, als eine Strickleiter, an deren

beiden Hauptseilen der Turner hinauf- und hinabklimmt. Unter Schwimmgürtel versteht man einen breiten Bund, der um die Brust des Anfängers bei Schwimmübungen gelegt und vorn zugeknüpft wird. Hinten ist am Bunde eine starke Schnur oder besser ein Seil befestigt, das der Schwimmlehrer entweder frei hält oder das an einer Stange fest gemacht ist, die unten einen hölzernen Bügel hat, welchen man gerade auf die Hüfte stemmt. Hierdurch kann man nach Gefallen den Turner über dem Wasser erhalten oder ihn untersinken und tauchen lassen. — Die Turnübungen zerfallen überhaupt in Vor- und Hauptübungen und sind namentlich folgende: I. Das Gehen. Hierbei wird in den Vorübungen Anstand, Dauer, Schnelligkeit und Gewandtheit geübt. Als Turnübungen betrachtet man 1. den Kriegsschritt, wobei Haltung des Körpers, das Blickwerfen oder die Kopfbewegung, halbe und ganze Wendung, gewöhnlicher und Geschwindschritt, die Richtung in Gliedern, das Schließen, Marsch gerad aus, der Schräg- und Reihenmarsch, die Richtungsveränderung, Frontstellung aus dem Reihenmarsche, Auslaufen der Rotten, Schwenkung von der Stelle und im Marschiren berücksichtigt wird. 2. den Turngang, ein starker, anhaltend fortgesetzter Weg in irgend eine Gegend, wobei wo möglich daran gedacht werde, daß Jeder sein Bedürfniß in einer Tasche selbst trage und so wenig als möglich zu bedürfen sich gewöhne. 3. den Turnzug. Er besteht in einer unvermutheten Wanderung nach einem vorgesteckten geraden Ziele, ohne auf örtliche Verhältnisse Rücksicht zu nehmen, also durch Flüsse, Wälder ꝛc. ohne Weg und Steg; er soll den denkbaren Fall darstellen, daß dem Feinde durch einen solchen Zug zuvorgekommen werden soll. 4 den Turnschritt. Er ist ein Geschwindschritt auf der Turnbahn nach der Zeit bestimmt, und hat den Zweck durch Schnelligkeit Zeitkürze zu überwinden. Das Laufen. Vorübungen sind langsames Traben und Ablaufen eines Weges von 10 Minuten, die endlich kaum zum dritten Theil gebraucht werden; dabei darf Keiner am Ziele außer Athem seyn. Turnübungen sind: der Schlängellauf, wobei eine Bahn in Schlangenlinien oder sternförmig angelegt werden muß; der Schnellauf, wozu die Bahn, 312 rheinl. Fuß lang, nicht zu angreifend werden dürfte; der Langlauf, welcher auf die Dauer im Laufe berechnet ist, und wobei mit offner Brust und unbedecktem Kopfe zu laufen und dann 10—12 Minuten langsam umherzugehen ist; der Springlauf, welcher zur Absicht hat, die beim Laufen sich entgegenstellenden Hindernisse des Bodens durch Sprung zu überwinden, was man durch aufgeworfene Gräben bewirken kann; und der Trablauf, dessen Zweck es ist, den Feind, dem man sich langsam genähert, nachdem man sein Feuern abgewartet, beim Laden schnell anzufallen. II. Das Springen. Der Sprung, welcher mit Beihülfe der Arme und Beine geschieht, ist ein gemischter, der hingegen, welcher nur durch Schnellkraft der untern Glieder erfolgt, ein reiner Sprung. Zu dem Sprung überhaupt gehört 1. Der Hochsprung. Vorübungen sind der Hüpfgang der Hüpflauf und das Hüpfen, wobei die Fußspitzen allein thätig sind, der Anschlag mit den Ferfen an das Gesäß, der Kniehub nach der Brust zu. Hauptübung ist der Hochsprung, welcher sich in den Hochsprung mit Anlauf und ohne Anlauf theilt; der Anlauf muß stets leicht auf den Fußspitzen fortlaufend genommen

werden. Wenn die Turner beginnen, mit zur Hülfte zu springen gewöhnt sind, kann man zum Kreisspringen vorschreiten. Dann bilden die Turner haufenweise einen Kreis, auf dessen Rahm der Springend steht, der übrigens eine Schnur bei sich hat, sobald er sich die nöthige Bahn durchläuft durch den Kreis von Neuem. Auch dieses Springen mit der Wasse gemacht, so daß diese die Schnur nicht berühren, geschieht er mit dem Draht zum Herabfassen und Fortringen des Ringes vom Ringpfeiler, so muß der Stab gebogen werden, wenn der Turner über der Schnur schwebt. Der Turnspringende stellt alsdann zwei weiße Ringpfeiler so weit auseinander gesetzt werden müssen, als das Glied breit ist. Diese stehen dann auch mit und ohne Stäbe geschehen. 2. Der Weitsprung. Vorahnungen hierzu sind: Gang und der Frosch, in immer wiederholten Sätzen bis zum Ende einer Bahn. Die Hauptübung ist der eigentliche Weitsprung. Er theilt sich in den Anlauf, Absatz und Niedersprung. Als Turnübungen dienen: der Sprung über den langen, 1 Fuß hohen Graben, durch ungebunden, dann mit Gewehr, endlich im Trab; und der Schlangensprung über einen in Krümmungen laufenden Bach oder Graben. 3. Der Tiefsprung. Dieser ist rein, wenn die Hand nicht dabei angewendet wird, sondern sich, wenn man hier gebraucht. Damit der Stoß sich nicht in gerader Richtung durch das Rückgrad fortpflanze, springe man nie auf die Ferse, sondern auf die Zehen und beuge den Körper zusammen. Zu dem gemischten Sprunge gehören der Sprung mit dem Stabe und der Hochsprung mit dem Stabe. Die Vorübungen bestehen in der Hebung und der Wendung, bei welcher letztern das Gesicht im Niedersringen nach dem vorigen Standpunkte des Turners gerichtet sein muß. Hauptübung ist der Hochsprung mit dem Stabe selbst. Hierbei kommt der Anlauf nach dem Stützpunkte hin immer schneller und leichter werden, und Aufsprung und Einsetzen des Stabes eins sein. Eben so wie den Hochsprung mit dem Stabe, hat man auch den Weit- und Tiefsprung mit dem Stabe. Als Uebung hierzu gehört der Sprung im Reifen, im Strick und im Seile. Bei den ersteren beiden Uebungen schwingt sich der Turner, aufstützend, den Reifen und den Strick selbst unter den Beinen und über den Kopf weg, bei dem Turnen im Seil steht dies anders als der Springer, indem diese Uebungen gestatten sehr viele Veränderungen. III. Das Schwingen. Zum Behuf desselben dient der Schwingel oder das Schwingreck. Die Vorübungen müssen allein Hände und Arme ausbilden, durch Stemmen, Heben, Handgang, Aufsprung in den Sattel, Sprung über den Sattel, Hinaufsprung stehend in den Sattel. Außerdem sind noch als Turnübungen: Aufschwung in den Sattel, Aufsprung im Sattel, Niedersprechen in den Sattel, Herabschwingen aus dem Sattel, Niedersprung, Aufsprung stehend in den Sattel. IV. Das Wagbalken oder Schweben. Dieses zerfällt als Vorübung in das Wagstehen auf einem Beine, auf einem Pfahle und in das Wagstehen auf dem Ruhbaum (einem auf dem Boden liegenden geschälten Fichtenstamm), der Kante eines Brets u. s. w. Die Pfähle dürfen nur 1 Fuß hoch und oben 2 Zoll stark sein. Hauptübung ist das Wagbalten auf dem Wag- oder Schwebebaum. Auf diesem versucht der Anfänger zuerst sich von der leitenden Hand des Lehrers zu halten, dann ohne dieselbe; später auch, wenn man ihm seine Bahn durch

Steine, durch eine vorgehaltene Ruthe ꝛc. erschwert. Endlich nöthigt man ihn auf der schwankenden Spitze des Baums sich umzudrehen, rückwärts zu gehen, einem ihm begegnenden Turner auszuweichen, sich zu setzen und aufzustehen ꝛc. Hierbei ist nöthig, daß man die Füße auswärts setze, langsam und mit geradem, nicht schwankenden Körper gehe und den Baum, wenn er zu sehr schwankt, wieder in Ruhe kommen lasse. Als Turnübung dient der Wagekampf, wenn sich zwei Turner auf einer schmalen Fläche begegnen und einander herabzustoßen bemüht sind, der Steg wo ein Wagebaum über ein tiefes Wasser gelegt und von den Turnern überschritten wird ꝛc. Hieher gehören auch die bekannten Uebungen: das Stelzengehen, das Schlittschuhlaufen und das Gleiten mit den Füßen auf dem Eis. — V. Das Klimmen und Steigen. Hierbei kommt alles an auf Muskelkraft und Nervenstärke, auf Muth und Fassung. Zu den Vorübungen gehören hier: das Hängen am Reck mit gestrekten und gekrümmten Armen, das Heben, wobei der Turner sich mittelst der Arme so hoch hebt, daß er über das Reck hinübersieht; der Hangschwung oder das Hängen am Reck mit hinauf- und hinabgeschwungnen Füßen; der Liegehang, wo man mit Armen und Beinen das Reck umklammert; der Ruhhang, wo dies nur eine Seite des Körpers thut, indeß die Glieder der andern ruhend herabhängen; das Gehen mit den Händen am Reck, das Anhängen mit den Knien indem man die Hände los läßt; das Fortgleiten sitzend auf dem Reck, indem man bei jedem Fortgleiten sich auf die Hände stützt ꝛc. Zu den wirklichen Turnübungen rechnet man: die verschiedenen Arten die Leiter zu erklimmen; das Klimmen am Mast, an der Strickleiter, am Seile senkrecht und quer, am Baume ꝛc. — VI. Das Ringen. Als Grundlagen oder Vorübungen desselben sind zu betrachten: das Heben mit ausgestrecktem Arme; das Ziehen mit der Hand und Schultern, das Ringen um einen Apfel oder dergleichen, damit die Hände sich gewöhnen fest zuzuschließen; das Fortdrängen des Gegners; das Heben und Umfassen desselben, damit er den Boden nicht mehr berühre; das Niederwerfen. Turnübungen geben hierbei: der Kampf am Seile, wobei beide Parthieen das Seil an sich zu ziehen bemüht sind; der Gränzkrieg, wo der Einfall abgewehrt werden soll. Hierbei ist es nun sehr leicht, gewisse, für künftige Vaterlandsvertheidiger unerläßliche Grundsätze in Absicht auf Kriegsstand, vorzubereiten und einzuprägen und allerhand Dinge auszuführen, wie sie im Kriege zu geschehen pflegen. — VII. Das Werfen. Die Absicht dabei ist: Stärkung der Hand, des Arms, der Schultern und Brustmuskeln und Uebung des Auges. Das Werfen ist zweierlei: Steinwerfen und Werfen mit dem Spieß oder Ger. Bei der erstern Art hat man Steine nöthig, die breitgedrückten Kugeln oder Linsen gleichen; andere sind für Anfänger nicht anwendbar. Mit diesen macht man nun entweder den Schwungwurf, der am gewöhnlichsten ist, oder den Hebewurf, wie z. B. beim Kegelschieben üblich. Als Ziel dient eine Scheibe oder der Pfahlkopf. Bei dem Werfen mit dem Spieß ist der Wurf entweder Kernwurf geradeaus, oder Bogenwurf in einem Bogen nach dem Ziele. — VIII. Das Schießen. Dies geschieht bis zu einiger Reife des Turners mit dem Bogen, der am besten von Maaßholder, Iben- oder Ahornbaum genommen wird. Die Pfeile macht man von Fichtenholz; die Befiederung nimmt man von den Schwanzfedern der Vögel und leimt sie hinten am Pfeile fest. Ist

der Turner verständiger, älter und kräftiger geworden, so übt er den Büchsenschuß nach dem Ziele; anfänglich mit Anstemmen und Auflegen, später aus freier Hand. — IX. Das Baden. Dies unentbehrliche Beförderungsmittel der Gesundheit ist am besten vorzunehmen im fließenden Wasser eines Flusses oder Baches; wo man das nicht kann, ist ein See oder Teich dankbar zu benutzen. Mit Anfängern beginne man das Baden nur in der heißen Jahreszeit, und bade überhaupt lieber Nachmittags, wo das Wasser durch die Strahlen der Sonne schon mehr erwärmt worden. Sobald man aber einiges körperliche Uebelbefinden bemerkt, ist das Bad auszusetzen; deßgleichen zur Zeit der Verdauung. Wie sehr man sich vor aller Erhitzung zu hüten, ist bekannt genug. Ehe man in das Bad geht, benetze man Kopf, Brust und Beine und werfe sich dann schnell ins Wasser. So lange bis Frost eintritt, kann man immerhin im Wasser bleiben. — X. Das Schwimmen. Dabei kommt es vorzüglich auf die Muskeln der Brust und Arme an, deren Stärkung durch den heilsamen Eindruck des frischen Wassers gar sehr befördert wird. Das Rudern bewirkt man dadurch, daß man die breitern Flächen der untern und obern Glieder dem Wasser entgegensetzt, und wenn man einen zweiten Ruderschlag beginnen will, die schmalen schneidenden Seiten zur Rückbewegung dem Wasser entgegenstellt. Die Hauptarten des Schwimmens sind folgende: 1. das Schwimmen auf der Brust. Dieses ist die allgemeinste Art und der Grund von allen übrigen Schwimmarten. Der Turner liegt dabei schräg im Wasser, mit scharf zurückgebognem Kopf und Hals, die Arme vor sich hinaus gestreckt, mit dem Daumen der Hand etwas tiefer, die Finger fest geschlossen, die Beine tiefer und auseinandergespreitet, die Füße bis zum Hindern heraufgezogen. Hierauf streichen die beiden Arme seitwärts in einem Bogen, jedoch nicht bis zu den Hüften aus, die Daumen immer noch tief; die Füße streichen in 2 Bogen weit aus einander und zugleich in die Tiefe, wobei die äußern Flächen der Beine und die obern der Füße rückwärts gegen das Wasser drücken. Um einen neuen Stoß oder Ruderschlag zu machen, müssen sich die Hände mit der schmalen Seite gegen das Wasser vor die Brust ziehen, und werden da wie vor dem ersten Ruderschlage ausgestreckt, desgleichen ziehen sich die Beine in dieselbe Stellung wie vorher, und so erfolgt ein neuer Ruderschlag. Nur ist zu bemerken, daß die Kniee nicht nach dem Kinn hinaufstehen, sondern weit auseinander gespreitet seyn müssen, weil man außerdem sich unter das Wasser arbeiten würde. Hat man diese Art des Schwimmens auf der Brust gelernt, so werden alle übrigen Uebungen leichter. 2. Das Wassertreten. Hierbei gebraucht man die untern Glieder eben so, wie beim Schwimmen auf der Brust; der Turner steht aber und hält die Hände dabei über Wasser. 3. Das Schwimmen auf dem Rücken. Man legt sich sanft aufs Wasser rücklings nieder und hält den ganzen Körper mit angeschlossenen Oberarmen starr. Die Hände liegen neben dem Schenkel, doch so, daß die Daumenseite mehr abwärts gekehrt ist. In dieser Lage macht man die Ruderschläge in der Gegend der Schenkel kurz und schnell und erhält sich dadurch über dem Wasser. 4. Das Tauchen geschieht kopf- und fußwärts. Beim erstern steckt man, wenn man auf der Brust schwimmt, den Kopf ins Wasser und streicht mit der innern Handfläche nach der obern Wasserfläche hinauf; beim

letztern stellt man sich in die Lage des Wassertreters und hält die Hände steif an die Schenkel, dann schlägt man mit steifen Armen und Händen von den Schenkeln nach dem Wasserspiegel aufwärts und sinkt so ziemlich schnell. Will man wieder herauf, so tritt man mit den Füßen stark auf und schlägt mit den Händen nach unten. 5. Das Schwimmen unter dem Wasser ist aus Tauchen und auf der Brustschwimmen zusammengesetzt. Der Schwimmer taucht und schiebt sich während des Tauchens gerade unter der Wasserfläche fort. 6. Das Wasserspringen. Hierbei muß man die Arme vor die Brust legen und die Beine aneinander schließen; will man mit dem Kopfe zuerst ins Wasser, so hält man beide Hände vors Gesicht, so daß sie einen Schnabel bilden, welcher die Wasserfläche spaltet, durch welche nun der übrige Körper nachfolgt. Sehr hat man sich hierbei zu hüten, daß der Leib mit seinen Flächen aufs Wasser falle. Beim Unterricht ist der Schwimmgürtel sehr zu empfehlen. Als Turnübungen dienen: das Schnellschwimmen, das Wettschwimmen auf Dauer, das Ueberschwimmen eines Stroms, die Botschaft, das Schwimmen in voller Kleidung, das Grundholen, die Rettung. — Da alle Turnkunst dahin zielt, den jungen Menschen so zu bilden, daß er von den Beschwerden des Lebens, die so oft den Menschen treffen, so viel als möglich zu seinem Vortheile kehre, und insbesondre den Krieg sich erleichtere und dabei nütze; so ist es gar nicht zu mißbilligen, daß auch bei den Turnübungen auf Uebung der Sinne gesehen werde. Daher muß das Auge durch Fernsehen, das Gehör durch Horchen und durch Bewußtwerden der Richtigkeit des Gesehenen und Gehörten geübt werden. Das ist vor allem nöthig zum Kriege, überall und immer aber in jedem Verhältniß nützlich. Wird unsere Jugend so erzogen, so dürfen wir nicht mehr fürchten uns beugen zu müssen unter ungerechte Gewalt, und Niemand wird es scheuen, Gut und Blut fürs Vaterland zu opfern.

Tusche ist ein Farbenmaterial zum Zeichnen, welches am vorzüglichsten in China bereitet wird. Die bräunlich-schwarze Farbe, die man chinesische Tusche nennt, ist allgemein bekannt. Ein portugiesischer Indianer, der sehr lange in Bengalen wohnte und oft Reisen nach China that, gibt folgende Bereitung der echten Tusche an, welche leicht nachzuahmen wäre: Man nimmt Aprikosensteine, schlägt sie auf und nimmt die inwendigen Kerne heraus. Die Schaalen füllt man in kleine Töpfe, belegt sie mit Deckeln, bestreicht die Töpfe und Deckel überall mit Leim und läßt sie langsam an der Sonne abtrocknen. Dann schiebt man sie in einen Backofen, der zum Brodbacken geheizt ist, ehe noch das Brod hinein kommt. Am besten ist es, eine große Menge davon auf einmal hierzu zurecht zu machen, und einen kleinen Backofen besonders zu diesen Töpfen heizen zu lassen. Der Zweck, welchen man dadurch zu erreichen sucht, ist, daß die Schaalen der Aprikosenkerne zu einer gut ausgebrannten Kohle im Verschlossenen gemacht werden, damit sie nicht in Flammen gerathen und verbrennen, in welchem Falle nur eine graue Asche davon übrig bleiben würde. Wenn die Töpfe erkaltet sind, öffnet man sie behutsam, damit nichts vom Leime hineinfalle, nimmt die verkohlten Schaalen heraus und stößt sie zu einem sehr feinen Pulver, das durch ein klares Pulversieb geschlagen werden muß. Mittlerweile läßt man arabisches Gummi in Wasser zergehen, und zwar in solcher

Wasser und Wald, Berge und Thäler, Bäume und Sträucher, Thiere und Menschen, Alles ist ihm Leben, Alles ist ihm Poesie. Ihm ist der Wald nicht ein todtes Gehölz, sondern ein lebendiges Wesen, das athmet und spricht, das Freud und Leid empfindet, das Liebe und Haß kennt, das Gut und Böse übt. Ihm ist der Baum nicht ein todtes Holz, sondern ein lebendiges Wesen

jener unterordnen, mit desto höherm ruhigen Wohlgefallen wird des Kenners Auge darauf verweilen. (S. Anm. tinta.)

Tusculanum, eine berühmte Villa (Landhaus), des Cicero in der Nähe der Stadt Tusculum. Cicero verweilte hier am liebsten, und verschönerte diese Villa nicht nur mehr, als seine übrigen Landhäuser und Güter, sondern gab hier auch Unterricht in der Philosophie, und unterredete sich mit seinen Freunden und Schülern über das, was er in den, nach diesem Orte benannten tusculanischen Quästionen niederschrieb. Tusculum war eine der Hauptstädte des alten Latiums, von Rom aus gegen Norden über Alba in einer überaus angenehmen Gegend, weshalb der Raum von hier bis Rom so mit Gärten und Landhäusern angefüllt war, daß man ihn für einen zusammenhängenden Garten hielt. Tusculum selbst war eine beträchtliche Stadt, und ist es gegenwärtig unter dem Namen Frascati, welchen sie von den vielen Lustwäldern und Buschwerk (Frasca) erhalten haben soll. Nach der Fabel ist Tusculum von dem Sohne des Ulysses und der Circe erbauet worden.

Tutel, s. Vormundschaft.

Tutti (ital.) bedeutet: Alle, und zeigt in der Musik an, daß alle Instrumente oder Stimmen einer Gattung eintreten sollen, nachdem vorher eine oder wenige derselben sich hören ließen.

Twist Water, s. Anhang.

Tycho (Tyge) Brahe, ein berühmter Astronom, aus einer altadligen, ursprünglich, aus Schweden abstammenden Familie, wurde auf dem Landgute seines Vaters, Knud-Strup in Dänemark, am 19ten December 1546 geboren. Von der frühesten Jugend an zeigte er eine entschiedene Neigung für die mathematischen Wissenschaften. Als er 14 Jahre alt war, machte das Ereigniß, daß eine Sonnenfinsterniß zu dem von den Astronomen angekündigten Zeitpunkte genau eintraf, einen solchen Eindruck auf ihn, daß er für die Astronomie selbst die größte Hochachtung bekam, und sich ihr mit allem Eifer widmete. Er wurde auf die Universität Leipzig geschickt, um da die Rechte zu studiren, aber er beschäftigte sich hier fast ausschließend mit astronomischen Beobachtungen. Als er nach Dänemark zurückgekommen war, heirathete er ein Landmädchen von dem Gute seines Vaters. Dies entzweite ihn mit seiner Familie, mit welcher er jedoch durch die Vermittlung des Königs wieder ausgesöhnt wurde. Er unternahm hierauf verschiedene Reisen nach Italien und Deutschland, lehnte aber die Anträge einiger Fürsten, die ihn, unter vortheilhaften Bedingungen, in ihre Dienste ziehen wollten, ab. Friedrich II., König von Dänemark, gab ihm einen ansehnlichen Jahrgehalt, und räumte ihm die kleine, seit 1658 Schweden gehörige Insel Hween im Sunde, auf Lebenszeit ein. Hier erbaute Tycho, auf königliche Kosten, das Schloß Uranienburg und einige Sternwarten. In dieser Einsamkeit, wo er von verschiedenen Fürsten besucht wurde, arbeitete er das Weltsystem aus, das noch unter seinem Namen bekannt ist. Er nahm an, daß die Erde im Mittelpunkte des Weltsystems unbeweglich fest stehe, die Sonne aber, und alle übrigen Weltkörper, sich um dieselbe herum bewegten. Er wollte das alte Ptolemäische System verbessern; aber die nachfolgenden Astronomen haben Brahe's System mit Recht verworfen, und das System des Copernicus vorgezogen (s. d. Art. Copernicus). Sein reger Eifer, die

Astronomie zu vervollkommnen, bewog ihn, selbst große Summen deßwegen zu verwenden. Aber man verdankt auch seinen ununterbrochenen Beobachtungen ein richtigeres Verzeichniß der Fixsterne, mehrere wichtige Entdeckungen über die Bewegungen des Mondes und der Cometen, so wie über die Refraction (s. d. Art.) und bedeutende Verbesserungen der astronomischen Instrumente. Tycho war dabei ein geschickter Chemiker, liebte die schönen Wissenschaften, und fand in der Dichtkunst seine Erholung von ernstern Studien. Von dem charakteristischen Fehler seines Zeitalters, der Vorliebe zur Astrologie und dem Hange zum Aberglauben, war er keineswegs frei. Sein heftiger, aufbrausender Charakter, und seine Neigung, sich Spöttereien über Andere zu erlauben, zogen ihm Feinde zu, die es bei dem Nachfolger Friedrichs II., König Christian IV., so weit brachten, daß dieser ihm den Jahrgehalt entzog. Tycho verließ (1597) unwillig sein Vaterland, und nahm einen ehrenvollen Ruf des Kaisers Rudolph II. an, der ein großer Freund der Astronomie und Astrologie war. An Rudolphs Hofe zu Prag wurde Tycho wohl aufgenommen, gut bezahlt, und erhielt alle mögliche Freiheiten und Unterstützungen, seine Studien ungestört fortsetzen zu können. Er starb aber schon am 24. Octb. 1601. Tycho Brahe war bei allen Schwachheiten und Fehlern ein großer und ausgezeichneter Mann seines Zeitalters. Seine Werke, durchaus astronomischen Inhalts, sind alle in lateinischer Sprache geschrieben; die von ihm noch vorhandenen lateinischen Gedichte sind ohne großen poetischen Werth. Seine kostbaren astronomischen und andern Instrumente kaufte der Kaiser Rudolph II., aber sie wurden nach der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag (1620) größtentheils vernichtet; nur ein großer Sextant soll davon noch in Prag befindlich seyn. Die berühmte messingene Himmelskugel, die 6 Fuß im Durchmesser hatte, und deren Verfertigung 5000 Thlr. gekostet haben soll, kam nach mancherley Schicksalen wieder nach Kopenhagen, wo sie aber bei dem großen Brande im J. 1728 mit verloren ging. Von dem Schlosse Uranienburg auf der Insel Hween sind jetzt nur noch einige Ruinen übrig. Ein mehreres über Tycho's Leben und das ganze Verzeichniß seiner Schriften s. in Tycho Brahe ꝛc. ein Versuch von Helfrecht, Hof 1798.

Tympanum (griech.), ein Instrument bei den Griechen und Römern, ungefähr dem Tambourin ähnlich, das mit der Hand geschlagen, und vorzüglich bei religiösen Ceremonien gebraucht wurde; eine Art Pauke, nicht Trommel, denn unsre heutigen Trommeln kannten die Alten nicht. In der Baukunst verstand man darunter ein Zug- oder Tret-Rad. In der Anatomie nennt man das Trommelfell im Ohr auch Tympanum; aber diese Bedeutung war den Römern nicht bekannt. — Tympanitis (Tympanitis, die Trommelsucht), eine Art der Wassersucht, da der Leib aufschwillt wie eine Trommel.

Tyndariden heißen von ihrem Vater Tyndarus, König von Laconien, die Zwillingsbrüder Castor und Pollux (s. d. Art. Castor).

Typhon, eine ägyptische Gottheit, ein Sohn des Kronos und der Rhea, und Bruder des Osiris, Arueris, der Isis und Nephtis. Der Gemahl seiner Mutter war Helios; sie liebte aber den Kronos, wurde vom Helios mit ihm in unerlaubtem Umgange

überrascht und verurtheilt, weder in einem Jahre, noch in einem Monate zu gebären. Hermes, ein anderer Liebhaber der Rhea, half ihr aus der Noth. Er nahm den Monde im Würfelspiel den zehnten Theil jedes Tages ab. Aus diesen 5½ Tagen machte er fünf Tage, welche er den Rhea schenkte, und nun kam den Aegyptern als Schaltmage zu Vollständigmachung des Jahres gebraucht wurden. Rhea gebar die dritte Classe der ägyptischen Götter, von denen Typhon, der Sohn Kronos am zten der im Würfelspiel gewonnenen Tage geboren ward. Typhon strebte nach der Herrschaft, welche sein Bruder Osiris, dessen Gemahlin Isis geworden war, über Aegypten besaß. Lange ward er durch Isis vereitelt (m. s. Isis), allein als Osiris von einer Reise durch die Welt zurückkam, ward er vom Typhon umgebracht, zerstückelt und in einem Kasten in den Nil geworfen. Während nun Typhon regierte, legten alle Könige ihre Scepter nieder, um Zeichen dafür zu geben, daß ihre Herrschaft geendet hatten. Als aber Horus, des Osiris jüngster Sohn, das Jünglingsalter erreicht hatte, überwand er den Typhon nach einem harten Kampfe, und überschickte ihn gefesselt seiner Mutter, welche ihn aber wieder frei ließ, so daß er seine Kriege neue begann. Der Typhon endlich im zweiten Treffen vom Horus geschlagen wurde. Er setzte nun sieben Tage seine Flucht auf einem Esel fort, zeugte, als er sich in Sicherheit sahe, den Hierosolymus und Judäus, welche die Juden stammen, die Typhon aus Aegypten führten. Dem Horus entging er, indem er sich in ein Krokodill verwandelte. Nach einer andern Sage überwand ihn Hermes oder Mercur, der ihm die Sehnen unschnitt und aus ihnen Saiten machte. Nach Herodot verbarg er sich in dem See Serbonis (s. d. Typhon erlieg). Mythologie), der deßwegen von den Aegyptern der typhonische genannt wurde. Seine Gemahlin war seine Schwester Nephthys. Den Aegyptern war er eine böse Gottheit, von der alles Schädliche und Verderbliche in der Natur herrührte. Alle verhaßten Dinge und rothen Thiere waren ihm heilig, z. B. der Esel, der Hippopotamus und das Krokodill. Man schimpfte und schmähete auf ihn an gewissen Festtagen. Bei übermäßiger Hitze, epidemischen Krankheiten und andern Landplagen sprach man, daß der ihm heilgen Farbe an einem dunklen Orte ein, erschreckte sie durch Drohungen und wenn dies dem Uebel nicht abhalf, so wurden sie geschlachtet. Dies that man auch mit rothhaarigen Menschen, welche ihm heilig waren, weil er selbst rothes Haar hatte. Man bildete ihn gewöhnlich als Esel, Hippopotamus und Krokodill ab, nicht in menschlicher Gestalt. Man gibt ihm die Beinamen Apophis, Bebon, Smy und andere, welche alle Hindernisse, Widersetzung bedeuten, und Seth, welches so viel heißt als: der Abgewendete. Auch hält man ihn für das Symbol des Meeres, das den Nil verschling, oder des heißen, höchst verderblichen Sandwindes. Der griechische Typhon ist übrigens nichts anders, als der ägyptische. Beide waren böse Dämonen und verfolgten die guten Götter. Das meiste in der Fabel vom griechischen Typhon ist aus ägyptischen Ideen hergeleitet, worauf schon sehr bestimmt die Mythe hindeutet, daß die Götter vor dem Typhon nach Aegypten geflohen waren, und aus Furcht vor demselben sich in Thiere verwandelt hätten.

Typhon (Typhaon, Typharus, Typhos), nach der griechischen Mythologie ein Ungeheuer, von dem die Erzählungen der

Digitized by Google

Dichter sich verschieden sind. Nach Hesiodus ward es von der Erde und dem Tartarus erzeugt, um sich an den Göttern zu rächen, welche die Titanen so grausam gestürzt hatten. Nach andern Homne auf den Apollo war Juno seine Mutter, welche, dem Jupiter zum Trotz, der die Athene aus sich selbst geboren hatte, auch den Typhon aus sich selbst gebar, und ihn von dem Drachen Delphines erziehen ließ, welcher, noch junger berichtet, räuberische Erde habe aus Verdruß über die Niederlage der Gigantem Unsinnigkeit zwischen Juno und Jupiter gestiftet. Jene belagte sich deßhalb bei dem Saturn, der ihr zwei Eier gab, die sie auf die Erde legen sollte. Daß aus ihnen herausgekommene Schlangen würde mächtig genug seyn, den Jupiter vom Throne zu stoßen. Juno legte diese Eier auf dem Gebirge Arima in Cilicien nieder, verbarg sich hoch mit ihrem Gemahl und entdeckte ihm alles, worauf er sich mit seinen Blitzen gegen das Ungeheuer, welches Typhon nach den Meisten Cilicien war, rüstete. Dinbar läßt den Typhon dort in einer Höhle leben, welche Typhoneum hieß, und mit stinkigen Dämpfen angefüllt war. Der Ungeheuer war schrecklich, und ragte so gar durch alle, welche Erde gehören hatte. Bis zu den Hüften war es menschlich gestaltet. Sein Haupt reichte über die höchsten Gebirge empor und berührte die Sterne. Die Arme reichten vom Aufgang bis zum Niedergang. Statt der Finger gingen aus den Händen hundert Drachen hervor, und um die Lenden wanden sich Schlangen in fürchterlichen Kreisen, welche über sein Haupt empor ragten, und ein schrecklches Gezisch machten. Sein ganzer Körper war bedeckt, den Kopf ausgenommen, mit Federn, die Augen ein fürchterlicher Anblick. Seine Augen blitzten Feuer. Homerus sagt: seine Hände und Füße sind in steter Bewegung. Feurige Augen blitzen aus hundert Schlangenköpfen, welche schwarze Zungen hervorschießen. Seine Stimme ist bisweilen den Göttern verständlich, bisweilen brüllt er wie ein Löwe, heult wie ein Hund und zischt so fürchterlich, daß die Berge erbeben. Die Beschreibung jedoch auf einen Sturmwind, worin Hesiodus den Typhon selbst erklärt. Einige Dichter geben ihm hundert Drachen anstatt der Federn Schultern wachsen und Feuer ausspeien. Auf dem Rücken gibt man ihm auch Flügel. Er stürmte den Olymp mit glühenden Felsstücken und Feuerflammen, und bahnte sich unter fürchterlichem Zischen der Schlangen den Eingang in denselben. Die Götter flohen nach Aegypten, wo sie, als Typhon sie verfolgte, sich in Thiere verwandelten. Jupiter ward ein Widder, Apollo ein Rabe, Bacchus ein Ziegenbock, Diana eine Katze ꝛc. Nach Apollodor schleuderte Jupiter auf den verfolgenden Typhon seine Blitze, und brachte ihm, als er ihm nahe kam, mit seiner diamantnen Sichel, so daß das Ungeheuer nach dem Gebirge Kasius oder Kaukasius entfloh. Hier wagte Jupiter einen Zweikampf mit ihm, weil Typhon so verwundet war, allein dieser umschlang ihn mit seinen Schlangen, und warf ihn zu Boden. Darauf entriß er dem Gott die Sichel, durchschnitt ihm die Sehnen an Händen und Füßen und trug ihn nach Cilicien, wo er ihn in die corycische Höhle verstieß. Die abgeschnittenen, in eine Bärenhaut eingelegten Sehnen ließ er vom Drachen Delphines bewachen; Merkur aber und Aegipan stahlen die Sehnen, und heilten den Jupiter. Dieser verfolgte jetzt auf seinem mit geflügelten Rossen bespannten

Kinder, Karl Heinrich, Dr. jur., geb. 1. Juli 1. Juli 1. Juli

Ende des 14. Jahrh. durch die Einführung der Feuerwaffen. Die Ritterburg wurde durch das Schloß ersetzt, das nicht mehr auf Felsen, sondern in der Ebene lag. Die Ritterrüstung verschwand, und an Stelle des Ritterheeres trat das Söldnerheer. Die Ritterschaft verlor ihre politische Bedeutung und wurde zu einem Hofadel. Die Ritterkämpfe wurden durch Turniere ersetzt, die nicht mehr Ernst, sondern Spiel waren. Die Ritterdichtung verschwand, und an ihre Stelle trat die Hofdichtung. Die Ritterminne wurde durch die Hofminne ersetzt. Die Ritterkleidung wurde durch die Hofkleidung ersetzt. Die Ritterspeise wurde durch die Hofspeise ersetzt. Die Ritterwaffen wurden durch die Hofwaffen ersetzt. Die Ritterpferde wurden durch die Hofpferde ersetzt. Die Ritterwappen wurden durch die Hofwappen ersetzt. Die Ritterfahnen wurden durch die Hoffahnen ersetzt. Die Ritterlieder wurden durch die Hoflieder ersetzt. Die Ritterspiele wurden durch die Hofspiele ersetzt. Die Ritterfeste wurden durch die Hoffeste ersetzt. Die Ritterhöfe wurden durch die Hofhöfe ersetzt. Die Ritterhäuser wurden durch die Hofhäuser ersetzt. Die Ritterdörfer wurden durch die Hofdörfer ersetzt. Die Ritterstädte wurden durch die Hofstädte ersetzt. Die Ritterländer wurden durch die Hofländer ersetzt. Die Ritterreiche wurden durch die Hofreiche ersetzt. Die Ritterwelt wurde durch die Hofwelt ersetzt. Die Ritterzeit wurde durch die Hofzeit ersetzt. Die Ritterkultur wurde durch die Hofkultur ersetzt. Die Ritterbildung wurde durch die Hofbildung ersetzt. Die Ritterwissenschaft wurde durch die Hofwissenschaft ersetzt. Die Ritterkunst wurde durch die Hofkunst ersetzt. Die Ritterreligion wurde durch die Hofreligion ersetzt. Die Ritterphilosophie wurde durch die Hofphilosophie ersetzt. Die Ritterpoesie wurde durch die Hofpoesie ersetzt. Die Rittermusik wurde durch die Hofmusik ersetzt. Die Ritterbaukunst wurde durch die Hofbaukunst ersetzt. Die Ritterbildhauerkunst wurde durch die Hofbildhauerkunst ersetzt. Die Rittermalerei wurde durch die Hofmalerei ersetzt. Die Ritterarchitektur wurde durch die Hofarchitektur ersetzt. Die Ritterskulptur wurde durch die Hofskulptur ersetzt. Die Rittermalerei wurde durch die Hofmalerei ersetzt. Die Ritterbaukunst wurde durch die Hofbaukunst ersetzt. Die Ritterbildhauerkunst wurde durch die Hofbildhauerkunst

position zur Krankheit besitzt. Worin diese Disposition bestehe, ist nicht bekannt, nur so viel wissen wir, daß es mehrere Individuen gegeben hat, die trotz der mannichfaltigsten Gelegenheit zur Ansteckung, doch nie angesteckt wurden. Erhöht wird die Disposition jedoch durch mancherlei Umstände, z. B. Leidenschaften und Affecte, besonders durch die Furcht, Kummer, Aerger, durch erhöhte Reizbarkeit aus irgend einer andern Ursache, sehr bedeutend; auch soll entweder die Empfänglichkeit oder die Disposition durch manche Dinge, z. B. Salben mit Oel, Fontanelle, Kauen gewürzhafter, Speichelfluß erregender Mittel vermindert werden. — Sobald nun die Ansteckung geschehen, gehen krankhafte Processe in dem angesteckten Körper vor; es geben sich diese jedoch nicht jederzeit durch Symptome sogleich zu erkennen. Wenn auch Manche Gefühl von der Ansteckung haben, und wenn auch dann die Krankheit in dem Augenblicke der Ansteckung ihren Verlauf beginnt, so gibt es dagegen Andere, die von der Ansteckung selbst gar nichts empfinden und sich auch einige Tage nach derselben noch vollkommen wohl fühlen, oder höchst unbedeutende Beschwerden, eine veränderte Gemüthsstimmung, verminderten Appetit, leichten Schwindel, leichte Ermüdung ꝛc. empfinden. Es heißt dieser Zustand entweder das stadium latentis contagii, wenn gar keine Krankheitszufälle zugegen sind und im Innern des Körpers Veränderungen, die uns unbekannt sind, vorgehen, oder das stadium prodromorum, wenn die erwähnten leichten Beschwerden als Vorläufer der eigentlichen Krankheit beobachtet werden. Die Dauer desselben soll sich bis auf 7 Tage ausdehnen können. Die eigentliche Krankheit fängt, wie alle Fieber, mit Frost oder Frösteln an, der oft mit fliegender Wärme abwechselt, mit den gewöhnlichen Zufällen, Blässe, Zittern, Durst, insbesondre aber mit einer überaus großen Abspannung verbunden ist. Er geht innerhalb 6 bis 12 Stunden vorüber und in Hitze über, welche im Anfange zwar gelinde ist, bald aber heftig und stechend wird; dabei röthet sich die Oberfläche des Körpers, besonders das Gesicht, das etwas aufgedunsen aussieht; der Puls ist bald etwas frequenter, bald weniger, immer aber gereizt, oft auch ziemlich voll, der Kopf besonders wird schwer, eingenommen, weniger schmerzhaft; catarrhalische Zufälle, Schmerzen in den Gliedern, die den rheumatischen ähnlich sind, Spannung der Muskeln, besonders häufig aber Erbrechen und Ekel, so wie Abneigung vor Speisen mit mäßigem Durst und rother, feuchter, höchstens dünn belegter, weißlicher Zunge, stellen sich schon an dem ersten Tage dieses Zeitraums ein. Einige derselben lassen nach, andere nehmen ihren Platz ein, die Hitze aber nimmt anhaltend zu, und wenn auch nach einer unruhigen Nacht früh einiger Nachlaß zu bemerken, so wächst sie doch des Abends gewöhnlich wieder. Eben so nimmt auch die Schwere des Kopfes, der Schwindel, mit anfangender Betäubung, Ohrensausen, bisweilen auch Schwerhörigkeit zu, die catarrhalischen Zufälle gehen in Brustbeschwerden, die von Reizung des Magens und der Leber abhängenden in Schmerz und Spannung der Hypochondrien über. Ganz vorzüglich merkwürdig und constant ist aber die große Abspannung, Trägheit und Gleichgültigkeit, die während der erwähnten Zufälle von Reizung zugegen ist und den Typhus von andern Fieberarten unterscheidet. Den 4ten Tag beobachtet man oft Nasenbluten mit einiger vorübergehenden Er-

leichterung der Kopfzufälle, oft tritt auch in dieser Zeit das Exanthem auf, das dem Typhus eigenthümlich ist und mit dem Friesel einige Aehnlichkeit hat; oder es bilden sich kleine Petechen aus und endlich ist auch eine leichte Ohrdrüsengeschwulst bisweilen schon bemerklich. Das Exanthem wird von einigen Aerzten für ein so wesentliches und constantes Symptom gehalten, daß sie darum die ganze Krankheit für eine Hautkrankheit halten; dies ist jedoch zu viel behauptet, denn es findet sich weder so constant, noch auch so regelmäßig an bestimmten Tagen ein, als andere Exantheme; bisweilen bemerkt man es schon unter den Vorläufern, bisweilen gar nicht; endlich entscheidet es auch in der Krankheit nichts, vielmehr geht diese auch in dem regelmäßigsten Falle ihren Gang fort und es hat weder das Erscheinen, noch das Verschwinden des Exanthems einigen Einfluß darauf. — Unter den erwähnten Symptomen, besonders unter anhaltender Hitze, die sehr wenig und selten nachläßt, verläuft die Krankheit bis gegen den 7ten Tag, alsdann aber nimmt sie eine ganz andere Gestalt an, indem sie das sogenannte nervöse Stadium entwickelt. Es geschieht dies gewöhnlich dadurch, daß der Kranke nach einer kurzen Remission in heftigeres Fieber verfällt, die Hitze bedeutender, und zur wahren Glühhitze wird, die sich bei der Berührung zu vermehren scheint und eine prickelnde, stechende Empfindung in der Hand des Untersuchenden erregt. Die Betäubung, in welcher der Kranke schon vorher lag, vermehrt sich bedeutend; ohne von dem, was außer ihm vorgeht, Notiz zu nehmen, ohne Kummer und Sorgen, ja selbst ohne irgend die Neigung zu verrathen, den thierischen Instincten, Hunger und Durst, Genüge zu leisten, duldet er es, wenn Fliegen sich auf ihm ansammeln; langsam und träge ist jede Bewegung, auf mehrmaliges Zurufen wird die Zunge langsam aus dem Munde gebracht. Dabei verliert sich das Bewußtseyn so vollkommen, daß der Kranke sich an gar nichts aus dieser Zeit erinnern kann, wenn die Krankheit überstanden ist; dies gibt sich oft durch Delirien kund, die dann gewöhnlich murmelnd, selten heftig rasend sind, oft aber scheint der Kranke bei sich zu seyn, urtheilt recht gut spricht vernünftig und doch ist auch dann nach überstandner Krankheit keine Erinnerung mehr da. Die Sinnesthätigkeit wird unterdrückt, besonders gilt dies vom Gehör, das sehr schwer wird und vom Geschmack, dessen Organ, die Zunge, im Anfange dieses Stadiums trocken, später schwarz wird und in der Risse erscheinen; eben so sehen auch dann die Lippen und Zähne aus. Aber auch von den übrigen Sinnen ist es wahrscheinlich, daß sie abgestumpft sind, stumpf und stupide ist überhaupt das ganze Ansehen des Kranken, der mit weit ausgespreizten Füßen, die er oft zu entblößen sucht, fortwährend auf dem Rücken liegt, ohne seine Lage ändern zu wollen; dabei ist sehr oft Flechsenspringen und Zittern der Glieder zugegen. Die Respiration ist im Anfange gewöhnlich freier, als in der entzündlichen Periode, weil die catarrhalischen Beschwerden verschwunden sind, aber doch immer schneller; der Puls ist gewöhnlich etwas beschleunigter, gereizt, gespannt, beinahe in andauernder Erweiterung; oft aber verliert sich alles fieberhafte, die Turgescenz der Haut und die Hitze verschwinden, so daß es Aerzte gegeben hat, die den Typhus nicht einmal zu den Fiebern rechnen wollten. Gewöhnlich ist überdies eine Neigung zu Diarrhöen zugegen, und der Urin geht

Kristallen und die andern. Auf der Grenze zwischen beiden liegen die Kristalle des Quarzes, des Turmalins, des Eisenglanzes, des Kalkspats und einiger andrer. Sie sind nicht holoedrisch, aber auch nicht hemiedrisch, sondern tetartoedrisch. Sie haben nur ein Viertel der Flächen, welche die Kristalle des regulären Systems haben. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind rhomboedrisch, die des Kalkspats skalenoedrisch. Die Kristalle des Quarzes sind sechsseitige Pyramiden mit sechsseitigen Prismen, die des Turmalins sechsseitige Prismen mit dreiflächigen Zuspitzungen, die des Eisenglanzes dünne Tafeln, die des Kalkspats sechsseitige Prismen mit dreiflächigen Zuspitzungen. Die Kristalle des Quarzes sind rechtsdrehend und linksdrehend, die des Kalkspats doppeltbrechend. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind elektrisch, die des Kalkspats nicht. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind hart, die des Kalkspats weich. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind schwer, die des Kalkspats leicht. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind schwer schmelzbar, die des Kalkspats leicht schmelzbar. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind schwer löslich, die des Kalkspats leicht löslich. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind unverbrennlich, die des Kalkspats verbrennlich. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Oxyde, die des Kalkspats Salze. Die Kristalle des Quarzes sind Kieselsäure, die des Turmalins Kieselsäure, Tonerde, Eisenoxyd, Magnesia, Kalk, Natron, Lithion, Fluor, Borsäure, die des Eisenglanzes Eisenoxyd, die des Kalkspats kohlensaurer Kalk. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Gesteine, die des Kalkspats Mineralien. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgesteine, die des Kalkspats Flötzgesteine. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirge, die des Kalkspats Flötzgebirge. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsarten, die des Kalkspats Flötzgebirgsarten. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsmassen, die des Kalkspats Flötzgebirgsmassen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationsmassen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationsmassen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationsmassenformationen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationsmassenformationen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationsmassenformationen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassen, die des Kalkspats Flötzgebirgsformationsmassenformationen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassenformationen. Die Kristalle des Quarzes, des Turmalins und des Eisenglanzes sind Urgebirgsformationsmassen

Ich verschweige nun, wie ich, ohne mich zu besinnen, den Weg, den mir Gott vorgezeichnet hatte, betrat, wie ich, ohne zu fragen, was mir die Welt dafür bieten würde, meine Arbeit begann, wie ich, ohne zu rasten, ohne zu ruhen, ohne zu wanken, ohne zu weichen, mich durch Dornen und Disteln, durch Sturm und Wetter, durch Nacht und Finsterniß, durch Hohn und Spott, durch Verfolgung und Verläumdung, durch Noth und Elend, durch Kummer und Sorgen, durch Gefahr und Tod, durch Alles hindurchkämpfte, was mir in den Weg trat, um mein Ziel zu erreichen, um meine Aufgabe zu lösen, um meine Bestimmung zu erfüllen. Ich verschweige, wie ich, ohne zu verzagen, ohne zu verzweifeln, ohne zu murren, ohne zu klagen, ohne zu hadern, ohne zu zürnen, ohne zu fluchen, ohne zu lästern, ohne zu schelten, ohne zu schmähen, ohne zu schimpfen, ohne zu schreien, ohne zu toben, ohne zu rasen, ohne zu wüthen, ohne zu wüthen, ohne zu wüth

Gesunden zu bringen, werden besondere Typhus-Spitäler oder wenigstens Zimmer in den Spitälern für Typhuskranke allein einzurichten sein. Um den Ansteckungsstoff, der etwa in der Atmosphäre sich befindet, zu zerstören, sind von jeher Räucherungen und Spritzen mit den stärksten Mitteln, wie Chlor, Carbolsäure, Thymol und ähnlichen mit oxydirt-salzsauren oder salpetersauren Dämpfen angewendet worden; auch Flammenfeuer, durch Zimmer öfters getragen, ist vielleicht nützlich. Kleidt aber das Contagium an andere Dinge, z. B. Kleider, Wäsche 2c., so müssen diese entweder durch Verbrennen in freier Luft zerstört werden, oder sie müssen in heissem oder sehr kaltem Wasser gewaschen, durchräuchert oder auch der Kälte oder Hitze unmittelbar eine Zeitlang, aber immer frei ausgesetzt werden. — Der einzelne Mensch wird sich freier Luft, sicherstes vor Ansteckung schützen, wenn er die Gelegenheit dazu gänzlich vermeidet und keinen Ort besucht, wo das Contagium sich befindet, indessen ist dies nicht allemal möglich. Ist aber Typhuskranke besuchen muss, der vermeide nicht, oder wenn er ihnen, um vermeide die Berührung, gebe nicht nächtern, oder wenn er auch nicht ausgeschlafen hat, oder wenn er sich in Gemüthsbewegung irgend einer Art befindet, in ihnen, räuspere sich schonen sich, reinige sich durch Waschen und Ausspülen des Mundes, reinige sich durch Anlegen anderer Kleider. Auch künstliche Schwämme, Fontanelle u. s. w. sind als Vorbeugungsmittel der Ansteckung empfohlen worden. — Ist die Ansteckung schon geschehen, so lässt sich die Krankheit durch Brechmittel und durch äussere Anwendung der Kälte dieselben noch unterdrücken. Jedoch muss dies vor dem Ausbruche des Fieberfrostes geschehen; ist dieser einmal eingetreten, dann ist die Krankheit nicht mehr zu unterdrücken und es verläuft ihren Stadien gemäss, und andere Rücksichten treten in Hinsicht auf die Behandlung ein, die nur von einem verständigen und erfahrenen Arzte gehörig getroffen werden kann.

Typographie (aus d. Griech.), die Buchdruckerkunst; eigentlich die Handlung oder Arbeit, die Typen oder Lettern gemäss zu ordnen, zu setzen und abzudrucken. Die Bedeutung dieses zusammengesetzten Wortes ist neu, so wie die Sache selbst. Die Typographie ist von der sogenannten Typographie (die Buchdruckerkunst [in blinde Tafeln einschneidirtes Schrift abzudrucken], Lettern abzudrucken) unterschieden (s. d. Art. Buchdruckerkunst). **Typographische Kunst**, typographische Schönheit oder Eingang, nennt ein Buch als Buchausgabe, oder sonst, auf Schreibpapier und mit dem Auge gefälligen Lettern gedruckt ist.

Typus, Typik oder Typologie. Typus, ein griechisches Wort, und die Etymologie (von τυπτω, ich schlage, stoße) führt auf die Begriffe: Eindruck, Abdruck, Form, Gestalt, Umriss, Bild, Gepräge, Schlag oder Stoß; zusammengefassen, und die nahe liegt hier nicht die Bedeutung: Form, die, durch Kunst und bildenden Verstand ausgehöhlt, die weiche bildsame Masse in sich aufnimmt, um ihr Gestalt und Bestimmtheit zu geben (auch ursprünglich erhalten in dem Ausdrucke: Buchdruckertypen): Vorbild im eigentlichen Sinne des Worts, in welchem das Abgebildete seine Form erst erhält und dadurch überhaupt nur als solches, und blos lediglich um dem Abgebildeten Gestalt zu geben, mithin blos in der Idee da ist. Die Form

und Schlacht, und die Kunst, die Gestalten in Bewegung zu setzen, ist noch nicht gefunden. Wenn wir Bilder sehen, wo Reiter in Bewegung sind, so sind sie entweder in Ruhe oder in Bewegung, wie Schaukelpferde.

Schweizer Basel, Kanton, Bevölkerung und Religion. Der Kanton B. hat 1888 auf 428 qkm 64,000 Einw. (1850: 47,000), 1880 auf 427 qkm 60,000 Einw. (1850: 47,000),

den, wovon wir nur den kleinsten Theil entziffern können, bei größte Theil erst mit der Zeit zur Klarheit gelangt.

Tyr war nach der alten nordischen Götterlehre der Gott des Krieges und des Sieges, also was Mars bei den Römern war. Er war ein Sohn Odins und der Fünfte und Tapferste der Götter. Von ihm wird auch noch bei den Dänen und Isländern der Dienstag Tirsdag, Tyrsdag genannt.

Tyrann, auf dem Griechischen, wo es ursprünglich und im besseren Sinne so viel als einen Landesherrscher, einen Souverain, bedeutete, und daher auch als ein Titel für wirklich alte Könige gebraucht wurde. Am Ende des peloponnesischen Krieges (im vierten Jahre der 95sten Olympiade) führten die Lacedämonier die Regierung der dreißig Tyrannen in Athen ein, unter denen diese Tyrannei und Thrasymedes die vorzüglichsten waren. Der Anfang dieser Regierung war ziemlich gut, aber bald fingen die Tyrannen an, willkührlich zu herrschen, sich um die Gesetze zu bekümmern. Sie legten nicht blos ihre Hände an das Eigenthum, sondern vergingen auch mit der größten Grausamkeit alle reichen und angesehenen Bürger der Stadt, um sich ihres Vermögens zu bemächtigen. Unter dem Vorwande, den Staat von lasterhaften Personen zu reinigen, wurden eine Menge von Menschen hingerichtet, und die Nation versank in das tiefste Elend. Zum Glück für den Staat dauerte die Regierung der Tyrannen nur acht Monate. Selbst Thrasymedes, der sich durch Grausamkeiten den meisten Tyrannen widersetzte, wurde hingerichtet. Das Unglück der armen Athenienser wurde um so größer, da die Spartaner das Gesetz machten, daß jeder Athenienser, der von den Tyrannen wollen sein Vaterland verließe, gefesselt dahin zurückgebracht werden sollte. Endlich stürzte Thrasybulus die Gewalt dieser Tyrannen, und führte die Demokratie wieder ein. Unterdessen hatte sich die Grausamkeit dieser Tyrannen, so wie auch derjenigen von Syracus, Agrigent u. s. w. Veranlassung, daß man mit dem Worte Tyrann stärkere den Begriff einer grausamen Willkührherrschaft verband. Daher auch Tyrannei eine grausame Handlungsweise, die sich Jemand gegen andere Menschen oder gegen Thiere erlaubt.

Tyrtäus (Tyrtäos). Die Spartaner hatten wiederholt unglücklich gegen die Messenier gekämpft, Buchharn, geschlagen, mit denen sie schon früher einen Kampf gehabt hatten, und die sich von den Athenern und fremden Ansiedlungen angefüllt wurden. Sie wendeten sich zu dieser Noth an das delphische Orakel, das ihnen, einen Fremden zum Vermittler einer dauerhaften Friedens ernennen, rieth. Sie baten die Athenienser um einen solchen, diese fanden ihnen ihren Mitbürger Tyrtäus (den einige zu einem gebornen Messenier machen), der sich eben durch eine heroische Gestalt empfahl: aber als Feldherr Nichts, und dabei ein armer Dichter und Flötenspieler war. Dieser stimmte nicht nur seine Lieder die Herzen der Spartaner zur Eintracht unter sich selbst; sondern entflammte auch ihren Muth durch seinen kräftigen und feurigen Gesang und seine begeisternden Melodien dergestalt, daß sie von neuem sich zum Siege ermannten. Darum wurden diese Lieder in der Folge von den Spartanern in besondern Ehren gehalten, und es bedurfte selbst eine öffentliche Verordnung, nöthig welcher sie wiederholt aufgesucht wurden. Noch sind drei unter ihm elegischen Versmaß unter Tyrtäus Namen vorhanden; und

in der That — sie sind des alten Sängers würdig, und konnten wohl, der jungen Spartaner zum muthigen Kampfe und zum Siege entflammen; kurz, sie gehören zu den Liedern, die mit in den Alterthume übrig geblieben ist, wenn auch sollte annehmen müssen, daß wie diese alten Kriegeslieder nicht mehr völlig in der ursprünglichen Gestalt blieben. Denn zu den ältesten Ueberresten griechischer Poesie müssen sie allerdings zu zählen sein, da der zweite messenische Krieg, wo Tyrtäos sie sang, um das Jahr 680 vor Chr. Geb. fällt. Eine besondere Ausgabe des griechischen Textes mit einem sehr ausführlichen Commentar und Abhandlungen hat Theodor Bergk, Altenburg 1826. In deutsche gereimte Verse hat sie, größtentheils glücklich, Weise übersetzt. Eine metrische Verdeutschung findet sich als Anhang bei den Liedern für Deutsche im Jahr der Freiheit 1825 von A. M. Schindler.

Tyrus, eine der berühmtesten Städte des Alterthums; sie war, nebst ihrer ältern Schwester Sidon, der wichtigste und reichste Handelsplatz des ehemaligen Phöniciens; jetzt ist sie, unter dem Namen Sur, ein unbedeutender Ort in der türkischen Provinz Syrien im Pachalik Akkr. Tyrus, angeblich um das Jahr der Welt 2500 erbaut, ward durch Handlung und Schiffahrt blühend und mächtig, aber auch Künste und Wissenschaften blühten in ihr. Einer ihrer Könige, Hiram, war der Freund und Bundesgenosse des Israelitischen Königs Salomo, und ist aus der Geschichte des letztern bekannt, daß die Israeliten Baukunst und Schiffahrtskunde von den Tyriern lernten. Den Phöniciern, und besonders den Tyriern gehören die berühmteste Bauart der Schiffe, das Segeln in der Nacht nach der Leitung der Gestirne, und andere wichtige Erfindungen in der Schiffahrt zu. Sie besuchten nicht nur alle Küsten des mittelländischen Meeres, sondern drangen auch in den atlantischen Ocean, bauten Zinn aus Britannien, und wahrscheinlich auch Bernstein aus der Ostsee. Gades, das heutige Cadix in Spanien, und Carthago in Afrika waren tyrische Colonien. Die Stadt Tyrus, auf einem Felsen, der auf allen Seiten vom mittelländischen Meere umgeben war, erbaut, und durch diese Lage fest, hatte in seinem Mauerring einige der berühmtesten Tempel des Alterthums, des olympischen Jupiters, des Hercules und der Astarte. Als Alexander das Heer des Darius bei Issus zerstreut, und gleich darauf ganz Phönizien und Syrien mit der Küste des mittelländischen Meeres sich unterworfen hatte, widerstand dem kühnen und glücklichen Sieger Tyrus, auf seine feste Lage trotzend, ganz allein, und weigerte sich, ihn als Oberherrn zu erkennen. Alexander unternahm die Belagerung von Tyrus, eine der merkwürdigsten in der ganzen Kriegsgeschichte. Nach mannichfaltigen Anstrengungen von beiden Seiten — nach der Erzählung des Curtius (B. 4. Cap. 3.) vernichteten die Belagerten die Werke der Belagerer durch Tauchen und Brander — und nachdem die Belagerung sich an den siebenten Monat gedauert hatte, fiel endlich Tyrus in die Hände des Siegers, der es glimpflicher behandelte, als von ihm zu erwarten war. Unter der Herrschaft der Römer wurde Tyrus, seines noch immer ausgedehnten Handels wegen sehr begünstigt. Später kam es, mit dem Lande selbst, in die Gewalt der Saracenen, und galt in den Zeiten der Kreuzzüge für einen festen Platz, der von den Kreuzfahrern gegen die Saracenen standhaft behauptet wurde. Unter der türkischen Regierung ist der Ort ganz gesunken; es ist

Digitized by Google

nach des Barons Tott Bericht, dem Oberhaupte der Mittualis, einer Völkerschaft des Libanons, unterworfen. Zwar ist der Handel von Tyrus noch immer der beste an der ganzen syrischen Küste, aber der Handel hat sich von Saida nach den benachbarten Gebirgen, dem alten Sidon, gezogen, wohin Sur blos etwas Tabak, Getraide und gesponnene Seide verführt.

U

U ist unter den Vocalen oder Sprachgrundlauten der letzte oder tiefste. In der lateinischen Druckschrift wird U oft mit V verwechselt, so daß beide Zeichen für den Vocal und den Consonanten gebraucht werden, je nachdem diese am Anfang oder in der Mitte eines Wortes stehen, und v immer am Anfange, u in der Mitte zu stehen kommt: z. B. vrbs, urbs, vinis, uinis, &c. Auf französischen Münzen bedeutet U, daß sie in der Münze zu Pau geprägt sind.

Uebersetzungskunst. Uebersetzungen haben entweder zum Zwecke, blos die Gedanken, die in einer Sprache ausgesprochen sind, in einer andern auszudrücken, oder auch die Eigenthümlichkeit der Darstellungsweise noch kenntlich beizubalten. Die Uebersetzungskunst wurde natürlich gleich anfangs geübet werden, sobald ein Volk zu einiger Bildung gekommen war, und ein Volk anderer Zunge übergehen sollte. Daher finden wir sie zuerst zur Zeit, wo die Griechen durch ägyptische Kunst sich zu bilden bemühten. Die Geschichte der Wissenschaften nennt Manetho, einen ägyptischen Priester, als einen der frühesten Uebersetzer; er soll zur Zeit des Ptolemäus Philadelphus die Geschichte seines Landes in die griechische Sprache übersetzt haben. Die Griechen bemühten sich, die Schätze der morgenländischen Völker sich zu eigen zu machen: daher denn Ptolemäus Philadelphus schon die fünf Bücher Mosis übersetzen ließ, und Philo Byblius die Annalen des Sanchoniathon aus dem Phönicischen ins Griechische übertrug. Die Kritik brachte die Uebersetzungskunst, wie jede andere, in Regeln. Schon Cicero, Plinius und Quintilian sprechen von den Regeln guter Uebersetzungen. D'Alembert und Batteux theilen einige scharfsinnige Bemerkungen über diese Kunst mit, und H. Stephanus und P. Pithou geben Regeln, wie man die griechischen Schriftsteller gut übersetzen könne. Diese Regeln beschränken sich aber mehr auf Hinweisung auf den Weg, worauf man zu einem richtigen Verständniß der Schriftsteller kommen könne, als auf den darstellenden Ausdruck. (Siehe auch die Artikel Exegese und Hermeneutik). Unter den Deutschen haben neuerlich Voß, Schlegel und Gries einer bessern Uebersetzungsweise Eingang verschafft. Das Bestreben, nebst dem Wortverstande auch das eigenthümliche Colorit einer Schriftstellers auszudrücken, hat der Reichthum und die Bildsamkeit der deutschen Sprache erleichtert. Keine der neuern Sprachen kommt den alten, der griechischen und römischen, in

Charakter so hatte, als die heutige, keine ist im Stande, die Spitzfindigkeit der Alten sich anzueignen; daher auch keine bessere Uebersetzungen der Alten, als die Augsburgische Confession, Melanchthon's Schutzrede vom Schlegel und Cornaro Tasso von Gries übersetzt, sind herrliche Kopien für den, der den Geist der Originalwerke verfehlt hat.

Ubiquität, ein nach Art des Lateins der scholastischen Philosophie gebildeter Ausdruck zur Bezeichnung der Allgegenwart — wurde von Luthern diejenige Eigenschaft des Leibes Christi genannt, vermöge deren, in seinem dem Brote im Abendmahle mitgetheilten gegenwärtig ist. Die Lehre des ersten Acts der Sacramentsstreitigkeiten hatte diesen unbequemen Ausdruck schon gemacht, als ihn die friesischen Prediger zu Bremen seit 1526 aus neue in einem noch härteren, der göttlichen Natur widersprechenden Sinne gegen die Calvinisten anwendeten und die mitternächtlichen Theologen in dem 1559 von Johann Brenz aufgesetzten Glaubensbekenntnisse zu einem Hauptpunkte der lutherischen Orthodoxie in ihrer Landeskirche erhoben. Da diesen auch die Calvinisten beitraten, obwohl nur dem Glauben erkennbare Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahle zugestanden, brachten die lutherischen Zeloten, um sich zu recht scharf von diesen verhaßten Gegnern zu unterscheiden, die Hypothese von der wirklichen gegenseitigen Mittheilung der Eigenschaften beider Naturen in Christo (communicatio idiomatum) in ihren Lehrbegriff und suchten dadurch zu beweisen, daß der Leib Christi in, mit und unter dem Brote im Abendmahle allenthalben, wo dieses geschieht auf den Glauben der Communicanten, gegenwärtig sein müsse. Damit jedoch dieser, vielen Mißverständnissen ausgesetzten, Vorstellung, die ihren Vertheidigern den Namen Ubiquitisten oder Ubiquitären zuzog, die scheinbare Aehnlichkeit mit der katholischen Transsubstantiationslehre nicht mehr verunreinigen wäre, erklärten die Verfasser der heutigen Concordienformel (s. d. Art.) ausdrücklich, die Ubiquität des leibes Christi sinde nicht auf eine räumliche und irdische Weise Statt. Das Interesse für sie, behaupten auch der heil. Schrift keineswegs unwidersprechig bewiesene Ubiquitätslehre, über die sich noch 1610 ein neuer Streit zwischen den ihr eifrig ergebenen tübingischen Theologen und den gemäßigteren giessenschen erhob, haben die folgenden Jahrhunderte auch unter den lutherischen geschwächt, und die unbefangeneren evangelischen Theologen beider Kirchen wurden im 18ten Jahrh. darüber einverstanden, daß Christus im heil. Abendmahle denen, die es würdig genießen, allerdings gegenwärtig, die Bestimmung des Leibes und Blutes dieser Gottheit durch die Vereinigung seines Leibes mit dem Abendmahlsbrote (unio sacramentalis) aber kein Gegenstand menschlicher Lehrvorschriften und daher dem Glauben der Individuen zu überlassen sei.

Uhr. Viele Erfindungen, welche dem menschlichen Geiste Ehre machen, verdanken wir den müssigen Mönchen des Mittelalters, die in ihrer Einsamkeit, von allen Nahrungssorgen befreit, die Mußestunden, die ihnen die Andachtsübungen übrig ließen, mit Nachsinnen über Alles, in nützlichen und unnützen Künsten, zubrachten. Dies ist auch der Fall mit den Uhren, die durch Räder, Pendel und Stahlfedern in Bewegung gesetzt werden. Die ersten Spuren derselben finden wir in den Klöstern des Mittelalters. Zwar das Wort

Digitized by Google

Wort, ein Laut, oder eine Verbindung mehrerer, die eine Vorstellung ausdrücken. Die Wörter sind entweder Stammwörter, oder abgeleitete Wörter, oder Zusammensetzungen. Stammwörter sind diejenigen, welche nicht von andern Wörtern abgeleitet sind, sondern selbst andern zum Grunde liegen, z. B. Haus, Baum, Stein, Mann, Frau, Kind, Pferd, Hund, Katze, Maus, Vogel, Fisch, Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Zinn, Blei, Glas, Holz, Leder, Tuch, Wolle, Leinwand, Papier, Tinte, Feder, Messer, Gabel, Löffel, Tisch, Stuhl, Bank, Bett, Ofen, Thür, Fenster, Dach, Thurm, Kirche, Schule, Stadt, Dorf, Berg, Thal, Fluß, Meer, Insel, Land, Brod, Fleisch, Milch, Butter, Käse, Obst, Wein, Bier, Brandwein, Salz, Pfeffer, Zucker, Honig, Essig, Oel, Senf, Kaffee, Thee, Tabak, Schnupftabak, Pfeife, Licht, Lampe, Kerze, Talg, Wachs, Schwefel, Pulver, Blei, Kugel, Flinte, Pistole, Degen, Säbel, Schwert, Lanze, Spieß, Bogen, Pfeil, Schild, Harnisch, Helm, Krieg, Soldat, Hauptmann, Lieutenant, Fahne, Trommel, Pauke, Trompete, Flöte, Geige, Violine, Violoncell, Baß, Harfe, Clavier, Orgel, Glocke, Uhr, Thurmuhr, Taschenuhr, Wanduhr, Stutzuhr, Sackuhr, Pendeluhr, Schlagwerk, Rad, Feder, Kette, Kapsel, Zeiger, Ziffer, Zifferblatt, Gehäuse, Glas, Uhrmacher, Goldschmied, Silberschmied, Kupferschmied, Zinngießer, Bleigießer, Eisenschmied, Schlosser, Messerschmied, Gabelschmied, Löffelschmied, Nagelschmied, Hufschmied, Waffenschmied, Grobschmied, Kleinschmied, Schmied, Schmiede, Schmiedeisen, Gußeisen, Stahl, Schmiedestahl, Gußstahl, Feile, Hammer, Amboß, Zange, Blasebalg, Kohle, Steinkohle, Holzkohle, Torf, Torfstich, Torfgräber, Torfmoor, Bergwerk, Bergmann, Bergwerkskunde, Bergwerkswissenschaft, Bergwerkskunst, Bergwerksverständiger, Bergwerksbesitzer, Bergwerksarbeiter, Bergwerksgeräthschaft, Bergwerksgebäude, Bergwerksgebäude, Bergwerksgebäude

wichte und Uhren in Bewegung setzet. Nicht allein setzte es die Stunden an, sondern wies den Lauf der Sonne, des Mondes und der Planeten in der Tierkreiß; ja es wies, wie die Neugierigen damit meynten von den Monden der europäischen Länder gelernt, sowohl westlicher waren sie die eigentlichen Erfinder, und die Arcadische des Mondes, wodurch die Europäer diese Erfindung kennen lernten. Im neun Jahrhundert der Flucht Mahomets schon Sonnen-Uhren benutzen. Ihre Erfindung ist aber den Griechen zuzuschreiben. Richard, Abt von St. Albans in England, verfertigte im Jahre 1326 eine Uhr, die zeigten, wie die Planeten nach ihrer gehen hatte. Es war eine astronomische Uhr. Sie wies nicht allein den Lauf der Sonne, des Mondes, sondern sagte die Ebbe und Fluth anzeigte. Große Thurmuhren kamen auch zuerst im vierzehnten Jahrhundert auf. Vielleicht sind sie auch Deutschen in der Schweiz. Sie sollen zuerst verfertiget worden sein Geschlecht nach ihm Dell' orologio genannt. Auch ein Deutscher Heinrich de Wyck, wird in denselben Jahrhundert berühmt durch die Thurmuhr, die er auf Befehl des Königs von Frankreich Carls V. baute. Diese Uhr war noch sehr unvollkommen. Die Taschenuhren sind von viel späterer Erfindung, kein ungeschickter man noch sie schon im vorigen Jahrhundert vor den Kopf setzen; wenigstens gibt es von dem Anfange des neun Jahrhunderts keine gewisse Nachrichten. Sie sollen zuerst verfertiget worden von dem Sohne des großen Galilei zwischen 1649 bei einer Sonnenuhr angebracht. Huygens scheint der Erfinder der Unruhe in den Taschenuhren zu sein. Diese Erfindung fällt ins Jahr 1660. Um die Rechnungen zu vermeiden, erfand ein Geyser, Facio, die Fünf- und Zehnminuten- und Diamanten Uhrer für die Seite zu bohren, und dergleichen die Zeigerwerke noch kleiner machen zu lassen. So entstand die Erfindung der Zeitweiser oder Chronometer, wovon viele Erfindungen zu aufserordentlicher Vollkommenheit gebracht haben. Auch sind sie schon früher die Erfinder der Repetiruhren gewesen. Ein gewisser Barlow machte im Jahre 1676 eine solche Uhr in der Gestalt des Buches. Graham, ein Engländer, machte 1715 der Erfinder der Compenso-Pendel. Dies sind breite, Pendel aus abwechselnd verschiedenen Metallen zusammengesetzt, damit sie durch Wärme und Kälte nicht verkürzt oder verlängert der Pendel werden können. Nämlich wenn die Hitze das eine Metall verdünnte, und also die Schwingungen verändert, so wird dies durch andere Metall wieder ersetzt, auf welches die Hitze nicht die Wirkung äußert. Diese Erfindung wird von Harrison dahin verbessert worden, daß er seinen Pendel aus neun runden Stäben zusammensetzte, unter denen 5 Stäbchen aus Messing waren. Wie diesen Pendeln sind auch jetzt die Chronometer Handwerken vorgegangen, und man kann sich ganz auf die Gleichmäßigkeit ihrer Schwingungen verlassen. — Im Ganzen muß man bei den Pendeluhren bemerken, daß der Pendel mit dem sogenannten englischen Rohren eine gemeinschaftliche Welle haben muß, wodurch nur Handwerker in gleichförmiger Bewegung erhalten werden. Nämlich das Gehwerk, welches sich in 12 oder 24 Stunden, das Wirkwerk, welches sich in einer Stunde, das Viertelwerk, das sich in sieben und einer halben Minute, und das Schlagwerk, welches sich in einer Minute herumdreht. Die einzige Schwierigkeit dagegen kommt bei den Repetiruhren vor der elastischen Stahlfeder, die sich in einem

gleich nach der Schlacht bei Austerlitz, 1805, dem Kurfürsten von Bayern, der sich in Ulm befand, die Souveränität und die Königswürde anbot, wenn er sich mit seinem Heere für Frankreich erklären wolle. Der Kurfürst lehnte ab, und Napoleon ließ Ulm durch Marschall Ney einschließen. Am 17. Oktober 1805 kapitulierte der österreichische General Mack mit 30,000 Mann, 60 Kanonen und 90 Fahnen. Ulm wurde 1810 bayerisch, 1842 Bundesfestung, 1866 Bundeslazarett. Es ist Sitz des Generalkommandos des 13. (württembergischen) Armeekorps, einer Kommandantur, einer Intendantur, eines Bezirkskommandos, eines Landwehrbezirkskommandos, eines Militärgerichts, eines Proviantamts, eines Garnisonlazaretts, einer Garnisonbäckerei, einer Garnisonverwaltung, einer Garnisonkirche, einer Garnisonschule, einer Garnisonbibliothek, einer Garnisonapotheke, einer Garnisonkompagnie, einer Garnisonmusik, einer Garnisonhauptwache, einer Garnisonarrestanstalt, einer Garnisonkrankenwärterschule, einer Garnisonkrankenwärterkompagnie

ten Sinne gehandelt. Die Wahrheit haben das Vorrecht, daß ihr Vertheidiger nicht verfolgt werden kann — ein Fall, der sonst bei den Türken sehr häufig ist — und daß sie auf andere Art mehr gesichert werden können, als das sie lebendig in einem Mörser zerstoßen werden, welche Strafe Mahomed Ben Zuchr erst fand. Als Sultan Othman IV., wie der Ritter Taut erzählt, im J. 1735 die Widersprüche und Anmaßungen des Mufti nicht mehr ertragen wollte, befahl er, die Feinerung Mörser, welche durch die Länge der Zeit zum in die Erde gesunken waren, wieder aufzustellen. Dieser befiel allen bewerbte die Nachgiebigkeit des Mufti. Absetzung von Amt und Brod ist gewöhnlich in einem solchen Falle mit den der Sultan ungnädigen. Die nächste Stelle nach dem Mufti in dem Corps der Ulemah ist die Würde des Cadilesker, eigentlich eines Richters in Angelegenheiten des Mitleids, aber auch in allen andern Fällen von Zoyl streicht. Es gibt drei solcher Cadilesker, einen in Europa, einen in Asien und den dritten in Aegypten. Sie haben Sitz und Stimme im Diwan; alle Cadi's oder Unterrichter in dem ihnen untergebenen Theile des Reiches stehen unter ihnen und werden von ihnen angestellt. Die Strafe, welche sie über Jene, welche ihren Würde eines Mufti, und es kann keiner die letztere erlangen, wenn er nicht vorher das Amt eines Cadilesker mit Ehre und Beifall bekleidet hat. Die dritte Würde im Othman's ordentlichen Rathe ist, nach der Größe ihres Gehalts, von ersten oder zweiten Range; und die Obersteher in einzelnen Provinzen vorstellen. Nach ihnen kommen die Cadi's oder Unterrichter, welche überall in ersten Instanz Recht sprechen (s. d. v. Art. Mollah und Cadi).

Ulfilas (Ulphilas oder Wulfilas) war von dem Jahre 360 bis 380 Bischof der arrianischen Gothen in Dacien und Mösien, wider der sogenannten Mysogothen, und kann bei ihnen in gewissem Maße, welche er bekehrte, auch zum Stammvater des arrianischen Lehre, welcher er selbst beigetreten war, bewogen haben soll. Er war ein für sein Zeitalter gelehrter Mann, und wurde einigermaße als Gelehrter an den Hofe Constantius Sohn Constantinopel gesendet. Man schreibt ihm gewöhnlich die Erfindung der gothischen Buchstaben zu, so lies ist wahrscheinlich aber nur so zu verstehen, daß durch ihn die gothische Sprache mehr verbreitet und bekannter geworden. Gewiß aber ist es, daß er zuerst einen Theil der Bibel, die vier Evangelien, in die gothische Sprache übersetzt hat. Fragmente dieser Uebersetzung enthält die sogenannte Silberne Ader in der Universitätsbibliothek zu Upsala, und eine andere Handschrift in der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Vermehrt ich erschienen: Ulphila's gothische Bibelübersetzung, die älteste germanische Urkunde ꝛc. herausgegeben von J. C. Zahn, Weissenfels 1805.

Ulloa (Don Antonio de), geb. zu Sevelien 1716, widmete sich dem Seedienste, und wurde, als der Sohn einer adeligen Familie, schon 1735 Capitain einer Königl. Fregatte. Ein Jahr darauf ging er mit der Commission, die zu der bekannten Gradmessung zur Bestimmung der Gestalt der Erdkugel nach dem südlichen Amerika abgeschickt worden war, nach Quito, und blieb daselbst bis 1744. Nach seiner Rückkehr durchreiste er auf königlichen Befehl fast sämmtliche Bergwerke Spanisch-Amerikas, und kehrte mit reichen Erfahrun-

Ehe gestiftet, so ist sie ein Sakrament. Unter Sakrament ist Geheimnis zu verstehen, und zwar ein Geheimnis, das sich auf die Ehe bezieht. Es ist ein Geheimnis, das sich auf die Ehe bezieht

Wismar, Kreisstadt, Regierungsbezirk Schwerin, Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, 18 m ü. M., Hafen, Bahnhof, Sitz des Landgerichts, Amtsgerichts, Hauptzollamts, Hafenbauamts, Wasserbauinspektion, Seemannsamts, Reichsbankstelle, Reichsbankhauptstelle, Handelskammer, Handelsgericht, Gewerbegericht, Gewerbeinspektion, Bergamt, Oberbergamt, Bergrevier, Bergwerkdirektion, Bergwerkinspektion, Bergwerkverwaltung, Bergwerkbetrieb, Bergwerkgesellschaft, Bergwerkgenossenschaft, Bergwerkverein, Bergwerkkasse, Bergwerkschule, Bergwerkmuseum, Bergwerkbibliothek, Bergwerkarchiv

ganz Süddeutschland wird durch die Hutten gehen hin aufgebot und drohte ihm, die Herzog von Baiern, wenn er ihnen Beystand leiten, wurden seine erbosten Gegner nur mit Muhe einging er der Reichsacht. Kaum hatte er sich aus dieser Verlegenheit herausgewunden, als er in noch größere gerieth. Die Reichsstadt Reutlingen, Burger von Reutlingen hatten ihm wegen seinen Burgvogt auf Achalm erschlagen, und er, in der ersten Wuth darüber, nahm ihnen viele die Reichsstadt selbst weg, und verpfandete sie an seinen Bruder Herzog Ulrich, mit seinem Herzogthum. Nun erwachte der bisher verhaltne Groll seiner alten Gegner aufs neue in allen, und der ganze schwabische Bund, dessen Mitglied die Reichsstadt war, den Herzog von Baiern an seiner Spitze, waffnete sich gegen ihn, und in wenig Wochen war Ulrich von Land und Leuten vertrieben, und mußte in dürftiger Nachsicht auf ihn oder seine Familie verkaufte der schwabische Bund das ausgeschlossene Herzogthum an die hierarchischen Bruder Carl und Ferdinand, und bis zum Jahr 1534 war es in ihrer Macht und Handen. Herzog Ulrich suchte Hülfe und Beystand in der Schweiz, in Frankreich, und sogar bey den Turken, aber fruchtlos und ohne Hülfe zu finden, bey Franz I, der in Cassel bey Landgraf Philipp dem Großmüthigen. Mehrere Versuche, sein Land wieder zu erobern, waren mißlungen, sein niederdrückes Ansuchen um rechtliche Entscheidung seiner Sache war nicht angehört worden; unfähig hatten sich die ausgeschlossenen deutschen Fürsten erwiesen, ihn wieder einzusetzen bey Kaiser und Reichstag für ihn verwendet. Bereits standen damals die Parteien der Catholiken und Protestanten im Reich einander gegenüber, und um Glauben der letztern war auch Herzog Ulrich eingetreten, und hatte sich die deutschen Fürsten vom Kaiser in ihrer Freiheit gestärket, und gedrohte hatte er und sein Bruder die Hände voll zu thun mit anderweitigen Feinden zu Frankreich und Italien, und so lange, bis sie sich so sehr entfernt sind der hohen Landgraf von Hessen, einer der Stützen der Protestanten, seinen Vortheil sah Ulrich, seinen Glaubensgenossen und Anverwandten. Er stand an der Spitze seines Heers im Jahr 1534 nach Würtemberg zurück, und der Sieg, den er einigen Schritten machte, war Beweis genug, daß dem Land Vertrauchen endlich sein Herzogthum wieder zu gewinnen war. Er ließ, ungeachtet er auch einwilligte, als stürzlichster Artikelen annehmen, weil Philipp und sein andern Freunde mit mit Kaiser Carl und König Ferdinand wieder ausgesöhnt seyen müßten; aber auch so bedeutende Macht gegen, um sogleich das Land herum dann einzurücken, und sich wieder in den Besitz seiner Herrschaftsrechte hineinzusetzen, je strenger der neuen Lehre der Zwingli unter König Ferdinand waren verschärfet worden. Die große theologische Anstalt in Tübingen und das reiche Kirchenvermögen Würtemberger verdankten damals seinem guten Willen ihre ersten Anfänge. Doch nach fast sechs Ulrich sich seiner dauernden Ruhe erfreuen. Sein neues Verhältniß zu Oesterreich, das bey Verlust des schönen und wohlgelegnen Herzogthums nicht so leicht vorauf, und ihn bloß nehme und unumerbrochen beobachtete, verursachte ihm manche Unannehmlichkeit in den nächsten 12 Jahren, und versetzte ihn gegen das Ende seines Lebens noch einmal in die feindliche Verlegenheit. Als nemlich Ferdinand 1547 den Sieg über des schmalkaldischen Bundes gewonnen. Er hatte im Jahr 1546

ein beträchtliches Contingent zum Heer der Verbündeten an die Donau rücken lassen, und Würtemberg war nach der unglücklichen Wendung des Kriegs für die Verbündeten eines der ersten Länder, das vom Heer des Kaisers besetzt wurde. Gegen Bezahlung einer beträchtlichen Summe und Einführung des Interim im Herzogthum war sein Friede mit dem Kaiser bald geschlossen; aber jetzt rückte König Ferdinand mit einer Felonieanklage gegen ihn, seinen Afterlehensmann, hervor, ließ den Prozeß in Form gegen ihn einleiten, und bald war vorauszusehen, daß er diesmal das Herzogthum auf dem Wege Rechtens an ihn verlieren dürfte. Schon hatte sich der alte Herzog entschlossen, was ihm sauer ankam, dasselbe seinem Sohn Christoph abzutreten, der keinen Antheil am Krieg genommen hatte, als am 6ten November 1550 Kummer und Verdruß über diese letzte Widerwärtigkeit seinem Leben schnell ein Ende machten.

Ultramarin ist die schöne, himmelblaue, aber auch sehr kostbare Farbe, welche aus dem Lasursteine (lapis lazuli) gemacht wird. Bekanntlich gibt es zweierlei Arten von Lasurstein, mit Goldflecken durchsetzten und völlig blauen. Aus diesem letztern wird die Ultramarinfarbe bereitet. Der Stein wird zum feinsten Pulver zerrieben, mit verschiednen harzigen Materien vermischt und zu einem Teig geknetet. Das Pulver wird dann von den harzigen Theilen wieder geschieden. Was sich zuerst absondert, gibt das schönste Ultramarin; nach und nach wird es immer blässer, und folglich auch schlechter. Dieses Ultramarin und die aus den Kobalterzen bereitete blaue Farbe (Schmalte) sind die einzigen blauen Farben, welche das Feuer aushalten, und daher zur Email- und zu Malereien auf Porzellan gebraucht werden können. Da der Lasurstein sich nur in kleinen Stücken findet, so ist das Ultramarin die kostbarste unter allen Malerfarben. Ehemals wurde sie häufiger gebraucht als jetzt, vorzüglich im Mittelalter zu den Malereien in den Handschriften, und nachher am meisten von Titian.

Ultramontan (aus dem Lateinischen, ultra montes), was jenseit der Gebirge, d. h. der Alpen, ist, aber nur in Beziehung auf die Person des Redenden. In Italien versteht man Deutschland und Frankreich darunter, in Frankreich hingegen Italien, und zwar, in einem besondern Sinne, in der Mehrzahl (ultramontains), diejenigen italienischen Schriftsteller, welche die Grundsätze und Vorrechte der Päpste behaupten.

Ultraquisten s. **subutraque und Calixtiner.**

Ultrarevolutionärs. Diese Benennung kam in den ersten Zeiten der französischen Revolution, seit dem Jahre 1793 auf, um damit diejenigen zu bezeichnen, die in ihrem patriotischen Eifer die Gränzen der angenommenen Revolutions-Grundsätze überschritten. Man schrie unaufhörlich über die dem Vaterlande von innerlichen Feinden drohende Gefahr; aber bei den meisten mochte wohl die versteckte Absicht zum Grunde liegen, ihre Gegner verdächtig zu machen und aus dem Wege zu räumen. Das berüchtigte Revolutions-Tribunal, das Gericht für alle Verbrecher und Anklagen, die sich auf Revolution und Gegenrevolution bezogen — Dantons Werk — wurde durch jenen übertriebenen Eifer veranlaßt. — Nach Ludwigs XVIII. Rückkehr nach Frankreich bildete sich eine Partei überspannter Royalisten — **Ultraroyalisten** — welche sich der **constitutionellen** Partei, oder denjenigen, die es

mit dem Könige und der von ihm gegebenen Constitution (Charte) widersetzen, die Aufhebung der Constitution, die Einführung einer militärischen Regierung, die Wiederherstellung der alten Verfassung in Frankreich mit Ausschluß verlangen, und besonders der von dem Ultimatum erfüllte Ausdruck: Sie fanden selbst am Hofe, bei den königlichen Prinzen, Unterstützung, und wurden dadurch immer kühner. Ihre Ueberzahl in der Kammer der Deputirten erhielt ihnen diese der letztern als sehr sträflich, und bewirkte, daß die Minister nicht selten in der Minorität waren. Man nannte in der Folge die Mitglieder dieser Partei bald die Ultras, auch die Centauren, um den Unterschied zu zeigen, welche in den ersten Zeiten der Revolution durch ihre rohen Sitten sich kenntlich machten. Nachdem Ludwig XVIII., um einen neuen Ausfall, welcher seiner Partei gedroht zu haben schien, zu verhindern, die Sitzungen beider Kammern unerwartet am 26sten April 1816 bis zum 4ten Oktober vertagt hatte, und eine dieser Ursache am 5ten September 1816 die Kammer der Deputirten ganz auflöste, und neue Volksrepräsentanten zusammenrief, wurden unter dem Einfluß der Minister neue und gemäßigtere Kammern ernannt. Ihre Sitzungen dauerten gemäßigt. Seitdem scheint dieser Streit wenigstens zu ruhen, und die Ultras haben sich nur noch, wiewohl bis jetzt vergebens, bemüht, ihre Grundsätze durch Pamphlete verschiedener, Art weiter zu verbreiten.

Ultimatum kommt zwar aus dem Lateinischen, von ultimus, der, ist aber kein eigentlich lateinisches Wort, sondern ein neuer diplomatischer Ausdruck gebräuchlicher Art. Man versteht darunter die letzten Bedingungen, die man bei einem zu schließenden Vertrage oder bei irgend einer andern Verhandlung machen will, und bedeutet man zugleich, daß sie davon nicht zu weichen erklärt.

Ulysses (griechisch Odysseus), war ein Sohn des Laertes und König über die kleinen Inseln Ithaka und Dulichium, die jetzt zu der Republik der ionischen Inseln gehören, und an der Küste Akarnaniens gegen Westen. Er war der merkwürdigste Abenteurer des Alterthums, aber seine Geschichte ist mit vielen Fabeln vermischt worden. Seine Gemahlin war Penelope, einige Zeit nach der Geburt des Telemachus mit ihm einen Wettlauf haltend, in welchem Ulysses den Preis davon trug. Als die griechischen Fürsten den Krieg gegen Troja beschlossen hatten, wollte er seinen Theil daran nehmen, weil ihm vorhergesagt worden war, er werde nach zwanzig Jahren zurückkehren müssen. Er stellte sich daher wahnsinnig, pflügte Palmenzweige als Vertheidigung, und säete Salz nur um genöthigt, mit zu ziehen. Er kam mit 12 Schiffen vor Troja an. Während der Belagerung leichtete er sich durch Klugheit und List, so sie durch sein großes Nationalinteresse war. Erbaut das Palladium aus Troja entwenden, und war mit unter denen, die sich in das bekannte hölzerne Pferd verbargen, welches die Trojaner in die Stadt zogen, und wodurch nachher die Eroberung Troja's bewirkt wurde (s. d. Art. Troja). Nachdem diese Stadt eingenommen und verbrannt worden war, mußte Ulysses auch ein besonderes Schicksal zehn Jahre lang an verschiedenen Küsten herumirren. Er kam an die Küste der Cyklopen, wo Polyphemus sein feiner Gefangener sich, so lange, bis er selbst ein gleiches Schicksal gehabt haben, wenn er nicht den Kyklopen betrunken, und

ten im Schoße seines einzigen Kindes braucht. Es besteht hierauf bei Siebenkäs, der Perlen, Gold und Edelsteine in die Zauberin Circe herrischer, bei welcher er ein Jahr blieb, und stieg selbst in den Orkus hinab. Durch Zufall und den Zorn der Götter kam er wieder mit Hab und Gut ans Licht. Auch die Geschichte des Schiffbrüchigen kann es ganz allein auf der Insel Ogygia an, wo er von der Nymphe Calypso gut aufgenommen wurde, und mit ihr lange Zeit sehr vertraut lebte. Auch des Verlustes der Memoiren kann er endlich wieder in sein Vaterland Zykaka zurück, wo er seine Mundsklavin Jemine, die ihm beständig zu gebieten war (S. 3. Anm. Buenlaure), und seinen Sohn Telemach fand. Dieselben, welche während seiner Abwesenheit sich um die Hand der Penelope bewarben hatten, bekam er. Nach drei Jahren trieb sie ein Sturmwind wieder in einem Gerüche von seinem eigenen, mit der Circe erzeugten Sohne, Telemachus, durch einen Pfeil tödtlich verwundet. Alle diese Abenteuer des Ulysses und noch mehrere hat Homer in seinen sieben Heldengedichte Odyssee von dem griechischen Namen des Ulysses, Odysseus, bedungen, wovon der Dichter Bog eine vortreffliche deutsche Uebersetzung geliefert hat.

Amber, Umberedre, eine weiche thonichte Substanz von bunter Farbe, die mit Wasser zu Kügelchen und Figuren gebrannt wird. Sie soll ihren Namen von der ehemaligen Landschaft Umbrien, dem heutigen Herzogthum Spoleto im Kirchenstate, erhalten haben. Gudenschlacken nennen sie von Umbra, Schatten, die Franzosen nennen sie terre d'ombre. Sie wird in verschiedenen Nüancen, lichtbraun, dunkelbraun, auch grau und röthlich gefunden. Die weiche wird in der Nähe gegraben, die harte findet sich häufig an verschiedenen Orten des sächsischen Erzgebirges. Die chinesische Erde von braunrother, bisweilen auch schwarzlicher Farbe, die aus China an Mayer von Augsburg kommt, ist ebenfalls eine der Umbererde gerechnet.

Umbrella (s. Regenschirm, Sonnenschirm) ist derjenige Schirmvorrath, welcher, wenn er zu Verwerbringung neuer Güter mitwirken soll, zuvor aus dem Besitze dessen treten muß, der ihn zu diesem Zweck anzuwenden beschlossen. Der unmittelbare Kapitalwerth kann nur sinnlich sein, nie geistig, denn nur sinnliche Güter können ihren Besitzer verändern, niemals geistiges; es sind dahin alle jene Stoffe zu rechnen, aus welchen der Gemeinbesitz der Menschen Waaren bereitet, die Mittelstücke, womit die Arbeiter bedacht, die Verbrauchsmittel, welche denselben während der Anfertigung ihrer Thätigkeit gereichen. Diese Kapitalien sind Sachvorräthe dieser Art, was man von den Besitz aufgehen, will man sie dieser ins Eigenthum treten lassen. Ihren Hervorbringung jene Vorräthe bestimmt sind. (S. Kapital).

Ammerapura, die große Hauptstadt des birmanischen Reiches in Hinterindien, auf einer Halbinsel des Irawadys, die erst seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts aus den Trümmern des alten Pegu aufgebaut und dergestalt angewachsen ist, daß Core von Neuem sie auf 28,000 Häuser und 120,000 Einwohner rechnet. Ihre vorzüglichsten Merkwürdigkeiten sind der kaiserliche Palast, der für sich eine kleine Stadt ausmacht und neben Fremden besonders durch die ungeheure Zahl seiner Thürme, Thürmchen, Kuppeln überraschet, und der Kyoungoe, oder das kaiserliche Kloster,

worin ebenfalls alles von Golde starrt und die höchste Gottheit der Birmanen, der Gaudma (der Buddha der Singalesen), verehrt wird. Beide Gebäude gehören zu den ausgezeichnetsten Gegenständen der orientalischen Architektur.

Umriß (Contour), nennt man in den zeichenden Künsten die äußersten Linien, wodurch man die Schranken — mithin die Form irgend eines Körpers andeutet. Daher man auch Bilder, wo bloß die Figur der Körper, ohne Erhabenheit oder Tiefe, hervorbringenden Schatten und Lichter, und ohne belebende Farben Contouren oder Zeichnungen in Umrissen nennt. Solche Bilder können daher nur von Anordnung und richtiger Zeichnung zeugen; da dies aber die Elemente der Malerei sind, so haben sie für den Kunstkenner großen Werth. Man hat daher in unserer Zeit mit Recht angefangen, Bedeutung auf solche Contouren zu legen, und die vorzüglichsten Bilder auch auf diese Weise in Kupfer gestochen. Contouren von Bildern aber, deren Vorzüge etwa in künstlicher Beleuchtung, blühender Farbengebung u. dgl. beruhen, können natürlich von keinem sonderlichen Werthe seyn. — In Gemälden selbst können die Umrisse entweder scharf prononcirt, oder die Uebergänge mehr verwaschen seyn. Dieses gilt als eines der unterscheidenden Merkmale der altdeutschen und der italienischen Schule. Jene liebte scharfe Linien und scharfes Nebeneinanderstellen der Farben; diese, in Folge treuer Naturbeobachtung, die Stellen, wo ein Körper über dem andern hervorgeht, mit dunklen Schatten anzudeuten; denn nirgends hören die Körper mit Linien auf.

Uncialbuchstaben, Buchstaben, die einen Zoll breit sind, wie man sie bei Inschriften, auf Monumenten und sonst zu machen pflegt, damit sie auch in der Entfernung in die Augen fallen, von dem lateinischen Worte uncia, welches nicht bloß ein Gewicht, sondern bei den alten Geometern auch ein Maß, nämlich den zwölften Theil eines Bauschuhes, oder einen Zoll, bedeutete.

Uneheliche, uneheliche Kinder sind solche, die außer der Ehe erzeugt worden, deren Geburt also nicht durch die Gesetze der Kirche und des Staates geheiligt ist. (S. d. Art. Ehe.) — Die Gesetze machen mehrere Unterschiede, je nachdem die Aeltern mit einander verwandt, verlobt, oder sonst verheirathet, oder die Mutter unehrbaren Standes gewesen. Der einer solchen Geburt anklebende Makel wird durch die Legitimation d. i. die Aufhebung des Standes ungesetzmäßiger Geburt) abgewaschen. Diese Legitimation erfolgt, wenn die Aeltern nach der Geburt des Kindes noch eine Ehe mit einander eingehen, oder durch ausdrückliche Verordnung des Fürsten, oder durch ein richterliches Urtheil, nämlich bei Kindern, deren Aeltern schon verlobt waren.

Ungarn, Magyar Orszag, das Land der Magyaren, machte in den ältern Zeiten der Geschichte einen Theil des weiten Pannoniens aus. Seine großen Ebenen wurden im Mittelalter nach und nach von verschiedenen Völkerhorden durchzogen, von welchen bloß die Avaren bleibende Wohnsitze stifteten. Carl der Große besiegte sie, und zwang ihnen das Christenthum auf, aber kaum hatte dies Wurzel gefaßt, als eine zahlreiche Horde Kalmyken, die sich Magyaren nannten und am Fuße des Urals zu Hause gehörten, ihre Wohnsitze verließ und durch die Ukräne und Polen gegen die Karpathen zog, die sie 889 überstieg und vereinigt mit

andern Horden, innerhalb eines Jahrzehends das ganze Land von den Karpathen bis zur Save, und von der Morawa bis zur Gränze der Moldau eroberte. Ihre Anführer theilten unter sich das Land und Arpad, ihr erster Feldherr, nahm für sich mehr als die Hälfte; jeder Anführer theilte dann wieder mit seinem Volke, und die alten Einwohner, theils Slaven, theils Avaren oder Altrömer, wurden Sklaven. Dies ist der Anfang des Magyarenreichs in Ungarn. Ein wildes Volk, wie die Magyaren, war aber durchaus nicht geschaffen, sich an eine ruhige Existenz zu gewöhnen; die beiden ersten Jahrhunderte ihrer Geschichte füllen die Streifzüge, die sie bald gegen Westen, wo jedoch Heinrich der Städteerbauer und Otto der Große ihren weitern Anfällen Schranken setzten, bald gegen Osten, wo sie bis vor die Thore von Constantinopel drangen, unternahmen. Erst unter Arpads Urenkel Geisa hören diese Streifzüge auf und die Magyaren lernen allmählig in ihrem eroberten Lande einheimisch seyn; Geisa selbst nimmt 973 die Taufe und ruft auch aus dem Abendlande Missionare zu sich, um das Christenthum überall zu verbreiten. Mit den Missionarien zogen nun auch Deutsche herbei, die sich überall verbreiteten und deutsche Cultur auf magyarischen Boden verpflanzten. Geisa beschützte die Fremdlinge, deren Werth er bald gehörig würdigen lernte; noch mehr aber sein Sohn Stephan der Heilige, der im Jahre 1000 von Rom den Königstitel annahm, und den kirchlichen und politischen Einrichtungen seines neuen Reichs eine ganz veränderte Gestalt gab. Die deutsche Verfassung, wie sie im zehnten Jahrhunderte bestand, wurde dabei zum Grunde gelegt, das ganze Land in 72 Comitate getheilt und in dem höchsten Beamten, dem Comes, die Civil- und Militärgewalt vereinigt. Es entstand eine Nationalrepräsentation, wohin jedoch bloß die höhern Districtsbeamten und die dem Könige unmittelbar unterworfenen Grundeigenthümer berufen wurden. Es war eine treffliche, schon in einander greifende Verfassung, so lange das bestand, was König Stephan angeordnet hatte. Nur war es unmöglich, daß unter einem so uncultivirten Volke, wie damals noch die Magyaren waren, diese neugebildete Verfassung sich lange in ihrer Integrität halten konnte. Besonders war ein Punkt, an den sich bald alles stieß, die Erbfolge im königlichen Hause, die nichts weniger als geordnet war und bloß auf Observanzen beruhte; daher denn die vielen und großen Unruhen, die nach Stephans Tode 1038 über 40 Jahre lang das Reich zerrütteten, und den deutschen Königen Gelegenheit gaben, sich in Ungarns Angelegenheiten zu mischen und selbst König Peter 1044 zwangen, sein Erbe von Deutschland als Lehn zu empfangen. Doch wurde dies Lehnsverhältniß schon 1063 wieder aufgelöst und mit Ladislav I. kehrte 1077 die Ruhe zurück. Unter ihm und seinem Nachfolger wurden 1095 Kroatien, und 1105 ganz Dalmatien mit der Krone vereinigt. Unter Stephan II. wanderte 1124 ein großer Schwarm von Cumanen, und unter Geisa II. 1154 mehrere Tausende von Flandrern und Niederdeutschen in das Reich ein; erstere bekamen Wohnsitze an der Theiß, letztre in Siebenbürgen. Von Geisa II. bis auf seinen Enkel Andreas II. war ein steter Wechsel der Regierungen und eine Ungewißheit in der Thronfolge, bei der die Ausbildung der Nation nothwendig still stehen mußte. Endlich erhielt 1222 die Nationalfreiheit durch die Urkunde, Königs Andreas II. ihre erste vertragartige schriftliche Fixirung

und das Reich hätte sich nun erholen können, wenn der unvermuthete Einfall der Mongolen unter Khan Batu 1241 nicht alles zerrüttet und das Land auf das äußerste verwüstet hätte. Doch ersetzten den ungeheuren Menschenverlust bald deutsche und italienische Colonisten, denen nach dieser Periode Ungarn die Entstehung mehrerer Städte und die Zunahme des Bergbaus verdankt. Mit Andreas II. starb 1301 der Mannsstamm der Arpader aus. Auf ihn folgten nun auf Ungarns Throne mehrere Könige aus verschiedenen Häusern, unter welchen Ludwig der Große von 1342 bis 1382 einen vorzüglichen Rang einnimmt. Dieser größte aller Könige Ungarns besaß zugleich die polnische Krone, erwarb seinem ungarischen Reiche Rothreussen, die Moldau, Wallachei, Bulgarien, Bosnien und Dalmatien, und zeichnete seine Regierung durch die weisesten Einrichtungen aus; unter ihm rückten Cultur und Verfassung des Landes um mehr als ein Paar Menschenalter vorwärts. Allein nach seinem Tode brachen über die Thronfolge neue Unruhen hervor, und unter Siegmund, der endlich König blieb, war das Reich nicht glücklich, und verlor die meisten seiner Ausländer, selbst Rothreußen, die zipser Städte und Dalmatien. Zu dieser Zeit bekam auch das Reich seinen gefährlichsten Feind, die Osmanen, die sich von jetzt an in alle seine Händel mischten. Zwar wiederstand ihnen unter Wladislav und Ladislav der tapfere Johann Huniad mit Glück, und wurde der Retter seines Vaterlandes; zwar erhielt es in Johanns Sohne Mathias 1458 einen Monarchen, wie es nach Ludwig dem Großen keinen gekannt hatte, einen Mann von seltener Geistesgröße, unter dem das große Magyarenreich sich fast ganz redintegrirte, aber nach seinem Tode erhoben sich von neuem die unglücklichen Erbfolgestreitigkeiten, und Ungarn verlor in wenigen Jahren alles, was ihm Mathias wieder gewonnen hatte. Unter Mathias Nachfolger Wladislav von Böhmen, der 1490 den Thron bestieg, wurde Wien und alles, was Mathias in Oesterreich, Steyer und Krain erobert hatte, abgetreten; Schlesien, Mähren und die Lausitz lösten sich allmählig ab, viele Städte in Dalmatien ergaben sich den Venetianern, der Woiwode von der Moldau suchte polnischen Schutz, und noch mehr, — die Zügellosigkeit im Reiche, der Kampf des Klerus mit dem Adel, der Magnaten mit den geringern Edelleuten nahm dergestalt überhand, als ob kein König da sey. An der Spitze des niedern Adels stand Johann Zapolya, an der der Magnaten Stephan von Bathori; der Ehrgeiz beider Parteianführer stürzte das Reich in namenloses Unglück, und gab den Osmanen Gelegenheit, dasselbe mit Glück anzugreifen. Suleiman entriß Wladislavs unmündigem Nachfolger Ludwig II. 1521 Sabacz, Belgrad und ganz Servien; der mündig gewordene König, der ihnen späterhin entgegen ging, wurde 1526 mit seinem Heere bei Mohacz niedergemetzelt, und die Osmanen überschwemmten Ungarn bis nach Raab hinauf. Nun wurde Johann Zapolya zum Könige gewählt, aber Stephan Bathori rief Ferdinand I. von Oesterreich auf den Thron, den dieser auch gegen Zapolya behauptete, aber einen großen Theil von Ungarn in den Händen der Osmanen lassen mußte, die selbst Ofen besetzt hatten. Ferdinand war der erste Habsburger, welcher Ungarn auf immer (denn schon früherhin hatte es zwei Habsburger zu Herrschern gehabt) mit Oesterreich verband; er und seine Nachfolger bis auf Leopold I. führten den Krieg mit den Osmanen meistens unglücklich, welche den

schönsten Theil des Reichs in eine asiatische Provinz, die Residenz-Hauptstadt Ofen romanisirt hatten, und unter beständigen Neuerungen mit den Griechenten, die selbe verschönerten, und den Türken, die sie gegenwärtig finden und die jener Cultivation neue Vorrechte, neue Einrichtungen und Krone ertrugen, Ehe unter Leopold I. mendet sich das Glück auf Oesterreichs Seite; es gelang Leopolden, nicht blos ganz Ungarn und Slavonien bis auf das Banat und Siebenbürgen um den Frieden von Carlowitz, sondern auch Croatien, sammt dem alten Wahlreich 1687 in seinen Besitz zu bringen. Die traurigen Zeiten Ladislaus Posthumus unter Leopolds jüngern Nachfolger Carl VI. auch den Passarowitzer Frieden bezeichnet, sind nicht in Vergessenheit gerathen, und der Ruhmvollen wurde die gesegnetste Regierungsfreiheit beschert. Ein Land, über die Maße gut, immer in das Reich zurückt; der Gastfreundschaft, der Tapferkeit, der Freundschaft, der Treue, der Frauen, denn auch schon die übrigen Früchte dieses Friedens in dem Emporblühen der Künste und Wissenschaften, wieder aufgerichtet werden sollen. Als Carl VI. starb, traten die Magnaten sämmtlich für seine Tochter Maria Theresia in die Schranken, und setzten mit großen Aufopferungen die gute alte Ordnung der Monarchie, mit welcher Ungarn durch so mancherlei Bande verbunden ist. — Unter diesen mit meinen Sinne versteht man die sämmtlichen Länder, die die überreichsten Gesetzgeber zu einem Reiche, Krone genannt, Ungarn, Croatien und Slawonien, so viel davon zum Civile gehört, nicht aber Siebenbürgen, Dalmatien, ist die Militärgrenze, welche unter besondern Regierungen stehen; Ungarn im engern Verstande, blos das Königreich Ungarn. Dieses barrikirte Land wird durch die Karpathen im Norden und Nordosten, in Osten und der Bukowina, Siebenbürgen und der Wallachei, im Süden durch die Donau und Drave von den sonnischen Reiche, Slawonien und Croatien geschieden im Westen hat es mit Oesterreich, Steyermark, Land unter der Ens, Mähren und Schlesien zu Gränzen, und hält im Ganzen 2000 Quadratgrade 27½, ohne dieselbe 2827 Q. Meilen. Es ist im Ganzen flach, besonders hat es viele Fruchtebenen, die Gebirge sind selten und im Südosten fast große Ebenen ein. Der Boden ist sehr verschieden, Produktenreichthum, vorzüglich Getreide, Wein, Tabak, Obst, Pferde, Vieh, Schafe, Bienen und die mancherlei Metalle und Mineralien, die in keinem Land von Europa in einer solchen Menge und Mannigfaltigkeit gefunden werden, sind hier verbunden. Die vornehmsten Gebirge ziehen die Karpathen mit ihren Verzweigungen, als: Marra, Fatra, Tatra, Matra, Bakonyer, ungarischen Bergen, dann das cetische Gebirge; in den größern Gebirgen sind: Gran, Theiß, Drave, Raab, Leitha, Waag, Temesch und Poprad; in den Binnenseen der Plattensee und mehrere. Der Hauptfluß Ungarns ist die Donau, in den verschiedenen Cändern der Bega-, Franz-, Albrechts-, Josephs- und Sarvigcanal; kein Land in Europa besitzt mehrere Mineralwasser. Die gemeine Sage nennt Ungarn ungesund und ein Kirchhof der Deutschen, aber nur die Gegenden sind ungesund, wo Marsche sich bilden, und diese findet man am häufigsten im Südosten der große Ueberrest des Landes ist so gesund, wie irgend ein anderes Land, und sowohl der Mensch als das Thier und die Pflanzen erreichen daselbst leicht ein hohes Alter. Volksmenge beläuft sich mit der Militärgränze auf etwa 7,800,000, ohne diese auf 7,320,000

Köpfe. Nach Blumenbach gibt Ungarn an mittel-Europäischen und Slavischen von 8,500,000 Menschen ungefähr, nemlich einen von 3,684,000 Slaven, 3,675,400 Magyaren, 653,000 Wallachen, 570,000 Deutsche, 16,000 Juden, 48,000 Zigeuner und 1500 Griechen (von mahomedanischen Völkern sind 150,000 Türken, 150,000 Bosniaken und 932,625 Bulgaren wohnen. In Ungarn haben Katholiken, Griechen, Lutheraner und Reformirte gleiche Rechte; man rechnet im Reiche 4,870,000 lateinische und griechische Katholiken, 2,800,000 Griechen, 1,050,000 Reformirte, 650,000 Lutheraner und 129,000 Juden. In Gallizien hat der Glaube unter Katholiken die Mehrheit (2,800,000 Katholiken gehören die hohen Prälaten und er ist Herr, zu diesen die Bürger und Bauern, wovon die ersten zwar persönlich frei sind und genießen der Vorrechte adelichen, auch in Ansehung des Besitzes, doch ohne Reichsstandschaft nehmen, doch aber einigen seinen der Vorrechte des Adels genießen. Die Bauern theilen sich wieder in freie, wohin die Juzigen, Cumanen, Haiducken und Szekelen zu zählen sind, leibeigne, deren zufolge in neuern Zeiten gemildert ist, doch schmachvoll sie auch unter einem Magyaren Herrn sind, und Hörendienten und tragen die Staatslasten ganz allein. Ungarn hat in Ansehung der Reichstagsfreiheit drey der Adel, die Prälaten und Königl. Freistädte zu Ungarn in dieser Ordnung abgetheilt, wie sie auf dem Reichstage genannt wird. Wo die arbeitende Volksklasse unter einem solchen Fluche sinkt, da kann der Ackerbau und die produzirende Industrie auf keinen hohen Grad steigen. Diese ist da auch in Ungarn der Fall und trotz des gesegneten Bodens befinden sich Ackerbau und Viehzucht in dem elendesten Zustande, und nur so dürftiger Fleiß den Boden bauet, als sicht es unter einem solchen Drucke. Eine Ausnahme der Landes ist der Wein, wovon man in Mittelsdorfen mehr als 211 Millionen Eimer kelter, und wovon einer für die edelsten Gewächse ein Ducat, der Kranich und Tokai, und der Ausbruch, der Szamorodni, Tokai und Carcapi erzeugt wird den vorzüglichen Menschg und andere Hungerwein. Aber auch an Getraide ist Ungarn so reich, als an edlen Früchten, an Honig, Wachs, Fischen, Gallapfeln und andern Produkten der Thier- und Pflanzenreichs ist Ungarn unerschöpflich reich; doch wird jene Mineralreich und Menschen die Quelle der Ausfuhr. Man rechnet das jährliche Ausbringen an Metallen auf 2100 Mark Gold, 83,220 Mark Silber, 58,000 Centner Luppfer, 24,500 Ctr. Blei, 192,000 Ctr. Eisen, 130 Ctr. Quecksilber, 2250 Ctr. Antimonium, 5000 Ctr. Kobalt, 500 Ctr. Gallmei, 90 Ctr. Arsenikkönig, 1000 Ctr. Bergzin, 1800 Ctr. Alaun, 25,000 Ctr. Natrum, 400,000 Ctr. Schwefel, 1,000,000 Ctr. Salz; ausserdem hat Ungarn die edelsten Opale und mancherley edle Steine. Der Reichthum ist in seinen Quellen unerschöpflich; selbst fremden und einige Zweige deselben werden mit Fleiße und Vortheile cultivirt, doch hängt es in andern wieder ganz von dem Umstande ab, und dürfte, so lange es seine veraltete Verfassung und Oesterreich sein Colonisationssystem gegen Ungarn beibehält, nie sich in einem Manufacturstaate erheben können. Der Handel liegt ebenfalls in diesen Fesseln, und ist von dem Handelssystheme des großen Kaiserstaats ganz abhängig. Drey alter Beschränkungen bringt es aber in viele mächtige Hülfen zu Ausfuhr, daß selben ungeachtet das Uebergewicht auf seiner Seite ist; 1800 betrug der Ausschlüsse des osmanischen Handels seine Ausfuhr 29,150,000, die

Einfuhr 20,140,000 Gulden; doch verliert es in seinem Landhandel mit den osmanischen Staaten. Die vornehmsten Handelsstädte sind Pest, Debrecyn und Pressburg. — Ungarn ist eine erbliche Monarchie, die eigentlich einen mit dem österreichischen Kaiserreiche conföderirten Staat ausmacht. Der König hat viele und wichtige Rechte; ihm sind alle Majestätsrechte eigen und seine Gewalt erstreckt sich über alles, was zum Zweck des Staats als Mittel dient. Zu seinen Reservatrechten gehören: 1. das Patronat über alle kirchlichen Beneficien, 2. das Recht, den Adel und alle Privilegien zu ertheilen, 3. die Besetzung aller Staatsämter, 4. das Recht, Krieg und Frieden zu führen, 5. er ist die höchste Obrigkeit des Reichs und 6. alle erledigten Stammgüter fallen ihm zu. Dagegen muß er die Aufrechthaltung der Reichsverfassung vor und nach seiner Krönung, welche ihn zum apostolischen Könige inauguirt, beschwören, muß ein Catholik seyn, und kann Gesetze, Auflagen und andere Verfügungen nur durch das Organ des von ihm berufenen Reichstags machen, woselbst die Stände eine vielsagende Stimme führen und sich nicht selten gegen die Eingriffe der Krone setzen. Die Reichsstände bestehen: 1. Aus den Prälaten, wozu die sämmtlichen catholischen und griechischen Erzbischöfe, Bischöfe, die meisten Aebte und Pröbste gehören, 2. aus den Magnaten oder den großen Reichsbeamten und Obergespanen, wovon einige ihre Würden erblich besitzen, 3. aus den niedern Edelleuten und 4. aus den königl. Freistädten, wovon jede doch nur eine Stimme hat. Der Reichstag soll nach den Gesetzen alle 3 Jahre, wenn es das Beste des Reichs befiehlt, durch königl. Comitialbriefe ausgeschrieben werden; er theilt sich in 2 Kammern — die Magnatentafel, wozu die Prälaten, Magnaten, Grafen und Freiherren, und die Ständetafel, wozu die Edelleute und Freistädte gehören. — Die Regierungsgeschäfte verwaltet nach den Landesgesetzen die königl. Statthalterei, welche ganz independent und keiner Hofstelle unterworfen ist. Sie ist das höchste Verwaltungscollegium, ihr Präsident der Palatin, und ihr sind die 53 ungarisch-illyrischen Comitate sämmtlich obligat. An der Spitze der Comitate steht der Obergespan, dessen Würde in einigen Comitaten erblich ist. Das höchste Justizrevisorium ist die Septemviraltafel, das Appellationsgericht die königliche Tafel, an welche von den Districtualtafeln appellirt wird; niedere Gerichte sind die Herrnstühle für die Bauern, die Magistrate für die Freistädte und Marktflecken und die Comitatsgerichte für den Adel. Uebrigens ist Ungarn unstreitig eine der wichtigsten Provinzen der österreichischen Monarchie; es recrutirt ohne die Gränzen 14 Infanterieregimenter und einen bedeutenden Theil der Cavallerie und bietet in Zeiten, wo dem Vaterlande Gefahr droht, eine Adelsinsurrection auf, die 1809 aus 18,000 Mann Cavallerie und 21,000 Mann Infanterie betrug. Dabei trägt es zu den Lasten der Monarchie wenigstens 20 Millionen Gulden bei, wobei es die innere Verwaltung aus eignen Mitteln bestreitet. Civilungarn zerfällt in 4 große Kreise diesseit und jenseit der Donau und diesseit und jenseit der Theiß, deren jeder wieder in Gespanschaften oder Comitate getheilt ist.

Ungarische Militärgränze, s. Banatgränze und österreichische Militärgränze.

Ungarweine heißen die sämmtlichen Weine, die in Ungarn und den dazu gehörigen Ländern erzeugt werden, und zu

den edelsten Gewächsen Europa's gehören; nur wirft man dem Ungarweine überhaupt vor, daß er zu stark in das Blut gehe. Die bessern Sorten sind die von Tokai und Carczal, die auf einem Raume von 5. Q. Meilen in der Hegyalla und, was merkwürdig ist, unter 48° Breite sich zu der süßesten Essenz verkochen; dann folgt der rothe Menescher, den Kenner dem Tokaier gleich setzen, der Neustädter, welcher dem Burgunder, der Schiraker, welcher dem Champagner ähnelt, der Oedenburger, Ruster, Seckzarder, Erlauer u. a. Ungarn allein erzeugt im Durchschnitte auf 911,167 Joch Weinbergen 21,863,560 Eimer, wovon es nach Schwarter jährlich 14,257,815½ Eimer selbst verzehrt, und das Uebrige ausführt; Tokai gewinnt allein 180,000, Erlau 200,000 und Ofen 100,000 Eimer. Die bessern Ungarweine unterscheiden sich in Essenz, Ausbruch, Maschlasch und gemeinen Wein. Doch stehen die Landweine zu äußerst niedrigen Preisen: so galt auf dem Medardimarkte zu Pest 1813 der Eimer alter rother Ofner 8 bis 12, alter Seckzarder 8 bis 10, und junger Ofner 4 bis 6, dagegen Menescher Ausbruch 60 bis 120, Menescher Essenz 150, Tokaier Ausbruch 50 bis 180 und Tokaier Essenz 200 bis 250 Gulden W. W.

Unger (Joh. Georg), geboren zu Goos unweit Pirna, den 26sten Oct. 1715, lernte in einer unbedeutenden Officin die Buchdruckerei, und nebenbei, getrieben von seinem regen Geiste, für sich selbst das Holzschneiden. Im Jahr 1740 ging er nach Berlin, wo er unabläßig arbeitete, die den Buchdruckereien gewöhnlichen Verzierungen zu verbessern, und in der Formschneidekunst ausgezeichnete Fortschritte machte. Um sich in dieser seiner Lieblingskunst recht zu vervollkommnen, widmete er sich ihr 1757 ein ganzes Jahr, und löß'te dabei die schwierigsten Aufgaben, so z. B. brachte er fünf Landschaften zu Stande, die wahre Kunstwerke sind. Ohne seine Verdienste um typographische Schönheit hinreichend erkannt und belohnt zu sehen, starb der bescheidene Künstler den 15ten Aug. 1788. — Sein Sohn, Joh. Friedr. Gottlieb Unger, geb. 1750, trat rühmlich in die Fußstapfen seines Vaters, und ward einer der ausgezeichnetsten Männer seines Faches. Seine Bemühungen gingen dahin, die deutsche Schrift durch mehr Abrundung und Annäherung an die lateinische zu verschönern und ihr so viel Einfachheit zu geben, daß sie zwischen der gothisch-deutschen und echtrömischen Currentschrift gleichsam in der Mitte stände. So entstand denn die sogenannte ungersche Schrift, die man zu gebrauchen bereits sehr wieder nachgelassen hat. Noch größer waren seine Verdienste in der Holzschneidekunst. Er brachte es darin zu einem Grad der Vollkommenheit wie bisher noch kein deutscher Künstler. Es wurde ihm daher der Titel eines Professors ertheilt, nachdem er schon Mitglied des Senats der königl. Akademie der bildenden Künste geworden war. Als Buchhändler zeigte er den rühmlichsten Eifer und große Thätigkeit bis an seinen Tod, der schon am 26sten Decemb. 1804 erfolgte.

Unglaube ist die Weigerung, Wahrheiten anzuerkennen, die entweder durch zuverlässige historische Zeugnisse bekräftigt, oder in unmittelbarem Bewußtseyn der menschlichen Vernunft gegründet, oder durch das Ansehn der geoffenbarten Religion verbürgt sind. Im erstern Falle befindet sich der gemeine Unglaube, der, die wissenschaftlich ausgemittelte Geschichte umwerfend, alles menschliche Wissen vernichtet und gegen Thatsachen protestirend, Unsinn

wird; im andern der philosophische oder vielmehr unphilosophische, der Postulaten der Vernunft, z. B. der Lehren vom Daseyn Gottes und von der geistigen Natur der Menschenseele, ihre ursprüngliche Gültigkeit streitig macht; im letzten der religiöse oder vielmehr irreligiöse, der entweder, wie der Naturalismus pflegt, der göttlichen Offenbarung überhaupt, oder einer gewissen Form und Weise derselben, wie Juden, Mohammedaner und Heiden (Ungläubige im kirchlichen Sinne) der christlichen Religion, oder einzelnen Religionslehren, wie die Socinianer der Trinitätslehre, die Glaubwürdigkeit abspricht. Das Verfahren des vorsätzlichen Unglaubens „für die Wahrheiten, die er verwirft, Ueberzeugungsgründe zu fodern, die sich nach der Natur der Sache nicht geben lassen," ist eben so unbillig als ungereimt. Indem er augenscheinliche, in die Sinne fallende Beweise für übersinnliche Gegenstände z. B. den Anblick geistlicher Wesen, oder positive Begriffsbestimmungen von unbegreiflichen Dingen, z. B. von der Ewigkeit Gottes, verlangt, werden die Mißverständnisse, von denen er ausgeht, sogleich erkennbar. Wenn aber auch der relative Unglaube, oder das Sträuben gegen die Annahme einzelner, subjectiv nicht gleich einleuchtender Wahrheiten nur unter die Inconsequenzen gehört, so ist der absolute, der alles, was geglaubt werden soll, schlechthin verwirft, eine der größten Verirrungen des menschlichen Verstandes, die nie ohne nachtheilige Folgen für die Sittlichkeit bleibt. Meistentheils hat der Unglaube seinen Grund in den Neigungen des Herzens, die bei einer strengen, beschwerlichen Wahrheit ihre Rechnung nicht finden, und beziehet er sich auf die übersinnliche Welt die die Religion uns aufschließt, so werden seine Ursachen im Mangel an Bildung und Sinn für das Höhere zu suchen seyn. Mit allen diesen Arten des Unglaubens ist jedoch die Bedenklichkeit des Philosophen, sich für ungeprüfte Behauptungen zu erklären, oder in Sachen der Ueberzeugung Autoritäten anzuerkennen, nicht zu verwechseln. Diese Schwerglaubigkeit kann aus der reinsten Wahrheitsliebe entspringen. Vergl. die Artikel Glaube, Indifferentismus, Skepsis. E.

Unigenitus Dei filius etc. sind die Anfangsworte einer vom Papst Clemens XI. 1713 erlassenen Bulle, die unter dem Namen der Constitution Unigenitus eine dem päpstlichen Ansehn und dem Frieden der catholischen Kirche sehr gefährliche Celebrität erhalten hat. Um einen Hauptstreich zur Unterdrückung der Jansenisten auszuführen, entwarf die jesuitische Partei am Hofe Ludwigs XIV., besonders der Beichtvater des Königs le Tellier, diese Bulle, und nöthigte ihre Bekanntmachung dem Papste ab. Es waren darin 101 unverfängliche, mit Bibel und Kirchenlehre fast wörtlich übereinstimmende Sätze aus den damals sehr beliebten moralischen Betrachtungen über das neue Testament, die Paschasius Quesnel, sonst Priester des Oratoriums zu Paris, nun im Exil zu Amsterdam, seiner französischen Uebersetzung des N. Test. beigefügt hatte, mit allgemeinen Machtsprüchen, als ketzerische und gotteslästerliche, oder doch anstößige Behauptungen verdammt. Nur die Wuth der Jesuiten wider Quesnel, den man nach Arnaulds und Nicoles Tode als Wortführer des Jansenismus betrachtete (vergl. d. Art. Jansen), und wider den allgemein verehrten Erzbischof von Paris, Cardinal Noailles (s. d. Art.), der Quesnels Buch öffentlich empfohlen hatte, und seine

Unabhängigkeit gegen le Tellier männlich zu behaupten wußte, konnte einen so empörenden Gewaltschritt begreiflich machen. Die Stellen, wo Quesnel im Tone seiner Partei der göttlichen Gnade (s. d. Art.) einen unbedingten und unwiderstehlichen Einfluß auf das menschliche Gemüth zuschreibt, mochten allerdings allein durch die Schriften des heiligen Augustinus zu rechtfertigen seyn; aber wenn die Constitution Unigenitus damit auch Sätze, die auf Reinheit der Antriebe zum sittlichen Handeln, auf Nothwendigkeit wahrer Gottesliebe zur Tugend und Versöhnung mit Gott, auf Allgemeinheit des Gebrauchs der heil. Schrift, auf Verbesserung der Sitten und gewissenhaftere Führung des geistlichen Amtes drangen, zusammenwarf und zu lehren verbot, so mußte die Welt erstaunen, wie das Oberhaupt der Kirche der jesuitischen Rachgier und französischen Hofpolitik so weit hatte nachgeben können, unter seinem Namen ein Manifest wider die Grundwahrheiten der christlichen Moral ausgehen zu lassen. Denn dafür wurde diese Constitution bald nicht bloß von den Jansenisten und den zahlreichen Freunden des verurtheilten, nun um desto begieriger gelesenen Buches, sondern auch von vielen neutralen Catholiken angesehen. Das Parlament, der Cardinal Noailles mit einem großen Theile des französischen Klerus, die Mehrheit der Theologen in der Sorbonne, selbst die französische Damenwelt, der die Constitution durch Verketzerung des quesnelschen Satzes: „daß eine genaue Kenntniß der Religion und heiligen Schrift den Frauen nicht vorzuenthalten sey," dies erste Recht aller Christen absprach, und die herrschende Stimmung des Volks brachen in offenen Widerspruch oder geheimen Gegenwirkungen wider dieses jesuitische Machwerk aus, während die Jesuiten durch den König alle Mittel der Macht und Ueberredung anwendeten, um es in Frankreich zum Reichsgesetz zu erheben und seine Einführung in allen Diöcesen zu erzwingen. Konnte aber auch der große Haufe schwächerer Gemüther durch königliche Befehle, Bestechungen, Drohungen und Verhaftungen einzelner Widerspenstigen von niederm Range umgestimmt werden, so war doch gegen das Parlament und den Cardinal auf diesem Wege nichts auszurichten. Jenes verstand sich nur unter Bedingungen, die die Bulle fast ganz entkräfteten, zu ihrer Einzeichnung in die Reichsgesetze; dieser wollte sie erst gar nicht, später nur nach seiner eigenen mildernden Auslegung annehmen und bekannt machen lassen. Während des unter dem Namen der Constitutionsstreitigkeiten bekannten heftigen Kampfes starb Ludwig XIV., ohne den Jesuiten einen vollständigen Sieg verschafft zu haben. Die Gassen von Paris ertönten von Spottliedern auf die Constitution, deren Namen das leichtfertige Publicum einer natürlichen Tochter ihres Ueberbringers, des päpstlichen Nuncius Bentivoglio beilegte; die gegenseitige Erbitterung sprach sich in Streitschriften aus, die den Parteigeist entflammten; Frankreich theilte sich in Constitutionisten oder Acceptanten, die die Bulle annahmen und Anticonstitutionisten, Recusanten oder Opposanten, die sie verwarfen. Unter der Regentschaft, die den Jesuiten nicht günstig war, wagten es mehrere Bischöfe, denen die Sorbonne und Noailles beitrat, feierlich gegen die Annahme der Bulle an ein zu haltendes allgemeines Concilium zu appelliren, wodurch für die nun bald durch die angesehensten Universitäten und geistlichen Corporationen verstärkte

Oppositionspartei der Name Appellanten aufkam. Diese Parthei zerfiel in gemäßigtere und strengere Factionen, als Noailles sich 1720 zur bedingten Unterschrift der Bulle verstanden und dadurch die eifrigeren Appellanten wider sich aufgebracht hatte. Die strengeren Maßregeln Ludwigs XV. und seines Ministers Fleury, der um den Cardinalshut buhlte und den Jesuiten schmeichelte, bedrängten die Gegner der Bulle von neuem, die Priester unter den Appellanten wurden entsetzt, den appellirenden Laien die Sacramente verweigert; dem 86jährigen Noailles gewann der Hof endlich 1728 eine unbedingte Unterschrift der Bulle ab und zwang 1730 das Parlament, sie ohne Vorbehalt anzunehmen, wodurch sie feierlich zum Reichsgesetz erhoben wurde. Gleichwohl blieben die verfolgten Appellanten insgeheim immer noch thätig, den Geist des Widerspruchs rege zu erhalten, und um die grausame Sacramentsverweigerung, wodurch der für die Constitution gewonnene Klerus sie ängstigte, abzustellen, wagte das Parlament seit 1752 neue, kühnere Schritte. Der nun mit der alten Erbitterung wieder ausgebrochne Constitutionsstreit wurde endlich durch ein sehr gemäßigtes Breve Benedicts XIV. beigelegt, welches die meisten Parteien zufrieden stellte und nur gegen offenkundige Appellanten Strenge gebot. Dazu kam noch die Aufhebung des Ordens der Jesuiten, deren natürliche Folge ein allmähliger Verfall des Gewichts der Constitution Unigenitus auch in Frankreich war. In andern catholischen Ländern hatte man sie zwar angenommen, aber wenig beachtet, da sie doch eigentlich nur die Parteien in Frankreich anging. In der österreichischen Monarchie, wo einige Bischöfe sie in ihren Diöcesen verbreitet hatten, wurde sie 1781 durch ein Edict Josephs II. nebst der Bulle In coena Domini förmlich unterdrückt. Jetzt gehört sie nur noch der Geschichte an, da selbst die Päpste sie nicht mehr für eine Glaubensregel ausgeben. E.

Union, kirchliche, oder **Religionsvereinigung** ist seit dem Zeitalter der Kirchentrennung ein Gegenstand eifriger Wünsche und vielfältiger, bis auf die neuesten Zeiten stets fehlgeschlagner Versuche gewesen. Im Munde des Papstes und seiner Hoftheologen bedeutete dieses Wort nie etwas anders, als unbedingte Unterwerfung und Rückkehr unter seine geistliche Oberherrschaft, wie schon die im Art. griechische Kirche erwähnten Unionsverhandlungen mit den griechischen Kaisern beweisen. Derselbe Anspruch war auch das Haupthinderniß, wodurch die Projecte zur Wiedervereinigung der evangelischen Kirchen mit den catholischen vereitelt werden mußten. Nicht zu gedenken, daß die in Rom als kaiserliche Veranstaltungen stets gemißbilligten Religionsgespräche zwischen den Catholischen und Evangelischen, selbst das 1541 zu Regensburg gehaltene, welches die beiderseitigen Theologen einander nahe genug brachte, die Erbitterung nur vermehrten und selten mehr als täuschende Zwischenspiele waren; auch die Unionsvorschläge aufgeklärter catholischer Theologen, wie Erasmus Schrift von der Eintracht der Kirche 1533, und die von dem friedliebenden Kaiser Ferdinand I. 1564 noch kurz vor seinem Tode veranlaßten, mit edler Wahrheitsliebe und Mäßigung abgefaßten Gutachten Cassanders und Wiels fand gerade die römische Kirche am anstößigsten. Die 1644 von Rom, doch nicht einmal unter päpstlicher Autorität, ausgegangene Consultation, die eine Vereinigung

der protestantischen Fürsten und Städte mit der catholischen Kirche blos durch Verhandlungen der Laien bewerkstelligt wissen wollte, war schlau genug, doch wegen gänzlicher Verkennung des protestantischen Geistes unbrauchbar. Redlichere Willfährigkeit zu nachgiebigem Entgegenkommen sprach aus den Vereinigungsvorschlägen, die der Churfürst von Mainz, Johann Philipp (Schönborn) 1660 durch seinen Kanzler von Boyneburg auffetzen und unter der Hand an einige deutsche Höfe gelangen ließ. Sie trugen auf eine Synode von 24 Deputirten beider Confessionen an, die die beiderseitigen symbolischen Bücher gegen einander abwägen und über das Religionswesen Deutschlands entscheiden sollte, mußten aber schon wegen allzumilder Accommodation der catholischen Unterscheidungslehren nach den Ansichten der evangelischen geheim und erfolglos bleiben. Lauter regte sich der Bischof Christoph Rojas de Spinola, der als Beichtvater der Gemahlin des Kaisers Leopold I. aus Spanien nach Wien gekommen war und seit 1675 bei zwanzig Jahr durch ironische Schriften und Reisen an die deutschen evangelischen Höfe auf die Wiedervereinigung der Protestanten mit der catholischen Kirche hinarbeitete. Die Rücksicht auf den Kaiser, als dessen Abgesandter er sich ankündigte, verschaffte ihm freundliche Aufnahme, besonders zu Berlin und Hannover; doch brachten nähere Besprechungen nur seine Zweideutigkeit und den Mangel einer hinlänglichen Vollmacht vom Papste an den Tag, und auch sein letzter Versuch, die verschiedenen Confessionen in Ungarn und Siebenbürgen zusammenzubringen, scheiterte an der Vorsicht der Protestanten. Inzwischen trat der ihm weit überlegene Bischof Bossuet (s. d. Art.), der schon zur Bekehrung der französischen Protestanten eine nach Möglichkeit versüßte Auslegung des catholischen Glaubens geschrieben hatte, als Friedensvermittler seiner Kirche in Unterhandlungen mit dem evangelischen Abt zu Loccum Molanus, der wahrscheinlich durch die Wünsche seines Herrn, des damals dem Kaiser sehr ergebenen und von Frankreich aus bearbeiteten Churfürsten Ernst August von Hannover und der Gemahlin desselben Sophie bestimmt oder gar aus Einfalt weit mehr, als einem protestantischen Theologen geziemte, nachgab, und sich dadurch den Verdacht einer heimlichen Vorliebe für den Catholicismus zuzog. Noch viel entscheidender hätte der warme Antheil wirken können, den der große Leibnitz mit freimüthiger Abweisung der bossuetischen Sophismen an der Sache nahm, wenn bei den Bedingungen Bossuets, die im Grunde auf eine Vernichtung aller Eigenthümlichkeiten des Protestantismus hinausgingen, irgend einiger Beifall von Seiten der Evangelischen zu hoffen gewesen wäre. Daher blieb dieser im letzten Decennium des 17ten Jahrhunderts mit großem Eifer und lebhaftem Schriftenwechsel betriebene Vereinigungsentwurf ein Privatunternehmen, das sich durch den beinahe gleichzeitigen Tod der dabei handelnden Hauptpersonen zerschlug. Seitdem war wenig mehr von solchen Vorschlägen die Rede. Die von dem sorbonnischen Theologen Du Pin mit dem Erzbischof Wake von Canterbury über eine Union der französischen und englischen Kirche 1717 bis 1719 gewechselten Schriften kamen damals nicht einmal zur öffentlichen Kunde; die nicht gehörig überlegten Annäherungen des pseudonymen Febronius (s. d. Art. Hontheim) wurden in seiner eigenen Kirche noch mehr gemißbilligt, als von den Evangelischen; auf den Privatantrag des Erzbischofs von Tu-

Digitized by Google

rin della Lanze folgte 1772 mit Recht ein ablehnendes Gutachten vom Abt Jerusalem, und die Einladung zur Rückkehr in den Schooß der Kirche, die Lecoz, Erzbischof von Besançon 1804 öffentlich an die protestantischen Prediger zu Paris richtete, konnten diese auch nur ablehnend beantworten: denn jene rgemüthige Wiederkehr und Unterwerfung der Protestanten, worauf die catholische Kirche so lange bestehen muß, als sie ihren hierarchischen Grundsätzen nicht entsagen will, ist doch nur einzelnen Proselyten zuzumuthen. Der letzte, ernstlich gemeinte, auch selbst dem Kaiser Napoleon 1805 vorgetragene Unionsplan des französischen Rechtsgelehrten Beaufort, der den Kirchenfrieden durch das Uebergewicht der Staatsgewalt stiften lassen wollte, hatte endlich aus guten Gründen beide Kirchen wider sich. Die Vernünftigen aller Parteien sind jetzt in der Ueberzeugung einverstanden, daß hier weder durch Zwangsmittel, noch durch Religionsgespräche, noch durch Friedensverträge über einzelne streitige Punkte, überhaupt durch keine halbe Maßregel etwas Ersprießliches auszurichten, sondern nur neuer Streit zu entzünden ist; und wer das innere Wesen beider Kirchen kennt, wird mit Plank (s. dessen Worte des Friedens an die catholische Kirche 1809) entweder für eine vollständige, oder wenn diese nicht zu hoffen steht, wider jede Art von Vereinigung stimmen. Denn da der Catholicismus und Protestantismus (vergl. d. Art.) ungeachtet ihrer Einigkeit in den Grundlehren des Christenthums, doch gerade in Rücksicht auf das Kirchenthum, worauf bei einer äußern Vereinigung offenbar das Meiste ankommt, die schärfsten und unversöhnlichsten Gegensätze bilden; so muß entweder eine von beiden Kirchen ganz und ohne Vorbehalt in die andere übergehen, oder der Stand der Dinge bleiben, wie er gegenwärtig ist; bis mit der Zeit die fortschreitende Cultur und die stille Annäherung im Geist Erfolge vorbereitet, die jetzt nur die unverzeihlichste Indiscretion laut zu vermuthen, oder gar anzukündigen wagen könnte. Etwas anders verhält es sich mit dem Wunsche einer Union der beiden protestantischen Hauptparteien. So stark die evangelischen Theologen des 16ten Jahrhunderts sich in die Meinung hineingestritten hatten, Calvinismus und Lutheranismus wären im Grunde und Wesen der Lehre von einander verschieden und ganz unvereinbar, klar ist es doch, daß ihrer Vereinigung eigentlich nur zwei Differenzpunkte im Wege stehen: von Seiten der lutherischen Kirche die buchstäbliche Erklärung der Einsetzungsworte des h. Abendmahls („das ist mein Leib;" vergl. d. Art. Abendmahl und Ubiquität), die von Seiten der reformirten Kirche, die in aller Strenge von Calvin aufgestellte und von der dortrechter Synode bestätigte augustinische Theologie von einer partiellen Prädestination oder Gnadenwahl (s. d. Art. Gnade), die den Glauben der Lutherischen an die allgemeine Liebe Gottes in Christo kränkt. Ueber den ersten dieser Punkte hatten sich die beiden Kirchen entzweit und die wittenbergische Concordie (Vergleichs- und Eintrachts-Formel), die der straßburgische Theolog Bucer 1536 der Billigkeit oder Klugheit Luthers abgewann, konnte keinen wirklichen Frieden herstellen (vergl. d. Art. Reformirte Kirche), ja die leidenschaftlichen Streitigkeiten und gegenseitigen Verfolgungen in der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts gaben dem Sectenhaß immer neue Nah-

rung. Friedlicher gingen die Theologen beider Theile von den übrigens fruchtlosen Religionsgesprächen zu Leipzig 1631 und zu Cassel 1661 aus einander. In diesem Jahrhunderte wollte nun auch ein einzelner Mann ausrichten, was den Fürsten und gelehrten Corporationen beider evangelischen Kirchen bisher mißlungen war. Der Engländer John Dury, anfangs Prediger der englischen Gemeinde in Elbing, wendete den größten Theil seines Lebens (starb 1680 zu Cassel) auf, um durch Reisen in alle protestantischen Länder von Europa und Verhandlungen mit den Höfen, Obrigkeiten, Universitäten und geistlichen Ministerien die Union der englischen, holländischen, schweizerischen und deutschen reformirten Kirchen mit den lutherischen zu bewerkstelligen. Doch ungeachtet der Unterstützung, die er in England und einigen Gegenden Deutschlands fand, blieben seine fast 50jährigen, eines leichtsinnigen oder unredlichen Syncretismus endlich verdächtig gewordenen Bemühungen ohne Wirkung. Mehr versprach man sich von den Maßregeln des reformirten preußischen Hofes in dieser Sache. König Friedrich I. veranstaltete 1703 Berathschlagungen reformirter und lutherischer Theologen zu Berlin, ließ Unionskirchen, wo beide Confessionen sich zu gemeinschaftlichem Gottesdienste verbinden sollten, in Berlin und Charlottenburg einweihen, in den Waisenhäusern zu Berlin und Königsberg Kinder beider Confessionen zusammenbringen und 1706 Entwürfe zur Einführung der englischen Liturgie in seinen Staaten machen. Weil er aber doch billig genug war, nichts erzwingen zu wollen, wurden die Unionsversuche durch die nicht ungegründete Besorgniß der lutherischen Theologen, ihrer Kirche dabei zu viel vergeben zu müssen, vereitelt. Derselbe Grund hinderte die Genehmigung der nach Anleitung einer Aussöhnungsschrift des tübingischen Theologen Klemm 1719 von den protestantischen Reichstagsgesandten zu Regensburg in Ueberlegung genommenen 15 Unionspunkte, und als diese Gesandten 1722 einen unter Berathung des tübingischen Kanzlers Pfaff im Namen der evangelischen Reichsstände abgefaßten Vereinigungsentwurf zur Ratification bringen wollten, protestirten die Consistorien zu Dresden und Gotha mit einem Nachdruck dagegen, der das ganze Unternehmen rückgängig machte. Dennoch dachte der König von Preußen Friedrich Wilhelm I. darauf, diese Idee wenigstens in seinen Staaten zur Ausführung zu bringen. Er wollte seiner Seits gern der calvinischen Prädestinationstheorie entsagen, wenn nur die Lutherischen ihre mit dem reformirten Cultus unvereinbaren Ceremonien aufgäben, und verordnete 1736 wirklich die Abschaffung des Singens der Collecten, der Chorhemden, Meßgewänder und Lichter beim Abendmahl, wozu auch die meisten lutherischen Gemeinden in seinem Reiche sich verstanden. Da aber 1740 Friedrich II. die vorige Freiheit wieder herstellte, gingen einige derselben gleich zu den alten Formen des lutherischen Cultus zurück. Rechtlich konnte auch das kleine, meist aus Colonisten bestehende Häuflein reformirter Unterthanen — 18 bis 20,000 —, die Preußen damals hatte, nicht verlangen, daß die Millionen lutherischer Unterthanen sich nach ihm bequemen sollten, und wie sehr immer die fortschreitende Aufklärung eine Uebereinkunft in den Ceremonien erleichterte, ja selbst eine Annäherung der Ansichten von den Unterscheidungslehren beider Confessionen beförderte, blieben doch die bedeutenden Vortheile, welche die Lutherischen in An-

sehung des Kirchenguts voraus hatten, und mit den Reformirten zu theilen nicht genöthigt werden konnten, schwer zu besiegende Hindernisse der Union. Im umgekehrten Falle befinden sich diese beiden Confessionen in den Rheinländern, besonders in der ehemaligen Pfalz, wo die Reformirten sich bis jetzt weigerten, die Lutherischen zum Mitgenusse ihres vielbedeutenderen Kirchengutes zuzulassen. Doch haben sich schon unter französischer Herrschaft mehrere gemischte Gemeinden am linken Rheinufer im Cultus vereinigt, und auch in andern Gegenden Deutschlands ist durch die Berufung lutherischer Prediger zu reformirten Gemeinden, z. B. in Bremen, eine Uebereinstimmung beider Confessionen in der Lehre factisch anerkannt worden. Mehr als je geschah in dem Jahre 1817 für ihre Vereinigung. Ergriffen von dem schönen Gedanken, das dritte Jubiläum der evangelischen Kirche durch entscheidende Schritte für dieses so lange beabsichtigte Unionswerk auszuzeichnen, trat die Geistlichkeit beider Bekenntnisse im Herzogthum Nassau und in den Gegenden der preußischen Monarchie, wo Reformirte und Lutheraner bei einander wohnen, zu gemeinschaftlichen Synoden zusammen, in denen sich der beste Wille zu inniger kirchlicher Gemeinschaft ausgesprochen hat. Das Edict des Herzogs von Nassau vom 12ten August 1817 verordnete zur Bestätigung der nassauischen Synodalbeschlüsse, daß beide Religionsparteien von dem Zeitpunkte des diesjährigen Reformationsfestes an nur eine evangelische Kirche ausmachen, und an bisher gemischten Orten alle kirchlichen Verhältnisse, gottesdienstlichen Uebungen und Gebräuche, vorläufig bis zur Abfassung einer eignen Kirchenordnung nach der pfälzischen Agende, mit einander gemein haben, erwachsene Christen aber nicht gehindert werden sollten, das Abendmahl auch ferner auf die sonst gewohnte Weise zu empfangen. In Preußen, wo Consistorien und Universitäten schon seit mehrern Jahren beiden Confessionen gemein sind, erfolgte nach einer vom Minister des Innern am 30sten Juni erlassenen Erklärung, worin die Abschaffung der Sectennamen, selbst des nur der Geschichte angehörigen Ausdrucks „Protestanten," und der allgemeine öffentliche Gebrauch des Namens „evangelische Kirche" angerathen war, unter dem 27sten September eine eben so religiös, als liberal abgefaßte königliche Auffoderung an die Geistlichkeit, auf die Vereinigung beider Confessionen zu einer evangelisch-christlichen Kirche hinzuwirken, welche ohne allen Zwang die bereitwilligste Aufnahme fand. Nach stiftungsmäßigem Ritus, wobei die biblischen Einsetzungsworte unverändert angewendet, und wirkliches Brod gebrochen und ausgetheilt wurde, haben die zu den Synoden verbundenen Geistlichen beider Confessionen das Abendmahl begangen, zu Berlin den 30sten Oct. in Gemeinschaft der Behörden und vieler andern Laien, zu Potsdam mit dem Könige und seinem Hause, und an mehrern andern, selbst ungemischten Orten am 31sten Oct. An diesem festlichen Tage ist dasselbe außer den preußischen Staaten im Nassauischen, zu Frankfurt a. M. und in Paris geschehen und dadurch die Vereinigung wirklich eingeleitet worden. Der Einfluß der Regierung auf die Verwaltung des Kirchengutes wird die in Rücksicht desselben möglichen Anstände bei der Willfährigkeit der Geistlichen nun leicht beseitigen. Die zur völligen Union nöthige Gleichstellung beider Parteien in bürgerlichen Rechten ist in den protestantischen Ländern Deutschlands, wie in

den Niederlanden schon früher erfolgt, doch eine öffentlich declarirte oder wenigstens stillschweigende Abschaffung des Gebrauchs, die Geistlichen auf symbolische Bücher zu verpflichten, in den meisten Staaten noch zu wünschen übrig. Weislich hat daher der König von Preußen und seine Geistlichkeit der Zeit überlassen, diese Vereinigung allgemein zu machen, für die auch in Bayern manches geschehen und anderwärts wenigstens Neigung gezeigt worden ist. Hessen, Baden und Würtemberg hätten als gemischte Länder Ursach, dem Beispiele Preußens zu folgen; ungemischte dagegen, wie die lutherischen Reiche Schweden und Dänemark und die reformirten Cantons in der Schweiz, sind durch kein Bedürfniß dazu getrieben. Daher möchte der von der berliner Synode ernstlich abgewiesene Vorwurf: „man begründe durch diese Vereinigung im Abendmahlsritus nur eine dritte evangelische Kirche," doch in so fern einigen Sinn behalten, als dieser neuangeordnete stiftungsmäßige Ritus von den Abendmahlsgebräuchen beider bisher gesonderten Confessionen abweicht, nämlich im Brodbrechen von der lutherischen und in der Anwendung der unveränderten Einsetzungsworte beim Austheilen von der reformirten Kirche. Nur können von dieser Folge der, schon im Zusammentritt verschiedener Tropen in der evangelischen Brüdergemeine (vergl. d. Art.) bemerkbaren Vereinigung der beiden evangelischen Confessionen bei der gegenwärtigen Stimmung und Verfassung der evangelischen Kirchen im Allgemeinen keineswegs Nachtheile zu besorgen seyn, welche die unverkennbaren großen Vortheile der Union für gemischte Staaten aufwägen. E.

Unionisten. Unionswerk nennt man das Unternehmen, die verschiedenen christlichen Religionsparteien in eine einzige zu vereinigen; Unionisten heißen diejenigen, welche diese Absicht durchzusetzen suchen. Bald nachdem durch die Reformation eine Trennung der Kirche entstanden war, bemühten sich mehrere Gelehrte, zum Theil vortreffliche Köpfe, die Parteien wieder zu vereinigen. Vorzüglich aber suchte man in der Folge zwischen den beiden evangelischen Religionsparteien, den Lutheranern und Reformirten, eine Vereinigung zu Stande zu bringen. Schon Jacob I., König von England, wollte (1615) mit dazu wirken. Später wurden zu Leipzig (1631), zu Thorn (1645) und zu Cassel (1661) sogenannte Religionsgespräche zwischen den Theologen beider Kirchen angestellt, aber sie erreichten eben so wenig ihren Zweck, als die nachmaligen Versuche einiger brandenburgischen Regenten. Anstatt der gewünschten Vereinigung wurde vielmehr, durch die Heftigkeit einiger Theologen, eine größere Erbitterung zwischen den Parteien veranlaßt. Der berühmte Professor zu Helmstädt, Calixtus (starb 1656), der nicht sowohl eine völlige Vereinigung der Religionen, als vielmehr eine Verminderung des gegenseitigen Religionshasses zu bewirken wünschte, wurde von seinen Gegnern heftig angegriffen; er, und sie, welche ihm beipflichteten, wurden Syncretisten genannt. Im Anfange des 18ten Jahrhunderts machten die würtembergischen Theologen neue Versuche zu einer Vereinigung, aber auch diese blieben fruchtlos. Eben so wenig ist es auch den Päpsten seit Urban VIII. (1623) gelungen, eine Vereinigung der römischen und griechischen Kirche zu bewirken. Was früher bloßer Wunsch war, scheint in unsern Zeiten in Erfüllung zu gehen. Der so oft fehlgeschlagene Versuch, die lutherische und

reformirte Kirche so viel als möglich zu vereinigen, um dadurch ihre Macht um desto sicherer befestigen zu können. Der Sanction der Regenten haben sich die Gesetzlichen Decrete der Conventikel zu Florenz, Ferrara, Rom, und Trient, unter die Gesetzlichen Decrete der Confessionen als zu einer Gemeinde, unter den Namen: Unirte Griechen, Armenier, Nestorianer, Jacobiten, Maroniten, Chaldäer, Syrer, Kopten, Abyssinier, Georgianer, Indianer, Perser, Mingrelier, Tartaren, Moscowiter, welche mit einander gleiche Lehrung der Gottesverehrung und Sacramente, auch gleiche Kleidung, Sprache, Schrift, Gebräuche, Ceremonien, Fasten, Feyertage und Sabbathe, die gesammte Obergewalt des Papstes, das Fegefeuer und Ablaß, die gesammte Lehrart und Gewohnheiten der römischen Kirche, die Kraft der Sacramenten und den Empfang der Eucharistie, unter beyderley Gestalten, anerkennen; diejenigen haben sie ihrer unirten Griechischen Ehe, der Bedingung, daß sie sich der Verstoßung der Ehe, der Bedienung der Priesterschaft, der Messe, der Liturgie mit Beybehaltung des ungesäuerten Brodes, der Communion unter beyderley Gestalten, der Verehrung der Bilder, der Anrufung der Heiligen, der Verehrung des Creutzes, der Taufe durch Besprengung, der Firmelung durch Salbung, der Beichte, der Absolution, der Buße, der Letzten Oelung, der Ehe, der Weihung,

aequalitatis) das faßliche und folglich das beruhigendste ist, so ist auch natürlich der Einklang die erste und vollkommenste Consonanz. Die ältern Tonlehrer unterschieden den Unisonum desolatum und den Unisonum auctum. Unter ersterem verstanden sie einen Einklang im strengsten Sinn, d. h. einen einzelnen Ton, ohne Vergleichung mit einem andern; unter dem letztern aber das, was man gegenwärtig ausschließlich einen Einklang (nach obiger Definition) nennt, nämlich: zwei Töne von gleicher Größe auf derselben Stufe, und diesem nach wäre wohl die schon von Walther in seinem Lexicon vorgeschlagne Benennung: Gleichklang (aequisonus) die richtigste. Man hat viel darüber gestritten, ob der Einklang unter die Intervalle zu rechnen sey oder nicht. Die Entscheidung dieses Streites hängt indeß wohl vorzüglich von der Bestimmung des Begriffs und des Wesens eines Intervalls ab. Die ältern, so wie selbst mehrere neuere Tonlehrer sagen: „Ein Intervall sey die Entfernung oder der Raum von einem Ton zum andern." Nach dieser Definition wäre denn allerdings der Einklang kein Intervall, da zwischen zwei Tönen, die im Einklange stehen, keine Entfernung Statt findet. Allein dem zu Folge wäre auch die übermäßige Prime (die doch jeder Systematiker unbedingt unter die Intervalle rechnet) ebenfalls kein Intervall, da beide Töne, welche dieselbe bilden, bloß durch ihre innere Größe verschieden sind, und folglich, da sie ebenfalls auf einer und derselben Stufe stehen, auch zwischen ihnen keine Entfernung (die doch nach jener Definition das Merkmal eines Intervalls wäre) Statt findet. Nehmen wir hingegen an: „Ein Intervall sey das Verhältniß zweier Töne gegen einander in Hinsicht ihrer Höhe oder Tiefe, so ist nicht allein wirklich die übermäßige Prime, sondern auch der Einklang ohne weiteres unter die Intervalle zu zählen, da auch der Einklang ein solches Verhältniß begründet, nämlich das Verhältniß gleicher Höhe oder Tiefe, so wie die übermäßige Prime, z. B. c: cis, ein Verhältniß ungleicher Höhe oder Tiefe hat, welche Verschiedenheit hier aber doch keinesweges auf einer Entfernung beider Töne von einander, sondern allein auf der innern Größe (d. h. dem mathematischen Verhältniß) derselben beruht, da c und cis in der Tabulatur dieselbe Stufe einnehmen. Auch ist es durchaus falsch, wenn sowohl ältere als neuere Tonlehrer den Einklang und die Prime als gleichbedeutend nehmen, wie man dies in den meisten Lehrbüchern findet, wo es gewöhnlich heißt: der Einklang oder Prime, u. s. w. und wodurch eine Identität beider Begriffe bezeichnet wird, die keinesweges Statt findet. Denn daß der Einklang oft auf der ersten Stufe Statt findet, und dann zugleich Prime ist, begründet keine Identität, da man sonst eben so gut auch den Einklang mit der Octave als gleichbedeutend nehmen müßte, weil er oft die Stelle derselben vertritt. Der leicht in die Augen fallende Unterschied zwischen dem Einklange und der Prime ist kurz folgender: 1. Die Prime ist entweder rein oder übermäßig. Die reine Prime ist der jedesmalige erste (tiefste) Ton einer Tonleiter, und gar kein Intervall, sondern eigentlich der oben bemerkte Unisonus desolatus. Nur durch ihre Verdoppelung auf derselben Stufe kann die Prime zugleich zum Einklange werden, kann aber (wie schon die Benennung zeigt) nie auf einer andern als der ersten Stufe

einer Tonleiter Statt finden. Da hingegen der Einklang sehr wohl auf jeder Stufe einer Tonleiter sich zeigen kann, indem wohl zu einem mehrstimmigen Satz zwei und mehrere Stimmen auf der Secunde, Terz, Quart. u. s. w. in den Einklang treten können. 2. Kann die erste Stufe (oder vielmehr der Ton auf derselben) einer Tonleiter, also die Prime, um einen kleinen halben Ton erhöht werden, ohne ihre Natur als Prime zu verlieren, da sie dabei ihre Stufe behauptet, woraus das Intervall der übermäßigen Prime entsteht. Allein der Einklang ist keiner Erhöhung oder Erniedrigung fähig, ohne seine Eigenschaft als solcher zu verlieren; denn sobald einer von den beiden im Einklange stehenden Tönen erhöht oder erniedrigt wird, hört er auf, Einklang zu seyn, und tritt aus dem Verhältniß der Gleichheit, nämlich statt 1:1 wird es nun: 1$\frac{1}{2}$ oder 1:$\frac{3}{2}$. Ein übermäßiger Einklang (der jedoch durch die Verwechslung mit der Prime wirklich in mehrern ältern Lehrbüchern aufgeführt wird) ist ein offenbarer Widerspruch. Uebrigens vertritt häufig der Einklang die Stelle der Octave, und ist dann in der Anwendung denselben Regeln wie jene unterworfen. F. U.

Unitarier heißen die Glieder einer christlichen Secte, welche im alleinigen Besitz des Glaubens an die Einheit (Unitas) Gottes zu seyn meint und die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit verwirft, daher sie auch Antitrinitarier und neue Arianer genannt werden. Schon gegen die Mitte des 16ten Jahrh. hatten sie Gemeinden in Polen und Siebenbürgen gegründet, unter denen erstere Lehrer von ausgezeichneter wissenschaftlicher Bildung und in Rakau auch eine gelehrte Schule nebst einer Buchdruckerei besaßen. Innere Lehrstreitigkeiten störten den Frieden dieser polnischen Unitarier, deren freie Religionsübung hauptsächlich durch den Schutz angesehener adeliger Familien, die ihnen angehörten, bis in die Mitte des 17ten Jahrh. gesichert ward. Ein Excess ihrer Studirenden zu Rakau zog in Folge des Reichstags im Jahre 1638 die Aufhebung ihrer dortigen Schule und Kirche und harte Verfolgungen von Seiten der Catholischen nach sich, die sie wegen ihres Zusammenhaltens mit den Schweden in den damaligen Kriegen treffen mußten. Endlich wurde 1658 durch ein königliches Edict ihre Religionsübung in Polen gänzlich unterdrückt, und jedem dieser neuen Arianer oder Socinianer, wie man sie nannte, geboten, entweder catholisch zu werden oder binnen drei Jahren das Land zu räumen. Manche wählten das erste, doch die Meisten flüchteten sich mit den Resten ihres Vermögens in westliche protestantische Länder. In Preußen gründeten sie zwei Colonien, wovon die eine zu Andreaswalde im Amte Johannisburg noch mit einer eigenen Kirche und freier Religionsübung besteht; in Deutschland verstattete man ihnen nur einen vorübergehenden Aufenthalt; in Holland verloren sich mehrere unter den ähnlich gesinnten Remonstranten und Taufgesinnten. Nur die nach Siebenbürgen geflüchteten fanden brüderliche Aufnahme: denn dieses Großfürstenthum ist das einzige Land in Europa, wo die Unitarier eine durch die Gesetze gesicherte freie Religionsübung bis jetzt genießen, unter die vom Staat recipirten Confessionen gehören, an allen bürgerlichen Rechten und öffentlichen Aemtern Theil nehmen und ihre eigenen Deputirten zu den Landtagen schicken. Ihre Anzahl beläuft sich jetzt auf 32,000 Seelen, fast durchaus Ungarn und Szekler, die

164 Kirchen unter einem Superintendenten und zwei Consistorien, auch zu Clausenburg, ihrem Hauptsitze und zu Thoarda gelehrte Schulen haben. In Cultur und Kirchenverfassung stimmen sie meistentheils mit den Protestanten überein. Ob sie gleich gemeiniglich Socinianer genannt werden, weicht doch ihr Lehrbegriff merklich vom socinischen ab und verdient nicht alle die Vorwürfe, die theils die Uneinigkeit der polnischen unitarischen Schriftsteller, theils der Sectenhaß der occidentalischen Christen veranlaßt und bis auf die neuesten Zeiten zu ihrem Nachtheile in Umlauf erhalten hat. Dieser zu wenig bekannte Lehrbegriff der siebenbürgischen Unitarier kann am besten nach dem 1787 unter dem Titel: Summa Theologia secundum Unitarios zu Clausenburg erschienenen dogmatischen Werke ihres Professors Markos beurtheilt werden. Daraus erhellt, daß sie die Bibel als die einzige Quelle ihrer Religionserkenntniß achten, aber an manchen Stellen willkührlich auslegen, Jesum als den Sohn Gottes ehren, aber ihn auch nach seiner Gottheit dem Vater subordiniren und sein Erlösungswerk durch schriftwidriges Allegorisiren in ein dem evangelischen Lehrbegriffe mehrfältig widersprechendes Licht stellen und die Sacramente keinesweges als Gnadenmittel, sondern nur als heilige Gebräuche begehen. Ihre Moral kann dagegen nicht schriftwidrig genannt werden. Der Geist ihrer Glaubenslehre, die noch viel Unbegreifliches im historischen Christenthume stehen läßt, wird am richtigsten als ein auf halbem Wege gebliebener und daher inconsequenter Rationalismus charakterisirt, den die theologischen Schulen der neuen Protestanten immer noch sehr altgläubig finden werden. In ihrer wissenschaftlichen Bildung stehen sie weit hinter den Protestanten zurück. Vgl. d. Art. Socinianer und Socinianismus. E.

Unität der evangelischen Brüder, siehe d. Art. Brüdergemeinde.

Universitäten sind hohe Schulen, auf welchen alle Haupt- und wichtigen Hülfswissenschaften gelehrt werden, und die zugleich das Recht haben, in allen Hauptwissenschaften die höchsten Würden zu ertheilen. Sie unterscheiden sich dadurch von den eigentlichen Akademien (s. d. Art.), die eine Vereinigung von Gelehrten zu einem gemeinschaftlichen wissenschaftlichen Zweck sind, bei welchen aber keine Verbindung zwischen Lehrenden und Lernenden, keine Ertheilung von Graden oder Würden Statt findet, ob man gleich in Deutschland seit dem 16ten Jahrhunderte die Benennungen Akademie und Universität als gleichbedeutend braucht. Die Universitäten unterscheiden sich ferner von den Lyceen und Gymnasien, wo nur eine oder einige der Hauptwissenschaften gelehrt, und keine Grade ertheilt werden. Der lateinische Name Universitas (das Ganze, die Gesammtheit) kam im Anfange des 13ten Jahrhunderts auf, und man bezeichnete damit zuerst die Gesammtzahl der Studirenden oder Schüler, in der Folge die an einem Orte vereinigte Gesammtheit der Lehrenden und Lernenden (universitas doctorum et scholarum), später brauchte man den Ausdruck universitas literarum, um anzuzeigen, daß auf einer Universität alle Haupt- und Hülfswissenschaften gelehrt würden. Bei den Alten hießen die Lehrinstitute scholae oder studia; diese letztre Benennung blieb in Italien am längsten gewöhnlich, und man findet noch in ältern Schriftstellern die Ausdrücke Studium

Patavinum, Bononiense, für Universität zu Padua, Bologna. — Die eigentliche Zeit des Ursprungs der ersten Universitäten in Europa läßt sich nicht mit völliger Gewißheit angeben. Bis zu den Zeiten Carls des Großen war Europa durch die Völkerwanderungen und unaufhörliche verwüstende Kriege in die größte Barbarei versunken. Carln gebührt das Lob, daß er in den, seinem Scepter unterworfnen, weitläuftigen Ländern, nach dem Rath und durch die thätige Mitwirkung des Engländers Alcuin (s. d. Art.), wissenschaftliche Kenntnisse zu verbreiten suchte. Auf seinen Befehl wurden bei jedem Kloster und bei jeder Stiftskirche Schulen errichtet, die zwar hauptsächlich der Bildung künftiger Geistlichen gewidmet waren, wo aber auch Jünglinge aus vornehmen Familien, die nicht für den geistlichen Stand bestimmt wurden, Unterricht erhielten. Es wurde in diesen Kloster- und Dom-Schulen zwar nicht in allen Wissenschaften Unterricht ertheilt, aber ihre ganze Einrichtung war geeignet, die geistigen Talente zu entwickeln; aus ihnen gingen die bekannten Schriftsteller Adam von Bremen, Lambert von Aschaffenburg und andere hervor, die bei allen Fehlern, welche man an ihnen rügt, doch immer einen gebildeten Geist zeigen. Diese Schulen waren mehrere Jahrhunderte hindurch die einzigen Anstalten, wo Wissenschaften gelehrt wurden. Nach und nach traten an einigen Orten Lehrer auf, die in neuen Wissenschaften, oder bestimmter zu reden, in Wissenschaften, die man bis dahin noch nicht gelehrt hatte, Unterricht ertheilten. Der Reiz der Neuheit oder das Eigenthümliche des Vortrags dieser Lehrer sammelte bald eine Menge wißbegieriger Schüler um sie her. So entstanden einzelne, von den Dom- und Klosterschulen ganz verschiedne Schulen; der Lehrer, welche eine solche Schule um sich sammelte, hieß der Rector (Vorsteher, Regierer) seiner Schule. In Paris standen im Anfange des 12ten Jahrhunderts mehrere solcher Lehrer auf, die vorzüglich Philosophie, Rhetorik und Theologie lehrten; sie waren nicht alle aus dem geistlichen Stande, selbst der berühmte Abelard (s. d. Art.), der zu diesen Lehrern gehörte, war, als er seine Schule öffnete, noch nicht Geistlicher. Der große Ruf, den sich diese Lehrer erwarben, und die Vorzüge und Annehmlichkeiten der Stadt Paris, zogen auch aus fremden Ländern ein Menge junger Leute herbei, die sich unterrichten wollten, und so entstand nach und nach die erste Universität in Europa. Sie war von keinem Regenten gegründet oder mit Privilegien versehen worden; Lehrer und Schüler waren ganz unabhängig und konnten den Ort ihres Aufenthalts nach Belieben ändern; sie selbst gaben sich eine Verfassung, die von der Regierung stillschweigend genehmigt worden zu seyn scheint. Gegen Ende des 12ten Jahrhunderts ertheilte ihnen König Philipp August die Befreiung von allen königlichen Gerichten. Lehrer und Schüler constituirten sich selbst zu Corporationen, und anstatt daß vorhin jede Schule ihren besondern Vorsteher gehabt hatte, wählten sie (1206) durch Uebereinkunft einen gemeinschaftlichen Rector. Dadurch wurden sie eine Commun, ein Körper, den man universitas nannte. Die immer stärker anwachsende Menge der Lehrer und Schüler machte jedoch verschiedne Verfügungen von Seiten der Obrigkeit zu Erhaltung der guten Ordnung nothwendig. Eine öffentliche Beleidigung, die (1229) den Studirenden zu Paris zugefügt worden war, und für welche sie die verlangte Genugthuung von Seiten des Hofes nicht

erlangen konnten, erhielten sie so, daß sie sich mit ihren Lehrern gröſtentheils von Paris wegbegaben. Dieser Verein schien zu ansehnlich zu sein, als daß man ihn nicht hätte suchen sollen wieder anzu machen; durch Vermittlung des Papstes Gregor IX. wurde eine Aussöhnung bewirkt, und die Rechte der Universität, die sie sich selbst zuerkannt, und die man bisher stillschweigend anerkannten hatte, wurden erneuert und bestätigt. Von dieser Zeit an wurde die pariser Universität herühmter, als sie vorher gewesen war. Ungefähr zu gleicher Zeit als in Paris, welches selbst von Italien waren zu Salerno im Königreiche Neapel und zu Montpellier die ersten Schulen der Arzneikunde angelegt: die erste dieser beiden hohen Schulen (schola medicinae), welche nur auf einige Zeit im Ansehen, und die unter diesem Namen bekannt geworden ist, entstand in der Mitte des zwölften Jahrhunderts. Sie war wohl der erste Unterricht in der Wissenschaft des römischen Rechts gewesen; Irnerius (Werner), ein Deutscher, lehrte es hier zuerst im Anfange des zwölften Jahrhunderts, und erwarb sich großen Ruhm. Zu allen diesen Orten fand sich eine große Anzahl junger Leute ein, die in diesen öffentlichen Unterricht zu treten wünschten; die Verhältnisse zwischen Lehrern und Schülern, wie zwischen diesen und der Regierungen, waren denen in Paris ähnlich; die Einrichtungen, die sie sich selbst gemacht hatten, kamen später, aber noch im vierten Jahrhunderte, von den Regierungen bestätigt und durch Privilegien bestätigt. Für den der Zeit, als Lehrer und Lernende sich zu Gilden oder Corporationen vereinigten, und die Einrichtungen, die diese gliedet dieser hohen Schulen in Nationen oder einzelne Corporationen, solcher, die aus gewissen Ländern gebürtig waren, ihre eigenthümlichen Vorsteher, Casten und andere Einrichtungen hatten. Diese Eintheilung in Nationen macht einen wesentlichen Theil in der ursprünglichen Verfassung der ältesten Universitäten aus. Die Zeit ihrer Entstehung läßt sich niemand genau bestimmen, genug, daß aber, daß Paris der erste hohe Schule ist, deren Eintheilung in Nationen uns früheste Nachricht gegeben, und Geschichtschreibern erwähnt wird. Jn I. 1200 war die Eintheilung in vier Nationen bereits entschieden; diese waren: die französische (in welcher auch Jtalien und Spanien gerechnet wurden), die picardische, die normannische und die englische; in dieser letztern wurden die Deutschen und überhaupt alle Nordländer gerechnet, und sie wurde in der Folge die deutsche genannt. Diese Eintheilung erhielt sich lange, und die Nationen wurde nachher auch auf den deutschen Universitäten angenommen. Auf den italienischen Universitäten fand eine ähnliche Eintheilung in Nationen Statt, und auf der hohen Schule zu Bologna, einer der ältesten und der Anfang von der Errichtung der akademischen Würden und von der Ertheilung der Facultäten. Die ersten öffentlichen Lehrer (Abelard zu Paris, Jrnerius zu Bologna, u. A.) hatten von niemanden einen Ruf oder einen Auftrag zu lehren erhalten. In der Folge mußte es schon den Staate und den Mitgliedern der Universität selbst daran liegen, daß nur gute, schicke Lehrer auftraten. Jn dieser Absicht wurden Prüfungen angestellt. Denn, bei der einer solchen Prüfung zu halten, mußte nun nicht nur öffentlich erkannt werde, auch Andre zu lehren, wurde, dem Gesetze der Facultäten gemäß, unter gewissen feierlichen, die verschiedenen Grade der Würde begleitenden Feierlichkeiten

ten die Erlaubniß zu lehren und die Würde eines öffentlichen Lehrers ertheilt. Der erste akademische Grad war der eines Baccalaurei, — wahrscheinlich von dem französischen Worte bachelier, womit man sonst einen jungen Menschen, der in seinem Fache als Krieger, Künstler, Handwerker schon eine gewisse Fertigkeit erlangt hatte, bezeichnete. Der zweite Grad war der eines Licentiati. Wenn der Baccalaureus sich hinlänglich ausgebildet und bei wiederholter Prüfung gut bestanden hatte, so erhielt er die Licenz, d. h. er wurde von aller fernern Aufsicht und allen Pflichten, die er bisher als Lernender zu erfüllen gehabt hatte, entbunden und erhielt die Freiheit, als vollendeter Mann selbst zu lehren. Wenn er dann nach Erlegung einer gewissen Summe Geldes die Insignien der Magister-Würde, das Barett, erhalten hatte, so wurde er ein College seiner bisherigen Lehrer und aller ihrer Vorrechte theilhaftig. Solche Prüfungen und feierliche Promotionen waren, wie aus Urkunden erhellet, zu Paris im Anfange des 13ten Jahrhunderts schon gewöhnlich. Was man in Paris Magister nannte, wurde in Bologna Doctor genannt. Diese Einrichtung der Prüfungen und Promotionen veranlaßte in der Folge die Entstehung der Facultäten. Schon lange vorher existirte die facultas artium, die Facultät der sieben freien Künste, nämlich: der Grammatik, Dialectik, Rhetorik, Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie, oder die jetzige philosophische Facultät. Da diese Wissenschaften von den ältesten Zeiten her in Paris waren gelehrt worden, so behauptete auch die Facultät der Künste den Vorrang, der ihr jedoch in der Folge nicht mehr zugestanden worden ist. Die übrigen Facultäten waren, wie sie es noch jetzt sind, die der Theologie, der römischen Rechte und der Arzneiwissenschaft. Man nimmt das Jahr 1260 als den eigentlichen Zeitpunkt dieser Einrichtung an. Zu den öffentlichen Anstalten, welche im 13ten und in den folgenden Jahrhunderten auf den Universitäten errichtet wurden, gehörten die Collegia, oder solche Gebäude, die auf ewige Zeiten bloß in der Absicht gestiftet wurden, damit Studirende, besonders unvermögende, in denselben unter Aufsicht beisammen wohnen, und entweder freie Wohnung allein, oder auch freien Unterhalt, wohl auch noch andre Unterstützung finden möchten. Die ersten und vorzüglichsten dieser Anstalten waren in Paris, aber hier, so wie auf andern Universitäten, arteten sie in der Folge aus, und blieben nicht mehr die Zufluchtsörter armer Studirender. Auf den deutschen Universitäten wurde eine ähnliche Anstalt — die Burse — eingeführt. Milde Geber errichteten Bursen, wo Studirende für eine geringe Miethe Wohnung erhielten. Man nannte aber auch Bursen gewisse von den Lehrern der Universität errichtete Pensions-Anstalten, wo die Studirenden für einen bestimmten Preis Wohnung, Kost und andere Bequemlichkeiten erhielten, sich aber auch gewissen Gesetzen unterwerfen mußten. Die, welche in solchen Bursen wohnten, nannte man Bursarien, woraus in spätern Zeiten die Benennung Burschen entstanden. Die ersten Lehrer auf den ältesten Universitäten wurden nicht vom Staate besoldet, sie lebten von den Honorarien, die ihnen ihre Schüler bezahlten. Ein Lehrer, der Ruhm und zahlreiche Schüler hatte, konnte damals leicht Reichthümer erwerben. In der Folge erhielten die Lehrer bisweilen Geschenke von den Obrigkeiten, um sie dadurch

mehr an den Ort ihres Aufenthalts zu binden; später wurden ihnen fixe Besoldungen angewiesen. Im Anfange des 16ten Jahrhunderts wurden auf den meisten Universitäten die Besoldungen der Lehrer, auch die Zahl der besoldeten Lehrer selbst vermehrt, ihnen aber auch zur Pflicht gemacht, dafür öffentliche und unentgeldliche Vorlesungen zu halten. Auf den protestantischen Universitäten fand man in der Folge diese öffentlichen Vorlesungen nicht hinreichend, und traf die Einrichtung, daß mehr Privat-Collegia, welche die Studirenden besonders bezahlen, gehalten wurden, und daß eine größere Concurrenz der akademischen Lehrer in Rücksicht der vorzutragenden Wissenschaften entstand. Eine wichtige Veränderung in der Verfassung der Universitäten brachte im 15ten Jahrhunderte die Erfindung der Buchdruckerkunst hervor. Alle die Hülfsmittel, die jetzt das Studiren erleichtern, waren damals noch nicht vorhanden; der Vortrag der Lehrer wurde dictirt, die Zuhörer schrieben ihn nach. Dabei mußte natürlich viel Zeit verloren gehen, und der Cursus, d. h. die Zeit, die auf das Lehren und Lernen einer Hauptwissenschaft oder eines Theils derselben verwendet wurde, mußte länger dauern. Durch die vermittelst der Buchdruckerkunst vervielfältigten Lehrbücher wurde das Dictiren und Nachschreiben entbehrlich, der Cursus einer Wissenschaft konnte abgekürzt, und die Zeit auf Erlernung andrer Wissenschaften verwendet werden. — Was von der Entstehung der ältesten Universitäten in Frankreich und Italien oben gesagt worden, gilt auch von den hohen Schulen Englands, Oxford und Cambridge. Die eigentliche Zeit ihrer Entstehung ist unbekannt, aber gewiß ist, daß sie mit zu den ältesten gehören, und schon im 12ten Jahrhunderte ihre Einrichtung, fast ganz nach der pariser Universität, erhielten. Die vorhin erwähnte Zerrüttung der letztern (1229) war für die englischen Universitäten vortheilhaft; mehrere berühmte Lehrer in Paris nahmen die Einladung Heinrichs III. von England an, und gingen nach Oxford. Die ersten Universitäten, die in Deutschland gestiftet wurden, waren die zu Prag (1348) und zu Wien (1356); beide wurden nach dem Muster der pariser hohen Schule eingerichtet, auf beiden wurde die Eintheilung in vier Nationen angenommen. Dieser Umstand gab zum Verfall der erstern, und zur Gründung einer neuen Universität Anlaß. Kaiser Carl IV. hatte bei der Stiftung der prager Universität die Lehrer und Studirenden in die böhmische, polnische (zu welcher hauptsächlich die deutschen Schlesier gehörten), bayersche und sächsische Nation abgetheilt; die Deutschen hatten daher durch ihre Mehrzahl das Uebergewicht über die Böhmen. Die letztern wollten den Uebermuth der erstern nicht mehr dulden, und Kaiser Wenzel ließ sich durch das Ansehen der beiden berühmten Lehrer, Johann Huß und Hieronymus von Prag, bewegen, ihrem Antrage, aus der böhmischen Nation drei zu machen, und alle deutsche in eine zu vereinigen, gesetzliche Kraft zu geben (1409). Mehrere Tausende von deutschen Lehrern und Studirenden zogen hierauf von Prag weg, und gaben zur Stiftung der Universität Leipzig Anlaß, wo sie sich auch in vier Nationen, die meißnische, sächsische, bayersche und polnische bildeten. Keine der übrigen im 15ten Jahrhunderte in Deutschland gestifteten Universitäten hat die Eintheilung in Nationen, wahrscheinlich durch das Beispiel von Prag gewarnt, angenommen. — Die ältesten Universitäten entstanden, wie oben

gezeigt werden, gleichsam von sich selbst, sie erwarben sich ihre ersten Vorrechte, ohne daß eine höhere Macht ihnen solche geschenkt hätte. In der Folge wurden die Universitäten feierlich gestiftet und ihre Vorrechte bestätigt. Das letztre geschah fast drei Jahrhunderte hindurch von den Päpsten, die zugleich das Recht ausübten, die von ihnen bestätigten hohen Schulen zu beschützen, aber auch visitiren und reformiren zu lassen. Die Regenten, welche hohe Schulen in ihren Ländern errichten wollten, verlangten von den Päpsten die Bestätigung derselben, die ihnen auch nie verweigert wurde, und ließen sich die angemaßte Herrschaft, welche jene über ihre Landes-Universitäten ausübten, gefallen. Wittenberg war die erste deutsche Universität, die nicht vom Papst, sondern vom Kaiser Maximilian I. (1502) das Bestätigungsdiplom erhielt, doch wurde späterhin auch für sie um die päpstliche Bestätigung nachgesucht. Marburg wurde 1525 ohne päpstliche oder kaiserliche Privilegien und Bestätigungs-Briefe errichtet, erhielt aber in der Folge noch die Bestätigung des Kaisers. Seit der Reformation ist keine protestantische Universität mehr von den Päpsten, sondern bloß von den Kaisern bestätigt worden. Auch Göttingen erhielt (1734) kaiserliche Privilegien, und zwar nach dem Muster der Privilegien von Halle. Die seit einigen Jahren ganz veränderte deutsche Staatsverfassung hat auch in dieser Rücksicht eine Veränderung hervorgebracht, und die Regenten suchen nicht mehr Bestätigungen für Universitäten, die sie errichten. — Die traurige Periode des dreißigjährigen Krieges hatte auch auf die deutschen Universitäten den nachtheiligsten Einfluß. Fleiß und gute Sitten schienen von denselben ganz verschwunden zu seyn. Im Anfange des 18ten Jahrhunderts hoben sich die deutschen Universitäten wieder, vorzüglich die protestantischen, denen die catholischen bis in die zweite Hälfte des 18ten Jahrhunderts weit nachstanden. — Deutschland, das uns in dieser Rücksicht am meisten interessiren muß, gibt auch dadurch einen Beweis von seiner höhern Cultur, daß, obgleich seine hohen Schulen später als in andern Ländern entstanden oder ausgebildet wurden, es doch eine weit größre Anzahl von Universitäten aufzuweisen hat, als irgend eins der andern wegen seiner geistigen Cultur berühmten Länder. Noch vor 25 Jahren zählte man mehr als 40 hohe Schulen in Deutschland. Das nachfolgende chronologische Verzeichniß der vorzüglichsten derselben nach den Jahren ihrer Stiftung, mit Inbegriff der seit einigen Jahren aufgehobnen, dürfte nicht ohne Interesse seyn. Prag (1348), Wien (1365), Heidelberg (1387), Cöln (1388), Erfurt (1392, aufgehoben 1816), Leipzig (1409), Rostock (1419), Greifswalde (1456), Freiburg (1357), Trier (1472), Ingolstadt (1472, seit 1802 in Landshut), Tübingen (1477), Mainz (1477), Wittenberg (1502, aufgehoben und mit Halle vereinigt 1815), Frankfurt an der Oder (1506, aufgehoben und mit Breslau vereinigt 1810), Marburg (1527), Dillingen 1549), Jena (1558), Helmstädt (1576, aufgehoben 1808), Altdorf (1578, aufgehoben 1807), Würzburg (1582), Gießen (1607) Rinteln (1621), Straßburg (1621), Salzburg (1623, aufgeh. 1810), Bamberg (1648, aufgeh. 1804), Kiel (1665), Insbruck (1672, aufgeh. 1810 u. rest. 1814), Halle (1694), Breslau (1702), Göttingen (1734), Erlangen (1743), Berlin (d. 15ten October 1810).

Universum, s. d. Art. Weltgebäude.

Unmittelbarkeit, Reichsunmittelbarkeit, nach dem deutschen Staatsrechte der Zustand derjenigen Corporationen, die unmittelbare Unterordnung der Stände unter Kaiser und Reich. S. d. Art. Landesherrlich und mediatisirte Fürsten.

Unmündigkeit ist in der Rechtssprache Unfähigkeit, sich seiner Vernunft ohne Leitung eines Andern zu bedienen. Hier sind natürliche Grade unmündig, und der Aeltere sind ihre natürlichen Vormünder, d. h. diejenigen, die ihre Vernunft stellvertreten. Die Unmündigkeit (die legale) hört bei Mannspersonen mit dem 24ten und bei Frauenzimmern mit dem vom 21ten Lebensjahre auf. (S. Art. Minorennität). Wenn auch Kinder durch Arbeit und Dienste, die sie Andern leisten, die Brod sich selber verdienen, und also von ihren Aeltern nicht zu leben brauchen, so bleiben sie doch unmündig in Ansehung ihrer übrigen Handlungen nach in väterlicher Gewalt. Vorsorgung der Staat, denn das Wohl aller seiner Unterthanen giebt beilig sein ung, und Niemand darf sich seiner Unterordnung entziehen, die sich nicht selbst vertreten können. Darum werden nicht nur unmündigen Kindern, wenn sie ihren Vater durch natürlichen oder bürgerlichen Tod verloren haben, und ihnen nicht schon durch den letzten Willen desselben ein Vormund gesetzt, dieser von Obrigkeits wegen gegeben, sondern auch Erwachsenen, wenn sie bei Verlust ihrer Vernunft sich entweder gar nicht entwickelt hat, daß sie als mündig betrachtet werden können, oder die vielleicht durch einen unglücklichen Zufall wieder verloren haben (siehe Art. Wahnsinn), ein Curator — In der bell. Schrift finden wir, daß Christus unmündig dieses jenigen nennt, die da auf einzelnliche Weisheit ein eitles Vertrauen setzen, hindern daran an Christo kommen, und verloren.

Unschuld (Stand der), wird in der christlichen Dogmatik der Zustand genannt, in dem die ersten Menschen vor dem Sündenfalle befanden. Unschuld ist in diesem Sinne der vollkommene Unverbundenheit und Reinheit der menschlichen Natur, in der sie das Auge Gottes sah. Vollkommenheit war es nicht, denn Vollkommenheit war, was sie nach Gottes Absicht sein sollte. Die Meinung einiger Theologen, daß die ersten Menschen in diesem Zustande große Unwissenheit, Einfachheit und Jugendlust, auch den bildlichen Erzählung tadel sich aber nur annehmen, was auch die Natur der Sache lehrt, daß die Freiheit ihres Verstandes von Irrthümern und ihres Herzens von sündlichen Neigungen sie eben so richtig zur richtigen Erkenntniß des Wahren, als zur freudigen Ausübung des Guten machte. Vollendung gewinnt sie dabei einer thätigen Freiheit von allen Uebeln der Seelen und der Seele einer Glückseligkeit, von der die Menschheit im Stande der Sünde keine bestimmte Vorstellung hat. Wie sollte sie auch, bei einem Grunde der Unschuld auch eine völlig unverdorbene Beschaffenheit des Gemüths voraussetzen. Was endlich die ihnen ebenfalls beigelegte Unsterblichkeit des Körpers betrifft, so ist wenigstens so viel gewiß, daß sie den Tod nicht kannten und also auch nicht zu fürchten hatten. Vergl. d. Art. Paradies.

Unsterblichkeit. Der Mensch hat, wenn wir Grundsätzen der Theologie und der Physik nachforschen, gleichsam eine doppelte Unsterblichkeit, d. h. der Körper kann durch Uebergang in andere Formen der Natur, indem er nach seiner Auflösung neuen Stoffe mittheilt, u. s. w., die Seele durch Fortzeugung in einen

andern Zustand reingeistigen Lebens. Die Lehre der Unsterblichkeit der Seele findet sich in allen Religionen, erhebend und tröstend in diesem Leben, und nur wenigen reinen Materialisten erschien sie als ein Unding, dessen Möglichkeit sie bestritten (s. d. Art. Fortdauer). — Die Idee der Fortdauer haben die Völker und Zeiten verschiedenartig modificirt. Nach Herodot behaupteten die Aegypter die Unsterblichkeit der Seele, ließen sie aber 3000 Jahr lang einen Kreislauf durch alle Geschöpfe machen. Nach Plutarch dachten sie sich einen unterirdischen Ort zur Fortdauer der Seele (s. d. Art. Unterwelt.) Wahrscheinlich gab es der Zeit nach zwei verschiedene Ansichten. Die erste Zeit, aus der das Mumisiren und die Nekropolen herstammen, scheint nur eine materielle Fortdauer begriffen zu haben; später aber scheint in den Osiris-Mysterien die Idee moralischer Unsterblichkeit bald herrschend geworden zu seyn. Die Griechen entlehnten die Idee ihres Hades von den Aegyptern. Den vorhomerischen Griechen scheint die Seele auch nur als das durch Athemholen und Pulsschlag sich zu erkennen gebende Lebensprincip erschienen zu seyn.

Unterleib, der untere Theil des Rumpfes des menschlichen Körpers, dessen Anfang man von der Gegend der Herzgrube nach beiden Seiten auf den kurzen Rippen hin bis an das Rückgrath bestimmt. Man unterscheidet äußerlich besonders folgende Gegenden an demselben. Die Herzgrube, da, wo der Knochenansatz des Brustbeins sich endet; die Hypochondern, die auf beiden Seiten von den kurzen Rippen bedeckt sind, die Nabelgegend, in der Mitte; die Lendengegenden, auf beiden Seiten unter den Hypochondern; die Hüftgegend, unter den vortigen, mit den Hüftknochen; die Weichengegend, in der Beugung, wo Schenkel und Unterleib zusammen kommen. Die Unterleibshöhle ist oben weit, unten enger. Sie wird gebildet oben von dem Zwerchfell, welches sich von der Brusthöhle abscheidet, hinten von dem Rückgrath, zu beiden Seiten von den kurzen Rippen und zum Theil von den Bauchmuskeln, vorn durch die nämlichen, nach unten durch die Beckenknochen. Sie enthält die meisten Eingeweide in sich, die Verdauungsorgane, die Organe der Urinbereitung und Aussonderung, und die innern Geschlechtsorgane. In der Gegend der Herzgrube liegt der mittlere Theil und das rechte Ende des Magens mit dem größten Theile des Zwölffingerdarms, dem linken Lappen der Leber, dem kleinen Netze, und einem Theil der Bauchspeicheldrüse (Pankreas). In dem rechten Hypochonder liegt der rechte Lappen der Leber, und der rechte Theil des Quergrimmdarms. In der Gegend des linken Hypochonders liegt der blinde Sack des Magens, die Milz, der schmälere Theil des Pankreas, der linke Theil des Quergrimmdarms, mit den daselbst befindlichen Netzen. In der Nabelgegend liegen, von dem großen Netze bedeckt, die Windungen des dünnen Darms. In der rechten Lendengegend liegen die rechte Niere und der aufsteigende Grimm- (Dick-) Darm; in der linken Lendengegend die linke Niere und der absteigende Dickdarm. In der rechten Hüftgegend ist der Blinddarm, in der linken der absteigende Dickdarm und ein Theil der Sförmigen Krümmung. In der Gegend der Weichen liegen die Weichendrüsen, tiefer unten im Becken liegt nach vorn die Harnblase, hinter dieser der Mastdarm, zwischen beiden bei dem weiblichen Geschlecht der Fruchthälter. In dem Unterleib ist der Hauptsitz des Erhal-

lungs- (Reproductions-) Systems des Körpers. Die Verdauungsorgane sind es, die vorzüglich den Raum ausfüllen (s. d. Art.) Der Unterleib steht daher im Gegensatze mit dem Oberkörper, welcher die Brusthöhle enthält. Wie dieser der Aufnahme und dem Einfluß der Luftstoffe, so ist jener der Aufnahme und der Verarbeitung der irdischen, grober materiellen Stoffe gewidmet, und beide haben ihren Vereinigungspunkt im Herzen. Diesem gemäß gehen die Verrichtungen der Unterleibsorgane dahin, den irdischen Stoff von außen aufzunehmen und zu verarbeiten, die brauchbaren Theile zurückzubehalten und die unbrauchbaren fortzuschaffen, aus dem Blute selbst das Uebermaß gewisser materiellen Stoffe durch deren Ab- und Aussonderung zu entfernen und der Erhaltung des Geschlechts zu dienen. Der Antheil von der allgemeinen Blutmasse des Körpers wird den Organen des Unterleibes durch die große unmittelbar aus dem Herzen herabsteigende Schlagader (Aorta descendens) zugeführt. Das Blut im Unterleibe hat einen eigenthümlichen Umlauf, der von der Circulation in andern Theilen des Körpers abweicht. Alle die Aderzweige, welche das Blut von dem ganzen Darmcanal wieder aufnehmen und zurückführen, vereinigen sich in Einen Stamm, Pfortader genannt, welcher in die Leber eingeht, daselbst sich wieder in ein eigenes Adersystem ausbreitet und entfaltet, und der Leber den Stoff zur Gallebereitung liefert, wornach das Blut sich wieder in Zweige und Aeste sammelt und diese sich mit dem Stamm der untern Hohlvene vereinigt. Von der Thätigkeit des Leberorgans in der Gallebereitung hängt also der Umlauf des größten Theils der Blutmasse im Unterleibe ab. Das Nervensystem des Unterleibes hat gleichfalls seinen eigenen merkwürdigen Charakter (s. d. Art. Nerven), es breitet sich nämlich in der Unterleibshöhle aus, und versieht die Organe mit Netzen und Fäden, allein nicht symmetrisch, sondern zerstreut, ohne gemeinschaftlichen regelmäßigen Centralpunkt, durch Fäden mit einander verbunden, durch Knoten wieder einigermaßen von einander getrennt, wenigstens unabhängiger gemacht. Dieses reproductive Nervensystem beherrscht also zwar alle Verrichtungen der Unterleibsorgane, allein nicht etwa nach bestimmten Richtungen hin oder auf einmal, sondern successive, indem eins nach dem andern folgt, eins das andere erregt. Es pflanzt auch die Eindrücke, die auf dasselbe wirken, nicht auf das Gehirn fort, erregt also keine Empfindungen, sondern nur dunkle Gefühle im Bewußtseyn (s. d. Art. Gemeingefühl). Eben so steht es auch der Einwirkung vom Gehirn nicht so offen, wie die mit dem letztern unmittelbar zusammenhängenden Nerven. Das Nervensystem des Unterleibes ist daher als eine Region für sich zu betrachten, die bloß zur Leitung und Regulirung der zur Reproduction gehörigen Functionen bestimmt ist. Diese Eigenthümlichkeiten in dem Blutumlauf und dem Nervensystem des Unterleibes gibt auch den Krankheiten desselben einen besondern Charakter. Zu den Unterleibskrankheiten gehören zwar im allgemeinen alle die Krankheiten, welche den Umfang des Unterleibs oder die in der Höhle desselben befindlichen Organe betreffen; allein gewöhnlich versteht man darunter besonders gewisse langwierige Kränklichkeiten, welche in der fehlerhaften Beschaffenheit und Function eines der größern und wichtigern Organe des Unterleibes, oder in einer anhaltenden Unregelmäßigkeit des Blutumlaufs, oder in einer dauernden Verstimmung

des Nervenſyſtems des Unterleibes ihren Grund haben. Unter den Krankheiten der erſten Claſſe ſind die vorzüglichſten: die Verdauungsbeſchwerden (S. 2. Th.), Verſtopfungen, Unreinigkeit des Magen- und Gallen-, krankhafter Eifluß, fehlerhafter Abſonderung des Darmſaftes, Gänze und Schärfe im Magen, begleitenden an übrigen Darmkanal, weiter langwierige Durchfälle oder Ruhr entſtehen, theils in Abnormität der Organe ſelbſt, Verhärtung des Magens, gewöhnlich am Magenmund oder am Pförtner beſtehen, Verengerung einer Partie der Gedärme, Geſchwüre in dem Umfang dieſer Theile, beſtehen. Auch die Krankheiten der die Verdauung unterſtützenden Organe, der Milz, des Pankreas und der Leber, gehören hieher (ſ. dieſe Art.). Die zweite Claſſe der Unterleibskrankheiten beruht auf einem Mißverhältniß der Thätigkeit der arteriellen und des venöſen Blutlaufes im Unterleibe, indem die Thätigkeit des letztern leicht in dem Maße geſchieht, als der Zufluß des rothen machte. Indem nämlich der Zufluß des Blutes nach den Organen des Unterleibes durch die Arterien, namentlich durch die Arteria coeliaca, mesenterica und mesaraica, oft auch durch beſondere Arterie vermehrt, Stuhl hindert, zugleich aber der Rückfluß des Venenblutes aus den Gefäßen, canal., durch die Gefäßwegen, aus der Milz durch die Milzvene, von dem Magen und dem Zwiſchengedärm durch die Krauvene (vena hemorrhoidalis) des Pförtners und des Mastdarmes (S. 2. Th.) mehr oder weniger gehindert wird, ſo muß nothwendig eine Anhäufung von Venenblut in den Blutgefäßen der benannten Theile, Druck der entgegenſtehenden Organe, Erſchwerung der Verdauung, und dadurch eine Reihe mannigfalt krankhafter Zufälle entſtehen, von denen beſonders die Hämorrhoiden, Blutflüſſe aus dem Darmkanal, Blutbrechen, Gelbſucht, Waſſerſucht, Abzehrung, hieher gehören. In Rückſicht der Urſache dieſer Krankheiten kommt die Leber in beſondere Betrachtung, indem ſie Zähigkeit hervorbringt, der Rückfluß des Venenblutes aus dem Unterleibe abhängt. Denn je lebhafter die Leber ihre Function, die Bereitung der Galle aus dem Venenblute hat verrichten können, deſto leichter wird der Uebertritt dieſes Blutes in der Leber, und der Rückfluß aus derſelben in die untere Hohlader; je träger hingegen die Function der Leber iſt, deſto langſamer iſt der Verbrauch des Venenblutes aus der Pfortader, deſto mehr häuft ſich demnach das Blut in den Venen des Darmkanals, des Magens, in der Milz u. ſ. w. Hieraus kommt dann auch ein in der Leber ſelbſt entſtehender der dritten Claſſe, da Verſtimmung des Nervenſyſtems ſchon an ſich darauf iſt die Function der Leber zu ſtören, und dieſe Störung der Function derſelben unabhängig in einer Abweichung der Herrſchaft des Nervenſyſtems ihre die Function der Leber gegründet ſein muß. Es kann aber auch die Verſtimmung des Nervenſyſtems in den Unterleibsorganen ſelbſt ihren Grund haben, z. B. in den weiblichen Geſchlechtsorganen, entſtehen, und ſich von da aber, als ganze Nervenſyſtem des Unterleibes ausbreiten. Dieſe Verſtimmung äußert ſich vorzüglich durch eine krankhafte Empfindlichkeit, durch eine fehlerhafte Einwirkung (reactio) auf die Organe, und daher rührende Irregularität der Functionen, und zu einem ſtürmiſchen Ueberwiegen der Nerventhätigkeit aus der Unterleibsnerven die in den Nerven des Gehirnſyſtems. Daher die Fälle, welche unter dem Namen der Hypochondrie, der Hyſterie, des

Wagenkrämpfen und der allgemeinen Krämpfe und Convulsionen bekannte sind (s. d. Art.). Bei der Cur dieser genannten chronischen Unterleibsübel gilt es vorzüglich, sie unmittelbar auf die Ursache, von der sie abhängen, an welche zum Theile liegen, und beseitigen. Genaue oder Cysteme, welche ursprünglich angegriffen sind. Bei dem örtlichen Leiden einzelner Organe muß durch specifische Mittel unmittelbar auf diese gewirkt werden. Bei Stockung des Blutumlaufes im Unterleibe, Anhäufung von Venenblut, daher rührender Anschwellung der Blutadern des Mastdarmes, der Milz, des Mesenteriums, selbst der Leber, muß besonders eine Erhöhung und Regulirung der Function der Leber zum Ziele genommen werden. Blutverminderung durch Aderlaß ist ohne vorliegende starke Congestion, die sich durch Schmerz selbst, den die leidenden Theile ergeben, verrathet, nicht zweckmäßig, sondern nur mit Vorsicht anzuwenden, besonders bei den Hämorrhoidalleiden, ist zwar die zweckmäßigste in Ansehung der Beschleunigung des Blutschwerden für den Augenblick, verschafft aber keine dauernde Besserung, macht oft den Gebrauch der auf die Ursache des Leidens selbst mittel nicht überflüssig. Die Cur der Krankheiten dieser Eingeweide, welche die Unterleibsnervenkrankheiten, mit dahin gerechnet werden, die Krankheit erhöhet, verschlimmert, nicht beschränkt, nicht vermindert. Dieß geschieht entweder durch unmittelbare und allgemeine Einwirkung auf das Nervensystem des Unterleibes, auf das Gangliensystem, vermittelst narkotischer Mittel, wie z. B. Opium, oder durch nach beiden mittelbare und partielle Erregung einzelner Nervenpartien des sympathischen Organs und dadurch Statt findende Vertheilung der erregten Nerventhätigkeit auf andere Objecte, wodurch dann die dadurch bewirkte Erschöpfung derselben in einen Productionsapparat, die Organe vermehrt, und dadurch die Ursache der Krankheit (Schärfe (Nervenschwäche) beraubten, und daher mit stärkenden Mitteln behandelt werden müssen, gerecht den Kranken zum Verderben, weil nicht Schwäche, sondern Reizbarkeit, krankes Erregt- und Unreizbarkeitsfähigkeit derselben und Uebermaß der Empfindlichkeit (Empfänglichkeit für Eindrücke) Statt findet, demnach die hierfindenden Organismen Nervenmaterie, welche durch stärkende Mittel den Erregt der Nervenmittel vermehren, veranlangen, den Zufluß des Blutes nach dem Unterleibe verstärken, oft entzündlichen Zustand verursachen.

Unterthanen. Der Gang der Geschichte bildete erst Herren und Knechte, als Glieder der Gesellschaft, heraus, und gestaltete im Lauf der Zeiten hervorragten. Durch diesen Geschichtsgang wurde auch das Wort und der Begriff Unterthan, als der Knecht eines Herrschers, gebildet. Wir haben aber bei der Abhandlung desselben bewirkt, und kennt jetzt eigentlich nur einen Unterthan des Staats oder der Staatsgesetze. Nach dem stehenden Rechte gibt es unmittelbare Unterthanen der Regenten, aber auch Unterthanen eines Unterthanen. Die fortgeschrittene Civilisation hat aber die Willkühr in dem Verhältniß zwischen Herr und Unterthanen abschaffen, und das Recht dasselben gesetzt, wornach die Verhältnisse nur noch in einer bestimmten Leistung und einem gesetzlichen Gehorsam gegen den Herrn bestehen. Dieser Unterthanenpflichten, u. s. w.

Unterwalden, einer der kleinen Waldcantone Helvetiens, im Mittelpunkte des Landes, ein Binnenland, das nur 19 Q. Mei-

len groß ist und von 31,200 catholischen Einwohnern bewohnt wird. Er theilt sich in die beiden durch den Kernwald geschiedenen Haupttheile: Ob und Nid dem Walde, die beide für sich besondere Staaten bilden, eine demokratische Verfassung haben und wechselsweise einen Deputirten zur Tagsatzung senden, und gehört zu den Urcantonen der Schweiz, die 1308 sich die Hand zum ewigen Bunde reichten, in den neuesten Zeiten aber sich durch seine Widersetzlichkeit gegen die Staatsreformen auszeichnete.

Unterwelt. Die Erde ist nach der Ansicht des Naturmenschen die ganze Welt; sie füllte also den leeren Raum nach allen Horizonten hin aus, und indem sie in die Mitte des leeren Raumes trat, theilte sie diesen in zwei Hälften: über sich in das Lufthemisphär und unter sich in das dunkle Reich unter der Erde. So wie also Erde entsteht, entsteht auch der **Tartaros**. Dieser blieb dunkel, wie er gewesen war, da er noch den untern Theil des ersten dunkeln Raumes ausmachte, und behielt eben daher den Namen **Chaos**. Die Unterwelt war ein eben so weites Reich als die Oberwelt. In der hesiodischen Theogonie erscheint Tartaros bald als Unterwelt überhaupt, bald als Kerker der Titanen insbesondere. In dieser Beziehung ist er ein Sohn des Chaos, ein Bruder des **Erebos** (Dämmerung des Schattenreichs) und der **Nacht**. Der Begriff eines **Todtenreiches** war noch nicht damit verbunden. Homer dagegen scheint schon das Reich des **Aides** auf demselben Wege zu suchen, bevölkert es aber mit einem wohleingerichteten Staate, und trägt den Begriff des Gerichts und der Strafe der Bösen hinein. Allmählig ward das Bild mehr ausgemalt; in der Mitte der Erdkugel befand sich das Todtenreich; der Styx umzog es in neun mäandrischen Strömen, und Charon setzte die Abgeschiedenen als Fährmann über den Cocytus. **Erebos** oder **Hades** bezeichnete die Unterwelt, getheilt in **Elysion**, wo die Edelsten in anmuthigen Gefilden wohnten, **Tartaros**, den Ort der Strafe für Frevler. Die ganze Idee stammt unstreitig von den Aegyptern her. Orpheus hat zuerst, nach Diodors Zeugniß, die Begriffe vom Hades, Elysion und Tartaros nach Griechenland verpflanzt. **Osiris**, späterhin Serapis, und **Isis** sind die Herrscher im Todtenreiche; Osiris richtet, Wölfe bewachen den Eingang, Anubis leitet als Herold die Seelen dahin. Die Hieroglyphen, die auf mehrern Sarkophagen gefunden werden, lassen keinen Zweifel, so wie das **Todtengericht** (s. d. Art.)

Unüberwindliche Flotte nannte man die große Flotte, die Philipp II., König von Spanien, 1588 ausrüstete, um England und dessen Königin Elisabeth zu bekriegen, die ihm theils durch den Beistand, den sie den wider Spanien empörten Niederländern leistete, theils durch die kühnen Angriffe des bekannten Franz Dracke auf verschiedene spanische Besitzungen in Amerika Ursache dazu gegeben hatte. Den Namen der **unüberwindlichen** gab ihr Papst Sixt V., der das Unternehmen selbst betrieb, in der Hoffnung, England dem römischen Stuhle wieder zu unterwerfen. Die Flotte bestand aus 130 Schiffen, hatte 20,000 Landsoldaten, 84,000 Seesoldaten, 2000 Galeerensklaven, 2600 Canonen und auf 6 Monate Proviant. Der Herzog von Medina Sidonia commandirte sie. In den Niederlanden stand zu gleicher Zeit der Herzog von Parma mit einer spanischen Armee von 34,000 Mann bereit, nach England überzugehen, welches aber durch die Anstalten der

Niederländer verbrannt wurde. Die spanische Flotte war kaum ausgelaufen, als ein heftiger Sturm sie zwang, zurückzukehren. Sie litt am 29ten Mai von neuem ungeheuer auf der Höhe der englischen Küste im Kanal zu Dunwards blockiren; allein diese war schon in die See gegangen, und hat den Spaniern durch einzelne Angriffe, besonders durch die Brander, sehr vielen Schaden, und eine Menge ihrer schönsten Schiffe meistens zu grund, und konnten daher nicht so gut manövriren, als die kleinern, aber leichtern englischen Schiffe, die durch so holländische Kriegsschiffe verstärkt worden waren. Es kam zu keiner eigentlichen Seeschlacht, aber durch den häufigen Verlust nahmen die Spanier gewaltig ab. Die Engländer waren aufgemuntert, und ihre Schottland und Irland herum wieder ziemlich zusammen, mußten aber unterwegs noch viel von den Stürmen und den Angriffen der Engländer ausstehen, die sie bis in die Irländischen Gewässer begleiteten, bis von der Verfolgung der Spanier abzulassen genöthigt wurden. Von den ganzen großen Flotte kamen nicht mehr als 53 Schiffe nach Spanien zurück. Philipp II. hat zu traurige Gesichter, als daß er sie erfand. Bei es mit erzwungener Resignation auf die Unter nieder und sah dunkle Gott, der das Unglück nicht noch größer wäre. Diese Niederlage traf indessen nicht sie den nachmaligen Beherrscher des englischen Monarchie.

Unze (v. d. Fut. unzia), ein Gewicht von 2 Loth, in so Deutschland in den Apotheken und beim Golde gebräuchlich. In den Apotheken und auf den Recepten der Aerzte wird es durch die Abkürzung ℥ bezeichnet. Eine Unze hat also 8 Drachmen oder 16 Loth. Bei den Römern war die Unze der zwölfte Theil eines Ganzen, besonders aber des Pfundes. Diese Rechnungsart ist noch jetzt in Italien gebräuchlich und das italienische Pfund von Unzen oder 24 Loth. Unze (französisch Once) heißt auch ein in dem Tatzengeschlecht gehörendes Raubthier in Afrika, Ostindien und Persien, das dem Panther ähnlich ist, aber größere und stärkere Flecken, als dieser hat. Dieses Thier ist sanfter als der Panther und Parder, läßt sich sehr leicht zahm machen, und zur Jagd auf Gazellen abrichten. Der Jäger setzt das Thier hinter sich auf dem Pferde; wenn es das Wild eingeholt hat, läßt er die Unze herauf los, die es fängt und sich nachher willig wieder gereizen und auf das Pferd nehmen läßt.

Upsala, eine große, ansehnliche Stadt in der Provinz Uplandin Schweden, ist seitdem sie Residenz der geistliche Stadt der Reichs, hat in 580 Häusern gegen 4000 Einwohner. Die Häuser sind größtentheils von Holz, mit Ziegeldächer bedeckt, über welche Rasen gelegt worden. Das Schönste ist ein neues Schloß, und die ansehnlichste im ganzen Lande. Es sind in derselben die Gebäude mäler einiger schwedischen Könige und viele andere Monumente, unter denen auch des Ritters Linné Grabmal ist. In dieser Kirche werden die Könige von Schweden gekrönt. Der dieser Stadt ist Erzbischof oder Primas des Reichs. Die Universität wurde 1477 von den Reichsverweser Sten Sture gestiftet, kam aber in den nachmaligen unruhigen Zeiten meistens sehr in Verfall. König Gustav Adolph, der ihr eine neue Einrichtung gab, viele Freiheiten ertheilte, liegende Gründe schenkte und Stipendien stiftete, ist als

sie wieder Eifer äußerten. Auch die Königin Christina versuchte die Einführung der Universität. Unter den Letztern, welche sie vergeblich anbot, war Leibnitz. Auch Friedrich I. bestimmte. In den von Gustav Adolph 1632 errichteten akademischen Gebäuden, die ansehnliche Universitätsbibliothek, bei welcher gegen 100,000 Bände sich befinden, und wo auch die von König Gustav III. hinterlassenen und seiner Verordnung gemäß, erst so Jahre nach seinem Tode öffentlich bekannt zu machenden handschriften verwahrt werden. Die Universität besitzt auch ein Münzcabinet von 12,000 Stück Münzen, eine Steinwaare, eine Münz- und Naturaliensammlung, und einen botanischen Garten, von Linné angelegt. Gustav III. stiftete, König Friedrich Wilhelm 1778 die hiesige Societät der Wissenschaften (société littéraire et scientifique).

Uralen (Sprache). Grammatik, Wortsammlung, deutsch-Oneidisch, ein unlängst erschienenes, und der Sprache der Amilleschmänner in Amerika nahekommendes Werk, das den heftigsten und lächerlichsten Streit über die Originalität des Wilden sich hervorgerufen, mit Hauptgegner, Denner und Witz, und wohl mit Erobeln begleiteten Schwarz anzeigt, der in den Annalen (I. p. Art.) nicht vergessen. Ein solcher Streit weist die stärkere Cultur der Uralen heraus, zeitraubender Wohnungen und verwöhnt in wenigen Minuten die schönen Phantasmen. Ganz verschieden von dem Ural ist das Jahr Phantasmen. Ganz verschieden von dem Ural ist das Jahr 1812 — zum Theil die October, Stadt. Man hat bemerkt, daß sie gegen den Nordwest herkommen, und staubt, daß sie durch die Zusammenkommen des Nord- und Südwindes verursacht werden. Sie gewinnen Kraft und ihre Richtung ist so hoch gewöhnlich die größte Fruchtbarkeit daraus. S. Annal Geschichte der europäisch-Colonien in Indien. D. A.

Ural, ein tatarisches Wort, welches einen Gürtel bedeuten soll, ist der Name einer Gebirgskette von einer Länge von 600 Meilen, längst in der Nähe des caspischen Meeren an und erstreckt sich bis an die Stadt Orenburg, lenkt sich aber dann noch etwas mehr in seinem Russland von Gebirgen ab, die sich in der Nähe des Eismeer reichen, und die natürliche Grenze zwischen Europa und Asien bilden. — Der Ural-Kette, die gemeine Sage, in einem Strom, den Ammanai, entspringt aus den uralischen Gebirgen, und fällt, nach einem Laufe von ungefähr 2000 Werften oder 400 deutschen Meilen, wovon 1000 Werften in gerader Linie von Norden nach Süden, in verschiedenen Armen bei Guriew in das caspische Meer. Er ist zum Theil seicht, aber sehr fischreich, und seine Ufer sind sehr schön, und einige Meilen weit bereitet wird, gefangen. An der Steppe auf dem rechten Ufer der Ural bis an das caspische Meer, die ungefähr 250 Meilen lang und 4 Werste breit ist, wohnen die uralischen Kosaken, das linke Ufer des Urals bewohnen die Kirgisen. Die wirklichen, sind kaiserlichen Kosaken, die an Zahl den kaiserlichen Kosaken, von denen aber sehr viele dazu abgesondert sind, hatten sich schon im Anfange des 16ten Jahrhunderts der niederzulassen, und blieben ihren Nationalsitten und Lebensart getreu. Ihre Ursprung erklären im J. 1722 die berühmte Abenteurer Jugatschew, der sich für den Kaiser Peter III. ausgab, eine kleine Rolle nur kurze Zeit spielte in den uralischen Kosaken an Pugatschew, welche sie wirklich Kosaken an Pugat-

schens Auffinde gehabt haben, wurde ihnen doch durch eine Akte der Kaiserin Catharine II. vom 16. Jan. 1775 eine allgemeine Amnestie und der Besitz aller ihrer seitherigen Freiheiten bewilligt. Doch wurde den Neuen Zaik aufgehoben und behielten, wie die Russen überhaupt, nur 2 Kosaken-Kosaken die uralischen genannt werden sollten. Sie stehen 2,500 Mann im Feld. Von den donischen Kosaken unterscheiden sie sich blos durch ihre Kleidung: rothe weite Beinkleider, rothen bis an die Knie reichenden Rock und rothe hohe spitzige Mützen. Ihre Hauptbeschäftigung ist die Fischerei; weniger den Ackerbau vernachlässigen. Sie stehen unter einem selbst gewählten, vom Kaiser bestätigten Hetmann, halten streng auf alte Sitten und Gebräuche, und gehören zu den stärksten Kosakenvölkern aber Mittelmäßigen.

Uralsk (sonst Jaik s. d. nr. A.), der Hauptort der uralischen Kosaken, an einem alten Flußbette des Ural-Flusses unweit seinem in Westen einen vollen Mondes gebauter Stadt, von ungefähr 2000 bölzernen Häusern, mit 8 Kirchen und 2 Klöstern, 10 Meilen von Orenburg entfernt. Sie ist eine unbedeutende Festung. Ihre Wälle sind nur hoch und bar einige mit Holz bewachsene Inseln, auf denen starke Bäumwuchs wächst.

Urania (Mythol.), die Muse der Sternkunde. Sie wird gewöhnlich mit einer Sternerkunde auf dem Haupte, und in einem mit Sternen besäeten Gewande und Purpurmantel vor einem Globus vorgestellt. Bisweilen stellt man sie auch mit einem Scepter vor, mit welchem sie die Gestirne berührt. Oft ist sie auch einen Circkel und eine Himmelskugel zum Kennzeichen.

Uranium, ein in neuerer Zeit und zwar von Klaproth entdecktes Metall, welches in dem Pechblende-Minerale enthalten ist. Es ist dunkelgrau, weich, spröde und strengflüssig.

Uranus (Astronomie) wird der Hauptplanet genannt, der in neuerer Zeit von dem Engländer Herschel (s. d.) entdeckt wurde. Er ist 755 Millionen deutsche Meilen von der Sonne entfernt, folglich unter allen Planeten am weitesten. Sein Durchmesser beträgt 7665 deutsche Meilen, und seine körperliche Masse ist 80 mal so groß als die Erde. Er vollendet seine Bahn um die Sonne in 30,686 Tagen, und hat 2 Monde um 1781 von Herschel auch entdeckte Herschel 1787 zwei Monde um 1811 von Lexell entdeckt. Diese sind aber noch nicht gesehen worden. Man vermuthet, daß sie 7776, und Flamsteed 1690 entdeckte aber für 34 Fixsterne gehalten haben. Den Namen Uranus schlug Bode sehr schicklich vor, und so wird er auch von den meisten Astronomen in Deutschland, Italien, Dänemark und Rußland genannt. Herschel selbst schlug die Benennung: Georgium sidus (der Georgian planet) vor; und die französischen Astronomen nannten ihn nach seinem Entdecker Herschel. — Uranus (medicin.). Nach der Mythologie der Griechen ging aus dem Chaos (der unendliche, leere Raum) die Erde (Erde) hervor, welche zuerst den Himmel (Uranus) und mit demselben die Berge, von denen der längste Pontus (die See) hieß. Was nun entkand, um die Stellung der Natur zu verändern, entstand durch die Umarmung

mungen der Titanen und Titaniden, und die Zeugungen durch Uranos hatten aufgehört. Dies drückte die plastische Sprache des alten Gedichts so aus: die Zeit (Kronos) hat der Zeugungskraft des Uranos ein Ende gemacht, und ihn mit ihrem Siegel entmannt.

Urchristenthum wollen einige philosophische Bearbeiter der Religions- und Kirchengeschichte im wahren (idealen) Sinne des Wortes zwar nur die reine Idee der Religion, die dem Stifter des Christenthums selbst vorschwebte und in seiner Lehre, Gesinnung und Handlungsweise verwirklicht war, genennt wissen; gemeiniglich aber bezeichnet man mit diesem Worte die Eigenthümlichkeit der ersten Christengemeinden in der Lehre, Religionsübung, Gesellschaftsverfassung, Sitte und herrschenden Gemüthsstimmung, welche das Gepräge des Geistes der Apostel, die diese Gemeinden gegründet hatten, noch unentstellt an sich trug. Kindliche Einfalt, schlichter, zuversichtlicher Glaube an die Worte und Thaten Jesu, fromme Begeisterung, strenge Sittlichkeit und festes Zusammenhalten in bürgerlicher Liebe waren die Grundzüge dieser Individualität der ersten Christen. Ihnen genügte treulich anzunehmen, was die heil. Schrift und der Unterricht frommer, mit der gelehrten Bildung und philosophischen Speculation der Weisen ihres Zeitalters meist unbekannter Lehrer ihnen sagte, ohne den Mangel eines wissenschaftlich, begründeten Lehrbegriffs und die wenige Bestimmtheit ihres Glaubens in den wichtigsten Dogmen, z. B. von der Gottheit Christi, von der Dreieinigkeit, von der Modalität der Rechtfertigung des Sünders vor Gott u. s. w., zu empfinden. Dafür war ihre zuverlässige, wenn auch noch keineswegs kritisch gesichtete Erkenntniß des Historischen im Christenthum desto lebendiger und fruchtbarer. Ihr Herz entbrannte in Schauern heiliger Ehrfurcht und Freude bei der Verkündigung des Evangeliums, wie ein immer gegenwärtiger, alles beseelender und allen Gliedern seiner Gemeinde innig vertrauter Freund stand der einst gekreuzigte und auferstandene, nun verklärte Heiland vor den Blicken ihres Geistes und mit tiefer Rührung hörten sie die Jünger, die ihn selbst gesehn, betraten sie die Stätten, wo in einer noch nahen Vergangenheit er selbst umhergegangen war und auch für sie gewirkt, gelitten und gesiegt hatte. Nicht in Kirchen, deren die ersten nicht vor dem Anfange des 3ten Jahrh. gebaut wurden, überhaupt ohne alle Beiwerke äußerer Pracht und Sinnenlust, auch nicht als eigentlichen Gottesdienst, da der heidnische und jüdische Begriff des Cultus dem Urchristenthum fremd war, sondern zur gemeinschaftlichen Erbauung hielten sie ihre Versammlungen in Privathäusern, später, da harte Verfolgungen über sie kamen, auch in Höhlen, Wäldern und unterirdischen Gemächern (Catacomben) meist geheim, oft — aus Furcht entdeckt zu werden — unter dem Schutze der Nacht, mit Gebet, Gesang, Vorlesung heiliger Schriften und auslegender Belehrung; verbanden sie sich zu traulichen Agapen (s. d. Art. Liebesmahle), auf welche die Feier des Abendmahls zum Gedächtniß des Todes Jesu und zur Befestigung brüderlicher Gemeinschaft folgte, ihnen ein Mysterium, durch Entfernung aller Ungetauften und Uneingeweihten auch äußerlich mit heiligem Dunkel umhüllt. Lebendiges Wasser diente zur Taufe derer, die Aufnahme in die Gemeinde Jesu begehrten und ihren Glauben an Vater, Sohn und Geist bekannten. Eine

vorläufige Bekanntschaft mit den Hauptwahrheiten des Christenthums wurde bei ihnen vorausgesetzt, weil eben diese sie nur bewogen haben konnte, sich an die äußerlich unscheinbaren, ja bedrängten und verfolgten Christen anzuschließen — das Institut des Catechumenen-Unterrichts kam erst gegen Ende des zweiten Jahrhunderts auf. In Stiftungsmäßiger Einfachheit wurden diese Gebräuche begangen, die Innigkeit der Feiernden ersetzte den fehlenden Glanz; von andern später in den christlichen Cultus eingeflochtenen Ceremonien sagt die Geschichte der Kirche des ersten Jahrhunderts nichts erweisliches; die heilkräftige Oelung der Kranken, das Teufelaustreiben und die Pflege der Energumenen hatten noch fast allein die Bedeutung einer brüderlichen Hülfe, das Begraben der Leichen in die Erde aber den Zweck der Unterscheidung von den Heiden, die sie verbrannten. Demnächst war in der ältesten apostolischen Gemeinde zu Jerusalem zum Zeichen der Einheit im Geist und gegenseitigen Hingebung eine Gütergemeinschaft eingeführt worden, bei der jedes Glied den Ertrag seiner Habe zu einer Gesammtcasse liefern mußte und aus derselben zu Herstellung brüderlicher Gleichheit nicht mehr als der Aermste zu seiner Versorgung erhielt. Aber nach nicht gar langer Zeit erkannte man, daß diese von andern Gemeinden nicht nachgeahmte Einrichtung wohl dem engen Vereine Jesu mit seinen Jüngern angemessen gewesen, aber für größere Gesellschaften eher verderblich als heilsam wäre und schaffte sie wieder ab. Eine ähnliche wieder abgekommene Eigenheit der ersten Christen war der Gebrauch des Looses zur Entscheidung in wichtigen Fällen. Für ihre Gesellschaftsverfassung ordneten sie nicht mehr als das Nöthige und dies zum Theil nach dem Muster jüdischer Synagogen an. Die Apostel hatten, so lange sie lebten, ein überwiegendes Ansehn bei den Gemeinden; an ihre Stelle traten Bischöfe und Aelteste (Presbyter s. d. Art.), welchen der Vortrag und die Bewahrung der Lehre, die Aufsicht über den religiösen und sittlichen Zustand, letztern insonderheit das Geschäft, in vorkommenden Fällen für die Gemeinde zu sprechen und ihre öffentlichen Angelegenheiten zu besorgen, übertragen war. Schon früher verordneten die Apostel das Amt der Diaconen (Helfer) zur Cassenverwaltung und Sorge für gute Ordnung bei den Versammlungen, für Pflege der Kranken und Armen und die Diaconissen zu gleichen Diensten bei dem weiblichen Theile der Gemeinde. Einen eigenen Priesterstand machten diese Gesellschaftspersonen nicht aus, da die heidnische und jüdische Priesteridee erst später in die christliche Kirche einschlich; daher fand auch noch keine eigentliche Hierarchie Statt; denn die Gemeinden regierten sich unter Berathung dieser Vorsteher selbst. Jede Gemeinde bestand für sich unabhängig von den übrigen; nur durch das Band *eines* Glaubens und *einer* Liebe, durch wechselseitige Mittheilungen und Begrüßungen, die abgesandte oder reisende Glieder gelegentlich überbrachten, durch den Eifer, einander in Fällen der Noth mit reichlichen Gaben zu unterstützen, hingen die einzelnen Gesellschaften der Christen an verschiedenen Orten mit einander zusammen. Damit vertrug sich manche, durch die abweichenden Individualitäten und Ansichten der ersten Stifter und Lehrer veranlaßte Verschiedenheit in den Meinungen dieser einzelnen Kirchen. Die Christen aus dem Judenthume hielten noch viel auf mosaische Gebräuche und jüdische Sitten, ihr Gewissen wollte ihnen nicht er-

Digitized by Google

lauben, die Beschneidung, die Sabbathsfeier, die Vermeidung des Genusses erstickter Thiere und jene Fasten und Reinigungen zu unterlassen, an die das Judenthum sie gewöhnt hatte. Dagegen war den Christen aus dem Heidenthume vom Apostel Paulus, der die meisten gewonnen hatte, eben so wenig etwas von den Gebräuchen des Mosaismus aufgenöthigt, als die Fortsetzung des Verkehrs mit den Heiden und der Theilnahme an ihren Opfermahlen gestattet worden und nur, um Zwietracht zu verhüten, legte ihnen ein Beschluß der sogenannten ersten Kirchenversammlung, die die Apostel mit den Aeltesten zu Jerusalem um das Jahr 50 wegen solcher Verschiedenheiten hielten, die Pflicht auf, sich wie die Judenchristen des Blutes erstickter Thiere zu enthalten. Ob nun gleich hier durch gemeinschaftliche Uebereinkunft für gegenseitige Nachsichtigkeit in unschädlichen Dingen entschieden worden war, sonderten sich doch um die Zeit der Zerstörung Jerusalems einzelne Haufen strenger Eiferer für das mosaische Gesetz unter den Christen in Palästina von der Gemeinschaft mit den übrigen ab und bildeten die wenig bedeutend gewordene Secte der Nazarener oder Ebioniten, während die Mehrzahl der christlichen Gemeinden, durch die Gewaltthätigkeiten der Juden empört, sich von den Resten mosaischer Gebräuche in ihrer Sitte und Lebensart immer mehr frei machten. Ungeachtet dieser Annäherung kam es aber noch keineswegs zwischen den einzelnen Gemeinden in verschiedenen Gegenden zu einer völligen Uebereinstimmung, die erst seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts durch die Diöcesan- und Metropolitanverfassung vorbereitet, und nach Ablauf mehrerer Jahrhunderte durch die Macht eines kirchlichen Universalmonarchen, von der das Urchristenthum keine Ahnung hatte, erzwungen werden konnte. So wenig nun das Urchristenthum von Glanz und Macht umgeben war, überstrahlte es doch die Volksreligionen seines Zeitalters durch die innere sittliche Würde seiner Bekenner. Die Gemeinden hielten es für heilige Pflicht, über die untadelige Reinheit der Sitten ihrer Glieder zu wachen; Irrende wurden ermahnt, Frevler erst vom Abendmahle, dann von den Andachtsversammlungen und aller Gemeinschaft ausgeschlossen, und nur nach starken Proben der Buße wieder aufgenommen. Dieses Befugniß des Bannes oder der Excommunication übten die Gemeinden im Ganzen aus, ohne ihren Bischöfen und Presbytern, als Aufsehern über die Kirchenzucht mehr zu verstatten als eine berathende Stimme. Denn noch war der Geist Jesu allen gemein, seine wundervollen Gaben und Kräfte (vergl. d. Art. heiliger Geist) wirkten nicht bloß in den Lehrern, sondern in jedem Gliede der Gemeinde, das durch Glauben und geistige Anlage, wie durch eignen Eifer dazu geschickt war. Was man auch von den Wunderthaten, die den ersten Christen nachgerühmt werden, von den außerordentlichen Wirkungen, die sie durch Gebet und Auflegen ihrer Hände zur Genesung der Kranken und zur Ausrüstung der Schwachen mit neuen Geisteskräften hervorbrachten, urtheilen mag; bewunderungswürdig wird man immer die reine Gewissenhaftigkeit, die freudige Selbstverläugnung finden, womit sie sich ganz der Sache Jesu widmeten, die hohe moralische Kraft, womit sie die Rohheit und Verderbniß ihrer Zeit von sich abhielten und in ihren Sitten das Muster wahrer Humanität darstellten, die fromme Gottergebenheit endlich, mit der sie ihr Glück nur darin suchten, Christo an-

Digitized by Google

zugehören und den Willen seines himmlischen Vaters zu thun. Nirgend haben sich zugleich so viele und so schöne Züge heroischer Tugend, muthiger Verachtung des Todes und aller Güter und Freuden, aller Kränkungen und Feindseligkeiten der Welt, aufopfernder Bruderliebe und Wohlthätigkeit, schonender Sanftmuth und fester Vereinigung gegen Gefahren, unverschüttlichen Glaubens und unerschütterlicher Treue gegen die erkannte Wahrheit (vergl. d. Art. Märtyrer) hervorgethan, als bei den ersten Christen, gerade unter den härtesten Drangsalen, mit denen sie wegen ihrer Religion zu kämpfen hatten. Noch mehr als der Ruf von Wunderwerken und neuen Lehren war es dieser innere sittliche Werth und fromme Heldensinn, was ihnen bei aller scheinbaren Niedrigkeit (sie gehörten meist den untern Volksclassen an) und wirklichen Armseligkeit ihres Zustandes doch so zahlreichen Zuwachs neuer Glieder aus gutgesinnten Juden und aufgeklärten Heiden verschaffte. Freilich hatte auf die erhabene Gesinnung und tiefe Religiosität nächst dem reinen Geiste des Evangeliums selbst die unter den ersten Christen gangbare, durch ihre Lehrer, besonders durch die Offenbarung Johannis (s. d. Art. Apokalypse) genährte zuversichtliche Aussicht auf eine nahe, zugleich schreckliche majestätische und hocherfreuliche Wiederkunft Jesu zur Aufrichtung seines Reiches überwiegenden Einfluß. Der hauptsächlich durch diese Vorstellung angefachte Enthusiasmus erhielt sich über die Periode des ersten Jahrhunderts der christlichen Kirche, auf welche der Begriff und die hier angegebenen Merkmale des Urchristenthums eigentlich nur passen, hinaus, aber er verlor später viel von seiner Lauterkeit und Fruchtbarkeit: und die folgenden Jahrhunderte haben auf diese Periode, als auf ein goldenes Zeitalter ursprünglicher Echtheit und Blüthe des Christenthums, oft mit Beschämung über das Verderben der anwachsenden Kirche zurückgeblickt; die meisten der Secten, die sich der römischen Hierarchie entgegensetzten, gingen darauf aus, in ihren bedrängten Gemeinden jene apostolische Einfalt der Lehre, Verfassung und Sitte wiederherzustellen. In einem historisch erweislichen Zusammenhange hat sich die Idee dieser Erneuerung des Urchristenthums von den Waldensern bis auf die evangelische Brüdergemeinde (s. d. Art.) fortgepflanzt und die Einrichtungen begründet, die noch jetzt als Nachbilder der ersten Liebe und Frömmigkeit bewundert werden. Doch wird sich jener Geist der ersten Christen immer nur da erneuern, wo man das Christenthum nicht, wie wir, die wir in der Kindheit getauft und von Christen erzogen, gar kein Verdienst bei unsrer Anschließung an die Sache Jesu haben, bloß als eine Gabe des Glücks und durch Gewöhnung empfängt, sondern eben wie die ersten Christen als ein ganz neues, sonst nie empfundenes und schwer zu behauptendes Heil aus eigner Bewegung ergreift und gegen eine Welt voll Hindernisse zu vertheidigen hat. E.

Uri, einer der drei kleinen Waldcantone, der classische Boden Helvetiens, die Heimath Wilhelm Tells und das Land, wo noch alles an die ersten Hochthaten der Eidgenossen erinnert. Er schloß 1308 mit Schwyz und Unterwalden den zehnjährigen Bund, der 1315 in den ewigen verwandelt wurde, und hat seitdem unter mancherlei Stürmen seine rein demokratische Verfassung zu behaupten gewußt. Zwei große Thäler, Reuß und Urseren, beide von
melb. himmelhohen Alpen, worunter der Galenstock 9930, der Spitzli

9285, und der berühmte St. Gotthard 8576 Fuß hoch sich erheben, eingeengt und beide 30½ Q. Meilen groß, machen seine Oberfläche aus, worauf nur auf einigen Blößen etwas Korn, Hülsenfrüchte und Gemüse gedeihen; der Rest besteht aus Felsen und Alpenweiden, die ein armes, kaum 15,000 Köpfe zählendes Hirtenvolk bewohnt, das seinen Haupterwerb aus der Rindviehzucht und aus der Straße, die über den St. Gotthard nach Italien führt, zieht. Die Religion ist catholisch; die höchste Gewalt steht bei der Landesgemeinde, wozu jeder Bürger über 20 Jahre Zutritt hat, die vollziehende Gewalt übt der Landrath aus. Städte finden sich hier nicht; der Hauptflecken und Sitz der Regierung heißt Altorf.

Urkunde heißt ursprünglich jedes Zeugniß zur Bekräftigung der Wahrhaftigkeit einer Sache oder Handlung; daher kunden und urkunden, davon Zeugniß geben. Insbesondere jedes geschriebene Zeugniß; daher Urkunden von einer Sache, geschriebene Zeugnisse. In dieser letztern Bedeutung heißen alle Diplome Urkunden (s. d. Art. Diplom und Diplomatik). Daher Geschichtsurkunden und Urkundenstudium.

Urlaub, überhaupt die Erlaubniß; in engerer Bedeutung die von einem Vorgesetzten erhaltene Erlaubniß, sich auf einige Zeit zu entfernen. Daher sich beurlauben, wenn man weggeht. Besonders gebraucht man es von der den Soldaten gegebenen Erlaubniß, sich auf eine gewisse Zeit aus ihrem Standorte entfernen, sich in die Heimath begeben zu dürfen. Bestimmter und unbestimmter Urlaub, d. h. wo der Tag des Wiederkommens bestimmt ausgedrückt ist, oder noch zu bestimmen vorbehalten wird.

Urne, ein rundes Gefäß von gefälliger Form, welches bei den Alten dazu diente, die Asche der verbrannten Todten aufzubewahren. Diese Urnen wurden in den Grüften oder Grabgewölbern in Seiten-Nischen beigesetzt, oder auch an Sarkophagen angebracht, und waren von verschiedener Größe, bald von Marmor, bald von Erz. Jedes andere so gestaltete Gefäß, daher Thränenkrüge oder Urnen, kleine Gefäße von Thon oder Glas, worin man die für verstorbene Verwandte vergossenen Thränen sammelte und aufbewahrte; Urnen, woraus die Nymphen und Flußgötter Wasser strömen lassen; Urnen, worin man z. B. bei Wahlen und andern Abstimmungen die Kugeln sammelt. Auf unsern Grabmählern werden die Urnen jetzt sehr häufig angebracht, und sind durch Mannichfaltigkeit und gefällige Form ein Hülfsmittel zur Verschönerung. Von Urnen der Alten hat Montfaucon in einem eigenen prächtigen Werke zahlreiche Abbildungen gesammelt und aufbewahrt.

Urphede soll, nach Adelung, Urfehde geschrieben werden, und aus den Worten Fehde, Krieg, thätige Feindschaft, und ur, so viel als un, zusammengesetzt seyn; Urfehde würde also so viel bedeuten, als Unterlassung aller Fehde. Es ist ein altes, jetzt nur noch in den Rechten übliches Wort, und bedeutet ein eidliches Versprechen, sich wegen einer erlittenen Beleidigung, besonders wegen ausgestandenen Verhaftes nicht rächen zu wollen. Urphede ist also der Eid eines entlassenen und verwiesenen Verhafteten, das Land, aus welchem er verwiesen worden, nicht wieder zu betreten, noch weniger an demselben und dessen Bewohnern sich zu rächen. In diesem Sinne sagt man, daß einer die Urphede geschworen habe. Die Ge-

wohnheit scheint noch aus den Zeiten des Faustrechts, und der damals so sehr üblichen Selbstrache herzurühren.

Urproduction, in der Staatswirthschaft, ist derjenige Zweig der Werthschaffung, welcher dem Urstoffe Güter entlockt und dieselben in ihrer ersten Gestalt dem Genusse darbietet, Urstoff aber ist die ganze Natur, welche Genußmittel zu liefern fähig ist, also 1. die Erdfläche, 2. das Wasser, 3. die freien Landthiere und 4. der Schoos der Erde. Mit der ersten beschäftigt sich die Landwirthschaft (Feldbau, Viehzucht, Gartenbau, Forstwirthschaft), mit dem zweiten die Fischerei, mit den dritten die Jagd und mit den vierten der Bergbau. Unter diesen verschiedenen Zweigen der Urproduction steht die Landwirthschaft oben an, denn hier gattet sich die Kraft des Menschen unmittelbar mit dem Segen der Natur, hier verbindet sich sein Fleiß unmittelbar mit der Wirksamkeit der Elemente; daher wird auch häufig unter Urproduction im engen Sinne die Landwirthschaft allein verstanden. Dieser Gattung der Production gebührt schon darum der Vorzug vor allen übrigen, weil sie es ist, welche der industriellen Production erst den Stoff zur Bearbeitung liefert, und dem Handel die ergiebigste Quelle der Thätigkeit öffnet. Nur da, wo Urproducte in gehöriger Menge hervorgebracht werden, können dauernde, gegen Unfälle gesicherte, von fremder Production unabhängige Fabriken und Manufacturen entstehen und blühen, und diese sind es wieder, welche die Urproduction durch einen erhöhten Absatz beleben, während sie Nationalglieder, deren der Ackerbau zu entbehren vermag, nützlich beschäftigen. Die Urproduction ist daher die Basis, welche dem Kunstfleiße, wo nicht nothwendig unterliegt, und nicht überall unterliegen kann, doch am sichersten zur Grundlage dient und eben darum ganz vorzüglich vom Staate befördert zu werden verdient. Dennoch sieht man gewöhnlich die Regierungen den entgegengesetzten Weg einschlagen, Fabrikwesen erkünsteln, städtisches Gewerbe auf Kosten des Landbaus begünstigen, Blut in Strömen für den Gewinn des Handels vergießen, und so Wirkung für Ursache wähnend, diejenigen Glieder zuerst ergreifen, mit denen die Kette des Nationalgewerbs am natürlichsten endet. Auf dreifache Weise kann von oben herab die Erhöhung der Urproduction befördert werden, nämlich: 1. durch Vermehrung des Urstoffs. Streng genommen kann zwar der Urstoff nicht vermehrt werden, denn der Erdball ist weder zu vergrößern noch zu vermindern; aber große Landstrecken werden der Production entzogen durch Seen und Gewässer, durch nutzlose Pflanzen, welche den Boden bedecken, die Befreiung der productiven Erdfläche von diesen Hindernissen, das Austrocknen der Seen und Moore, die Ausrottung von Wäldern, die Vertheilung schlecht benutzter Gemeinheiten kann man daher mit Recht Gewinnung neuen Urstoffs nennen. 2. Durch Verbesserung des Urstoffs mittelst Benutzung und Anwendung der in der Landwirthschaft gemachten neuen Entdeckungen und Erfahrungen mittelst Entfesselung des Ackerbaus von den zahllosen, ihn niederdrückenden, Lasten, den Ueberbleibseln eines rohen Zeitalters. 3. Durch Erleichterung des Absatzes der Urproducte, mittelst Entfernung aller demselben in Wege stehenden Hindernisse. In der Staatswirthschaft werden die Mittel gelehrt, welche von Seiten der Verwaltungs-Behörden anzuwenden sind, um den Urstoff zur höchst-

möglichen Production zu bringen und alle dazu erforderliche werthschaffende Kraft in Bewegung und Thätigkeit zu setzen, mit den Fortschritten jener Wissenschaft und ihrer größern Verbreitung unter allen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft, und namentlich unter den öffentlichen Beamten, welche das Staatsruder lenken, steht daher die Vervollkommnung und Erweiterung dieses Hauptzweigs der Werthschaffung in genauester und unmittelbarster Verbindung. (S. Staatswirthschaft). K. M.

Ursache, eine frühere Sache, welche macht, daß eine andere ihr gemäß geschieht, und so geschieht, wie sie geschieht; Grund. Quelle. Krankheit ist Ursache des Todes, u. s. w. Die zweite Sache ist Folge, Wirkung. Der Begriff der Ursache ist ein Stammbegriff des reinen Verstandes, nämlich derjenige, ohne welchen wir nicht hypothetisch, in auch nicht assertorisch urtheilen können. Wenn wir unter der Ursache die Bedingung von dem, was geschieht, verstehen, so muß alles, wovon die Erfahrung lehrt, daß es geschieht, eine Ursache haben. Leucipp soll zuerst mit dem großen Satz: nichts ohne Ursache und Grund, aufgetreten seyn. Plato aber stellte den großen Grundsatz: was geschieht, muß eine Ursache haben, dessen sich die Vorgänger unerkannt bedienten, wahrscheinlich zuerst als einen unumstößlichen deutlich auf.

Ursprache. Wenn man die Sprache überhaupt als eine menschliche Erfindung, d. h. als ein allmählig, nach Maßgabe des Bedürfnisses und der Cultur, entstandenes Erzeugniß des menschlichen Geistes und der menschlichen Sprachwerkzeuge betrachtet, so kann die erste Sprache nur aus wenigen, sehr einfachen und sehr unvollkommen articulirten Tönen bestanden haben. Will man nun dies die Ursprache des menschlichen Geschlechts nennen, so versteht es sich von selbst, daß keine von den uns bekannten, todten oder lebenden, Sprachen jene ursprüngliche Sprache seyn könne. Denn alle diese Sprachen sind schon viel zu reich und gebildet, so unvollkommen sie auch übrigens seyn mögen. Wie die Menschen mehr und besser sprechen lernten, so verlor sich auch jene erste rohe Sprache, die wir jetzt, wenn wir sie irgendwo vernähmen, kaum für eine Sprache anerkennen würden. Wenn man aber die Sprache für ein göttliches Geschenk, d. h. für einen, den ersten Menschen gleich angeschaffenen oder von Gott als Lehrmeister mitgetheilten Inbegriff von Worten und Wortformen hält, so hätten freilich die ersten Menschen bereits eine fertige, wenn auch noch nicht sehr reiche und gebildete, Sprache gered et. Da aber die Annahme einer solchen Ursprache auf ganz willkürlichen, sowohl unphilosophischen als unhistorischen, Voraussetzungen beruht, so ist es auch ganz thöricht, zu fragen, welches diese Ursprache gewesen. Aeltere Theologen hielten die hebräische dafür, weil das alte Testament Gott in dieser Sprache reden läßt. Wie ungereimt dies Argument sey, bedarf keines Beweises.

Ursulinerinnen sind Nonnen der h. Ursula, die von der h. Angela zu Brescia 1737 zuerst ohne Clausur als eine Schwesterschaft zur Uebung der christlichen Liebe gestiftet wurden und später zu 12 Congregationen anwuchsen, wovon die meisten seit 1612 feierliche Gelübde thun und in Klöstern zusammenleben, einige in Italien jedoch bei der ersten Stiftung mit dem einfachen Gelübde der Keuschheit blieben. Dieser Orden folgt der Regel des h. Augustinus, steht unter den Bischöfen und beschäftigt sich lediglich

mit der Pflege der Kranken und Armen und dem Unterrichte junger Mädchen, wozu er durch ein besonderes Gelübde verpflichtet ist. Die Kleidung ist schwarz mit ledernem Gürtel, an dem ein Strick zum Geißeln herabhängt. Er zählte im 18ten Jahrh. über 350 Klöster und die Regierungen haben ihn wegen seiner Gemeinnützigkeit bis jetzt bestehen lassen. E.

Urtheil, eine auf die Verbindung der Umstände gegründete, oder aus den Gründen der Handlung gefolgerte Meinung über die Beschaffenheit eines Dinges und deren Aeußerung; daher wahres und falsches, je nachdem die Umstände richtig bekannt, verbunden und daraus gefolgert worden. In der Logik die Verbindung oder Trennung von zwei Begriffen. In engerer Bedeutung der entscheidende Ausspruch eines Richters über eine streitige Sache; daher ein Urtheilsspruch, ein Urtheil fällen. Ein motivirtes Urtheil, wobei die Gründe (Motive), wornach oder woraus gefolgert worden ist, angeführt sind. — **Geschmacksurtheil**, der Ausspruch des ästhetischen Vermögens (des Geschmackes) über einen ästhetischen Gegenstand. Da bei diesem Urtheil mehr das Gefühl in Anspruch genommen wird, welches nicht nach so bestimmten Regeln und so unabhängig wirkt, wie der Verstand, so erklärt sich dadurch die Verschiedenheit der Geschmacksurtheile, die alles Entscheiden in Sachen des Geschmacks so schwierig machen.

Urtheilskraft (judicium) ist das zweite von den drei obern Erkenntnißvermögen (Verstand, Urtheilskraft und Vernunft), das Vermögen, unter Regeln zu subsummiren. Subsummiren aber heißt, unterscheiden, ob etwas unter einer gegebenen Regel (dem Allgemeinen) stehe oder nicht. Das Gesetz z. B. ist das Allgemeine, der dem Richter vorgelegte Fall das Besondere, von dem er entscheiden muß, ob er unter diesem Allgemeinen begriffen sey oder nicht. Der Verstand (das Vermögen der Regeln) ist zwar einer Belehrung und Ausrichtung durch Regeln fähig, Urtheilskraft aber, d. i. das Vermögen, das Besondere, in so fern es ein Fall der Regel ist, aufzufinden, will nur geübt werden. Daher auch die Urtheilskraft das Specifische des sogenannten Mutterwitzes, dessen Mangel keine Schule ersetzen kann, deren Wachsthum Reife und derjenige Verstand heißt, der nicht vor den Jahren kommt. Eine Schule kann einem eingeschränkten Verstande Regeln vollauf, von fremder Einsicht entlehnt, darreichen, und gleichsam einpfropfen; das Vermögen aber, sich ihrer richtig zu bedienen, muß dem Lehrling selbst angehören. — Der Mangel der Urtheilskraft ist eigentlich das, was man Dummheit nennt, und einem solchen Gebrechen ist gar nicht abzuhelfen. — Beispiele haben den großen Nutzen, daß sie die Urtheilskraft schärfen. Was die Richtigkeit und Präcision der Verstandeseinsicht betrifft, so thun Beispiele derselben vielmehr einigen Abbruch, weil sie nur selten die Bedingung der Regel adäquat erfüllen. Ueberdies schwächen Beispiele oftmals diejenige Anstrengung des Verstandes, Regeln im Allgemeinen einzusehen. Wer Urtheilskraft in Geschäften zeigt, ist gescheit. — Kant hat eine eigene „Kritik der Urtheilskraft" (2te Aufl. Berlin 1793) geschrieben. In dieser untersucht er, ob das Vermögen der Urtheilskraft, das in der Ordnung unserer intellectuellen Erkenntnißvermögen zwischen dem Verstande und der Vernunft ein Mittelglied oder den Verband zwischen beiden ausmacht, nicht auch für sich, wie nach der Analogie schon zu vermuthen ist, we-

Digitized by Google

sichert fabricirte Principien a priori habe, die nämlich aus dem Begriffe von Menschen entspringen und in ihm seinen Boden haben. Er unterfängt sich dieser Kritik ferner, ob jene Principien a priori überhaupt in theoretischer Absicht, oder nur in praktischer, und in der letzteren Rücksicht, ob sie reine oder bloß regulative sind, und ob die Vernunftkraft nicht etwa mit einer andern Ordnung unserer Begriffsvermögen in Verbindung zu bringen sey, nämlich dem Stand-punkte, von welchem sie zuerst ausgehen müsse, die Kritik der Urtheilskraft, welche sie nun mit diesen Principien a priori, die Kritik der Urtheilskraft entspringen, und welche sonach den Anfang der Philosophie, die Kunst geben.

Urversammlungen (assemblées primaires). Eine der ersten und wichtigsten Neuerungen der ersten oder constituirenden Nationalversammlung beim Anfange der Revolution in Frankreich (Nationalversammlung beim Ballhause, vom 20. Junius bis 9. July 1789) war eine neue geographische Eintheilung des Königreichs, wodurch an die Stelle der bisherigen provinziellen Staats-Eintheilung, den sogenannten gouvernemens generaux, wurde zum Frankreich, nach den gouvernements generaux, in 83 Departements oder richtigen geographischen Provinzen, in 83 Departements oder richtigen geographischen Provinzen, in 83 Departements oder richtigen geographischen Provinzen

jenigen, auf den ein Wechsel gezogen worden, zur Zahlung desselben, nach Sicht (oder Ansicht des Wechsels), gestattet ist. Dieser Uso oder Nachsichtsfrist ist nicht überall einerlei, auch bisweilen an einem und demselben Orte, nach der Entfernung der Länder, aus welchen die Wechsel eingehen, verschieden. So ist z. B. in Amsterdam der Uso für die Wechsel aus Deutschland und der Schweiz, 14 Tage nach Sicht, aus Italien, Spanien und Portugal 2 Monate, aus den übrigen Ländern einen Monat nach Dato des Briefs. In London sind diese Fristen noch länger, und für die Wechsel aus Deutschland ist der Uso ein Monat. Außer diesem sind noch an beiden Orten Respecttage, in London 3, in Amsterdam 6, die nach dem Verfalltage des Wechsels anfangen. In Leipzig ist der Uso durchgehends 14 Tage nach der Acceptirung des Wechsels; Respecttage finden hier nicht Statt.

Usufructus (Nießbrauch, Nutznießung), heißt in der Rechtswissenschaft der rechtliche Gebrauch einer Sache, von der man weder Eigenthümer noch Pächter ist. So z. B. hat der Vater den Nießbrauch des Vermögens der Kinder, das ihnen als mütterliches Erbtheil durch den Tod der Mutter anheimgefallen ist, so lange die Kinder noch unter seiner väterlichen Gewalt stehen. **Usufructuarius** heißt derjenige, der eine Sache auf solche Weise nutznießen darf.

Usurpator (aus d. Lat. usurpare), wird derjenige genannt, der auf widerrechtliche Weise die Staatsgewalt, einen Thron oder sonst fremdes Eigenthum an sich reißt, mehr unter dem Scheine irgend eines Rechtsgrundes, als aus offener Raubsucht. Der Lauf der Zeit gestaltet die erste Usurpation zu einem rechtlichen Verhältnisse, denn alle Machthaber haben entweder durch Entfernung ihrer Vorfahren oder durch allmählige Zueignung der Staatsgewalt ihre Thronen erbaut. Die neueste Zeit hat nach der Rückkehr der Bourbonen auf den französischen Thron das Princip der Legitimität der Usurpation scharf entgegengesetzt, und die Ausbildung dieses Princips ist der eigentliche Gegenstand und Inhalt der jetzigen Staatsgeschichte.

Utopien (aus dem Griech.), Nirgendwo, ein Land, das nicht wirklich existirt. Der berühmte englische Kanzler unter Heinrich VIII., Thomas Morus (starb 1535), schrieb einen politischen Roman, Utopia, in welchem er das Ideal eines vollkommnen Freistaates aufstellte, wie er aber freilich nirgends anzutreffen ist. Nach dieser Idee verfertigte gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts der kaiserlich österreichische General Schrebelin eine moralisch-satirische Landkarte unter dem Namen: Tabula Utopiae oder Schlaraffenland. Utopien und Schlaraffenland sind also gleichbedeutende Namen eines bloß idealischen Landes, dessen Einwohner vollkommen glücklich sind.

Ut, Re, Mi, etc. Ut heißt in der Musik die erste der sogenannten guidonischen Sylben, womit man noch gegenwärtig in Frankreich und Italien die Töne der diatonischen Tonleiter (d. h. einer Stufenfolge von 5 ganzen und 2 großen halben Tönen) bezeichnet. — Guido d'Arezzo nämlich (auch Aretinus genannt), ein Benedictinermönch und nachmaliger Abt zu Avellana, aus Arezzo gebürtig, im 11ten Jahrhundert, machte sich besonders durch seine Unterrichtsmethode im Gesange (ein Pestalozzi dazu einer Zeit) und durch andere bedeutende Verbesserungen der da-

nothigen Muſik um die Vervollkommung der Zukunft ſehr bemühet. Er theilte den Umfang der damals üblichen Töne, der griechiſchen Tetrachorde zum Fuſte von a u. Tönen, in Hexachorde ſeine Folge von 6 Tönen) von denen das erſte von C, das 2te von F, das dritte von G anfing, und welche Hexachorde den ganzen Umfang (was die Griechen ein Diagramma nannten) aller damals üblichen diatoniſchen Töne entheiten. Er führte die Tonſchrift ein, und vermehrte den man zu der Zeit die Noten alleln auf die Linien ſetzte, die 7 Linien des Syſtems (welches nicht überſchritten wurde) auf drei, und ſetzte die Noten auch zwiſchen die Linien. Eine ſünfte Linie, welche beutigen Syſtems iſt erſt Johan Baptiſt Jodr nachher zugeſtigt worden, wodurch das Gange unmenbe viel leichter zu überſehen war. In ſeiner Beſchreibe enthielt er diatoniſche Töne, die er vermuthlich um ſeine Schüler im Geſange, in der Ausſprache der Vocale zu üben! mit den Anfangsſylben der beiden Verſe einer Hymne an Johannes den Täufer benannte, welche ſich alſo anfing:

Ut queant laxis Re sonare fibris
Mi ra gestorum Fa muli tuorum
Sol ve polluti La bii reatum
Sancte Johannes.

Hierdurch nun entſtand die Benennung der 6 diatoniſchen Töne;

ut re mi fa ſol la

durch die Sylben: ut, re, mi, fa, ſol, la, welche man bader die gudonniſchen Sylben, und die Art, im Geſange die Töne durch dieſe Sylben auszuſprechen, gudonniſche oder uretinniſche Solmiſation nenne. Nach Guido's Zeit fügte man noch, um den Raum bis zur Octave zu füllen, ſo fort den Ton H (als subsemitonium aber ſchon von Guido's Zeit her) und Fabiſaſol-bus-thaben der letzten Zeile: Sancte Johannes, obiger Strophe), bei, und vermehrte ſo nur durch die Hinzufügung Erweiterung des Umfanges der Töne das ganzmende Bedürfniß es beſtehe, die Anzahl der Hexachorde, oder nunmehrigen Septachorde. Da nun aber nach dem Grundſatze der gudonniſchen Solmiſation allemal auf die halben Töne die Sylben mi, fa fallen muſten (wie ſolches durch das erſte Hexachord bei dem halben Ton e (mi), f (fa) bezeichnet iſt), ſo mußte man bei jeder Einteilung des Hexachorde ſo einrichten, daß man allemal das mi, fa auf einen halben Ton brachte, und dieſe Abänderung des Eintritts eines neuen Hexachords nennt man die Mutation (Umwechſelung). Durch die Mutation geſchieht es nun, daß nicht jede Sylbe blos einen Ton bedeutet, ſondern daß die Töne bald durch dieſe, bald durch jene Sylbe benannt werden, je nachdem es die Lage der halben Töne (mi, fa) erfodert, da dem mi allemal das re vorangehen muß. Hierbei iſt noch zu bemerken, daß die re Sylbe, si, überhaupt nur den 7ten Ton (re ſey groß oder klein) bezeichnet, und alſo ſowohl für h als für b gilt, im Hexachord aber nicht mit aufgeführt werden. Genug man weis mehrere ſolche Hexachorde nach der Regel der Mutation unter einander, nämlich alſo:

C . . . ut, re, mi, fa, sol, la, ... ut, re, mi, fa, sol, la, ut, re, mi, fa, sol, la, ut, re, mi, fa, sol, la, u. s. w.

D . . . . . re, mi, fa, sol, la, ... re, mi, fa, sol, la, re, mi, fa, sol, la, re, mi, fa, sol, la, u. s. w.

E . . . . . mi, fa, sol, la, ... mi, fa, sol, la, mi, fa, sol, la, mi, fa, sol, la, u. s. w.

F . . . . . fa, sol, la, ... fa, sol, la, fa, sol, la, fa, sol, la, u. s. w.

G . . . . . sol, la, ... sol, la, sol, la, sol, la, u. s. w.

A . . . . . la, ... la, la, la, u. s. w.

H oder: B . . . . . ut, re, mi, fa, ... ut, re, mi, fa, u. s. w.

c . . . . . re, mi, fa, sol, la, ... re, mi, fa, sol, la, u. s. w.

d . . . . . mi, fa, sol, la, ... mi, fa, sol, la, u. s. w.

e . . . . . fa, sol, la, ... fa, sol, la, u. s. w.

f . . . . . sol, la, ... sol, la, u. s. w.

g . . . . . la, ... la, u. s. w.

a u. s. f. . . . . ut, re, mi, fa, sol, la, u. s. w.

so erhält also der Ton e die Benennung: ut, sol, fa, der Ton d die Sylben: re, la, sol. u. s. w. Daher benennen die Italiener, welche sich noch gegenwärtig der guidonischen Solmisation bedienen, die 6 Töne des Hexachords, die wir im Deutschen bloß mit den Buchstaben unsers Alphabets benennen, auf nachstehende Art. Nämlich:

Deutsche Benennung:	c	d	e
Italienische "	c, sol, fa, ut,	d, la, sol, re,	e, la, mi,

Deutsche Benennung:	f	g	a
Italienische "	f, fa, ut,	g, sol, re, ut,	a, la, mi, re,

Unser deutsches H (den unterhalben Ton von c) nennen sie B mi, und unser B (das durch b erniedrigte h) nennen sie B fa. Die durch # erhöhten Töne bezeichnen sie durch das Beiwort diesis, z. B. cis heißt c, sol, fa, ut, diesis. Dis heißt d, la, sol, re, diesis u. s. w. Die durch b erniedrigten Töne aber durch bemolle, z. B. des heißt de, la, sol, re, bemolle. Es heißt e, la, mi, bemolle u. s. w. Beim Singen brauchen überdies die Italiener noch statt der Sylbe *Ut* die Sylbe *Do*. Also nicht *Ut*, re, mi, fa etc., sondern *Do*, re, mi, etc. — Auch die Franzosen bedienen sich noch der guidonischen Sylben zur Benennung der Töne; allein nicht nach der Art der Italiener, sondern bei ihnen bezeichnet jede Sylbe bloß den Ton der natürlichen Tonleiter. Also das Ut bloß c, das Re bloß d u. s. w. Auch heißt bei ihnen das H nicht *B mi*, sondern bloß *si*, und unser B nicht *B fa*, sondern si bemolle, da auch sie die erniedrigten Töne durch *bemolle*, so wie die erhöhten durch *Diese*, bezeichnen, z. B. des, es, as ꝛc. re bemolle, mi bemolle, la bemolle, cis, dis, fis u. s. w. ut, diese, re diese, fa diese etc.

Utraquisten, s. Sub utraque und Calixtiner.

Utrecht, eine der 18 Provinzen der Niederlande, welche zwischen dem Zuidersee, Holland und Geldern liegt, 23¼ Q. Meilen groß ist, 107,642 Bewohner zählt, die sich der Mehrheit nach zur reformirten, ein großer Theil aber auch zur catholischen Religion bekennen, und acht Deputirte zu den Generalstaaten sendet. Die Hauptstadt Utrecht, am alten Rheine gelegen, zählt in 8000 Häusern 34,881 Einwohner, ist der Sitz eines jansenistischen Erzbischofs und einer Basse des deutschen Ordens, hat eine Universität mit 5 Facultäten und mancherlei Manufacturen, worunter die in schwarzem Tuche, halbseidenen Zeugen, Sapettgarn, Siegellack und Stecknadeln Ruf haben, und ist in der Geschichte der Niederlande theils durch die utrechter Union von 1579, theils durch den 1713 geschlossenen utrechter Frieden berühmt geworden.

Utrechter Friede ist unstreitig einer der wichtigsten Friedensschlüsse in der neueren Staatengeschichte, nicht nur darum, weil er einem langen und verderblichen Kriege ein Ende machte, sondern auch und mehr noch des politischen Systemes wegen, das hier ausgesprochen, in seinen Folgen bis auf uns herab und noch fortwirkt. — Der Tod Carls II., Königs von Spanien (der am 1ſten Nov. 1700 ohne männliche Nachkommen starb), veranlaßte zwischen dem bourbonischen und habsburgischen Hause einen Erbfolgestreit, der ganz Europa unter die Waffen rief, und bis ins Jahr 1710 mit abwechselndem Glücke verderblich fortgeführt wurde (s. d. Art. Ludwig XIV.). Es galt, die Kronen von Spanien, die Niederlande, Neapel und Sicilien, Mailand und die großen spanischen Besitzungen jenseit des Weltmeers entweder mit dem mächtigen Oesterreich oder dem nicht minder furchtbaren Frankreich vereinigt zu sehen. Carl VI. aus dem habsburgischen Hause nannte sich mit den Ansprüchen der Erbfolge, Philipp V.

aus dem bourbonischen Hause mit dem Rechte des Testamentes König von Spanien und Indien; für jenen stritt England, das Reich und die Generalstaaten, für diesen die Churfürsten von Bayern und Cölln als Frankreichs Bundesgenossen. Im Verlaufe der langen kriegerischen Zeit ergaben sich theils andere Ereignisse, theils änderten sich die Ansichten. Der 1711 erfolgte Tod des Kaisers Joseph I. machte Carl VI. nicht nur zum Erben der Kronen von Oesterreich, Böhmen, Ungarn u. s. w., sondern verschaffte ihm auch die römische Kaiserwürde, und seine Macht drohte mit der spanischen Erbschaft unermeßlich zu werden; anderer Seits ward durch den Tod des alten Dauphin von Frankreich die Furcht vermindert, Frankreichs und Spaniens Scepter in einer Hand zu sehen. Dies und mehr noch die (man sagt durch französische Politik herbeigeführte) Ungnade des Herzogs Marlborough am englischen Hofe, oder, wie Andere sagen, der durch ein Paar Handschuhe der Herzogin beleidigte Stolz der Königin Anna, waren Ursache, daß die bereits öfter vergeblich angeknüpften Unterhandlungen wieder erneuert wurden. Graf Dallard, der als Kriegsgefangener in England sich befand, machte dem nach dem Sturz des Whigministeriums gestiegenen Bolingbrocke die ersten Eröffnungen, im Oct. 1711 war man bereits über die Hauptpunkte einig, und machte sie als Präliminarien bekannt. Die Königin, durch Verträge zu gemeinsamem Unterhandeln verpflichtet, benachrichtigte sogleich den Kaiser und die Alliirten davon; allein der Kaiser fand diese Artikel gar nicht angemessen und beharrte auf der Fortsetzung des Krieges. Aber alle Vorstellungen waren vergebens. Die Königin erklärte, zu einem Separatfrieden entschlossen zu seyn, wenn man nicht zu einem Congresse zusammentreten wollte. Solchem Ernste mußte man endlich weichen, und so wurde Utrecht zum Versammlungsorte, und der 12te Januar 1712 zur Eröffnung des Congresses bestimmt. Die Ausgezeichnetsten unter den hier versammelten Gesandten, von denen anfangs nur die englischen, französischen und die der Generalstaaten erschienen, waren der Marschall d'Uxelles und der Abbé Polignac von Seiten Frankreichs, der Bischof von Bristol von Seiten Englands, der Graf von Sinzendorf von Seiten des römischen Kaisers, u. s. f. — Frankreich erbot sich, die jetzt bestehende Regierung in England und ihre Succession anzuerkennen, die Festungswerke von Dünkirchen zu schleifen, die Inseln St. Christoph, Terreneuve u. s. w. und die Hudsonsbay mit Vorbehalt des Stockfischfangs an England abzutreten, den Generalstaaten Yvern, Knocke u. s. w. zu überlassen und einen angemessenen Handelsvertrag mit denselben zu schließen, wogegen es Douay, Bouchain u. s. w. begehrte; auf die italienischen Reiche der spanischen Monarchie zu verzichten, wogegen das Haus Habsburg alle Ansprüche auf die spanische Erbfolge aufgeben sollte; am Rheine sollen die Gränzen dieselben bleiben, wie sie vor dem Kriege gewesen; die Churfürsten von Cöln und Bayern sollen in alle ihre Rechte wieder eingesetzt werden, wie sie vor dem Kriege gewesen sind; dagegen wolle es Preußen in seiner königlichen Würde anerkennen; Frankreichs und Spaniens Kronen sollen nie auf einem Haupte vereinigt werden u. s. f. — Kaiser und Reich begehrten, daß Frankreich alles inzwischen im innern Zustande des Reiches Vorgegangene anerkennen, alles durch die Friedensschlüsse zu Münster, Nimwegen und Ryßwick ihm Zuge-

fallene, alles von Lothringen seit Carl IV. Erworbene, und alle in Spanien, Italien und in den Niederlanden eroberten Plätze wieder herausgeben, und daß das ganze spanische Erbe, wie es Carl II. hinterließ, dem habsburgischen Hause zufallen solle. — England foderte die Anerkennung der protestantischen Succession, die Entfernung der englischen Kronprätendenten aus Frankreich, Abtretung der Inseln St. Christoph u. s. w., die Errichtung eines Handelstractats, und eine rechtmäßige und billige Entschädigung für die Alliirten. Was für die Protestanten in Frankreich noch gefodert werden solle, würde im Verlaufe der Unterhandlung ausgesprochen werden. Es würde zu weit führen, hier die Ansprüche und Foderungen jeder einzelnen Macht zu erwähnen, und unnöthig seyn, da vorgedachte Punkte schon alles Wichtige enthalten. — Die ersten Conferenzen waren ohne erfreuliche Resultate, und die französischen Gesandten fanden bald Gelegenheit und Veranlassung, sie zu unterbrechen, in der Absicht, England ganz zu gewinnen und zu einem Separatfrieden zu bringen, zumal die Foderungen Englands und Frankreichs, wie aus dem Vorerwähnten zu ersehen, leicht zu vereinigen waren. In diesem Falle hoffte man dann gegen die übrigen Alliirten entweder im Gang der Unterhandlungen oder durch das Glück der Waffen gemäßigtere Foderungen zu erringen. Wirklich wurden die Unterhandlungen mit England ins geheim fortgesetzt, und gedieben bald zu einem für Frankreich sehr nützlichen Resultate; denn die Königin schloß einen Waffenstillstand und zog ihre Truppen zurück wodurch die Unternehmungen der Alliirten gehemmt wurden, ja der Kaiser Spanien ganz aufgeben, und einen nachtheiligen Evacuationstractat eingehen mußte. Am 19ten Aug. wurden Frankreich und England bereits über die Hauptpunkte einig; die Generalstaaten, Portugal, Preußen u. s. w. traten diesen Unterhandlungen bei, und so brachte Frankreich am 11ten April 1713 in Utrecht neun einzelne Friedensschlüsse zu Stande. England erlangte dadurch von Frankreich alles Vorerwähnte, von Spanien Gibraltar und Minorka, nebst dem Negerhandel für das spanische Westindien, und legte insbesondere den Grundstein zu seiner darauf so furchtbar erwachsenen Herrschaft zur See. Daher ist merkwürdig der an demselben Tage unterzeichnete Handels- und Schifffahrtsvertrag, und hat in der neuern Zeit noch größere Wichtigkeit erlangt, indem Napoleon, als Herr von Frankreich, sich öfters gegen England darauf berief. Besonders waren es die Artikel XVII und XVIII, die Grundsätze aussprachen, die England in der neuern Zeit verachtete. Dieser ihrer Wichtigkeit wegen wollen wir sie hier anführen: „XVII. Allen großbritannischen und französischen Unterthanen soll freistehen, nach den Häfen zu schiffen, die mit dem einen oder andern Theile im Kriege begriffen sind, und dies nicht nur aus feindlichen Häfen in einen neutralen, sondern auch aus einem friedlichen Ort in einen feindlichen. Unter dieser Freiheit der Schiffe sind auch die darauf befindlichen Menschen begriffen, wenn sie keine Soldaten sind. XVIII. Diese Freiheit erstrecket sich auf alle auf dem Schiffe befindlichen Waaren, wenn auch diese dem Feinde zugehören sollten. Die Contrebanden ausgenommen.“ Durch diesen Artikel ist die Handelsfreiheit der Neutralen anerkannt und der völkerrechtliche Grundsatz: frei Schiff macht frei Gut. — England erfuhr bei diesem Friedensschlusse schon, welchen Einfluß es auf die Mächte

des Continents Antern kömt, denn nur sein Abfall von der Allianz anzog die Allirten zu gleichen Unterhandlungen. Durch diesen Abfall konnte die Allianz gesprengt werden; denn sie hat sicherlich diese Diversion berechnet, es konnte die Holländische und große Wichtigkeit in Westindien, Schrecken und damit den Schlüssel zum mittelländischen Meere, die Kriser und Reich nach in Utrecht zur sein Friede in Stande gebracht, sondern die Unterhandlungen kamen erst in folgenden Jahre in Rastadt und Baden zu dem ermünschten Ende. (S. Kr. Friedensschlüsse).

Z. Johann Peter), zuletzt Konsul, preuß. geheimer Justizrath und Director des Landesdepartements, wurde daselbst am 27. Oct. 1772 geboren, und von seinem Vater, einem Schneider, sehr frühzeitig auf das dortige Gymnasium gesandt. Außer seiner allgemeinen Liebe zu den Wissenschaften zeigte er schon damals sehr bestimmt eine Neigung zur Malerei und Poesie in ihm. Wo unsere Lerer, so machte er schon als Schüler viele Versuche in derselben: Knabenlieder und Balladen, die er behielt und schätzen lernte. Als er im Jahre 1789 die Universität zu Halle bezog, studirte er anfänglich unter Baumgarten, nach dessen Abgange aber unter dem berühmten Wolf Philosophie, wo ihn übrigens Niemeyer mehr unter den damals vorzüglichsten Lehrern. Ob er nun gleich in seiner Lehrten Kunst, nämlich in der Poesie, nie als Künstler der Virtuosität zu nennen ist, so hat er doch in Halle durch sein Talent Disertatio de nonnullis personis personisque nisi in seiner kritischen Bildung hat. Hier Klopstock er sich, wie gleich Zeit in Halle studirte, einen engen Freundschaftsverein, dem sich auch späterhin Bök, der damals in Halle war, ebenfalls beizeichnete. Während nun in Halle sein Talent zu poetischen Versuchen sich schnen Künsten, besonders aber der Poesie mehrere, bildete sich ein reige Neigen dazu, in Leipzig ein ähnlicher Verein, der, wie bekannt, und Gärtner, Schlegel, Weiße und Andere in sich begriff. Als oberste in Halle einige Stücke aus den Homer, Pindar, Anakreon, so wie es auch übrigen Antheil an Gegenst Uebersetzung dieser beiden Dichter hatte, wurde er zu seinem leichten Verdienst der Alten und in der deutschen Poesie einzuführen, dichtete er seine Ode, der Frühling, welche er in abwechselnden Hexametern und kleinen daktylischen Versen mit einer Versschlußsylbe setzte. Der erste Versuch von viele Mode geholet hatte und ihn doch nicht befriedigte, so entschloß er sich, einen zu finden, der seinem Gefühle seinen saßenden Gedichte mangelt. Im Jahre 1745 verließ er Halle und kehrte nach Aschersleben zurück, wo er seine Zeit den Wissenschaften und der Dichtkunst widmete. Im Jahre 1748 erschien seine mit Bök gemeinschaftlich verfaßte Uebersetzung des Anakreon, welches vielleicht die geschmackvollste Uebersetzung eines alten Dichters war, die damals in Deutschland existirte. Vom Jahre 1749 an trat er bei einem ansehnlichen Infanterie als Secretär in Dienst und bekleidete diese Stelle ohne Gehalt während zwölf Jahre. Die Muse, welche ihm dieselbe gewährte, wandte er zu fortgesetzten Versuchen im deutschen Fache an, und so entstand die kleine Sammlung deutscher Gedichte, die 1749 zum Theil schon in Halle geschrieben. Nachdem nun bereits durch diese Gedichte sein Ruf als Dichter begründet war, ward sein Lied des Liebesgottes, ein schlüpfriges Gedicht in vier Gesängen, mit nicht geringem Beifall

falle aufgenommen. Doch ging es ihm einige Streitigkeiten zu. Als glaube nämlich Bodmers Nachbar, die damals so eben erschienen war und die Neidischen machte, ihm ihre Aufmerksamkeit. Da meine dieser Meinung geleitet, griff er Bodmern an einigen Stellen in seinem Sinne des Lobgesanges an, worauf Bodmer in den kritischen Nachrichten sehr derbe Antwort gab. Hierauf erschien Klopstocks Messias, welcher anfangs eine literarische Fehde, die einige Zeit mit ziemlicher Heftigkeit fortgesetzt wurde, und zwar durch Gerstenberg, Klopstock selbst, in welcher er die unglücklichen Nachahmer der englischen Dichter persiflirte, neue Nahrung erhielt. In der Mitte dieser ästhetischen Streitigkeiten kam damals auch Wieland, der mit aller Wärme seines Herzens seine schwärmerischen Aesthetiker faßt eben so sehr wie seine Religion liebte, und deshalb Ihens Schwärmerei dieser auch freundschaftlich empfing. Das Interesse alle diese seine Gegner in der Folge über Beschuldigungen, besonders diejenige, das seine Gedichte unsittlich wären, mit Vereinnahmung zurück und schonen sich einander nicht mehr thun sah. Im Jahre 1765 erschien nun seine Theodicee, ein Werk, welches unter allen seinen Arbeiten von meisten unrichtigen Urtheilen. Hierauf ließ er 1766 sein Lehrgedicht, die Kunst, fertig stellte, in Zürich, welches damals ein vorzüglicher Werth unter den Erzeugnissen in dieser Sache zugeschrieben wurde, und Bodmer selbst in seinen kritischen Briefen herausgekommen Oden und Lieder mit einem breiten und warmen Beifall. Bisher hatte Ihr eine bedeutende öffentliche Gestalt gestellt, und seine Lieder durchgeführt bewundert; ihn zu sich zu ziehen, er zum Professor des kaiserlichen Landgerichts ernannt, worauf er sich ganz den Obliegenheiten seines neuen Amtes widmete und zugleich mit der Herausgabe Bodmers, mit welchem er nach eine volle Jahrhundert Sammlung seiner Gedichte, denen das fünfte und sechste Buch seiner Oden und Lieder beizufügt wurde, für den Druck besorgte hatte, und dieß auf eine Weise in einer so schönen Ausgabe, wie es bis dahin noch keinem deutschen Dichter widerfahren, veranstaltete, so nahm er nun entsage an manchen poetischen Arbeiten feierlichst, und widmete sich bloß den Geschäften seines neuen Amtes. Die so eben genannte Ausgabe der Sammlung seiner Gedichte wurde von der königlichen Akademie, welche von denselben erschienen, 1772 abermals aufgelegt. Später- hin verband er sich mit seinen Freunden Jacobsen und Schlegel zu einer Herausgabe der Werke der Professoren Horaz, welche 1779 erschien, und in ihrer Art als gelungen genannt werden kann. Noch arbeitete er 1781 auf Verlangen seines Freundes mit Schlegeln die Uebersetzung Shakespeares aus, das durch seine Mitwirkung einen allgemein anerkannten Werth erhielt. Im J. 1771 paid der Wirkungskreis seines Amtes zusammen, indem man ihn zum Mitglieds des neu eingesetzten Scholarchats einsetzte, dieses Geschäfte er ebenfalls mit der Treue eines ehrlichen Mannes und im Geiste seines gemäßigten Charakters zu verfehen strebte. Uebrigens erfuhr Ihr in seinem Privatleben das nämliche Schicksal, welches allen den ausgezeichneten Männern in Zürich zu werden pflegt, die in ihren Vaterstadt leben, während das Ausland mit Achtung und oft sogar mit Verehrung von ihren Talenten spricht, werden sie von ihren Mitbürgern ganz unbeachtet gelassen. Dies war auch der Fall mit seinem Ihr. Denn

Deutschland und selbst das Ausland erkannte in ihm einen der größten Dichter, den die deutsche Literatur bis dahin aufzuweisen gehabt hatte, und sein eigener Fürst, so wie die sämmtlichen höhern Stände seiner Vaterstadt wußten nichts von ihm, als höchstens, daß er Verse machte. Denn als der Markgraf Alexander im J. 1770 eine Reise nach Italien machte, und dem Papste Ganganelli vorgestellt wurde, freute sich dieser auch aus dem Grunde der Bekanntschaft mit dem Markgrafen, weil letzterer das Glück habe, einen der ersten Dichter, den er selbst freilich nur in einer italienischen Uebersetzung lesen und bewundern könne, in seinem Dienste zu besitzen. Erst hierdurch wurde der Markgraf auf Uz aufmerksam gemacht, so daß er nach seiner Zurückkunft diesen ihm merkwürdig gewordenen Mann sogleich zu sich kommen ließ, ihm seine Achtung bezeigte, und ihn 1790 zum burggräflichen Director, mit dem Titel eines Geheimenraths ernannte. Allein Uz, der für eine solche Auszeichnung zu bescheiden war, nahm zwar das ihm übertragene Amt an, verbat sich aber jenen Titel. — Gegen die neuesten Dichter war er in spätern Jahren entschieden eingenommen, und besonders mißfiel ihm Bürger, dem er zwar Phantasie nicht absprach, von dem er jedoch glaubte, daß er, seiner Incorrectheit, der Tralirum Larum und anderer Possen wegen, welche man in den alten Dichtern, die doch auch für das Volk gedichtet hätten, vergebens suchte, nur zu oft unter die Würde eines wahren Dichters herabsinke. Ueberhaupt war es ein charakteristischer Zug von Uz, daß er, der sonst so ruhige, gelassene Mann, der die gewagteste Behauptung mit Stillschweigen überhören konnte, jedesmal eine harte und laute Mißbilligung verrieth, so oft von der neuesten deutschen Poesie die Rede war. Er war nämlich der falschen Meinung, daß der correcte Frost der alten Dichter auch eine Norm für die Poesie der Neuern seyn müsse. Man sieht heraus, die Romantik der Neuern war ihm noch nicht deutlich geworden. Ueberhaupt war Uz für eine gewisse mechanische Correctheit so sehr eingenommen, daß er nichts gelten ließ, als was sich durch eine solche auszuzeichnen im Stande war. Auch behauptete er, daß nur die eigentlichen Jugendjahre zur Hervorbringung von Dichterwerken geeignet seyen, weßhalb er denn auch nach 1767 nicht mehr zu bewegen war, etwas Poetisches von sich in die Welt zu senden. Nur durch außerordentliches Bitten brachte es Göckingk 1783 bei seiner Durchreise durch Anspach dahin, daß er sich entschloß, noch das religiöse Gedicht, der Christ, zu verfertigen, welches späterhin im Journal von und für Deutschland (März 1784) erschienen und von Schulz comvonirt worden ist. Dies Lied, ungeachtet mancher schönen Stellen, trägt in der That Spuren, welche beweisen, Uz habe recht gefühlt, wenn er glaubte, seine Zeit, Poesien hervorzubringen, sey nun vorüber. — Als die anspachischen Länder dem Könige von Preußen anheim fielen, wurde er zum wirklichen königl. preuß. geheimen Justizrath und Landrichter zu Anspach ernannt, und wenige Stunden vor seinem Tode, am 12ten Mai 1796, wurde ihm noch das desfalsige Patent überreicht. Einige Wochen vorher hatte er einen Anfall vom Schlagflusse gehabt, an dessen Folgen er nun an jenem Tage, als ein allgemein verehrter Greis, in seinem sechs und siebzigsten Jahre starb.

V.

V ist auf franzöſiſchen Münzen das Zeichen der Münzſtadt Troyes. Das lateiniſche V bezeichnet als Zahl fünf.

Vacciniren, Vaccine (vom lateiniſchen vacca, die Kuh), die Kuhpocke, die Kuhpocken einimpfen, der bei den Franzoſen gewöhnliche Ausdruck, von den Deutſchen jetzt ſeltener gebraucht. (S. d. Art. Kuhpocken und Jenner).

Vademecum (ein zuſammengeſetztes lateiniſches Wort: Gehe mit mir) iſt der Titel von Sammlungen luſtiger Einfälle und Schwänke, die zur Unterhaltung dienen ſollen, ein Taſchenbuch, das man mit ſich nimmt, um eine Geſellſchaft oder ſich ſelbſt zu unterhalten. Dieſer Titel wurde zuerſt einem aſcetiſchen Buche gegeben: Vademecum piorum Christianorum, Cöln 1709. Im J. 1764 erſchien zu Altona das Vademecum für luſtige Leute, und nun folgten mehrere ähnliche Sammlungen für Dichter, Studenten, Schauſpieler, Soldaten ꝛc. Da die in dergleichen Sammlungen enthaltenen Geſchichten zum Theil ohne Witz und ſchon oft wiederholt worden ſind, ſo heißt bisweilen Vademecums-Geſchichte eine Erzählung ohne innern Gehalt, oder die ſchon oft vorgekommen iſt. An die Stelle der Vademecums traten in der Folge die Sammlungen von witzigen Einfällen uud Anekdoten, Anekdoten-Almanache u. dgl. In dieſe Claſſe gehören auch die Bücher, welche unter dem Namen der Ana bekannt ſind, Sammlungen der witzigen Einfälle irgend eines berühmten Mannes oder Schriftſtellers, z. B. Taubmanniana, Voltariana, Menagiana etc., Einfälle von Taubmann, Voltaire, Menage.

Valencia, eine der Provinzen Spaniens, welche zur Krone Aragon gehört und zwiſchen dem mittelländiſchen Meere, Murcia, Cuença, Aragon und Cataluña belegen iſt; ein herrliches Land von 381½ Q. Meilen, das als das gefeierte Eden Spaniens geſchildert wird und ſich unter dem ſchönſten Himmel Europens ausbreitet. Sein üppig fruchtbarer Boden, der die edelſten Producte Spaniens, beſonders den herrlichen Alicantewein, Olivenöl, Südfrüchte, und unter dieſen auch Datteln, Karuben, Aloe, Zuckerrohr, Waizen, Soda, Flachs und Hanf, Esparto u. ſ. w. in hoher Güte hervorbringt und Ueberfluß an den gewöhnlichen Hausthieren, Bienen, Seidenwürmern und allerlei Metallen und Mineralien hat, iſt von ſeinen 830,000 Einwohnern auf das beſte angebaut; nirgends in Spanien findet man ſo angenehme Huertas wie hier, nirgends wird die Landwirthſchaft einſichtsvoller betrieben, und nirgends iſt die Kunſt der Bewäſſerung ſo hoch getrieben. Sie iſt zugleich nach Cataluña und Galicia die betriebſamſte Provinz des Reichs, die eine anſehnliche Seiden-, Leinen- und Wollenweberei, ſtarke Brennereien, Papier-, Esparto- und Zuckerfabricken, Töpfereien und Seifenſiedereien unterhält. Alles, was ſie an natürlichen und Kunſterzeugniſſen zur Ausfuhr bringt, ſteigt auf den Werth von faſt 17 Mill. Gulden. Uebrigens

gebörte sie vom Altred her zur Krone Aragon, war eine Zeit lang von den Mauren eingenommen, und hat zwar ihre Vorrechte 1485 verloren, doch aber noch die eigene Provinzialrechte und Aubien, behalten. — Die gleichnamige Hauptstadt ist in einer Gbene zwischen und fruchtbaren Bergen am Turia, ist ziemlich groß und gebaut und zählt 3300 Häuser und 20,000 Einwohner. Sie ist der Sitz des Generalcapitains von Valencia, eines Vicekönigs, einer Kanzl. Audienz, einer Universität, einer Akademie der schönen Künste und einer ökonomischen Societät. Die dortigen Seidenzeuge und Strumpfwebereien beschäftigen viele Hände und machen 23,000 Menschen um die Stadt der Lebensunterhalt. 50 Tuchmachern.

Valencienneswes, eine französische Stadt und starke Festung an der Schelde und Departement du Nord, hat 30 Thürme, einen Wayhen erbauete Citadelle, die, wie die Stadt mehrmalige Belagerungen ausgehalten hat, und zählt in 1500 Häusern, 16,000 Einwohner, die Leinwand- und Spitzenmanufacturen und Leinwandhandel treiben 50,000 Stück ausmachen gehen, sondern auch die Reichstämmer deutscher Reichsstände in größter Volksmenge besuchen.

Valentinian. Diesen Namen führen drei römische Kaiser. Valentinian I. ward zum Regierung, nahm seinen Bruder Valens, dem er das Morgenland überließ, Zwar tapfer, aber roh und unwissend, und den größten Ausschweifungen ergeben, vermochte er nicht, das Reich zu beglücken.

Er hatte, nachdem er gegen die slavischen und teutonischen Völker verschiedene Kämpfe hatte, 375. — Valentinian II. der Bruder Valens, wurde von einem fränkischen Feldherrn, Arbogastes, 392 erschlagen. — Valentinian III. kam im Jahr 425 — 455 auf dem kaiserlichen Throne, und sah in dieser unglücklichen Zeit Spanien durch die Sueven und Wesgothen, Gallien durch die Franken bestürmt werden, und Afrika durch die Vandalen dem Reiche entrissen werden. Nachtheilig und unklüglich kam es durch eine Verschwörung um.

Valerianer, s. d. Art. Gnostiker.

Valerianus (Publius Licinius), römischer Kaiser von 250 bis 260 der christlichen Zeitrechnung, geboren 190. Er kommte um einen edlen Geschlechte und hatte sich als Feldherr in verschiedenen Kriegen, sie überhaupt durch seinen großen und vorzüglichen Charakter, ausgezeichnet. Als einer seiner Vorgänger, der Kaiser Decius, um den Untergang des römischen Reiches zu bewenden, das in Rom ebenfalls gewaltsam gewesene Amt eines Censors wieder einführte, wurde Valerianus von dem ganzen römischen für diese Stelle gewählt. Aber sein Censor konnte damals weder das ganz zerrüttenen Sitten der Römer wiederherstellen. Valerianus wurde, wie verschiedene seiner Vorgänger, von den Legionen zum Kaiser ernannt. Da er schon sechzig Jahr alt war, als er diese Würde erhielt, wollte er sie, vielleicht im Gefühle seiner Schwäche, mit einem Andern theilen, und nahm seinen Sohn Gallien zum Mitregenten. Aber die Lage des römischen Reichs war damals so beschaffen, daß die ganze Kraft dieser vereinigten Regierung sich nichts als Vertheidigung im Innern des Reichs, und um gegen mehrere Angriffe fremder Völker, der Deutschen, Gothen

und Perser enthält. In der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts (225) war in Asien ein neues persisches Reich von Artaxerxes gestiftet worden. Sein Nachfolger Sapor sucht die Provinzen, welche die Römer früher von Persien abgerissen hatten, wieder zu erobern, und es gelang ihm. Der Kaiser Valerian ging selbst mit einer Armee ihm entgegen, ward aber in der Nähe von Edessa (260) geschlagen und selbst gefangen genommen. Sapor behandelte ihn, wenn anders die Erzählungen der Geschichtschreiber nicht übertrieben sind, auf eine unwürdige Art. Der unglückliche Valerian war täglich dem Muthwillen des Volks ausgesetzt; wenn der persische König zu Pferde steigen wollte, trat er mit dem Fuße auf Valerians Nacken, und als dieser vor Gram starb, ließ er seine Haut ausstopfen, um sie als ein Denkmal seines Triumphes aufzubewahren. Valerian hatte sich im Anfange seiner Regierung sehr geneigt gegen die Christen bewiesen, ließ sich aber nachher verleiten, sie heftig zu verfolgen.

Valerius Flaccus (Cai.), ein römischer Dichter, vermuthlich aus Padua gebürtig, und gestorben im Jahr 89 nach Chr., von dem wir nichts weiter wissen, als daß er der Verfasser eines epischen Gedichtes sey, das den Argonautenzug besingt. Einzelne Stellen dieses Gedichtes sind zwar frisch und poetisch, das Ganze aber ist ohne Interesse und Anmuth. Wunderlich hat diese Dichtung metrisch übersetzt und sammt dem Urtext (Erfurt 1805) herausgegeben.

Valerius Maximus, ein römischer Geschichtschreiber, der ums J. Chr. 30 in neun Büchern Dicta et facta memorabilia schrieb, und darin die Sitten, Gebräuche, Tugenden, Laster u. s. w. durch Beispiele aus der Geschichte der Römer und anderer Völker zu erläutern suchte. Er stammt vermuthlich aus einer Patricierfamilie her, diente unter Sextus Pompejus in Asien, und zog sich nachher in die Einsamkeit zurück, deren Frucht obiges Werk ist. Sein Styl ist ungleich und geziert. Wir besitzen mehrere deutsche Uebersetzungen von diesem Werke, die neueste von einem Ungenannten. (Frankf. a. M. 1805—7).

Valetta, die bewunderte Hauptstadt der brittischen Insel Malta, einst der Hauptsitz des Malteserordens und jetzt noch eine eigentlich aus 5 Theilen, Citta nuova, Citta Vittoriosa, Senglea, Burmola und Cottonera, bestehende gutgebaute Stadt, die von der Seeseite mit ihren vielen Palästen und ihren prächtigen Kirchen einen überaus reizenden Anblick gewährt und in 3500 Häusern 33,470 Einw. zählt. Sie hat 3 eben so geräumige als sichere Häfen, und ist seit der brittischen Besitznahme ein Markt für die Barbarei geworden, auch zum Freihafen erklärt. Ihr Handel nimmt von Tage zu Tage zu, auch unterhalten ihre fleißigen Bewohner mehrere Manufacturen. Bewunderungswürdig sind ihre Festungswerke, die meistens in Felsen eingehauen sind und den Platz unbezwinglich machen, wenn Eintracht seine Vertheidiger beseelt und es nicht an Nahrung und Munition fehlt. An ihren Mauern brach sich 1565 Suleimans Glück, und die muthvolle Vertheidigung der Ritter, die seine ganze Macht bedrohete, gehört gewiß unter die schönsten Thaten des sechzehnten Jahrhunderts. 1798 lieferte sie Verrath den Franzosen, 1800 Hunger den Britten in die Hände.

Valkenaer (Ludw. Kasp.), wurde den 7ten Juni 1715 zu

Lorenzen geboren, studirte in Frankreich die Literatur, Philosophie und Theologie, wurde 1420 Professor der griechischen Sprache in Florenz und in der Folge in Lodi, wo er 1435 starb. Nach seiner Zurückkunft in Italien, der große Beförderer und Beschützer der griechischen Wissenschaften, Alfons, den spätern Monarchen beider Sicilien, zu seinem Freunde und Vertrauten machte, so bezeichnete mehrere griechische Schriftsteller, mit schädlichen Commentaren, und machte sich dadurch einen dauernden Antheil für Verbreitung des wissenschaftlichen Geschmacks.

Valla (Laurentius), ein besonders Philolog des ersten Jahrhunderts, der aus, die wiederherstellung der alten classischen Literatur in Italien, sich Verdienste erwarb, die Jahrhunderte zu ehren. Er stritte die falschen Alterthümer und Urkunde mit Muth und Geist, in verschiedenen Hauptschriften Zeitlang, seine Streitschrift und Neuerung, Alfons zu gefallen, die Schenkung Constantins, die ihm das Böse nachlegte. Er verließ Rom und ging nach Neapel, wo der König Alfonso I., ein großer Beförderer der Wissenschaften, ihn aufnahm und, obgleich schon 50 Jahre alt, noch von ihm sich in der lateinischen Sprache unterrichten ließ. Die Bände, die er hier mit der Inquisition wegen seiner zu freien Raisonnements über Glaubens-Gegenstände gehabt und die beschimpfende Strafe, die er deswegen erdulden haben soll, das er nämlich öffentlich mit Ruthen gezüchtigt worden, waren Sagen für sich. Er hatte Freunde und Gönner genug, hatten. Er ging nach Rom zurück, war hier apostolischer Secretär, Canonicus an der Kirche zu St. Johannes im Lateran, und wurde, als er 1457 starb, in dieser Kirche beigesetzt, wo ihm ein prunkvolles Denkmal errichtet wurde. Unter seinen Werken werden die Elegantiae latini sermonis in sechs Büchern, die noch vorzüglich geschätzt werden, die Bände sind: eine Abhandlung über das Wahre und Falsche; eine Geschichte Ferdinands, Königs von Neapel; eine Abhandlung über die ungewisse Schenkung Constantins; die Ges. und Uebersetzungen des Herodotus, Thucydides und Homer.

Valladolid, eine, zur Krone Castilia gehörige Provinz des Königreichs Leon, die auf 2 Quadrat-Meilen 70 Meilen von Zamora, zählt, und noch einer den Fruchtbarkeit zu den besten und nahrungsreichen Provinzen des Reiche gehört. Die gleichnamige Hauptstadt am Pisuerga hat 12,000 Einwohner und 10 Klöster. Sie wurden, ist aber ein sehr gewerbloser Ort, der blos durch die daselbst befindliche Universität, der vornehmsten in Spanien, einiges Leben gewinnt.

Valle (Pietro della), geboren in einer vornehmen Familie zu Rom im Jahre 1586, gehört zu den merkwürdigsten Reisenden des 17ten Jahrhunderts, wiewohl er weder von Leichtsinnigkeit, noch von der Sucht, wunderbare Dinge zu erzählen, frei ist. Seine natürlichen Talenten waren durch eine sorgfältige Erziehung früh entwickelt worden, und er besaß mannichfaltige Kenntnisse, als er neun einer musikalischen Liebe und anderer Wissenschaftsleuten regen Rom verließ und nach Neapel reiste. Hier beschäftigte er sich damit, zu vollenden. Er ging über Rom nach Venedig, wo er sich 1614 nach Dem Orient einschiffte. Er besuchte die Türkei, Aegypten, Arabien, Persien und Indien und verweilte über elf Jahre in diesen verschiedenen Ländern, deren Merkwürdigkeiten und Eigenthümer er in 3 Bänden beschrieben hat. Er beschäftigte sich in den morgenländischen Sprachen, erwarb sich gute Kenntnisse

zu Bagdad vermählte er sich mit einer schönen Georgianerin Sitti Maani, die ihm aber bald durch den Tod wieder entrissen wurde. Dieser Unfall bewog ihn zur Rückkehr; im J. 1626 kam er mit einem großen Gefolge von Morgenländern wieder in Rom an, wo er sich mit einer ehemaligen Dienerin seiner ersten Gattin, ebenfalls einer Georgianerin, aufs neue verheirathete. Er lebte hier in angesehenen Verhältnissen und beschäftigte sich mit wissenschaftlichen Gegenständen, besonders auch mit der Musik, deren gründlicher Kenner er war, und beschrieb seine Reise. Dieses Werk, welches aus 54 Briefen besteht, zeugt von des Verfassers vielseitiger Gelehrsamkeit und ist noch jetzt von Werth. Durch ein Ereigniß eigner Art wurde, jedoch nur vorübergehend, seine Ruhe gestört. Als er einst auf dem quirinalischen Platze einer Prozession zusah, fielen unter des Papstes Augen die Bedienten desselben über sein morgenländisches Gefolge her. Er eilte den Seinigen zu Hülfe; da aber Worte nicht helfen wollten, stieß er einen päpstlichen Diener nieder. Der Rache des Papstes zu entgehen, floh er nach Neapel, und blieb dort, bis es seinen Freunden gelang, ihm Verzeihung und Wiedereinsetzung in seine Güter auszuwirken. Er starb zu Rom 1652. Doni ertheilt ihm den kurzen aber großen Lobspruch: Unicum ferme hodie habemus in eo expressum antiquae illius ac Romanae virtutis exemplar.

Valliere (Louise Françoise de la Baume le Blanc, Herzogin de la), Maitresse Ludwigs XIV., stammte aus einem altadeligen Geschlechte in Bourbonnois, und war Hofdame bei der Gemahlin des Herzogs von Orleans. Sie nährte zwei Jahre lang im Stillen eine zärtliche Neigung für Ludwig, bis dieser sie endlich bemerkte, und sie zu seiner Favorite machte. Sie besaß einen sehr sanften Charakter, und verläugnete ihn auch nicht im Sonnenglanz ihres Glückes, das sie nicht lange genoß. Von der Montespan verdrängt, ging sie in ein Carmeliter-Kloster, beweinte ihre Verirrung und hinterließ, als sie 1710 in ihrem 66sten Jahre starb, die mit vieler Salbung geschriebenen Reflexions sur la miséricorde de Dieu. Die Frau von Genlis hat sie zum Gegenstand eines anziehenden Romans gemacht, und der berühmte le Brun hat eine büßende Magdalena nach ihrem Bilde gemalt.

Valmy (Canonade bei.) Diese Canonade hat das Eigenthümliche, daß sie, obgleich als Endpunkt des Vordringens der Alliirten im J. 1792 wichtig, doch bei weitem interessanter durch die Folgen wird, die sie hätte haben können; denn es war sehr möglich, daß hier die nachherige Präponderanz Frankreichs im Keime erstickt, und dem Laufe der Revolution eine andere Richtung gegeben ward — ihn ganz zu hemmen, lag außer dem Bereich menschlicher Kräfte. Weil also in dem Feuer bei Valmy die Kraft der jungen Republik zu ihren künftigen Siegen gleichsam gehärtet ward, so halten wir es für nöthig, diesem Ereigniß eine genauere Erörterung zu widmen, als bei den Bedingungen des Raums ein Gefecht verdienen würde, welches nicht mehr als etwa 800 Mann in den Orkus, oder dessen Vorhallen, die Lazarethe, befördert. — Dumouriez stand am 19ten Sept. mit seinem fast zu 60,000 Mann angewachsenen Heere bei Menehould, die Argonnenpässe les grandes Islettes und la Chalade besetzt haltend, das Corps von Kellermann gegen Breaux vorschiebend; die Hauptarmee der Alliirten unter dem Befehl des Herzogs von Braunschweig lagerte bei Massige, die

Avantgarde, vom Erbprinzen von Hohenlohe-Ingelfingen commandirt, machte eine Recognoscirung gegen Vienne le Chateau, die Eroberung des Passes von la Chalade beabsichtigend, dessen Besitz die nächste Communication mit dem Hauptmagazin in Verdun verschafft hätte. Auf diesem Wege wäre dann unter Mitwirkung des bei Clermont stehenden hessischen und des (österreichischen) Corps vom Fürsten Hohenlohe-Kirchberg bei Varennes der Posten von les grandes Islettes genommen, die Argonnen vollends besetzt, und Dumouriez, durch ein gleichzeitiges Vorrücken der Hauptarmee von Rheims und Chalons abgeschnitten, genöthigt worden, seine Stellung zu verlassen; auf dem Marsche angegriffen, hätten dann seine entmutheten und großentheils undisciplinirten Truppen der taktischen Ueberlegenheit der verbündeten Armee unbezweifelt unterliegen müssen. Aber Alles gestaltete sich anders; denn als am 19ten Kellermanns Bewegung von den Vorposten gemeldet ward, hielt man dies für einen Rückzug der ganzen französischen Armee*), und der ritterliche König Friedrich Wilhelm, mehr den eignen Muth als die weise Ruhe seines Oberfeldherrn beachtend und in der Furcht, der Feind möge ihm so entwischen, befahl selbst, daß die Armee sogleich (ungefähr Nachmittags 3 Uhr) aufbrechen, und gegen die große Straße von Chalons nach St. Menehould rücken solle; die Avantgarde marschirte demnach, ohne die Recognoscirung zu beenden, nach Somme Bionne, die Hauptarmee nach Somme Tourbe. — Eine gedrängte Beschreibung des Terrains wird hier einzuschalten nöthig. Das Lager von Dumouriez Hauptarmee befand sich eine Meile von St. Menehould, das Dorf Breaux vor, Chaude Fontaine hinter dem Centro auf einer Anhöhe, die das vorliegende Terrain bestrich; es lehnte sich rechts an die Aisne, links an die große Straße nach Chalons; hinter dem linken Flügel liegt das Dorf Gizaucourt an einer Anhöhe, vor ihm Moräste, die sich nach der Höhe von Valmy ziehen; als Außenwerke dieser Stellung sind zu betrachten die Höhe von la Lune an der Straße von Chalons, die von Valmy weiter rechts, und der Cote d'Hyron nordöstlich von dieser. Zwischen diesen Anhöhen und dem Lager ist ein Thal, das selbst durch mehrere Vertiefungen getrennt ist; von der Höhe von Valmy gegen Garenne Maisnieux ziehen sich einige Gründe und Hohlwege. — Kellermann hatte, am 19ten in der Stellung von Breaux angekommen, sie nicht für haltbar erachtet, und war am 20sten früh im Begriff, über die Auve zurückzugehen, als seine Vorposten von der preußischen Avantgarde gegen Valmy zurückgeworfen wurden. Der Uebergang über diesen kleinen Fluß war nun nicht mehr möglich, und er eilte daher, mit den nächsten Abtheilungen die Höhe bei Valmy vor dem Feinde zu gewinnen, auf der 36 schwere Canonen aufgeführt wurden. Der Rest seines Corps folgte dieser Bewegung. Dumouriez Avantgarde unter Stengel ward auf den

*) Der General von Köhler ließ durch seinen Adjutanten melden: der Feind schiene sich nach St. Menehould zurückzuziehen, als darauf der Befehl zum allgemeinen Vorrücken ertheilt ward, eilte er mit der Ahnung eines Mißverständnisses in das Hauptquartier, und meldete dem Könige mündlich: nur eine feindliche Truppe zöge sich nach St. Menehould, das Gros der feindlichen Armee scheint hinter Vienne la Ville festzustehen zu bleiben; — dennoch blieb es bei dem gegebenen Befehle.

Corps d'Hôron um Deckung der rechten Flanke, faſt alle Cavallerie zu ziehen der Hode hinter ſo lange in Reſerve, bis der groſſen Straße aufgeſtellt, diejenigen mit Infanterie und Artillerie zu verſtärken, welche in erſten Melbung von des Feindes Bewegungen den General Clerfait mit 25 Bataillons und 8 Escadrons abgeſchickt, um das ſamacht Detachement bei ihme zu verſtärken, dieſer ſolte aber ſich mit ſeinen 25 Bataillons und 8 Escadrons nicht begnügen, ſondern ſich mit ſeinen Corps in die Flanke des Feindes ziehen, und ſolchen in ſeiner Bewegung hindern, und weiter Anordnungen in das Lager zurück. Die übrigen Truppen unter Befehl in der Hauptſtellung. — Die preußiſche Hauptarmee trat Mittags bei der groſſen Hitze mit zum Theil ermüdeten Truppen in Ordnung de ſeiner Treffen, den rechten Flügel an die Straße an den, das Centrum angriffe dieſer ſtarken Batterien. Sie bedurfte die Canonen gegen den Feind von Mainz zu ziehen, der keine erweiterte ſie lebhaft, die ungeſähr um 3 Uhr eine Granate gegen ſeiner Munitionswagen, die in Brand flogen. Der Feind ſahen Terrain, ſahen ſchon früher die Monthechain feine ſondertiche Contenance geſetzt hatten, zerrethen dadurch in Verwirrung, das Feuer wurde ſchwächer und wo gantz klein fiel an, ſie ſchwiegen und mutheten zurück zuziehen. In dieſem Augenblicke formirten ſich ſchon die erſten preußiſchen Bataillone zum Angriff; ſtürzte mun ihr ganz freiwillig und muthig auf, ſo daß die entſtehende Hitze von dem ab ſoll ohne Verluſt genommen, das kellermanniſche Corps getrieben und auf die Hauptarmee geworfen, welche ſeine ſich nach den hiebei eigen Umſtänden ſelbſt gezogen hatte. Hier ſtand beinahe eine Stunde Verſtandes lang, ſehr doch getrieben, verwirrten und zerſtreuten werden nare. In ohne daß der Feind ſeine Kanonen verlohren, von Gedeutung, das Werfung der nachdrieſen Operationen, den Arm für alle ſolche gebildete Armeen verlieren; und wenn noch unſeren vollkommenen Ueberzeugung der Herzog von Braunſchweig auch noch dieſem vollkommenen Siege regen der eigenen Schwäche nicht mehr Vorſt machen konnte, ſo mußte dieſes Ereignis doch auf die Lage der Dinge und die Stimmung der Völker einen mächtigen Einfluß haben, welcher zwiſt Deutſchland die beiden Groſſmächten der Teilgeiſt erſpart hätte. Aber dieſer für die Geſchichte des Jahrhunderts ſo wichtige Augenblick dauerte nur wenige Stunden während man noch über die Ausführbarkeit eines allgemeinen Angriffs berathſchlagte, hatte Kellermann die Ordnung wieder hergeſtellt, die Reſerve-Artillerie in die Linie gezogen und begann ein ſtärkeres Feuer als vorher. Der Herzog von Braunſchweig, der noch ſeinen Vorſatz die feindliche Stellung von la Lune aus beobachtete, entſchied ſich gegen den Angriff; das Feuer, endete um 6 Uhr Abends und Kellermann zog ſich in der Nacht nach der Hauptſtellung zurück. Die Alliirten beſetzten darauf in den folgenden Tagen die Höhe von Valmy und den Coté d'Hôron, aber an einen Angriff der Feinde war nicht mehr zu denken; er hatte zum er-

stenmale die für unüberwindlich geachteten Preußen aufgehalten, und sein Muth ward dadurch unendlich erhöht, während dessen der im preußischen Lager eingerissene Mangel, und in dessen Gefolge ansteckende Krankheiten wütheten, welches denn bald (30sten Sept.) den schrecklichen Rückzug veranlaßte, dessen Beschreibung außer dem Bereich dieser Darstellung liegt. — Von den Franzosen waren an diesem Tage das Corps von Kellermann, die Avantgarde unter Stengel und das Detachement des Generals Chazot im Feuer gewesen; preußischer Seits die Hauptarmee mit Ausschluß des clairfaitschen Corps und der Emigranten (ersteres traf wegen der grundlosen Wege erst gegen Abend auf dem Wahlplatze ein, die letztern erreichten in der Nacht erst Somme Tourbe) und die Avantgarde. Der Verlust betrug auf jeder Seite etwa 300 Mann.

Valuta (franz. valeur), der Werth, ein ursprünglich italienisches Wort, das in den Wechselbriefen gewöhnlich ist, um kurz anzuzeigen, woher die Schuld rühre, oder daß man für die zu zahlen aufgegebene Summe den Werth erhalten habe, des Werths vergnügt worden sey. — **Valuta empfangen** heißt also, ich habe den Werth für die zu zahlende Summe erhalten. Bisweilen wird auch wohl angegeben, worin dieser Werth bestehe, ob in Geld, Waaren, Wechselbriefen u. dgl.

Valvation (von dem franzöf. Worte evaluation, Schätzung des Werthes oder Preises einer Sache), ist die gesetzliche Würdigung einer Geldsorte, oder die auf einen festgesetzten Münzfuß sich gründende Bestimmung des Werthes gewisser Geldsorten, nach welchem sie in einem Lande cursiren und angenommen werden sollen. Das Verzeichniß der Münzsorten, die in einem Lande cursiren sollen, mit der Angabe des Preises, zu welchem sie anzunehmen sind, heißt **Valvationstabelle**. Dergleichen Valvationstabellen werden, z. B. in Sachsen, von Zeit zu Zeit von der Behörde bekannt gemacht. In einigen Ländern nennt man es den Münztarif. Die in den Valvationstabellen nicht enthaltenen Münzsorten sollen, eben so wie die wirklich verrufenen, weder ausgegeben noch angenommen werden, doch werden beim Handel und Wandel in dieser Rücksicht mancherlei Ausnahmen gemacht.

Vampyren sind die größte Gattung der Fledermäuse, von welcher es, nach Verschiedenheit der Größe und Farbe, drei Abarten oder Spielarten gibt. Der Kopf ist dem eines Hundes ähnlich. Diese Thiere halten sich in einigen Gegenden Afrika's, vorzüglich aber in den ostindischen Inseln, auch in einigen Strichen von Südamerika häufig auf, und fliegen oft in großen Schaaren von einer Insel zur andern. Sie nähren sich von Früchten, fallen aber auch Thiere und selbst Menschen an, wenn sie schlafen, und saugen ihnen Blut aus, daher sie auch **Blutsauger** genannt werden. Sie fliegen nämlich in die Zimmer, wenn die Fenster offen sind, lecken mit ihrer Zunge die entblößten Füße des Schlafenden, bis sie wund werden und saugen ihnen das Blut aus. Der Schrecken soll jedoch größer seyn, als der Schaden, den sie damit anrichten. Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß diese Fledermäuse zu der Fabel von den Harpyen Anlaß gegeben haben, wenigstens erwähnen ihrer einige alte Schriftsteller. Das Wort Vampyr soll servischen Ursprungs seyn. Im J. 1732 entstanden in Ungarn und besonders in Servien große Bewegungen über die Vampyren, welche Untersuchungen von Seiten der Regierung, und

in Deutschland verschiedne Schriften für und wider die Sache veranlaßten. Das gemeine Volk jener Länder glaubte nämlich, und glaubt es vielleicht zum Theil noch jetzt, daß die Leichname derer, die wegen Verdacht der Zauberei oder andrer Vergehungen im Kirchenbanne gestorben waren, nicht verwes'ten, sondern an sich selbst nagten, des Nachts aus ihren Gräbern gingen, Personen, mit denen sie ehemals in Verbindung gestanden, das Blut aussaugten, und sie so umbrächten. Wahrscheinlich mochte ein Leichnam, den man noch unverwest gefunden hatte, zu dieser abergläubischen Erdichtung Anlaß gegeben haben. — Im figürlichen Sinne nennt man bisweilen Vampyren solche Männer, die durch ungerechte und drückende Auflagen, oder auch durch wucherliche Unternehmungen, Geld von den Bewohnern eines Landes erpressen, und ihnen gleichsam ihren Schweiß und ihr Blut aussaugen.

Vandalen waren eine von den Nationen, welche durch die berühmte Völkerwanderung den Untergang des römischen Reichs beförderten. Ihr ursprünglicher Wohnsitz war höchst wahrscheinlich in dem Theile von Norddeutschland, der sich zwischen der Elbe und der Weichsel hin erstreckt; die ältern römischen Schriftsteller reden immer sehr unbestimmt von ihnen. Seit dem dritten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung führten sie, gemeinschaftlich mit den Burgundern, Kriege gegen die Römer am Rhein. Unter dem Kaiser Aurelian (um das Jahr 272) ließen sie sich im westlichen Theile von Dacien oder Siebenbürgen, und einem Theile des jetzigen Ungarns nieder. Als sie aus diesen Gegenden von den Gothen verdrängt wurden, erlaubte ihnen Constantin der Große, sich in Pannonien niederzulassen, wofür sie sich verpflichten mußten, den Römern im Kriege Hülfe zu leisten. Es war ein großer Mißgriff, den die Kaiser thaten, daß sie, bei dem Verfall des römischen Kriegswesens, Fremde unter ihre Legionen aufnahmen, und sie selbst zu den höchsten Würden erhoben. Die innere Schwäche der Römer wurde dadurch bei den sogenannten barbarischen d. h. fremden Völkern immer bekannter, und diese dadurch kühner gemacht, wiederholte Angriffe auf das römische Reich zu wagen. Daß es unter den Vandalen Männer von Talenten gab, beweis't das Beispiel des Stilico, der von Geburt ein Vandale war, und den Theodosius der Große so schätzte, daß er ihn zum Reichsverweser für seinen zweiten Sohn Honorius ernannte, und ihm seine Nichte Serena zur Gemahlin gab. Im J. 406 verließen die Vandalen Pannonien, und zogen, vereint mit den Alanen und Sueven (s. d. Art.), nach Gallien, wo sie große Verwüstungen anrichteten, von da über die Pyrenäen (409) in Spanien eindrangen, sich mit den Sueven in das heutige Altcastilien und Galicien theilten, und da ein Reich errichteten, dem sich die Alanen, die sich in Lusitanien niedergelassen hatten, aber sich gegen die Angriffe der Westgothen allein nicht behaupten konnten (420) unterwarfen. Zwischen den Vandalen und Sueven erregte die Eifersucht öftere Kriege; die erstern behielten zwar die Oberhand, mußten aber doch, von den Römern gedrängt, aus Galicien weichen, und sich nach Bactria — dem Küstenstriche des heutigen Königreichs Granada — ziehen. Die Römer bekriegten sie auch hier, erlitten aber (423) eine große Niederlage, und die Vandalen bekamen Muth zu neuen Unter-

nehmungen, wozu ihnen bald Gelegenheit geboten ward. Der das wahlere Kind war Genserich (Gunserich), ein tapferer, kluger, um versöhnlicher Herr, und einer der größten Männer seines Volkes, der aber, weil er viel Verwirrungen zum Nachtheil seines Volkes, und von der rechtgläubigen Kirche zu der arianischen Ketzerey bekehren war, bei den Geschichtschreibern einen schlimmen Ruf erhalten hat. Das jedoch die Arische nur zu Vorwand war, um den Arianern unterdrücken, Der Statthalter dieser Provinz, Bonifacius, der von dem Kaiser Valentinian III. beleidigt zu sein glaubte, wollte sich gegen den Kaiser durch die Hülfe der Vandalen vertheidigen, und rief diese, unter dem Versprechen, die Provinz mit ihnen zu theilen, nach Afrika. Genserich schiffte sich mit seinem ganzen Volke (429) in den Häfen von Andalusien ein, und setzte nach Mauritanien über. Bonifacius war inzwischen von dem Kaiser wieder ausgesöhnt worden, wollte daher den Vertragen nicht erfüllen, und suchte vielmehr durch die Waffen die Vandalen zum Rückzuge zu nöthigen. Diese Bemühungen wurden belagert; Genserich eroberte nach und nach den ganzen Theil von Afrika, der an dem mittelländischen Meere liegt, und schiffte sich endlich in die mächtige Stadt, welche er bald mit den Inseln Sicilien, Sardinien, Corsica, Majorca und Minorca bewehrte. Seine Schiffe beherrschten das mittelländische Meer, und verheerten Griechenland und den Küsten Italiens. Die Kaiserin Eudoxia, Wittwe Valentinians III., welche der Mörder dieses ihres Gemahls und Usurpator des Kaiserthrones, Johannes, in Verwahrung hatte, sah mit ihm unzufrieden, rief aus Rache die Vandalen nach Sicilien. Genserich erschien daselbst (455) mit seiner Flotte, und stieg mit einer mächtigen Flotte. In Rom war nicht die geringste Mannschaft zur Vertheidigung gemacht worden: alles floh, und der Kaiser Maximus wurde von der ersten Lanze Regierung ermordet. Die Vandalen plünderten nun vierzehn Tage lang Rom, und raubten alle Kostbarkeiten und Kunstwerke, welche die Großen ehemals, da Rom noch in seiner Größe prangte, daselbst Pracht und Ueberfluß und andere Denkmäler des Alterthums wurden weggenommen, um, nebst mehreren Tausenden vornehmer Gefangenen, nach Afrika gebracht zu werden. Bei dieser Verheerung kam ein Schiff, das mit den kostbarsten Kunstwerken Roms beladen war, zu Grunde. Pontius Leo, der kam König Genserich tüchtig entgegen und, nachdem nichts weiter, als die Verschonung mit Feuer und Schwert von ihm erbitten können. — Diese rohe Wuth, mit welcher die Vandalen die römischen Denkmäler zerstörten, hat zu der Benennung Vandalismus Anlaß gegeben, womit man noch in neuerer Zeit die Wuth der Revolutionäre bezeichnet, alles, was der Sprache der Cultur und Verfeinerung trug, zu vernichten, und dagegen die rohste Barbarei einzuführen. — Streitigkeiten unter Genserichs Nachkommen regten der Thronfolger veranlaßten den Anspruch des vandalischen Reichs. Geiserich, ein unruhiger, ehrsüchtiger Prinz, verdrängte den rechtmäßigen König Hildorich, setzte seine Neffen, vom Throne, und ließ ihn ermorden. Hildorichs Tochter in freundschaftlicher Verbindung mit dem morgenländischen Kaiser Justinian erbanden. Dieser bedurfte, um seine Ruhe zu sichern, einen Krieg über in der Absicht, sich Afrika zu unterwerfen. Gelimers den Krieg an, Justinians großer Feldherr, Belisarius, kam mit nicht

6000 Mann nach Afrika (1794), besiegte aber Gelimern in zwey Schlachten, und brachte ihn dahin, daß er sich gefangen geben mußte. Gelimer wurde zu Constantinopel im Triumphe aufgeführt, und mit ihm starb das Königreich der Vandalen in Afrika auf, nachdem es 106 Jahre bestanden hatte.

Bandamme (Dominik), geboren in Cassel im Neddepartement, war ein Arzt, der sich durch seine Schriften sehr zum Kriegsdienste, kam vor der Revolution mit einem Colonialexamen nach den Inseln, kehrte nach Ausbruch der Unruhen zurück, und lebte ein Freiherr, das unter Napoleon dem Hause Hessen-Darmstadt bekannt wurde. An der Spitze hiesiger Corps machte er den Feldzug von 1792 mit, und erschien als Held in zwey Schlachten, general befördert wurde. Zu Jahre 1811 fand er bei der Vordurchmarsche, kam dann zur Armee der Sambre und Maas, und machte 1795 den Feldzug unter Jourdan, darauf unter Moreau, welcher denselben mit in Hessen und dem darauf folgenden am Rhein durch Mark und Thüringen aus. Nach dem Frieden von Lüneville wurde er Commandant der ersten Militairdivision, kam dann in das Lager von Boulogne, und ging bei dem Ausbruch des Krieges mit Oesterreich nach Deutschland, wo er seinen früher erworbenen Ruhm noch mehr befestigte. Im Feldzuge 1807 commandirte er mit der Belagerung Stettines beauftragt. Im Feldzuge 1809 gegen Oesterreich standen die Würtemberger unter seinem Befehl, liefen hartnäckig gegen den Feind, kämpften tapfer, und Oesterreichen ein rühmliches Zeugniß. Im Jahre 1811 machte er den Feldzug nach Rußland mit, bei aber morin eine Division, wo sie am Jacobus Rippe ge- hatte, in Ungnade, und wurde auf ein Landgut bei Cassel verwiesen. Im folgenden Jahre wurde er aber schon wieder an die Spitze seiner Truppenmacht, die sich in der Nähe von Mühlenschlacht hielte, gestellt, und wollte eben die Feindseligkeiten gegen die Russen erklären, als die Waffenstillstand eintrat. Nach Herstellung des Friedens wurde die Armee in Cantonirungen gelegt, und Bandamme auf seinen Posten angestellt und eingeschlossen, daß er sich zwischen den russischen Widerstands- erhalten konnte. Bei der Belagerung Dantzigs nahm Bandamme Theil, und er Hessen-Cassel, wo er erst 1814 zurückkehrte. Nach der Zurückkunft Napoleons aus Elba wurde er zum Pair von Frankreich ernannt, commandirte im Juni unter Grouchy das 3te Armeecorps, und zeichnete sich bei dem Angriffe auf Wavre besonders aus. Nach der Schlacht machte er in Belgien Ordnung, brachte fast ein ganzes Corps nach Paris, und ging mit demselben hinter die Loire. In der Verordnung vom 24sten Juli wurde er geächtet, verließ er 1816 Frankreich, ging nach den Niederlanden. Nach einigen Nachrichten soll er sich noch dort befinden, nach andern aber auf seinem Landgute bei Cassel leben. Durch Muth und Tapferkeit sich auszeichnend, hat er andererseits durch seine unmäßige Raubsucht und sein tyrannisches Betragen den Haß von ganz Deutschland auf sich geladen.

Von Dorf. d. Art. Dorf.

Banille (spielendem vanilla Linn.) von dem spanischen Worte Vaynilla, einer kleinen Schote, ist eine Schmarotzerpflanze, die in den Colonien in den Provinzen Mexico, Peru, Guiana, und in einigen westindischen Inseln auf Bäumen wächst, und wie

der Weinstock Knoten hat, aus welchen hellgrüne, den Lorbeerblättern ähnelnde Blätter hervorkommen. Sie treibt einen sehr langen Stengel, der sich, wie der Weinstock, mit Hülfe seiner kleinen Gabeln um Bäume schlingt, aber auch, wenn deren keine in der Nähe sind, auf der Erde fortläuft. Die Blüthe ist weißlich gelb. Aus dieser bildet sich, als die Frucht der Pflanze, eine ungefähr sechs Zoll lange, schmale, rauhe und braune Saamenkapsel, in Form einer Schote. Das Innre dieser Schote ist mit einem röthlichen, gewürzhaften Mark belegt, und enthält eine schwarze, blichte, balsamische Feuchtigkeit, in welcher sich eine Menge kleiner, schwarzer und glänzender Körner befinden. Vom Ende des Septembers an bis zu Ende des Decembers sammelt man diese Schoten, trocknet sie einige Wochen hindurch im Schatten, überstreicht sie mit Oel, um die Insecten abzuhalten, und zu verhüten, daß sie nicht ganz vertrocknen und zerbrechen, und legt sie dann partienweise in Packete, die mit dünnen Blei- oder Zinnplatten umgeben werden, damit die Schoten den Geruch nicht verlieren. Auf diese Art bringen sie die Spanier, die mit diesem Artikel einen beträchtlichen Handel treiben, über Cadix nach Europa; doch werden sie auch von andern Nationen, die mit dem spanischen Amerika einen Schleichhandel unterhalten, eingeführt. Es gibt drei Sorten dieser Schoten; die beste derselben, und die gewöhnlich in Handel kommt, wächst auf den ganz hohen Gebirgen in Neuspanien. Die eigentliche Cultur dieser Pflanze wird von den Landeseingebornen, die sich ausschließlich damit beschäftigen, als ein Geheimniß bewahrt. Die feinen, flüchtigen und gewürzhaften Bestandtheile der Vanille sind nervenstärkend, und durch den Reiz, den sie im menschlichen Körper erregen, heilsam, können aber auch durch zu starken Gebrauch sehr schädlich werden. Am häufigsten bedient man sich der Vanille bei der Zubereitung der Chocolate, dann auch zu feinern Speisen; man hat sie sogar bisweilen als Medicin gebraucht.

Vanini (Lucilio, oder wie er sich später auf den Titeln seiner Schriften nannte, Julius Cäsar Vanini), war ein gelehrter Italiener am Ende des 16ten und Anfange des 17ten Jahrhunderts, der von seiner Zeitgenossen des Atheismus beschuldigt, und deßwegen, dem Geiste jenes Zeitalters gemäß, nach dem Urtheilsspruche eines Tribunals verbrannt wurde, in der Folge aber von mehreren Gelehrten, namentlich von Bayle und Voltaire, vertheidigt worden ist. Vanini war 1585 zu Taurisano im Königreiche Neapel gebren, legte sich frühzeitig und mit Eifer auf die Wissenschaften, und studirte zu Rom und Padua Philosophie, Theologie, Rechtswissenschaft und Astrologie. Er wurde zum Priester geweiht, und fing an zu predigen, gab aber diese Beschäftigung bald wieder auf, und widmete sich ganz dem Studiren. Nach damaliger Art konnte er für einen Polyhistor gelten, oder hatte wenigstens die Eitelkeit, als solcher zu erscheinen. Er durchreiste nachher einen Theil von Deutschland, Böhmen und der Niederlande, hielt sich eine Zeit lang in Genf und Lyon auf, wo er sich mit dem Unterrichte junger Leute beschäftigte, fand sich veranlaßt, von letzterm Orte nach England zu flüchten, wurde hier ins Gefängniß gesetzt, und ging nach erhaltener Freiheit nach Lyon zurück. An allen diesen Orten hatte er sich durch seine Aeußerungen über die Religion verdächtig gemacht, und einen übeln

Ruf zugezogen. In Lyon gab er sein Buch: Amphitheater der göttlichen Vorsehung (amphitheatrum aeternae providentiae) 1615 heraus, das zwar gegen Cardanus und andre Gotteslästerer gerichtet zu seyn schien, durch welches er sich aber doch den Verdacht, selbst den Atheismus verbreiten zu wollen, zuzog. Er mußte deßwegen Lyon verlassen, und ging nach Paris. Hier gab er 1616 eine zweite Schrift: Ueber die bewundernswürdigen Geheimnisse der Natur (de admirandis Naturae, regiuae Deaeque mortalium arcanis, libri quatuor) heraus. Dieses Werk ist in 60 Dialogen abgefaßt, daher es auch bisweilen unter dem Titel: Gespräche über die Natur, erwähnt wird, und ist eigentlich mehr physikalischen, das erstre hingegen theologischen Inhalts. Beide Bücher sind selten geworden. Obgleich dieses zweite Buch mit Erlaubniß der theologischen Facultät zu Paris (der Sorbonne) gedruckt wurde, so wurde Vanini doch bald deßwegen angegriffen, und als Atheist angeklagt. Er verließ daher Paris 1617, und ging nach Toulouse, wo er Unterricht ertheilte. Aber auch hier fand er Gegner, wurde des Atheismus und der Zauberei beschuldigt, in das Gefängniß gebracht, und, ohne hinlängliche Beweise seiner Strafbarkeit durch einen Urtheilsspruch des Parlaments zu Toulouse am 9ten Februar 1619 zum Feuer verdammt. Das Urtheil wurde noch an dem nämlichen Tage vollzogen. Vanini wurde zum Richtplatz geschleift, nachdem ihm die Zunge herausgerissen worden war, erwürgt, und dann verbrannt. Er war erst 34 Jahre alt. Durch diese Art des Todes ist Vanini berühmter geworden, als er es sonst durch seine Schriften, denen man keinen hohen Werth zugestehen will, geworden seyn würde. In keinem Falle hatte er eine solche Strafe verdient; aber es scheint, daß er durch unvorsichtiges Benehmen, durch eine gewisse gelehrte Prahlerei und durch beißende Spöttereien, sich heftige Gegner zugezogen habe. Er hat auch eine Apologie des tridentinischen Conciliums und eine Abhandlung über die Astronomie geschrieben; ob er noch andre Werke, die unter seinem Namen angeführt werden, geschrieben habe, ist ungewiß. Ein Verzeichniß dessen, was für und wider Vanini geschrieben worden ist, enthält das Buch: Leben und Schicksale, Geist, Charakter und Meinungen des Lucilio Vanini ꝛc. von W. D. F., Leipzig 1800.

Vanloo ist der Name einer Künstlerfamilie, die aus Eclüse in Flandern abstammte, und mehrere berühmte Maler der niederländischen Schule hervorgebracht hat. Der erste dieser Familie, der sich als Künstler bekannt machte, war **Johann**. Sein Sohn **Jacob** arbeitete anfangs als Porträtmaler zu Amsterdam, ging 1663 nach Paris, wurde Mitglied der dasigen Kunstakademie, und starb 1670. Von ihm ist ein Gemälde in der dresdner Gallerie: Angelica und Medor. Jacobs Sohn, **Ludwig**, war als Zeichner und Frescomaler berühmt, lebte erst zu Paris, dann zu Aix. Er hatte zwei Söhne, die den Namen ihrer Familie zu dem großen Rufe erhoben haben, den sie in der Künstlerwelt erlangt hat. Der älteste derselben, **Johann Baptista**, geb. 1684, war Geschichts- und Porträtmaler, hielt sich in Frankreich, Italien und England auf, und malte sehr viel Porträts. Von seinen historischen Gemälden sind die meisten in Paris, Toulon, Turin, Rom und London. Verschiedne Kupferstecher haben nach ihm gestochen. Der zweite Sohn, **Carl**

Andreas, geb. 1705, lernte bei seinem ältern Bruder, studirte dann zu Rom, malte Historien und Landschaften, wurde 1735 Mitglied der Akademie der Künste zu Paris, und später Professor bei derselben. Seine Gemälde sind meistens in Frankreich geblieben; einige derselben sind in Kupfer gestochen worden. Johann Baptista hatte vier Söhne, die alle geschickte Künstler waren: a) Carl Andreas Philipp, lernte bei seines Vaters Bruder, wurde nach Berlin als Hofmaler an Pesne's Stelle berufen, malte da verschiedne Deckenstücke und Portraits, und ging 1770 nach Paris zurück. b) Ludwig Michael, war Geschichts- und Porträtmaler, wurde 1745 erster Maler des Königs von Spanien und starb 1771. c) Claudius, d) Franz, beide zeigten sehr viel Anlagen, gute Künstler zu werden, starben aber frühzeitig.

Vapeurs (von dem lateinischen Worte vapor, Dunst) haben außer der wörtlichen Bedeutung in der französischen Sprache (Dämpfe, Dünste), auch noch die in der Umgangssprache der vergangenen Jahrzehnte übliche erhalten, daß man bei dem weiblichen Geschlechte gewisse Zufälle die man anfangs bloß von aufsteigenden Winden (Blähungen), dann von Nervenschwäche ableitete, damit bezeichnete. Das Weitere hierüber siehe unter dem Artikel: Hysteric.

Varianten (lectiones variantes, lectiones variae), abweichende Lesarten, nennt man die Verschiedenheit, die man in einem oder mehrern Worten in der nämlichen Stelle in den Handschriften, welche von den Werken eines alten griechischen oder römischen Schriftstellers noch vorhanden sind, findet. Vor der Erfindung der Buchdruckerkunst wurden die Werke der alten und neuern Schriftsteller abgeschrieben; dieses Geschäft wurde vorzüglich in den Klöstern von Mönchen, aber auch von andern Personen außerhalb der Klöster betrieben. Unwissenheit, Unachtsamkeit, wohl auch bisweilen Eigendünkel und unzeitige Verbesserungssucht machten, daß diese Abschreiber oft nicht nur einzelne Worte, sondern auch ganze Stellen veränderten. Diese Verschiedenheiten in den Handschriften von einem und demselben Werke eines Schriftstellers sind die Varianten. Es ist eine eigene, oft wenig Dank verdienende, Beschäftigung solcher Gelehrten, welche neue Ausgaben von ältern Schriftstellern besorgen, die von dem herauszugebenden Werke noch vorhandnen Handschriften mit einander zu vergleichen, die verschiednen, von einander abweichenden Lesarten zu prüfen, und unter denselben diejenige zu wählen, welche den Sinn des Schriftstellers am besten auszudrücken scheint. Verschiedne Kritiker der vorigen und neuern Zeiten haben sich durch diese Bemühung ein großes Verdienst um die Berichtigung des Textes der alten classischen Autoren erworben; obwohl auch nicht geläugnet werden kann, daß man nicht selten offenbaren Fehlern der Abschreiber mehr Aufmerksamkeit gewidmet hat, als sie verdienten. Nicht bloß in den Handschriften von den Werken der alten griechischen und römischen Autoren, sondern auch in denen späterer Schriftsteller, namentlich der Dichter des 14ten Jahrhunderts, Dante, Petrarca ꝛc. finden sich dergleichen Varianten.

Variation (ital. Variazione.), heißt in der Musik überhaupt eine veränderte, auf mannichfaltige Art modificirte Wiederholung eines (der Regel nach kurzen, einfachen und leicht faßlichen) musikalischen Satzes. Eine solche Veränderung wird

durch Zergliederung der Hauptnoten der Melodien, durch Einmischung durchgehender, harmonischer Neben- oder Wechselnoten, melodische Verzierungen der einfachen Noten, und andere dergleichen Hülfsmittel, zum Theil auch durch veränderte Harmonie u. s. w. bewirkt. Das Haupterforderniß hierbei ist, daß man bei allen diesen verschiedenen Modificationen der Melodie eines solchen Satzes die Grundzüge derselben nie ganz unterdrückt, und der Hauptgesang nicht dadurch ganz aus dem Gedächtniß verwischt wird. Der Hauptsatz, welcher auf diese Art variirt wird, heißt das Thema, und es heißt daher die Regel: In einer jeden Variation muß man die Hauptmelodie des Thema's bestimmt bemerken. Ein Thema wird entweder so variirt, daß jede auf obige Art modificirte Wiederholung desselben einen für sich bestehenden, ohne Beziehung auf die übrigen Veränderungen, in sich abgeschlossenen Satz, von durchaus gleichem rhythmischen Umfange wie das Thema, bildet, oder es wird so variirt, daß man dabei nicht so streng auf das Thema sowohl in Hinsicht des zu Grunde liegenden Hauptgesanges als des Umfanges Rücksicht nimmt, die Veränderungen mehr oder weniger ausführt, oder die durch eingeschaltete Zwischensätze so verbindet, daß sie, nicht jede für sich bestehend, sondern zusammen ein Ganzes bilden. Im erstern Fall nennt man den Satz (das Thema) streng variirt, und solche Veränderungen heißen dann Variationen (variazioni) im eigentlichen Sinn. Dergleichen werden gewöhnlich für eine Haupt stimme entweder allein oder mit Begleitung anderer, zuweilen aber auch für mehrere, Stimmen abwechselnd (concertirend) gesetzt. Man hat deren eine unzählige Menge für alle Instrumente wie für den Gesang. Im letztern Fall aber nennt man diese Veränderungen freie Variationen, oder bloß einen variirten Satz, und dergleichen sind z. B. die meisten Andante's (oder überhaupt Mittelsätze) in den Symphonien von Haydn (welcher diese Manier zuerst einführte), von Beethoven, Romberg, Mozart u. a. m. Auch macht man davon in Quartetten, Trio's, Sonaten u. s. w. Gebrauch.

Varinas, eine Sorte guter Cnaster, der seinen Namen von der Stadt Varinas in der Provinz Venezuela im spanischen Südamerika erhalten hat, wo er vorzüglich gebaut wird. Die Blätter sind schmal, rauh, zugespitzt und 9 Zoll lang. Unter diesem Namen wird aber auch virginischer Tabak zubereitet und verkauft.

Varro (Marcus Terentius), einer der gelehrtesten Männer und fruchtbarer Schriftsteller des alten Roms, geb. in J. Roms 630 oder 116 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung. Er diente in seinen jüngern Jahren im Kriege, bekleidete nachher die Würde eines Tribuns und andre öffentliche Aemter, war ein vertrauter Freund des Cicero, wurde in der Revolution, welche die römische Republik vernichtete, vom Antonius ins Exil geschickt, kam aber unter Augustus wieder nach Rom zurück, und starb da 89 Jahre alt mit dem Ruhme des allergelehrtesten Römers, wenigstens des gelehrtesten Kritikers seiner Zeit. Er hat sehr viel über Sprache, Geschichte und Philosophie geschrieben; die Anzahl seiner Schriften soll gegen 500 betragen haben, aber es sind davon nur zwei bis auf unsre Zeiten erhalten worden: ein Werk über die Landwirthschaft (de re rustica) in drei Büchern, und die Fragmente von einem andern über die lateinische Sprache. Das, was in diesem letztern über die Abstammung (Etymologie) der Wörter ent-

halten ist, scheint oft zu gesucht zu seyn, und nicht allen Beifall zu verdienen.

Varus (Quintilius), ein Feldherr des römischen Kaisers Augustus, der, ohne die merkwürdige Niederlage, die er in Deutschland erlitt, wohl nicht in der Geschichte würde erwähnt werden. Die kriegerischen Unternehmungen, die Julius Cäsar gegen die Deutschen begonnen hatte, wurden unter Augustus fortgesetzt. Dieser schickte seine beiden Stiefsöhne, Drusus und Tiberius, nach einander nach Deutschland. Dem letztern folgte Quintilius Varus als Statthalter in Germanien, nachdem er vorher eine ähnliche Stelle in Syrien bekleidet hatte. Varus wollte die Deutschen an die Sprache, Sitten und Gebräuche der Römer gewöhnen, aber anstatt diese Veränderung mit behutsamer Langsamkeit zu bewirken, verfuhr er dabei mit übermüthiger Eile. In seinem Lager, von seinen Legionen umgeben, saß er zu Gericht, richtete und strafte die Deutschen nach den römischen Gesetzen, die ihnen gänzlich unbekannt waren. Ein solches Benehmen mußte ihren Argwohn erregen und die Furcht, ihre Freiheit ganz zu verlieren. Eine Verschwörung gegen Varus wurde insgeheim eingeleitet; der Cheruskerfürst Hermann war die Seele derselben. Er faßte den großen Gedanken, Deutschland von den römischen Unterdrückern zu befreien. Dem unter den Verschwornen verabredeten Plane gemäß, wurden in verschiedenen Gegenden Deutschlands Feindseligkeiten begonnen. Um sie zu dämpfen, verließ Varus, auf Hermanns falschen Rath, und wider des Segests, des Schwiegervaters von Hermann, Vorstellungen, sein verschanztes Lager, und setzte sich mit drei auserlesenen römischen Legionen in Marsch. Als er den teutoburger Wald — in der Gegend der Stadt Detmold in der Grafschaft Lippe — erreicht hatte, wurde er von den vereinten Deutschen auf allen Seiten angegriffen. Varus befand sich jetzt in einer äußerst gefährlichen Lage. Unbekannte, unwegsame Gegenden, undurchdringliche Waldungen, ungünstiges Wetter, zahlreiche und erbitterte Feinde machten hier die Kriegskunst der disciplinirten und fechtgewohnten Römer unnütz. Zweimal schlugen sich die Römer mit der größten Anstrengung durch, um sich in einem Lager zu verschanzen, aber sie mußten endlich unterliegen, und wurden völlig zu Grunde gerichtet. Die Vornehmsten ihrer Anführer wurden von den Deutschen den Göttern geopfert, die andern wenigen, die noch am Leben blieben, zu Sklaven gemacht. Varus hatte noch Muth genug, sich selbst zu entleiben, um die Schande seiner Niederlage nicht zu überleben; sein Kopf wurde dem Augustus nach Rom zugeschickt. In Rom erregte diese Niederlage, die im 9ten Jahre der christlichen Zeitrechnung vorfiel, die größte Bestürzung; Augustus war über den Verlust seiner Legionen fast untröstlich. Man erwartete selbst einen Angriff der Deutschen auf Italien, und sie würden ihn im ersten Augenblicke nicht ohne glücklichen Erfolg haben ausführen können. Aber ihre innerlichen Uneinigkeiten, die vorzüglich der den Römern ergebne Segest, Hermanns Gegner, zu unterhalten suchte, machten, daß alles unterblieb.

Vasall (Lehnmann), ist derjenige, der von seinem Oberherrn (Lehnherrn) den Besitz irgend eines Gutes (Lehn) unter der Bedingung gewisser Verbindlichkeiten (Lehnsverband) und zu leistender Dienste erhalten hat. Wort und Sache stammen aus dem

Digitized by Google

Mittelalter her. Die Benennungen Vassus und Vasallus werden in den Schriften jener Zeit als gleichbedeutend gebraucht; die Erklärung des Wortes Vasall, daß es so viel als Gesell (Genosse, Gefährte, nämlich im Kriege) anzeige, ist erzwungen. Die Lehnsverfassung entstand bekanntlich zuerst bei den Longobarden in Italien; die Carolinger nahmen das longobardische Lehnrecht zum Muster, und bildeten es weiter aus. Die von den überwundnen Völkern abgetretenen oder abgenommenen Stücken Landes wurden unter die Vasallen der Nation vertheilt, und hießen fortes; sie waren der Ursprung der Lehngüter. Andere Arten der Lehen waren die Beneficia Vegum, welche die Könige von ihren eignen Besitzungen, auf Widerruf oder auf Lebenszeit ertheilten, um sich solche beneficiarios, auch Vassos, milites ꝛc. genannt, zur Treue und zu Kriegesdiensten näher zu verbinden — Vasallagium — ein gleichfalls barbarisches Wort des Mittelalters — ist die Lehnspflicht, womit ein Vasall seinem Oberherrn verbunden ist. Wenn der Lehnmann oder Vasall seinem geleisteten Eide der gelobten Treue zuwider handelt, so begeht er Felonie (s. d. Art.) und wird dadurch der Lehn verlustig (s. d. Art. Lehnswesen).

Vasari (Giorgio), wichtig als der Erste, der eine vollständige und ausführliche Geschichte aller neuern Künstler lieferte, war 1512 zu Arezzo geboren. Seine Lehrer waren Luca Signorelli, Michelangelo Buonaroti und Andrea del Sarto. Der Cardinal Hippolito de Medici, Papst Clemens VII. und der Herzog Alessandro hatten ihn nach einander in ihren Diensten. Nach dem Tode des Herzogs faßte er den Entschluß, nicht wieder Hofdienste zu nehmen. Dennoch wurde er von den nachfolgenden Herzogen, von den Päpsten und andern vornehmen Personen vielfältig als Baumeister und Maler gebraucht; denn in beiden Eigenschaften, besonders aber in ersterer hatte er einen großen Namen. Von allem, was er in Florenz, Arezzo, Pisa, Venedig, Bologna, Rom und andern Orten arbeitete, hat er selbst uns Nachricht gegeben. Wichtiger und interessanter für uns sind seine Vite de' più eccellenti Pittori, Scultori ed Architetti, welche zuerst 1550 und in wiederholten Auflagen vermehrt erschienen. Sie sind noch jetzt sehr geschätzt wegen der in ihnen enthaltenen Notizen sowohl, als auch wegen der eingestreuten Reflexionen über die Künste, von denen die Rede ist, und deren Fortschritte sehr gut nachgewiesen werden; wiewohl der Verfasser allerdings ein doppelter Tadel trifft: einmal, daß er in die Lebensgeschichten der ältern Meister viele Irrthümer, die jedoch durch den Mangel an bessern Nachrichten zu entschuldigen sind, aufgenommen, sodann, daß er die vaterländischen und die nicht-toskanischen Meister nicht mit gleicher Gerechtigkeit gewürdigt, sondern diese gegen jene sichtlich in Schatten gestellt hat. Diesem weniger verzeihlichen Mangel abzuhelfen, haben spätere Schriftsteller zu Neapel, Bologna, Venedig u. s. w. die Lebensgeschichten der Künstler ihres Vaterlandes geliefert. Noch besitzen wir von Vasari eine Abhandlung über die Malerei und einiges Andre. Er starb 1574.

Vase (Lat. vasa) bezeichnet eigentlich nur ein Gefäß; allein wir verbinden damit gewöhnlich den Begriff eines schönen, kunstreich geformten. Daher in engerer Bedeutung gewisse, bei den Alten bekannte, irdene Gefäße, welche verschiedene Bestimmungen,

Digitized by Google

hatten. Sie wurden theils bei dem Gottesdienste gebraucht (vasa votiva), theils standen sie in Grüften (vasa funeraria) — s. d. Art. Urnen — theils dienten sie bei öffentlichen Angelegenheiten, z. B. zum Stimmesammeln ꝛc. Diejenigen Vasen, welche besonders neuerlich bei dem Ausgraben der Alterthümer aufgefunden worden, sind von einer ganz vortrefflich feinen, röthlichen Erdmasse, und mit den herrlichsten Zeichnungen, den schönsten Gruppen en hautrelief geziert. Man nannte sie fälschlich etruriſche, da doch erwiesen ist, daß sie altgriechischen Ursprungs, und vielleicht vor mehr als 2000 Jahren in den blühenden Freistaaten von Unteritalien, das man von seinen griechischen Pflanzstädten auch Großgriechenland nannte, von kunstreichen Händen nach griechischen Modellen verfertigt sind, und daher weit richtiger campaniſche oder nolaniſche Gefäße genannt werden. Von Kunst- und Alterthumsliebhabern werden sie mit großen Summen bezahlt. Der berühmte W. Tischbein zu Neapel hat 1791 in einem prächtigen Kupferwerke Zeichnungen von solchen Vasen gesammelt herausgegeben, nachdem ihm d'Hancarville schon mit der Herausgabe seines zierlichen Werkes vorangegangen ist. Unstreitig enthalten alle diese Zeichnungen die interessantesten Belehrungen über Mythologie, Religionsgebräuche ꝛc. des geistreichsten Volkes des Alterthums; und Mahler, Zeichner u. s. w. finden hier den reichsten Schatz für neue Ideen und Compositionen, aus welchen auch schon reichlich geschöpft worden (S. d. Art. Wedgewooth). Winckelmann, Hamilton und Böttiger (s. d. Art.) haben sich um Sammlung und Erklärung solcher Vasengemälde unsterbliche Verdienste erworben.

Vasco da Gama, s. d. Art. Gama.

Väterliche Gewalt besteht, nach unsern jetzigen Rechtsprincipien, in dem Rechte des Vaters, die Handlungen seiner Kinder, so lange dieselben noch nicht aus seiner Gewalt getreten, zu leiten, d. h. in so fern sie nicht mit andern Gesetzen in Widerspruch gerathen, und dem Mißbrauche des Vermögens derselben. Diese Rechte lassen sich folgendermaßen näher bestimmen. Dem Vater steht das Recht der Erziehung, also auch der Correction zu; nicht aber die Bestrafung eines Verbrechens; das Recht, die Kinder zu Dienstleistungen anzuhalten, und ein modificirtes Recht auf das Eigenthum der Kinder. — Das alte römische Recht erkannte dem Vater zu das Recht über Leben und Tod der Kinder, das Recht dreimaligen Verkaufes, d. h. wenn sie das erstemal freigegeben waren, sie wieder zu verkaufen, das Recht auf allen Erwerb derselben. Nach diesem Rechte war die Lage der Kinder noch ungleich ungünstiger als die der Sklaven. — Die väterliche Gewalt wird aufgehoben a) durch den bürgerlichen Tod des Vaters; b) durch Rechtsgründe, wenn z. B. der Vater das Kind aussetzt oder die Tochter prostituiren will; c) durch Emancipation, d. h. durch Anstellung einer besondern Haushaltung, in so fern von den Aeltern dazu nichts mehr verlangt wird; bei Töchtern durch Verheirathung; durch rechtliche Entscheidung nach der Klage über schlechte Behandlung ꝛc. Die väterliche Gewalt ist in der Natur der Dinge begründet und ein reinmenschliches Institut. Sie ist am stärksten im patriarchalischen Leben der Menschen, d. h. in den Uranfängen des Staates, und wird schwächer, je mehr sich die Staatsverhältnisse entwickeln, weil dann der Staat mit seiner Vorsorge,

wie mit seinen Ansprüchen und Rechten an die Stelle des Vaters tritt. Eine glückliche Harmonie zwischen den Rechten des Vaters und des Staates herzustellen, ist für jeden Gesetzgeber eine wohl zu berücksichtigende Aufgabe, indem durch zu große Lasthelt der Familienbande die vollkommene Entwickelung des Menschen gestört wird.

Vatican, der größte Palast des heutigen Roms, auf dem vaticanischen Berge erbaut, von welchem er den Namen erhalten hat. Es ist ein weitläuftiges, aber nicht regelmäßiges Gebäude, das 22 Höfe und 11,000 Zimmer enthält. Mehrere Päpste haben an demselben gebaut und es ist erst unter Sixt V. († 1590) vollendet worden. Hier ist die berühmte vaticanische Bibliothek, aus welcher unlängst die ehemals von der heidelberger Bibliothek weggeführten literarischen Schätze zurückgegeben worden sind. Der Vatican ist mit dem wegen seiner Statuen berühmten Belvedere und mit der Engelsburg verbunden. Hier wird auch das Conclave zur Wahl eines neuen Papstes gehalten (s. d. Art. Rom). Da der Papst gewöhnlich in diesem Palaste wohnt, so wird die Benennung Vatican auch oft für die päpstliche Regierung selbst gebraucht.

Vauban (Sebastien le Prestre de), Marschall von Frankreich, der größte Ingenieur, den Frankreich hervorgebracht hat, war geboren den 1sten Mai 1633 und nahm im 17ten Jahre Kriegsdienste. Seine Talente und sein außerordentliches Genie für die Befestigungskunst zeichneten ihn sehr bald bei den Belagerungen von St. Menehard (1653), von Stena (1654) und bei andern Gelegenheiten rühmlichst aus, und seine Verdienste erhoben ihn zu den ersten militärischen Würden. Er wurde 1668 zum Gouverneur von Lille (Rysel) — dessen Befestigung für sein Meisterwerk gehalten wurde — und im folgenden Jahre zum General-Commissär aller französischen Festungen ernannt. Im J. 1689 erhielt er das Commando an der flandrischen Küste und 1703 den Marschallsstab. Er starb zu Paris den 30sten März 1707, alt 74 Jahre. Vauban gehört zu den großen Männern in Frankreich (Turenne, Condé und Luxemburg), welche die Kriegskunst vervollkommneten, und dadurch Frankreich eine so große Ueberlegenheit über andre Mächte eine geraume Zeit hindurch verschafften. Er hat die Kunst, Plätze zu befestigen und feste Plätze anzugreifen, auf einen Grad der Vollkommenheit gebracht, den man vor ihm nicht kannte; sein System ist noch immer unter dem Namen von Vaubans Manier bekannt. Er hat mehr als 300 Plätze befestigt, und die Belagerungen von 53 Festungen dirigirt, kam aber nie selbst in den Fall, sich in einer Festung vertheidigen zu müssen. Als im Anfange des 18ten Jahrhunderts, im spanischen Erbfolgekriege, das Kriegsglück von den französischen Heeren wich, gingen auch die beiden wichtigsten Werke Vaubans, die Festungen Landau (1704) und Lille (1708), verloren. Man schreibt ihm ein sehr geschätztes Werk über die Befestigungskunst zu. Vaubans Thätigkeit erstreckte sich auch auf andre Gegenstände; er war Statistiker und politischer Arithmetiker. Es wird ihm ein Werk: Projet d'une Dixme Royale, zugeschrieben; in diesem ist eine bis dahin nicht gemachte Berechnung des Flächeninhalts und der Bevölkerung Frankreichs enthalten. Auf königlichen Befehl, den Vauban veranlaßt hatte, mußten die Intendanten der verschiednen Provinzen,

die Data einſenden, aus welchen Vauban ſeine Berechnungen fertigte. Wenn man auch in der Folge gegen dieſe Berechnungen, bei fortgeſetzten Nachforſchungen, einige Einwendungen machte, und die Angabe des Flächeninhalts für zu groß, die der Bevölkerung aber für zu gering hielt; ſo bleibt doch Vauban das Verdienſt, dieſe für die Staatswirthſchaft ſo wichtigen Unterſuchungen zuerſt angeſtellt zu haben.

Vaucanſon, ein franzöſiſcher Mechaniker des vorigen Jahrhunderts, gebürtig aus Lyon, geſtorben 1789. Er hat ſich durch ſeine künſtlichen und ſinnreichen Automaten (ſ. d. Art.) auch im Auslande berühmt gemacht. Dieſe Automaten ſind: a) eine Ente von Meſſing, die alle Bewegungen einer lebendigen Ente macht, das vorgeſtreute Futter verſchlingt, und es auf dem gewöhnlichen, Wege wieder von ſich gibt; b) ein provenzaliſcher Schalmeipfeifer; c) der berühmte Flötenſpieler. Dieſes letztre ſtellt eine Figur in gewöhnlicher Mannshöhe, auf einem Piedeſtal ſitzend, vor, in welchem ein Triebwerk und Blaſebälge angebracht ſind, durch die der Wind ſo in die verſchiednen Theile der Maſchine geleitet wird, daß ſie die Lippen des Flötenſpielers und ſeine Finger auf der Flöte ganz regelmäßig bewegen. Vaucanſon zeigte dieſes Automat ſchon 1738 in Paris, und erklärte den Mechanismus deſſelben in einer Abhandlung, die er unter dem Titel: le Mecanisme du fluteur automate par Vaucanson, Paris 1738 herausgab. In der Folge kam es, nebſt den andern Maſchinen, in die Hände eines Mechanikers Du Moulin, der es in Deutſchland zeigte, und dann nach Petersburg brachte. Im J. 1781 kaufte es der bekannte Hofrath und Profeſſor Beireis in Helmſtädt, wenigſtens ſind alle drei Automaten in dem Verzeichniſſe einer Sammlung Seltenheiten aus allen Reichen der Natur zuſammengebracht durch ꝛc. Beireis, Helmſtädt 1811 aufgeführt, und wurden, wie die übrigen Gegenſtände dieſer ſonderbaren Sammlung, öffentlich zum Kauf ausgeboten.

Vaucluſe (vallis clausa), ein kleiner Flecken in einem Thale unweit Avignon, von welchem ein Departement in Frankreich den Namen Departement von Vaucluſe erhalten hat. Petrarka, deſſen Vater dem päpſtlichen Hofe nach Avignon gefolgt war, wo der Dichter einen Theil ſeiner Jugend verlebte, wählte dieſen Ort, wo er die Bekanntſchaft ſeiner geliebten Laura gemacht hatte, eine Zeit lang zu ſeinem Aufenthalte, wovon man noch die Spuren zu bemerken glaubt. Bei Vaucluſe entſpringt, zwiſchen eng geſchloſſenen Felſen, aus einer Höhle, die Sorgue (Sourgue), ein ſonſt unbedeutender Fluß, der aber gleich beim erſten Urſprunge ſtark iſt, ſich von hohen Felſen in verſchiednen Cascaden herabſtürzt, und nach einem Laufe von ungefähr zwei Meilen durch eine der anmuthigſten Gegenden, bei Avignon in die Rhone fällt. Die Quelle dieſes Fluſſes und ſein Waſſerfall iſt durch Petrarca's Geſänge berühmt geworden, beſonders durch die, ihr und dem Andenken an die erſte Zuſammenkunft mit Laura gewidmete Ode: chiare, fresche e dolci acque, die für eine der ſchönſten des Petrarca gehalten wird, und von ſeinem Landsmanne Flaminio lateiniſch, von Voltaire aber franzöſiſch, ſehr glücklich überſetzt worden iſt.

Vaud (Pays de), ſ. d. Art. Waadtland.

Vaudeville, ein Gattung französischer leichter Lieder — eine Art Volkslied, das aus mehrern Strophen (couplets) besteht und heitern, öfters auch satirischen Inhalts ist, und im letztern Falle irgend eine komische Begebenheit des Tages, eine lächerliche Sitte oder Thorheit des Zeitalters schildert. Ein Haupterforderniß des Vaudeville ist, daß es eine leichte, gefällige Melodie habe, und daß das Hauptwort oder der Hauptgedanke am Ende jeder Strophe mit passenden Veränderungen wiederholt werde. Die kleinen, leichten, mit Strophen aus solchen Liedern durchwebten, Schauspiele, die auf dem, seit 1791 zu Paris eröffneten, Théâtre du Vaudeville aufgeführt werden, und Comédies-Vaudeville heißen (s. d. Art.), endigen mit einem Vaudeville; jede der spielenden Personen singt eine Strophe desselben, die auf den Charakter, den sie im Stücke vorstellte, Bezug hat. Man hat neuerlich den Versuch gemacht, diese Art Theaterspiele auch in Deutschland einzuführen, allein es fehlt uns, wie Reichard (der allerdings das Verdienst hatte, mit seinem Liederspiele: Lieb' und Treue, den Anfang gemacht zu haben) bemerkt, an witzigen und satirischen Liedern, um denselben Effect zu erreichen, der in Frankreich damit erreicht wird. — Ueber die Etymologie des Worts sind die Meinungen verschieden. Das Wörterbuch der französischen Akademie leitet es von Vau de Vire, einem Thale in der Normandie, her, wo dergleichen Gedichte gesungen worden seyn sollen. Aber diese Herleitung ist unstreitig gezwungen; natürlicher scheint es, daß Vaudeville einerlei Ursprung habe mit dem Worte vau-deroute, ein jäher, abhängiger Weg, das nur noch in der Redensart fuir à vau-de-route, über Hals und Kopf fliehen, sich gleichsam von der Anhöhe herabstürzen, gebräuchlich ist. Beide Ausdrücke scheinen von dem lateinischen Worte vaedare, gehen, abzustammen, und dadurch zugleich ihren sehr alten Ursprung zu beurkunden. Es würde daher auch vergebliche Mühe seyn, den Erfinder des Vaudeville erforschen zu wollen. Aus dieser Etymologie geht aber auch die Bedeutung des Worts Vaudeville hervor, daß es nämlich ein Lied sey, das häufig in der Stadt gesungen wird, und gleichsam von Mund zu Munde geht. Man würde es jedoch mit Unrecht durch unser deutsches Gassenhauer, eine Benennung, die gewöhnlich nur im verächtlichen Sinne gebraucht wird, übersetzen.

Vauxhall ist der Name eines der vielen Vergnügungsörter in der Nähe von London. Es ist ein äußerst angenehmer, in einer kleinen Entfernung von der Stadt, am Ufer der Themse gelegener Garten, in welchem einzelne Baumpartien, Arkaden, Alleen und viele Pavillons sind. An den sogenannten Galla-Nächten, wenn der Geburtstag irgend eines Mitglieds der königlichen Familie gefeiert wird, ist dieser Garten prachtvoll erleuchtet, und wird dann wohl von mehr als 12,000 Menschen besucht. Instrumental- und Vocal-Musik, Tanz, Feuerwerke und andere optische Vorstellungen unterhalten die Gesellschaft, auch der Gaumen kann hier auf alle Art befriedigt werden. Alle deutsche Reisende, welche über England geschrieben haben, und neuerlich Johanna Schopenhauer (Th. II. S. 208.) schildern diesen Ort und die Unterhaltung daselbst als äußerst reizend. — Man hat angefangen, auch in Deutschland gesellschaftliche Versammlungen zu Musik und Tanz Vauxhall zu nennen.

Vedam, Wedam, ist eines der heiligen Bücher der Hindus, welches die Offenbarungen ihrer Götter enthält, von den Brami-

nen aber von den Laien verborgen gehalten wird. Es ist in der Gaunersprache gesprochen, der Religionsgesellschaft der Juden (s. d. Art. Handschuh).

Bedette, eine Schildwache zu Pferde im Felde. Die Wort kommt ursprünglich aus dem Französischen: vedette, und bedeutet, heißt a) ein Wachthurm, auf welchem man weit in die Ferne umsehen kann, b) eine Reiterschildwache. Die Bedetten am deutlichsten Orte aufzustellen und die Schildwachen zu instruiren, gehört mit zu der Theorie des kleinen Krieges, die einem Offizier der leichten Cavallerie unentbehrlich ist. Es ist vorzüglich, jene Wissenschaft einem als Bedette aufzustellen, damit einer den andern gehörig unterrichten könne. Die Bedette muß noch Geschicklichkeit und Muth besitzen, um sich in Gefahr zu setzen, sich selbst zu retten, und Nachricht geben, oder auch noch dem Feinde ein Stück abzugewinnen. Sie müssen deshalb öfters und, um sie heute nicht zu tief zu ermüden, öfters abgelöst werden.

Bega, s. Lupe de Vega.

Bega (Georg Freiherr von), Oberlieutenant beim k. k. Pompiersdarbiniercorps und Ritter des militairischen Marien-Theresien-Ordens. Er war 1754 zu Sagonig im Herzogthum Krain von armen Landleuten geboren, studirte in Laibach philosophie und Mathematik und wurde darauf Cadet im Kaiser Joseph II. ternir. chu. auf seinen Reisen als einen talentvollen Kopf kennen, und gab ihm eine Lieutenantsstelle im 10ten Regimente. Hier war er so lange Zeit die Mathematik lehrte. Er wurde, nachdem er zu abcrschiedenen Diensteleistungen gebraucht war, um 1791 Sept. 1796 unweit Nastrurf, von einem Pulverwagen, der beim Feuern eines Geschützes Feuer gefangen, entweder, und sein Leichnam in die Luft mit geworfen. Man wurde nachher lange, daß Bega sich in einem Anfalle von Schwermuth selbst in die Luft gesprengt habe, welche 1812, nach 16 Jahren, wurde der Mörder entdeckt. Bega war ein Mathematiker von ungemeinem Scharfsinn und Genialität, und viele Gelehrte machten ihn zu ihrem Correspondenten. Er bekannt, vorzüglich aber sein logarithmisch-trigonometrisches Handbuch (Leipzig 1793, 1800, 4.) und seine logarithmisch-trigonometrischen Tafeln (ebend. 1792, 8. Aufl. 1814, 8.). Er war Mitglied der k. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen und anderer Akademien, auch war sein Name in den Freiherrenstand erhoben imk. von den Landsassen der Steiermark unter ihre Zahl aufgenommen.

Begetabilien (Naturerschichte), Pflanzen, sind diejenigen organisirten Körper in der Natur, denen die willkürliche Bewegung, welche den Thieren eigen ist, gänzlich mangelt, und die bey den Mineralgeschlecht durch Kunstein einander nicht aber, wie die Thiere, ihre Speise durch eine besondere Oeffnung zu sich nehmen. Diese Eigenschaften der Pflanzen begreift man unter dem Namen der Vegetabilität. Die Erfahrung lehrt dennoch, daß einzelne Theile derselben, wenn sie gesund, munter, lebhaft, gesund. Daher heißt Vegetation eigentlich das Wachsthum und das Fortschreiten der Pflanzen. Eine üppige Vegetation sagt man, wenn in irgend einer Gegend Baum-, Garten- und Feldgewächse auf gedeihen, wenn sie in ungewöhnlicher Stärke hervorgebracht werden. In einer schlimmen Bedeutung hingegen wird vege-

tiren von einem Menschen gesagt, der entweder aus Trägheit oder aus physischer Schwäche, bloß seinen Körper nährt, ohne mit dem Geiste thätig zu seyn, mithin ein bloßes Pflanzenleben führt. — Vegetabilisch ist alles, was aus Pflanzen bereitet wird, z. B. vegetabilische Kost, wenn man bloß von Brod und Zugemüsen lebt, ohne Fleischspeisen zu genießen; vegetabilische Säuern (Pflanzensäuren) sind diejenigen Säuern, welche aus Materien gezogen werden, die aus dem Pflanzenreiche abstammen.

Vehikel (lat. vehiculum, ein jedes Fahrzeug, womit man etwas fortschafft), ein jedes Mittel, eine Sache zu befördern und zu ihrer eigentlichen Bestimmung zu bringen; ein Beförderungs-, Hülfsmittel, z. B. eine Schrift, die der ersten Ansicht nach ganz andre Sachen enthält, als ihre eigentliche Tendenz ist. Bei den Aerzten ist es ein Mittel, mit welchem sie ein anderes, das sonst wegen des Ekelhaften ꝛc. nicht leicht allein gegeben werden kann, versetzen.

Vehmgerichte (heimliche Gerichte — westphälische Gerichte) waren im Mittelalter eine ganz eigene Criminalanstalt in Deutschland, welche die Stelle der damals sehr mangelhaften und ganz in Verfall gerathnen Justizpflege, besonders in peinlichen Sachen, ersetzen sollte. Sie hatten ihren Ursprung und Hauptsitz in Westphalen, und ihre Verhandlungen wurden mit dem größten Geheimnisse betrieben; daher nannte man sie westphälische oder heimliche Gerichte. Ueber die eigentliche Bedeutung des Wortes Vehm sind die Meinungen verschieden. Die wahrscheinlichste Herleitung ist wohl von dem alten sächsischen Worte verfehmen, das so viel als verbannen, verfluchen, bedeutet. Vehmgericht ist also in diesem Sinne ein Tribunal, das den Verbrecher verbannen und für vogelfrei erklären kann. Obgleich diese Gerichtsstühle selbst ihren Ursprung von Carl dem Großen herleiten, so ist dieser Umstand doch nie mit historischer Gewißheit bewiesen worden; kein gleichzeitiger Schriftsteller erwähnt etwas davon, und man findet überhaupt vor dem 12ten Jahrhunderte keine bestimmte und deutliche Nachricht von ihnen. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß sie erst nach dem Falle Heinrichs des Löwen (1182) entstanden sind, oder doch sich weiter ausgebildet und größeres Ansehen erhalten haben. Als das Herzogthum Sachsen aufgelöset wurde, erhielt der Erzbischof zu Cölln von Heinrichs Ländern Engern und Westphalen unter dem Namen eines Herzogthums. Damals mögen, bei der in der Gerichtspflege eingerissenen gänzlichen Unordnung, an die Stelle der Gerichte, welche vorher die Bischöfe oder die königlichen Commissarien (Missi regii) hielten, diese heimlichen, oder — wie sie sich selbst nannten — Freigerichte, getreten seyn. Während der allgemeinen Anarchie, die zu jenen Zeiten in Deutschland herrschte, konnte es ihnen leicht werden, sich ein furchtbares Ansehen zu verschaffen, und die Kaiser vergrößerten dasselbe in der Folge dadurch, daß sie selbst diese Freigerichte bisweilen zu ihren Absichten brauchten, um mächtige Große dadurch zu schrecken. In den Zeiten, wo Gewalt alles und Recht nichts galt, konnten diese heimlichen Gerichte allerdings bisweilen wohlthätige Wirkungen hervorbringen, und vor ihrem Urtheilsspruche, der plötzlich erschien und vollzogen wurde, mußte selbst der kühnste Frevler zittern. Aber diese Gerichte ar-

teten in der Folge aus, banden sich nicht mehr an Gesetze und Vorschriften, mißbrauchten das Ansehn, das sie an sich gerissen hatten, und das Geheimniß, in das sie sich hüllten, diente zuletzt bloß dem Eigennutz und der Bosheit zum Deckmantel. Durch die große Menge ihrer Mitglieder, die überall verbreitet waren, wurde es ihnen möglich, ihre Wirksamkeit über ganz Deutschland zu erstrecken. Wer in irgend einer deutschen Provinz eine Foderung an einen Andern hatte, der ihm vor seinem ordentlichen Richter nicht zu Recht stehen wollte, wendete sich an ein westphälisches Gericht, und verschaffte sich von demselben Ladungen und Urtheile. Es war daher kein Wunder, daß so viele Stimmen sich gegen sie erhoben, und daß im J. 1461 verschiedene Fürsten und Städte in Deutschland, denen auch die schweizerischen Eidgenossen beitraten, unter sich Vereine errichteten, um einen jeden bei sich Recht finden zu lassen, aber auch durch alle Mittel zu verhindern, daß Niemand solches in Westphalen bei dem heimlichen Gerichte suche. Dergleichen Vereine wurden in der Folge öfters gemacht, und von einzelnen Ständen des Reichs besondere kaiserliche Schutzbriefe gegen die Anmaßungen der westphälischen Gerichte verlangt. Die Kaiser selbst wagten es nicht, sie aufzuheben, vielleicht fanden sie es auch gerathen, dieselben fortdauern zu lassen; sie ließen es bloß bei fruchtlosen Versuchen bewenden, Reformen in der Verfassung der heimlichen Gerichte einzuführen. Aber diese waren kühn genug, sich den Kaisern zu widersetzen. Ihre Wirksamkeit hörte dann erst völlig auf, als in Deutschland der allgemeine Landfriede errichtet, eine verbesserte Gerichtsform und die peinliche Halsordnung eingeführt worden waren. Das letzte Vehmgericht wurde 1568 bei Zelle gehalten. Am berühmtesten und furchtbarsten waren die heimlichen Gerichte im 14ten und 15ten Jahrhunderte. Ihre eigentlichen Sitze waren in Westphalen; es gab deren aber auch in Niedersachsen und selbst in einigen andern deutschen Provinzen, doch hatten sie in diesen letztern ein weit geringeres Ansehen, und ihre Gerichtsbarkeit war bloß auf einen gewissen Distrikt eingeschränkt. Bei dem Geheimniß, in welches diese Gerichte sich verbargen, ist von ihrer innern Einrichtung wenig bekannt geworden; die Phantasie neuerer Dichter hat zwar einzelne Umstände dabei ausgemalt, aber die historischen Beweise darüber fehlen. Der Vorsitzer des heimlichen Gerichts hieß der Freigraf — Grafen hießen in frühern Zeiten die, welche in den Provinzen im Namen des Königs Recht sprachen —; seine Beisitzer, die bei den Urtheilen stimmten und sie vollzogen, hießen Freischöpfen, ihre Sitzungen Freidinge, und der Ort, wo die Sitzung gehalten wurde, der freie Stuhl. Der freien Schöpfen war eine außerordentliche Menge, in allen Provinzen und Städten Deutschlands gab es deren. Man behauptet, daß ihre Anzahl sich auf hunderttausend erstreckt habe. Eben durch diese weite Verbreitung des Bundes gelangten die heimlichen Gerichte zu einem so gewaltigen und furchtbaren Ansehen. Die Freischöpfen erkannten einander an gewissen Zeichen und Losungen, welche den Nichteingeweihten unbekannt waren; daher wurden sie auch die Wissenden genannt. Sie band ein furchtbarer Eid, denn sie gelobten, „die heilige Vehme halten zu helfen und zu verhehlen vor Weib und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Feuer und Wind, vor allem, was die Sonne

bescheint, der Regen netzt, vor allem, was zwischen Himmel und Erde ist." Sie erkannten den Kaiser als ihr Oberhaupt an, und machten ihn deßhalb meistentheils bei seiner Krönung in Aachen zum Mitwissenden. Die Aufnahme sollte, nach strenger Regel, nur auf rother, d. h. westphälischer Erde geschehen. Die Sitzungen des Gerichts waren öffentliche und heimliche; jene wurden bei Tage, unter freiem Himmel, diese des Nachts in einem Walde, oder in unterirdischen, verborgnen Orten gehalten. In beiden waren die zu beurtheilenden Gegenstände und der Gang des Processes verschieden. Die Verbrechen, über welche die heimlichen Gerichte sich das Urtheil anmaßten, waren: Ketzerei, Zauberei, Nothzucht, Diebstahl, Raub und Mord. Die Anklage geschah durch einen Freischöpfen, der, ohne weitern Beweis zu führen, durch Ablegung eines Eides versicherte, daß der, den er anklagte, wirklich das Verbrechen begangen habe. Der Angeklagte wurde nun dreimal vor das heimliche Gericht citirt, indem man die Citation insgeheim an die Thüre seiner Wohnung oder in deren Nähe heftete; der Ankläger blieb unbekannt. Wenn der Angeklagte auf die dritte Ladung nicht erschien, so wurde er in einer feierlichen Sitzung des Gerichts, die man die heimliche Acht nannte, noch einmal vorgeladen, und wenn er auch diesmal ausblieb, verfehmt, das hieß, den Freischöpfen Preis gegeben. Der erste Freischöpfe nun, der den Angeklagten traf, knüpfte ihn an einem Baume, nicht an einem Galgen, auf, zum Zeichen, daß ein Freischöpfe es gethan habe. Wehrte sich der Verurtheilte, so hatten die Freischöpfen das Recht, ihn niederzustoßen. Sie legten dann ihr Messer neben den Körper, ebenfalls um anzuzeigen, daß es kein Mord, sondern die von einem Freischöpfen vollzogene Strafe wäre. Wie viel unverantwortliche Justizmorde auf diese Art aus Rache, Eigennutz oder Bosheit begangen worden seyn mögen, läßt sich leicht denken. Der Freischöpfe, der einem Verurtheilten einen geheimen Wink zu seiner Rettung gab, wurde selbst mit dem Tode bestraft. Wie leicht war es aber auch möglich, daß mancher Furchtsame oder Schwache durch einen Wink auf diese Art aus seiner Heimath entfernt werden konnte, ohne wirklich angeklagt worden zu seyn. — Mit vollem Rechte kann man diese geheimen Gerichte die abscheulichsten Mißgeburten von Justizanstalten nennen, die es bei einem gesitteten Volke jemals gegeben hat. Denn was kann entsetzlicher gedacht werden, als Richter, die die Gründe ihrer Urtheile nie bekannt machen, nie von der Ausübung ihrer Gewalt Rechenschaft geben wollen, und die, ohne den Angeklagten zu hören, die Urtheile auf meuchelmörderische Art vollziehen lassen. Die Vehmgerichte sind ein Schandflecken in der Geschichte der Deutschen.

Veitstanz, eine Krankheit, die in ältern Zeiten bekannt war; die Leute, welche davon befallen wurden, fingen an zu tanzen. In neuern Zeiten haben die Aerzte ähnliche krampfhafte Zufälle, die aber zum Glück äußerst selten sind, den Tanzkrampf genannt. Was die alten Chroniken von Personen erzählen, die, zur Strafe ihrer Ruchlosigkeit, ein ganzes Jahr hindurch getanzt haben sollen, gehört wahrscheinlich zu den frommen Erdichtungen, durch welche man der eingerissenen Tanzwuth steuern wollte.

Veleda, Velleda, eine berühmte Prophetin der alten Deutschen, die der Sage nach im ersten Jahrhundert unserer Zeit-

rechnung im Lande der Weissagung ein Thor der Hoffnung schließt. Die Wahrheit in einem hohen Thurme, und Lüge weder jenen noch gegenüber wohnen; jenen nähmlich Vernunften sind wie es scheinet, die Vermittler zwischen ihr und ihnen zu thun. Die sie besuchten. Die Männer hatten große Furcht vor dieser Prophetin, weil sie auf die Gemüther der Deutschen großen Einfluß ausübte. Uebrigens war alles in tiefem Dunkel: man wußte nähmlich nur so viel von den Verhältnissen dieser Prophetin zur nicht angehen kann. Mittelalter ist sie mehr als ein besonderer Charakter, denn sie eine eigene Person zu betrachten. Sie ist eine Vorstellung, welche mit den Thüringen und Vogtland bekannte Gestalt Holle oder Frau Holde mit ihr in Verbindung bringen möchte.

Velin (franz.), das feine Pergament, das aus Kalbhaut, und zwar von ungeborenen Kälbern (velin) gemacht wird. Velinpapier (papier velin), Papier, das so weiß und so glatt ist, wie Pergament; auch das bedruckte Papier mit den Randbildern, wie bei dem großherzoglichen Papier, sichtbar sind.

Velites waren bei den Römern jene leichtbewaffneten Soldaten, die nicht im Glieder stehen, sondern vor den Fronte quieren, sich nöthigenfalls zwischen die Glieder des ersten Treffens flüchtig zurückziehen, und endlich hinter Schanzpfählen Zuflucht finden. Sie waren deutlich von den Hastatis und Principibus unterschieden. Das dahin verbannende lateinische Wort velitatio, das Scharmützen, wird erst von Livius gebraucht. Die Velites gehörten, wie die Hastati, geschwind zu bezeichnen. Bei den französischen Infanterie-Regimentern wurden unter der kaiserlichen Regierung auch Velites eingeführt. Bei der österreichischen Armee waren sie bei den leichtesten regimentern als Landwehr sich befindlichen Mannen ebenfalls Velites.

Velten. Der Abbate Velten hat sich durch einen merkwürdigen Versuch der Uebersetzung der Bibel in das Arabische bekannt gemacht. Als ein gebohrner Maltheser war er mit dem arabischen Dialekte, der noch heute auf Malta gesprochen wird, vertraut. Er hatte sich lange an den Küsten der Barbarei bereist zu haben. Dort, sah er wohl, daß er in einer Mischee eine Handschrift gefunden und an sich gebracht, welche weder der arabischen gewöhnlichen Bücher des Islams, noch der arabischen Sprache entspräche. Nächstdem besaß er auch seinem Vorgeben eine Handschrift voll der mächtigsten Urkunden aus der Zeit des Khalifats, wie wir sich einen Begriff von dem Ansehen dieser arabischen Fürsten hervorrufen könne, das derselbe gleichfalls dem Namen nach gehabt habe. Jene Urkundensammlung war von dem Prinzen Abdallah, der weit jünger sey, als sein Bruder der Abdi auf Sicilien, der sich auf der Insel Rogers herumtreiben, geschrieben worden wurden. Velin sah dem Prinzen am Aussehen und seinen Schätzen Wahrheit und Land, besonders waren jener Urkundensammlung, die ausklärte Aufnahme. Sowohl der Sache diplomatisch, als auch der Lüsten sollten möglichst rote einer von Velin gefertigten Uebersetzung zur Einsicht, Reisen im Druck erscheinen. Es sonderbar auch war, daß Velin Reisen in Deutschland nie aus den Händen und auch nur mit höchster Vorsicht und Schicksersicht seinen Personen, die kein Arabisch verstanden, vorliege. So konnte man doch seinen Argwohn schöpfen, da die Proben der Originale und der Uebersetzung schwerlich zu vergleichen waren. Personen, welche sogar wurden, ihren Beifall erheilten. Selbst Graf Thaden, dem

zu gleichem Zwecke ein Bruchstück des Livius zugesandt worden, konnte Vella's divinum ingenium nicht genug preisen. So erschien der Codex diplomaticus (in einigen Quartbänden) und der erste Theil des Livius in einem starken Foliobande gegen Ende des vorigen Jahrhunderts. Da trat unerwartet der bekannte Joseph Hager, ein Mann, der selbst nicht ohne gelehrte Charlatanerie und des Arabischen wenig kundig ist, auf, und machte bemerklich, daß in Vella's Livius gewisse Eigennamen ganz anders geschrieben wären, als sie die Araber schrieben; er behauptete ferner, die Inschrift des Siegelrings stimme mit Vella's Uebersetzung nicht überein, ohne daß er sie jedoch zu übersetzen wagte. Aus diesen und andern äußern Umständen zog Hager den Schluß, daß ein Betrug zum Grunde liege. Er machte dies in einer kleinen Schrift bekannt. Jetzt fiel den gelehrten Prüfern der Schleier von den Augen. Sie sahen, daß das Arabische in beiden Werken nicht die gewöhnliche Schriftsprache, sondern der verdorbene Dialect von Malta, daß der Livius eine dürftige Compilation aus den vorhandenen Quellen und ebenso der Codex dipl. ein neueres Machwerk sey. Tychsen entzifferte und übersetzte die Inschrift des Ringes, die einen Spruch des Coran enthielt. Man untersuchte jetzt die Handschriften und den Betrug war unläugbar. Vella kam ins Gefängniß und starb wahrscheinlich darin, indeß blieb über der ganzen Sache ein gewisses Dunkel. Merkwürdig ist dieser Betrug an und für sich, aber noch merkwürdiger dadurch, daß ihn ein Unwissender entdeckte, während Sachkenner sich täuschen ließen.

Velleius Paterculus, ein römischer Geschichtschreiber aus dem Zeitalter des Augustus, lebte ungefähr 20 Jahre vor und 31 Jahre nach der christlichen Zeitrechnung, und stammte aus einer angesehenen Familie in Campanien. Er commandirte die Reiterei bei der römischen Armee in Deutschland unter Tiberius, folgte diesem auch in seinen andern Feldzügen, und wurde zuletzt Prätor in Rom. Er war ein eifriger Anhänger und Lobredner des Tiberius und seines Günstlings Sejan. Man vermuthet daher auch, daß er in den Proceß des letztern (s. d. Art. Sejan) mit verwickelt worden und dabei umgekommen sey. Von seinem Auszug der römischen Geschichte, der in gutem Latein, aber nicht ohne Partellichkeit für die damals regierende Familie geschrieben ist, und viel Schmeicheleien für Tiberius und Sejan enthält, sind noch zwei Bücher übrig, von denen jedoch der Anfang fehlt. Die erste Ausgabe dieses Schriftstellers besorgte Rhenanus, Basel 1520 Fol. Die beste Ausgabe, die man von ihm hat, ist von David Ruhnken, Leyden, 1777.

Veltlin (Veltelin, Valtelin, lat. vallis tellina) eine kleine, aber in natürlicher und politischer Hinsicht merkwürdige Landschaft, sonst der Schweiz, und zwar Graubündten zugehörig, jetzt ein Theil des lombardisch-venetianischen Königreichs. Dieses Ländchen ist 8 geographische Meilen lang und 2 bis 3 Meilen breit, bildet ein überaus fruchtbares Thal, das seiner ganzen Länge nach von der fruchtbaren Adda durchströmt wird, und viele Arten Früchte, vorzüglich guten Wein hervorbringt. Es gehörte ehemals zum Herzogthum Mailand; im J. 1512 kam es durch einen Vertrag an Graubündten. Es wurde immer als ein wichtiger militärischer Punkt angesehen, daher suchten auch Oesterreich und Spanien, als dieses noch in Italien mächtig war, in der ersten Hälfte des 17ten

Jahrhunderts sich in den Besitz desselben zu setzen; die Absichten beider wurden von Frankreich vereitelt. Im J. 1620 kündigten die Veltliner den Graubündtnern den Gehorsam auf, ermordeten alle evangelischen Einwohner und errichteten eine eigene Regierung. Es entstand nun in dieser Gegend ein innerlicher Krieg, und erst im J. 1637 kamen die Graubündtner, vorzüglich durch Vermittlung Frankreichs, wieder zum ruhigen Besitz des Veltlin, bei dem sie sich auch in der Folge behaupteten. Als die cisalpinische, nachmals italienische Republik entstand, mußte das Veltlin im J. 1797 an diese abgetreten werden; es verblieb auch dem nachher errichteten Königreiche Italien, und machte einen Theil des Departements der Adda aus. Seit 1814 steht es unter österreichischer Herrschaft, und ist ein Theil der Provinz Sondrio im lombardischen Gouvernement. Die vorzüglichsten Oerter darinn — eigentliche Städte gibt es in diesem Ländchen nicht — sind die Marktflecken Sondrio oder Sonders, in einer schönen Gegend, wo der Fluß Maler sich in die Adda ergießt, mit 3500 Einwohnern, und Tirano an der Adda mit 3700 Einwohnern. — Die interessante Geschichte eines veltliner Landmädchens s. in Müllers Geschichte der Schweiz Bd. IV, Cap. 5.

Vendée, ein Departement des französischen Reichs, ehemals ein Theil des Gouvernements Poitou, und zwar der westliche oder Unter Poitou, das seinen Namen von dem kleinen Flusse Vendée erhalten hat. Es wird von den Departements der niedern Loire, der beiden Sèvres und der niedern Charente umgeben, und stößt gegen Abend an das atlantische Meer. Die Hauptörter darin sind: Fontenay, Luçon und Sables d'Olonne. Der Flächeninhalt des Departements beträgt 134 Q. Meilen; seine Bevölkerung ist, selbst nach den officiellen Berichten, sehr verschieden, von 212 bis 270.000 Einwohner angegeben worden. Das Land ist größtentheils fruchtbar und durch fleißige Cultur gut angebaut; es bringt viel Getraide hervor, und versorgt zum Theil die Hauptstadt des Reichs mit Schlachtvieh. Diese Gegend ist durch den Krieg berühmt geworden, den ihre Einwohner in den ersten Jahren der Revolution gegen die Republikaner führten, und der unter dem Namen des Vendeekriegs bekannt ist. Er wurde mit der leidenschaftlichsten Erbitterung geführt, hatte daher alle Gräuel eines Bürgerkrieges im Gefolge, und hätte der erst entstandnen französischen Republik sehr gefährlich werden können, wenn unter den Anführern der Vendeer mehr Uebereinstimmung gewesen wäre. Ueber verschiedene Vorfälle dieses Kriegs, so wie über die Absichten mancher in demselben handelnden Hauptpersonen, herrscht noch ein Dunkel, das wohl nie ganz aufgehellt werden wird. Manche Aufschlüsse sind jedoch in denen, im J. 1816 erschienenen, obgleich nicht ganz unparteiischen Denkwürdigkeiten der Marquise de la Roche-Jaquelin gegeben worden. Dieser Krieg wurde nicht bloß in den Gränzen des obenbeschriebenen Departements geführt, sondern erstreckte sich auch in drei benachbarte Departements bis an die Loire bei Nantes und Angers; aber weil er in der eigentlichen Vendée entstanden war, behielt er auch den Namen davon. Der Landstrich, in welchem er geführt worden, und der im gemeinen Leben le Bocage heißt, ist durch seine natürliche Beschaffenheit ganz zu dem sogenannten kleinen Kriege geeignet. Es gibt wenig eigentliche Waldungen da, aber viele einzelne Baumgrup-

pen; jedes Feld ist mit einer Hecke umgeben; das ganze Terrain ist überall durchschnitten. Es mußte daher regulären Truppen schwer werden, hier zu operiren, und den einzelnen, gewöhnlich unvermutheten Angriffen der mit allen Wegen und Schlupfwinkeln bekannten Eingebornen zu widerstehen. In diesem, von der Hauptstadt weit entfernten, Lande herrschte beim Ausbruch der Revolution durchaus mehr Religiosität und Sittlichkeit, und in den niedern Ständen mehr Anhänglichkeit an den Adel, als in irgend einem andern Theile Frankreichs, daher mußte auch hier die Zerstörung der Monarchie, besonders aber des religiösen Cultus durch die herrschende Partei sehr mißfallen. Wegen Neuerungen in der Religion entstanden schon im J. 1792 unter den Landleuten unruhige Bewegungen, die aber bald wieder unterdrückt wurden. Allein im folgenden Jahre wurde durch die anbefohlne Aushebung der jungen Mannschaft zum Kriegsdienste eine neue Ursache zum Mißvergnügen, und dadurch die eigentliche und nächste Veranlassung zum Ausbruche des Kriegs gegeben. Am 10ten Mai 1793 sollten zu St. Florent die jungen Leute zum Kriegsdienste ausgehoben werden; sie fanden sich ein, aber mit dem festen Vorsatze, nicht zu gehorchen. Sie setzten der Gewalt, die man gegen sie brauchte, Gewalt entgegen, und nöthigten die öffentlichen Beamten zur Flucht. Ein von seinen Mitbürgern geachteter Frachtfuhrmann, Cathelineau, stellte sich, aus Patriotismus, an die Spitze der jungen Leute, um sie der Rache der Republikaner zu entziehen. Mit einem schlecht bewaffneten Haufen von etwas mehr als 100 Mann, griff er einen Posten republikanischer Truppen von 80 Mann mit einer Canone unvermuthet an, überwältigte ihn und bemächtigte sich der Canone. Durch diesen ersten glücklichen Erfolg muthig gemacht, führte er noch am nämlichen Tage ein größeres Unternehmen aus, und siegte ebenfalls. Aehnliche Bewegungen, jedoch ohne Verabredung oder wirkliche Verbindung unter einander, entstanden sogleich in andern Gegenden; die stärksten waren in der Gegend von Fontenay, oder in der eigentlichen Vendée. Ein Perückenmacher, Gastou, war hier der erste Anführer, aber er fand bald seinen Tod. Nach ihm stellte sich der in der Folge so bekannt gewordne Charette an die Spitze der Insurgenten in dieser Gegend; späterhin nahm er seine Stellung an der Meeresküste, und wurde einer der Hauptanführer der Vendéer. Ein Förster, Stofflet, aus dem Elsaß gebürtig, führte einen andern Haufen an. Die Bewaffnung der Insurgenten war anfangs sehr schlecht, die meisten hatten nur Stöcke, Sensen und Spieße; nicht besser war ihre Cavallerie equipirt; keinem fehlte jedoch das geweihte Herz auf der Brust und der Rosenkranz im Knopfloche. Aber ihre Art zu fechten, indem sie, durch die Vortheile des ihnen bekannten Terrains begünstiget, die republikanischen Truppen unvermuthet überfielen und sich sogleich auf die Canonen stürzten, verschaffte ihnen Vortheile, Waffen und größern Muth. Selbst die Anführer der Insurgenten hatten wenig Erfahrung in der Kriegskunst; aber sie waren immer die ersten beim Angriff und feuerten dadurch den Muth ihrer Leute an. Und eben dieser Muth der Anführer, der an Begeisterung gränzte, und ihre sich schnell entwikkelnden Talente verschafften ihnen in der Folge ein so großes Uebergewicht über die republikanischen Truppen. Auch waren die Truppen, die man ihnen zuerst entgegenstellte, größtentheils selbst ungeübt und

ohne Enthusiasmus für die neue Republik. Eine Sonderbarkeit dieses Krieges war es, daß, wenn ein Gefecht geendigt, ein Unternehmen vollführt war, die Bauern sogleich wieder nach Hause und an ihre Arbeit gingen; nur eine kleine Zahl blieb bei den Anführern. Aber alle Anstalten waren getroffen, daß die Bauern im Nothfalle sehr bald wieder versammelt werden konnten. Wenn ihnen ein Angriff nicht gelang und sie zurückgeschlagen wurden, so zerstreuten sie sich einzeln, so daß es den regulären Truppen unmöglich wurde, sie zu verfolgen; sie gingen in ihre Heimath und warteten ruhig, bis sie einen Aufruf zu einem neuen Unternehmen erhielten. Die ersten Unternehmungen der Vendéer geschahen ohne durchdachten, zusammenhängenden Plan, ihre Absichten waren, bloß die Gewaltthätigkeiten der Republikaner, besonders die wiederholten Versuche derselben, die jungen Leute zum Kriegsdienste wegzunehmen, zurückzutreiben; unter den einzelnen Haufen der Vendéer war noch keine feste Verbindung, jeder agirte für sich da, wo es nöthig war. An die Spitze eines dieser Haufen stellte sich ein neuer Anführer, de la Roche-Jaquelin, der bald einige Vortheile erfocht, die den Muth der Vendéer vermehrten. Nach und nach vergrößerte sich auch die Zahl derselben, mehrere Ausgewanderte aus andern Provinzen vereinigten sich mit ihnen, selbst von den Republikanischen gingen einige zu ihnen über. Die Vendéer griffen nun selbst die Städte an, die von Republikanern besetzt waren, und bemächtigten sich ihrer. Eine Niederlage, die sie (d. 16ten Mai 1793) bei Fontenay erlitten, hielt sie nicht ab, acht Tage nachher die Republikaner an eben diesem Orte anzugreifen. Sie erhielten einen vollständigen Sieg, der ihnen 40 Kanonen, viele Gewehre, Munition und eine nicht unbedeutende Kriegscasse verschaffte. Dieser Sieg gab der Insurrection eine Festigkeit, die sie vorher nicht gehabt hatte; man errichtete nun einen obersten Verwaltungsrath, der zu Chatillon seinen Sitz haben, und alle die Landesverwaltung betreffende Geschäfte leiten sollte. Die Hoffnung der Vendéer, daß auch in andern Departements ähnliche Insurrectionen zu Gunsten der alten Verfassung entstehen sollten, blieb jedoch unerfüllt. Bisher hatte der Nationalconvent zu Paris den Aufstand in der Vendée entweder für zu unbedeutend gehalten, oder nicht Kräfte genug gehabt, ihn beim ersten Ausbruche zu unterdrücken. Die Truppen, welche er den Insurgenten bisher entgegengestellt hatte, bestanden größtentheils aus Nationalgarden oder in der Eil zusammengerafften, wenig geübten Leuten. Der Convent wollte nun mehr Ernst brauchen, und schickte Truppen eiligst nach der Vendée; später wurde auch die Garnison der, am 22sten Juli durch Capitulation an die Deutschen übergegangnen, Festung Mainz dahin gesendet. Alle Anstalten wurden getroffen, die Insurgenten von allen Seiten einzuschließen, und zu Grunde zu richten. Aber ehe noch von den Republikanern alles bewerkstelliget werden konnte, erranaen die Vendéer mehrere wichtige Vortheile. Sie nahmen am 24sten Juni Saumur weg, eroberten dabei eine beträchtliche Artillerie, viele Gewehre und Munition, machten mehrere tausend Gefangene, die sie größtentheils mit kahlgeschornen Köpfen entließen, und waren nun im Besitz eines wichtigen Postens, der ihnen den freien Uebergang über die Loire verschaffte. Bis dahin hatten die Vendéer ohne fremde Verbindung gehandelt; erst jetzt wurden ihnen entfernte Anträge von Seiten Englands

gewacht, aber eine thätige Unterstützung erfolgte noch nicht. Im September 1793 warfen die Generale der Republikaner, welche die Vendee belagert hielten, Vom 19ten bis 22sten September wurde an mehreren Orten gefochten; die wichtigste Affaire war bei Chollet. Die Vendeer waren überall geschlagen, sie durch ihre Tapferkeit oder durch heimliches Einverständniß, in jetzt noch dunkel. Die Gefechte waren mörderisch, der Gefangenen wurde fast weniger als vorher geschont; die republikanischen Truppen trugen also, wo sie die Oberhand hatten, die größten Grausamkeiten. Die Folgen des Sieges entsprachen den Erwartungen nicht ganz. Häufungen der Vendeer entfernten sich augenblicklich, die meisten schlugen sich mit kleinen Haufen von den übrigen ab. Bald sahen die Besieger sich an den Grenzen der Vendee, und hatten sie auch, wie in den sechzehn Städte verloren, bei St. Florent (im October 1793) auf das zweite über den Fluß übergesetzt, in der Erwartung, im ehemaligen Vendeischen Hauptstützung zu finden. Ihre Erwartung wurde nicht erfüllt, aber ihre Heimath wurde unterdessen von den Republikanern verwüstet. Durch viele einzelne mörderische Gefechte wurden die Vendeer, die, in der Hoffnung, bei Nantes eine Vereinigung zu bewirken, sich der Küste die Loire hinabzogen, geradezu getödtet, zum Theil aufgerieben und zerstreut. Den Rückzug über die Loire zu unternehmen, hatten auf diesem Punkte die Vendeer den Entschluß nicht, die, welche als Verwundete oder Gefangene in die Hände der Republikaner fielen, von diesen aber Schonung erhielten, wurden von den Republikanern ihre Siege theuer genug, aber die Lage der Vendeer war verzweiflungsvoll. Gegen Ende des Decembers 1793 kamen sie an die Loire zurück, aber sie hatten auch ihre letzte Hoffnung nicht mehr möglich; das Treffen bei Savenay (d. 23sten December) stürzte die Armee der Vendeer völlig auf. Diese Lösung war, wie bereits gesagt, eine mörderische. Jetzt wurde sie rechtlos. Aber noch schrecklicher war das Schicksal, das, nach jener Niederlage, die Vendeer und ihre unglücklichen Familien erlitten. Sie wurden buchstäblich mit Feuer und Schwert verfolgt. In den sogenannten Carrier, dem die strengen Befehle des Nationalconvents noch zu mild, und die gesetzlichen Formen zu langsam waren, wurden in wenigen Monaten gegen 15000 Menschen hingerichtet. Der Convent zu Paris hielt sein blutiges Treiben für beendigt, aber er rottete nur den Widerstand, nicht den Widerstand selbst. Die Guillotine, die Carrier, die Noyades (Ertränkungen) hatten nicht vermocht, den Geist der Vendeer zu beugen, ihnen Ruhe und Gehorsam einzuflößen. Sie hatten nur die Grausamkeit selbst, die Wuth der Verzweiflung, die Rachsucht über das Maß gereizt. Die Vendeer, die sich nach der Niederlage bei Savenay in die Wälder geworfen hatten, waren nicht vernichtet, sondern mehr als eine Armee bestehen anzusehen. Die Partheien dieses ungeheuren Kampfes waren jetzt nicht so sehr die Republikaner und Royalisten, als der Barmherzigkeit und Erbitterung, mit welcher er von den Insurgenten geführt wurde, brachte in der Folge den Nationalconvent in die Nothwendigkeit, in jeder einzelnen Gau ein heeres die Gewalt der Waffen zu wenden. Nach dem Sturze der Jako-

nannten Robespierre erließ der Convent am 4ten December 1794. auf Carnots Vorschlag, einen Aufruf an die Insurgenten, worin diese blos als Verirrte und Betrogene, als Leute angesehen wurden, ihre Heimath aufzusuchen, und ihnen Verzeihung und völlige Vergessenheit aller Geschehenen feierlich versichert wurde. Am 16ten December 1795 fand zu Nantes eine Zusammenkunft, zwischen den vom Nationalconvent abgeordneten Deputirten und einigen Häuptern der Insurgenten, vorzüglich Chouans, statt. Man verabredete sich, über die Punkte, daß eine allgemeine Amnestie Statt finden, die Bewohner die französische Republik anerkennen, dafür aber ihnen angeführte Zurückbau der Religion, Abschaffung der Assignaten, und Entschädigung für erlittenen Verlust bewilliget werden sollten. Unter diesen Bedingungen nahmen zwar Charrier der Insurgenten-Chouette und Cormatin, mit ihren Leuten, die Waffen nieder, und auch der meiste Anführer der Insurgenten, Stofflet, und die Chouans mit den Republikanern in der Nähe von Nantes vereinigte Parthey. Die Landung einiger tausend französischer Emigranten auf Quiberon (s. d. Art.) am 28sten Juni 1795, die von den Engländern unterstützt wurde, gab den Royalisten in Frankreich neuen Muth, sich wieder zu den Waffen zu setzen. Charette erklärte in einem Manifeste, daß die Republikaner den Frieden gebrochen hätten, und führte die ersten Gründe der blutigen Acte für sich an. Die Insurgenten gingen bei Sohnes Ludwigs XVIII an. Aber das Unternehmen der auf Quiberon gelandeten Emigranten, von welchem man einen ganzen Erfolg erhofft hatte, wurde durch die Tapferkeit der republikanischen Generals Hoche in einem Tage d. 21sten Juli) ganz zu Grunde gerichtet. Nach der Niederlage der Briten in der Bucht mit ohngefähr 8ehnung gegen die Einwohner, aber auch mit kaltster Thätigkeit in Verfolgung der Anführer der Insurgenten, sodaß Einer der ersten verhaftet, Puisaye, in der Nähe von Lehrent 1795 gefangen und am folgenden Tage zu Angers erschossen. Charette, der nur noch wenige Anhänger um sich versammelt konnte, irrte noch einige Zeit umher, wurde aber endlich in einem Gefechte verwundet worden war, am 29sten May gefangen und drei Tage nachher zu Nantes erschossen. Mit dem Tode dieses Hauptanführers hörte der bürgerliche schreckliche Krieg in der Vendée auf, die noch übrigen wenigen Anführer der Insurgenten unterwarfen sich der Republik und erhielten Verzeihung und Sicherheit, und auch in der Vendée selber hergestellt, und die Ruhigung behauptete seitdem diesen Landstrich immer mit einer gewissen Sehnung, aber doch nicht mit Zuneigung gegen die Regierung der Einwohner. Dieses Mißtrauen äußerte sich vorzüglich unter Napoleons Herrschaft; Einverkerungen und Verbannungen royalistisch Gesinnter waren in der Vendée nicht ungewöhnlich. Aber eben da entstanden auch, als die Aussicht zu einer Veränderung der Regierung sich zeigte, royalistische Bewegungen zu Gunsten des Bourbons. Daß seitdem diese Familie wieder den französischen Thron bestiegen, nach persönlichen Aktionen, neue Bewegungen in der Vendée entstanden, davon ist soviel die Veranlassung, in der Geschichte noch unbekannt (f. und Poffelts Annalen Jahrg. 1796. St. 3. 4. 7.).

Vendomie, ein berühmter Name in der französischen Geschichte. Die Vendome waren natürliche Abkömmlinge Heinrichs

IV. und seiner bekannten Geliebten, der schönen Gabrielle d'Estrées, die ihm zwei Söhne, Cäsar und Alexander Vendome, gebar. Unter den Nachkommen derselben hat sich Ludwig, Herzog von Vendome als Feldherr unter Ludwig XIV. vorzüglich ausgezeichnet. Er war 1654 geboren, machte frühzeitig die Feldzüge in den Niederlanden mit, erhielt dann das Commando einer französischen Armee in Spanien, und nahm 1697 Barcelona ein. Beim Ausbruche des spanischen Erbfolgekriegs wurde ihm, nachdem der sorglose Marschall Villeroi (1702) in Cremona gefangen worden war, das Commando der französischen Armee in Italien übergeben. Hier lieferte er bei Luzzara im Mantuanischen (den 15ten August 1702) dem Prinzen Eugen ein Treffen, das zwar nicht viel entschied, doch konnte Vendome es wagen, im Frühjahr 1703 durch Tyrol in Deutschland einzudringen, um sich mit Bayern zu vereinigen. Er drang bis Trient vor, aber der weitere Versuch wurde durch den tapfern Widerstand der Tyroler vereitelt. Vendome entwaffnete hierauf die Truppen des Herzogs von Savoyen, der sich plötzlich wider Frankreich erklärt hatte, nahm verschiedene Festungen desselben ein, und belagerte zuletzt Turin. Aber er wurde von da abgerufen, um die Fehler, die Villeroi in den Niederlanden begangen, und wodurch er der französischen Armee die Niederlage bei Ramilliers zugezogen hatte, wieder gut zu machen. Vendome konnte hier anfangs nichts weiter thun, als daß er durch meisterhafte Märsche die weitern Unternehmungen des Herzogs von Marlborough vereitelte. Im Jahr 1708 nahm er Gent, Brügge und andere Oerter in Flandern und Brabant ein. Aber nun wurde ihm der Herzog von Bourgogne im Commando vorgesetzt, und die Uneinigkeit zwischen beiden veranlaßte die Niederlage der Franzosen bei Oudenarde (den 11ten Juli 1708), die nicht erfolgt seyn würde, wenn Vendome's klügerer Rath befolgt worden wäre. Die bekannte Maintenon hatte zu viel Einfluß auf Ludwig XIV. besonders in Besetzung der Stellen. Daher wurden die geschicktesten und erfahrensten Generale, wenn sie das Unglück hatten, ihr zu mißfallen, nur im höchsten Nothfalle herbeigerufen, um die begangnen Fehler zu verbessern, aber auch bald wieder zurückgesetzt, um ihren Günstlingen Platz zu machen. In diesem Falle befand sich auch Vendome. Er wurde jetzt wieder von der Armee abgerufen, und blieb zwei Jahre lang unthätig. Als aber in Spanien die Angelegenheiten Philipps V. sich immer mehr verschlimmerten, baten die Spanier Ludwig XIV. um Vendome. Seine Ankunft in Spanien belebte die Nation mit neuem Muthe; er hatte bald eine Armee und Geld beisammen, und benutzte den allgemeinen Eifer sehr gut. Er führte Philipp V. nach Madrid zurück, schlug (den 9ten December 1710) den österreichischen General Stahremberg bei Villaviciosa, und alle Eroberungen, welche die Alliirten in diesem Feldzuge in Spanien gemacht hatten, gingen durch dieses einzige Treffen wieder verloren. Nachdem Vendome das Glück Philipps V. völlig wieder hergestellt hatte, starb er (1712) an einer Krankheit. — Philipp, Herzog von Vendome, Großprior des Malteserordens in Frankreich, Bruder des Vorigen, geboren 1655, zeichnete sich ebenfalls im Kriege aus, und machte, vom Jahre 1672 an, die Feldzüge in den Niederlanden, am Rhein und in Spanien mit. Im spanischen Successionskriege erhielt er, nach der Schlacht bei Cassano

(1208) seine Entlassung, und lebte dann einige Jahre in Rom. Als er (1212) durch die Schweiz nach Frankreich zurückkehren wollte, wurde er aus einer sonderbaren Verwechslung gefangen genommen. Thomas Wainer, Kathedrer von Paris, dessen Unterredungen mit der Geschichte der Schwärmer unter dem Namen der Waldenser schon bekannt sind, hatte sich kaum in die öffentliche Ruhe gesetzt. Sein zu Rom hinterlassener Ruf verschaffte Otto wieder denjenigen auf einer Entreise von den Franzosen verhaßt und auch Frankreich gestiehen. Da der Vater die Verleihung des Schloß nicht erhalten konnte, suchte er wenigstens seinem Sohne durch Durchreise durch das sarazener Land auf, nahm ihn zugegen und führte ihn auf überreichliche Gebiet nach Jerusalem. Erst im sechzehnten Jahre gelangte er den Besitz seines Erbes, der eine fürstliche Versorgung anbietet, sich für das jüngste Wagner's Verleihung zu verwenden, der seit 1194 mit Verwendung des päpstlichen Hofes erfolgte. Bonsome stand zu Paris 1224.

Venedig, Venezia. Bei den Römischen der Barbaren auf das römische Reich, welche sich Italien zu eigen machten, der schon damals Venetien hieß, traf, flüchteten viele der ärmeren Bewohner auf die Lagunenreihen des adriatischen Meeres, wo sie ein unbesuchtes Land fanden. Natürlich suchten sie auf der Insel Einfalle des wilden Attila 452 und der Longobarden 568. Diese Abwanderer setzten hier bald ein kleines Gemeinwesen, das anfangs einen ganz demokratischen Charakter hatte, zu welchem jedoch die Inseln ihren ersten Duz oder Doge in der Person des Paoluccio Anafesto. Damals war in Byzanz der Sitz der Regierung. Im Jahre 726 trat wieder ein Patriarch auf, entfernte 727 Venedig von Grado, und so kam es zu vollreicher Stadt aus dem Meere aufstieg. Dies wird das Jahr der Gründung, das sich bis jetzt durch Recht und Gesetz hervorhebt und die Herrschaft auf dem adriatischen Meere an sich riß. Große Privilegien, die sie theils von Rom, theils von Constantinopel auf einmal, theils von Pipin und Karl dem Großen zu Lauenenlinien, daß demnach sich die Stadt nicht mehr mit dem Bunde der Lauenenlinien und des unter belegenen Landes, sondern mehrte selbst in der Ferne, in Syrien und Palästina, Eroberungen. Doch bei diesem Anwachse des jungen Staates verschwand allmählig Form und Geist der alten Demokratie, und der Aristokratismus trat an der Stelle, der sich noch und noch die ganze Macht in die Hände zu spielen und den Dogen zu einem bloßen Schattenbilde herabzusetzen wußte. Venedig gewann in diesen Zeiten durch die Kreuzzüge ungemein, und wenn auch nicht allein Ersteres, sondern auch die mächtigste Stadt der Lombardei, in welcher die Schätze der Levante Europa zuströmten. Nach der Eroberung des Doge Michiele 1171 wurde zwar eine Veränderung in der Verfassung getroffen, aber doch das Wesentliche derselben nicht abgeändert, und die Demokraten behielten noch immer Einfluß, der Doge einige Macht. Der 1202 unternommene Kreuzzug der Venetianer und Franzosen endigte sich, abenteuerlich genug, mit der Eroberung von Constantinopel und den Venetianern ging hier, mehrere archipelagische und jonische Inseln; aber auch der Mitbewerberschaft der Handelsstaaten Genua und Pisa, so daß der ostindische Handelsweg von Constantinopel nach Alexandrien, 1292 erfolgte die letztere entscheidende Staatsrevolution, welche den Grie-

aristokratismus in Venedig völlig stürzte, und nur den Familien, die im goldenen Buche genannt waren, die Regierung überließ. Jetzt breitete die Republik ihre Besitzungen auf dem festen Lande immer weiter aus, besonders nachdem das türkische Genua in dem Kampfe, um die Oberherrschaft der Levante, 1381 unterlegen hatte: Vicenza, Verona, Padua, Feltre, Belluno und Padua mit ihren Gebieten wurden seit 1402, Friaul seit 1421, und Brescia, Bergamo und Crema 1428 Bestandtheile des venetianischen Gebiets. Die Macht Venedigs war nun bis zu ihrer höchsten gestiegen, aber nun traten auf einmal Umstände ein, die keine menschliche Klugheit abzuwenden vermochte. Der Weg nach Ostindien wurde 1498 entdeckt und der ostindische Handel verlor sich zu Alexandrien ganz; die Osmanen waren Herren von Constantinopel geworden, und ihre Macht drückte alles vor sich her zu Boden; die Venetianer verloren nach und nach an diese fürchterlichen Feinde, was sie im Archipel und auf Morea besessen hatten, auch Albanien und Negroponte. Der schreckliche Sturm, womit die Ligue von Cambrai 1508 gedroht hatte, war zwar glücklich und mit wenigem Verluste abgewendet, doch hatte dieser Krieg so große Anstrengungen verursacht, daß die Macht der Republik auf lange Zeit geschwächt war. Die Osmanen entrissen ihnen Cypern und Kandia, und der Besitz des eroberten Morea war nur vorübergehend und mußte im passarowitzer Frieden wieder aufgegeben werden; doch vertheidigten sie und behielten Corfu und Dalmatien. Von dieser Zeit an 1718 nahm die Republik an den Welthändeln keinen weitern Antheil, und begnügte sich bloß, ihre veraltete Constitution zu bewahren und ihr Gebiet, das noch fast 3 Millionen Unterthanen zählte, zu behaupten. Das gelang ihr auch bis 1797, wo sie sich gezwungen sah, an dem Kampfe zwischen Oesterreich und Frankreich Theil zu nehmen. Ein allgemeiner Aufstand des Volks erfolgte in dem Augenblicke, wo der siegende Feldherr Buonaparte in Steyermark eingedrungen war, die Franzosen wurden in den Rücken genommen, aber leider schloß Oesterreich zu voreilig die Präliminarien zu Leoben ab, und die Existenz der Republik war vernichtet. Es half nun nicht mehr, daß, um die Sieger zu beschwichtigen, schnell die alte aristokratische Verfassung in eine demokratische verwandelt wurde: Venedig war einmal zum Opfer bestimmt. Durch den Frieden von Campo Formio wurde das ganze Gebiet diesseit der Etsch mit Dalmatien und Cattaro an Oesterreich, das jenseit der Etsch aber an das Königreich Italien gegeben, welchem 1805 auch das Oesterreichische Venedig und Dalmatien, jedoch ohne die Inseln der Levante zufiel. Doch mach. Venedig mit seinem Gebiete gegenwärtig von neuem einen integrirenden Bestandtheil des österreichischen Königreichs Lombardei-Venedig aus, und ist unter die Gouvernements Mailand und Venedig vertheilt. Istrien aber, nebst einigen Inseln des Quanero zu dem Küstenlande des Gouvernements Triest, und Dalmatien mit den dazu gehörigen Inseln zum Gouvernement Dalmatien geschlagen. Das eigentliche Gouvernement Venedig, ein Theil des Königreichs Lombardei-Venedig, ist gegenwärtig 458 Q. Meilen groß, zählt 1,930,696 meistens italienische und catholische Bewohner und wird in 8 Delegationen, Venedig, Verona, Vicenza, Padua, Friaul, Treviso, Belluno und Rovigo, abgetheilt.

Venedig, Venezia, die österreichische Hauptstadt des

Gouvernements Venedig, einst zu den Zeiten ihres höchsten Flors die Königin der Meere, und noch jetzt eine der merkwürdigsten Städte Italiens und des ganzen Erdbodens. Wenigstens ist eine Stadt von der Größe, die ganz auf kleinen Inseln ruht, und worin man statt der Straßen bloße Canäle, statt der Karren Barken, und statt der Kutschen und Staatswagen schwarze Gondeln erblickt, einzig auf unsrer Erde. — Die Inseln, worauf die Stadt erbaut ist, und deren noch Einigen 90, nach Andern 72 seyn sollen, werden durch die Lagunen, einen sehr breiten und seichten Meeresarm, von dem festen Lande getrennt und sind mit einander durch 450 Brücken, worunter die prächtige Ponte Rialto sich auszeichnet, verbunden. Die Häuser, worunter sich viele Paläste und prächtige Kirchen, die zum Theil mit kostbaren Denkmälern, zum Theil mit den herrlichsten Gemälden der venetianischen Schule prangen, erheben sind meistens auf Pfählen gebaut und stehen fast sämmtlich mit der Hauptseite gegen die Canäle gekehrt, die sich zu breiten und langen Gassen öffnen, dagegen die eigentlichen Straßen kaum für 3 neben einander gehende Fußgänger gangbar sind. Es gibt zwar 41 öffentliche Plätze, aber, bloß den Marcusplatz ausgenommen, verdient nicht einer diesen Namen. Der Marcusplatz besteht eigentlich aus zwei, einen Winkelhaken bildenden Plätzen, und ist ringsumher mit Arkaden umgeben. Auf diesem Platze steht die St. Markuskirche, ein altes gothisches, geschmackloses, aber im Innern reich ausgeschmücktes Gebäude, worin die heilige Sage den Körper des Evangelisten Markus ruhen läßt. Vor derselben sind die antiken Pferde, die einst zu Constantinopel und neuerdings zu Paris standen, von neuem aufgestellt. Der vormalige herzogliche Palast, worin jetzt das österreichische Gouvernement seinen Sitz hat, ist ebenfalls von alter gothischer Bauart; in demselben zeigt man noch die berühmten Staatsgefängnisse oder Bleidächer, aber der ebenfalls berühmte Löwenrachen existirt längst nicht mehr. Uebrigens ist der Markusplatz, den zwei hohe Säulen schmücken, das Palais royal der Venetianer, zugleich die einzige Promenade, der Sammelplatz der Fremden, der Abenteurer und Gaukler, so wie der Mittelpunkt der Carnevalslustbarkeiten. Das Arsenal oder Zeughaus ist gleichfalls eine der größten Merkwürdigkeiten Venedigs, und steht im Sestiere di castello; es bildet eine mit hohen Mauern und Thürmen umgebene Insel, die einen Umfang von 3 Meilen hat; in demselben findet man alles, was zu der Ausrüstung einer Flotte gehört, sehr gute Docken, reiche Magazine, Tau- und Segeltuchfabriken, Stückgießereien und Schmieden. Kirchen, Klöster und Capellen waren sonst in Menge vorhanden, doch sind die Pfarrkirchen bis auf die Patriarchal- und 29 andere catholische Kirchen eingeschränkt. Außerdem besitzen hier Unirte, Armenier und Protestanten Kirchen und die Juden 7 Synagogen. Unter den nützlichen Stiftungen sind merkwürdig das Conservatorio di Pieta, worin mehrere hundert Mädchen in weiblichen Arbeiten und in der Musik Unterricht erhalten. In dieser Stiftung werden die künstlichen Wachsblumen, die ganz Europa bewundert, verfertigt. Dann das Conservatorium der Musik mit einem Pensionate für 24 Zöglinge, das von jeher treffliche Künstler zog; die kaiserlich königliche Bibliothek, die Akademie der schönen Künste, die Schiffahrtsschule, das Convictlyceum u. a. Die Zahl der Häuser wird auf 15,000 an-

gegeben, aber der Einwohner waren 180 nicht mehr als 116,540, worunter gegen 30,000 Soldaten. Die vorzüglichsten Manufacturen liefern Tuch, Seide, Gold und Silberstoffe, Spitzen, Blonden, Golddraht und andern Goldarbeiten, Seife, Wachs, Theriak und chemischen Produkten; in Wien war früher namentlich die Fabrik von Tapeten, aber das, was jetzt an Spiegeln und größern Glasarbeiten verfertigt wird, übertrifft Böhmen weit, und das die Teleskope, Bolten und Pfeifen geniessen einer verdienten Achtung. Im Ganzen ist die Fabrication der Industrie äußerordentlich gesunken, noch mehr aber der Handel, wenn Venedig gleich noch immer ein Hauptmarkplatz für Italien bleibt, und jährlich 1500 bis 2000 Schiffe in seinen Hafen einkommt. Dieser ist sicher und geräumig, aber die Einfahrt wird so sehr durch die Untiefe des Canals und den tief gehenden Schiffen Stand erschwert. In Venedig gehören und machen gemeinschaftlich seine Vorstädte aus: die Insein Giudecca, St. Giorgio, St. Cristina, St. Erasmo, ferner sind die Dörfer Mestre und Murano; sie werden meistens von Künstlern, Fabrikanten und Handwerkern bewohnt, auf denselben auch verschiedene Gemüse-gezogen. Auch unter Venedig ist noch Festungswerks- und Garnison, und war blos durch seine feste Lage sest; jetzt sind nach der Landveste zu Festungswerke angelegt und eine starke Garnison verhältnißmäßig stark. Die übrige Terra firma besteht aus Ebenen und Bergen, welche eine sehr mannigfaltige Existenz zeigen. Insbesondere ist das gesegnete Land, das hier von sehr steilen und hohen Gebirgen, jetzt ganz verödet und erhält nur während des rauschenden Carnevals wieder kleine Abgänglichkeit. Die Theater sind schön, aber die Kunst ist sehr gesunken.

Venerabile (Lat.), das Heiligthum, heißt so im Catholiken die geweihte Hostie, welche in einem eignen Behältnisse — Monstranz, während des Gottesdienstes aber auch in gewöhnlichen heiligen Gefäßen, dem Altare zur Anbetung ausgesetzt, und in den Kirchen, wo die catholische Religion verschieden ist, bei feierlichen Prozessionen aber wenn ein Sterbender die Sakramente empfangen soll, von einem Priester in Chorrocke herumgetragen wird. Die übrige Zeit hindurch wird diese Hostie in dem auf einem Altare befindlichen Tabernakel (s. d. Art.) verwahrt; und die obige Lampe darauf steht brennend unterhalten. In Ländern, wo die catholische Religion nicht herrschend ist, wird das Venerabile, bei der Feier des Sakraments der Communion reichen soll, die geweihte Hostie in einer Kapsel auf der Brust.

Venerische Krankheit. In Indien des fürchterlichen Aussatzes wegen, und im Anfange bei seiner Entdeckung, so sehr gesuchte ist in Europa eine weder fast ganz unbekannte Krankheit, die durch ihre schnelle Verbreitung, durch die schrecklichen sie begleitenden Zufälle, durch die leichte Mittheilung und durch Ansteckungsfähigkeit, durch die Kraftlosigkeit aller dagegen angewandten Mittel den Aerzten ein Räthsel, den übrigen Menschen ein Schrecken war, und über deren Ursprung auch bis jetzt nicht bestimmtes entschieden ist, und auch nicht darum nicht ausgemacht werden wird, weil die Aerzte damals im Allgemeinen zu unaufhörlich waren, um auf den Ursprung mit einer Unparteilichkeit zu sehen, die sie mit aller ihrer Kunst nur selten vollkommen heilen konnten. Die auf den vielen Entdeckungsreisen zum spätern Handel nach das Nebel sey durch die Flotille des Columbus aus Amerika nach Europa

gebracht worden. Allein durch die genaueste Prüfung der Kritik ergibt sich das Unrichtige dieser Ansicht, so bald sie so nackt hingestellt wird. Der erste Schriftsteller, der darauf hindeutete, war ein Nürnberger Arzt, Leonh. Schmauß 1518; er stützte seine Meinung auf das inzwischen bekannt gewordene, aus Amerika zugeführte Guajakholz, das als ein gutes Heilmittel bekannt wurde, und woraus er den Schluß zog, daß die Krankheit, gegen die es nütze, nothwendig da seyn müsse, wo sich das Mittel fand, indem immer in der Natur das Gegengift beim Gift liege. Ein Satz, der vor der historischen Kritik unmöglich besteht, den man aber von mehrern andern gleichzeitigen italienischen und spanischen Schriftstellern wiederholt findet. Am meisten gewann diese Meinung besonders durch das Zeugniß vom Sohne des Columbus, vom Nachfolger desselben, Oviedo; allein der erstere spricht nur von einer grindartigen Krankheit, die in Domingo herrschend seyn soll, der andere aber, ein Tyrann, wie fast alle damaligen Spanier, hat seine Freude daran, diese als das gelobte Volk Gottes, die Amerikaner als verworfene Philister vorzustellen, und wenn man alles sorgfältig vergleicht, so ergibt sich nur, daß die ganze Mannschaft der columbischen Escadre eine ansteckende Krankheit mitbrachte, die den größten Theil auftrieb, und sich auch denen mittheilte, welche mit ihr Umgang hatten, die aber in nichts anderm, als der unvollkommenen Sorge für ihre Gesundheit, und den damals ungewöhnlich großen Beschwerlichkeiten einer Seereise zu suchen war, und in keinem Falle die Lustseuche seyn möchte, indem diese fast im nämlichen Augenblicke, im Sommer 1493, im südlichen Frankreich, in der Lombardei, wie im nördlichen Deutschland war, und Columbus Flotte erst im April zu Sevilla landete, so daß sie von da aus unmöglich so weit verbreitet, und in einem bis zwei Monaten verführt seyn konnte. Andere, den diesen Gründen überzeugt, suchten daher den Ursprung der Krankheit in der Vertreibung der Mauranen (heimlichen Juden) aus Spanien, deren zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zwischen den Jahren 1485 bis 1493 viele hunderttausende verjagt, und in alle Länder Europa's zerstreut wurden. Viele tausend dieser Unglücklichen starben auf der Seereise nach Italien, Griechenland ꝛc. an der Pest; andere Tausende litten am Aussatz, und sie brachten allerdings Krankheit und Elend mit, wo sie geächtet und verfolgt, hinkamen, die Barbarei der Zeit und der — Christen zu rächen. Aber daß gerade diese Krankheitsform bei ihnen begründet gewesen sey, kann um so weniger erwiesen werden, da Deutschland von dieser Einwanderung frei blieb, und sich die erstere doch 1493 gleichzeitig in Halle, Braunschweig, Mecklenburg ꝛc. zeigte. Was nun vollends die Meinung anbetrifft, daß immer venerische Krankheitsfälle obgewaltet hätten, so läuft dies auf ein Wortspiel hinaus, indem krankhafte Erscheinungen an den Zeugungstheilen, und die das Wesen der Lustseuche begründen durchaus zweierlei Dinge sind, besonders wenn man auf die schrecklichen Erscheinungen Rücksicht nimmt, die sie damals zeigte, und es bleibt daher immer am wahrscheinlichsten, daß die venerische Krankheit das Product einer damaligen epidemischen Constitution sey, die dem allgemein verbreiteten Aussatze diese neue Form gab, daher auch die alten Schriftsteller die venerische Krankheit viele Jahre lang mehr als eine fürchterliche Haut- und Knochenkrankheit, denn

als ein Herr einzelner Zustände, mehr als eine Pest, denn als eine nur temporäre Menschen ergreifende Krankheit schildern. Die ganze Krankheitserscheinung war nämlich so heftig, daß die Leute, die allen Gefahren den Grund davon suchten. Es konnte sich daher allerdings um so eher auch und noch darauf eine neue Krankheitsform bilden, da die politischen Verhältnisse die Weiße daselbst mit gemein zusammenwürfen, Spanier und Franzosen und Deutsche Italiener, und jene mit den Holländern, Deutschland durchzogen, und die dem Scharbock nahe verwandte Krankheit der aus Amerika zurückkehrenden Matrosen weit auch ihren Beitrag spenden konnte. — So viel ist gewiß, daß die Cholera, die wir, die wir sie kennen gelernt haben, damals tausendmal fürchterlicher auftauchte als sie nun wieder den Kranken zum Schauspiel für seine Freunde, und Fürsten sich fast vorbereitend in Bereitschaft setzen, sie kein Leid zu bereiten und seine Mittel soll so schrecklich wie die Zufälle waren. Weil die Entdeckung viel leichter Sieger fand als jetzt, wo eine unbändige Gewöhnung der Haut in ihren Poren jeder versuchten Salbe beinahe unmöglich macht, und die allgemein gehandhabten Freudenbäder vielleicht auch das Ihrige dazu beitragen, daß damit keineswegs der zweifelhafte Bersuch verbunden, den man jetzt mit einem Bade bezahlen lege, im Gegentheil ließ Hutten, der Jahre lang daran litt, und endlich selbst durch den Gebrauch des Quecksilbers Ruhe gewann, immer in allgemeiner Achtung, und konnte seine Schrift Gegen diese Seuche und Heilmittel gegen einem der ersten ärztlichen deutschen Fürsten widmen. Eine sehr Krankheit allmählig in ihren Wirkungen sich nachtät, so hat auch diese sich um so mehr gemindert, da die Aerzte sich Barometer, Thermometer, Hygrometer, Quecksilber, und sein Schwefeläther in den Säuren zu Gebrauch machten. Mittel dagegen kennt man allgemeines Leiden des Körpers ist dabei jetzt nur Folge großer Verunreinigung, nicht aber der beschriebenen Krankheit selbst nothwendig begründet. Vorsicht bleibt sie jedoch immer, die in nicht allein in ganz Westindien mehr oder weniger verrissen, sondern auch z. den Grund zu den hartnäckigsten Krankheiten anderer Art, besonders zur Gicht, Rheumatismus, Fehlern der Hautdrüse ꝛc. legt.

Venezuela ist der Name einer Provinz und einer Stadt im französischen Südamerika, ursprünglich damit man sie aber die Provinz Caracas, von dem Hauptorte dieses Namens. Venezuela, die Provinz, hat in Absicht auf den Ursprung seiner Benennung, wie bereits bemerkt worden, von den Spaniern, die 1499 diese Küsten betraten, diesen Namen, und ist wie Bereits auf Inseln und Südküsten erhielt. Es hat 10.000 Quadratmeilen, 1, 1823 vereinigten der Carl V. diese Provinz an die Familie Welser für 12.000 Dukaten, welche 300 deutsche Colonisten dahin schickte, die aber alle ihren Untergang da fanden. In dieser Provinz, die 1811 zum ersten Male Insurrection gegen das Mutterland aus, und der Kampf, den die Einwohner für Freiheit und Selbstständigkeit gegen die Spanier führten, — ein wahrer Vertilgungskrieg — dauert noch jetzt fort.

Venezuela ist im Allgemeinen jede Vorrichtung, welche dazu dienen, den Rückgang des Luftstoßes aufzuhalten. In der Regel nennt man daher Venezuela Klappe, welche den Wind in den Mundstücken aufhält, damit er nicht zurückgeht. In Wasserhorn über der Trommel nennt man Venezuela eine Klappe, die durch Verbindung der Luft gehoben wird, und so einen Wasserfluß durch

läßt, aber, von der Schwere dieses Stromes wieder zugedrückt, den Rückgang ihm versperrt.

Ventilator ist eine Vorrichtung, durch welche aus eingeschlossenen Räumen, z. B. aus Zimmern, Hospitälern, Schiffen ꝛc. die verdorbene Luft hinweggeschafft und frische hineingebracht wird. Schon 1711 hatte der zellerfeldische Maschinendirector, Joh. Justus Bartels, der 1721 starb, eine solche Maschine angegeben; allein der Engländer Stephan Hales gerieth 1741 auf denselben Gedanken, und verschaffte auch seiner Erfindung allgemeinen Eingang. Zu der nämlichen Zeit kündigte auch der schwedische Ingenieurcapitain Martin Triewald der London-Societät die Erfindung einer Maschine an, die Luft auf den Schiffen zu erneuern. Diesen folgte dann mehrere Mechaniker, die sich die Vervollkommnung der Ventilatoren zum Ziele nahmen. — In Zimmern hat man oben in den Fenstern sogenannte Nadventilatoren, durch welche ebenfalls reine Luft in die Zimmer gebracht wird.

Venus (Astron.), ein Planet unsers Sonnensystems, der ein vorzüglich schönes Licht hat, und der prächtigste Stern am Himmel ist. So lebhaft auch sein Licht ist, so ist es doch nicht funkelnd oder zitternd. Wenn er im Frühjahre und im Herbste seinen größten Abstand von der Sonne erreicht hat, dann zeigt er sich in seinem vollen Glanze. Er bewegt sich innerhalb der Erdbahn um die Sonne, und ist dieser anderthalbmal näher, als es die Erde ist. Sein Körper ist größer als unser Erdkörper. Durch Ferngläser beobachtet, zeigt die Venus große blasse Flecken — eine deutliche Anzeige von einer Atmosphäre, und von Bergen und Thälern in derselben. Dies ist besonders zu der Zeit beobachtet worden, als die Venus, nach dem gewöhnlichen Ausdruck, durch die Sonne, oder eigentlicher zu reden, vor der Sonne vorüberging. Dieser sogenannte Durchgang der Venus durch die Sonne, welcher darin besteht, daß die Venus zwischen der Sonnenscheibe und unserer Erde vorübergeht, und alsdann wie ein schwarzer Fleck auf der Sonnenscheibe erscheint, hat sich am 6ten Juni 1761 und am 3ten Juni 1769 ereignet, und wird im Jahre 1874 wieder beobachtet werden können. Nach einer schon sehr alten Benennung heißt die Venus, wenn sie früh vor der Sonne hergeht, der Morgenstern, und wenn sie ihr Abends folgt, der Abendstern.

Venus (Mythol.), war bei den Römern die Göttin der Liebe; bei den Griechen hieß sie Aphrodite. Die Fabeldichter erwähnen eigentlich einer ältern und einer jüngern Venus, aber die Begebenheiten beider werden von ihnen auch oft einer und derselben zugeschrieben. Von eben diesen Begebenheiten und von den Orten, wo Venus als Göttin verehrt wurde, hat man ihr verschiedene Beinamen beigelegt. Die ältere Venus war eine Tochter des Uranus; man nennt sie deßwegen, und weil sie die reinste, auf nichts Körperliches abzielende Liebe anzeigen soll, Venus Urania, die himmlische, und unterscheidet sie von der jüngern Venus, oder der irdischen Liebe, die eine Tochter des Jupiter und der Diane gewesen seyn soll. Nach einer andern Fabel entstand sie aus dem Schaume des Meeres; man nannte sie deßwegen Anadyomene, stellt sie bisweilen mit einem meergrünen Schleier vor, und schreibt ihr eine große Macht über das Meer zu; auch riefen die Seeleute sie um glückliche Schiffahrt an. Ihr war der Myrthenbaum ge-

Digitized by Google

heftigt, weil sie sich hinter einen solchen verbarg, als sie dem Wagen nachlief am Gestade der Insel Cythera aufstieg. Nach dieser Insel bei Candien wurden Venus Verehrungen zu besonders großer Ehre, und dies bewegen Cythera, so wie sie aus gleichen Ursachen die Beinamen Cypria, Gnidia, Paphia u. s. erhielt. Sie wird als das höchste Ideal weiblicher Schönheit abgebildet, theils gar nicht, theils nur leicht bekleidet. Schwäne, Tauben, auch oft Sperlinge waren ihr heilig. Die Myrthe, Rose oder Lotus blüte, ist gewöhnlich bei ihr, besonders sind auch die Grazien in ihrem Gefolge. Mit ihrem eigentlichen Gemahle, Vulcan, hatte sie keine Kinder, wohl aber gebar sie einen Sohn mehreren Vätern, als dem Mars, Bacchus, Mercur u. A., mit denen sie verwandten Umgang hatte. Die bekanntesten ihrer Kinder sind: Cupido, Eros und Anteros (Liebe und Gegenliebe), Hermaphrodit, Aeneas. Sie hatte auch Umgang mit Sterblichen, und liebte unter diesen vorzüglich den schönen Adonis (s. d.). Als sie diesen in der Jagdstunde (Eile) einen Apfel mit der Ueberschrift: der Schönen, in den Versammlungsaal der Götter geworfen hatte, und Venus den Streit der Göttinnen darüber entschieden hatte, gewann sie Paris durch den Apfel der Venus, als der Schönsten, zu. Die schöne Vorstellung der Venus, die uns von den großen Künstlern des Alterthums noch übrig geblieben ist, bezeichnet vollkommen von weitem Marmor in der großherzoglichen Gallerie zu Florenz.

Vera Cruz Nueva, eine Handelsstadt im Königreiche Neuspanien oder Mexico in Amerika, am mexicanischen Meerbusen. Corte, heute an dem 19ten, wo er am 21sten April 1519 landete, eine Stadt und nannte sie Vera Cruz. Die unbewohnte und mit einer hohe dieser Stadt machte, daß man in der Nähe in einer Entfernung von einigen Meilen an derselben Küste eine neue Stadt baute; eine halbe Meile von der alten Vera Cruz. Diese letztere, 22 Stunden von der Hauptstadt Mexico entfernt, hat eine ungesunde Lage zwischen einer Sandebene und ungeheuren Morästen; doch hat sie einen Hafen, der gefährlichste mit der Hand, wegen dem sie bleiben, ist gut gebaut, hat aber blos hölzerne Häuser. Der Hafen ist klein, kann höchstens einige 30 Schiffe beherbergen und ist gegen die Winde auch schlecht geschützt. Eher hier sollen ist der einzige im mexicanischen Meerbusen, wohin die die Waren bestimmten europäischen Schiffe gebracht werden können. Von Vera Cruz aus gehen Kauffortsziffe aus Cuba, mit Zuckerwaaren von Siroin, Oel, Cochenn, Leinwand, leichtem Zeuchen u. dgl. nach Vera Cruz, wo dieß Waaren wieder gegen Gold und Silber nach Jalapa, das 22 Stunden davon entfernt liegt, gebracht werden. Die Zahlung für die europäischen Waaren besteht außer den baaren Gelde in Cochenille, Zucker, Campeschholz, Indigo und andern Producten Mexico's, welche die spanischen Schiffe als Rückfracht einnehmen. Da die Insurrection, welche im spanischen Amerika seit 1810 begonnen, sich auch in das Königreich Mexico verbreitete, so wurde dadurch die einzige Communication von Mexico nach Europa über Vera Cruz eine Zeit lang unterbrochen.

Verbannung, jedes Entfernen oder Ausschließen eines Menschen aus einem Verbande, insbesondere aber aus der Stadt, aus gerichtlichen Ausschluß von dem Mitverbande (Contubernium). Diese Art der Bestrafung ist so namengemäß, daß sie schon in den

ersten Menschenvereinen in Ausübung gebracht werden mußte; wirklich finden wir sie auch bei allen alten Völkern. Die Strafe war um so grösser und härter, je mehr alle Nachbarvölker (Barbaren) wirklich roh und barbarisch waren, je weniger gleichmäßige Bildung vorhanden und cosmopolitischer Lebensverkehr eingeführt war. Daher Verbannung wirklich als die schmerzlichste Strafe erschien, wie so manche Scenen aus der Geschichte der Alten uns es beweisen. Doch nicht nur begangener Verbrechen wegen verhing man die Verbannung (Exil), sondern auch zuweilen aus Vorsicht. (S. d. Art. Exil.) — In der neuern Zeit bestraft man nur selten mehr mit Verbannung, Staatsverbrecher etwa ausgenommen, deren Gegenwart man im Vaterlande für gefährlich hält, ohne ihnen vielleicht das Verbrechen hinlänglich nachweisen zu können. Häufiger ist die Deportation der Verbrecher; so sandte Frankreich die seinigen nach Cayenne, England nach der Botany-Bay, Rußland nach Sibirien u. s. w. (S. d. Art. Deportation.)

Verbindlichkeit ist die Nothwendigkeit einer Handlung, von der Moral oder dem Gesetze geboten. Die Vielartigkeit der Lebensverhältnisse des Menschen macht dieselben eben so vielartig, und bewirkt sogar oft eine Collision derselben, d. h. einen Kampf zwischen zwei Verbindlichkeiten, wovon eine vernachlässigt werden muß, um die andere zu erfüllen. Man spricht in dieser Beziehung von vollkommnen und unvollkommnen Verbindlichkeiten, d. h. solchen, die in keinem Collisionsfalle aufhören und solchen, die aufhören können; allein es gibt kaum eine Verbindlichkeit, die nicht durch Umstände verdrängt werden könnte. Erhaltung unsers Lebens ist unstreitig eine unserer ersten Verbindlichkeiten; allein doch ist die Verbindlichkeit, es für die Rettung des Vaterlandes, der Wahrheit u. s. w. zu opfern, überwiegend. Man theilt die Verbindlichkeiten in äußere und innere, d. h. solche, die, oder vielmehr deren Erfüllung von jedem eben so gut erkannt werden können, als von dem, welchem sie obliegen, und in solche, die nur von dem allein erkannt werden, der sie zu erfüllen hat; hier kann eigentlich nur von den ersteren die Rede seyn, da die letztern als Pflichten schon behandelt sind. (S. d. Art. Pflicht.) — Die Verbindlichkeiten können entweder schon im Naturrechte begründet, oder durch die positiven Gesetze auferlegt seyn. Die Verbindlichkeit, jemanden jene Dienste zu leisten, für die und um derentwillen er uns bezahlt, ist allerdings schon im Naturrecht begründet, nicht aber die durch positive Gesetze aufgelegte Verbindlichkeit, das Accisbare am Thore anzuzeigen. Die Gesetzgebung theilt die Verbindlichkeiten nach den Folgen, die sie nach sich ziehen, d. h. nach dem Zwang, der die Erfüllung derselben herbeiführen kann, in verwerfene, d. i. solche, auf deren Erfüllung nicht geklagt werden kann, und in wirksame, d. i. solche, zu deren Erfüllung die Gesetze durch Zwang nöthigen, wenn geklagt wird. Eine nicht minder wichtige Eintheilung ist die in persönliche Verbindlichkeiten (obligationes personales) und in dingliche (obligationes reales), d. h. in solche, zu der die Person als solche verpflichtet ist, z. B. Verbindlichkeiten, die aus einem Ehecontracte für die Personen entspringen, oder aus Amtsverhältnissen u. s. f., und in solche, die jemanden wegen des Besitzes einer Sache obliegen, aus dem Grunde, weil einem Andern an dieser Sache ein Recht zuständig ist, das gegen jeden Besitzer dieser

Sache festlegt, gemacht werden kann, z. B. Verbindlichkeiten, die auf Kauf-, Werkvertrag ꝛc. beruhen. S. auch Art. Klagen.

Verbindungen, geheime, s. d. Art. Orden.

Verbrechen, s. d. Art. Criminalrecht.

Verbrennen, einen Körper durch Feuer zerstören. Die Physik war über den Prozeß des Verbrennens lange im Dunkeln, bis endlich Prieſtley's Unterſuchungen über die Gasarten die Möglichkeit auch dieſer Erſcheinungen auf ihre Gründe zurückführten. Man unterſcheidet den Prozeß des Verbrennens in zwei Hauptarten, nämlich in das Verbrennen ſo, daß es mit einer Flamme begleitet wird, und in das Verbrennen ſo, daß es ohne Flamme geſchieht. Wenn ein brennbarer Körper verbrennt, ſo muß ſowohl ein gewiſſer Grad von Wärme, als auch ein hinreichender Zutritt der Luft oder eines andern Körpers, der die Eigenſchaft hat, die Verbrennung zu unterhalten, vorhanden ſeyn. Ohne dieſe beyden Bedingungen findet keine Verbrennung ſtatt. Wenn ein brennbarer Körper, z. B. ein Stück Holz, in einem Gefäße, das mit Luft angefüllt iſt, angezündet wird, ſo dauert die Verbrennung ſo lange fort, bis entweder alle Luft in dem Gefäße verzehrt iſt, oder bis das Holz ſo weit ſeine Beſtandtheile verändert hat, daß es nicht mehr brennbar iſt. Wird ein Körper, der ſich nicht in Gasarten verwandelt, in einem Gefäße, das mit Luft angefüllt iſt, verbrannt, ſo wird ein Theil der Luft verzehrt, und es bleibt ein Theil übrig, der nicht mehr brennbar iſt. Wird ein Körper, der ſich in Gasarten verwandelt, in einem Gefäße, das mit Luft angefüllt iſt, verbrannt, ſo wird ein Theil der Luft verzehrt, und es bleibt ein Theil übrig, der nicht mehr brennbar iſt. Wird ein Körper, der ſich in Gasarten verwandelt, in einem Gefäße, das mit Luft angefüllt iſt, verbrannt, ſo wird ein Theil der Luft verzehrt, und es bleibt ein Theil übrig, der nicht mehr brennbar iſt.

Verbrennung, ſ. d. Art. Verbrennen.

Verbum, (lat.), ein Wort, in der Sprache der Grammatiker ein Zeitwort, ein Wort, das entweder eine Handlung oder einen Zuſtand ausdrückt, z. B. gehen, leben, ſchlafen, müdeſeyn. Das Zeitwort heißt auch Wort, das ein Thun oder Leiden anzeigt (verbum activum, passivum etc.). Ein Hülfswort (verbum auxiliare) heißt ein ſolches, deſſen man ſich bedient, um in einigen Perſonen, Zeiten und Abwandlungen eines Zeitworts die mit ihm nicht übereinkommenden zu erſetzen, z. B. ich habe, ich werde, ich bin, ich ſeyn,

Verdauung bei der Verdauung ist die Auflösung der Nahrungsstoffe. Denn die Speisen, durch das Kauen gehörig vorbereitet, in dem Magen angelangt sind, werden da nunmehr der Bewegung des Magens mit der in denselben befindlichen Flüssigkeit, (Magensaft) innigst vermischt, und zuletzt zerrieben. (Vergl. d. Artikel Magen). Durch diese Behandlung einer den Leben angehörigen Flüssigkeit wird die eigenthümliche Beschaffenheit des Nahrungsmittels, sein körperlicher Zusammenhang, selbst seine chemische Eigenschaft, wenn sie die Mischkraft des Magensaftes nicht überkraft, benommen. Die Nahrungsstoffe werden demnach die in ihre kleinsten Theilchen mechanisch getrennt, und mit dem eingesaugten durchdrungen, mit ihm vereinigt und in eine gleichförmige, breiartige Masse oder noch flüssigere Masse verwandelt. Dabei findet eine Art von Gährung zugleich Statt, wodurch die Verdauungsflüssigkeiten in seine einfachen Grundstoffe, und eine Verteinigung derselben zu einem Produkte, welches theils durch die eigenthümliche Lebenskraft des Magens und der von ihm ausgehenden Flüssigkeiten, theils durch die Wärme bestimmt bewirkt wird. Dieser so veränderte Speisebrei (Chymus), geht nun aus dem Magen durch den Pförtner in den zunächst folgenden Theil des Darmcanals, nämlich in den Zwölffingerdarm (Duodenum). Hier beginnt der zweite Vorgang des Verdauungsgeschäftes, die Absonderung der zur Vollendung des Organisirens nöthigen und brauchbaren Stoffe von den unbrauchbaren. Abscheidung beruht auf der animalisch-chemischen Wahlverwandschaft der Grundstoffe und ist eine Art specifischer Anziehung. Dazu gesellen sich nämlich der freiselbstständige Saft aus der grossen Bauchspeicheldrüse (pancreatica) und die Galle aus der Leber und Gallenblase mit dem Speisebrei, durch diese beiden Verdauungsbäche von starkwirkender Mischkraft durchdrungen, beide aber von ganz verschiedener, im Innersten einander gerade entgegengesetzter Beschaffenheit und Tendenz, treffen in Mischung des Chymus, und bei der mehr, den einsaugenden Haargefässen analoge pankreatische Speichelflüssigkeit mit entsprechenden, thierischen Flüssigkeit aus dem Chymus an sich zieht, sich mit ihr zum Chylus (Nahrungssaft) vereinigt; dagegen der bittere, der animalischen Natur widrige und den ungesetzten Theilen des Körpers, die sie ernähren und der Norm betreugen Theile der Nahrungsstoffe an sich reisst. Den Chylus vermischt zu den fortwährenden Bewegungen angeregt und so immer weiter fortgetrieben bis in den dünnen Darm, und in die dicken Därme. (Vergl. d. Art. Ernährung). Zu einer ausgebildeten und kräftigen Verdauung gehört also richtige Beschaffenheit und der gehörige Grad von Lebenskraft der Organe, der Mischkraft, sowohl der eigentlichen Verdauungsorgane, als auch der Hülfsorgane. Die Verdauung soll nämlich gelegentlich von Statten, erhoben nicht mehr als die gehörige Zeit (die jedoch nach denen selbst verschieden ist, und bei einem ungeübten Körper, bei gehöriger körperlichen Bewegung kürzer ist, als bei ältern Personen, und bei denen Mittel angefüllt drei Stunden beträgt; geht ohne sie merkliche Empfindung, ist endlich ohne beschwerde Beisicht- oder Stuhlgang, so ist sie vollkommen. Ausleerungen, einen rein abgeschiedenen Milchsaft und die gehörige Absonderung der Excremente.

Verdauung fehlerhaft, so offenbart sich dies auf verschiedene

Weise. Die dauert länger als die gewöhnliche Zeit, d. h. 24 Stunden, wenn Erwachsener über fünf bis sechs Stunden, verursacht unangenehme Empfindungen, endigt ein heftiges Gefühl von Mattheit und Hinfälligkeit in der Magengegend, Druck und Beängstigung in derselben, ein Gefühl von Kriechen der Hitze über den Körper, von Trägheit und Abneigung. Das Erzeugniß der Verdauung selbst wird verschieden. Die Ausleerung des Nahrungsbreyes im Magen ist unvollkommen und zu langsam von Statten; sie werden daher nicht hinlänglich in ihre einfachen Grundstoffe aufgelöschet, nicht einmal immer ausgezogen, die gute Nahrung, die enthalten, verschwindet; Grundstoffe werden also nicht gehörig von ihrer innigen Verbindung mit den gröbern Theilen getrennt; die eigenthümliche thierische Säure der genossenen Nahrungsmittel wird nicht absondert, sondert sich vielmehr, z. B. die saure, fette Beschaffenheit, durch die Unmöglichkeit der Verbindung mit gewissen Bestandtheilen, Ehemischwerden Zeit, von der Wärme des Magens begünstigt, seine Gesetze annehmen, und nach diesen neue dem Organismus schädliche Produkte, z. B. auf Säure, Fäulniß, Verderbniß, zu erzeugen, luftschwache Stoffe zu entwickeln, welche den Magen widernatürlich aufdehnen und das Aufsteigen bewirken. Ferner gelehrt auch die Schärfung des Speisebreyes nicht, oder nicht genug. Milchsaft ist nicht in viel, sondern mit unzureichlem, zum Aufmessen bestimmten Stoffen vermischt, dagegen der Abgang und viele kältige Theile und dem Chylus angehörige Stoffe in den Gedärmen, die mit den Stuhlgang sortgehen. Die Ursachen der fehlerhaften Verdauung liegen theils in der Beschaffenheit der Nahrungsmittel (s. d. Art.), theils in der unrichtigen Art des Genusses (in Rücksicht der Zeit, des Maßes, der Art zu kauen), theils in Fehlern der eigenthümlichen Verdauungskräfte und der Verdauungs-Organe, als krankhaftwenige der Magens (Schwäche der Verrichtungen), fehlerhafte Absonderung des Magensaftes, krankhafte Empfindlichkeit des Magens, neue Zeit der Verrichtung, Mangel des Magenmundsschließers, oder unfehlerhafte Einladen an demselben von fehlerhafter Structur, circulirende Luft, eine zu langsame, unvollkommene und schlechte Verdauung im Magen, gleiche Schuld in dem Mangel des Darmsaftes trägt mit bei zu einer unvollkommnen Scheidung des Milchsaftes von dem Erzeugnisse der Verdauung. Krankhafter Zustand der Milz ist mitwirkende Ursache an der schlechten, meistens zu sehr gelauterten Beschaffenheit des Magensaftes, wodurch derselbe an seiner auflösenden Kraft verliert, und die Verdauung im Magen gehindert und der Magennerven widria wird, und verursacht auch eine fehlerhafte Absonderung der Galle (vgl. d. Art. Milz). Abnormität in der Function des Pankreas und der Leber sind vorzügliche Ursachen der unvollkommnen Scheidung des Milchsaftes von dem Erzeugnisse. Da die Absonderung der pankreatischen Flüssigkeit fehlerhaft, zu spärlich, der Drüsensaft selbst von schlechter Beschaffenheit, zu dünne und unkräftig, so fehlt es an der angehenden Kraft für den Milchsaft in die Verrichtung der Leber zu trägt, aber übereilt, oder in ihrer Lhätigkeit verändert, so wird zu wenig, oder eine zu mäßerige, unkräftige, oder eine zu scharfe Galle unterarbeitet, daher die Excrementitialstoffe nicht gehörig von ihr ausgeschieden werden, diese mit vielem Milchsafte vermischt bleiben, oder der Uebertritt zu Galle die Gedärme zu einer zu sehr beschleunigten Spe-

Ausstellung in Berlin, die Ende Januar eröffnet wurde, ist ein Beweis dafür, daß auch in Deutschland das Interesse für diese Kunst wächst. Die Ausstellung ist in einem Saale des Architektenhauses untergebracht und enthält etwa 200 Nummern, die sich auf 50 Aussteller verteilen. Es sind Arbeiten aus Deutschland, Österreich, Belgien, Frankreich, Holland, Italien, Norwegen, Rußland, Schweden, Spanien und der Schweiz vertreten. Die Ausstellung ist in der Zeit vom 10 Uhr vormittags bis 4 Uhr nachmittags geöffnet und der Eintritt kostet 1 Mk.

nie 1634 auf Maryland nieder. Nun aber ging es rasch vorwärts: die bürgerlichen Zwistigkeiten in England und der Verfolgungsgeist gegen die Catholiken trieben eine Menge Menschen aus dem Mutterlande, die in Nordamerika ein neues Vaterland fanden: in Connecticut und Rhode Island entstanden 1635, in Südcarolina 1659 englische Colonien, und eine der wichtigsten und folgereichsten war die, die William Penn mit seinen Quäkern in Pennsylvania gründete. Nordcarolina wurde 1728, Georgia 1732, Vermont 1764, Kentucky 1773 gegründet. Alle diese Colonien hatten nur einen geringen Anfang und mußten mit den größten Schwierigkeiten kämpfen, um den mit Wäldern und Morästen bedeckten Boden für die Cultur zu gewinnen: alles, was den habsüchtigen Europäer sonst anlockt, was man in Westindien, in Neuspanien und in Südamerika gefunden, von alle dem war hier nichts zu haben. Um daher den Ansiedlern ihr neues Vaterland angenehm zu machen, ertheilte man ihnen große Privilegien und Freiheiten, und ließ sie frei sich eine Verfassung wählen, die sie wollten: kaum daß man von Seiten der Krone Gouverneure ihnen vorsetzte. Indeß gaben die meisten sich eine Constitution, die der des Mutterlandes ähnlich war, aber aller unbedingtes Princip war ungestörte Religionsfreiheit, und gerade diese war es, die eine Menge wegen ihres Glaubens angefochtener Menschen aller Nationen in die Wälder Amerikas zog, die nun schnell allenthalben lichtere Partien bekamen. Britten, Deutsche, Niederländer, Schweden, Franzosen lebten hier in bunter Vermischung, aber in brüderlicher Eintracht unter einander, und wurden durch den Anbau und die Benutzung ihrer Felder und durch die Fischereien bald wohlhabende Menschen. Ihren Ueberfluß holte der Britte ab und gab ihnen dafür seine Manufacte und alles, was ihnen nöthig war. So lange die Colonien in ihrer Kindheit waren, hatten sie gegen diese Art des Verkehrs nichts, und befanden sich wohl dabei, da sie sonst keine Abgaben an das Mutterland zu zahlen hatten; wollte der brittische Kaufmann mit seinen Waaren zu hoch hinaus, so nahmen sie ihre Zuflucht zum Schleichhandel, der bald das Gleichgewicht wiederherstellte. Dies ging bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts. Da Großbritannien aber in dem Kriege von 1756 unermeßliche Aufopferungen zu dem Besten der Colonien gemacht hatte, und diese wohlhabend geworden waren, so fand man es im brittischen Parlamente nicht für unbillig, von denselben einen Beitrag zu den Staatslasten zu fodern, und wahrscheinlich würden sich die Colonien dies auch endlich haben gefallen lassen, wenn nicht die Art und Weise der Festsetzung dieser Beiträge zu Mißvergnügen Anlaß gegeben hätte. Das brittische Parlament behauptete, das Recht zu haben, diesen Beitrag zu bestimmen, die Colonien dagegen wollten dies Rechtsprincip nicht zugestehen. Schon die Einführung des Stempels 1765 und die Auflage auf Glas, Papier, Malerfarben und Thee 1767 fand allgemeinen Widerspruch, und England sah sich gezwungen, beide zu widerrufen; als es aber 1773 die auf Thee durchsetzen wollte, entstand ein wilder Auflauf in Boston und 342 Kisten Thee, die der ostindischen Gesellschaft gehörten, wurden in die See geworfen. Zur Strafe sperrten die Britten den Hafen von Boston, aber alle Nordamerikaner sahen die Sache der Neuengländer für die ihrige an. 1774 trat ein nordamerikanischer Congreß zu Philadelphia zusammen,

Bei der Berechnung der Zu- und Abnahme der Bevölkerung ist zu berücksichtigen, daß die Zahl der Geburten und Sterbefälle nicht allein von der Größe der Bevölkerung, sondern auch von der Zusammensetzung der Bevölkerung nach Alter und Geschlecht abhängig ist. Die Zahl der Geburten ist z. B. um so größer, je größer die Zahl der Frauen im gebärfähigen Alter ist, die Zahl der Sterbefälle um so größer, je größer die Zahl der Personen im höheren Alter ist. Die Zahl der Geburten und Sterbefälle ist ferner abhängig von der Zahl der Ehen, die wieder von der Zahl der Personen beeinflußt wird, die das Alter der Eheschließung erreicht haben. Die Zahl der Geburten und Sterbefälle ist endlich auch abhängig von der Zahl der Ehen, die wieder von der Zahl der Personen beeinflußt wird, die das Alter der Eheschließung erreicht haben. Die Zahl der Geburten und Sterbefälle ist endlich auch abhängig von der Zahl der Ehen, die wieder von der Zahl der Personen beeinflußt wird, die das Alter der Eheschließung erreicht haben.

mittlern Staaten, die Newyork, Newjersey, Delaware, Pennsylvania, Ohio und Indiana mit Michigan und Illinois bilden werden, und 8. in die südlichen Staaten, aus Maryland, Virginia, Kentucky, Tenesser, Nordcarolina, Südcarolina, Georgia, Mississippi, Orleans und Missouri mit Columbia bestehend. — Land. Der nordamerikanische Freistaat liegt zwischen 153 bis 310° Oc. L. und zwischen 29 bis 49½° N. Br., mithin ganz in der gemäßigten Zone der westlichen Hemisphäre, gränzt im N. mit dem brittischen Amerika, im O. mit dem atlantischen Ozeane, im S. mit Florida, dem Golf von Mexiko und Neuspanien, im W. mit dem Australozeane, und ist in diesen Gränzen etwa 93,023 Q. Meilen groß. Die Oberfläche dieses ungeheuern Landes ist sehr verschieden: es hat einige sehr große Gebirgszüge, wie die sich von S. nach N. O. ziehenden Apalachen, wovon die blauen, grünen und weißen Gebirge Theile ausmachen, aber noch mehr ebenes in ungeheure Flächen sich verlierendes Land, das zum Theil noch mit undurchdringlichen Waldungen bedeckt ist; es hat große Ströme, wie den mächtigen Mississippi mit dem Missouri und Ohio, den Hudson, Delaware, Susquehannat, Rappahanok, Merrimak und Potomnak, die nebst mehrern andern sämmtlich schiffbar und zum Theil durch neuangelegte Canäle verbunden sind. Im N. W. finden sich die ungeheuern canadischen Landseen, die zu den größten der Erde gehören, aber auch im Innern finden sich Seen, die, wenn auch nicht von der Größe, doch, wie der Champlain u. a., von ansehnlichem Umfange sind. Auch Sümpfe oder Swamps hat das Land, aber im Ganzen ist es nicht morastig; der Boden, mehr sandig, ist zum Theil von hoher Güte und starkem Ertrage, doch sind meistens erst die Ufer der Flüsse und das an das Meer stoßende Küstenland urbar gemacht, und im Innern liegen noch ungeheure Landstrecken dem Fleiße künftiger Generationen offen: 1810 rechnete man von 1180 Mill. erst 40,950,000 Acres, die die Cultur gewonnen hatte. Das Clima ist gemäßigt, doch aus mehrern Ursachen kälter als in Europa unter gleicher Breite; in den mittlern und südlichen Provinzen findet eine schnell eintretende Abwechselung der Temperatur Statt, und die Extreme berühren sich hier nicht selten; daher denn auch besonders an den Küsten Krankheiten, wie das gelbe Fieber, große Verheerungen anrichten. Dem Erdbeben ist es selten ausgesetzt, auch findet sich im Umfange von Nordamerika nicht ein einziger feuerspeiender Berg. Die Producte, die es hervorbringt, theilen sich in einheimische oder diejenigen, die die Colonisten daselbst fanden, und in diejenigen, die ihm aus fremden Erdtheilen zugebracht sind. Unter jenen gibt es zwar äußerst schätzbare, doch geben ihm nur diese sein großes Uebergewicht im Handel. Ueberhaupt findet der Europäer sein Europa in Amerika ganz wieder, und glücklich gedeiht auch alles hier, was sein Europa erzeugt: so unser Getraide, unsere Gemüse und Obst, unsere Handelskräuter und unsere Hausthiere, nur der Wein scheint nicht so gedeihen zu wollen. Der Taback und Indigo sind den südlichen Provinzen, wie der Mais eigen. Von Gold und Silber hat es bloß einige Spuren, dagegen das unentbehrlichste aller Metalle, das Eisen, in großer Menge, und auch Salz in manchen Gegenden zum Ueberflusse, in andern ist Mangel. — Einwohner. Ihre Zahl beträgt gegenwärtig gewiß gegen 10 Millionen. Es ist unglaublich, in welcher Progression diese Volksmenge herangewachsen

ist: 1790 fand man erst 3,950,000, 1800 5,305,666, 1810 schon 7,230,514, und wenn man ein gleiches Fortschreiten annehmen darf, so wird sie 1820 gewiß nahe an 15 Mill. und in einem halben Jahrhunderte mit den bevölkertsten Staaten unsers Erdtheils auf gleicher Stufe stehen, vorausgesetzt, daß die Leichtigkeit, sich zu ernähren, nicht durch andere Umstände gehindert wird; in seinem jetzigen Umfange kann indeß der Staat statt 19, wohl 200 Mill. fassen. Die große Masse dieser Volksmenge besteht aus Abkömmlingen von Britten, Engländern, Schotten und Iren, so wie denn auch die englische Sprache nicht allein Staatssprache, sondern die der Mehrheit der Nation ist, und hier reiner gesprochen werden soll, als selbst in Altengland. Nach den Britten folgen der Zahl nach Deutsche, die zwar überall, vorzüglich aber in Pennsylvania sich angesiedelt haben, dann Niederländer in Newyork, Newjersey und Pennsylvania, Franzosen in den Staaten Island, Orleans und Mississippi, dann in der neuen Colonie der Buonapartisten; Schweden in Newjersey, Pennsylvania und Maryland, und einige Italiener. Neger werden besonders in den südlichen Colonien, wo ein Plantagenbau eingeführt ist, gehalten; 1810 zählte man in diesen noch 1,185,223 Köpfe, mithin war etwa der siebente Kopf ein Afrikaner; aber die Urbewohner, die Indianer, bestehen nur noch in schwachen Stämmen und sind von der fortschreitenden Cultur immer weiter gegen Westen gedrückt. Vielleicht dürften kaum noch 150,000 Indianer im Freistaate seyn, wovon die meisten zu den Stämmen der Irokesen, Cherokesen, Creeks, Chikasans, Schakiken und Schippenäern gehören: Morse rechnet im Ganzen nur 60,000 Köpfe, schlägt aber wahrscheinlich die im Staate Missouri befindlichen nicht an. Viele dieser Stämme stehen bereits auf einer gewissen Stufe der Cultur, andre leben noch ganz in rohem Zustande, alle aber genießen mitten zwischen den cultivirten Amerikanern eine ihnen durch Traktate gesicherte Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, deren Anmaßung sie oft fürchterlich zu rächen wissen. Die Religionen sind hier unendlich verschieden: keine ist herrschend, und Duldung jedes Glaubens ist Fundamentalgesetz des Staats. So leben hier friedlich unter und neben einander Congregationalisten, Presbyterianer und andere Reformirte, Episkopalen, Quäker, Methodisten, Baptisten, Lutheraner, Catholiken, Herrnhuther, Mennonisten, Tünkers, Universalisten, Shakers, Sandemaniner, Juden und Fetischanbeter. Einen Unterschied des Standes gibt es nicht; in Nordamerika ist nicht nur jeder Bürger vor dem Gesetze gleich, sondern selbst jede Auszeichnung der Geburt fällt hier weg. Nur findet in diesem freien Staate noch das empörende Verhältniß zwischen Herrn und Sklaven Statt, welches in den südlichen Staaten selbst das Gesetz heiligt, in den nördlichen in gewisser Rücksicht bloß nachsieht. — Cultur des Bodens, Kunstfleiß, Handel. Nordamerika ist zwar im Ganzen ein Ackerbau treibender Staat. Noch sind Ackerbau, Viehzucht, Fischerei, Waldbenutzung, Jagd in den nördlichen, Plantagenbau aber in den südlichen Staaten die Hauptbeschäftigungen, und diejenigen Gegenstände, die das Meiste in die Schale der Ausfuhr werfen. Von dem ungeheuern Lande ist auch bei weitem der kleinste Theil angebaut, und noch werden manche Menschenalter vorübersliegen, bis die Cultur von den Küsten sich bis zu dem Mississippi und in das Innere des Missourilandes aus-

Bremen, 1. Januar. Der Senat hat beschlossen, die Bürgerschaft zu ersuchen, zu genehmigen, daß die Bremische Staatsanleihe von 1870 in Höhe von 2 Millionen Thalern, welche durch Beschluß der Bürgerschaft vom 19. Juli 1870 genehmigt worden ist, nicht zur Ausführung gelange, sondern daß die Summe von 2 Millionen Thalern, welche durch Beschluß der Bürgerschaft vom 19. Juli 1870 zur Deckung der Kosten der Mobilmachung und der Ausrüstung der Truppen bewilligt worden ist, aus dem Ertrage der Bremischen Staatsanleihe von 1871 gedeckt werde.

Bremen, 1. Januar. Der Senat hat beschlossen, die Bürgerschaft zu ersuchen, zu genehmigen, daß die Bremische Staatsanleihe von 1870 in Höhe von 2 Millionen Thalern, welche durch Beschluß der Bürgerschaft vom 19. Juli 1870 genehmigt worden ist, nicht zur Ausführung gelange, sondern daß die Summe von 2 Millionen Thalern, welche durch Beschluß der Bürgerschaft vom 19. Juli 1870 zur Deckung der Kosten der Mobilmachung und der Ausrüstung der Truppen bewilligt worden ist, aus dem Ertrage der Bremischen Staatsanleihe von 1871 gedeckt werde.

Ober- und Unterhause besteht. Der Präsident steht an der Spitze des Staats, hat bestimmte Vorrechte und wird alle 6 Jahre von den Senatoren gewählt; das Oberhaus oder der Senat ist aus 2 Senatoren jeder Provinz gebildet, die ebenfalls alle 6 Jahre wechseln; das Oberhaus besteht aus den Deputirten der Gemeinden, deren jede Provinz je auf 33,000 Menschen einen sendet. Ein Vicepräsident hat den Vorsitz im Unterhause, wie der Präsident im Oberhause. In den Händen beider Häuser liegt die gesetzgebende Gewalt, so wie die wichtigsten Majestätsrechte. Fundamentalgesetz ist die Constitution von 1787. Die Regierungsform der einzelnen Staaten ist so ziemlich der des Staats gleichförmig: alle haben ein Oberhaus und ein Unterhaus, und an der Spitze der vollziehenden Gewalt einen Präsidenten oder Gouverneur, und in allen ist die Verfassung mehr oder weniger der des Mutterlandes angepaßt, nur fehlt überall der Adel und der König oder die gebornen Repräsentanten der Nation. Der Staat hat sein eigenes Wappen, seine Flagge und auch einen Verdienstorden, den Cincinnatusorden. — Staatsverwaltung. An der Spitze der allgemeinen öffentlichen Angelegenheiten steht der Präsident, den 4 Minister in seinen Geschäften unterstützen. Jeder dieser Minister ist in seinem Wirkungskreise unabhängig, aber der Nation verantwortlich. Uebrigens regiert jeder einzelne Staat sich zu Hause selbst, und hat sein eigenes Gesetzbuch. Die richterliche Gewalt ist von der gesetzgebenden und vollziehenden getrennt. Der höchste Appellationshof für alle Provinzen ist der Supreme Court; überdies gibt es nach dem Vorbilde von England 3 wandelnde Gerichte, eines für die nördlichen, eines für die mittleren und eines für die südlichen Staaten. — Finanzen. Das Budiet des Staats für das Jahr 1816 betrug 19,915,431 Dollars, nämlich die Civilliste 901,612, unbestimmte Ausgaben 573,071, auswärtige Verhältnisse 261,000, Militär 4,656 305, Marine 3,638 071 und früher bewilligter Credit 9,885,372 Dollars. Die Nationalschuld belief sich am 1sten October 1815 auf 120 Mill. Dollars. — Marine. 4 Linienschiffe, 24 Fregatten, 10 Briggs, 10 Schooner, 110 Canonierschaluppen, überhaupt 158 Segel. Landmacht. Nordamerika hat außer dem Staabe, der Artillerie, dem Genie und einigen Cadres kein stehendes Militär. Die Landmiliz, wozu alle Männer zwischen 16 bis 40 Jahren eingeschrieben sind, betrug 1809 2,290,000 Köpfe.

Verfangenschaft, s. Anh. z. d. Bde.

Verfassungen, s. Anh. z. d. Bde.

Verfolgungen der Christen waren eine natürliche Wirkung der Besorgnisse, die der freie, allem bisher gültigen Kirchenthume widerstrebende Geist der christlichen Lehre und Religionsübung bei Juden und Heiden erregen mußte. So lange der jüdische Staat bestand, konnten die darin gebildeten Christengemeinen auf gutwillige Duldung um so weniger rechnen, da schon der Stifter ihrer Religion wegen seines Widerspruchs gegen die von der herrschenden pharisäischen Parthei eifrig vertheidigten jüdischen Kirchensatzungen als ein Empörer hingerichtet worden, und seinen Anhängern nach der Ansicht des hohen Rathes zu Jerusalem nicht zu verzeihen war, daß sie ihn für den echten Messias hielten. Weil es dieser Behörde aber an der nöthigen Gewalt fehlte, ihre Absichten durchzusetzen, und die Christen sich jeder öffentlichen Stö-

Ausgabe, welche Migne in seiner Patrologia graeca, Tom. XXXVI. Paris 1858, veranstaltet hat, ist ein Abdruck der Ausgabe von Gallandi, Tom. VI. Venedig 1768, mit Beifügung der Varianten der Ausgabe von Montfaucon, Tom. II. Paris 1718. Die Ausgabe von Gallandi ist ein Abdruck der Ausgabe von Montfaucon, Tom. II. Paris 1718, mit Beifügung der Varianten der Ausgabe von Gallandi, Tom. VI. Venedig 1768. Die Ausgabe von Montfaucon

als Menschen, die faſt durchaus den niedern Volksclaſſen angehörten und wegen der Mannichfaltigkeit der unter ihnen aufkommenden neuen, meiſt gnoſtiſchen Secten immer noch mehr Gegenſtände der Verachtung, als der Furcht, und nächſt dem unter einander in beſtändiger Fehde, der über ihnen wollete, iſt es durchſchlicht dieſem Umſtande zuzuſchreiben, daß ungeachtet manchmal äußern Veranlaſſung zu neuen Angriffen und heftigen Streitſchriften heidniſcher Philoſophen (z. B. des Celſus um 140) gegen das Chriſtenthum, über 150 Jahre einer ungeſtörten Ruhe die auf der ſogenannten vierten Verfolgung hingingen. In Kleinaſien hatten ſie um 160 einen vorübergehenden Sturm von der Wuth des heidniſchen Pöbels auszuſtehen, mit dem die Hinrichtung des chriſtlichen Bekenners Carpus (Martyr) und des Biſchofs von Smyrna Polycarpus zuſammenhing, und unter der Regierung Marcus Aurelius über die neuen Gemeinden in Gallien zu Vienne und Lyon Verbrechungen, unter denen viele Chriſten Märtyrer ihres Glaubens wurden (ate Merk.). Was auch dieſen philoſophiſchen Kaiſer bewogen hat, mag dahin geſtellt ſeyn, gewiß unterſtanden; ſie wenigſtens in den Provinzen nicht aufkommen zu laſſen, wo bisher alles der Staatsreligion ergeben geweſen war, mußte den römiſchen Regenten ſchon aus politiſchen Gründen räthlich erſcheinen. Da nun gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts hin ein ſolcher bald der unter ihnen geſchäftiger Conſöderationsgeiſt augenſcheinlich darauf ausging, die ſonſt von einander unabhängigen Gemeinden zum kirchlichen Ganzen zu verbinden, wir auch der Lehrerſtand beim Aufkommen ſeiner Hierarchiſchen Ausſchließungsmacht und hierarchiſchen Irrgänge durch ſein Streben nach einer immer weiter um ſich greifenden Disciplinargewalt mancherlei Colliſionen mit den bürgerlichen Behörden verurſachte, ja die mächtig anwachſende Menge der Chriſten im Verfolgen der heidniſchen ſinkenden heidniſchen Cultur immer dreiſter wurde; konnten neue wildere Ausbrüche der Volkswuth, die die Beſchimpfung der alten Götter ſeit 192 durch ſchrecklliche Blutbäder rächte, ſie eben ſo wenig verhindern, als das Edict Kaiſer Decius Sept. 249, daß ſie alle, bei Strafe der Ausrottung zur ſüdiſchen und chriſtlichen Religion verbot und noch härtere Drangſale für die Chriſtenheit nach ſich zog. Keinesweges erdichtet ſind die ſchaudervollen Erzählungen von den Martern, welche damals von den römiſchen Obrigkeiten angewendet wurden, um Chriſten jedes Alters und Geſchlechts zur Abſchwörung ihres Glaubens zu nöthigen. Viele wichen der Gewalt, um in ruhigeren Zeiten zum Chriſtenthume zurückzukehren, doch nicht wenige bewieſen auch eine Standhaftigkeit, die den Tod der Unſchuld ſeinen Schrecken und ihnen mit der Märtyrerkrone die Bewunderung, ja die fromme Verehrung der chriſtlichen Nachwelt erwarb. (Vergl. d. Art. Märtyrer und Heilige.) Nach dieſer ſiebten Verfolgung genoſſen die Chriſten faſt ein ganzes Jahrhundert, Gallien und Heliogabalus wieder Duldung und Ruhe, unter Alexander Severus ſogar Vorzüge und Beförderungen, deren vom Kaiſer Maximin 235 erneuerte Beſchränkung den Namen der ſechſten Verfolgung erhielt; obſchon von dieſem Kaiſer eigentlich nur chriſtliche Gelehrte und Geiſtliche bedrückt wurden, was aber manche Gemeinden leiden mußten, ohne ſeinen Befehl geſchah. Denn mit ſchritt der Privathaß zu Mißhandlungen der Chriſten und wiegelte den Pöbel wieder ſie auf, der ſie zu Alexandrien noch im letzten Regier-

Ausgabe des Hippokrates, welche Cornarius besorgte, und die Ausgabe des Galenus, welche Gryphius veranstaltete, sind ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Hippokrates, welche Foës besorgte, ist ein Werk, das jeder Arzt besitzen muß. Die Ausgabe des Galenus, welche Kühn veranstaltete, ist zwar sehr brauchbar, aber nicht vollständig. Die Ausgabe des Aretäus, welche Wigan besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Caelius Aurelianus, welche Amman besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Soranus, welche Dietz besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Rufus, welche Clinch besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Oribasius, welche Bussemaker und Daremberg besorgten, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Paulus Aegineta, welche Adams besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Aëtius, welche Cornarius besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Alexander Trallianus, welche Puschmann besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Actuarius, welche Ideler besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Nikolaus Myrepsus, welche Fuchs besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Johannes Actuarius, welche Ideler besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Theophilus Protospatharius, welche Greenhill besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Leonhart Fuchs, welche Fuchs selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Hieronymus Fabricius ab Aquapendente, welche Adelmann besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Andreas Vesalius, welche Vesalius selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Realdus Columbus, welche Columbus selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Gabriel Fallopius, welche Fallopius selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Bartholomäus Eustachius, welche Eustachius selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Fabricius ab Aquapendente, welche Fabricius selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Wilhelm Harvey, welche Harvey selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Thomas Sydenham, welche Sydenham selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Hermann Boerhaave, welche Boerhaave selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Albrecht von Haller, welche Haller selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Johann Peter Frank, welche Frank selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Christoph Wilhelm Hufeland, welche Hufeland selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Johann Lucas Schönlein, welche Schönlein selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Johannes Müller, welche Müller selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Rudolf Virchow, welche Virchow selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Robert Koch, welche Koch selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Emil Behring, welche Behring selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Paul Ehrlich, welche Ehrlich selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Ilja Metschnikow, welche Metschnikow selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Theodor Billroth, welche Billroth selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Ernst von Bergmann, welche Bergmann selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Friedrich von Esmarch, welche Esmarch selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Johann Friedrich Dieffenbach, welche Dieffenbach selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Carl Ferdinand von Graefe, welche Graefe selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Albrecht von Graefe, welche Graefe selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Hermann von Helmholtz, welche Helmholtz selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Ernst Brücke, welche Brücke selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Carl Ludwig, welche Ludwig selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Emil du Bois-Reymond, welche du Bois-Reymond selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Rudolf Heidenhain, welche Heidenhain selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Max Schultze, welche Schultze selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Moritz Heidenhain, welche Heidenhain selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Wilhelm Roux, welche Roux selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Hans Driesch, welche Driesch selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Oskar Hertwig, welche Hertwig selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Richard Hertwig, welche Hertwig selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Carl Gegenbaur, welche Gegenbaur selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Ernst Haeckel, welche Haeckel selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des August Weismann, welche Weismann selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Theodor Boveri, welche Boveri selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Eduard Strasburger, welche Strasburger selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Wilhelm Pfeffer, welche Pfeffer selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Julius Sachs, welche Sachs selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Hugo de Vries, welche de Vries selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Carl Correns, welche Correns selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Erich von Tschermak, welche Tschermak selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Wilhelm Johannsen, welche Johannsen selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Thomas Hunt Morgan, welche Morgan selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Alfred Sturtevant, welche Sturtevant selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Hermann Joseph Muller, welche Muller selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Barbara McClintock, welche McClintock selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des James Watson, welche Watson selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Francis Crick, welche Crick selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Maurice Wilkins, welche Wilkins selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Rosalind Franklin, welche Franklin selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Linus Pauling, welche Pauling selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Max Delbrück, welche Delbrück selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Salvador Luria, welche Luria selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Alfred Hershey, welche Hershey selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Joshua Lederberg, welche Lederberg selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Edward Lawrie Tatum, welche Tatum selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des George Wells Beadle, welche Beadle selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Arthur Kornberg, welche Kornberg selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Severo Ochoa, welche Ochoa selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Marshall Warren Nirenberg, welche Nirenberg selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Har Gobind Khorana, welche Khorana selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Robert William Holley, welche Holley selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Howard Martin Temin, welche Temin selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des David Baltimore, welche Baltimore selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Renato Dulbecco, welche Dulbecco selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Sydney Brenner, welche Brenner selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des H. Robert Horvitz, welche Horvitz selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des John Sulston, welche Sulston selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Robert Huber, welche Huber selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Johann Deisenhofer, welche Deisenhofer selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Hartmut Michel, welche Michel selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Peter Agre, welche Agre selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Roderick MacKinnon, welche MacKinnon selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Richard Axel, welche Axel selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Linda Buck, welche Buck selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Edmond Fischer, welche Fischer selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Edwin Krebs, welche Krebs selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Stanley Prusiner, welche Prusiner selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Carleton Gajdusek, welche Gajdusek selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Baruch Blumberg, welche Blumberg selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Daniel Carleton Gajdusek, welche Gajdusek selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Harold Varmus, welche Varmus selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Michael Bishop, welche Bishop selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Alfred Gilman, welche Gilman selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Martin Rodbell, welche Rodbell selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Paul Greengard, welche Greengard selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Arvid Carlsson, welche Carlsson selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Eric Kandel, welche Kandel selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Julius Axelrod, welche Axelrod selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Ulf von Euler, welche Euler selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Bernard Katz, welche Katz selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des John Eccles, welche Eccles selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Alan Lloyd Hodgkin, welche Hodgkin selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Andrew Fielding Huxley, welche Huxley selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Rodney Robert Porter, welche Porter selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Gerald Maurice Edelman, welche Edelman selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Frederick Sanger, welche Sanger selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Walter Gilbert, welche Gilbert selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Paul Berg, welche Berg selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Werner Arber, welche Arber selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Daniel Nathans, welche Nathans selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Hamilton Smith, welche Smith selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Kary Mullis, welche Mullis selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Michael Smith, welche Smith selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Kurt Wüthrich, welche Wüthrich selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Peter Mitchell, welche Mitchell selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des John Walker, welche Walker selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Jens Skou, welche Skou selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Stanley Cohen, welche Cohen selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Rita Levi-Montalcini, welche Levi-Montalcini selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Edwin Krebs, welche Krebs selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Edmond Fischer, welche Fischer selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Stanley Prusiner, welche Prusiner selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Carleton Gajdusek, welche Gajdusek selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Baruch Blumberg, welche Blumberg selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Daniel Carleton Gajdusek, welche Gajdusek selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Harold Varmus, welche Varmus selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Michael Bishop, welche Bishop selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Alfred Gilman, welche Gilman selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Martin Rodbell, welche Rodbell selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Paul Greengard, welche Greengard selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Arvid Carlsson, welche Carlsson selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Eric Kandel, welche Kandel selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Julius Axelrod, welche Axelrod selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Ulf von Euler, welche Euler selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Bernard Katz, welche Katz selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des John Eccles, welche Eccles selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Alan Lloyd Hodgkin, welche Hodgkin selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Andrew Fielding Huxley, welche Huxley selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Rodney Robert Porter, welche Porter selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Gerald Maurice Edelman, welche Edelman selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Frederick Sanger, welche Sanger selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Walter Gilbert, welche Gilbert selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Paul Berg, welche Berg selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Werner Arber, welche Arber selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Daniel Nathans, welche Nathans selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Hamilton Smith, welche Smith selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Kary Mullis, welche Mullis selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Michael Smith, welche Smith selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Kurt Wüthrich, welche Wüthrich selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Peter Mitchell, welche Mitchell selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des John Walker, welche Walker selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Jens Skou, welche Skou selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Stanley Cohen, welche Cohen selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar. Die Ausgabe des Rita Levi-Montalcini, welche Levi-Montalcini selbst besorgte, ist ebenfalls sehr schätzbar.

es, die der heldenmüthigen Resignation, deren Größe und Herrlichkeit das lebendige Ideal des Christenthums und der Geist seiner Lehre darstellt, deren Charakter sich seinen wahren Bekennern mitgetheilt und der modernen Zeit ihr Gepräge aufgedrückt hat, neue Kraft geben, die Welt zu überwinden. E.

Vergennes (Charles Gravier Graf), französischer Minister unter Ludwig XVI., war der Sohn eines Parlaments-Präsidenten zu Dijon, und 1720 geboren. Er betrat frühzeitig die diplomatische Laufbahn, und war nach einander an den Höfen zu Lissabon, Constantinopel und Stockholm Gesandter. Als Ludwig XVI. 1774 die Regierung antrat, und das ganze Ministerium veränderte, rufte er den Grafen Vergennes von Stockholm zurück, und übergab ihm das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, welches er auch bis zu seinem Tode (1787) verwaltet hat. Vergennes gehörte unter die solidesten und gemäßigsten Diplomatiker; ohne ein eminenter Kopf zu seyn, hatte er doch viel Verstand, und dabei viel Erfahrung, Kaltblütigkeit und Arbeitsamkeit. Die Noten des französischen Hofes, welche während Vergennes Ministerschaft in öffentlichen Angelegenheiten mit andern Mächten erschienen, zeichnen sich durch einen Ton der Höflichkeit und Mäßigung aus. Die Hauptpolitik dieses Ministers bestand im Temporisiren; daher rührte seine methodische Langsamkeit, seine Umständlichkeit und Zurückhalten, und sein Zaudern, eine bestimmte Antwort zu geben. Bei alle dem war er mit diesem Charakter und diesen Grundsätzen gerade der rechte Mann, wie er in jenem Zeitraume für Frankreich nöthig war. Einen großen, und durch seine Folgen für Frankreich sehr nachtheiligen Mißgriff beging er jedoch dadurch, daß er (1778) Ludwig XVI. bewog, öffentlich an den Händeln der Nordamerikaner mit England Antheil zu nehmen. Der französische Hof schloß mit den Gesandten der erstern zu Paris (d. 26sten Januar 1778) einen förmlichen Tractat, und machte davon dem englischen Hofe eine, den Ausdrücken nach freundschaftliche, Anzeige. Aber dieser Schritt entschied den Krieg zwischen beiden Mächten, in welchem Frankreich gleich anfangs eine Menge reich beladener Kauffahrer, und alle seine Besitzungen in Ostindien verlor. Es schloß zwar (1783) zu Versailles mit England einen ehrenvollen Frieden, aber der große Aufwand, den dieser Krieg verursacht hatte, verschlimmerte aufs neue die französischen Finanzen, und die Schulden Frankreichs wuchsen so hoch an, daß bald nachher kein Hülfsmittel dagegen zu finden war. Viel Unglück würde höchst wahrscheinlich unterblieben seyn, wenn Frankreich die Nordamerikaner nur unter der Hand unterstützt hätte. Den wirklichen Ausbruch der Revolution erlebte Vergennes nicht; er soll die Schritte des Hofes, welche dieselbe in der Folge herbeiführten, nicht gebilligt haben. Sein politisches Glaubensbekenntniß hat er in einem Schreiben an den damaligen französischen Gesandten in Wien, Breteuil, abgelegt. „Wenn, sagt er, alle Mächte einsehen wollten, wie elend im Grunde alle politischen Kunstgriffe und Wendungen sind, so würde die Welt weit besser regiert werden, und die Plage der Minister geringer seyn. Wie viel Leiden würden dann auch der Menschheit erspart!"

Vergesellschaftung der Orden, s. Anh. z. d. Bde.

Vergiftung, die Anwendung eines Giftes auf einen lebenden menschlichen, oder überhaupt auf einen thierischen Körper.

Sie ist entweder innerlich, durch Aufnahme des Giftes in den Verdauungswege, oder äußerlich, durch Berührung der zarten oder wunden Oberfläche des Körpers mit dem Gifte; vorsätzlich, mit Willkühr an sich selbst oder an einem Andern verrichtet; oder zufällig, wenn die Absicht, sich oder einen andern Gift als solches beizubringen, nicht Statt fand. Selbstvergiftung, wenn ein Mensch sich selbst Gift beibringt, vorsätzliche Selbstvergiftung, wenn er dies mit freiem Willen und in der Absicht, dadurch sein Leben zu endigen, thut; zufällige Selbstvergiftung, wenn ein Mensch, der mit einem Gift an sich oder an sich bringt, doch ohne zu wissen, daß es Gift sey, oder wenigstens ohne den Vorsatz, sich dadurch das Leben zu nehmen, s. B. eines Versuchs wegen. (Vergl. d. Art. Gift.) H.

Vergleich ist eine Vertrag, welcher nöthig ist, um zwischen bereits entstandenen Rechtsstreit aufzuheben, oder einem erst bevorstehenden vorzubeugen, indem die sich Vertragenden beider Seits etwas von ihren Forderungen fahren lassen. Fast alle neuere Gesetzgebungen bringen auf Vergleiche, zeichnen sie mit Vorzügen sie, indem sie die Richter anweisen, vor dem Ausbruch eines jeden Rechtsstreites gütliche Vergleiche zu Stande zu bringen. Vergleiche sind nichts, wenn sie durch falsche Urkunden zu Stande kamen, oder durch Irrthum in Ansehung der Sache oder der Zulänglichkeit des Rechts. Ferner sieht Vergleich, durch den eine Ehe aufgehoben werden soll, jeder Vergleich in Criminalsachen, und der Vergleich über Verwandtschaft zwischen dem Erben und dem Legator, wenn er vor Eröffnung des Testamentes geschlossen wird. H.

Vergniaud, (Pierre Victorin), geboren zu Limoges 1758, Advocat zu Bordeaux, spielte in den ersten Zeiten der französischen Revolution eine bedeutende Rolle. Er wurde (1791) von dem Departement der Gironde als Deputirter zur gesetzgebenden, dann zur folgenden Nationalversammlung nach Paris gesendet, und als diese (1792) aufgelöst wurde und der Nationalconvent sich bildete, auch Mitglied des letztern. Das Departement der Gironde oder Garonne, dessen Hauptort Bordeaux ist, hatte Männer von vorzüglichen Talenten als Deputirte an den Nationalversammlungen geschickt; sie bildeten mit andern in dieser Versammlung eine Partei, die man die Girondisten nannte, und die sich den Jacobinern widersetzte. Doch hatten die Mitglieder dieser Partei keineswegs einerlei Gesinnungen für den König, ihre Absichten gingen ebenfalls auf die Errichtung einer Republik. Vergniaud war einer der Anführer dieser Partei, und zeichnete sich vorzüglich durch seine feurige, alles mit sich fortreissende, Beredsamkeit aus. Vergniaud war Präsident der Nationalversammlung an den Sitzungen desselben (d. 15ten bis 20sten Januar 1793) das Schicksal des unglücklichen Ludwigs XVI. entschieden wurde; er sammelte die Stimmen über ihn, und stimmte selbst für den Tod desselben. Der Versuch, den er und einige Andere machten, den König durch eine Appellation an das Volk zu retten, mißlang. Die Partei der Girondisten verlor bald nachher ihr Uebergewicht im Convent, und wurde, da sie gegen den aufstrebenden Robespierre nicht genug auf ihrer Hut gewesen war, von diesem am ersten Mai 1793 gänzlich gestürzt. Alle Mitglieder derselben, die sich nicht durch die Flucht retteten, wurden eingekerkert, unter diesen war auch Vergniaud; er wurde mit 20 andern seiner Partei am

stiften October 1793 zu Paris guillotinirt. Vergnüands Talente waren eines bessern Schicksals würdig, und hätten unter andern Umständen Frankreich sehr nützlich werden können.

Vergolden. Die Kunst des Vergoldens muß eine der ältesten sein, denn die Aegypter verstanden sie, und in den mosaischen Schriften kommt das Uebergehen mit Golde häufig vor. Indessen verstand man wahrscheinlich die Kunst nicht, in so dünnen Häuten aber Blechen das Gold aufzuwirken, als es gegenwärtig geschieht; denn noch zu Plinius Zeiten machte man die Goldplättchen nur eine Linie dick auf 3000 Quadratzoll ausgedehnt wiegend. Dyonorati berechnet, daß das Gold zu Plinius Zeiten zweiundzwanzigmal dicker ausgetrieben wurde als jetzt. Und Golde soll, daß ein Gran Gold auf 22 Quadratzoll ausgedehnt werden könne. Da nun dies Metall weder durch Feuchtigkeit, noch von der Luft angegriffen wird, so sind die dünnen Ueberzüge, die man von Gold macht, unfehlbar recht dauerhaft, und man findet unter andern in Herculanum Vergoldungen, die so glänzen, als wenn sie erst kürzlich aus den Händen des Künstlers hervorgegangen wären. Wie die ältesten Künstler das Gold in seinen Blättchen zum Vergolden geschlagen, wissen wir nicht; aber Theophilus Presbyter, der Anfang eines deutschen Mönchs, Theophilus, mit dem neunten Jahrhundert worin schon gelebt wird, daß das Gold zwischen Pergament geschlagen wird, damit es nicht anklebe, das Pergament mit gebrannten und fein zerriebenem Ocher überzogen, und dann mit einem wollen Schweinszahn geglättet werden müsse. Die deutschen Goldschläger landen in der Folge, daß das Pergament zu teuer und zu fest sei, die Goldhäutchen zu ziehen. Sie nähmen also die sehr dünnen Häute ungebornes Kälber, und darauf die innerste Darmhaut der Kühe. Die Zubereitung dieser Häute wird als ein Geheimniß der Inländer angesehen. — Man hat verschiedene Arten von Vergoldung. Die kalte Art, wo man zuvorderst das Gold mit Quecksilber verquickt, so daß es halbflüssig wird, und es alsdann vermittelst einer Säure auf den Gegenstand aufträgt. Das Quecksilber wird nachher durch Hitze dadon getrieben, und das reine Gold bleibt darin in unkenntlichen feinen Ueberzügen den Gegenstand. Man kann nur Metall so vergolden, und ehe man das Amalgam auftragt, pflegt man etwas Quecksilber, in Salpetersäure aufgelöst, auf den Gegenstand zu streichen. Will man Eisen vergolden, so taucht man es vorher in eine starke Auflösung von schwefelsaurem Kupfer; dadurch überzieht sich das Eisen mit Kupfer, und darauf haftet das Amalgam. Aber noch besser geräth die Stahlvergoldung, wenn man eine Goldauflösung in Königswasser in ungefähr gleichviel so viel Schwefeläther schüttet. Nach diesem Umschütteln entreibt der Aether das Gold den Säuren; jener verdampft sehr leicht, und läßt das Gold auf dem Eisen zurück. — Die zweite Art der Vergoldung besteht darin, daß man in Feuer vergoldet. Dazu muß man den sogenannten Goldschaum, oder äußerst dünne Blättchen Gold haben. Diese trägt man nun sowohl auf Metalle, als auf Holz, entweder vermittelst eines Kitts, oder eines feinen und trocknenden Oels. Der Kitt wird aus Pergamentschnitzeln oder aus Abgängen von Handschuhen gemacht, und mit dem Weißen eines feinen Kalks vermischt. Man trägt diesen Kitt auf, um die Oberfläche des zu vergoldenden Gegenstandes vollkommen zu ebe-

Art. 3 der Verfassung der Vereinigten Staaten von Nordamerika vom 17. September 1787 bestimmt: „Die gesetzgebende Gewalt wird dem Kongreß übertragen, der aus einem Senat und einem Repräsentantenhause besteht.“ Art. 1 Sektion 8 der Verfassung bestimmt: „Der Kongreß hat die Befugnis, Steuern, Zölle, Abgaben und Akzise zu bestimmen, einzuziehen, zu erheben und zu verwenden, um die Schulden zu bezahlen und für die gemeinsame Verteidigung und die allgemeine Wohlfahrt der Vereinigten Staaten zu sorgen; jedoch müssen alle Zölle, Abgaben und Akzise in den Vereinigten Staaten gleichförmig sein.“ Art. 1 Sektion 9 der Verfassung bestimmt: „Keine Kapitation oder sonstige direkte Steuer darf erhoben werden, es sei denn im Verhältnis zu der Zählung oder Aufnahme, die vorher vorgeschrieben ist.“ Art. 1 Sektion 10 der Verfassung bestimmt: „Kein Staat darf ohne Zustimmung des Kongresses Tonnengeld erheben, Truppen oder Kriegsschiffe in Friedenszeiten halten, mit einem anderen Staat oder mit einer fremden Macht einen Vertrag oder ein Bündnis schließen oder mit einer fremden Macht oder mit einem anderen Staat in Krieg geraten, es sei denn, daß er tatsächlich angegriffen wird oder daß die Gefahr eines Angriffes so dringend ist, daß sie keinen Aufschub gestattet.“ Art. 1 Sektion 10 der Verfassung bestimmt: „Kein Staat darf ohne Zustimmung des Kongresses Zölle oder Abgaben auf Einfuhr oder Ausfuhr erheben, es sei denn, daß es unbedingt notwendig ist, um seine Inspektionsgesetze durchzuführen; der Nettoertrag aller Zölle und Abgaben, die ein Staat auf Einfuhr oder Ausfuhr erhebt, ist zugunsten der Staatskasse der Vereinigten Staaten zu verwenden; alle derartigen Gesetze unterliegen der Revision und Kontrolle des Kongresses.“ Art. 1 Sektion 10 der Verfassung bestimmt: „Kein Staat darf ohne Zustimmung des Kongresses Tonnengeld erheben, Truppen oder Kriegsschiffe in Friedenszeiten halten, mit einem anderen Staat oder mit einer fremden Macht einen Vertrag oder ein Bündnis schließen oder mit einer fremden Macht oder mit einem anderen Staat in Krieg geraten, es sei denn, daß er tatsächlich angegriffen wird oder daß die Gefahr eines Angriffes so dringend ist, daß sie keinen Aufschub gestattet.“

gehörig gebaut, die Wände mit Fenstern versehen, und die Thüren so gestellt, daß sie gegen Süden gehen. Die Wände müssen mit Kalk und Sand gut verputzt, und mit Kalk weiß getüncht werden. Der Boden muß mit Ziegeln gepflastert, und mit Kalk und Sand gut verputzt werden. Die Fenster müssen mit Gitterwerk versehen werden, damit die Vögel nicht hinein fliegen können. Die Thüren müssen mit Schlössern versehen werden, damit die Vögel nicht hinein fliegen können. Die Wände müssen mit Kalk und Sand gut verputzt, und mit Kalk weiß getüncht werden. Der Boden muß mit Ziegeln gepflastert, und mit Kalk und Sand gut verputzt werden. Die Fenster müssen mit Gitterwerk versehen werden, damit die Vögel nicht hinein fliegen können. Die Thüren müssen mit Schlössern versehen werden, damit die Vögel nicht hinein fliegen können.

...ages are the Waldstein Missal, the Waldstein Pontifical, and the Waldstein Gradual. The Missal is a small folio volume of 224 leaves, written in a fine Gothic hand, with rubrics in red. It contains the Mass for the whole year, with the Canon, the Proper of Time, the Proper of Saints, and the Common of Saints. The Pontifical is a larger volume of 312 leaves, containing the rites of ordination, consecration of churches, and other episcopal functions. The Gradual is a folio volume of 256 leaves, containing the chants for the Mass and Office. All three manuscripts are illuminated with initials and borders in the style of the early fifteenth century.

The Waldstein family was one of the most ancient and distinguished families of Bohemia. They were descended from the Counts of Waldstein, who were among the first to embrace the Reformation in Bohemia. The manuscripts were preserved in the family castle of Waldstein until the end of the seventeenth century, when they were sold to a collector. They were subsequently acquired by the British Museum in 1850.

The Missal is the most important of the three manuscripts. It is written in a fine Gothic hand, with rubrics in red. The text is arranged in two columns, with the Canon in the middle. The initials are large and elaborate, and the borders are filled with foliage and figures. The Pontifical is written in a similar hand, but the initials are smaller and less elaborate. The Gradual is written in a smaller hand, with the chants in red and black.

The manuscripts are of great value for the history of the liturgy in Bohemia. They show the use of the Roman rite in that country, with some local variations. The Missal contains the Mass for the feast of St. Wenceslaus, the patron saint of Bohemia, which is not found in other Missals. The Pontifical contains the rite for the consecration of a bishop, which is also peculiar to Bohemia. The Gradual contains the chants for the feast of St. Wenceslaus, which are also peculiar to Bohemia.

The manuscripts are also of great value for the history of the art of illumination. They show the style of the early fifteenth century, with its characteristic use of gold and bright colours. The initials are large and elaborate, and the borders are filled with foliage and figures. The Missal contains a full-page miniature of the Crucifixion, which is one of the finest examples of the art of illumination in the British Museum.

The manuscripts are also of great value for the history of the Waldstein family. They contain the arms of the family, which are a lion rampant on a field of gold. The Missal contains a portrait of the donor, who is kneeling before the Virgin and Child. The Pontifical contains a portrait of the bishop who consecrated the manuscript. The Gradual contains a portrait of the scribe who wrote the manuscript.

The manuscripts are now in the British Museum, where they are carefully preserved. They are bound in red morocco, with the arms of the Waldstein family stamped on the covers. They are kept in a glass case in the Manuscript Room, where they can be seen by the public.

Verhau oder Verhack ist eine Verschanzung mit gefällten Bäumen, welche der Länge nach mit und über einander gelegt, und mit den Aesten in einander geflochten werden. Verhaue werden gewöhnlich angelegt, wo man den Anzug eines Feindes durch etwas will verhindern will. Wegstreifereien sind die Verhaue versteckt, d. h. im Verborgenen angelegt, und können es auch um so leichter seyn, da das Materiale von der Art ist, daß man es von den Umgebungen nur schwer unterscheidet, theils weil sie ihrer Natur nach gewöhnlich sich an Oertern befinden, wo ihre Entdeckung schwer ist. Der Nutzen der Verhaue ist also: die nöthige Vertheidigungskraft ist sehr oft durch sie noch mehr sie Cornelius Nepos eine neue Kunst, wo er von den Verhauen spricht, womit sich Miltiades auf dem marathonischen Schlachtfelde vor der persischen Reiterei schützte.

Verjährung (Usucapio, praescriptio) ist die Erlangung des Eigenthums durch einen unverrückten, ungestörten Besitz. Man erlangt das Eigenthum einer Sache oder eines Rechts, wenn man auf eine Art dazu gekommen ist, durch welche das Eigenthum erlangt werden kann, z. B. durch Kauf, Schenkung, Erbschaft u. s. w., und wenn man eine Sache oder ein Recht eine gewisse, in den Gesetzen vorgeschriebene Zeit ununterbrochen besessen hat. Diese festgesetzte bestimmte Zeit ist verschieden, theils nach den verschiedenen Rechten, theils wenn von beweglichen oder unbeweglichen Sachen die Rede ist. Nach sächsischen Rechten ist die zur Verjährung bei beweglichen Sachen erforderliche Zeit ein Jahr, sechs Wochen und drei Tage, bei unbeweglichen Sachen aber, und die einen Zinsbuchstaben tragen, da wie bei Wechseln und Bestiansiessen, einundzwanzig Jahre, sechs Wochen und drei Tage, von der Zeit des erlangten Besitzes an zu rechnen.

Verkäufung, s. d. Art. Transfiguration.

Verkehren, s. im Anhang.

Verlagsrecht, s. im Anhang.

Verthönig, s. d. Art. Sponsalien.

Verlorene Posten nennt man im Kriege diejenigen Schildwachten, die auf den äußersten Theilen des Lagers oder des Biwachtes gegen den Feind aufgestellt sind.

Vermächtniß (Legatum) ist dasjenige, was jemand nicht als Erbe aus der Hinterlassenschaft eines Verstorbenen zugewendet bekommt, sondern nur aus Auftrag des Testators an den Erben. Bei dem Vermächtniß ist es gleichgültig, der es gemacht, das Recht zu fordern hatte, und daß der, der es empfängt, in dem Stande sey, Erbschaften anzunehmen. Die Errichtung eines Vermächtnisses kann den Legatarien so wie den Erben auferlegt werden, doch erstreckt sich nicht mehr, als der Vortheil, der Lagen sich erstreckt, und letztern dann, wenn sie Notherben sind, der Pflichttheil dadurch nicht geschmälert werden. Gegenstände des Vermächtnisses können alle diejenigen seyn, die sich in commercio Privatorum befinden. Ist die Sache eine fremde, und wußte dies der Erblasser, so muß der Erbe sie oder den Werth derselben geben: ist die Sache Eigenthum des Erben, und der Erblasser hielt sie für seine eigene, so muß er sie ebenfalls geben: hat der Testator die vermeinte Sache gekauft in Borg, und hat er sie, ins. so onerosa erworben, so bekommt er zurück, was er dafür gegeben; hat er sie titulo lucrativo, so wird das Vermächtniß nicht

Bonelle (Jean-Baptiste), médecin, né à Bordeaux, le 25 octobre 1798, mort à Bordeaux, le 28 octobre 1859. Il était docteur en médecine de la faculté de Paris, membre de l'académie de médecine de Paris, de la société de médecine de Bordeaux, de la société de médecine de Lyon, de la société de médecine de Marseille, de la société de médecine de Montpellier, de la société de médecine de Nantes, de la société de médecine de Rouen, de la société de médecine de Toulouse, de la société de médecine de Strasbourg, de la société de médecine de Nancy, de la société de médecine de Dijon, de la société de médecine de Besançon, de la société de médecine de Grenoble, de la société de médecine de Clermont-Ferrand, de la société de médecine de Limoges, de la société de médecine de Poitiers, de la société de médecine de Tours, de la société de médecine de Caen, de la société de médecine de Rennes, de la société de médecine de Brest, de la société de médecine de Lorient, de la société de médecine de Saint-Malo, de la société de médecine de Cherbourg, de la société de médecine de Dieppe, de la société de médecine de Le Havre, de la société de médecine de Fécamp, de la société de médecine de Dunkerque, de la société de médecine de Calais, de la société de médecine de Boulogne-sur-Mer, de la société de médecine de Saint-Omer, de la société de médecine de Lille, de la société de médecine de Roubaix, de la société de médecine de Tourcoing, de la société de médecine de Valenciennes, de la société de médecine de Douai, de la société de médecine de Cambrai, de la société de médecine de Saint-Quentin, de la société de médecine de Laon, de la société de médecine de Soissons, de la société de médecine de Reims, de la société de médecine de Châlons-sur-Marne, de la société de médecine de Troyes, de la société de médecine de Sens, de la société de médecine de Auxerre, de la société de médecine de Nevers, de la société de médecine de Bourges, de la société de médecine de Moulins, de la société de médecine de Clermont-Ferrand, de la société de médecine de Limoges, de la société de médecine de Poitiers, de la société de médecine de Tours, de la société de médecine de Caen, de la société de médecine de Rennes, de la société de médecine de Brest, de la société de médecine de Lorient, de la société de médecine de Saint-Malo, de la société de médecine de Cherbourg, de la société de médecine de Dieppe, de la société de médecine de Le Havre, de la société de médecine de Fécamp, de la société de médecine de Dunkerque, de la société de médecine de Calais, de la société de médecine de Boulogne-sur-Mer, de la société de médecine de Saint-Omer, de la société de médecine de Lille, de la société de médecine de Roubaix, de la société de médecine de Tourcoing, de la société de médecine de Valenciennes, de la société de médecine de Douai, de la société de médecine de Cambrai, de la société de médecine de Saint-Quentin, de la société de médecine de Laon, de la société de médecine de Soissons, de la société de médecine de Reims, de la société de médecine de Châlons-sur-Marne, de la société de médecine de Troyes, de la société de médecine de Sens, de la société de médecine de Auxerre, de la société de médecine de Nevers, de la société de médecine de Bourges, de la société de médecine de Moulins,

Bild 108. Wohnhaus für Herrn Dr. Hermann Schmidt in Berlin-Grunewald. Architekt: Professor Hermann Muthesius in Berlin-Grunewald.

Bild 109. Wohnhaus für Herrn Dr. Hermann Schmidt in Berlin-Grunewald. Architekt: Professor Hermann Muthesius in Berlin-Grunewald.

Kranich, Adolf, Maler, geb. 1. Januar 1844 zu Bonn, gest. 1. Januar 1884 zu Düsseldorf, wo er seit 1864 die Akademie besuchte und Schüler von Wilhelm Sohn, Andreas Achenbach und Eduard Bendemann war. Er malte Genrebilder, meist aus dem Leben der Landleute, und Porträte.

Kranich, Johann Friedrich, Maler, geb. 1. Januar 1744 zu Bonn, gest. 1. Januar 1821 zu Düsseldorf, wo er seit 1764 die Akademie besuchte und Schüler von Wilhelm Sohn, Andreas Achenbach und Eduard Bendemann war. Er malte Genrebilder, meist aus dem Leben der Landleute, und Porträte.

wo weder körperliche noch geistige Krankheit darauf verderblich eingewirkt hat.

Verona, eine alte, große und weitläuftige Stadt in Oberitalien, ehemals den Venetianern, jetzt zum lombardisch-venetianischen Königreiche gehörig, und der Hauptort einer Provinz gleiches Namens. Sie liegt an der Etsch in einer sehr fruchtbaren und angenehmen Ebene, die besonders, wenn man aus den tyroler Gebirgen in dieselbe kommt, einen reizenden Anblick gewährt. Die Stadt hat fast zwei Meilen im Umfange, verschiedene große freie Plätze, ansehnliche, aber auch mitunter alte Gebäude, und zum Theil schlechte Gassen. Die Zahl der Einwohner wird auf 56,000 angegeben. Es gibt hier viele Seiden-, Wollen- und Lederfabriken. Der Handel, der von hier aus zwischen Italien, Deutschland und der Schweiz getrieben wird, ist nicht mehr so lebhaft wie ehemals, aber doch immer noch beträchtlich. Es gibt hier sehr viel Ueberreste römischer Alterthümer, besonders einen großen Reichthum an alten Bildhauerwerken; die berühmte Maffeische Sammlung enthält einen Schatz von Alterthümern. Sehenswürdig ist das hiesige alte römische Amphitheater, das mehr als 22,000 Menschen fassen konnte. Es ist unter allen aus dem Alterthume uns übrig gebliebenen Denkmälern dieser Art am besten erhalten, es wird aber auch alle Jahre auf Kosten der Stadt ein Theil desselben neu hergestellt. Verona ist die Mutter und Pflegerin berühmter Gelehrten und Künstler, die Vaterstadt des Catull, Cornelius Nepos, des ältern Plinius, des Vitruvius, Julius Cäsar, Scaliger, Scipio Maffei u. A. Die Familie der Scaliger beherrschte die Stadt im 13ten und 14ten Jahrhunderte, sie wurde ihnen aber von den Venetianern entrissen.

Verpuffen (chemisch) nennt man das mit einem heftigen Knalle verbundene Entzünden der Salpetersäuern, wenn sie mit glühendheißen brennbaren Substanzen in Berührung gebracht werden. Diese merkwürdige Erscheinung wurde nach Stahls System aus dem Brennstoffe erklärt, das antiphlogistische System hingegen erklärt sie dadurch, daß sich aus dem Salpeter durch die Glühhitze Lebensluft entwickle, und diese das lebhafte Verbrennen des denselben berührenden Körpers verursache. Durch diese Zersetzung wird der Stickstoff in dem Salpeter frei, und geht als Stickgas fort. Der heftige Knall entsteht durch die ungemein starke und schnelle Entwickelung des Wärmestoffs, der die Luft plötzlich ausdehnt.

Vers, Versmaß, s. im Anhang.

Versailles, eine französische Stadt, belegen in einer weiten, zum Theil unfruchtbaren Ebene des Departements Seine-Oise, 2½ Meilen von Paris. Hier stand bis in die Mitte des 17ten Jahrhunderts nur ein unbedeutendes Jagdschloß, das zuweilen von den Monarchen besucht wurde, in einem eben so unbedeutenden Orte; Ludwig XIV. beschloß, aus dieser einer Wüste ähnlichen Ebene einen seines prächtigen Zeitalters und seiner Größe angemessenen Wohnplatz für Könige zu schaffen, und legte von 1661 bis 1678 mit einem ungeheuern Aufwande eins der prächtigsten Lustschlösser an, um das sich bald eine Stadt reihete, deren Volksmenge auf 100,000 Köpfe anwuchs. Versailles war die Residenz der drei Bourbonen, Ludwig XIV., XV., und XVI., und aller hohen Centralbehörden bis 1789, — in welchem Jahre Lud-

Fällen, wo die Diagnose nicht ganz sicher war, wurde die Operation nicht vorgenommen. Es ist dies ein Grundsatz, der sich bei der Operation der Hirntumoren ganz besonders empfiehlt, da die Diagnose oft sehr schwierig ist und die Operation, wenn sie nicht gelingt, dem Kranken nur Schaden bringt. Ich habe mich bei meinen Operationen stets an diesen Grundsatz gehalten und bin dadurch vor Mißerfolgen bewahrt geblieben.

Ich habe bis jetzt 15 Hirntumoren operiert, 11 Gliome, 3 Sarkome und 1 Cysticercus. Von diesen sind 10 geheilt, 5 gestorben. Die Heilungen verteilen sich auf 8 Gliome, 1 Sarkom und 1 Cysticercus. Die Todesfälle auf 3 Gliome und 2 Sarkome.

Die Heilungen sind alle dauernde, soweit sich dies bis jetzt übersehen läßt. Die Kranken sind zum Teil schon seit mehreren Jahren geheilt und arbeitsfähig. Ich habe sie alle persönlich untersucht und mich von ihrer Heilung überzeugt.

Die Todesfälle sind teils durch Meningitis, teils durch Hirnödem, teils durch Hirnblutung eingetreten.

Ich habe bei meinen Operationen stets die Methode angewandt, die ich in meinem Buche über die Chirurgie des Gehirns beschrieben habe. Ich habe stets einen großen Lappen gebildet, der die Tumoren weit freilegte, und habe stets die Dura weit eröffnet. Ich habe stets die Tumoren vollständig entfernt, soweit dies möglich war, und habe stets die Wunde vollständig geschlossen, ohne Drainage.

Ich habe bei meinen Operationen stets die Methode angewandt, die ich in meinem Buche über die Chirurgie des Gehirns beschrieben habe. Ich habe stets einen großen Lappen gebildet, der die Tumoren weit freilegte, und habe stets die Dura weit eröffnet. Ich habe stets die Tumoren vollständig entfernt, soweit dies möglich war, und habe stets die Wunde vollständig geschlossen, ohne Drainage.

halte einer Person nach mehrern, durch die öffentlichen Zeitungen verbreiteten gerichtlichen Vorladungen nichts bekannt wird, und die Person bereits zu einem hohen Alter gelangt seyn müßte. Die Altersbestimmungen sind verschieden nach den verschiedenen Gesetzgebungen.

Verschwörung, s. im Anhang.

Versetzungszeichen heißen in der Musik diejenigen Zeichen, wodurch die Erhöhung oder Erniedrigung eines natürlichen oder Haupttones (so nennt man nämlich die sieben Töne: c, d, e, f, g, a, h) auf dem Notenplan (d. i. die sichtliche Darstellung der Töne durch Noten und andre Zeichen) angedeutet wird. Solcher Versetzungszeichen sind viere. Nämlich 1. das Kreuz ♯, welches einen natürlichen Ton um einen kleinen halben Ton (die das Verhältniß zweier verschiednen Töne auf derselben Stufe, erhöht; 2. das Be (b), welches einen natürlichen Ton um eben so viel erniedrigt; 3. das einfache Kreuz 𝄪, welches einen schon durch ♯ erhöhten Ton nochmals um einen kleinen halben Ton erhöht; und 4. das Doppelte (bb) oder b𝄫, welches einen schon durch b erniedrigten Ton nochmals um eben so viel erniedrigt. Soll ein erhöhter oder erniedrigter Ton wieder in seine erste Größe zurückgeführt werden, so wird dies durch das Aufhebungszeichen, Bequadrat, oder auch schlechthin das Quadrat ♮, angezeigt. Das Quadrat also hebt die Erhöhung oder Erniedrigung eines Tones auf. Ein einfach erhöhter Ton wird durch das ♮ um einen kleinen halben Ton erniedrigt z. B. c. (der natürliche Ton), ♯c (cis) einfache Erhöhung; ♮c (c) Aufhebung der Erhöhung. Ein einfach erniedrigter Ton wird um eben so viel wieder durch Bequadrat erhöht, z. B. d (natürlicher Ton), bd (des) Erniedrigung; ♮d (d) Aufhebung des des. — Ferner, soll ein doppelt erhöhter oder doppelt erniedrigter Ton nur um die Hälfte erniedrigt oder erhöht (d. h., also zu einem einfachen erhöhten oder erniedrigten Tone) werden, so wird vor die Note das erfoderliche einfache Versetzungszeichen und das Quadrat zugleich gesetzt. Soll aber ein doppelt erhöhter oder erniedrigter Ton wieder ganz in seine natürliche Größe zurücktreten, so wird das Quadrat doppelt vor die Note gesetzt. Z. B.

c . . . . ♯c (cis) . . . . 𝄪c (cisois.)
(Natürlicher Ton.) (Einfache Erhöhung.) (Doppelte Erhöhung.

♮♯c (cis) . . . . ♮♮c (c natürliche)
(Aufhebung der Erhöh. zur Hälfte.) (Ganze Aufhebung)

oder ferner:

d . . . . bd (des) . . . . bbd (desdes)
(Natürl. Ton.) (Einf. Erniedrigung.) Dopp. Erniedrigung.

♮bd (des) . . . . . ♮♮d (d natürl.)
(Halbe Restitution.) (Ganze Restitution.)

Als Beispiel sei hier nur auf die Arbeiten von Ludwig Hermann über die Physiologie des Labyrinthes hingewiesen. Hermann hat gezeigt, daß die Bogengänge des Labyrinthes Sinnesorgane sind, welche uns über die Lage unseres Körpers im Raume Aufschluß geben. Wenn wir uns um eine Achse drehen, so werden die Bogengänge in Mitleidenschaft gezogen, und wir bekommen eine Empfindung, die uns über die Richtung und Größe der Drehung Aufschluß gibt. Wenn wir uns um eine Achse drehen, so werden die Bogengänge in Mitleidenschaft gezogen, und wir bekommen eine Empfindung, die uns über die Richtung und Größe der Drehung Aufschluß gibt. Wenn wir uns um eine Achse drehen, so werden die Bogengänge in Mitleidenschaft gezogen, und wir bekommen eine Empfindung, die uns über die Richtung und Größe der Drehung Aufschluß gibt. Wenn wir uns um eine Achse drehen, so werden die Bogengänge in Mitleidenschaft gezogen, und wir bekommen eine Empfindung, die uns über die Richtung und Größe der Drehung Aufschluß gibt. Wenn wir uns um eine Achse drehen, so werden die Bogengänge in Mitleidenschaft gezogen, und wir bekommen eine Empfindung, die uns über die Richtung und Größe der Drehung Aufschluß gibt. Wenn wir uns um eine Achse drehen, so werden die Bogengänge in Mitleidenschaft gezogen, und wir bekommen eine Empfindung, die uns über die Richtung und Größe der Drehung Aufschluß gibt. Wenn wir uns um eine Achse drehen, so werden die Bogengänge in Mitleidenschaft gezogen, und wir bekommen eine Empfindung, die uns über die Richtung und Größe der Drehung Aufschluß gibt. Wenn wir uns um eine Achse drehen, so werden die Bogengänge in Mitleidenschaft gezogen, und wir bekommen eine Empfindung, die uns über die Richtung und Größe der Drehung Aufschluß gibt.

Bericht. Ich habe mich bemüht, die Ursachen dieser Erscheinungen zu ergründen, und habe gefunden, daß sie in der Natur der Sache selbst liegen. Ich habe mich bemüht, die Ursachen dieser Erscheinungen zu ergründen, und habe gefunden, daß sie in der Natur der Sache selbst liegen. Ich habe mich bemüht, die Ursachen dieser Erscheinungen zu ergründen, und habe gefunden, daß sie in der Natur der Sache selbst liegen. Ich habe mich bemüht, die Ursachen dieser Erscheinungen zu ergründen, und habe gefunden, daß sie in der Natur der Sache selbst liegen. Ich habe mich bemüht, die Ursachen dieser Erscheinungen zu ergründen, und habe gefunden, daß sie in der Natur der Sache selbst liegen. Ich habe mich bemüht, die Ursachen dieser Erscheinungen zu ergründen, und habe gefunden, daß sie in der Natur der Sache selbst liegen. Ich habe mich bemüht, die Ursachen dieser Erscheinungen zu ergründen, und habe gefunden, daß sie in der Natur der Sache selbst liegen. Ich habe mich bemüht, die Ursachen dieser Erscheinungen zu ergründen, und habe gefunden, daß sie in der Natur der Sache selbst liegen. Ich habe mich bemüht, die Ursachen dieser Erscheinungen zu ergründen, und habe gefunden, daß sie in der Natur der Sache selbst liegen. Ich habe mich bemüht, die Ursachen dieser Erscheinungen zu ergründen, und habe gefunden, daß sie in der Natur der Sache selbst liegen.

renden Vernunft ist ein sich naturgemäß, und jener tritt mit dem Schein des Siegers um so leichter ab, je mehr diese sich in dem Gebiete der Speculation verliert. Bei solchen Verirrungen wendet sich dann ein großer Theil der unbefangenen Beobachter zum Gegenangreifenden, und bewahrt sich vor den Irrthümern einer Art, um in Irrthümer anderer Art zu gerathen. Man forscht daher oft von einer Philosophie des gesunden Menschenverstandes, ohne sicher über die Sache reifer nachgedacht zu haben, als über so manche, über die im Leben gewöhnlichen weg. Wenn der Verstand als das Vermögen, als welches wir ihn oben definirten, betrachtet wird, so kann von einer Philosophie des Verstandes nicht die Rede sein. Freilich hat man ihn auch vielfältig, selbst in der Wissenschaft, mit der Vernunft verwechselt; bei solcher Verwechslung kommt es vor allem auf Verständigung über die Bedeutung des Wortes an.

Versteigerung, s. d. Art. Auction.

Verteinerungen (Petrefacten) sind abgeforbene organische Körper, die eine so unaefördte Lage erhalten haben, daß sie anstatt zu verwesen und in Erde zu verfallen, ihre Bildung beibehalten haben, mit ferner so erdichten Durchdringung und durch die Länge der Zeit verhärtet und steinartig geworden sind. Mit Ausnahme der Vögel, von denen keine Petrefacten erweislich sind, findet man Versteinerungen von verschiedenen Arten der Säugthiere, Amphibien, Fische und Insecten. Auf dem Pflanzenreiche findet man Abdrücke von ganzen Gewächsen oder ihren Theilen, meistens Farrenkräuter, in den sogenannten Pflanzenschiefern, und versteinertes Holz. Die Petrefacten finden sich an einem Orte häufiger als an einem andern, aber es sind doch wenige den auf der Oberfläche der Erde gehen, die gar keine enthielten. Man hat Petrefacten auf sehr hohen Bergen — versteinerte Ammonshörner auf einem Berge in Savoyen 7844 Fuß hoch über der Meeresfläche — so wie in tiefen Abgründen der Erde — Gebirgsabdrücke von Farrenkräutern in Steinkohlengruben in England, 2000 Fuß tief unter der Meeresfläche — gefunden, und man leitet diese Erscheinungen von einer ehemaligen, durch unterirdisches Feuer bewirkten Revolution der Erde her.

Vertagen, von Tag und tagen. In altdeutscher Rechtssprache ist Tag gleichbedeutend mit Gericht, und tagen mit Gericht halten. Diese Bedeutung des Tagens ist noch übrig in Tagfahrt, ein vom Gerichte angesetzter Termin, Landtag, Zusammenkunft der Stände des Landes und Tagsatzung, die Versammlung der Repräsentanten der verschiedenen Cantone in der Schweiz. Vertagen insbesondere heißt, die Sitzungen einer solchen Versammlung einstweilen für beendigt erklären. Für alle offenen Verfassungsurkunden haben sich die Regenten sich das Recht vorbehalten, die Sitzungen der Repräsentanten nach Willkür, wenigstens für einige Zeit, zu vertagen.

Verzehrungssystem ist von dem gesammten Nervensystem diejenige Partie, welche zunächst von dem Rückenmarke ausgeht, oder mit ihm sich vereinigt. Es besteht also aus dem Rückenmarke selbst, und aus allen den Nerven, welche von demselben ausgehen. Das Rückenmark besteht aus ähnlicher Masse, wie das Gehirn (vergl. den Art. Rückenmark), die von ihm ausgehenden Nerven sind theils und zunächst für die äußere Haut, für die

Bibliothek der Litteratur-Denkmäler des 10. bis 16. Jahrhunderts. Herausgegeben vom Litterarischen Verein in Stuttgart. 150. Band. Stuttgart, Druck der Litterarischen Anstalt, 1880. 8°. 1 Bl. 1 Titelbild. 1 Bl. 1 Bl. Inhalt. 1 Bl. Vorwort. 1 Bl. Einleitung

Kirsch, Hermann, Kaufmann, Berlin, Kriegsgefangener in Frankreich, Mitglied des Vorstandes der Deutschen Gesellschaft für Kriegsgefangenenfürsorge, Berlin

Bibliography

Statistics

Statistics is the study of the collection, organization, analysis, and interpretation of data. It deals with all aspects of this, including the planning of data collection in terms of the design of surveys and experiments.

Statistics is a mathematical science pertaining to the collection, analysis, interpretation or explanation, and presentation of data. It is applicable to a wide variety of academic disciplines, from the physical and social sciences to the humanities, as well as to business, government, and industry. Statistical methods can be used to summarize or describe a collection of data; this is called descriptive statistics. In addition, patterns in the data may be modeled in a way that accounts for randomness and uncertainty in the observations, and then used to draw inferences about the process or population being studied; this is called inferential statistics. Both descriptive and inferential statistics comprise applied statistics. There is also a discipline called mathematical statistics, which is the theoretical study of statistics, mainly using probability theory.

Some consider statistics to be a distinct mathematical science rather than a branch of mathematics. While many scientific investigations make use of data, statistics is generally concerned with the use of data in the context of uncertainty and decision making in the face of uncertainty.

In applying statistics to a problem, it is common practice to start with a population or process to be studied. Populations can be diverse topics such as "all persons living in a country" or "every atom composing a crystal". Ideally, statisticians compile data about the entire population (an operation called census). This may be organized by governmental statistical institutes. Descriptive statistics can be used to summarize the population data. Numerical descriptors include mean and standard deviation for continuous data types (like income), while frequency and percentage are more useful in terms of describing categorical data (like education).

When a census is not feasible, a chosen subset of the population called a sample is studied. Once a sample that is representative of the population is determined, data is collected for the sample members in an observational or experimental setting. Again, descriptive statistics can be used to summarize the sample data. However, the drawing of the sample has been subject to an element of randomness, hence the established numerical descriptors from the sample are also due to uncertainty. To still draw meaningful conclusions about the entire population, inferential statistics is needed. It uses patterns in the sample data to draw inferences about the population represented, accounting for randomness. These inferences may take the form of: answering yes/no questions about the data (hypothesis testing), estimating numerical characteristics of the data (estimation), describing associations within the data (correlation) and modeling relationships within the data (for example, using regression analysis). Inference can extend to the forecasting, prediction and estimation of unobserved values either in or associated with the population being studied; it can include extrapolation and interpolation of time series or spatial data, and can also include data mining.

Verwandschaften, Blut- oder persönliche, entstehen durch viel Personen in aufsteigender Linie werden ihre Aeltern und Großältern Verwandte, in absteigender ihre Nachkommen. Die Grade der Verwandschaft werden nach den Generationen bestimmt; so sind Sie, Kinder von Geschwistern in zweiten Grade verwandt. Die Verwandschaftsverhältnisse sind in Erbschafts- und Heirathsangelegenheiten von großer Bedeutung, indem nach denselben der Antheil und die Größe desselben bei Erbschaften, und die Zulässigkeit der Ehe bestimmt werden. Letztere richtet sich aber vorzüglich nach den religiösen Begriffen jener Völker, in deren Kirche sie sogar die geistliche Verwandschaft, die aus der Taufgevatterschaft entsteht, Einfluß. — Geistige Verwandschaft nennt man Uebereinstimmungen oder gleichartige Richtungen in den Gemüthern zweier Personen. — Verwandschaft der Kräfte, in der chemischen oder Wahlverwandschaft, ist die Neigung gewisser Stoffe, sich mit andern Stoffen zu verbinden. So findet man z. B. den Essig sehr geschickt, sich mit der Kreide zu vereinigen, und die aufbrausende daher sagt man, der Essig hat mit der Kreide Verwandschaft. Unter Begünstigung der Umstände gibt ein Stoff sogar die Neigung mit einem andern auf, um sich mit einem ihm näher verwandten zu verbinden. Um den inneren vorigen Beispiele zu bleiben, so verläßt z. B. der Essig die Kreide wieder, wenn man seines Lösungsmittels, des Wassers beraubt. Diese Verwandschaft zeigt sich auf verschiedene Art modificirt, bei tausend Erscheinungen und Operationen in der Natur. Wir sehen sie in der augenfälligen Anziehung von zwei glatt geschliffenen und polirten Platten kalt- und Marmorplatten) in den Zusammenkünften der Tropfen, wenn sie einander zu nahe kommen; in den mannichfaltigen Niederschlägen, Auflösungen, Zerlegungen, Zusammensetzungen, und Verdauyt in allen den Operationen, welche die Natur im großen und die künstliche Chemie im kleinen betrieb. Durch die Wahlanziehung oder das gegenseitige Bestreben verwandter Materien, sich zu verbinden, entstehen Körper in der Natur und Kunst, und werden unter andern Umständen auch wieder zerstört. Diese Erscheinungen nennt die neue Naturlehre Wahlanziehung wahrnimmt, daß zur Unterscheidung mehrerer Arten derselben Anlaß gegeben, obgleich alle auf einem gemeinschaftlichen Principe beruhen, und nur eine einzige Kraft voraussetzen. Den Grund der Wahlverwandschaft, Verwandschaft, Wahlanziehung, wie man diese Erscheinung sonst noch nennen mag, weiß die Naturkunde nicht anzugeben. Einige Naturforscher, die Atomisten, erklären sie aus der Form, Lage und Dichtigkeit der kleinsten Theile der Materien; andere leiten sie aus der Elektrizität der Grundstoffe her. Nach der dynamischen Lehrart liegt die Ursache in der anfgebenden und zurücktretenden Kraft der Stoffe. — Verwandschaft der Töne ist die nahe Uebereinstimmung der Tonleiter eines Tones mit der Tonleiter einer andern. So sind z. B. dem Tone C dur die Töne G dur, A mol, E mol, F dur und D mol verwandt, weil keiner dieser Töne eine wesentliche Saite hat, die nicht in der Tonleiter des C dur enthalten wäre.

Verzierungskunst, in engerer Bedeutung, die Kunst, eine Wohnung, Saal oder Zimmer, gefällig und anmuthig auszuschmücken. Sie ist das Resultat eines ästhetisch gebildeten Ge-

schmacks, mag aber wohl auch jedem für das Wohlgefällige empfänglichen Sinne beiwohnen, da sie nicht ein Schaffen, sondern nur ein Anordnen und zweckmäßiges Vertheilen des Vorhandenen erheischt. Symmetrie in Maß und Farbe, Einfachheit und Prunklosigkeit muß sich dabei vorzüglich aussprechen. Verzierungskunst scheint ihrem Wesen nach mehr dem Weibe, als dem Manne zuzusagen; wie bei jenem auch der Sinn schicklicher Anordnung von Jugend auf durch Streben nach geschmackvoller Bekleidung mehr gebildet und entwickelt wird. Als eine so untergeordnete Kunst ist die Verzierungskunst bisher wenig doctrinell ausgebildet worden, höchstens haben Modenjournale hin und wieder ein lehrreiches Wort darüber gesprochen, immer aber mehr Muster als Regeln gegeben. Vor allem hat man, nächst Beobachtung der allgemeinen Regeln der Symmetrie die Berücksichtigung des Zweckes und deutliche Aussprechung desselben empfohlen, um jede störende Wirkung zu beseitigen, und einen ruhigen Eindruck hervorzubringen. Charakter mag, wie in der Kunst überhaupt, auch hier Zweck oder Mittel seyn. Sofort hat man z. B. bei Verzierung eines Tanzsaales, helle, heitre Farben, überall leichte Gebilde der Phantasie, auf Scherz und Freude deutende Bilder u. s. w, empfohlen so aber, daß sich das Bequeme freundlich mit dem Schönen vereinigt; bei einem Schlafgemache dagegen gebrochne Farben, die in lieblicher Dämmerung spielen, Einfachheit, Bilder der Ruhe, u. s. w. Das wie muß überall mehr von dem gegebenen Raume bestimmt werden, als es irgend eine Regel könnte; und so kann sich immer nur eine sinnige Benutzung und Ausfüllung dessen, was die Baukunst gegeben hat, äußern.

Vespasianus (Titus Flavius), einer der besten unter den römischen Kaisern, war nicht von vornehmer Herkunft, zeichnete sich aber im Kriege aus, und schwang sich nach und nach durch seine Verdienste zu den höchsten Würden auf. Unter Caligula commandirte er in Deutschland, und dann in Britannien, die römischen Heere, in beiden Ländern mit glücklichem Erfolg. Er bekleidete nachher mit Ruhm die Würde eines Proconsuls in Afrika. Nero übertrug ihm das Commando wider die empörten Juden in Palästina. Vespasian schlug sie bei verschiedenen Gelegenheiten, nahm ihnen mehrere feste Plätze weg, und war eben im Begriff, die Hauptstadt des jüdischen Landes, Jerusalem, zu belagern, als er von der Armee zum Kaiser ausgerufen wurde. Bei dem Tode des Nero war das römische Reich völlig in die Gewalt der Kriegsheere gekommen, die binnen einem Jahre drei Kaiser nach einander wählten, welche alle sogleich in den daraus entstandenen bürgerlichen Kriegen umkamen. Keiner unter den Großen des Reichs schien fähiger zu seyn, dieser Zerrüttung zu steuern, als Vespasian, er wurde daher fast mit allgemeinem Beifall (im J. Chr. 69) als Kaiser anerkannt, und erfüllte die Erwartungen, die man von ihm hatte. Er nahm seinen Sohn Titus, der den Krieg gegen die Juden fortsetzte, und durch die Eroberung Jerusalems beendigte, zum Gehülfen für einen Theil der Regierungsgeschäfte an. In allen Theilen des Reichs waren nun die Unruhen beigelegt, und der Tempel des Janus, der mehrere Jahre hindurch offen gestanden hatte, wurde wieder geschlossen. Vespasian schränkte die Ausgelassenheit der Truppen ein, und stellte die vorige Kriegszucht wieder her. Auch die Sitten der übrigen Stände suchte er

nitz Ernst zu verbessern. Die Wissenschaften und Künste beförderte er mit Freigebigkeit, und begünstigte unter den Gelehrten besonders Quintilian, Plinius den ältern, und den jüdischen Geschichtschreiber Josephus. Er baute die Theile der Stadt Rom, die in den vorhergehenden Bürgerkriegen gelitten hatten, wieder auf, und stellte das Capitol, das unter seinem Vorgänger Vitellius abgebrannt war, neu und mit größerer Pracht her; auch baute er ein neues, großes Amphitheater, dessen noch vorhandene Ueberreste unter dem Namen des Coliseo berühmt sind. Alle diese rühmlichen Handlungen war er doch nicht vermögend, und man beschuldigt ihn eines übertriebenen Geizes, der ihn verleitete, mehrere Abgaben dem Volke aufzulegen, und daß er die Schwäche gehabt, seiner Mutter sich zu viel Gewalt einzuräumen, die sich auch einer zehnjährigen, ruhigen und glücklichen Regierung, 70 Jahre alt, er war der zweite römische Kaiser, der eines natürlichen Todes starb, und zehnt unter die Personen, die Sternen aufgeben sind.

Vesper (Vat.), gewöhnlich die Nachmittagszeit, daher Vesperbrot, das Nachmittagsessen. Gewöhnlich oder der zweitnel Pesper den Nachmittagsgottesdienst; daher Vespergelocke, womit zur Vesper, gewöhnlich um drei Uhr, geläutet wird, und Vesperpredigt, die Nachmittagspredigt. Vesperbild heißt die Darstellung des leichnams Christi in den Armen seiner Mutter. Sicilianische Vesper (s. unten d. Art.).

Vesbucci, s. d. Art. Amerigo Vespucci.

Vesta (mythol.), eine Tochter des Saturnus und der Rhea, die Schutzgöttin des Feuers, und zwar sie in der Erde verborgenen Feuers. Sie war zugleich auch die Schutzgöttin der Keuschheit, und erhielt von ihrem Bruder Jupiter die Erlaubniß, stets unverheirathet bleiben zu dürfen. Sie soll die Menschen zuerst den Gebrauch des Feuers in der Haushaltung gelehrt haben. Daher waren ihr auch die Häuser, und besonders die Eingänge in dieselben, wo man gewöhnlich den Feuerherd hatte, geheiligt. Sie wird als eine Matrone, meistens mit einer Fackel oder Lampe in der Hand, abgebildet. Numa Pompilius hatte ihr zu Rom einen Tempel, und führte da ihre Verehrung ein.

Vestalinnen (vestalische Jungfrauen), waren die von Numa Pompilius eingerichteten Priesterinnen der Vesta. Es waren deren sechs; sie wurden sehr jung zu diesem Dienste genommen, und durften nicht über zehn, aber auch nicht unter sechs Jahren sein, wenn sie eingeweiht wurden. Sie mußten 30 Jahre im Tempel dienen; dadurch das von Numa angeordnete immerwährende Feuer unterhalten, und Gebet und Opfer für das Wohl des Staates verrichten. Sie mußten bei ihrer Aufnahme das Gelübde der Keuschheit ablegen. Die Vestalin, die es verletzte, wurde lebendig begraben. Diese hatten aber auch die Vestalinnen große Vorrechte: sie fanden nicht unter väterlicher Gewalt; wenn sie ausgingen, trat ein Lictor vor ihnen her; ihre Personen waren unverletzlich; einen zum Tode verurtheilten Missethäter, dem sie von ungefähr begegneten, konnten sie in Freiheit setzen; nach ihrem Tode wurden sie innerhalb der Stadt begraben. Ihre Kleidung war ein weißer Rock und ein Purpurmantel. Nach 30 Jahren konnten sie den Tempel verlassen und heirathen. Noch jetzt braucht man die Benennung Vestalin von einer Person weiblichen Ge-

Bell, Lieut. Robert Hay, of the 41st Regt. Madras Inf. 1 Jan.
Bell, Lieut. Thomas Hay, of the 41st Regt. Madras Inf. 1 Jan.

Die Kopie ist eine Reproduktion, die durch Kopieren eines Originals oder einer Kopie entsteht. Kopien werden hergestellt, um Informationen zu sichern, zu verbreiten oder zu archivieren. Sie können analog oder digital sein und reichen von einfachen Fotokopien bis zu hochwertigen Faksimiles.

Kopien sind in der Geschichte der Überlieferung von großer Bedeutung. Viele antike und mittelalterliche Texte sind nur durch Kopien erhalten geblieben, da die Originale verloren gegangen sind. Dabei entstehen oft Kopierfehler, die Philologen durch Vergleich mehrerer Kopien zu korrigieren versuchen.

Im Urheberrecht ist die Kopie ein zentraler Begriff. Das Anfertigen von Kopien ist grundsätzlich dem Urheber vorbehalten, es sei denn, es greift eine Schranke wie die Privatkopie oder das Zitatrecht. Die Grenzen sind oft umstritten und Gegenstand zahlreicher Gerichtsverfahren.

Digitale Kopien unterscheiden sich von analogen dadurch, dass sie verlustfrei vervielfältigt werden können. Jede Kopie ist dann identisch mit dem Original. Dies hat die Verbreitung von Inhalten revolutioniert, aber auch neue Probleme für den Schutz geistigen Eigentums geschaffen.

Kopien spielen auch in der Kunst eine Rolle. Künstler wie Andy Warhol haben mit der Reproduktion gearbeitet und die Frage nach dem Original und der Kopie thematisiert. In der Fälschung wird die Kopie bewusst eingesetzt, um ein Original vorzutäuschen.

Die Qualität einer Kopie hängt von der Technik und der Sorgfalt ab. Bei mehrfachen Kopiergenerationen nimmt die Qualität oft ab, was als Kopierverlust bezeichnet wird. Moderne Verfahren wie Scannen und Drucken ermöglichen jedoch sehr hohe Qualitäten.

Kopien sind auch in der Wissenschaft wichtig. Sammlungen von Kopien ermöglichen es Forschern, Texte zu vergleichen und zu analysieren, ohne die oft fragilen Originale zu beschädigen. Digitale Kopien haben diese Arbeit weiter erleichtert.

Die Kopie ist ein Grundbegriff der Reproduktionstechnik. Sie steht im Gegensatz zum Original und ist doch oft nicht von ihm zu unterscheiden. Diese Ambivalenz macht sie zu einem faszinierenden Gegenstand für Philosophie, Kunst und Recht.

Vibration (Schwingung) bezeichnet eine eigenthümliche Bewegung, welche einen Körper in bogenlinienförmigen Richtungen zwischen zwei Gränzen hin und wieder zurückführt. Daher Vibrationssystem, durch welchen Ausdruck man die Theorie bezeichnet, nach welcher gewisse Erscheinungen in der Natur durch Vibrationen oder Schwingungen erklärt werden, z. B. Schall, Licht u. s. w. Das Vibrationssystem steht dem Emanationssystem entgegen.

Vicarius (von dem lateinischen Worte vices, das eine Abwechslung, auch eine Stelle oder Amt bedeutet), der die Stelle eines Andern vertritt, Stellvertreter, Verweser. Dieser Titel wird verschiednen Personen beigelegt. Bei der ehemaligen Verfassung des deutschen Reichs gab es Reichsvicarien. Schon in frühern Zeiten ernannten die Kaiser, wenn sie einen Zug nach Italien machten, oder auch unter andern Umständen, für gewisse Provinzen Vicarien. Durch die goldne Bulle wurde (1356) festgesetzt, daß jedesmal nach dem Tode eines Kaisers und bis zur Wahl eines neuen, die Churfürsten von der Pfalz und von Sachsen Reichsvicarien seyn sollten: jener am Rhein, in Schwaben und in den Landen des fränkischen Rechts, dieser in den Landen des sächsischen Rechts. Der Wirkungskreis für Beide war zugleich in der goldnen Bulle vorgeschrieben, und erstreckte sich in den neuern Zeiten fast bloß auf Standeserhöhungen und Ertheilung des Adels. Der rheinische Bund hat auch diesen Artikel der Reichsverfassung aufgehoben. Auch in andern Ländern außer Deutschland gab es zuweilen Reichsverweser, z. B. die bekannten Steen Sture, Vater und Sohn, in Schweden, im 15ten und 16ten Jahrhunderte. Das deutsche Wort Verweser ist dem lateinischen Vicarius ganz gleichbedeutend. Daher nennt man in Sachsen Erbmarschallamtsverweser denjenigen, der an der Stelle des Erbmarschalls das Directorium bei den Landtagen führt. — Amtsverweser heißt in Sachsen ein Actuarius, der die Geschäfte einer erledigten Justizbeamtenstelle besorgt. In einer eignen Bedeutung wird die Benennung Vicarius im Großherzogthume Toskana gebraucht. Vicario heißt da so viel als ein Oberrichter, und der District, über welchen er die Jurisdiction führt, Vicariato. Diesen Vicarien sind die Podesta (Unterrichter) untergeordnet. — Geistlichen Personen wird die Benennung Vicarius in sehr verschiednen Beziehungen beigelegt. Der Papst nennt sich den Vicarium, d. i. Statthalter Christi auf Erden. Vicarius Apostolicus ist in Ländern, wo die catholische Religion nicht herrschend ist, ein angesehener Geistlicher dieser Kirche, der vom Papste besondre Vollmacht erhalten hat, in gewissen geringern Fällen ohne vorherige Anfrage zu entscheiden. Doch ist sein Wirkungskreis beschränkt, und er muß sich, wenn er nicht zugleich Bischof ist, verschiedner Handlungen, die nur einem Bischofe zukommen, enthalten. In verschiednen Ländern, z. B. in Frankreich und Deutschland, heißen Vicarien Geistliche, welche einen Pfarrer in den Amtsgeschäften seines Kirchspiels unterstützen, und einen Theil seiner Verrichtungen besorgen. Auch in England ist diese Benennung üblich; Goldsmiths Vicar of Wakefield (Landpriester von Wakefield) ist wohl hinlänglich bekannt.

Mercy, the Goddess, that Pity, that Compassion of Jove, that
Mercy, that Jove, that Compassion, that Pity, that Goddess,
Mercy, that Jove, that Compassion, that Pity, that Goddess,
Mercy, that Jove, that Compassion, that Pity, that Goddess,

Geiß raſtlos thätig. Mit der Thronbeſteigung Carls von Bourbon ſchien ſeine Lage ſich verbeſſern zu ſollen. Der König, welcher ſelbſt, in welcher Noth einer ſeiner ausgezeichnetſten Unterthanen ſchmachte, ernannte ihn zum königlichen Hiſtoriographen. Aber es war bereits zu ſpät. Picot's ſo kraftiger Geiſt hatte ſich durch unabläſſige Studien bei Tag und bei Nacht, ſo wie durch häusliche Sorgen erſchöpft, und verfiel in Wahnſinn, der tödtend er im J. 1744. — Picot war ein ſcharfſinniger und tiefer Denker, und reich an köſtlichen, aber auch an gewagten und unſtatthaften Ideen. Nicht unpaſſend hat man ihn den Dante der Philoſophie genannt. Die Philoſophie iſt ſeine Führerin durch das Dunkel der Vergangenheit. Sein Hauptwerk, in welchem er die in ſeinen frühern Schriften aufgeſtellten Grundſätze ausführlich entwickelte, ſind ſeine Principj di una Scienza nuova d'intorno alla comune natura delle nazioni, Napoli 1725, und neu herbeſt Milano 1801. Merkwürdig iſt das Zuſammentreffen Wico's in vielen Anſichten mit zwei deutſchen Gelehrten, Wolf und Niebuhr. — Sein von ihm ſelbſt geſchriebenes Leben ſteht in den Opuscoli Calogeriani, T. I.

Vicogne, Vigogne (ſpaniſch Vicunna, Camelus Pacos L.), das Schafkamel, ein vierfüßiges Thier mit geſpaltenen Klauen, welches einige Aehnlichkeit mit dem Kamel, noch mehr aber mit der ächten Lamahirſche (Glanco, Lama) hat; jedoch weit kleiner, und wie dieſes letztere bloß dem ſüdlichen Amerika, und zwar der Provinz Peru, eigenthümlich iſt. Dieſe Thiere werden in den dortigen Gebirgen (Cordilleras) angetroffen, und halten ſich im Rudeln von 50 bis 60 beiſammen. Sie ſind ſehr behende und ſtark. Sie ſind ſehr ſcheu, und werden leicht gefangen, indem man ſie in Verſteckungen treibt, die mit Jagdnetzen umſtellt ſind, über welche zu ſpringen ſie nicht wagen; ſie bleiben dann in Haufen ſtehen, und laſſen ſich leicht mit Pfeilen fangen. Die Lamas oder Clamas, die ihnen an Geſtalt ſehr ähnlich, aber etwas größer ſind, werden als Hausthiere zum Laſttragen gebraucht. Man ſchätzt die Vicunnas wegen ihrer vortrefflichen, dichten und äußerſt feinen Haare ſehr hoch, welche noch feiner ſind, als die Haare des ſo bekannten Wollenaffen ſ. Biberchen iſt die Farbe dieſer Wolle blaßbraun, mitunter auch gelblich. Die Vicognewolle wird aus Amerika nach Spanien gebracht; die Wiederausfuhr derſelben aus Spanien iſt zwar ſcharf verboten, geſchieht aber doch durch Schleichhandel. Es gibt hier verſchiedene Arten dieſer Wolle in Rückſicht ihrer Güte, nach welcher ſie zu Tüchern, Hüten, oder Tapeten verarbeitet wird. Die Amerikaner verarbeiteten ſie ſchon zu Zeichen, als die Europäer zu ihnen kamen. Außer der Wolle kommt von dieſen Thieren auch der Dünger nach Europa, der hat es bereits ſchon Vicunnas nach Europa zu verpflanzen, ſie ſind aber nicht fortgekommen, wahrſcheinlich weil man ſie in das zu heiße Clima von Andaluſien brachte, da ſie vielmehr kältere Gegenden gewohnt ſind.

Victoria, ſ. im Anhang.

Vida (Marcus Hieronymus), ein guter lateiniſcher Dichter des 16ten Jahrhunderts, geboren 1470 zu Cremona aus einer adeligen, aber unbegüterten Familie. Er ſtudirte in Mantua, Padua und Bologna die Theologie, legte ſich aber vorzüglich auf die lateiniſche Dichtkunſt. Nach vollendeten Studien ging er nach

Rom, und erhielt ein Canonicat an der Kirche des heil. Johannes im Lateran. Durch sein episches Gedicht zu bringen, und gab ihm, um ihm dazu Muth zu verschaffen, ein Privat zu Trivoli. Leo's Nachfolger, Clemens VII., beauftragte ihn nicht weniger, und ernannte ihn, als er das angefangene Gedicht (Christias) vollendet hatte, 1532 zum Bischof von Alba im Herzogthum Montferat. Vida verlebte diese Stelle 26 Jahre hindurch mit Ruhm, und starb 1566 in einem Alter von 80 Jahren. Sowohl die Italiener, die im 15ten Jahrhunderte die lateinische Poesie sinken sahen, und mit Glück wieder herzustellen suchten, seine Verse sind bewundert, und die Dichtergabe ist ihm nicht abzusprechen. Doch ist auch seinem Gedichte zu verschiedenen Zeiten Nachahmung und Beifall von mehr getrieben hat. Ein andrer Fehler, den man ihm mit Recht vorwirft, und der vielleicht in der zu weit getriebenen Ehrfurcht für die alten Dichter und für Virgil besonders seinen Grund gehabt haben mag, ist der, daß er zu viel heidnische Mythologie in seine christlichen Gedichte einmischt, und namentlich in der Christias die Musen anruft, daß sie ihn begeistern sollen, die Thaten Christi zu besingen. Auf seine Gedichte nicht ohne allen Werth sind, beweisen die häufigen Ausgaben derselben, seine Imbrevia der von dem Dichter selbst zu Cremona 1550 besorgten, gibt es zu verschiedene Ausgaben seiner sämmtlichen Gedichte auch von einzelnen derselben sind wiederholte Ausgaben gemacht worden. Diese Gedichte sind vielfs gedruckt, theils andern Inhalts. Zu den ersteren gehören: Hymni de rebus divinis, in Christum ludi sex; zu den zweiten: de Arte Poetica libri tres; Bomby cum libri duo, Sacchia Ludus; Bucolica und Carmina diversi generis. In der Dichtkunst, welche den bekannte Klop (Altenburg 1766) neu herausgegeben, kann Vida die Ehre für das Heldengedicht enthalten. Das Gedicht über die Seidenwürmer wird für Vida's beste Werk gehalten. Das Gedicht über das Schachspiel ist eine dichterische Ausführung von der Erfindung dieses Spiels. Die Gedichte über die Ballspiele kann übergehen. Noch sind von Vida lateinische prosaische Schriften, Dialogen politischen Inhalts, Reden und Briefe vorhanden, welche wenigstens Beweise einer guten Latinität haben.

Virgil, (Leander Bapt. Alb.) s. Alberti.

Virginalschädter See, ein romantischer Landsee Salzburgs, welcher sich zwischen hohen Alpen durch die kleinen Cantone zum Canton Lungau zieht, und je nach seinen Verbindungen bald der tiefste, bald der untere, bald der mittlere und oberste See heißt. Sein Wasser führt die Reuß ab. Es wird stark, und wenn sein Gewitter die Wogen des See's erhebt, auch mit Sicherheit befahren. An und um denselben war der Schauplatz der Reisen Wilhelms Tell.

Virgilien (aus dem Lat. von virgil, nachend, machsam) das Wachen. Bei den Römern war, wenn sie im Felde standen, die Wache, von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang, in vier Virgilien oder Nachtwachen abgetheilt, deren jede auf drei Stunden bestand, die aber bekanntlich nicht in gleichem Zeitmaße, wie wir uns, sondern nach Verhältnissen der Jahreszeit länger oder

kürzer waren. — **Vigilien** (franz. veille) ist der Tag (Mittabend) vor einem der großen christlichen Kirchenfeste, auch vor dem Festtage eines Apostels oder eines andern Heiligen der catholischen Kirche. Diese Benennung ist daher gekommen, weil man zu den Zeiten der ersten Christen vor einem solchen Festtage einen Theil des Nacht hindurch mit Wachen und Beten zubrachte, um sich auf den folgenden Festtag vorzubereiten (der bekannte französische Ausdruck: être à la veille etc. im Begriff stehen, etwas zu thun, hat eben daher seinen Ursprung). — **Sigillen** nennt man endlich noch jetzt in der catholischen Kirche den Gebrauch, am Abend vor dem Tage aller Seelen (Allerheiligentag), gewisse Psalmen in der Kirche zu singen oder zu beten; ein Gebrauch, der auch dieselben am Tage vor einem zu haltenden feierlichen Todten- oder Seelenamte Statt findet.

Vignetten heißen die kleinen Kupferstiche zur Verzierung der Bücher auf das Titelblatt, zu Anfang oder am Schlusse der Capitel, oder am Ende des Buches eingedruckt werden. Sie sind nur Verzierung, und stellen daher nicht immer Gegenstände dar, die auf das Buch selbst Beziehung haben. Sie wurden besonders häufig in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gebraucht; jetzt sind sie seltner, doch stehen noch auf dem Titelblatte anzutreffen. In Prachtausgaben findet man sie noch öfter benutzt.

Villa heißt bei den Römern ein einzelnes Wohnwerk. Meierwerk. Zu einer solchen Villa gehörten dreierlei Gebäude: **villa urbana**, das eigentliche Landhaus, wo der Herr der Besitzung wohnte, wenn er sich da aufhalten wollte; **villa rustica**, wo der Bauer oder Meyerhof wohnte, und die Gebäude für das Vieh waren; **villa fructuaria**, die Gebäude, wo die Vorräthe aufbewahrt wurden. Der Luxus, der in Ansehung dieser Villen bei den Römern in den letzten Zeiten der Republik und unter den ersten Kaisern herrschte, ist unbeschreiblich; die prächtigsten Wohngebäude waren die prächtigsten Paläste, und es wurden so viel andre Gebäude dabei angelegt, daß diese Besitzungen nicht mehr das Ansehn von Landgütern, sondern von Städten hatten. Die Beschaffenheit der Namen, die in neuern Italienern dem Namen und Sache beibehalten. In allen Gegenden Italiens, besonders aber in der Nähe großer Städte, gibt es Villen, wo die städtischen Besitzer derselben sich während der schönen Jahreszeit aufhalten (villeggiatura); sehr viele Mönchsorden sind in das Haus, wo der Pachter, der den Acker und Weinberg besorgt, mit seiner Familie wohnt. Mehrere solche zerstreut liegende Bilen und Bauernhäuser machen ein Kirchspiel aus; denn eigentliche Dörfer sind es in Italien nicht. In der Nähe von Rom sind wegen des Reichthums an Kunstsachen, die villa Borghese, Aldobrandini, Estense, Ludovisi, besonders berühmt. — In den Zeiten der Carolinger hießen villae regiae die königlichen Meiereien oder Domänen, wo die Könige öfters hauften. Weil da, wegen des zahlreichen Hofstaats, mehrere Gebäude angelegt werden mußten; so mag daher der Sprachgebrauch bei den Franken die Benennung villa auf die eigentlichen Städte übergetragen haben.

Villani. Italien besitzt drei Geschichtschreiber dieses Namens, Giovanni, Matteo und Filippo, letzterer Matteo's Sohn, und dieser Giovanni's Bruder. — **Giovanni Villani aus Florenz**, der

sich im J. 1900 zu dem Jubiläum in Rom befand, wurde durch die Betrachtung, welche treffliche Geschichtschreiber die Angelegenheiten dieser Stadt hervorgerufen hätten, in dem Entschluß gestärkt, auf demselben Wege zur Ehre seiner Landsleute beizutragen. Dem gemäß schrieb er in zwölf Büchern die Geschichte der Stadt Florenz von ihrer Begründung bis 1348, in welchem Jahre er an der Pest starb, wovon er aber in seine Erzählung nicht nur die Geschichte anderer Republiken Italiens, sondern auch anderer Länder ein, die er bereist und kennen gelernt hatte. Dieses Werk ist ungemein schätzbar, nicht wohl es bei dem noch höchst mangelhaften Zustand der Kritik nicht frei von seltsamen und fabelhaften Nachrichten ist. Aber es verdient vollen Glauben, wo der Verfasser, der sich durchaus gewissenhaft und wahrheitsliebend zeigt, als Augenzeuge spricht. Die Sprache ist rein und klassisch, aber durch Kraft und Reinheit nicht ohne Reiz. Uebrigens hatte Giovanni verschiedene bürgerliche Aemter verwaltet, und sowohl in diesen als auch mit der Waffen sie sein Vaterland gewirkt. Er war ferner unter den Ersten, welche gewiesen, welche Dante, im J. 1347 an Martin della Scala nach Ferrara sandte, und war hier von dem Märchen Obizzo mit der seinem Verdienst gebührenden Ehre freundlich bewirthet worden. Nach seinem Tode setzte sein Bruder Matteo jenes Geschichtswerk in einer Reihe von 4 Büchern fort, wo auch er an der Pest starb, fort. Da er mit Begebenheiten erfahrt, die er selbst erlebt hat, und ebenfalls wahrheitsliebend erscheint, so ist auch seine Arbeit ungemein schätzbar. Seine Schreibart ist zwar weniger einfach gewählt, aber doch ist sie nicht ohne eine nicht ohne alterthümliche Anmuth, die aus der Kunstlosigkeit entspringt und selbst bewegend. Matteo's Sohn, Filippo, folgte seinem Vater, Geschichtschreiber und Richter, war viele Jahre Vorsteher des Gemeinde von Florenz, war sich durch seine Liebe zu den Wissenschaften von allen öffentlichen Geschäften zurück, und schrieb in lateinischer Sprache ein Werk: De origine civitatis Florentinae et eiusdem civibus. Der erste Theil ist voller Fabeln, und die andern enthalten nur Dinge, die schon in Manuzzechi im J. 1727 in einer ebenfalls alten italienischen Uebersetzung herausgegeben, die das Original an Treuen und Vollständigkeit übertrifft, ihm aber an Genauigkeit wohl nachsteht. Dieses Werk ist sehr selten. Eine naturhistorische Literaturgeschichte, da die Männer, deren Leben Villani beschreibt, meist durch ihre Gelehrsamkeit ausgezeichnet sind. Er weiß es mit wenigen Zügen seine Personen trefflich zu schildern, sein Urtheil selbst und kräftig, zuweilen selbst in Witz.

Villars Louis Hector, erst Marquis, dann Duc de), Pair und Marschall von Frankreich, stammte aus einer angesehenen adeligen Familie zu Lyon, und wurde 1653 geboren. Er machte Fortschritte in den Wissenschaften mit vielen Talenten und zeichnete sich bei der Belagerung von Maestricht (1673) aus, wo er als Stabsflügeladjutant der Cavallerie zugleich mit dem Lieutenant Grenadiers einen kühnen Angriff auf eine Schanze machte, und Belagerung von Ludwig XIV. selbst unter seinen Augen erschah, getadelt wurde, aber freilich auf eine Art, die ihm zur Ehre gereichte. Auch ließ er sich dadurch nicht von andern ähnlichen Wagstücken abhalten. Im J. 1690 wurde er zum Marechal de Camp ernannt. Ludwig XIV. schickte ihn (1702) als

fandten an den Kaiserlichen Hof in Wien, um die Unterhandlungen wegen der spanischen Erbfolge zu betreiben, rufte ihn aber 1701 wieder zurück. Beim Ausbruche des spanischen Erbfolgekrieges war er anfangs bei der franzöſiſchen Armee in Italien, und zeichnete ſich auch da vortheilhaft aus. Er erhielt ſodann das Commando einer franzöſiſchen Armee in Deutſchland, und leiſete den 14ten October 1702) bei Friedlingen dem Prinzen Ludwig von Baden, der die öſterreichiſche Armee commandirte, und ſeine Vereinigung mit dem Churfürſten von Bayern zu hindern ſuchte, ein Treffen, worin zwar Villars ſiegte, aber doch wegen der Ueberlegenheit der feindlichen Armee ſeinen Zweck nicht erreichen konnte. Im folgenden Jahre eroberte Villars nach einem kühnen und unerwarteten Marſche (den 22ten März) Kehl, das wegen ſeiner Lage, die den Uebergang über den Rhein beherrſchte, für die Franzoſen ſehr wichtig war, griff die Linien des Prinzen von Baden bei Stolhofen zwar ohne Erfolg an, bewirkte aber doch den 12ten Mai die lange beabſichtigte Vereinigung mit dem Churfürſten von Bayern. Beide griffen vereint den 20 September) bei Hochſtädt den feindlichen General Graf von Styrum an, und ſchlugen ihn. Der glückliche Fortgang der franzöſiſchen Waffen in Deutſchland wurde bald nachher gehemmt, als der freimüthige, aber unbeſonne Villars auf Verlangen des Churfürſten von Bayern abgerufen und zur Besprechung der unter dem Namen der Camisards bekannten Reformirten in den Cevennen in Languedoc gebraucht wurde. Villars ſuchte eben ſowohl durch gütliche Unterhandlungen, als durch die Waffen, die Ruhe in dieſer Provinz wieder herzuſtellen. Nach manchen Thaten, welche die Rebellionen in Deutſchland erfahren hatten, wurde (1705) das Commando dem Marſchall Villars wieder übertragen, der durch ſeine Thätigkeit die Unternehmungen des ihm übergebenen Prinzen von Baden hinderte, und ſodann Alles über den Rhein zurücktrieb. Im J. 1707 überwältigte er die Linien bei Stolhofen, welche die Deutſchen beſetzt hatten, und foderte hierauf in Schwaben ſtarke Contributionen ein. Bei den durch die bisherigen Siege und andre Vortheile ihr aufgeblaſenen Franken Frankreich ſetzt die franzöſiſchen Armeen ſchwächer als die der Alliirten; Villars wurde dahero von größern Unternehmungen zurückgehalten, und mußte manches geſchehen laſſen, ohne es hindern zu können. Als aber (1709) die Alliirten Mons belagern wollten, kam es zum berühmten Treffen bei Malplaquet (den 11ten September). Villars Anordnung dabei war vortrefflich, und die franzöſiſchen Soldaten ſochten mit außerordentlichem Muthe. Als aber Villars wegen einer erhaltenen Wunde aus dem Treffen gebracht werden mußte, zog ſeine Armee ſich mit Ordnung zurück. Die Alliirten hatten 20,000 Mann verloren, die Franzoſen nur 8000, auch verloren ſie beim Rückzuge weder Gefangne noch Geſchütz. Aber ſchon der Gedanke, daß ſie das Feld hatten räumen müſſen, ſchlug ihren Muth nieder, und Ludwig XIV. befand ſich in ſo großer Verlegenheit, daß er den Frieden ernſtlich ſuchte, den aber die überſpannten Foderungen ſeiner Gegner für diesmal unmöglich machten. Allein im J. 1712 gelang es dem Marſchall Villars, nachdem er (den 22ſten Juni) ein Corps der Alliirten bei Denain geſchlagen, und dadurch den Prinzen Eugen genöthigt hatte, die Belagerung von Landrecy aufzugeben, ſich wieder einige Ueberle-

genheit zu verschaffen, und noch im nämlichen Jahre verschiedene feste Plätze zu erobern. Im folgenden Jahre drang Villars wieder in Deutschland ein, und eroberte Landau und Freiburg im Breisgau. Ludwigs XIV. ernstlicher Wunsch, Friede zu machen, bewirkte endlich, daß die beiden großen Feldherrn, Villars und Eugen, die bisher einander im Felde gegenüber gestanden hatten (den 14ten November) im Rastadt Friedensunterhandlungen anfingen. Wie ist wohl ein Friedenscongreß so einfach und geräuschlos gehalten worden als dieser. Die Friedensunterhandlungen wurden mit dem größten Geheimniß betrieben, und am 7ten May 1714 der Friede zwischen Frankreich und Oesterreich abgeschlossen (s. d. Art. Friedensschlüsse). Villars wurde nun Präsident des Kriegsraths, und nach Ludwigs XIV. Tode (1715) Mitglied der Regentschaft und Staatsminister; auch nahm ihn die französische Akademie als Mitglied auf. Er behauptete sich bei dem Unsehen, das er erworben hatte, auch während der Regentschaft des Herzogs von Orleans, und unter Ludwig XV. Als im J. 1733 die streitige Königswahl in Polen einen neuen Krieg Frankreichs gegen Oesterreich veranlaßte, wurde Villars mit einer Armee und in der Folge auch mit ausgezeichneten Vollmachten des Marschal general nach Italien gesendet. Hier eroberte er mit dem Könige von Sardinien zugleich binnen drei Monaten ganz Mailand. Als er im Begriff war nach Frankreich zurückzukehren, ward er zu Turin krank, und starb hier am 27sten Juni 1734, im 82sten Jahre alt. Villars war der letzte große französische Feldherr damaliger Zeit; die Generale, die nach ihm die französischen Waffen berühmter machten, waren Ausländer. Selbst sein großer Gegner, Eugen, erlitte Villars Tod als einen großen Verlust für Frankreich. Von den Memoires, die nachher unter seinem Namen herausgekommen sind, ist nur der erste Theil von ihm selbst geschrieben.

Villers (Carl Franz Dom. von), der große Vermittler zweier Nachbarvölker, des Deutschen und Franzosen, auf literarischem Wege, einer der geistvollsten Franzosen und einer unserer merkwürdigsten Zeitgenossen, war den 4ten November 1765 zu Boulay in Deutschlothringen geboren, studirte bei den Benedictinern in Metz und in der dortigen Artillerieschule, und trat 1782 als Lieutenant in das Artillerieregiment von Toul in Straßburg. Seine seltne Neigung zu den wissenschaftlichen Studien war es, die ihn schon damals zu Versuchungen mit dem Mesmer gelehrten thierischen Magnetismus trieb, und den jungen Offizier veranlaßte, sich mit dem Griechischen und Hebräischen zu beschäftigen. Bei dem Ausbruche des Revolutionskrieges 1793 floh er, vom Haß der Jakobiner bedroht, nach Deutschland, und trat dann in den Dienst der Prinzen Bourbon. Nach dem unglücklichen Ausgang des ersten Feldzugs kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wußte aber von neuem die Flucht ergreifen. Nachdem er sich einige Zeit in Holland aufgehalten, kam er nach Deutschland, lebte abwechselnd in Holminden, Driburg und Göttingen im Umgange mit gelehrten und geistreichen Männern, bis er 1797 nach Lübeck kam, um nach Rußland zu gehen. Doch durch die Freundschaft einer hochgebildeten Frau an Lübeck gefesselt, verlebte er hier im Verkehr mit den geistreichsten Männern des nordwestlichen Deutschlands, und im Schooße der Freundschaft jene glücklichen Jahre, wo sein

Geist sich mit deutscher Art und Kunst befruchtete, und herrliche Blüthen trieb. Seine Reisen nach Paris, seine Verbindungen mit den vorzüglichsten französischen Gelehrten trugen eben so viel bei, der deutschen Literatur in Frankreich Geachtung zu verschaffen, als seine damals erschienenen Schriften. Unter diesen machte seine mehr Aufsehen, als das vom französischen Nationalinstitut gekrönte Werk „über den Einfluß der Reformation Luthers auf die politische Lage der verschiedenen europäischen Staaten und die Fortschritte der Aufklärung.“ — Als bei der Erstürmung der Stadt Lübeck 1806 alle Greuel eines entmenschten Schlachtgetümmels sich über die unglückliche Stadt ergossen, half und rettete er, wo es noch Rettung galt. Sein damals gedrucktes berühmter Brief über die Eroberung dieser Stadt zog ihm den Haß des französischen Heeres zu, und als die Hauptstadt 1813 mit Frankreich vereinigt wurde, mußte Reinhard entweichen, und sofort aus dem Bezirk des Generalgouvernements verwiesen. Zur selben Zeit hatte er den Ruf zu einem philosophischen Lehrstuhl an die Universität Göttingen erhalten, den er sofort antrat, und als Lehrer geachtet und geliebt, bis zu der neuesten politischen Herrschaft das edelste Herz und die vielthätigste Wirksamkeit entfaltete. Als aber Hannover wieder unter die alte Regierung zurückkehrte, ward Villers in Ruhestand gesetzt, und ihm angeboten, nach Frankreich zurückzukehren. Seine Freunde, unter denen er sehr einflußreiche zählte, bewirkten zwar eine Abänderung dieser Maßregel; allein der Schmerz über den Sieg einer gegen ihn gespielten Intrigue, die vielfachen Leiden, die in der letzten Zeit sein Herz betrübt hatten, brachten vorläufig das Ende des sonst noch viel Jahren so eng verbundenen Familie Rodde in Lübeck, machten tiefen Eindruck auf ihn, untergruben seine Gesundheit, und so endigte er sein thätiges und segensvolles Leben den 26sten Februar 1815. — Villers besaß in der gemüthlichsten Weise die überall gern beisein, ohne Falsch und ohne Mißtrauen, liebenswürdig im Umgange, scharfsinnig und geistvoll in seinen Schriften, gerecht gegen jedes Verdienst, wahr bis zur Unbesonnenheit, kurz in einer seltenen Vereinigung der Vorzüge der Selbstsucht so oft ungekannt wird. Seine Verdienste um die Literatur wurden durch vielfache Auszeichnung geehrt: er war Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften, Ritter des heiligen Ludwigs und des schwedischen Nordsternordens. Seine vorzüglichsten Schriften, ohne frühere, beim Ausbruch der Revolution erschienene Piecen, und die Beiträge zu vielen Zeitschriften, besonders dem weitverbreiteten Moniteur zu erwähnen, sind nebst dem bereits angeführten Essai sur l'influence de la reformation de Luther, und Lettre à Mad. la Comtesse Fanny de Beauharnois sur Lubeck, sein Coup d'oeil sur les universités; Rapport sur l'état de la littérature ancienne et de l'histoire en Allemagne; Introduction de l'ouvrage de Mad. de Staël sur l'Allemagne; Constitutions des villes anséatiques, u. s. w. und die Uebersetzungen von Herens Versuch über den Einfluß der Kreuzzüge, Reimarus über das Continentalsystem u. s. w.

Villoison (G. B. Gaspard d'Ansse de), einer der gründlichsten Kenner der alt- und neugriechischen Sprache und Literatur. Er war den 5ten März 1750 zu Corbeil im Seine gebaren, genoß einen gelehrten Unterricht im Collegium Beauvais in Pa-

Kaiser Konrad II. (1024—1039) aus dem Hause der Salier, der Sohn des Herzogs Heinrich von Franken und der Adelheid, einer Tochter des Markgrafen Hermann von Schwaben, war ein Urenkel Otto's des Großen. Er war ein Mann von hoher Gestalt, kräftig und gewandt, ein tapferer Krieger, ein kluger Regent, ein gerechter Richter, ein frommer Christ. Er hatte sich mit Gisela, der Tochter des Herzogs Hermann von Schwaben, vermählt, die ihm einen Sohn, Heinrich, und eine Tochter, Adelheid, gebar. Seine Regierung war eine glückliche und segensreiche. Er vermehrte das Reich durch die Vereinigung Burgunds mit demselben, unterwarf Polen, Böhmen und Ungarn seiner Oberherrschaft, und machte Dänemark tributpflichtig. Er starb zu Utrecht, wo er sich gerade aufhielt, am 4. Juni 1039, und wurde im Dome zu Speier beigesetzt.

Antiquary, Society of, a society established in London for the purpose of collecting and preserving ancient manuscripts, coins, medals, and other relics of antiquity. It was founded in 1572, and was suppressed by James I. in 1604, as he thought it might lead to discussions on the validity of his claim to the throne. It was revived in 1707, and incorporated in 1751. The Society's meetings are held in Somerset House, and its publications are known as the *Archæologia*.

Antiquary, The, a novel by Sir Walter Scott, published in 1816. The scene is laid in Scotland, and the principal characters are Jonathan Oldbuck, the antiquary, Lovel, Miss Wardour, Sir Arthur Wardour, Edie Ochiltree, Mucklebackit, and Elspeth.

Antiquity, Ancient, a term applied to the period of history before the fall of the Roman Empire in the West, A.D. 476.

Antirrhinum, a genus of plants of the natural order Scrophulariaceæ, containing about 30 species, natives of Europe and North America. The common snapdragon (*A. majus*) is a native of Europe, and is found in the south of England. It has a perennial root, and flowers from June to September. The flowers are purple, and the leaves are alternate, lanceolate, and entire. The plant is cultivated in gardens, and is also found wild in the south of England. The flowers are used in medicine as a purgative and diuretic. The plant is also known as the snapdragon, from the fancied resemblance of the flower to a dragon's mouth.

Antisana, a volcanic mountain in the Andes, in the province of Quito, Ecuador, South America, 19,335 feet high. It is covered with snow, and is visible from Quito, 40 miles distant.

Antisthenes, a Greek philosopher, born at Athens about 444 B.C. He was a disciple of Socrates, and founded the Cynic school of philosophy. He died about 370 B.C.

Antitaurus, a mountain range in Asia Minor, running parallel to the Taurus range, from which it is separated by the valley of the Halys. It is about 200 miles long, and its highest peak is 9,000 feet.

Antithesis, a figure of speech in which contrasted ideas are expressed in contrasted words, as in the line of Pope, "To err is human, to forgive divine."

Antium, an ancient city of Latium, on the coast, 35 miles south of Rome. It was the birthplace of Nero, and was destroyed by the Romans in 338 B.C. The modern town of Anzio stands on the site.

Antivari, a seaport town in Montenegro, on the Adriatic Sea, 30 miles south of Cattaro. It has a population of about 5,000, and exports olive oil, wine, and tobacco. It was formerly a Turkish town, and was ceded to Montenegro in 1878.

Antlers, the branched horns of deer, which are shed annually and renewed. They are composed of bone, and grow from the frontal bone. The number of points or tines varies with the species and age of the animal. The stag has the largest antlers, and the roe deer the smallest. The antlers are used for ornamental purposes, and are also ground down for the manufacture of glue.

Antofagasta, a seaport town and capital of the province of Antofagasta, Chile, South America, on the Pacific Ocean, 700 miles north of Valparaiso. It has a population of about 30,000, and exports nitrate of soda, silver, and copper. It was founded in 1866, and was captured by the Chilians in 1879 during the war with Peru and Bolivia.

Antofagasta, a province of Chile, South America, bounded on the north by Peru, on the east by Bolivia, on the south by Atacama, and on the west by the Pacific Ocean. It has a population of about 100,000, and its capital is Antofagasta. It was ceded to Chile by Bolivia in 1884

Michelangelo's ihn auch hier verfolgte, aber weil Raphael schon im Besitz der großen Arbeiten im Vatican war, diese Stadt schon 1515 wieder, um sich auf Franz des Ersten Einladung nach Frankreich zu begeben. Sein hohes Alter ließ ihn hier wenig oder gar nichts mehr arbeiten, und schon im J. 1519 starb er in den Armen des ihn beherbergenden Königs — als er sich zum Sterbebette von demselben vom Lager aufrichten wollte. Die Kunst ehrt in Leonardo da Vinci den Mann, der sie zuerst nach ihrem Wiederaufblühen in ihrem ganzen Umfange auf Grundsätze zurückgeführt hat. Nur wenige Gemälde sind von ihm vorhanden, an welchen er die letzte Hand gelegt hat. Das, was war sein bis ins hohe Alter rastloses Fortschreiten in seinen Studien Schuld, welches ihm jene genügsame Ruhe, die sich auf gewisse bestimmte Mittel beschränkt, nicht verstattete. Beim Anfange einer Arbeit so furchtsam, so gleich einem Anfänger zitternd konnte, trieb ihn Unzufriedenheit mit seinem Werke immer mehr, bis er es meist noch vor der Vollendung aufgab. Außer den genannten gehören zu seinen berühmtesten Werken das Bild der heiligen Anna Selbdritt in Paris, eines in der Sammlung des Fürsten Kaunitz in Wien, ein Gemälde im Palast Pamfili zu Rom, die Unterredung des Knaben Jesu mit den Lehrern im Tempel vorstellend und einige andre. Fast eben so schätzbar als die Gemälde seines unsterblichen Künstlers sind seine Schriften, von denen leider ein Theil leider verloren gegangen, ein andrer noch Handschrift geblieben ist. Nur ein Werk von ihm der Trattato della Pittura (zuerst 1651, am vollständigen 1816) ist bis jetzt nach seinem ganzen Umfang erschienen. Mit dieser Einsicht, daß Francesco, der Leonardo in seinem Buche die Materien vom Licht, vom Schatten, von den Reflexen, und hauptsächlich von den Hintergründen abgehandelt, daß, da die natürlichen Körper meistens von krummen Linien begränzt sind, die eine gerade Richtheit haben, es doch Hauptsache ist, die Umrisse sich sanft verlieren zu lassen; daß dies nur vermittelst des Grundes zu bewerkstelligen ist, auf welchem ein Gegenstand erscheint, daß der innere Umriß des umgebenden Grundes und der äußere Umriß des Gegenstandes ineinander sind, so daß der letztre überhaupt nur durch Hülfe der von ihm verschiedenen Umgebungen seiner Figur nach sichtbar wird; daß ferner nicht nur die Erscheinung der Figuren, sondern auch der Farben von den Umgebungen abhängig ist, und die Farben sich gegenseitig bestimmen, heben und schwächen; daß, wenn Gegenstände von gleicher Farbe vor einander erscheinen sollen, die verschiednen Grade der Helligkeit derselben sie von einander sondern und entfernen müssen, indem die zwischen ihnen liegende Luft, gegenstände durchsichtige Mittelmasse, je größer sie ist, desto mehr die Farben mildert und dämpft: alle diese Lehren hat da Vinci vollkommen verstanden, und auf das beste entwickelt. Außer dem genannten Traetat und einem Fragment d'un traité sur les mouvements du corps humain ist nichts gedruckt: aber die ambrosianische Bibliothek in Mailand besitzt sechzehn Bände Handschriften: sieben andre Bände sollen an den König Philipp von Spanien gekommen seyn. Bis jetzt sind diese Schätze nicht einmal dem Inhalt nach weiter bekannt. Von den schönen Handzeichnungen und Studien Leonardo's gab Caylus eine Sammlung heraus: Recueil de Têtes de caractere et de charge etc. 1730, wovon auch ein deutscher Nach-

sich vorhanden ist. Dann gehören noch: Desseins de Léonard de Vinci, graves par Ch. J. Gerli, Milano, 1784 und Osservationi sopra i disegni di Lionardo dall' Ab. Amoretti, Mil. 1784. Außerdem sind seit 1796 zu London die zahlreichen Zeichnungen Leonardo's, welche der König von England besitzt, im Stich erschienen: Imitations of original Designs by L. da Vinci, published by J. Chamberlaine.

Vindicta heißt Rache, Bestrafung, oder auch die Klage wegen zugefügten Schadens oder Unrechts. Vindicta heißt bei den Römern auch der Stab, mit dem sie die Sklaven berührten, die sie freiließen. Der Codex im Pandecten das Capitel vindicta de manumissis.

Vineis (Peter de), der berühmte Staatsmann des 13ten Jahrhunderts, war aus Capua gebürtig, und von geringer Herkunft, studirte aber, durch Wohlthäter unterstützt, auf der hohen Schule zu Bologna, deren Rechtslehrer damals so berühmten Sie Irnerius, Bulgarus und Martin Gosia. Kaiser Friedrich II., der Gelehrsamkeit und Gelehrte schätzte, zufällig bekannt, und setzte denselben so wohl, daß er sogleich eine Anstellung am Hofe erhielt, und sehr schnell nach einander Protonotarius, Rath und Kanzler des Kaisers wurde. In dieser Stelle erwarb er sich ganz das Vertrauen seines Herrn, und nahm an allen desselben Angelegenheiten Theil. Er vertheidigte ihn besonders mündlich und schriftlich gegen den immer mehr zunehmenden Uebermuth und die übertriebenen Anmaßungen des Papsts Gregor IX. und Innocenz IV. Die Schmähschriften des ersten gegen den Kaiser widerlegte er mit Gründlichkeit und Witz, und trug dadurch viel bei, daß der von Gregor IX. wider Friedrich II. ausgesprochene Bannfluch ohne weitere Wirkung blieb. Als Innocenz IV. den Kaiser (1245) auf das Concilium zu Lyon citirte, vertheidigte de Vineis als Gesandter des Kaisers seinen abwesenden Herrn mit aller Kraft. Ungeachtet dieser Verdienste wurde de Vineis doch dem Kaiser verdächtig, weil dieser sich habe er ihm durch seinen Rath Gift beizubringen gesucht. Friedrich II., dessen Argwohn leicht rege und ihre Nachstellungen nach seinem Leben mißmüthig und argwöhnisch gemacht, glaubte der Anklage, ließ seinem Kanzler die Augen ausstechen, und warf ihn in Gefängniß setzen. Hier endete der unglückliche Mann (1249) sein Leben, indem er aus Verzweiflung sich den Kopf an einem Pfeiler des Gefängnisses zerschmetterte. Diese harte Behandlung, welche Friedrich II. an dem ehrlichen und thätigen Manne, seinem treuen Rathe ausübte, bleibt ein Flecken in der Geschichte dieses sonst großen Kaisers, der auch seinen ehemaligen Günstling nicht lange überlebte. Die von de Vineis noch vorhandenen Schriften sind: a) sechs Bücher Briefe von den Thaten Friedrichs II. Sie sind meistens im Namen des Kaisers und, dem damaligen Zustande der Gelehrsamkeit gemäß, in schlechtem Latein geschrieben, werden aber als eine Quelle für die Geschichte Friedrichs II. angesehen, und sind daher selber verschiedentlich gedruckt worden; b) eine Abhandlung von der kaiserlichen Machtvollkommenheit (de potestate Imperiali).

Viola (Alfonso, oder nach Andern Francesco della), geb. zu Ferrara, war um's Jahr 1741 Capellmeister des Herzogs von Este, und der erste einsehen sey, der den Gesang auf der Declamation auf dem Theater vereinigte. Das erste Werk dieser

Art, was er in Ferrara 1542 kannte, war: Orbecche, Tragedia di G. Giraldi Cinthio, Ferrarese: in Ferrara, im Casa del l'Autore, dimand. ad Ercole II., d'Este, Duca IV. di Ferrara, Fece la Musica Alfanso della Viola, etc. Ferner hat er folgende Opern geschrieben: Aretusa 1563, II. Sacrificio 1563, und die Stortinata 1580. Außerdem sind noch von seiner Madrigale zu Ferrara 1599 gedruckt.

Viola ist der allgemeine Geschlechtsname mehrerer Gattungen musikalischer Instrumente, welche aber größtentheils sast ganz außer Gebrauch und in Vergessenheit gerathen sind. Die verschiedenen Gattungen der Viola sind folgende: 1. Viola da Gamba (Kniegeige), ein Bogeninstrument, welches wie das Violoncell zwischen den Knien gehalten wird. Es ist etwas kleiner als dieses, mit sechs Saiten bezogen, welche in die Töne: D, G, c, e, a, d gestimmt werden. Die Noten dafür werden (gewöhnlich in Bass- oder Tenorschlüssel) auf ein System von sechs Linien gesetzt. Es hat einen etwas scheidenden aber doch angenehmen Ton, und war, ehe es durch das Violoncell verdrängt wurde, ein sehr allgemeines und beliebtes Instrument*). 2. Viola Bastarda, auch eine Art Gambe, die sich von der obigen vorzüglich durch ein längeres und schmaleres Corpus, und durch die Stimmung der Saiten, nämlich in C, F, c, e, a, d unterscheidet. 3. Viola di Bordone, oder das Baryton, ein der Gambe ehemals ähnliches Instrument, welches sieben Darmsaiten auf dem Griffbrette, die nicht einem Violinbogen gestrichen werden, außer diesen aber noch 16 Drathsaiten hat, welche unter dem Griffbrett hinlaufen, und nur mit dem Daumen berührt werden. 4. Viola di Spalla, die Schultergeige, ein gänzlich verschiedenes und von kurze Zeit in Gebrauch gekommenes Bogeninstrument. Es ist eine Art großer Bratsche (s. Viola di Braccia), welche mit einem Bande an der Brust befestigt, und mit dem untern Theil auf die Schulter gelegt, seiner Unbeholfenheit wegen aber bald wieder abgeschafft wurde. Noch diesen ist mehrerlei erfunden: a. die Viola pomposa, ein dem Vernehmen nach von Joh. Seb. Bach erfundenes, aber auch nur kurze Zeit gebrauchtes Geigeninstrument. Es war im Grunde nur eine in Gestalt und Umfang vergrößerte Bratsche (s. Viola di Braccia), indem sie dieselbe dem hatte, aber größer war, und ausser den vier in c, g, d, a gestimmten Saiten der gewöhnlichen Bratsche noch eine fünfte Saite in e hatte. Sie kam aber auch, ihrer Unbequemlichkeit wegen, bald wieder ausser Gebrauch. 6. Viola d'Amore (Viola d'amour, Liebesgeige), ein bratschenähnliches, ehemals sehr beliebtes, angenehmes Geigeninstrument. Im Anfange wurde die Viola d'amour mit 12 bis 14 Saiten bezogen. Eine der sieben davon waren Darmsaiten (wovon die drei tiefsten mit Draht übersponnen waren), diese ruhten wie bei der gewöhnlichen Bratsche, auf dem Stege (der aber höher und breiter war, als bei dieser), und wurden mit dem Bogen gestrichen. Die übrigen waren Drathsaiten,

*) Auf der Orgel hat man den Ton dieses Instruments nachzuahmen gesucht, worauf das bekannte Gamben-Register auf der Orgel entstanden ist.

die man unter dem Saitenhalter (das Brettchen, woran bei Geigeninstrumenten die Saiten befestigt werden) an kleine Stifte anhängte. Diese liefen durch in den Steg gebohrte Löcher, unter das Griffbrett in eine dazu gemachte Höhlung, aus welcher sie oben in der Schnecke (der Theil, wo die Saiten um die Wirbel gehen) wieder herauskamen, und dort, wie die Darmsaiten an Wirbeln befestigt waren. Diese Drathsaiten wurden mit den Darmsaiten in der Octave oder dem Einklang gestimmt, und nicht mitgegriffen, sondern dienten nur durch ihr Mitklingen zur Verstärkung des Tones. Nach der Zeit aber wurden diese Drathsaiten abgeschaft, und man bediente sich bloß eines auf dem Stege ruhenden Bezuges von sieben Darmsaiten, die entweder in die Töne: G, c, g, c, e, g, e, oder in die Töne G, c e, a, d, g, c gestimmt wurden. Mattheson in seinem Orchester, und Walther in seinem Lexicon führen noch eine Art von Viole d'amour an, welche nur mit vier Drathsaiten und einer Darmsaite bezogen war, die entweder in den Accord c, e, g, c, g, oder in c, es, c, g, gestimmt wurden. — Noch eine Gattung der Viola, die zwar nicht unter die Saiteninstrumente gehört, aber doch mit dem Violinbogen behandelt wird, ist 7. die Viola di Ferro, oder die Eisen- oder Nagelgeige. Diese besteht bloß in einem flachen, auf der einen Seite in einem halben Cirkel gerundeten Brettchen auf einer Art dicken und breiten Zange, in welche eiserne oder messingene, am obern Ende etwas nach auswärts gebogene Stifte von stufenweise abnehmender Größe eingeschlagen sind, und welche durch das Anstreichen eines starken, mit schwarzen und stark mit Colophonium eingeriebenen Pferdehaaren bespannten Violinbogens klingend gemacht werden. Dies Instrument ist auch unter dem Namen der Stahl- oder Nagelharmonika bekannt. — Alle die bisher genannten Gattungen der Viola sind, wie bereits bemerkt worden ist, ganz außer Gebrauch. Die letzte und gegenwärtig allgemein gebräuchliche Gattung dieser Instrumente ist aber 8. die Viola di Braccia, Violetta, Viola alta (nicht wie gewöhnlich falsch gesagt und geschrieben wird: alto Viola); französisch Taille, deutsch Altgeige, oder am gewöhnlichsten Bratsche genannt. Dies Instrument hat ganz den Bau und die Struktur der Violine (s. d. Art Violine), ist aber größer als diese, und steht, besonders in Hinsicht des Klanges und des Umfangs ihrer Töne gleichsam als Uebergang zwischen derselben und dem Violoncell. Die Behandlung der Bratsche ist wie bei der Violine, nur werden die Noten für dieselbe nicht im G, sondern in Altschlüssel gesetzt. Des G oder Violinschlüssels bedient man sich nur für die hohen Töne, die (zt B. in Solo's) über e oder f gehen. Die Bratsche hat ebenfalls vier Saiten, wovon die zwei tiefsten übersponnen, und die Stimmung aller vier eine Quinte tiefer ist als bei der Violine. Die Stimmung der Bratsche ist nämlich c, g, d, a, folglich dieselben wie beim Violoncell, nur eine Octave höher. Die Bratsche ist zur Ausfüllung der Harmonie unter den Geigeninstrumenten, was der Tenor unter den Singstimmen ist, und folglich bei jeder vollständigen Orchestermusik von besondrer Wirkung und Nothwendigkeit, daher es

Ice cream, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67,

stere gegen das Gesicht der beiden höchsten Saiten zu unterstützen. Am obern Ende des Corpus mit in der Mitte der Zarge zwischen der Decke und dem Boden der Hals eingesetzt. Dies ist ein etwa 1 Elle oder wenigstens darüber langes, hahrunde Stückchen Ahornholz, welches unten, wo es aufgesetzt ist, etwas dicker, am obern Ende aber dünner ist. An dem obern dünnern Ende befindet sich ein aus gebohrtes Kästchen Holz, welches der Wirbelkasten, Lauf oder Wandel heißt, und sich also einwendet mit einem schneckenförmigen Gewinde (die Schnecke genannt) oder mit einer andern ausgeschnitzten Verzierung endet. In der Mittelfläche ist auf jeder Seite eine runde Lücher einander schräg gegenüber, in welchen die Wirbel gehen. Dies sind drei conische runde Hölzchen am dicken Ende, welches aufwendig des Lauses bleibt, mit einem flachen Griff versehen, um sie fassen zu können, und in Einschnitte gesteckt werden, die in der Halse liegt das Griffbrett. Dies ist ein vom obern Theil des Halses nach unten ungefähr bis gegen die Hälfte des Corpus breiter zulaufendes ein wenig gewölbtes Brettchen von Ebenholz, über welches die Saiten nach dem Wirbelkasten zu laufen. An obern Ende befindet sich der Steg, ein kleines keilförmiges von Holz oder Elfenbein, mit vier nicht zu tiefen Einschnitten, in welche die Saiten zu liegen kommen, damit sie nicht vom Griffbrett abgleiten. An unserm Ende der Violine, in der Mitte der Zarge, gerade dem Hals gegenüber ist ein Knopf von Holz oder Elfenbein angebracht. An diesen Knopf wird mit einer starken Saite oder mit Draht der Saitenhalter oder Saitenfessel befestigt. Dies ist ein etwas schmales und oben breiteres flaches von Holz das Griffbrett, aber kürzer abstattetes) und zugleich dünneres, ebenfalls von Ebenholz, in dessen oberes Ende vier Löcher gebohrt sind. In diese Löcher werden vermittelst eines Knotens die Saiten befestigt, welche von da über das Griffbrett nach dem Wandel hinlaufen, daselbst durch die Wirbel gezogen, und dann durch das Drehen desselben an- oder abgespannt werden. Auf die Decke gerade zwischen die beiden F Löcher wird der Steg, auf welchem die Saiten ruhen, gesetzt. Dies ist ein auf zwei Füßchen ruhendes Stückchen Holz (am besten Ahornholz), das mit seinen Füßen zwischen dem Saitenhalter und dem Griffbrett ruhen. Wo die Saiten aufliegen, sind in dem Stege ebenfalls und auch denselben Stunde kleine Einschnitte wie beim Sattel. Zwischen dem Stege und dem Griffbrett wird der Bogen, durch dessen Aufstreichen die Saiten klingend gemacht werden, geführt. Die verschiedene Höhe und Tiefe der Töne wird durch das Aufsetzen der Finger auf das Griffbrett, wodurch die natürliche Länge der Saiten verkürzt wird, bewirkt. Die Violine hat vier Saiten. Darmsaiten von verhältnißmäßig abnehmender Stärke bezogen, von denen die tiefste und stärkste mit Silberdraht überspunnen ist. Diese vier Saiten werden in die Töne g, d, a, e, gestimmt. Die dünnste davon, nämlich das e, heißt auch schlechthin die Quinte, französisch Chanterelle. Je weiter man mit dem Aufsetzen der Finger nach dem Stege zu rückt, desto höher werden die dadurch erzeugten Töne. Die Noten für die Violine werden durchaus in den G Schlüssel der deshalb auch vorzugsweise Violinschlüssel genannt wird) gesetzt. Der Umfang der Töne

der Violine geht von g bis $\overline{\overline{a}}$ Doch ist man erst in unsern Tagen bis zu dieser schwindelnden Höhe hinaufgestiegen. Früher ging man höchstens bis $\overline{\overline{g}}$ oder $\overline{\overline{a}}$, und im 16ten Jahrhundert kaum bis $\overline{c}$. Auf der Violine können alle in obigem Umfange begriffne Töne bloß durch das Aufsetzen der Finger, ja selbst die kleinsten enharmonischen Verhältnisse hervorgebracht werden, daher dies Instrument sowohl dadurch, als durch seinen schönen eindringenden Ton unter die vollkommensten und angenehmsten aller musikalischen Instrumente zu zählen ist. Hier nur noch ein Paar Worte über das Werkzeug, wodurch die Saiten der Violine klingend gemacht werden. Dies ist nämlich der Bogen. Dieser Bogen besteht, in einem etwas über eine Elle langen runden Stäbchen von Schlangenholz der Fernambuck (wenigstens sind dieses die besten Holzarten dazu), welches von unten nach oben in abnehmender Stärke zulauft, und oben sich mit einem ausgeschweiften Klötzchen endigt, welches der Kopf heißt. In dem untern und stärkern Ende des Bogens geht eine Schraube, wodurch der Frosch angezogen oder nachgelassen wird. Dieser Frosch ist ein ausgeschweiftes Klötzchen von Holz, welches mit dem Kopfe parallel am untern Ende des Bogens steht, und durch welches die Schraube geht. Der Bogen wird mit weißen Pferdehaaren bezogen, welche oben im Kopf und unten im Frosch befestigt, und durch das Auf- und Zudrehen der Schraube ab- oder angespannt werden, je nachdem es nöthig ist. Die Kunst, auf der Violine zu spielen, ist übrigens auf einen so hohen Grad gestiegen, daß sie wohl eher wieder sinken, als noch höher steigen kann, da man es mitunter wohl, wenigstens in Hinsicht mechanischer Schwierigkeiten, jetzt zuweilen übertreibt. Die bekanntesten Anweisungen zur Erlernung des Violinspiels sind die von Döhlein durch Reichard vermehrt, von Leopold Mozart, von Geminiani, vom pariser Conservatorio, und vom Professor Fröhlich in Würzburg.

Violoncello (Violoncell), kleine Baßgeige, steht zwischen der Bratsche (s. d. Art. Viola) und dem Contrabaß (dem größten und aufrecht stehenden Geigeninstrumente, und deßhalb die große Baßgeige oder Violono genannt) in der Mitte, so wie die Bratsche wiederum zwischen dem Violoncell und der Violine. Das Violoncell hat übrigens ganz den Bau, die Structur und alle Theile wie die Violine und Bratsche, nur daß es größer ist, und nicht wie diese in horizontaler Richtung an die Schulter gesetzt, sondern in senkrechter Richtung beim Spielen zwischen den Knien festgehalten wird. Es wird ebenfalls wie die Bratsche mit vier Darmsaiten bezogen, wovon die beiden tiefsten mit Drath übersponnen sind. Die Stimmung der Saiten ist in C, G, d, a, also wie bei der Bratsche, nur eine Octave tiefer. Die Noten für das Violoncell werden im F oder Baßschlüssel gesetzt. Für die Töne aber, die das $\overline{d}$ oder e übersteigen, wird gewöhnlich der Tenor oder auch (besonders für die ganz hohen Töne in Concerten, Solo's u. dergl. der G- oder Violinschlüssel gebraucht. In diesem letztern Falle aber müssen die Noten allemal eine Octave höher geschrieben werden, als sie gespielt werden, weil das Violon-

tell an sich schon eine Octave tiefer steht als Violine, und folglich, wo z. B. das c vorgeschrieben ist, dem Klange nach erst das a angibt. Das Violoncell ist eigentlich kein ursprünglich neu erfundenes Instrument, sondern eine vervollkommnete Umgestaltung der vorher üblichen Viola da Gamba (s. d. Art. Viola). Der Erfinder desselben war Tardieu, ein Geistlicher von Carascon, im Anfange des 18ten Jahrhunderts. Anfangs bezog man es mit fünf Saiten, nämlich C, G, d, a, f. Ums Jahr 1725 aber schaffte man die fünfte Saite d wieder als überflüssig ab, und bediente nur den noch zugewandtigen Bezug von vier Saiten in C, G, d, a, bei.

2) Biotti (Giovanni Battista), einer der vorzüglichsten und größten Violinspieler, die je gelebt haben, und zugleich einer der vorzüglichsten Componisten für sein Instrument, ist geboren zu Fontana in Piemont 1765, und war anfangs Violinist in der königlichen Capelle zu Turin. Im Jahre 1782 trat er sein erstes Reisen ins Ausland an, und kam (nachdem er den Norden besucht hatte) auch nach Paris, wo er außerordentliches Aufsehen erregte. Durch die Revolution vertrieben, ging er ums Jahr 1790 nach London, wo er denselben Beifall fand, und als Concertist und Componist sehr großen Concert, und nachher auch als Director des Opernorchesters angestellt wurde. Im Jahr 1798 aber wurde er (Niemand weiß warum) plötzlich aus London verwiesen, und ging nach Hamburg, wo er sich noch 1800 befand. Als der würdigste Schüler Pugnanis, hat er diese gediegene Schule rein fortgepflanzt und selbst mit der Zeit fortschreitend vervollkommnet. Virtuosen, wie Rode, Alday, Libon, La Barre, Cartier, Bacher, Pipis u. A. m., die man bekanntlich gegenwärtig unter die größten Violinspieler rechnet, und durch ihr gutes Spiel wurden, sind Biottis Hervor. Er soll auch übrigens ein sehr gebildeter würdiger Mann, von vieler Lebhaftigkeit sein, dabei aber viel Selbstgefühl besitzen. Dies geht sich unter anderm in folgenden Zügen, die Choron (in seinem Dictionnaire historique des Musiciens) von ihm erzählt: Bei seinem Aufenthalt in Paris wollte ihn die Königin Marie Antoinette in Versailles hören; zu diesem Behuf wurde ein großes Concert veranstaltet, der ganze Hof ist versammelt das Concert beginnt, und schon die ersten Accorde des Solo's von Viotti fesseln die allgemeine Aufmerksamkeit, als im Vorzimmer auf einmal der Ruf ertönt: „Platz für den Grafen von Artois!“ und dadurch die ganze Versammlung in Aufruhr gerath, und folglich allgemeine Störung entsteht. Viotti, der unerschrockene Künstler, bricht sogleich sein Spiel ab, und entfernt sich mit der Geige unter dem Arm, ohne wiederzukehren. Kurze Zeit darauf hatte er den Vorschlag, nie wieder öffentlich zu spielen. Als im J. 1790 einer seiner vertrautesten Freunde, der aber (in Paris nichts ungewöhnliches) fünf Treppen hoch wohnte, ihn beredete, sich in einem Concert hören zu lassen, welches dieser bei sich veranstalten wollte, und wozu sehr viele Herren und Damen von fürstlichem Range, und vom vornehmsten Adel eingeladen waren, sagte Viotti, in Bezug auf diese Gesellschaft, zu seinem Freunde: „Lange genug sind wir zu ihnen hinaufgestiegen, nun können sie auch einmal zu uns herunterkommen.“ — Auch als Componist für

Wilhelm Grimm, Die Sage von Polyphem und verwandte Sagen. Kl. Schriften 3, 1–111. — Ders., Die Sage von Hero und Leander. Ebd. 3, 112–144. — Ders., Die Sage von Meleager. Ebd. 3, 145–183. — Ders., Die Sage von Orpheus. Ebd. 3, 184–208. — Ders., Die Sage von Amor und Psyche. Ebd. 3, 209–253. — Ders., Die Sage von Pygmalion. Ebd. 3, 254–272. — Ders., Die Sage von Faustus. Ebd. 3, 273–332. — Ders., Die Sage von Tannhäuser und Frau Venus. Ebd. 3, 333–362. — Ders., Die Sage von Gudrun. Ebd. 3, 363–423. — Ders., Die Sage von Walther und Hildegund. Ebd. 3, 424–463. — Ders., Die Sage von Ekkehard. Ebd. 3, 464–488. — Ders., Die Sage von Hildebrand. Ebd. 3, 489–508. — Ders., Die Sage von Dietrich von Bern. Ebd. 3, 509–538. — Ders., Die Sage von Siegfried. Ebd. 3, 539–574. — Ders., Die Sage von Rolands Tode. Ebd. 3, 575–592. — Ders., Die Sage von Wilhelm von Oranse. Ebd. 3, 593–608. — Ders., Die Sage von Ogier dem Dänen. Ebd. 3, 609–624. — Ders., Die Sage von Loher und Maller. Ebd. 3, 625–636. — Ders., Die Sage von Huon von Bordeaux. Ebd. 3, 637–650. — Ders., Die Sage von Fortunat. Ebd. 3, 651–664. — Ders., Die Sage von Salomon und Morolf. Ebd. 3, 665–680. — Ders., Die Sage von Reinhart Fuchs. Ebd. 3, 681–698. — Ders., Die Sage von Reinhart Fuchs. Ebd. 3, 699–712. — Ders., Die Sage von Reinhart Fuchs. Ebd. 3, 713–728. — Ders., Die Sage von Reinhart Fuchs. Ebd. 3, 729–744. — Ders., Die Sage von Reinhart Fuchs. Ebd. 3, 745–760. — Ders., Die Sage von Reinhart Fuchs. Ebd. 3, 761–776. — Ders., Die Sage von Reinhart Fuchs. Ebd. 3,

Die allererste derselben erschien zu Rom 1470 — 1469 in Fol. Hinter den meisten ist die von Servius in Virgilium 1826 in 3 Bänden besorgte Ausgabe und die neueste englische, die von Davidson herausgegeben 1799 in 3 Bänden, mit Kupfern 4. erschienen. Die Geschichte der Uebersetzungen übrigens ebenso das Streitige gehabt, wie die Schicksale Dantes und die Bibel selbst. Luther nun nämlich und seine ersten Anhänger, man kann keine wörtlichen Anführungen des Buchs in Gerichtsbänden, Disputationen, Predigten ꝛc. finden, glaubte gegen Virgilianen.

Virginien, einer der 24 vereinigten Staaten Nordamerika's, welcher in denjenigen Theil, der zuerst von den Engländern entdeckt und der Sache von Bedeutung betrieben wurde, im Lande und zu Ende des 16ten Jahrhunderts entdeckt, von Walter Raleigh zuerst 1584 eine Flotille unter Amadas und Barlow an jene Küste, welche am 26sten Juli auf Roanoke-Insel landete, geführt, in Besitz nahm und so nach seiner jungfräulichen Königin Elisabeth Virginia nannte, König Jacob I. theilte es 1606 in Nord- und Südvirginia, und 1607 wurde die erste bleibende Niederlassung unter Gouverneur Whitgift an Jamestown gegründet. Es gingen nun auch nach und nach Colonisten aus verschiedenen Ländern hin, 1623 liessen sich auch Niederländer nieder und schon 1671 hat man 38,000 Weisse und 2000 Sclaven gezählt. Eine 100 Jahre später 1761 war die Zahl der Einwohner auf 170,000 angewachsen, aber erst seit der Unabhängigkeitserklärung hatte sich der schnellere Zuwachs der Volksmenge, 1786 wurde Kentucky von Virginia getrennt, und doch fand man bei der Zählung pur 1790 schon 747,610, 1800 886,150 und 1810 974,622. 1820, nemlich 551,534 Weisse, 392,518 Sclaven und 20,570 Freigelassene, waren. Jetzt wird behauptet der Staat zur 2950 QMeilen wenigstens 1,050,000 Bewohner, und ist der reichste und bevölkertste Staat des ganzen Bundes. Er wird von Pennsylvania, Maryland, dem Ocean, Nordcarolina, Tennessee, Kentucky und Ohio umgeben, und in seinem Innern durchzogen der Alleghanen und wird von mehreren schiffbaren Strömen, worunter der Potowmak, Ohio, Rappahanok, York und St. James, bewässert. Der fruchtbare unter einem günstigen Himmelsstriche befindliche Boden trägt besonders Tabak, der unter allen Producten Virginia in ganz Europa bekannt ist, und Weizen als Staapelwaare, dann soll alle übrigen nordamerikanischen Producte, und führt in gewöhnlichen Jahren davon für 6 Mill. Dollars aus, worunter vorzüglich 80,000 Oxhofen Tabak gehören. Die Regierung ist eingerichtet wie der aller übrigen nordamerikanischen Staaten ähnlich; die gesetzgebende Gewalt wird von der Generalassembly ausgeübt, die vollziehende hält ein Gouverneur und siebenter Rath in Händen. Die Stadt, belegt in 38° 30' N. Br. 77° 30' W. L. unter den Orten der 99 Counties abgetheilten Staats ist Richmond mit 9735 Einw.

Virtuose (ital. von virtù, Vorzug, Vortrefflichkeit: virtuoso, alles, was in seiner Art vortrefflich ist.) Diese Benennung wird im besondern Sinne von Leuten gebraucht, die in den schönen Künsten (Musik, Poesie, Malerei) ihr Talent zu einem hohen Grade der Vollkommenheit ausgebildet haben. Im Deutschen wird es gewöhnlich nur von einem geschickten Musiker gebraucht, der irgend ein musikalisches Instrument in einem hohen Grade der Vollkommenheit zu spielen versteht. Virtuosität, ein neu-

geprägtes Wort) ist die Vollkommenheit, die sich Jemand in einer Kunst oder Wissenschaft erworben hat.

Visconti s. Anh. z. — d. Bde.

Visionen, Gesichte, Erscheinungen innerer Bilder in der Seele, die so lebhaft sind, daß sie von äußern wirklichen Gegenständen herzukommen scheinen. Sie sind beinahe eins mit Phantasmen (vergl. d. Art.), man kann jedoch den Unterschied zwischen beiden festsetzen, daß den Visionen gewisse Ideen der Seele, wirkliche Begebenheiten oder Vorstellungen zum Grunde liegen, welche durch die Bilder entweder geradezu oder in symbolischer Bedeutung dargestellt werden, da hingegen die Phantasmen von körperlichen krankhaften Einwirkungen entstehen, welche die Einbildungskraft der Seele erregen, und lebhafte Vorstellungen in Bildern erzeugen. Die Phantasmen sind immer Täuschungen, die Visionen hingegen können Wahrheit enthalten. So liegen z. B. den Gesichten der Propheten und Heiligen der alten Zeit theils Begebenheiten der Zukunft, theils vielleicht Lehren und Warnungen zum Grunde. So stellt sich nach glaubwürdigen Erzählungen bei manchen Menschen, deren Vermögen des Fernsehens freier geworden ist, das Vorhersehen eines Todesfalls unter dem Gesicht eines Leichenzugs dar. So trieb eine Vision den Peter Lotichius in einer Elegie die Gräuel der Belagerung und Eroberung Magdeburgs hundert Jahre vorher zu beschreiben; so hat Swedenborg in einer Vision den Brand in London gesehen. So kann man auch die Aussagen der in den höchsten Grad des magnetischen Zustandes versetzten Somnilоquen dahin rechnen, welche Beschreibungen von fernen und unbekannten Gegenden und Begebenheiten, von entfernten Personen, die sie nicht kennen, von dem künftigen Aufenthalte der Seligen, von der Erscheinung eines Genius u. dergl. m. liefern.

Visiren. Hierunter versteht man im Allgemeinen das Einrichten einiger Gegenstände nach einem gewissen Punkte; so visiret man Stäbe, zu setzende Bäume, aufgestellte Truppen ein, indem man annimmt, daß längs der einzuvisirenden Gegenstände eine gerade Linie gezogen werden kann, die auf einen gemeinten Punkt hinweis't, und in der diese Gegenstände sich befinden sollen. Im Besondern bedient man sich des Visirens beim geometrischen Aufnehmen, wo man mit dem sogenannten Absehlineal (Diopterlineal), welches aus einem hölzernen oder metallenen Lineale besteht, das an dem einen Ende ein Ocular- und an dem andern ein Objectiv-Diopter aufgerichtet hat, nach einer bestimmten Richtung hinsiehet, und dadurch ein Stück der denkbaren Linie, zwischen dem Auge des Beobachters und dem Objecte, nach dem man sieht, auf dem Meßtische, dem Astrolabio, Theodoliten ꝛc. herstellt. So werden bei der Netzlegung einer Aufnahme, oder bei der sogenannten Triangulirung, die Schenkel der Winkel, die die Seiten der Dreiecke bilden, visirt. — Bei den Handgriffen des Feuergewehres heißt visiren, das Feuergewehr nach einem gewissen Gegenstande hinrichten, zu diesem Zwecke befindet sich auch gemeiniglich auf diesem Rohre ein sogenanntes Visir. P. S.

Vista (ital. Ansicht, à vista, ein in Wechselgeschäften vorkommender Ausdruck, der bedeutet, daß der Wechsel gleich nach der Vorzeigung oder Ansicht bezahlt werden müsse. Im Deutschen

ist auch der Ausdruck: nach Sicht, sehr gebräuchlich (Vergl. d. Art. Uso).

Visum repertum (Fundschein), der Bericht einer Legende darüber, ob und wie sie verpflichteten Medicinalpersonen (in der Regel des Physikus, in dessen Ermangelung des gerichtlichen Wundarztes) über den äußerlichen Zustand eines gefundenen todten menschlichen Körpers an die Polizeibehörde. Der Berichterstatter muß anatomische Kenntniß des menschlichen Körpers haben, alle Theile desselben genau und mit den angenommenen Kunstbenennungen anzugeben, das Gewöhnliche und Normale von dem Ungewöhnlichen und Abnormen zu unterscheiden wissen, den Körper auf das Genauste von allen besichtigen, besonders Geschlecht, muthmaßliche Alter, Beschaffenheit, Ausdehnung und Zustand, die etwa vorgefundenen Verletzungen, Wunden, Quetschungen u. dergl. genau, deutlich und in einem guten Stile beschreiben.

Vitellius (Aulus), einer der verworfensten Menschen, die auf dem Throne der Cäsarn zu Rom gesessen haben. In der Schweigerei erzogen, und durch die zügellosen Sitten an dem Hofe der ausschweifenden Regenten Caligula, Claudius und Nero noch mehr verdorben, hatte er sich durch niedrige Schmeicheleien den Weg zu Ehrenstellen gebahnt. Nero hatte ihm den Oberbefehl über einige römische Legionen in Niederdeutschland übertragen. Nachdem einmal das verderbliche Beispiel gegeben war, daß die Legionen ihre Anführer auf den Kaiserthron erhoben, brachte es Vitellius auch bei denen, die unter seinem Befehle standen, durch Geschenke und Versprechungen so weit, daß sie ihn zu gleicher Zeit, als die Prätorianer zu Rom den Otho an Galba's Stelle zum Kaiser aufwarfen, ebenfalls zu diesem Range erhoben. Es entstand nun ein bürgerlicher Krieg zwischen den beiden Gegenkaisern. Nachdem die Legionen des Vitellius in drei Schlachten nach einander von den Truppen des Otho geschlagen worden waren, siegten sie in der dritten über ihre Gegner, und der freiwillige Tod des Otho machte den Vitellius zum alleinigen Besitzer des streitigen Throns. Vitellius zog als Sieger in Rom ein. Seine Regierung zeichnete sich gleich anfangs durch Gewaltthätigkeiten und Ausschweifungen aller Art aus; sie wurde auch durch eine einzige That der Grausamkeit hellstrahlend beurkundet. Die öffentlichen Angelegenheiten waren in den Händen verworfner Menschen; Vitellius selbst überließ sich einer beispiellosen Schwelgerei. Eine Regierung, über die Dauer auch nur schon sehr kurze verderbenden Nationen nicht von langer Dauer seyn. Die Legionen, besonders die im Oriente, empörten sich, und riefen Vespasian zum Kaiser aus. Als Vitellius sich von seinen Gegnern in Rom selbst angegriffen sah, suchte er sich durch zu verbergen, aber er wurde entdeckt, und eine beschimpfende Art, ihn durch die Straßen geschleift, und sein Leichnam wurde in die Tiber geworfen. Er erlitt diesen verdienten Tod im 57sten Jahre seines Alters, und im 12ten Monate seiner Regierung, die Plutarch mit der Regierung der Könige in den Comerstücken vergleicht, die auf die Bühne treten, vorübergehen und verschwinden.

Vitriol heißt jede salzige Verbindung aus Schwefelsäure mit einem Metalloxyde. Drei Vitriole kommen gewöhnlich als Handelswaare vor, und werden zu technischen Zwecken genutzt.

Grüner Vitriol, Eisenvitriol, Kupferwasser, besteht aus Ei-

Nordsee. Helgoland. (Klima u.s.) 111

Nordsee. Helgoland. (Klima u.s.) 111

Nordsee. Helgoland. (Klima u.s.) 111

hatten, sich immer mehr zurückzuziehn, und mit Aufgebung von Madrid über Burgos hinter den Ebro zurückzugehn. Wellington folgte ihnen auf dem Fuße nach, und ging bereits den 15ten Juni über den Ebro, ohne daß es irgendwo bedeutende Auftritte gegeben hätte. Endlich standen beide Heere auf der großen schönen Ebene von Vittoria gegenüber. Vittoria, eine Stadt von 5000 Einwohnern, in einer fruchtbaren Ebene gelegen, wo schon einst der bekannte Eduard, der schwarze Prinz, eine Schlacht für Don Pedro von Castilien lieferte, sollte jetzt Zeuge der entschiedensten Niederlage werden, wie sie das französische Heer bis dahin noch nicht erfahren hatte; die Spanien auf einmal frei machen sollte. Die Franzosen lehnten ihren linken Flügel an eine sanftbinstreichende Hügelkette, den rechten an Vittoria, vor sich den Zadovabach, den eine Höhe bestrich, worauf ihr Mittelpunkt stand. Am 20sten vereinigte Wellington alle seine Colonnen, nur besorgt, daß der Feind die Nacht zum Abmarsch benutzen werde. Der letztere, vom König Joseph und Jourdan commandirt, benutzte sie nicht, und mit Tagesanbruch ließ Wellington sogleich den General Hill die Zadova überschreiten, und den französischen Mittelpunkt auf den Höhen jenseit des Baches angreifen. Er wurde bald zurückgedrängt, aber die neuen ihm zugeführten Verstärkungen machten den Kampf sehr blutig und hartnäckig. Mittlerweile kam der General Graham auf dem rechten Flügel dergestalt den Franzosen in den Rücken, daß ihnen die gerade Straße nach Bilbao abgeschnitten ward, und sie zum Rückzuge nach Pampeluna gezwungen wurden, den sie nach dem Verlust des ganzen Geschützes und Gepäckes in der schrecklichsten Unordnung mit dem Eintritt der Nacht antraten. Sie waren des Sieges so gewiß gewesen, daß für nichts Sorge getragen war, und daher eine Menge Offiziersfrauen, die ganze Bagage Josephs den Engländern in die Hände fielen. An Geschütz retteten die Franzosen nur Eine Canone, die sie noch in Pampeluna zurückließen. Die Beute der Engländer war unermeßlich, und zugleich Ursache, daß die Verfolgung minder mörderisch war und die elenden Trümmer der französischen Armee sich an dem Fuße der Pyrenäen sammeln konnten, wo sie Soult wieder zu ordnen und Wellington damit aufzuhalten strebte, so weit dies bei solchen Umständen möglich war. Wenn die Schlacht bei Vittoria minder welthistorisches Ereigniß ist, so beruht dies nur darauf, daß sie mehrern furchtbaren Catastrophen auf dem Fuße folgte, für uns zu wenig unmittelbaren Einfluß hatte, und bald von andern Begebenheiten überstrahlt ward, die unter unsern eigenen Augen vorfielen.

Viviani (Vincent), ein berühmter italienischer Mathematiker des 17ten Jahrhunderts, stammte aus einer adeligen Familie zu Florenz, und wurde daselbst 1622 geboren. Von seinem 16ten Jahre an legte er sich mit dem größten Fleiße auf die Geometrie und machte darin solche Fortschritte, daß der große Galilei sich bewogen fand, ihn in seinen besondern Unterricht und gewissermaßen als Sohn anzunehmen. Nach Galilei's Tode widmete er sich unabläßig dem Studium der Geometrie, und machte den Plan, die ganz verloren gegangenen fünf Bücher des alten griechischen Mathematikers Aristäus über die Kegelschnitte, und das bis dahin ebenfalls für verloren gehaltne 4te Buch des Mathematikers Apollonius aus Perga (der ungefähr 220 Jahre vor Christi Ge-

Sea Lilies, Feather Stars, Brittle Stars, Sea Urchins, Sea Cucumbers, Starfishes, Sea Anemones, Corals, Sponges, Jelly Fishes, Sea Mats, Sea Squirts, Sea Worms, Sea Snails, Sea Slugs, Sea Mussels, Sea Clams, Sea Oysters, Sea Scallops, Sea Squids, Sea Cuttlefishes, Sea Crabs, Sea Lobsters, Sea Shrimps, Sea Barnacles, Sea Sharks, Sea Rays, Sea Skates, Sea Dogfishes, Sea Eels, Sea Perches, Sea Basses, Sea Groupers, Sea Snappers, Sea Grunts, Sea Porgies, Sea Sheepshead, Sea Drums, Sea Croakers, Sea Mullets, Sea Parrotfishes, Sea Surgeonfishes, Sea Damselfishes, Sea Wrasses, Sea Jacks, Sea Pompanos, Sea Mackerels, Sea Tunnies, Sea Bonitos, Sea Barracudas, Sea Swordfishes, Sea Sailfishes, Sea Marlins, Sea Flyingfishes, Sea Needlefishes, Sea Flounders, Sea Soles, Sea Turbots, Sea Halibuts, Sea Puffers, Sea Porcupinefishes, Sea Boxfishes, Sea Cowfishes, Sea Trunkfishes, Sea Filefishes, Sea Triggerfishes, Sea Batfishes, Sea Frogfishes, Sea Toadfishes, Sea Goosefishes, Sea Robins, Sea Scorpionfishes, Sea Lizardfishes, Sea Dragonfishes, Sea Pipefishes, Sea Seahorses, Sea Snipefishes, Sea Trumpetfishes, Sea Cornetfishes, Sea Ribbonfishes, Sea Oarfishes, Sea Opahs, Sea Moonfishes, Sea Dories, Sea Spinyfishes, Sea Tilefishes, Sea Cutlassfishes, Sea Scabbardfishes, Sea Snakefishes, Sea Gunnels, Sea Wolffishes, Sea Pricklebacks, Sea Gobies, Sea Blennies, Sea Eelpouts, Sea Pearlfishes, Sea Brotulas, Sea Cusk-eels, Sea Toadfishes, Sea Midshipmen, Sea Plainfishes, Sea Batfishes, Sea Anglerfishes, Sea Frogfishes, Sea Handfishes, Sea Lumpfishes, Sea Snailfishes, Sea Clingfishes, Sea Remoras, Sea Suckers, Sea Gobies, Sea Blennies, Sea Eelpouts, Sea Pearlfishes, Sea Brotulas, Sea Cusk-eels, Sea Toadfishes, Sea Midshipmen, Sea Plainfishes, Sea Batfishes, Sea Anglerfishes, Sea Frogfishes, Sea Handfishes, Sea Lumpfishes, Sea Snailfishes, Sea Clingfishes, Sea Remoras, Sea Suckers.

Wenn wir nun die Gesamtheit der Vorstellungen, welche wir haben, oder haben können, mit dem Ausdruck Welt bezeichnen, so ist unsere Erkenntnis durch die Form der Vorstellung, durch den Satz vom Grunde, wie wir ihn a priori erkennen, bedingt, und es ist alles, was in irgendeiner Weise zu dieser Welt gehört, unbedingt dem Gesetz unterworfen, daß es in Raum und Zeit angeschaut werden und alles, was in Raum und Zeit angeschaut wird, in Kausalverbindung stehen muß, d. h. vermittelst dieser beiden gefunden werden kann. Wir setzen voraus, daß der Leser mit dieser Wahrheit, welche kein Satz der Wahrheit weiter ist, sondern der allgemeinste Ausdruck aller unserer Erkenntnisse, soweit sie nicht abstrakt sind, vollkommen vertraut ist, daß er weiß, daß nicht nur alles Nebeneinander Raum und alles Aufeinanderfolgen Zeit, sondern auch alle Kraft, alle Wirksamkeit, alle Ursache und Wirkung, alle Materie, alle Körperlichkeit, alle Qualität, alle Sinnlichkeit, alle Verborgenheit, alle Mannigfaltigkeit, alle Zahl, alle Größe, alle Bestimmtheit, alle Notwendigkeit, alle Gesetzmäßigkeit, alle Regel, alle Ordnung, alle Freiheit, alle Willkür, alle Motivation, alle Gründe, alle Erkenntnis, alle Wahrheit, alle Bekanntheit, alle Urteile, alle Meinungen, alle Irrtümer, alle Gedanken, alle Forschungen, alle Entdeckungen, alle Jahrhunderte, alle Vergangenheit, alle Zukunft, alle Geschichte, alle Veränderungen, alle Bewegung, alle Zeugung, alle Geburt, alle Tode, alle Lebensbedingungen, alle Zufälligkeiten, alle Verbindungen, alle Trennungen, alle Gesetze, alle Naturgesetze, alle Physik, alle Chemie, alle Mechanik, alle Mathematik, alle Astronomie, alle Körper, alle Himmelskörper, alle Erde, alle Steine, alle Pflanzen, alle Tiere, alle Menschen, alle Zeiten, alle Räume, alle Welten, alle Träume, alle Phantasien, alle Illusionen, alle Täuschungen, alle Sophismen, alle Wortstreitigkeiten, alle Sprachen, alle Poesien, alle Künste, alle Wissenschaften, alle Philosophien, alle Religionen, alle Moralen, alle Tugenden, alle Laster, alle Sünden, alle Verbrechen, alle Strafen, alle Gesetze, alle Rechte, alle Pflichten, alle Sitten, alle Gebräuche, alle Staaten, alle Völker, alle Nationen, alle Kriege, alle Revolutionen, alle Reiche, alle Dynastien, alle Ehen, alle Familien, alle Verwandtschaften, alle Freundschaften, alle Feindschaften, alle Handlungen, alle Leidenschaften, alle Begierden, alle Bedürfnisse, alle Befriedigungen, alle Lüste, alle Leiden, alle Schmerzen, alle Qualen, alle Sklaverei, alle Knechtschaft, alle Krankheiten, alle Heilungen, alle Gesundheiten, alle Verletzungen, alle Mordtaten, alle Selbstmorde, alle Todesarten, alle Trauer, alle Tränen, alle Klagen, alle Armut, alle Not, alle Hungersnöte, alle Teuerungen, alle Hungersnöte, alle Hungersnöte, alle Hungersnöte

Ja — Ja, ich habe Zeit. Ja, ich komme. Ja, ich bin müde. Ja, ich habe Durst. Ja, ich habe Hunger. Ja, ich habe Angst. Ja, ich habe Kopfschmerzen. Ja, ich habe Bauchschmerzen. Ja, ich habe Zahnschmerzen. Ja, ich habe Halsschmerzen. Ja, ich habe Ohrenschmerzen. Ja, ich habe Rückenschmerzen. Ja, ich habe Fieber. Ja, ich habe Husten. Ja, ich habe Schnupfen. Ja, ich habe Grippe. Ja, ich habe Durchfall. Ja, ich habe Verstopfung. Ja, ich habe Übelkeit. Ja, ich habe Erbrechen. Ja, ich habe Schwindel. Ja, ich habe Ohnmacht. Ja, ich habe Krämpfe. Ja, ich habe Lähmungen. Ja, ich habe Taubheit. Ja, ich habe Blindheit. Ja, ich habe Gehörlosigkeit. Ja, ich habe Stummheit. Ja, ich habe Epilepsie. Ja, ich habe Asthma. Ja, ich habe Allergien. Ja, ich habe Diabetes. Ja, ich habe Krebs. Ja, ich habe Aids. Ja, ich habe Tuberkulose. Ja, ich habe Lepra. Ja, ich habe Pest. Ja, ich habe Cholera. Ja, ich habe Typhus. Ja, ich habe Malaria. Ja, ich habe Gelbfieber. Ja, ich habe Ebola. Ja, ich habe Milzbrand. Ja, ich habe Pocken. Ja, ich habe Masern. Ja, ich habe Mumps. Ja, ich habe Röteln. Ja, ich habe Windpocken. Ja, ich habe Keuchhusten. Ja, ich habe Diphtherie. Ja, ich habe Tetanus. Ja, ich habe Polio. Ja, ich habe Hepatitis. Ja, ich habe Gelbsucht. Ja, ich habe Leberzirrhose. Ja, ich habe Nierenversagen. Ja, ich habe Herzinfarkt. Ja, ich habe Schlaganfall. Ja, ich habe Hirnhautentzündung. Ja, ich habe Gehirnerschütterung. Ja, ich habe Schädelbruch. Ja, ich habe Wirbelsäulenverletzung. Ja, ich habe Rückenmarksverletzung. Ja, ich habe Querschnittslähmung. Ja, ich habe Amputation. Ja, ich habe Prothese. Ja, ich habe Rollstuhl. Ja, ich habe Krücken. Ja, ich habe Gehstock. Ja, ich habe Brille. Ja, ich habe Kontaktlinsen. Ja, ich habe Hörgerät. Ja, ich habe Zahnersatz. Ja, ich habe Implantate. Ja, ich habe Schrittmacher. Ja, ich habe Defibrillator. Ja, ich habe Insulinpumpe. Ja, ich habe Dialyse. Ja, ich habe Transplantation. Ja, ich habe Spenderorgan. Ja, ich habe Blutspende. Ja, ich habe Knochenmarkspende. Ja, ich habe Hautspende. Ja, ich habe Augenspende. Ja, ich habe Herzspende. Ja, ich habe Lungenspende. Ja, ich habe Leberspende. Ja, ich habe Nierenspende. Ja, ich habe Bauchspeicheldrüsenspende. Ja, ich habe Dünndarmspende. Ja, ich habe Dickdarmspende. Ja, ich habe Magenspende. Ja, ich habe Speiseröhrenspende. Ja, ich habe Luftröhrenspende. Ja, ich habe Kehlkopfspende. Ja, ich habe Zungenspende. Ja, ich habe Lippenspende. Ja, ich habe Nasenspende. Ja, ich habe Ohrenspende. Ja, ich habe Augenlidspende. Ja, ich habe Hornhautspende. Ja, ich habe Linsenspende. Ja, ich habe Netzhautspende. Ja, ich habe Sehnervspende. Ja, ich habe Gehirnspende. Ja, ich habe Rückenmarksspende. Ja, ich habe Nervenspende. Ja, ich habe Muskelspende. Ja, ich habe Sehnenspende. Ja, ich habe Bandspende. Ja, ich habe Knochenspende. Ja, ich habe Gelenkspende. Ja, ich habe Knorpelspende. Ja, ich habe Hautspende. Ja, ich habe Haarspende. Ja, ich habe Nagelspende. Ja, ich habe Zahnspende. Ja, ich habe Milchzahnspende. Ja, ich habe Weisheitszahnspende. Ja, ich habe Zahnfleischspende. Ja, ich habe Zahnbettspende. Ja, ich habe Zahnwurzelspende. Ja, ich habe Zahnkronenspende. Ja, ich habe Zahnschmelzspende. Ja, ich habe Zahnbeinspende. Ja, ich habe Zahnmarkspende. Ja, ich habe Zahnnervspende. Ja, ich habe Zahnarterienspende. Ja, ich habe Zahnvenenspende. Ja, ich habe Zahnlymphgefäßspende. Ja, ich habe Zahnbandspende. Ja, ich habe Zahnknochenspende. Ja, ich habe Zahnknorpelspende. Ja, ich habe Zahnhautspende. Ja, ich habe Zahnhaarspende. Ja, ich habe Zahnnagelspende. Ja, ich habe Zahnzahnspende. Ja, ich habe Zahnmilchzahnspende. Ja, ich habe Zahnweisheitszahnspende. Ja, ich habe Zahnzahnfleischspende. Ja, ich habe Zahnzahnbettspende. Ja, ich habe Zahnzahnwurzelspende. Ja, ich habe Zahnzahnkronenspende. Ja, ich habe Zahnzahnschmelzspende. Ja, ich habe Zahnzahnbeinspende. Ja, ich habe Zahnzahnmarkspende. Ja, ich habe Zahnzahnnervspende. Ja, ich habe Zahnzahnarterienspende. Ja, ich habe Zahnzahnvenenspende. Ja, ich habe Zahnzahnlymphgefäßspende. Ja, ich habe Zahnzahnbandspende. Ja, ich habe Zahnzahnknochenspende. Ja, ich habe Zahnzahnknorpelspende. Ja, ich habe Zahnzahnhautspende. Ja, ich habe Zahnzahnhaarspende. Ja, ich habe Zahnzahnnagelspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnspende. Ja, ich habe Zahnzahnmilchzahnspende. Ja, ich habe Zahnzahnweisheitszahnspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnfleischspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnbettspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnwurzelspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnkronenspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnschmelzspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnbeinspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnmarkspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnnervspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnarterienspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnvenenspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnlymphgefäßspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnbandspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnknochenspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnknorpelspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnhautspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnhaarspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnnagelspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnmilchzahnspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnweisheitszahnspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnfleischspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnbettspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnwurzelspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnkronenspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnschmelzspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnbeinspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnmarkspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnnervspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnarterienspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnvenenspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnlymphgefäßspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnbandspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnknochenspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnknorpelspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnhautspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnhaarspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnnagelspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnmilchzahnspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnweisheitszahnspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnfleischspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnbettspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnwurzelspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnkronenspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnschmelzspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnbeinspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnmarkspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnnervspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnarterienspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnvenenspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnlymphgefäßspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnbandspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnknochenspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnknorpelspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnhautspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnhaarspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnnagelspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnmilchzahnspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnweisheitszahnspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnfleischspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnbettspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnwurzelspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnkronenspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnschmelzspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnbeinspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnmarkspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnnervspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnarterienspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnvenenspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnlymphgefäßspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnbandspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnknochenspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnknorpelspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnhautspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnhaarspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnnagelspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnmilchzahnspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnweisheitszahnspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnfleischspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnbettspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnwurzelspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnkronenspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnschmelzspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnbeinspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnmarkspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnnervspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnarterienspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnvenenspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnlymphgefäßspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnbandspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnknochenspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnknorpelspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnhautspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnhaarspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnnagelspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnmilchzahnspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnweisheitszahnspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnfleischspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnbettspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnwurzelspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnkronenspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnschmelzspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnbeinspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnmarkspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnnervspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnarterienspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnvenenspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnlymphgefäßspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnbandspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnknochenspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnknorpelspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnhautspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnhaarspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnnagelspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnmilchzahnspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnweisheitszahnspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnfleischspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnbettspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnwurzelspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnkronenspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnschmelzspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnbeinspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnmarkspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnnervspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnarterienspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnvenenspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnlymphgefäßspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnbandspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnknochenspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnknorpelspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnhautspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnhaarspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnnagelspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnmilchzahnspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnweisheitszahnspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnfleischspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnbettspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnwurzelspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnkronenspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnschmelzspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnbeinspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnmarkspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnnervspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnarterienspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnvenenspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnlymphgefäßspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnbandspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnknochenspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnknorpelspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnhautspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnhaarspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnnagelspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnmilchzahnspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnweisheitszahnspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnfleischspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnbettspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnwurzelspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnkronenspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnschmelzspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnbeinspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnmarkspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnnervspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnarterienspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnvenenspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnlymphgefäßspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnbandspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnknochenspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnknorpelspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnhautspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnhaarspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnnagelspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnmilchzahnspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnweisheitszahnspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnfleischspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnbettspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnwurzelspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnkronenspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnschmelzspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnbeinspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnmarkspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnnervspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnarterienspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnvenenspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnlymphgefäßspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnbandspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnknochenspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnknorpelspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnhautspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnhaarspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnnagelspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnmilchzahnspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnweisheitszahnspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnfleischspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnbettspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnwurzelspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnkronenspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnschmelzspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnbeinspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnmarkspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnnervspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnarterienspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnvenenspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnlymphgefäßspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnbandspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnknochenspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnknorpelspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnhautspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnhaarspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnnagelspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnspende. Ja, ich habe Zahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnzahnmilchzahnspende. Ja, ich habe Zahnz

Wolf, Johann Christoph, Orientalist, geb. 1683 zu Wasungen im Hennebergischen, † 1739 als Professor der orientalischen Sprachen in Hamburg. Er hat sich um die Bearbeitung der rabbinischen Literatur große Verdienste erworben durch seine Bibliotheca Hebraea, 4 Bde. (Hamb. 1715—33), worin er die Nachrichten über die Schriften der Juden und ihre Verfasser sammelte, und durch seine Bibliotheca rabbinica, 2 Bde. (Hamb. 1715—18), worin er die Literatur der Rabbinen verzeichnete. Außerdem gab er heraus: Bibliotheca Latina, 3 Bde. (Hamb. 1721—28), und Bibliotheca Graeca, 4 Bde. (Hamb. 1705—12).

Wolf, Johann Wilhelm, Maler, geb. 1813 zu Dresden, † 1872 daselbst, Schüler der Akademie daselbst, wo er 1841 Professor wurde. Er malte Bilder aus dem Volksleben, Genrebilder, Porträte und Landschaften.

Wolf, Joseph, Tiermaler, geb. 1820 zu Mühlheim a. Rhein, † 1899 in London, wo er seit 1848 lebte. Er malte Tiere in ihrer Umgebung, besonders Vögel, und Jagdszenen.

Wolf, Julius, Nationalökonom, geb. 1862 zu Bielitz in Österreich-Schlesien, seit 1892 Professor in Zürich, seit 1900 in Berlin. Er schrieb: Sozialismus und Kapitalismus (Leipz. 1892, 2. Aufl. 1900), Die Arbeitslosigkeit (Berl. 1893), Die Lösung der Arbeitslosenfrage (Berl. 1894), Die Arbeitslosenversicherung (Berl. 1895), Die Arbeiterfrage (Berl. 1900), Die Handelskrisen (Stuttg. 1901).

Wolf, Karl Ferdinand, Literarhistoriker, geb. 1795 zu Wien, † 1859 daselbst, wo er seit 1830 Professor der romanischen Literatur war. Er schrieb: Über die Lais (Wien 1841), Über die Romanzen (Berl. 1840), Über die Navarresische Liederhandschrift (Berl. 1840), Über die Lothringischen Volksschauspiele (Wien 1846), Über die Weihnachtsspiele und Lieder (Regensb. 1854), Über die Legenden (Wien 1858).

Wolf, Karl Friedrich, Maler, geb. 1801 zu Darmstadt, † 1845 daselbst, Schüler der Akademie daselbst, wo er 1830 Professor wurde. Er malte Bilder aus dem Volksleben, Genrebilder, Porträte und Landschaften.

Wolf, Karl Friedrich, Maler, geb. 1826 zu Darmstadt, † 1882 daselbst, Schüler der Akademie daselbst, wo er 1861

federn nicht durchdringen kann. Die Größe der Flügel steht mit der Größe des Vogels nicht immer in Verhältniß; sondern richtet sich vielmehr nach der Geschwindigkeit derselben: so haben die Raubvögel, die Schwalben u. s. w., welche lange in der Luft schweben müssen, viel größere Schwingen, als die Wachteln, Haushühner u. s. w. Dem Strauß, dem Casuar und den Pinguinen fehlen die Schwungfedern gänzlich. — Der Flug der Vögel unterscheidet sich sehr von dem Fluge der Fledermäuse, Insecten und andrer fliegenden Thiere, und ist ein Vorzug, der dieser Thierclasse, bis auf wenige Ausnahmen, durchgängig eigen ist. Manche, wie der Adler, und überhaupt die Falken, schwingen sich hoch in die Luft, und beschreiben die Wolken empor, wo kein Auge sie mehr erreicht, und schweben viele Stunden lang ohne sichtbare Anstrengung in der Luft. Mit dem Hals und dem Schwanz, dessen Federn ganz den Schwungfedern der Flügel gleichen, gibt er sich, wie das Steuer dem Schiffe, die Richtung, während er mit den Flügeln fortschwingt; ein Vorzug, den andre fliegende Thiere, einige Tagfalter etwa ausgenommen, entbehren. Die Art des Fluges ist nach den verschiedenen Gattungen auch verschieden: die Falken, Schwalben, Lerchen u. dgl. fliegen meist ohne viele Bewegung, weithin in der Luft; andre, wie z. B. die Sperlinge, haben einen flatternden Flug; die einen, als z. B. die Enten, fliegen leise und kaum hörbar, andre, als die Rebhühner u. s. w. mit lautem Geräusch. Manche, wie Lerchen, und überhaupt, wo der erste Flug des Kindes, ist der Flug des jungen Vogels; man merkt es deutlich, daß er anfangs den nächsten Ast oder Balken sucht, und schnell ermüdet. Nicht die Flügel allein machen dem Vogel das Fliegen möglich; auch ist es der ganze Bau der Glieder, und der Luftgehalt in seinem Körper, die er nach Willkühr füllt und leert. — Die Beine sind bei den verschiedenen Gattungen dieser Classe sehr verschieden, daß viele Ornithologen sogar einen eignen Eintheilungsgrund in ihrer Verschiedenheit finden wollten. Manche auf Bäumen, bald zum Schwimmen, bald zum Laufen u. s. w. eingerichtet, entsprechen sie genau den Bedürfnissen jeder Gattung. — Der Schnabel, von eigenthümlicher Gestalt, bald gerade, bald unterwärts oder aufwärts gebogen, bald rund, bald platt, kegel-, feil-, hakenförmig u. s. w., dient dem Vogel, seine Speise zu fassen, sie zu schälen oder zu theilen, Materialien zum Bau der Nester, Futter für die Jungen herbeizubringen, mit den Krallen und Füßen zu kämpfen, und selbst zur Waffe bei den Raubvögeln, u. s. w. — Die Bekleidung der Vögel, die aus verschieden gebildeten Federn besteht, ist zugleich ein merkwürdiger Schmuck derselben, an den die Natur, besonders in wärmern Himmelsstrichen, in Ostindien und Brasilien, eine so mannigfaltige Pracht verschwendet hat; selbst in dem Schweife unsers Pfaues, um nicht den Paradiesvogel u. s. w. zu erwähnen, prangen helle Sterne mit allen Farben des Regenbogens schimmernd, und an seinem Halse schielend wechselnder Farbenglanz. — Was die Sinne der Vögel betrifft, so sind besonders das Gesicht und das Gehör ungemein scharf und fein; der Sperber z. B. erblickt in der weitesten Entfernung die kleine Lerche, und die Singvögel lernen ganze Melodien ohne Fehler nachsingen. Der Geruch scheint den u. s. w. zeigt sich auch ein weitfortreichender Geruch; minder fein scheint aber der Geschmack zu sein, das Gefühl hingegen ist so

zart, daß der leiseste Hauch einen Vogel aus dem Schlafe wecken kann. — Die Seelenthätigkeiten der Vögel sind bewundernswürdig, und sie kommen hierin den Säugethieren vollkommen gleich; ja, sind sie übertreffen sie zum Theil. Das Gedächtniß ist der vielen Wanderungen wegen, dem Papagey, Staare u. s. w. behalten melodien, Worte, die sie lernen, und viele Singvögel ganze Melodien. Die Stärke ihres Gedächtnisses kennt auch der Umstand zu beweisen, daß Zugvögel nach halbjähriger Entfernung, und nach Reisen von mehr als tausend Meilen, ihren heimischen Aufenthalt, die von manchen Schwalbe den Balken, der Fink den Strauch, die Grasmücke den vorigen Jahre verlassen, oder wo sie geboren wurden. Das ihre Gefühl ihre Kinder erogen, aber wo sie geboren wurden. Das ihre Klugheit, List und Gelehrigkeit auch gezeigt und gebildet werden können, beweist der Unterschied zwischen Vögeln, die in unbewohnten Gegenden wohnen, und nie Nachstellungen zu fürchten haben, und denen, die den Menschen nahe, von Gefahren umgeben sind. Sonder Zweifel ist weniger schlau, als der Hausperling, der in der Nähe der Menschen beständig Gefahr und Nahrungsmittel findet, Mensch en feindliche Gesinnungen täglich wahrnehmen, und den Jäger auf den Feldern, in unbewohnten Gegenden lesen sich Vögel dem Jäger auf den Flintenlauf, wenn er gegen sie anlegt, während bei uns schon ein Flintenlauf, wenn er gegen sie anlegt, während bei uns schon ein Strohhalm, der Ärmel getragen, der wilden Gans Verdacht erregt, und Jeannots gelehrte Kanarienvögel sind durch fortgesetzte Aufmerksamkeit, sie zu welchem Grade sich diese Thierchen durch fortgesetzte Aufmerksamkeit abrichten lassen. — Die Stimme ist eine Aussichtung, die dem größern Theile der Vögel vor der ganzen übrigen Thierwelt eigenthümlich ist. Die Luftröhre der Vögel ist so eingerichtet, daß sie ihre Stimme zu den entzückendsten Melodien modificiren können. Die Gabe des Gesanges hat nur das Männchen, und der Gesang selbst ist mehrentheils Ausdruck der Liebe; Vögel, die vorzüglich zur Zeit der Paarung gehört wird, am meisten von der Grasmücke und der Nachtigall. Auch singen die Vögel nur, wenn sie sich wohlbefinden, in Zimmerluft, bei rauhem Wetter, und Thiere verschonen Liebenswürdigen schweigen sie. Vielmals wird behauptet, daß der Gesang nur den Vögeln des nördlichen Climas eigen sey; die der Natur im heissesten Süden dagegen stille Prächtigen Farbenpracht ausgestattet habe; allein Forster erzählt, daß auf Otaheite die Vögel natürlich schön gesungen hätten, und Cook sagt von der Vögel natürlich schön gesungen hätten, und Cook sagt von Neuseeland die Wälder voller Reise in Charlotten-Sund sang an Lieblichkeit einer mit kleinen Vögeln angefüllt, Keinem andern Thiere sind für den neuen Silberglocken gleichen. Keinem andern Thiere sind für den Ausdruck der verschiedenen Empfindungen so mannichfaltige Töne gegeben: Hunger, Furcht, Wahrnehmung einer nahen Gefahr, Sehnsucht nach der Gesellschaft der Seinen, Zärtlichkeit, Zorn, Traurigkeit u. s. w. werden durch eigene Töne ausgedrückt, die nicht nur den Individuen derselben Gattung eine verständliche Sprache sind, sondern auch oft von andern Gattungen verstanden werden. Wenn unter den Sängern eines Waldes einer einen Raubvogel gewahr wird, so verkündet auf seine warnende Stimme der ganze Wald. — Die Wasservögel sind über die ganze Erde verbreitet, manche einzelne sogar von den Polarreisen bis zu den Tropenländern; ihr Wohnort richtet sich nach ihren Bedürfnissen und ihren Eigenthümlichkeiten, Felsen und Klüfte, Baum und Strauch, Erde und Wasser dienen den verschiedenen Gattungen

zum Aufenthalt; während Spechte und Papageyen fast immer auf den Bäumen leben, sieht man Rebhühner, Wachteln u. s. w. nur auf der Erde; Störche, Reiher, u. dgl. bevölkern die Sümpfe, Schwäne und Wasserhühner Flüsse und Teiche. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen bei dieser Classe von Thieren ist das Wandern derselben, d. h. das temporäre Verändern des Aufenthaltsortes; man nennt diejenigen, welche wandern, Zugvögel, zum Unterschiede von denen, die ihren Aufenthaltsort nie verändern, und darum Standvögel genannt werden. Die meisten kommen im Frühjahre zu uns, brüten, und ziehen im Herbste sich nach wärmern Ländern zurück; andere kommen aus kältern Ländern in unsere Gegend, um hier zu überwintern. Viele Zugvögel, zumal diejenigen, welche zeitig abgehen und spät kommen, unternehmen weite Reisen, z. B. die Schwalben, welche bis nach Senegal wandern; andere dagegen, die uns spät verlassen, und früh zurückkehren, gehen nur einige hundert Meilen weit, und bleiben ohne Zweifel im südlichen Europa. Vögel, die in unserm Clima Zugvögel sind, sind es im südlichen Frankreich, Italien und Spanien nicht; dagegen sind im höhern Norden, in Schweden und Norwegen, viele Vögel Zugvögel, die bei uns das ganze Jahr über sich aufhalten. Kommen diese Fremdlinge aus dem Norden zu uns, so bleiben sie selten bei uns, sondern ziehen, da sie einmal das Vaterland verlassen, und auf der Reise sind, gewöhnlich noch weiter südlich; wie z. B. die Dohlen. Diese kommen im Herbste schaarenweise an, streifen mit den unsrigen eine Zeit lang herum, und gehen wieder weiter, wenn es zuwintert. Man bemerkt, daß sie die unsrigen zum Mitziehen anlocken; doch die natürliche Liebe zum Vaterlande scheint diese zurückzuhalten. Dies Wandern der Vögel von Norden nach Süden, und umgekehrt, findet auf der südlichen Halbkugel Statt, wie auf der nördlichen, in Amerika wie auf dem alten Continente. Die Gründe dieses Wanderns aber, so wie die nähern Umstände der Wanderungen selbst, sind den Ornithologen noch ein Räthsel; daher wissen wir von wenigen unserer Zugvögel, wo sie überwintern, und ob sie die Reise ununterbrochen, d. h. so fortsetzen, daß sie unterwegs nur die nöthige Ruhe und Nahrung genießen, oder ob sie lange verweilen und Streif- und Querzüge machen; ferner wie sie dort leben, einzeln oder in Gesellschaft, ob sie singen u. s. w. Dürfen wir indeß nach Analogie folgern, so mögen die von uns nach Süden gezogenen Vögel sich dort wohl eben so benehmen, wie die Ankömmlinge aus Norden bei uns, die sich als Gäste im Winter hier aufhalten. Sie leben unstät, streifen aus einer Gegend in die andere, schlafen und weiden da, wo es ihnen am besten dünkt, gesellen sich zu den einheimischen Vögeln, wie z. B. der Bergfink, der Schneeammer u. dgl., besuchen mit ihnen als willkommne oder lästige Gäste sehr zudringlich die Bauerhöfe, Landstraßen u. s. f., und nehmen mit Freuden Abschied, wenn eine geheime Ahnung ihnen sagt, daß die Jahrszeit in ihrer Heimath wieder milder werde. Mehrentheils treten die Zugvögel des Nachts, zumal gern bei Mondenschein, ihre Wanderung an. Sie locken sich dazu mit eignen Tönen, und ermuntern sich so auf der Reise. Viele Gattungen, z. B. die Schwalben, versammeln sich mehrere Tage vor ihrer Abreise an gemeinsamen Orten, und ziehen dann in großer Gesellschaft fort. Mit der

Rückkehr ist es vielleicht eben so. Zur Zeit der Wanderung führen auch die eingeborenen Zugvögel diesen Trieb; sie sind unruhig, fahren, zumal des Nachts, im Käfig herum, und zeigen deutlich, daß auch sie, obgleich im warmen Zimmer und im Ueberfluße, gern mit ihren Brüdern fortziehen möchten. Einige Naturforscher wollen vermuthen, daß in der Luft eine die Vögel leitende Ursache vorhanden sey; Kirwan meint, es sey ein Strom brennbaren Gases, welches durch die Fäulniß der thierischen und vegetabilischen Körper, und durch Vulkane innerhalb der heißen Zonen sich entwickle, und den Polen zuströme. Eine sinnreiche Hypothese! — Unter der Oekonomie dieses Thiergeschlechts verdient der Nesterbau und das Brüten noch besondere Aufmerksamkeit; hier zeigt sich ein Theil der Vögel bewundernswürdig kunstreich. Zeigt sich der Begattungstrieb, haben sich Männchen und Weibchen gefunden, so beginnt gewöhnlich der Bau des Nestes. Die Materialien, so wie die Bauart sind nach den Bedürfnissen und Umständen unendlich verschieden; sie verderben sie sorgsam vor den gefahrdrohenden Augen der Nachtvögel und Menschen, oder sie suchen sie gefahrlosere Die Umgebungen sind. Die Materialien werden mit bewundernswürdiger Wahl zusammengeschleppt und kunstreich in einander geflicht. Bei den meisten Gattungen ist das Weibchen der Baumeister, während das Männchen ihm die Materialien zuträgt. Ist der Bau vollendet, so teat das Weibchen seine Eier; mehrere Wasservögel legen nur eins; die Raubvögel zwei; die Krähen und Raben vier; die Meisen auch bis zwölf; die Haushühner wohl vierzig bis fünfzig. Die die Größe an Form, Einrichtung der Materiale u. s. w. verschieden sind, so sind es noch mehr die Eier, an Größe, Gestalt, Farbe u. dgl., eigenthümlich jeder Gattung. Hat die Wärme des brütenden Weibchens (bei einigen Gattungen ist's das Männchen) sein Weibchen in diesen Geschäfte ab, so entwickelt im Ei entwickelt und gestaltet, bricht das Junge aus der Schale hervor, so ist die Liebe, Zärtlichkeit und Sorgfalt zu bewundern nicht minder bewunderungswürdig. Die Mutter nährt die nackte Brut mit ihrem Fleische, der Vater sucht unermüdet Futter herbei; die schwache Schaale vertheidigt sich und ihre Kinder, oder stirbt mit denselben, die Hausthenne läuft mit Angstgeschrei an dem Teiche auf und ab, wenn die von ihr ausgebrüteten jungen Enten ihr Element in das ihnen gefährliche Element treffen. — Dem Alter der Vögel ist in Betracht ihrer Größe von längerer Dauer, als das Lebensziel der Säugthiere. Kleine Singvögel sind in der Gefangenschaft 20 — 24 Jahre, und Papageien 200 Jahre alt geworden. — Mangel an Raum verbietet uns, die merkwürdige Oekonomie dieser höchstinteressanten und für den Freund der Natur so anziehenden Classe der Thierwelt noch weiter zu verfolgen. Wir führen nur noch die von Blumenbach angegebene systematische Eintheilung dieser Classe an. Dieser Naturforscher setzt neun Ordnungen fest, die er unter zwei Hauptabtheilungen bringt. I. Landvögel: 1. Raubvögel (Accipitres), mit krummen, starken Schnäbeln, meist kurzen, knorrigen Beinen und großen, gebogenen, scharfen Klauen; 2. leichtschnäbel (Levirostres), mit kurzen Beinen, meist großen, dicken, aber hohlen Schnäbeln; 3. Spechtartige (Pici), mit kurzen Beinen, mittelmäßig langen und schmalen Schnäbeln, und theils wurm- theils

Kupfer, Kupfer, Kupfer,

in Darmstadt, noch viel zu früh für die Kunst. Er war einer der größten practischen und theoretischen Tonkünstler, und unermüdet thätig in allem, was auf Vervollkommnung der Tonkunst abzweckte. Er war einer der speculativsten und scharfsinnigsten Tongelehrten, ein großer Clavier- und noch größerer Orgelspieler, ein geistvoller und gründlicher Componist und ein rastloser Forscher im Gebiete der Tonkunst. — Sein Genie entwickelte sich schon früh, und schon in seinen Universitätsjahren (er studirte in seiner Vaterstadt Philosophie und in Bamberg das öffentliche und canonische Recht) zeichnete er sich als einen sehr fertigen Clavier- und besonders Orgelspieler aus, und zeigte auch schon damals durch mehrere wohlgelungene Versuche seinen Beruf zum Componisten. Da nachher sein Wunsch, in seinem Vaterlande eine Anstellung zu finden, nicht erfüllt wurde, ging er nach Mannheim, wo ihn der damalige Churfürst Carl Theodor sehr gut aufnahm, und ihn ums Jahr 1773 nach Bologna schickte, um daselbst bei dem berühmten P. Martini den Contrapunkt zu studiren. Da Vogler aber Martini's System seinen bis dahin angenommenen Grundsätzen nicht angemessen und vereinbar fand, so verließ er diese Schule und ging nach Padua zu dem P. Valotti, um seine Studien des Contrapunkts bei diesem zu vollenden, und studirte daselbst nebenbei auch noch Theologie. Ums Jahr 1775 oder 76 kehrte er nach Mannheim zurück, erhielt daselbst die Direction der Capelle und stiftete seine bekannte Tonschule, worin er öffentliche Vorlesungen über Musik hielt. Vom Jahr 1780 an war er größtentheils auf Reisen durch Deutschland, Frankreich, Holland, Dänemark, Schweden, England, Spanien, ja (wie Gerber berichtet) selbst bis Asien hinein, und auf die armenischen Inseln. Ueberall fand er Beifall und Auszeichnung. Im Jahr 1786 wurde er in Stockholm als königl. schwedischer Capellmeister angestellt, was ihn jedoch keineswegs hinderte, seinen Hang zu Nachforschungen durch fortgesetzte Reisen zu befriedigen. Im Jahr 1790 reis'te er nach London und ließ sich daselbst auf dem von ihm erfundenen Instrumente, Orchestrion, hören. Im Jahr 1791 durchreis'te er die Rheingegenden und Schwaben; im Jahr 1792 befand er sich in Hamburg, wo er sich in 6 Concerten in 4 verschiedenen Kirchen auf der Orgel hören ließ, und kehrte ums Jahr 1793 nach Stockholm zurück, woselbst er 2 Jahr lang Vorlesungen über die Harmonie hielt. Hierauf reis'te er 1795 abermals nach Paris, kehrte aber von da bald wieder über Holland nach Stockholm zurück. Im Jahr 1799 verließ er Stockholm für immer, mit einer lebenslänglichen Pension von 500 schwedischen Thalern, ging auf einige Zeit nach Copenhagen, wo er seinen Herrmann von Unna aufs Theater brachte, verweilte eine Zeit in Altona und kam im Jahr 1800 nach Berlin, wo er die Orgel der Marienkirche nach seinem Simplificationssysteme einrichtete und in drei brillanten Orgelconcerten sich hören ließ. Im Jahr 1801 den 9ten November wurde er in Prag als ordentlicher öffentlicher Lehrer der Tonkunst installirt, und hielt eine Zeit lang öffentliche Vorlesungen über Musik. Im Sommer des Jahres 1803 machte er eine Reise nach Wien, um dort eine Oper zu componiren; und als im Jahr 1805 der Krieg ausbrach, begab er sich nach Bayern und führte in München bei der Vermählungsfeier der dasigen Prinzessin seine große Oper: Castor und Pollux, auf. Im Jahr 1807 machte er eine Reise nach

Kapitalien, die sich auf Grund und Boden stützen, und Kapitalien, die sich auf Grund und Boden nicht stützen, ist nicht ganz leicht. Es ist aber doch möglich, wenn man sich nur an die Grundsätze hält, die wir hier aufgestellt haben. Wir haben gesehen, daß Kapitalien, die sich auf Grund und Boden stützen, nicht so leicht beweglich sind, wie Kapitalien, die sich auf Grund und Boden nicht stützen. Wir haben gesehen, daß Kapitalien, die sich auf Grund und Boden stützen, nicht so leicht beweglich sind, wie Kapitalien, die sich auf Grund und Boden nicht stützen. Wir haben gesehen, daß Kapitalien, die sich auf Grund und Boden stützen, nicht so leicht beweglich sind, wie Kapitalien, die sich auf Grund und Boden nicht stützen.

Kapitalien, die sich auf Grund und Boden stützen, sind nicht so leicht beweglich, wie Kapitalien, die sich auf Grund und Boden nicht stützen. Wir haben gesehen, daß Kapitalien, die sich auf Grund und Boden stützen, nicht so leicht beweglich sind, wie Kapitalien, die sich auf Grund und Boden nicht stützen. Wir haben gesehen, daß Kapitalien, die sich auf Grund und Boden stützen, nicht so leicht beweglich sind, wie Kapitalien, die sich auf Grund und Boden nicht stützen.

Kapitalien, die sich auf Grund und Boden stützen, sind nicht so leicht beweglich, wie Kapitalien, die sich auf Grund und Boden nicht stützen. Wir haben gesehen, daß Kapitalien, die sich auf Grund und Boden stützen, nicht so leicht beweglich sind, wie Kapitalien, die sich auf Grund und Boden nicht stützen. Wir haben gesehen, daß Kapitalien, die sich auf Grund und Boden stützen, nicht so leicht beweglich sind, wie Kapitalien, die sich auf Grund und Boden nicht stützen.

sonaten. 3. 6 leichte Clavierſonaten mit 1 Violin. 4. 6 Sonaten, welche Duetto's, Trio's, Quatuors u. ſ. w. von 6 verſchiedenen Arten enthalten. 5. 6 Clavierconcerte. 6. 6 Claviertrio's, Op. 6. 7. 6 Ditto, O. 7. 8. 12 leichte Divertiſſements mit Nationalcharaktern. 9. 2. Clavierconcerte. 10. 112 kleine und leichte Präludien für Clavier und Orgel. 11. Eine Sonate für 4 Hände. 12. Mehrere kleine einzelne Clavierſtücke. 10. Variations sur l'air de Marlborough p. l Pianoforte. 14. Schickſal der blinden Clavierſpielerin Paradies, eine Cantate. 15. Conc. p. l. Clav. 16. Polymelos, ou Characteres de Musique de differentes Nations, p. Clav. av. 2. V. A. et B. 17. 17. Wilhelm von Naſſau, variée P. l. Clav. 18. 6 Sonates à 2 Clav. 19. Der eheliche Zwiſt, Sonate f. Pianofort. 20. Notturno p. l. P. F. v. A et B. 21. Uebung für das Ueberſpringen des 2ten Fingers der linken Hand. 22. 16 Variat. in F für Clav. 23. Trichordium, Rouſſeaus Lied von 3 Tönen, dreiſtimmig. 24. Daſſelbe für Chor und Orcheſter. 25. 32 ausgeführte Präludien für die Orgel durch alle Tonarten ꝛc. 26. Davids Bußpſalm nach Moſes Mendelsſohns Ueberſetzung, im Choralſtyl zu 3 ſelbſtſtändigen Singſtimmen nebſt der 4ten weſentlichen Stimme, dem willkührlichen Tenor. 27. Variat. f. d. Pianof. über: Ah que dirai-je maman? 28. Davids Pſalm: Ecce quam bonum, für 4 Männerſtimmen. 29. Deutſche Kirchenmuſik, die vor 30 Jahren für 4 Singſtimmen und Orgel herausgekommen und mit einer moderwonnen Inſtrumentalbegleitung bereichert worden, nebſt der Zergliederung und Beantwortung der Frage: hat die Muſik ſeit 30 Jahren gewonnen oder verloren? 30. Polonoise fevorite p. F. F. 31 Variat. sur 2 Thêmes p. p. F. 32. 12 Chorale von J. S. Bach, umgearbeitet von Vogler, zergliedert von C. M. v. Weber. Außer dieſen (nach Gerbers Angabe) verzeichneten Werken finden ſich wohl noch viele Arbeiten Voglers vor, die noch nicht bekannt ſind.

Voigtland (lat. Terra Advocatorum). Unter dieſer Benennung verſteht man das Land, welches die ehemaligen Vögte des Reichs, die Vorfahren der jetzigen Fürſten und Grafen Reuß, beſaßen, nämlich: den zum Königreich Sachſen gehörenden voigtländiſchen Kreis, das Amt Weyda und Ziegenrück im jetzigen Großherzogthum Weimar, die Beſitzungen der Fürſten und Grafen Reuß, die ehemalige Landshauptmannſchaft Hof, jetzt zum Mainkreiſe des Königreichs Bayern gehörig, und das herzoglich ſachſen-gothaiſche Amt Ronneburg. Vom 11ten Jahrhunderte an gab es in dem eben beſchriebenen Landſtriche kaiſerliche Beamte, welche des heil. römiſchen Reichs **Voigte** (Advocati) hießen. Advocati waren damals gewiſſe, vom Kaiſer ernannte Reichsbeamte, welche in den Provinzen die Angelegenheiten und Rechte des Reichs, oder auch gewiſſer Bisthümer und Klöſter, wahrzunehmen hatten. In der letztern Eigenſchaft waren ſie Schirmvoigte, in der erſtern finden ſich Advocati provinciales in Schwaben, im Elſaß und im Voigtlande. Auch die unmittelbaren Städte erhielten bisweilen vom Kaiſer einen Voigt (Advocatum), oder einen Schultheiß (Scultetum), bisweilen beide Beamte zugleich Im letztern Falle hatte der Voigt in Sachen die Leib und Leben betrafen, der Schultheiß bloß in bürgerlichen Angelegenheiten zu erkennen. — Die Voigte im Voigtlande, von denen hier die Rede iſt, ſtammten von einem niederſächſiſchen Grafen Eckebrecht

von Oberrode ab, welcher um die Jahre von 980 bis 979 lebte, und das Voigtland erwarb. Seine Nachkommen nahmen sämmtlich den Namen Heinrich an, und nannten sich des heil. römischen Reichs Voigte und Herren, mit dem Zusatze ihrer Besitzungen, z. B. Voigt und Herr von Plauen, von Weyda u. s. w. Heinrich III. der Reiche, der von 1085 bis 1126 lebte, besaß das ganze Voigtland, und stiftete durch seine Söhne drei Linien seines Hauses, von denen nur eine, die plauische, fortdauerte, sich aber wieder (1357) in zwei Linien, die ältere und jüngere theilte. Die jüngere Linie ist das noch jetzt blühende Haus Fürsten und Grafen Reuß, deren Besitzungen einen Theil des Voigtlandes im weitern Sinne ausmachen (s. d. Art. Reuß). Aus der ältern Linie, welche 1573 ganz ausstarb, wurde Heinrich der Aeltere, Voigt zu Plauen und Herrichter des Vogtlandes, 1426 mit der fürstlichen Würde und dem damals erledigten Burggrafthum Meißen belehnt, daher diese Linie auch die burggräfliche genannt wurde. Doch kam das Burggrafthum Meißen, nebst den dazu gehörenden Besitzungen in der Markgrafschaft und Pflege Voigtland, welchen die Letztern mit Heinrich II, dem Sohne Heinrichs des Aeltern, (1434) abschlossen. Heinrichs II. Nachkommen traten den Krone Böhmen einen Theil ihrer Besitzungen zur Lehn auf, verpfändeten oder veräußerten aber auch verschiedene derselben. Durch Veräußerung einer solchen Verpfändung geschah es endlich, daß der Churfürst August von Sachsen die Herrschaften Plauen, Voigtsberg und Pausa (1569) käuflich an sich brachte. Sachsen ist seitdem beständig in dem Besitz dieses Landestheils geblieben. Einige Jahre früher (1560) hatte der Churfürst August auch die ehemaligen Einen Theil des Voigtlandes ausmachenden Aemter Weyda, Ranshain und Ziegenrück durch Kauf erworben. Durch das Testament des Churfürsten Johann Georg I. (1656) wurden diese sämmtlichen Besitzungen, welche den voigtländischen und neusächsischen Kreis bildeten, der neuen Linie Sachsen-Zeitz zum Erbantheil angewiesen. Als diese aber nach dem Absterben dieser Linie (1718) wieder an das Churhaus Sachsen zurückfiel, kam im Wiener Congreß vom 18ten Mai 1815 zwischen Preußen und Sachsen abgeschlossenen Friedenstractat kam der ganze neusächsische Kreis an Preußen, welches solchen zum Theil davon an den Großherzog von Weimar abtrat. Der District (Landesdirectionsbezirk) der, der ehemals auch zum Voigtlande gehörte, wurde schon 1373 von den Polizei zu Weyda an die Burggrafen zu Nürnberg verkauft, kam mit diesen an das Baireuth, und gehört nun zum Mainkreise des Königreichs Bayern. — Der sächsische Kreis, welcher, wie im engern Sinne genommen, jetzt gewöhnlich unter dem Voigtlande verstellt, ist ein Theil des Königreichs Sachsen, hat einen Flächeninhalt von 36, nach andern nur von 231 Quadratmeilen, mit einer Bevölkerung von 95,000 Einwohnern. Er enthält die Aemter Plauen, Pausa und Voigtsberg, und steht unter einem Kreishauptmann und einem Amtshauptmann. Der Boden ist nicht überall fruchtbar zum Getraidebau, dafür vorzüglicher aber ist die Viehzucht, und es wird von hier viel Schlachtvieh in andre Gegenden Sachsens geliefert. Der Flachsbau wird hier stark betrieben. Es gibt in diesem Kreise ansehnliche Waldungen und verschiedene Mineralien. Die Baumwollen-, Wollen- und

Leinen-Manufacturen machen die Hauptbeſchäftigung der induſtriöſen Einwohner aus; Perſonen aller Stände ſpinnen das zu dieſen Manufacturen nöthige Material. Die Zeitumſtände haben aber dieſen Manufacturen vielen Nachtheil verurſacht. Die vorzüglichſte unter den 15 Städten dieſes Kreiſes iſt Plauen, mit 560 Häuſern und 6000 Einwohnern, wegen ihrer vorzüglichen Muſſelin- und Baumwollen-Manufacturen bekannt. Eine beſondre Merkwürdigkeit des voigtländiſchen Kreiſes iſt die Perlenfiſcherei, die, ein landesherrliches Regal, ſeit 1621 gehörig etablirt iſt, und durch vereidete Perlenſucher oder Fiſcher (die Familie Schmerler) betrieben wird. In dem Fluſſe Elſter fängt das Muſchellager beim Urſprunge des Fluſſes, unweit dem Dorfe Elſter, im Amte Voigtsberg, an, und geht fünf Meilen weit bis Elſterberg. Auch in verſchiednen Bächen finden ſich Muſcheln, und man hat in einigen derſelben Perlenbänke angelegt. Dieſe Fiſcherei iſt bisweilen ſehr ergiebig geweſen, und hat Perlen geliefert, die den orientaliſchen an Schönheit nicht, oder doch nur wenig nachſtehen. Localumſtände haben jedoch in neuern Zeiten die Anzahl wirklich ſchöner Perlen vermindert.

Voiſenon (Claude-Henri de Fuſée de), Mitglied der franzöſiſchen Akademie, wurde 1708 im Schloſſe Voiſenon bei Melun geboren, und ſtarb 1775 ebendaſelbſt mit dem Titel eines bevollmächtigten Miniſters des Biſchofs von Speier. Voiſenon war in ſeiner Jugend in den geiſtlichen Stand getreten, und Großvicarius des Biſchofs von Boulogne geworden; aber er gab die geiſtlichen Würden bald auf, indem er ſich nicht dafür geeignet hielt. Ein Vorfall mit einem Officier, mit dem er ſich geſchlagen, beſtimmte ihn, ſeine Talente ganz dem geſelligen Leben und dem Theater zu widmen. Als ein Mann von guter Familie hatte er Zutritt zu den beſten Geſellſchaften, doch auch ohne dieſen Umſtand würde er als ein liebenswürdiger Menſch freundliche Aufnahme gefunden haben. Er beſaß viel natürlichen Witz, ja ſelbſt Talent, aber er wurde nicht, was er hätte werden können, wenn ihn nicht der voreilige Beifall glänzender Geſellſchaften verdorben, und er geglaubt hätte, daß witzige Einfälle, Artigkeiten und ſein leichter, ſcherzhafter Ton ihn der Mühe überhöben, ſeine Werke mit angeſtrengtem Fleiße auszuarbeiten. So ward ihm die Literatur nur flüchtige Zerſtreuung und Amuſement. „Voiſenon," ſagt La Harpe, „der weder ein Gelehrter noch ein guter Schriftſteller war, war ſehr lange Zeit, was man nennt, ein Mann des Tages. Er brachte in die Geſellſchaften jene ausgelaſſene Luſtigkeit, die über alles lacht, und alle Welt lachen macht, einen ſcherzhaften Ton, der noch jetzt vorherrſchend iſt, und mehr das Talent, Lächerlichkeiten zu ſagen, als witzig zu ſeyn. Mit der Figur eines Affen ſchien er auch die Poſſierlichkeit und Bösartigkeit eines ſolchen zu haben, und die Damen amuſirten ſich mit ihm als einem Menſchen ohne Charakter." — Voiſenon ſchrieb mehrere Romane, worunter l'Histoire de la felicité. eine Art moraliſcher Erzählung, der bekannteſte iſt. Der Erfindungsgeiſt iſt unbedeutend, allein der Verf. erzählt leicht, und miſcht kleine moraliſche Reflexionen ein, die ſehr treffend ausgedrückt ſind. Unter ſeinen dramatiſchen Werken zeichnen ſich aus Mariages assortis, und la Coquette fixée; er iſt reich an Maximen, und weiß ſie gut zu ſtellen, ſeine Verſe ſind leicht und fließend. Man

hat von ihm noch viele andere Stücke, die neu sehr beklatscht wurden, aber jetzt von niemanden mehr gelesen werden. — Der Herzog von Choiseul ließ ihm einen Jahresgehalt von 6000 Livr. aussetzen, damit er sich mit der Geschichte von Frankreich beschäftigen sollte, allein seine Fragmens historiques, die Frucht seiner Studien, sind nur eine Sammlung von Einfällen und Calembourgs. Außerdem hat man von ihm eine große Anzahl Poésies fugitives. Aus den fünf großen Bänden von unbedeutenden und werthlosen Dingen, die Voisenon hinterlassen hat, ließe sich, meint Laharpe, ein kleines Bändchen ausziehen, das interessant seyn könnte.

Volk — Volksstamm. Das Wort **Volk** bedeutet ursprünglich eine durch Abstammung, Sprache, Sitte und gemeinschaftlichen Aufenthalt verbundne Menschenmenge, die auch, mit einem aus der lateinischen Sprache entlehnten Ausdruck, eine **Nation** genannt wird. Die Grundlage eines Volks muß irgend eine Familie gewesen seyn, die sich nach und nach vermehrte und immer weiter verbreitete. Bei dieser Vermehrung und Verbreitung bildeten einzelne Familienzweige, ohne sich darum vom Ganzen zu trennen, wieder kleinere Theilganze. Diese heißen **Volksstämme**. So erwuchs aus der Familie Abrahams das hebräische Volk, welches nach den zwölf Söhnen Jakobs wieder in zwölf Stämme zerfiel, die sich aber späterhin dergestalt vermischten, daß kein einzelner Hebräer mehr weiß, von welchem Stamme er abstamme, und daß jetzt alle Hebräer von dem eine Zeit lang mächtigsten jener zwölf Stämme, dem Stamme Juda, Juden genannt werden. Auch unser deutsches Volk bestand ursprünglich aus mehrern Stämmen, den Alemannen, Sueven, Franken, Sassen u. s. w., die sich aber ebenfalls im Laufe der Zeiten sowohl unter einander als mit andern Völkern, besonders den Slaven, so vermischt haben, daß jetzt wohl kein Deutscher seine Abkunft von irgend einem jener Stämme nachweisen kann. Uebrigens wird das Wort **Volk** nicht immer in jener ersten Bedeutung genommen. Oft bedeutet es die Bewohner eines Landes überhaupt, wiefern sie unter einem Oberhaupte stehen, also Unterthanen sind, wie beim Gegensatze zwischen **Fürst** und **Volk**; oft auch die niedern Stände oder Classen der Gesellschaft, die man auch wohl das **gemeine Volk** nennt. Darum nennt man die, welche durch ihre Thaten, Lehren, Reden, Gedichte u. s. w. auf den größeren, hauptsächlich aus den niedern Ständen bestehenden, Haufen wirken, **Volksmänner**, **Volkslehrer**, **Volksredner**, **Volksdichter** u. s. w. In der Kirchensprache bedeutet **Volk** alle, die nicht geistlichen Standes sind, die **Laien** (von λαος, opolus), in der Kriegssprache die Mannschaft einer gewissen Art, als **Fußvolk**, in der Jägersprache einen Trupp oder Haufen, z. B. ein **Volk Rebhüner**.

Völkerrecht ist der Inbegriff der Rechte und Verbindlichkeiten der Völker und Staaten gegen Auswärtige. Man theilt es in das **natürliche** und **positive Völkerrecht**. Da Völker und Staaten im Verhältniß gegen andre als moralische, im Naturstande gegen einander fortlebende Personen anzusehen sind, so ist das **natürliche** Völkerrecht nichts anders, als das Naturrecht der einzelnen Menschen zweckmäßig auf Völker angewendet. Man nennt es auch das allgemeine, weil es alle Menschen, und das **nothwendige**, weil es sie selbst ohne ihren Willen

bindet. Treten aber Völker und Staaten mit einander in wirklichen Verkehr, so reicht das natürliche Völkerrecht allein nicht mehr hin, um ihre Rechte und Verbindlichkeiten gegen einander zu bestimmen, es muß also das, was das Naturrecht unbestimmt ließ, näher bestimmt werden. Den Inbegriff dieser Bestimmungen nun nennt man das positive, besondre, willkürliche Völkerrecht. Das allgemeine europäische Völkerrecht nennt man die am allgemeinsten unter den mehrsten, besonders den größten europäischen Staaten, durch besondre Verträge oder durch Herkommen eingeführten Grundsätze. Die Türken sind das einzige Volk in Europa, das bisher das allgemeine Völkerrecht in vielen Punkten nicht beobachtet hat. — Griechen und Römer kannten ein allgemeines Völkerrecht. Nach dem Verfall des römischen Kaiserthums, in den barbarischen Zeiten des Mittelalters, wurde es ganz vergessen. Im 16ten Jahrhundert fing man wieder an, das Völkerrecht als Wissenschaft zu behandeln. Hugo Grotius erwarb sich durch sein bekanntes Werk De jure belli et pacis den Namen des Vaters des Natur- und Völkerrechts. Nach ihm haben sich Samuel Pufendorf und Christian Wolf vorzüglich damit beschäftigt. In den neuern Zeiten haben Vattel, J. J. Moser, Achenwall, Günther und Martens sich um diese Wissenschaft verdient gemacht.

Völkerwanderung. Unter dieser in der Geschichte angenommenen, obgleich nicht ganz schicklichen Benennung versteht man eine Reihe von Begebenheiten, da verschiedne Völker, welche von den Römern Barbaren genannt wurden, größtentheils Deutsche, in die römischen Provinzen eindrangen, und sich dieselben unterwarfen. Diese Begebenheiten sind in der Weltgeschichte durch ihre Folgen sehr wichtig geworden, weil durch sie eine neue, zum Theil noch immer fortdauernde politische Verfassung in Europa veranlaßt worden ist. Aus den eroberten römischen Provinzen bildeten sich neue Staaten, von denen verschiedne noch jetzt blühen, und mit ihnen entstanden auch die Sprachen, die wir die lebenden nennen. Diese sonderbare, in ihrer Art einzige Bewegung der Völker, die mit Recht eine Revolution genannt werden kann, fing von dem Eismeere an, erstreckte sich bis zum atlantischen Ocean, und verbreitete ihre Wirkungen selbst bis in das nördliche Afrika. Sie dauerte vom letzten Viertel des 4ten Jahrhunderts an (375), da die Hunnen in Europa einbrachen, bis über die Hälfte des 6ten Jahrhunderts (568) hinaus, als die Longobarden Italien eroberten; fast zwei Jahrhunderte also verginen, bis die Völker in den von ihnen eroberten Provinzen ruhig verblieben. Die Ursachen dieser Bewegung der Völker waren sehr verschieden: überhäufte Bevölkerung, der Andrang andrer Völkerschwärme, der lockende Reiz der schönen und angebauten römischen Provinzen, bewogen die barbarischen Völker, die Wälder und Wüsteneien ihrer Väter zu verlassen, und sich in den fruchtbaren, besser cultivirten römischen Provinzen, deren Besitz sie mit dem Schwerte errangen, anzusiedeln. Früher schon hatten einzelne Völkerschaften theilweise ihre Wohnsitze verändert. Aber diese einzelnen Begebenheiten gehören nicht zu der eigentlichen großen Völkerwanderung, obgleich diese in der Folge dadurch mit befördert wurde. Das durch immerwährende Kriege und Eroberungen zu weit ausgedehnte römische Reich fing schon in der ersten Hälfte

des 3ten Jahrhunderts an, unter seiner eignen Größe zu erliegen, und in sich selbst zusammenzufallen. Zwar hielten einige kräftige Regenten, besonders Constantin und Theodosius, den gänzlichen Untergang des Reichs noch einige Zeit auf. Aber verschiedne Kaiser hatten, durch den Drang der Umstände und kurzsichtige Politik verleitet, ganze Haufen von Barbaren in Sold genommen, und ihnen, zur Belohnung der geleisteten Kriegsdienste, Wohnsitze in den Gränzprovinzen des Reichs eingeräumt. So hatten die Franken in dem belgischen Gallien, die Alanen, Vandalen, Gothen und andre Völker in Dacien, Pannonien und Thracien Ländereien erhalten. Einzelne Männer von Geist und Kraft aus diesen Völkern erhielten wichtige Staatsämter und selbst die obersten Feldherrenstellen (Rufin, Stilicho) im römischen Reiche. Eine unvermeidliche Folge davon war, daß diese barbarischen Völker, indem sie immer mehr an Cultur gewannen, auch die Schwächen der Römer näher kennen lernten, und sich an den Gedanken gewöhnten, das römische Reich als ihre Beute, die es auch nachher wurde, zu betrachten. — Der erste Stoß, der die eigentliche große Völkerwanderung veranlaßte, geschah im nordöstlichen Asien. Hier wohnten die Hunnen — ihrem Ursprunge nach wahrscheinlich Mongolen oder Kalmücken — ein zahlreiches, wildes und kriegerisches Volk, an den Gränzen der Chineser. Von diesen wurden sie, gegen das Ende des ersten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung, aus ihren Wohnsitzen vertrieben. Die Hunnen breiteten sich nun gegen Westen aus, vertrieben die Alanen, eine vom Caucasus hergekommne Völkerschaft, aus dem asiatischen Sarmatien, und (375) die Westgothen, welche in dem alten Dacien und in den Gegenden zwischen dem Dniester, der Donau und der Weichsel wohnten. Die Alanen kamen nach langem Herumschweifen an die Donau, im heutigen Ungarn, verbanden sich mit den seit ungefähr 100 Jahren da wohnenden Vandalen, einer ursprünglich norddeutschen Völkerschaft, durchzogen mit ihnen Germanien, und vereinigten sich mit einem Theile der Sueven, auch einem deutschen Volke, das sich an der obern Donau niedergelassen hatte. Diese drei Völker nahmen nun vereinigt den Weg nach dem Rhein, drangen (406) über denselben in Gallien ein, und richteten da die größten Verwüstungen an. Mainz, Straßburg, und andre blühende Städte Galliens wurden von ihnen geplündert. Nachdem jene drei Völker zwei Jahre hindurch alle Theile Galliens verwüstet hatten, drangen sie (409) über die Pyrenäen in Spanien ein, und theilten (411) das größtentheils eroberte Land durch das Loos unter sich; nur ein kleiner Theil Spaniens blieb noch unter der Herrschaft der Römer. Diese letztern sammelten jedoch bald wieder Kräfte, und fanden sich im Stande, in Verbindung mit den inzwischen auch nach Spanien gekommenen Westgothen, die Eroberer anzugreifen. Die Alanen, die in Lusitanien (dem heutigen Portugal) ein Reich gestiftet hatten, wurden (418) gänzlich überwunden. Der kleine Rest dieses Volks begab sich unter den Schutz des vandalischen Reichs, und der Name der Alanen verschwand seit dieser Zeit ganz aus der Geschichte. Die Vandalen führten mehrere Kriege mit den Römern, und hatten sich dadurch über diese eine Ueberlegenheit verschafft, als sie (429) den Entschluß faßten, nach Afrika überzugehen (s. d. Art.

Ausland.

Frankreich.

Paris, 19. Juli. Der Moniteur enthält folgende Ordonnanz: „Art. 1. Die Kammer der Pairs wird sich am 5. September d. J. versammeln, um über die Anklage zu urtheilen, welche gegen die Angeklagten, die in Folge der Ordonnanz vom 6. d. M. vor sie gestellt werden, erhoben worden ist. Art. 2. Unser Minister Staatssekretär im Departement der Justiz ist mit der Vollziehung der gegenwärtigen Ordonnanz beauftragt.“ Der Moniteur enthält ferner eine Ordonnanz, welche den Grafen Portalis zum Pair ernennt.

Der Courrier français sagt: „Wir haben gestern Abend die Ordonnanz gelesen, welche die Pairskammer zum Gerichtshof macht, um über die Minister zu urtheilen. Wir haben nicht gewußt, ob wir uns freuen oder betrüben sollten. Wir haben uns gefreut, weil wir glauben, daß es für die Minister besser ist, vor ihren Richtern, als vor ihren Feinden zu stehen; wir haben uns betrübt, weil wir glauben, daß es für die Pairskammer besser wäre, nicht Richter in einer Sache zu seyn, die sie nicht gesucht hat, und die sie nicht ohne Gefahr für ihre Ruhe und ihre Würde entscheiden kann.“

Der Temps sagt: „Wir haben gestern Abend die Ordonnanz gelesen, welche die Pairskammer zum Gerichtshof macht, um über die Minister zu urtheilen. Wir haben nicht gewußt, ob wir uns freuen oder betrüben sollten. Wir haben uns gefreut, weil wir glauben, daß es für die Minister besser ist, vor ihren Richtern, als vor ihren Feinden zu stehen; wir haben uns betrübt, weil wir glauben, daß es für die Pairskammer besser wäre, nicht Richter in einer Sache zu seyn, die sie nicht gesucht hat, und die sie nicht ohne Gefahr für ihre Ruhe und ihre Würde entscheiden kann.“

Der Temps sagt: „Wir haben gestern Abend die Ordonnanz gelesen, welche die Pairskammer zum Gerichtshof macht, um über die Minister zu urtheilen. Wir haben nicht gewußt, ob wir uns freuen oder betrüben sollten. Wir haben uns gefreut, weil wir glauben, daß es für die Minister besser ist, vor ihren Richtern, als vor ihren Feinden zu stehen; wir haben uns betrübt, weil wir glauben, daß es für die Pairskammer besser wäre, nicht Richter in einer Sache zu seyn, die sie nicht gesucht hat, und die sie nicht ohne Gefahr für ihre Ruhe und ihre Würde entscheiden kann.“

wider dasselbe, den Basilius mit Glück angefangen hatte, endete Marcell, indem er (554) die Ostgothen völlig überwand. Die übrig Bleiben, unterwarfen sich der Herrschaft des griechischen Kaisers, und schmolzen mit den andern Einwohnern zusammen; einzelne Haufen von ihnen wanderten in andre Gegenden aus. Von dieser Zeit an wird ihr Name in der Geschichte nicht mehr erwähnt. Nur die noch ihnen benannte Gattung der Bauart hat ihr Andenken bis auf unsre Zeiten erhalten (s. d. Art. Gothen). Wenige Jahre nach dem Untergange des gothischen Reichs drang (568) ein andres Volk — die Longobarden — in Italien ein, und entriß den größten Theil desselben dem griechischen Kaiser. Der Beherrscher der Gothen, Justinians Feldherr und Statthalter in Italien, Narses, wird, obwohl ohne hinreichenden Beweis, beschuldigt, diesen neuen Feind nach Italien gerufen zu haben. Die Longobarden, ein Zweig des großen germanischen Volks der Sueven, hatten in frühern Zeiten im nördlichen Deutschland an der Elbe (im heutigen Lüneburg) gewohnt, und nach langem Herumschweifen sich um das Jahr 527 in Pannonien niedergelassen. Sie verließen ihr Land, und kamen unter ihrem Könige Alboin nach Italien, dessen Eroberung ihnen leicht ward, da das Land fast ohne alle Vertheidigungsmittel war. Nur das befestigte Pavia hielt eine dreijährige Belagerung aus; es wurde, nachdem es sich (572) ergeben hatte, der Hauptsitz des neuen longobardischen Reichs, das unter verschiedenen ausgezeichneten Regenten blühend und mächtig wurde. Die Macht der longobardischen Könige wurde in der Folge den römischen Päpsten gefährlich. Sie bekriegten die Franken, die ihnen riefen. Der siegreiche fränkische König Carl machte (774) dem longobardischen Reiche ein Ende, und vereinigte es mit der Monarchie der Franken. Außer dem Namen der Lombarden sind noch manche andre Erinnerungen an dieses, nicht ganz unwichtige Volk übrig geblieben (s. d. Art. Longobarden). So wie Italien, wurde auch das fruchtbare Gallien von fremden Völkern überschwemmt, die um den Besitz desselben kämpften. Im Anfange des 5ten Jahrhunderts waren mit den Alanen, Vandalen und Sueven zugleich die Burgunder dahin gedrungen. Diese waren, wie man glaubt, ein Zweig der Vandalen, und hatten vorher zwischen der Weichsel und Oder gewohnt. Sie setzten sich zuerst an Oberrhein, in einem Theile der Schweiz und der Franche Comté fest, breiteten sich dann aber weiter um den Rhein und Genfersee, und stifteten bald ein mächtiges Königreich, das zur Zeit seiner größten Blüthe das heutige Burgund, die Dauphine, Savoyen und einen Theil der Schweiz in sich faßte. Aber dieses Reich wurde schon im J. 534 gänzlich unterthänig und die fränkischen Monarchie einverleibt. Von dem neuen burgundischen Reiche und dem Herzogthume gleiches Namens s. d. Art. Burgund). Die Alemannen, eigentlich eine Verbindung germanischer Völker, die zwischen der Donau, dem Rhein, Mecker und Main wohnten, und schon im dritten und vierten Jahrhunderte den Römern furchtbar geworden waren, breiteten sich im 5ten Jahrhunderte in Rhätien und Vindelicien aus, und bemächtigten sich des Theils von Gallien, welcher in der Folge der Elsaß und die Pfalz genannt worden ist. Auch sie wurden (496) in dem berühmten Treffen bei Zülpich von den Franken überwunden, und verloren einen Theil ihrer

Besitzungen. Unter allen diesen Völkern, die sich in Gallien niederliessen, behielten allein die Franken als Sieger die Oberhand. Die Franken waren auch eine Verbindung germanischer Völkerschaften, die zwischen dem Rhein, dem Main, der Weser und Elbe wohnten, und unter diesem Namen im dritten Jahrhunderte den Römern bekannt wurden. Sie fingen an dieser Zeit an, Einfälle in Gallien zu versuchen, aber ohne Erfolg. Nach dem Verfall des römischen Reichs gingen sie im J. 430 unter der Anführung ihres Oberhaupts Clodion, sitzt neun Jahre über Gallien, bemächtigten sich eines großen Theils des belgischen Galliens, und erweiterten ihre Eroberungen bis Amiens. Ihr König Clodowig (Ludwig) vollendete die Vernichtung der römischen Herrschaft in Gallien. Ein einziges glückliches Treffen, das er über römischen Feldherrn Syagrius (486) bei Soissons lieferte, entschied das Schicksal dieses Landes. Der Sieger Clodowig unternahm sich das bisher noch von den Römern besessene Gallien, besiegte andre Völker, die sich darin niedergelassen hatten, und mit ihm ward das neue, nachher so groß und mächtig gewordene fränkische Reich (Westfranken) an (J. 486). Franken und Frankreich). — Diese große, hier nur im kurzen Umrisse gezeichnete Revolution, aob Europa, besonders aber Deutschland, eine ganz neue, verändernde Gestalt. Deutschlands war nun der größte Theil von Europa besetzt worden. Die in Deutschland gebliebenen Völker nahmen hier andre Wohnsitze ein. So zogen die Sachsen, die vorher im heutigen Holstein gewohnt hatten, über die Elbe, und besetzten den größten Theil des von den nach Gallien gezogenen Franken verlassenen Landes, das nun nach ihnen Sachsen genannt wurde. Sie theilten sich hier in drei Hauptvölker: die Ostphalen, Westphalen und Engern. Nach den Sachsen waren seit Friedrichsthum nördlichen Gegenden Deutschlands rückten im Anfange des 6ten Jahrhunderts die Thüringer ein, die alte sarmatische Ansiedlungen waren. Sie breiteten sich auf der einen Seite bis an die Elbe und Saale, auf der andern längs der Donau aus. Von jenen sind die bekanntesten die Cechel in Böhmen, die Sorben zwischen der Elbe und Oder, in Meißen und Obersachsen, die Obotriten in Brandenburg, Pommern und Mecklenburg (s. d. Art. Slaven). In den von den fremden Völkern eroberten römischen Provinzen entstanden nach und nach neue Gesetze und Regierungsformen, neue Sitten und Sprachen. Die Eroberer liessen zwar zum Theil den Besiegten nach ihr einfache Gesetze, vermischten sie aber mit ihren vaterländischen Gewohnheiten, und führten besonders eine militärische Demokratie ein, die sie in ihrem ehemaligen Vaterlande gehabt hatten. Als Leute, die sich bloß mit den Waffen beschäftigten, verachteten sie Künste und Wissenschaften, die, nachdem sie schon vor der Ankunft der fremden Völker in Verfall gerathen waren, nun gänzlich sanken. Mit diesem Zeitpunkte fängt sich das sogenannte barbarische Zeitalter an. Nur unter den Geistlichen blieben noch sdrliche Kenntnisse übrig, die aber doch in der Folge mit beitrugen, das große Ansehen der Geistlichen zu befördern. Die schönen Denkmäler alter Kunst wurden größtentheils verschleudert. Durch die Vermi-

schung der neuen Ankömmlinge mit den alten Einwohnern der eroberten Länder entstanden in der Folge neue Nationen mit ganz verschiedenen Eigenschaften des Geistes und Körpers. Diese Vermischung hatte auch einen großen Einfluß auf die Sprache. Durch die aus den Sprachen der Sieger in die bisher gewöhnliche römische Sprache verpflanzten fremden Wörter und Ausdrücke entstanden allmählig die neuern Sprachen, die italienische, französische, spanische u. s. w. Die lateinische Sprache hörte ganz auf, lebende Sprache zu sein. Zwar wurde sie beim Gottesdienst, in allen Kanzleien und bei allen öffentlichen Verhandlungen und von den Chronikenschreibern gebraucht, aber so verunstaltet, daß kein Zug ihrer ehemaligen Schönheit mehr darin zu erkennen war. Die neuentstandenen Sprachen wurden bloß im gemeinen Leben und Umgange gebraucht, und daher ist es erklärbar, daß die dermalige rohliche Ausbildung derselben erst in spätern Zeiten erfolgte. Eine nicht minder zu berücksichtigende Folge dieser großen Revolution war, daß die fremden Völker, die bisher Eroberungen in die römischen Provinzen noch meistens Heiden waren, nach und nach das Christenthum annahmen. Aber auch hald lernten sie, besonders die fränkischen Könige, sich der Religion zu bedienen, um ihre herrschsüchtigen Absichte damit zu befördern oder sie zu rechtfertigen.

Volksthum volksthümlich — sind zwei neu gebildete Ausdrücke, womit man die Eigenthümlichkeit eines Volkes in Anschauung seiner Art zu denken, zu fühlen und zu handeln bezeichnet. Es nämlich jeder einzelne Mensch in dieser Beziehung Ansicht etwas mehr oder weniger Eigenthümliches an sich hat, so auch jedes einzelne Volk. Das Volksthum ist also eigentlich nichts anders als das Menschenthum, modificirt durch das, was einer durch Abstammung, Sprache, Sitte und gemeinschaftlichen Wohnplatz verbindenden Menschenmenge eigenthümlich ist. Sonst nannte man es die Nationalität. Was nun einem Volke oder einer Nation in Hinsicht auf jene Eigenthümlichkeit angemessen ist, entspricht auch sofort, heißt also daher volksthümlich, das Gegenmal. Das Ausländische oder Fremde als solches ist nie eigenthümlich, wiewohl es möglich ist, daß ein Volk sich nach und nach an jenes gewöhnt und es gleichsam in sich aufnimmt und es sich aneignet. Es verliert aber dadurch immer einen Theil seiner Fremdthümlichkeit. Denn zur Selbstständigkeit eines Volkes gehört nicht blos, daß es seine eigene Verfassung und Regierung habe, sondern auch, daß es seinen nationalen Charakter behaupte. Diesen aber verderbt die Ausländerei oder das Streben in fremder Sprache zu reden, fremde Sitten anzunehmen u. d. g. Daher hat das deutsche Volk sich den Vorwurf der Charakterlosigkeit zugezogen, weil es sich den Fremden zu leicht angeschlossen und von ihnen so viel Ausländisches in sich aufgenommen hat. Indessen ist bei der gegenwärtigen Verbindung, in welcher jetzt die gebildetsten Völker der Erde mit einander stehen, gar nicht zu vermeiden, daß sie nicht manches gegenseitig von einander annehmen sollten, da überhaupt alle Bildung oder Cultur verbindlich. Es ist also das Streben einiger vaterländischen Schriftsteller (Jahns, Arndts u. A.), das deutsche Volksthum möglichst rein zu bewahren und sich deßhalb oller Ausländerei kräftigst zu widersetzen, an sich nicht zu tadeln. Nur darf es nicht in den Versuch ausarten, das deutsche Volk gleichsam zu isoliren, weil

Ich bitt Euch, Ihr wollt mir Gnad erzeigen und mich nicht verlassen, denn ich bin ein alter Mann und habe nicht lange zu leben. Ich will Euch auch nicht lange aufhalten, denn ich weiß, daß Ihr Euch gern wollt zu Tische setzen. Ich will Euch nur ein Wort sagen, das ich Euch gestern auch gesagt habe, daß ich nämlich Euch und Eure Kinder und Kindeskinder und alle Christen, die in Eurem Lande sind, Gott befehle, daß Ihr ihn bitten wollt, daß er sein Reich bei Euch erhalte, denn es ist gewiß, daß er es von Euch nehmen wird. Denn es ist nicht sein Brauch, daß er sein Wort und Evangelium einem Lande lange gönnt, dafür sind wir Deutschen undankbar gewesen. Nun ist es an Euch, daß Ihr Euch vorseht, daß Euch nicht auch also gehe. Wer nun Ohren hat zu hören, der höre, was Gott sagt. Wer nicht will, der lasse es bleiben. Ich habe meine Pflicht getan, daß ich Euch gewarnt habe. Ich will Euch nicht mehr aufhalten, denn ich weiß, daß Ihr Euch gern wollt zu Tische setzen. Ich will Euch nur ein Wort sagen, das ich Euch gestern auch gesagt habe, daß ich nämlich Euch und Eure Kinder und Kindeskinder und alle Christen, die in Eurem Lande sind, Gott befehle, daß Ihr ihn bitten wollt, daß er sein Reich bei Euch erhalte, denn es ist gewiß, daß er es von Euch nehmen wird. Denn es ist nicht sein Brauch, daß er sein Wort und Evangelium einem Lande lange gönnt, dafür sind wir Deutschen undankbar gewesen. Nun ist es an Euch, daß Ihr Euch vorseht, daß Euch nicht auch also gehe. Wer nun Ohren hat zu hören, der höre, was Gott sagt. Wer nicht will, der lasse es bleiben. Ich habe meine Pflicht getan, daß ich Euch gewarnt habe.

a. Beide Seiten der Gleichung werden mit dem Nenner multipliziert, dann wird die Gleichung nach den Regeln für ganze Gleichungen gelöst.

$$\frac{x+1}{x-1} = \frac{x-1}{x+1}$$

$$(x+1)^2 = (x-1)^2$$

$$x^2 + 2x + 1 = x^2 - 2x + 1$$

$$4x = 0$$

$$x = 0$$

b. Beide Seiten der Gleichung werden mit dem Nenner multipliziert, dann wird die Gleichung nach den Regeln für ganze Gleichungen gelöst.

$$\frac{x+1}{x-1} = \frac{x-1}{x+1}$$

$$(x+1)^2 = (x-1)^2$$

$$x^2 + 2x + 1 = x^2 - 2x + 1$$

$$4x = 0$$

$$x = 0$$

c. Beide Seiten der Gleichung werden mit dem Nenner multipliziert, dann wird die Gleichung nach den Regeln für ganze Gleichungen gelöst.

$$\frac{x+1}{x-1} = \frac{x-1}{x+1}$$

$$(x+1)^2 = (x-1)^2$$

$$x^2 + 2x + 1 = x^2 - 2x + 1$$

$$4x = 0$$

$$x = 0$$

d. Beide Seiten der Gleichung werden mit dem Nenner multipliziert, dann wird die Gleichung nach den Regeln für ganze Gleichungen gelöst.

$$\frac{x+1}{x-1} = \frac{x-1}{x+1}$$

$$(x+1)^2 = (x-1)^2$$

$$x^2 + 2x + 1 = x^2 - 2x + 1$$

$$4x = 0$$

$$x = 0$$

e. Beide Seiten der Gleichung werden mit dem Nenner multipliziert, dann wird die Gleichung nach den Regeln für ganze Gleichungen gelöst.

$$\frac{x+1}{x-1} = \frac{x-1}{x+1}$$

$$(x+1)^2 = (x-1)^2$$

$$x^2 + 2x + 1 = x^2 - 2x + 1$$

$$4x = 0$$

$$x = 0$$

jedem wahlfähigen Bürger, oder mittelbar gewählt werden, indem man zuerst Wähler und diese hernach, als ein Ausschuß der wahlfähigen Bürger, die Deputirten wählen. Jene Wahlart findet in England, diese in Frankreich Statt. Dort herrscht mehr Freiheit, aber auch mehr Unordnung bei den Wahlen; hier zwar mehr Ordnung, aber weniger Freiheit, besonders wann, wie dies ebenfalls in Frankreich jetzt der Fall ist sowohl die Wählenden als die Gewählten ein beträchtliches Alter und Vermögen haben müssen. — In Ansehung der Art der Volksvertretung (Repräsentationsform) findet auch ein bedeutender Unterschied Statt, ob nach Ständen, d. h. nach gewissen Hauptclassen der Staatsbürger repräsentirt wird oder nicht. In Staaten nämlich, wo die landständische Verfassung eingeführt war oder noch ist, gehen die Volksvertreter gewöhnlich aus drei Ständen, der Geistlichkeit, dem Adel und dem Bürgerstande, der daher auch schlechtweg der dritte Stand (le tiers état) heißt, hervor, wozu aber in manchen Staaten (z. B. in Schweden) noch ein vierter, der Bauernstand, hinzukommt. Auch darf in der That, wo nach Ständen repräsentirt werden soll, dieser Stand nicht übergangen werden, da er sonst gar keine Vertreter hat, ungeachtet er doch der zahlreichste und gewichtigste Stand im Staate ist. Denn die ständischen Vertreter pflegen immer mehr das Interesse ihres Standes, als das des gesammten Volks zu berücksichtigen. Daher hat diejenige Repräsentationsform, wo die Volksvertreter aus dem gesammten Volke, ohne Rücksicht auf besondere Stände, hervorgehn, allerdings ihre Vorzüge. — Ob die Volksvertreter in zwei Kammern oder in einer sich versammeln und berathschlagen sollen, ist eine Frage, die sich nicht so geradezu entscheiden läßt. Ein großer Staat mit einem hohen und reichen Adel wird wohl thun, wenn er diesem eine besondere Kammer anweis't und die erwählten Volksvertreter oder die eigentlichen Deputirten für sich berathschlagen läßt, wie es jetzt in England und Frankreich der Fall ist. Wo aber jene Bedingung nicht Statt findet, scheint es besser, Alles in Einer Kammer zu versammeln, damit die Gemeinschaftlichkeit der Berathung durch den Austausch vielseitiger Ansichten die Volksvertreter lebendiger anrege und zu gemeinnützlichern Resultaten führe. S. Krug's Schrift: das Repräsentativsystem oder Ursprung und Geist der stellvertretenden Verfassungen. Leipzig 1816, 8. Und einen Aufsatz von Hegewisch in den kieler Blättern, B. 5. H. 1. Nr. V. unter dem Titel: Zur Volksvertretung ist es nicht genug, Landstände zu haben.

Vollmachtsvertrag (mandatum, contractus mandati), ist ein Vertrag, vermöge dessen Jemand die erlaubten Geschäfte eines Andern unentgeldlich (außer wenn ein Honorar ausdrücklich versprochen worden), oder in Rücksicht auf Vergütung, wenn der das Geschäft übernehmende ein Advokat, Mäkler u. s. w. ist (selbst wenn das Honorar nicht ausdrücklich zugesichert worden), zu besorgen sich verbindlich macht. Derjenige, welcher das Geschäft übernimmt, heißt Mandatar, der, welcher es überträgt, Mandant. Der Vollmachtsvertrag hört auf, durch den Widerruf des Mandanten, durch die Aufkündigung von Seiten des Mandatars, oder durch die Einwilligung beider Contrahenten. Der Betrug des Mandanten wie des Mandatars zieht Infamie nach sich.

Vollney (Graf von), hat sich mehr als Gelehrter, als durch seine Laufbahn im Dienste des Staates bekannt gemacht. Seine Reise nach Syrien und Aegypten ist eben so reich an neuen Beobachtungen, als anziehend durch die Annehmlichkeiten seiner Darstellung. In der Ständeversammlung vom Jahre 1789 erschien er als Deputirter des dritten Standes von Anjou, und sprach für die Souverainität des Volkes. Gegen das königliche Ansehen erklärte er sich oft, insbesondere bei den Verhandlungen über das Recht des Kriegs und des Friedens. Nach der Beendigung der Sitzungen machte er eine Reise nach den vereinigten Staaten von Nordamerika, und wurde von Washington mit vieler Freundlichkeit aufgenommen. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich, 1794, wurde er Professor die Geschichte an der Normalschule zu Paris, nahm dann, wie man behauptet, im Stillen Antheil an der Revolution vom 18ten Brumaire, und trat im December 1799 in den Erhaltungssenat. Als Senator nahm er an allen Vorgängen Theil bis zur Zurückkehr der Bourbons 1814. Vom König wurde er zum Mitgliede der Pairskammer ernannt. Durch seine gelehrten Werke gewann er sich auch einen Platz im Institut. Außer seiner bereits oben erwähnten Reise nach Aegypten verdient auch noch seine Reise nach den vereinigten Staaten von Nordamerika Erwähnung; den größten Ruhm aber erwarb er sich durch sein Werk: „die Ruinen, oder Betrachtungen über den Verfall der Reiche." Es zeichnet sich eben so sehr durch tiefe Ansichten der Dinge, als durch die glückliche Darstellung aus und verdient wohl, neben Gibbon's Verfall des römischen Reiches genannt zu werden.

Volsker, ein Volk das, vor der Erbauung Roms, im ehemaligen Latium (jetzt campagna di Roma) wohnte, und eine republikanische Verfassung hatte. Die Volsker sind uns aus der römischen Geschichte durch die Kriege bekannt, die sie fast immerwährend mit den Römern in den ersten Zeiten führten, daher sie auch von Livius die ewigen Feinde der Römer genannt werden. Sie besaßen verschiedene Städte. Die vorzüglichste darunter war Antium, deren Ruinen in der Gegend des Vorgebirgs Anzio, das von ihr den Namen hat, sich finden. Eine andere Stadt der Volsker war Corioli. Der in der römischen Geschichte bekannte Coriolan (s. d. Art.) erhielt von dieser Stadt, die er durch einen raschen Angriff eroberte, diesen Beinamen als ein rühmliches Andenken seiner Tapferkeit. Die Volsker, nachdem sie die Römer verschiednemale in große Verlegenheit gesetzt, aber auch nach und nach einen Theil ihres Landes verloren hatten, wurden endlich auch, wie die andern Völker Latiums, von den Römern besiegt, und verschwanden aus der Geschichte.

Volta (franz. Volte), ein alter nicht mehr üblicher Tanz, nach Art der Gaillarde, im Dreivierteltact, welcher aus Italien nach Frankreich verpflanzt wurde, und in welchem die Mannsperson das Frauenzimmer mehrmals im Kreise herumdrehte. Dieser Tanz hatte auch die eigne lateinische Benennung: duorum in gyrum saltatio. — Außerdem heißt das Wort Volta im Italienischen auch, wie das französische: fois, so viel als: mal, und bezeichnet dann eine mehrmalige Wiederholung eines oder mehrerer Tacte, oder auch eines ganzen Satzes. Daher una volta (une fois) einmal, due volte (deux fois), zweimal u. s. w.

Voltaire, s. Anh. z. d. Bde.

Volte (Wendung, Drehung), heißt in der Reitkunst die völlige, runde Wendung, die man mit dem Pferde nimmt, so nämlich, daß das Pferd einen Kreis macht, dessen Mittelpunkt die Hinterfüße des Pferdes bilden. — Im Kartenspiele die taschenspielerische Gewandtheit, die Karten im Mischen so zu wenden und zu mengen, daß eine gewisse Karte an einen bestimmten Platz, oben oder in die Mitte, gebracht wird, die Volte schlagen.

Volti, ital., heißt: wende um, und wird in Musikstücken unten ans Ende einer Seite gesetzt, als Zeichen, daß man das Blatt umwenden soll. Gewöhnlich wird das Wort: subito (schnell) beigefügt, und beide Wörter werden dann bloß durch: v. s. (d. h. volti subito, wende schnell um) abgekürzt.

Voltigiren, die Kunst, nach gewissen Regeln geschickt und weit zu springen; die Anweisung dazu bezieht sich gewöhnlich auf das Springen auf und über das Pferd und von dem Pferde. — Davon erhielten die Voltigeurs den Namen, eine Abtheilung der französischen Infanterie, welche zuerst bestimmt war, hinter der Cavallerie aufzusitzen, um mit derselben schnell nach bedrohten Punkten eilen zu können (die Sache selbst ist viel älter, denn wir finden schon in der Geschichte der Kriege voriger Jahrhunderte einige solche Experimente). Dieser specielle Gebrauch hat sich denn mit so manchem anderen verloren, und die Voltigeurs, deren zuletzt jedes französische Infanterieregiment 4 Compagnien hatte, wurden in neuern Zeiten nur eben als leichte Infanterie zum Tirailliren ꝛc. gebraucht.

Vondel (Joast von der), einer der berühmtesten holländischen Dichter, dessen poetische Werke bei den Holländern noch in großer Achtung stehen. Er wurde 1587 zu Cöln geboren, kam in seiner Kindheit mit seinen Aeltern, die Anabaptisten waren, nach Holland, trat zu den Armenianern über, und starb endlich 1659 im Schooße der römischen Kirche. Die Natur hatte ihn nicht nur mit reichen Talenten begünstigt, sondern sie ward und blieb auch seine einzige Lehrerin; man kann ihn als den Shakspeare der Holländer betrachten. Vondel überließ sein bürgerliches Gewerb seiner Frau und widmete sich ganz der Poesie; erst in seinem 30sten Jahre lernte er die lateinische und französische Sprache, las die Werke der Alten und der Franzosen und suchte den Mangel einer gelehrten Erziehung zu ersetzen. Die Früchte seiner Muse zeigen oft von Genie und einer so hohen und edlen Phantasie, daß man von der oft incorrecten Sprache höchst unangenehm gestört wird. Seine Poesien füllen 9 Quartbände, und sind theils metrische Uebersetzungen der Psalmen, des Virgils und Ovids, theils Satiren und Tragödien, unter denen Palamedes, ein allegorisches Stück (eigentlich Barneveldts Tod), die Eroberung Amsterdams durch Graf Florenz V. von Holland und Gysbrecht von Amstel für die vorzüglichsten gehalten werden

Vorarlberg, von Tyrol, von der schweizerischen Eidgenossenschaft, vom Bodensee und dem Königreiche Bayern umgeben, bildet den sechsten Kreis Tyrols, ist aber auch zugleich ein für sich bestehendes Ländchen mit einer besondern Verfassung. Einigemal wurde es auch schwäbisch Oesterreich beigezählt, mit welchem seine ständische und Steuerverfassung und sein Münzfuß analog ist. — Es besteht aus den Herrschaften Bregenz, Feldkirch, Bludenz und Hohenems. Bregenz enthält dreizehn Gerichte,

wovon neun in der Vorstadt, als solche noch eine Besitzung der Grafen von Montfort waren, die eigentliche Herrschaft Bregenz bilden. Die Stadt Bregenz und die bregenzischen Gerichte brachte der Erbherzog Sigismund an Oesterreich. Die Herrschaft Feldkirch begreift die Stadt Feldkirch u. s. w. Die Herrschaft Pludenz besteht aus der Stadt Pludenz, den Gerichten Montavon und Sonnenberg. Pludenz und Montafon wurden von dem Grafen Albert von Werdenberg im Jahre 1394 dem Erzherzoge von Oesterreich Leopold, überwiesen. Das Gericht Sonnenberg war ein Lehen derselben der Grafen von Werdenberg, und kam im Jahre 1465 an den Grafen Eberhard von Waldburg, von dem sie an das Erzhaus Oesterreich gekommen ist. Seit dem Jahre 1684 ist diese nun vereinigte Herrschaft dem Freiherrn von Sternbach, als Pfandinhaber, in der Eigenschaft eines Lehenherrn überlassen. Die Herrschaft Ems sei nach dem unterm 12ten November 1759 erfolgten Tode des Grafen Wilhelm von Ems, als heimgefallenes Reichslehen dem Erzhause Oesterreich zu, das hierauf bereits eine Anwartschaft darüber hatte. In Hinsicht der inneren Verhältnisse des Gerichtsherrlichkeit und Verwaltung unterscheiden. Theils, als Ueberbleibsel der Vorzeit, theils in Folge neuerer Einrichtungen, war die Ordnung dieser verschiedenen Gewalten unter mehrere Behörden zerstückelt. Die in Folge des ehemaligen Friedens vom Jänner 1806 bis in den Juni 18.4 eingetretene bayerische Regierung brachte darin eine größere Einheit hervor, und stiftete auch hier die allgemeine Landerichtsverfassung ein. In der Eigenschaft als Landesstände werden die Communitäten Vorarlbergs vermittelst folgender Organisirungsurkunde unter sich verbunden. Jede Vorgesetzte der Gerichts, nämlich jeder Bürgermeister und Amman, ist der Repräsentant seiner Communität, alle diese Vertreter bilden das ständische Gremium, welches aus 24 stimmfähigen Mitgliedern besteht, wovon neun jenseitigen Kreisbestimmungen, als Bregenz, Feldkirch gezeitet wird. Wichtigere Angelegenheiten werden bei allgemeinen ständischen Plenarcongressen, zu welchen jeder Stand seine Repräsentation abordnet, in die Berathschlagung genommen und entschieden. Diese allgemeine werden vorzugsweise bei Präsidium durch die territorialständische Feldkirch und Bregenz ausgeschrieben, und alternirend in diesen beiden Orten gehalten. Gegenstände von minder wichtigem Belange werden durch Conferenzausschüsse erledigt. Die Stände sind dabei in steter Rücksicht in die Rechte und in oberen landesfürstlichen Gremien abgetheilt: das erstere formiren in Bregenz die Vertreter der Herrschaft Bregenz — das letztere wird durch die Deputirten der Herrschaften Pludenz und Feldkirch in Feldkirch vorgestellt. Ein besonderer charakteristischer Vorzug der ständischen Verfassung ist, daß nur der Bürger- und Bauernstand das Recht der provinziellen Stimme und Eigenschaft besitzt, und die Classen des Adels und Clerus davon ganz ausgeschlossen sind. Die Stimmenmehrheit entscheidet. Die Hauptgegenstände sind: der provinzielle Oekonomie- und das Steuerwesen, und die Landestheidigung. Die Zahl der gewöhnlichen Milizen beläuft sich auf 6000, des Landsturms auf 10,000, aber in der Insurrection von 1809 brachte der Generalcommissär, Baron Hormayr, sie auf 20,000 Mann, so viel als ganz Tirol zusammen aufstellte. Vorarlberg hatte noch überdies jene Vortheile des Bodens nicht,

die dem Tyroler erlauben, gedeckt zu streiten, ihn gegen Geschütz und Reiterei sichern, und ihm seinen Feind fast immer auf sichern Schuß hinlieferen. — Was den Nationalrechthum, das natürliche Erzeugniß, und den Gewerbsfleiß betrifft, so ist die Fabrikation der Coton und Musselinen der eigentliche Zweig der inländischen Industrie, und nach der Viehzucht die vorzüglichste Quelle des numerären Zuflusses des Landes. — Das Strohgewebe des Commerzien-, Traustin-Zeuges und der Exportation der eigenen Erzeugnisse verbreitet den Wohlstand der Bewohner des Landes, einen wohlthätigen Verdienst. — Ueber die in Oberösterreich gegene Straße von Fußach nach Feldkirch geht das Commerzgut, welches aus Ober- und Mitteldeutschland, und der Schweiz nach Oberitalien über Bündten, und wieder nachstehendes aus Italien nach Deutschland transitirt. Damit die Commerzsedition in einem schnellen und sicheren Gange erhalten werde, so besteht in Fußach eine eigene Messagerie, welche in jeder Woche nach Italien abgeht, und die Spedition des hiaren Weges und der Artikel von großem Werthe besorgt. Zur Fortführung des übrigen Commerzgutes ist eigene Additura-Fuhrwerke aufgestellt, welche solche die Cour durchgen, und die aus Italien daselbst angekommenen Waaren als Rückfracht übernehmen. Von Chur bis Chiavenna müssen die Waaren mit Saumthieren befördert werden. Nach Ostratische hingegen wird mit Roßfuhren geliefert, welche in Banz, Feldkirch, Vaduz, Balzers und Maienfeld abgelöst werden; diesem Roßhwanne unterliegen auch jene Handelsartikel, welche durch die aufgestellten zwei privilegirten Additura-Commerzialhäuser des Gerichtes Feldkirch und Fußach nicht fortgebracht werden können; er continuirt sich ohne Unsnahme durch ganz Bünden, und macht den Speditionsgang langsamer und kostspieliger. Die Verfrierung durch Roden hat in dem Verfrung in der Herbst- und Frühlingszeit auf solchen Straßen noch unsicher und nicht chaussirt, und der Handelsverkehr stein, und nicht geordnet war, erdulten, damit die Aussicht der Communität die Wahrheit und Zustellung garantire. Da die Commerzienrath Bündtens in den Händen der Volks lag, so sah sich dasselbe bisher das Interesse dieses Zwangsverrechts nicht entreißen. — Unbedenstend sind die Vortheile des Fischfanges, beträchtlicher aber jene der Navigation, welche der ganze schiffbare Bodensee gibt. Der Ort Bregenz hat am östlichen Ufer desselben einen Seeport (Schiffstände der Stadt). Die daselbst befindliche Schiffergesellschaft, welche aus zweiundbreißig Individuen besteht, behauptet vermittelst aller Privilegien das ausschließende Recht der Uiberfracht. — Die Schiffe in diesem Hafen bei den Vortheil der Commerzsedition größtentheils an sich gezogen. In der Herrschaft Feldkirch ist zu Fußach ein kleinerer Seeport, in welchem sich drei Frachtschiffe befinden. Dahin kommen über See von Lindau die aus Deutschland nach Italien durch Bündten transitirenden Waaren, und eben so gelangen die italienischen Commerzgüter durch die Wasserfracht nach Lindau. Der Verdienst dieser Schiffahrt besteht nur in der Sedition der Merkantilgüter, nur wenigen Getraide wird auch mit fürdiger Schiffen verführt. Der Ackerbau dürfte beinahe dem ebenen Lande für seinen Consumo zureichendes Getraide liefern; allein die Subsistenz der Bergerichte hängt ganz von Schwaben ab, welches seinen Ge-

Ausgabe der Bücher, Zeitungen und Zeitschriften, Lesezimmer, Bibliothek, Katalog, Bücherverzeichnis, Bücherverleih, Bücherausleihe, Bücherrückgabe, Bücherbestellung, Bücherkauf, Bücherverkauf, Bücherversteigerung, Bücherauktion, Bücherantiquariat, Bücherflohmarkt, Bücherbörse, Bücherbasar, Bücherkirmes, Bücherfest, Bücherwoche, Bücherausstellung, Bücherschau, Bücherpräsentation, Bücherlesung, Bücherabend, Bücherstammtisch, Bücherclub, Bücherkreis, Bücherfreunde, Bücherliebhaber, Bücherwurm, Bücherei, Bibliothek, Bibliothekar, Bibliothekarin, Bibliothekswesen, Bibliothekswissenschaft, Bibliothekswissenschaftler, Bibliothekswissenschaftlerin, Bibliothekswissenschaftlerinnen, Bibliothekswissenschaftlerinnenausbildung, Bibliothekswissenschaftlerinnenausbildungsstätte, Bibliothekswissenschaftlerinnenausbildungsstättenleiterin, Bibliothekswissenschaftlerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenz, Bibliothekswissenschaftlerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenzteilnehmerin, Bibliothekswissenschaftlerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenzteilnehmerinnenliste, Bibliothekswissenschaftlerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenzteilnehmerinnenlistenführerin, Bibliothekswissenschaftlerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenzteilnehmerinnenlistenführerinnenausbildung, Bibliothekswissenschaftlerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenzteilnehmerinnenlistenführerinnenausbildungsstätte, Bibliothekswissenschaftlerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenzteilnehmerinnenlistenführerinnenausbildungsstättenleiterin, Bibliothekswissenschaftlerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenzteilnehmerinnenlistenführerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenz, Bibliothekswissenschaftlerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenzteilnehmerinnenlistenführerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenzteilnehmerin, Bibliothekswissenschaftlerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenzteilnehmerinnenlistenführerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenzteilnehmerinnenliste, Bibliothekswissenschaftlerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenzteilnehmerinnenlistenführerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenzteilnehmerinnenlistenführerin, Bibliothekswissenschaftlerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenzteilnehmerinnenlistenführerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenzteilnehmerinnenlistenführerinnenausbildung, Bibliothekswissenschaftlerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenzteilnehmerinnenlistenführerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenzteilnehmerinnenlistenführerinnenausbildungsstätte, Bibliothekswissenschaftlerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenzteilnehmerinnenlistenführerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenzteilnehmerinnenlistenführerinnenausbildungsstättenleiterin, Bibliothekswissenschaftlerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenzteilnehmerinnenlistenführerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenzteilnehmerinnenlistenführerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenz, Bibliothekswissenschaftlerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenzteilnehmerinnenlistenführerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenzteilnehmerinnenlistenführerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenzteilnehmerinnenliste, Bibliothekswissenschaftlerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenzteilnehmerinnenlistenführerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenzteilnehmerinnenlistenführerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenzteilnehmerinnenlistenführerin, Bibliothekswissenschaftlerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenzteilnehmerinnenlistenführerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenzteilnehmerinnenlistenführerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenzteilnehmerinnenlistenführerinnenausbildung, Bibliothekswissenschaftlerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenzteilnehmerinnenlistenführerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenzteilnehmerinnenlistenführerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenzteilnehmerinnenlistenführerinnenausbildungsstätte, Bibliothekswissenschaftlerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenzteilnehmerinnenlistenführerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenzteilnehmerinnenlistenführerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenzteilnehmerinnenlistenführerinnenausbildungsstättenleiterin, Bibliothekswissenschaftlerinnenausbildungsstättenleiterinnenkonferenzteilnehmerinnenlistenführ

Bernoullische Zahlen. Sind $\frac{1}{2}, \frac{1}{6}, \frac{1}{30}, \frac{1}{42}$ u. s. w. die Zahlen

$$\frac{1}{1\cdot 2}, \frac{1}{2\cdot 3}, \frac{1}{3\cdot 4}, \frac{1}{4\cdot 5}$$

u. s. w., so heißen

$$\frac{1}{2}, \frac{1}{6}, \frac{1}{30}, \frac{1}{42}$$

u. s. w. Bernoullische Zahlen.

Die Reihe $\frac{1}{2}, \frac{1}{6}, \frac{1}{30}, \frac{1}{42}$ u. s. w. ist eine Reihe Bernoullischer Zahlen.

dels anzuertheilen, c) für des Mündels körperliche und geistige Erziehung und Bildung zu sorgen, d) das Vermögen desselben mit der strengsten Sorgfalt zu verwalten und zu vermehren, es bleibt für sich und seine Erben dem Mündel für jeden Schaden oder Nachtheil verantwortlich, e) bei gerichtlichen Handlungen ihn zu vertreten. Es liegt außer dem Plane dieses Werkes, die Art und Weise, wie jede dieser Verpflichtungen erfüllt werden muß, weitläufiger aus einander zu setzen. Die Aufsicht über die Vormünder steht den Civilgerichten, oder in einigen Ländern den zu diesem Endzweck errichteten Vormundschaftsgerichten zu, der Vormund ist gehalten, von denselben über seine Verwaltung alljährlich Rechenschaft abzulegen, so wie er zur Zeit, wo die die Vormundschaft niederlegt, nach römischem Rechte eine Hauptrechnung vorlegen muß. Bei Verhandlungen eines Vormunds mit seinem Mündel muß dem letztern ein Beistand, wegen zu diesem Behufe ein Mitvormund (curator dativus) gestellt werden. Ist der Mündel von dem Vormund während der Vormundschaft beeinträchtigt worden, so steht ihm nach erlangter Volljährigkeit die actio tutelae directae zu, und mit dieser klagt er den Vormund, sodann auch gegen eine dritte Person. Die Vormünder sind entweder unmündigen Kindern gesetzt, selbst solchen, die noch nicht das Licht der Welt erblickt haben (in ventre in pos. mit.), oder dem weiblichen Geschlechte (solche Vormundschaft), oder auch — und blödsinnigen Personen, Kranken und Gebrechlichen, Verschwendern, oder endlich Abwesenden. Jede Vormundschaft endigt entweder mit dem Tode des Vormundes oder dem des Bevormundeten, oder mit Abkauf einer bestimmten Anzahl von Heimerbsmünzen. Vergl. J. F. b. Meyers gekrönte Preisschrift von dem Unterschiede zwischen Tutel und Curatel, Unmündigen und Minderjährigen, nach römischem und deutschem Rechte, Frankfurt a. M. 1823, und Fr. Lafaul's systematische Zusammenstellung der neuesten französischen Gesetzgebung über Vormundschaften, Curatelen und gerichtliche Verwaltungen, Coblenz 1806.

Vorpostenist sind stärkere oder schwächere Truppenabtheilungen, die in angemessener Entfernung vor einem Heere aufgestellt werden, um dasselbe vor einem Ueberfalle des Feindes zu sichern, und dessen Bewegungen zu beobachten. Es ist nicht überflüssig zu bemerken, daß besonders bei abgesonderten vorgeschobenen Heeresabtheilungen oft nicht allein in der Richtung gegen den Feind, sondern auch in den Flanken Vorposten im Rücken der Truppen gehalten werden müssen. Der Vorpostendienst, der wegen der dazu erforderlichen Gedenkheit und Umsicht mit den leichten Truppen zufällt, ist wegen der Gefahr, die in Ueberfall allemal verbreitet, wichtig genug, um schon im Frieden stets geübt zu werden, es geschieht dies bei den sogenannten Feldlinientübungen. Wir übergehen das Formelle desselben, als die Eintheilung in Posten, Feldwachten, Pikets, die Losungsworte, die Patrouille u. s. w., und bemerken nur, daß zwar richtige Beurtheilung des Feindes, Benutzung des Terrains, Wachsamkeit, Ausdauer, Vorsicht, vorzugsweise dazu erfordert werden, und Eigenschaften sind, welche alle Theorieen weit übertreffen, daß aber unter andern der „Versuch eines zweckmäßigen Vorpostendienstes" Leipzig 1796 mit ein Buch, dessen Verfasser seine Grundsätze verständig aus einer

gen Praxis adeliret, sehr empfohlen zu werden verdient, so wie denn auch Scharnhorst's Taschenbuch mehrere sehr instructive Beispiele enthält.

Vorrücken der Nachtgleichen. Die Nachtgleichenpunkte des Aequators, in welchen die Sonne den 21sten März und den 23sten Sept. steht, rücken jährlich um 50 Sec. vorwärts, und kommen in 25,700 Jahren wieder zu der Stelle, wo sie jetzt sind. Dieses nennt man das Vorrücken der Nachtgleichenpunkte. Schon die griechischen Astronomen kannten diese Bewegung, suchten sie mußten keine Ursache anzugeben, woher sie entstände. Als Newton das Gesetz der allgemeinen Schwere entdeckte, so fand sein große Geist bald die Ursache von dieser merkwürdigen Bewegung. Sie liegt in der Abplattung der Erde. Man kann sich den Ring, der um den Aequator liegt, und der dort die Erde um sechs Meilen dicker macht, als unter den Polen, als von der Erde getrennt denken, so daß er los um die Kugel läge. Denn dieser Ring hat der Sonne der Erdbahn näher, als wenn die Erde ihre Gestalt behielte, und der Mond stände, so stände keine Vorrückung Statt. Allein die Axe steht schief, und der Ring macht mit der Erdbahn einen Winkel von 23½ Grad, welcher die Schiefe der Ekliptik genannt wird. Zuerst sieht man auf diesen Ring die Anziehungskraft der Sonne, dann die Anziehung der Mondbahn. Man kann sich nämlich die Sache so vorstellen, als wenn die ganze Masse des Mondes in einen Ring vertheilt wäre, der um die Erde ging, und der 360,000 Meilen Durchmesser hätte, welches der Entfernung der Mondbahn ist. Indem nun die Sonne und der Mond bemüht sind, den Ring, welcher um den Aequator liegt, in die Ebene der Bahn zu lenken, so vermögen sie solches doch nicht, weil er an der Erde festhängt und weil die Erde sich so schnell um ihre Axe dreht. Ein Körper aber, der um seine Axe läuft, ändert sehr schwer die Richtung seiner Drehungsaxe. Indeß ist diese Anziehung doch nicht ohne Erfolg, und es entsteht ein Umlauf der Knoten um den Pol der Bahn (der Ekliptik), welcher Umlauf rückläufig ist, und indem nun die Punkte, wo der Aequator die Bahn durchschneidet (die Nachtgleichenpunkte), mit umlaufen oder vorrücken, so hat man dieses das Vorrücken der Nachtgleichenpunkte genannt. Prof. Bohnenberger hat solches schon an einer besondern Maschine dargestellt, so er erfunden. Aus der Größe dieser Vorrückung hat man die Größe der Abplattung zu $\frac{1}{311}$ berechnet. (S. Abplattung.) Hg.

Vorsehung (Providentia) heißt die mit dem Plane der Weltschöpfung übereinstimmende Regierung des Weltganzen, weil sie ein Vorhersehen alles möglichen Erfolge und Veränderungen und eine Vorsicht, die im Verhüten und Abwehren des Gemeinschädlichen eben so folgsam ist, als im Ordnen und Leiten zusammentreffender Umstände und menschlicher Privatabsichten zum Zwecke des Ganzen mitthun ist, voraussetzt. Wissenschaftlich definirt ist daher die Vorsehung derjenige Act des göttlichen Willens, wodurch die Fortdauer der Welt nach Mögabe ihrer Bestimmung bewirkt, und jede Aeußerung der in ihr thätigen Kräfte zum Ziel der allgemeinen Wohlfahrt geleitet wird. Ihr Einfluß wird in Rücksicht auf die Gegenstände ihrer Wirksamkeit als alles umfassende Weltregierung, abgesehen von den relativen

Begriffen des Großen und Kleinen generell, als Obhut über das Einzelne und Kleine speciell, in Rücksicht auf ihre Mittel, wenn sie nach den uns bekannten und begreiflichen Gesetzen der Weltordnung wirkt, natürlich, ordentlich und mittelbar, wenn sie uns davon abzuweichen scheint, übernatürlich, außerordentlich, unmittelbar, auch wunderbar genannt: Eintheilungen, die auf einem höheren Standpunkte, als der unsrige ist, zusammenfallen müssen, weil Gott gleichzeitig das All im Einzelnen, wie im All das Einzelne sieht und hält, und eine Ahnung des Weltorganismus, der sich das Räthsel des Zusammenhanges seiner geistigen und sittlichen Elemente mit den körperlichen aufschlösse, auch das Wunderbare natürlich finden würde, wie schon die religiöse Ansicht der Dinge in dem, was natürlich heißt, überall Wunder entdeckt. Daß diese Bestimmungen der wissenschaftlichen Theologie das Gepräge der Unzulänglichkeit, die den menschlichen Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen überhaupt eigen ist, an sich tragen, hindert nicht die Anerkennung ihrer unläugbaren Uebereinstimmung mit den Aussprüchen der heiligen Schrift die, wo die menschliche Reflexion nicht ausreicht, Grund und Anhalt gibt. Auf allen Blätter widerspricht sie und mit ihr der gesunde Menschensinn der trostlosen Lehre des Fatalismus (s. d. Art. Fatum), welche die dramatische Kunst neuerdings durch die Einführung einer nichtchristlichen Schicksalsidee in die Tragödie zu einem Hebel ihrer grausenerregenden Effecte gemacht hat. Das religiöse Gemüth wendet sich von solchen Zuckungen eines krankhaften Zeitgeschmacks weg, um mit den Augen des Glaubens und der Ergebung in Allem, was kommt, die Weisheit und Liebe des himmlischen Vaters, in dem stillen, beglückenden Gange seines Waltens über die Schicksale des Ganzen und der Einzelnen das unvergänglich Schöne, das nur durch die Schuld der Menschen entstellt wird, und in der Vergleichung der göttlichen Zusagen mit den Erfahrungen der Aufmerksamen die Bürgschaft einer nie ermüdenden, täglich neuen Sorgfalt für das Wohl des Geringsten, wie des Größten zu sehen. E.

Vorspiel (Praeludium) heißt die Einleitung, welche der Organist beim Anfang des Gottesdienstes als Vorbereitung zu dem darauf folgenden Choralgesange vorträgt. Der Zweck des Präludiums ist theils die Gemüther der Gemeinde in die gehörige, zur Empfänglichkeit für Andacht erfoderliche Stimmung zu versetzen, theils der Gemeinde die Tonart des Chorals einzuprägen und sie mit der Melodie desselben bekannt zu machen. Hieraus folgen die Erfodernisse eines guten und zweckmäßigen Vorspiels von selbst. Es muß vor allem einen dem Ort und Gegenstande angemessenen Charakter im Allgemeinen haben, und folglich von allem frei seyn, was der Würde der religiösen Musik zuwiderstreitet. Alles Tändelnde, alle schwülstige, verworrene Harmonien, verkünstelte gesuchte Modulation, galante Verzierungen, u. s. w., müssen daraus verbannt seyn. Insbesondre aber muß beim Vorspiel Rücksicht auf den Charakter und Inhalt des darauf folgenden Gesanges genommen werden, damit nicht durch das Vorspiel eine andre Empfindung ausgedrückt und erregt wird, als diejenige, die im folgenden Gesange ausgedrückt ist. Der Hauptton des Chorals muß festgehalten und durch keine weit ausschweifende Ausweichungen, grelle gehäufte Dissonanzen, oder dergle-

chen verdunkelt werden. Durch Einwebung der Melodie des Chorals selbst wird diese der Gemeinde vorher bekannt, und kann dann von dieser nachher um so leichter vorgetragen werden, daher auch dies unter die Erfoderniſſe eines guten Vorspiels gehört. Gute einsichtsvolle Organisten wissen ihre Gemeinde immer durch Einwebung der Choralmelodien in ihr Vorspiel vorzubereiten, und nur schlechte Organisten versäumen dies, entweder aus Mangel an Einsicht und Ueberlegung, oder aus Mangel an harmonischer und contrapunktischer Kenntniß (die freilich hierzu durchaus nöthig ist), oder an mechanischer Fertigkeit. — Noch hat man unter der Benennung Präludien viele Clavier- und Orgelstücke von Bach, Händel, Mozart u. A., die willkührlich, und ohne besondre Beziehung auf kirchlichen Gebrauch sind, oder doch zum Theil dazu angewendet werden können. Ein Präludium im Allgemeinen ist überhaupt ein einfacher Vorbereitungssatz. So befindet sich z. B. in J. S. Bachs wohltemperirtem Clavier vor jeder Fuge ein solches Präludium als Vorbereitung zur Fuge selbst. — Außer der musikalischen Bedeutung versteht man unter Vorspiel auch noch eine Art kleiner dramatischer Stücke (mit oder ohne Gesang, in Versen oder in Prosa), welche als Vorbereitung zu der darauf folgenden theatralischen Darstellung, oder zuweilen auch bloß (wie die Prologe) in Beziehung auf irgend eine wichtige Begebenheit verfertigt und dargestellt werden. Ur.

Vorstellungen sind nach Kant innere Bestimmungen unsers Gemüths in diesem oder jenem Zeitverhältnisse. Sie sind in zweifacher Beiziehung zu betrachten, nämlich in Beziehung auf den Gegenstand, der sich uns, wie wir glauben, durch dieselben vorstellt, und in Beziehung auf unser Gemüth, in dem die Modification sich ergibt; sie sind auf solche Weise die Bedingungen der Erkenntniß und des Bewußtseyns. Die Vorstellungen werden (nicht ohne Widerspruch von Seiten einiger Philosophen) in klare und dunkle getheilt, d. h. in solche, die wir mit Bestimmtheit von allen andern unterscheiden, und in solche, deren wir uns nicht so unmittelbar bewußt sind. Die meisten Philosophen führen als Beispiel dunkler Vorstellungen diejenigen an, die wir im Schlafe haben; denn die Erfahrung zeigt, daß wir sie haben, nur sind wir uns beim Erwachen derselben nicht bewußt. Das Gebiet unsrer Anschauungen und Sinnenempfindungen, deren wir uns nicht bewußt sind, ist indessen unermeßlich. Wir sind eines Theils ein Spiel dunkler Vorstellungen, und andern Theils spielen wir selbst damit. Wie viel Witz ist nicht von jeher verschwendet worden, einen dünnen Flor über das zu werfen, was dem Menschen mit dem Thiere gemein ist, über die Geschlechtsliebe, um die Schamhaftigkeit nicht zu beleidigen? — Zuweilen wird studirte Dunkelheit auch in Wissenschaft und Kunst mit Erfolg gebraucht, um Tiefsinn und Gründlichkeit vorzuspiegeln, wie etwa durch Dämmerung und Nebel gesehene Gegenstände immer größer gesehen werden, als sie sind. Dunkelheit ist besonders Grundsatz der Mystiker. Noch öfter sind wir ein Spiel dunkler Vorstellungen, und unser Verstand vermag nicht, sie wider die Ungereimtheiten zu retten, in die ihn der Einfluß derselben versetzt. Die Entwicklung der dunkeln Vorstellungen ist eigentlich die analytische Philosophie. In der Physik können wir nur Kenntnisse der Dinge erwerben, wovon wir deutliche Vorstellungen haben; alle Meta-

obsiegt und Moral hingegen müssten zur Aufklärung der dunkeln Vorstellungen eines jeden Menschen beitragen, weil es in diesen Wissenschaften auf diejenigen Begriffe der Menschen ankommt, die sie in sich haben. — Vorstellungsvermögen, die Möglichkeit oder Fähigkeit unsers Gemüths, Vorstellungen zu haben (s. d. Art. Sinne). Wie Vorstellungen vermittelst der Sinnlichkeit entspringen, ist eine Frage, mit der wir an der Grenze alles Wissens stehen, und die sich nicht weiter beantworten läßt. Wir können es nicht wissen, weil wir sonst durch Vorstellungen den Ursprung der Vorstellungen d. i. dessen, was doch vor der Vorstellung und nicht Vorstellung ist, würden erklären wollen, welches ein Cirkel ist. Reinhold hat neue Theorie des Vorstellungsvermögens aufgestellt.

Voß (Johann Heinrich), Dichter, geboren im J. 1751 zu Sommersdorf bey Penzlin in Mecklenburgschwerin, wo sein Vater ein Gut gepachtet hatte, worauf es später in Penzlin ein städtisches Gewerbe trieb. Da dieses seinen ältesten Söhnen keine Anstellung verschaffen konnte, so ließ sie der Vater in Schwerin unterrichten. Hier genoß Voß bis zum 14ten Jahre den ersten Unterricht vom Rector Struck, der zur Entwickelung seiner Geistesgaben schon so thätig als selbstwirkend wirkte. Man bemerkte schon im Knaben ein ungewöhnliches Gedächtniß, kritische Aufmerksamkeit und einen überhaupt männlichen Hang zu tieferer Selbstbetrachtung. Vorzüglich ergötzte er sich an schönen Liedern und Sprüchen, und bei seiner Schwächlichkeit zog er anfangenden Leibesübungen das Lesen der Bibel und der Volksbücher vor; doch machte er bei Gedankenspielen gern den Anführer. Im Frühling 1768 kam er auf die Schule in Neubrandenburg, deren Vorsteher, der M. Dankert, ihn, weil er die Anfänge der griechischen und hebräischen Sprache bereits für sich erlernt hatte, in die oberste Classe aufnahm. Zum Unglück gerieth er mit einigen seiner Lehrstunden, die er den Privatzöglingen des genannten Lehrers (namentlich dem jetzigen preußischen Minister von Stuckmann) und in einigen angesehenen Häusern gab. Da die griechische Sprache vernachlässigt wurde, stiftete Voß daselbst heim, um durch Privatfleiß diese Lücke zu füllen, eine Gesellschaft von 12 Primanern; für Nachlässigkeit waren Strafgelder zum Ankauf deutscher Dichterwerke bestimmt. Schon in Penzlin hatte Voß Gedichte gereimt: in Neubrandenburg, wo er bei seinem Vorsuchen, die ausgegebenen Schulbesse in Luthers Sprache zu schreiben, den Vorwurf Klopstockischer Unnatur ihren mußte, lernte es zuerst Klopstocks Messias kennen, dann Gessners Tod Abels und dessen Idyllen. Eine Aufführung von Rameaus Sohn, eine Vorlesung des ganz neu gedruckten Romans Siegwart, späterhin auch Hagedorns, Hallers und Uzens Werke kaufte; Voß selbst versuchte schon Oden und Lieder, auch Idyllen in Hexametern. Im J. 1768, da sein Vater immer mehr verarmt, verschaffte ihm sein guter Rath die Stelle eines Hauslehrers bei einem Gutsbesitzer unweit Penzlin. Im Herbste 1769 nahm Voß diese Stelle an, um sich so viel zu erparen, daß er nach Halle gehen und als Lehrer am Waisenhause sich fortbelfen könnte. Nachdem Voß sich in die 6 Lehrstunden gegeben, arbeitete er sich durch das fortgesetzte Studium der alten Sprachen, durch Musik und einsame Spaziergänge im nahen Walde, wo er Stellen aus dem Horaz, aus Ramler und der Hermannschlacht laut declamirte, eigene poetische Versuche machte und sogar einige hundert Verse aus Hesiods Theo-

Walsingham, Sir Francis, the son of Sir Edward Walsingham, of Chislehurst, in Kent, was born about the year 1536. He was educated at Cambridge, and afterwards travelled into France, Italy, and Germany, where he made himself master of the languages, and of the politics of those countries. On his return to England, he was introduced to Queen Elizabeth, who employed him in several embassies to France, and in 1570 appointed him her principal secretary of state. In this office he displayed great abilities, and was the chief instrument in bringing to light the conspiracy of Babington and the other adherents of Mary queen of Scots, which ended in the execution of that unfortunate princess. He died in 1590, and was buried in St. Paul's cathedral, where a monument was erected to his memory. He was a man of great learning, and a patron of learned men. He founded a professorship of Arabic at Oxford, and left a considerable sum of money to the university of Cambridge, for the purchase of books. He was also a liberal benefactor to the library of Emanuel college in that university. He married Ursula, daughter of Sir Henry St. Barbe, of Somersetshire, by whom he had a son, Francis, who died young, and a daughter, Frances, who married Sir Philip Sidney, and afterwards the earl of Essex.

Walsingham, Thomas, a monk of St. Alban's, who lived in the reign of Henry VI. and died about the year 1440. He wrote a history of England, from the time of Rollo the Dane to the year 1422, which is published in Camden's collection of historians. He also wrote a history of the dukes of Normandy, and a history of the abbots of St. Alban's, which are published in the collection of Archbishop Parker.

Walsingham, a town of Norfolk, in the hundred of Holt, and 22 miles from Norwich. It is a small place, and has a market on Thursday. It is famous for the ruins of a priory, which was founded in the year 1061, and was one of the most celebrated religious houses in England. Here was a chapel dedicated to the virgin Mary, which was visited by pilgrims from all parts of the kingdom. Erasmus, who was one of the pilgrims, has given a ridiculous account of the ceremonies performed here. The ruins of the priory are very extensive, and consist of the gateway, the refectory, the chapel, and the cloisters. The gateway is a fine specimen of the Gothic architecture of the fifteenth century. The refectory is now used as a barn. The chapel is in ruins, but the cloisters are in tolerable preservation. The town contains about 1,000 inhabitants.

Walsingham, Little, a village of Norfolk, in the hundred of Holt, and 2 miles from Walsingham. It contains about 200 inhabitants.

Walsingham, Old, a village of Norfolk, in the hundred of Holt, and 2 miles from Walsingham. It contains about 200 inhabitants.

Walsingham, Thomas, a monk of St. Alban's, who lived in the reign of Henry VI. and died about the year 1440. He wrote a history of England, from the time of Rollo the Dane to the year 1422, which is published in Camden's collection of historians. He also wrote a history of the dukes of Normandy, and a history of the abbots of St. Alban's, which are published in the collection of Archbishop Parker.

Walsingham, a town of Norfolk, in the hundred of Holt, and 22 miles from Norwich. It is a small place, and has a market on Thursday. It is famous for the ruins of a priory, which was founded in the year 1061, and was one of the most celebrated religious houses in England. Here was a chapel dedicated to the virgin Mary, which was visited by pilgrims from all parts of the kingdom. Erasmus, who was one of the pilgrims, has given a ridiculous account of the ceremonies performed here. The ruins of the priory are very extensive, and consist of the gateway, the refectory, the chapel, and the cloisters. The gateway is a fine specimen of the Gothic architecture of the fifteenth century. The refectory is now used as a barn. The chapel is in ruins, but the cloisters are in tolerable preservation. The town contains about 1,000 inhabitants.

Walsingham, Little, a village of Norfolk, in the hundred of Holt, and 2 miles from Walsingham. It contains about 200 inhabitants.

Walsingham, Old, a village of Norfolk, in the hundred of Holt, and 2 miles from Walsingham. It contains about 200 inhabitants.

Bobbin, (in Mechanics) a little cylinder of wood, with a hole through it, and a head at one end, to wind the thread upon, for the use of the shuttle in weaving.

Bobbin, (in Ship-building) a piece of timber, with a hole through it, to reeve a rope through, to fasten it to the ship's side.

Bobbin, (in Spinning) a little cylinder of wood, with a hole through it, and a head at one end, to wind the thread upon, for the use of the shuttle in weaving.

Bobbin, (in Weaving

and the same number of the latter, which are to be placed in the middle of the former, and the whole is to be covered with a piece of cloth, which is to be tied round the bottom of the pot. The pot is then to be filled with water, and the whole is to be boiled for about an hour. The water is then to be drained off, and the whole is to be put into a dish, and the cloth is to be removed. The whole is then to be served up with a little butter and salt.

WALNUT-TREE, in botany. See JUGLANS.

WALNUT-TREE, in gardening. See GARDENING.

WALPOLE, Horace, a celebrated writer, was the youngest son of Sir Robert Walpole, afterwards earl of Orford, by Catherine Shorter, daughter of Sir John Shorter, lord mayor of London. He was born in 1717, and received the rudiments of his education at Eton, where he contracted a friendship with Mr. Gray, which continued through life. He afterwards went to King's college, Cambridge, and then travelled on the continent with Mr. Gray. On his return he was chosen member of parliament for Callington in Cornwall, and afterwards for Castle Rising in Norfolk. He was also appointed one of the commissioners of the customs, and afterwards of the board of trade and plantations. He succeeded to the title of earl of Orford on the death of his brother in 1791, and died in 1797.

WALPOLE, Robert, a celebrated statesman, was the son of Robert Walpole, esq. of Houghton in Norfolk, and was born in 1676. He was educated at Eton, and afterwards at King's college, Cambridge. He was chosen member of parliament for Castle Rising in 1701, and for Lynn in 1702, which he represented during the remainder of his life. He was appointed secretary at war in 1708, and treasurer of the navy in 1710. He was impeached by the house of commons in 1712, and committed to the Tower, but was soon released. He was chosen speaker of the house of commons in 1715, and was appointed first lord of the treasury and chancellor of the exchequer in 1721. He was created earl of Orford in 1742, and died in 1745.

WALPOLE, Thomas, a celebrated writer, was the son of Thomas Walpole, esq. of Wolterton in Norfolk, and was born in 1727. He was educated at Eton, and afterwards at King's college, Cambridge. He was chosen member of parliament for Castle Rising in 1754, and for Lynn in 1761, which he represented during the remainder of his life. He was appointed secretary at war in 1765, and treasurer of the navy in 1767. He was impeached by the house of commons in 1768, and committed to the Tower, but was soon released. He was chosen speaker of the house of commons in 1770, and was appointed first lord of the treasury and chancellor of the exchequer in 1771. He was created earl of Orford in 1791, and died in 1797.

WALPOLE, William, a celebrated writer, was the son of William Walpole, esq. of Houghton in Norfolk, and was born in 1728. He was educated at Eton, and afterwards at King's college, Cambridge. He was chosen member of parliament for Castle Rising in 1754, and for Lynn in 1761, which he represented during the remainder of his life. He was appointed secretary at war in 1765, and treasurer of the navy in 1767. He was impeached by the house of commons in 1768, and committed to the Tower, but was soon released. He was chosen speaker of the house of commons in 1770, and was appointed first lord of the treasury and chancellor of the exchequer in 1771. He was created earl of Orford in 1791, and died in 1797.

WALPOLE, William, a celebrated writer, was the son of William Walpole, esq. of Houghton in Norfolk, and was born in 1728. He was educated at Eton, and afterwards at King's college, Cambridge. He was chosen member of parliament for Castle Rising in 1754, and for Lynn in 1761, which he represented during the remainder of his life. He was appointed secretary at war in 1765, and treasurer of the navy in 1767. He was impeached by the house of commons in 1768, and committed to the Tower, but was soon released. He was chosen speaker of the house of commons in 1770, and was appointed first lord of the treasury and chancellor of the exchequer in 1771. He was created earl of Orford in 1791, and died in 1797.

Gäg. 1810 Zitsch und Hagdanus deutsch mit Erklärung, und 1821 den lateinische Text nach Handschriften berichtigt. Nur in den Vorreden zu beiden Werken war es mit Grimm zudelnd gegen seinen Vorgänger Hyne ausgetreten. Im J. 1812 erschien die letzte und vollendete Ausgabe der Ilias, und 1814 eine vierte stark verbesserte Ausgabe des deutschen Homers. Dies sind die Werke, die wir Voß's rastlosem Fleiße und seinem zu immer höherer Vollendung strebenden Genius verdanken; wir haben dabei einige Aufsätze und eine kleine Flugschrift gegen Körte in Halberstadt, den Grafen Stolberg übergangen. Noch vermehrt Voß Manches in seinem Buche, „Zu über altgriechische Geographie, Uebersetzungen des Aristophanes, Aratus und Propers, die zum Theil der Vollendung nahe sind. Zuletzt muß müssen wir des colossalen Unternehmens gedenken, mit seinen Söhnen, Heinrich und Abraham, den ganzen Shakespeare zu übersetzen. Es ist dieses um so mehr zu bewundern, da er hier trefliche Vorgänger zu übertreffen hat; doch die Uebersetzung bleibt eine Aufgabe uns Unendliche, und Voß selbst hat ja bei seiner neuen Gestaltung des Aristophanes sich selbst übertroffen. Er selbst, nach in rüstiger Jugendkraft, hat sich den größten und schwierigsten Antheil bei dieser Uebersetzung vorbehalten. Das Ganze wird von Ostern 1818 an in 8 bis 9 Bänden unmittelbaren erscheinen, jeder besten Bande von den nächsten Anmerkungen begleitet sein. Wenn wir Voß's reiches Leben bis jetzt nach diesen Hauptpunkten übersehen, ist es unverkennbar, daß er auf seiner Laufbahn als Dichter und Philolog, als Lehrer und Freund, für Wahrheit und Recht, für allgemeine Menschenentwickelung gearbeitet, in der Kämpfe hat; wir finden in ihm einen wahrhaft gediegenen, deutschen Charakter, auch erscheint er in mündlicher Rede liebenswürdig, wir möchten sagen, patriarchalisch freundlich; doch können wir auf der andern Seite nicht läugnen, daß der scharfe Ton seiner Kritik selbst Prosa ist an Luther's Bibelstein auch an Lessing erinnert, ohne durch diese Bemerkung der innern Wahrhaftigkeit seines Charakters zu nahe treten zu wollen. Er hat die Herrlichkeiten im deutschen Volke zu schätzen gehabt, streng jene poetischen Jugendgenossen in Göttingen, deren Verbindung unsere Literatur in mehrfa amordnen ist, dann hat er mit Klopstock, Gleim, Claudius, Schlosser, Jacobchen mit Herder, Wieland und andern edeln Männern im freundschaftlichsten Bunde gelebt. Göthe und Schiller haben ihn laut gepriesen; und wenn der „Zoilo-Centaur" von A. W. Schlegel scherzhaft parodirt ward, so hat ihm derselbe geistreiche Kritiker auch in manchen Recensionen vollkommenes Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Desto mehr ist es zu beklagen, daß der für die höchste Freundschaft organisirte Voß, welcher auch im häuslichen Kreise, als Vater und Gatte, den schönsten Lohn seiner idyllischen Darstellungen gefunden hat, in manche bittere Streitigkeit verwickelt worden ist, oder sich selbst verwickelt hat. Das Hauptsächlichste über Voß's Verhältniß zu Hyne ist bereits berührt und auf die Vorrede zu Schlo's Gedichten in der Ausg. von 1804 bezwiesen worden, mit welcher man aber auch Herrens Aeußerungen in Hyne's Leben vergleichen muß. Von beiden Seiten mag wohl gefehlt worden sein, wenn man auch zugeben muß, daß Voß der in Göttingen früher gereizte und dann durch Lichtenbergs sarkastischen Witz herausgehobene Theil gewesen ist. — Die Recension des Orpheus zog ihm eine

Salmon, Thomas, M.A., a learned writer, born in 1679, died 1743. He was educated at Cambridge, and was for some time minister of Bow, in Devonshire. He published a "Chronological and Historical View of Ancient Medals," 1725, 8vo; "Critical Essay concerning Marriages within the Degrees," 1734, 8vo; "Lives of the Roman Emperors," 1735, 8vo; "Modern History, or the Present State of all Nations," 1739, 3 vols. fol.; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Gaul," 1744, 2 vols. 8vo; "Geographical Grammar," 1749, 8vo; "Critical Essay concerning Divine Inspiration," 1748, 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Italy," 1745, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Spain," 1747, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Germany," 1748, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Britain," 1748, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Greece," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Asia," 1746, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Africa," 1746, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Egypt," 1747, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Palestine," 1748, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Rome," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Carthage," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Troy," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Athens," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Sparta," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Thebes," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Corinth," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Argos," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Mycenæ," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Delphi," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Olympia," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Delos," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Rhodes," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Crete," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Cyprus," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Sicily," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Sardinia," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Corsica," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Elba," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Capri," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Ischia," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Procida," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Nisida," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Posilipo," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Baiæ," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Misenum," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Cumæ," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Puteoli," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Naples," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Herculaneum," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Pompeii," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Stabiæ," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Surrentum," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Sorrentum," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Amalfi," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Salerno," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Paestum," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Velia," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Policastro," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Sapri," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Maratea," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Lagonegro," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Rotonda," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Castrovillari," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Cosenza," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Rossano," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Crotone," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Catanzaro," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Squillace," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Stilo," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Gerace," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Reggio," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Messina," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Taormina," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Catania," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Syracuse," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Augusta," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Noto," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Modica," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Ragusa," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Scicli," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Ispica," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Pozzallo," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Terranova," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Licata," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Girgenti," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Sciacca," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Mazara," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Marsala," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Trapani," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Palermo," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Monreale," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Cefalù," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Termini," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Cefalù," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Patti," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Milazzo," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Lipari," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Stromboli," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Panarea," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Salina," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Alicudi," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Filicudi," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Ustica," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Favignana," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Levanzo," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Marettimo," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Pantelleria," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Lampedusa," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Linosa," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Malta," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Gozo," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Comino," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Cominotto," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Filfla," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Lampione," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Lampedusa," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Linosa," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Malta," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Gozo," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Comino," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Cominotto," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Filfla," 1749, 2 vols. 8vo; "Chronological Historical and Geographical Description of Ancient Lampione," 1749, 2 vols. 8vo;

chen Gattung ist die Luise, in welcher er mit dem glücklichsten Erfolge den Geist und Styl der Theokritischen Idylle auf deutsche Häuslichkeit übergetragen hat. Voß ist überhaupt seiner Natur nach mehr ein antiker Dichter; das zeigt schon die Bekämpfung der Romantik und die Verschmähung manches südlichen Formen in der Recension der Bürgerschen Sonette. bb.

Vossius, oder eigentlich Voss, ist der Name einer ursprünglich niederländischen Familie, aus welcher im 17ten Jahrhunderte zwei Gelehrte sich sehr berühmt machten. — 1) Gerhard Johann Vossius, geboren 1577, war der Sohn eines Landpredigers in der Nähe von Heidelberg. Er studirte sehr eifrig die höhern Wissenschaften, Geschichte und Antiquitäten, und galt für einen Polyhistor. Nachdem er eine Zeit lang der Schule zu Dordrecht als Rector vorgestanden, wurde er als Professor der Beredsamkeit nach Leiden, und von da 1629 als Professor der Geschichte nach Amsterdam berufen. Er war ein sehr fleißiger Gelehrter, und schrieb viel im historischen und philologischen Fache. Seine sämmtlichen Werke sind zu Amsterdam in neun Quartbänden herausgekommen. Einzelne Bücher über die griechischen und lateinischen Geschichtschreiber enthalten viel brauchbare Bemerkungen. Er starb 1649. Von seinen fünf Söhnen, die alle Schriftsteller wurden, überlebte ihn nur einer, Jakob Vossius, geboren zu Leiden 1618. Diese Vossius lebte sich, wie sein Vater, auf Geschichte und Kritik, und erwarb sich besonders durch die letztere einen ausgebreiteten Ruhm. Er machte eine gelehrte Reise durch England, Frankreich und Italien, wurde 1648 von der Königin Christina nach Schweden berufen, verließ aber dieses Land wieder wegen Streitigkeiten mit dem berühmten Salmasius. Auch mit Jacob Gronov in Holland gerieth er später in gelehrte Streitigkeiten. Doch wurde er wegen seiner Kenntnisse geschätzt. Colbert überredete ihn (1665), Manches seiner, für eine Summe Geld, als einen Beweis, daß der König ihn achte, und sein Beschützer sein wolle, wie Colberts sehr verbindliches Schreiben sagt. Vossius ging in der Folge nach England, wurde Canonicus in Windsor, und starb da an den Pocken 1688. Er hinterließ eine sehr schöne Sammlung von Büchern und Manuscripten. Seine zahlreichen Schriften sind philologischen, historischen und philosophischen Inhalts. Er wollte das gesammte Gebiet der Gelehrsamkeit bearbeiten, und es ist ihm auch viel Vortreffliches, die er auch bei andern gelehrten Streitigkeiten bewies, in denen er bisweilen sonderbare Meinungen äußerte.

Votum, (lat.) ein Gelübde, das man thut, ein Wort, das man gibt, z. B. bei Wahlen. — Die Gelübde sind ihrem Inhalte nach verschieden, z. B. Klösterliche Gelübde, d. h. der Keuschheit, des Gehorsams und der Armuth. Novizen leisten nach Vollendung der Novizlahre diese ihre Gelübde feierlich ab, und werden auf diese Weise einaeklendet, d. h. Mitglieder des Ordens. Dasselbe gilt in Mannsklöstern, doch brauchen dieienigen, welche ihre Gelübde ablegen, noch nicht Priester zu sein. Die Gelübde des griechischen Heidenthums gingen auch in die christliche Kirche über, und haben sich in der catholischen bis zu uns herab erhalten. Sie bestehen nämlich darin, daß man Gut

oder einem Heiligen ein gewisses Opfer, Gebet oder Entsagung gelobt, entweder um eines Wunsches gewährt zu werden, oder um für eine Wohlthat seinen Dank zu bezeugen. Solche Gelübde werden oft auch durch Abkürzungen der Gegenstände, die sie betreffen, bezeichnet, und diese Bilder (Votivtafeln) mit der Unterschrift ex voto vor dem Bild des gnadenreichen Heiligen oder der Gottheit selber, aufgehängt. — Votiren heißt bei Berathungen seine Stimme zu etwas geben; nach ihren Folgen ist diese Stimme entweder gutachtlich, d. h. sie gilt bloß als Rath (votum consultativum), oder sie ist die entscheidende (votum decisivum).

Vulcane nennt man, nach dem was der Mythologie bekannten Orte des Feuers, Vulcan, jene Berge, die von Zeit zu Zeit Rauch, Dampf, Feuer, Asche und Steine aus den Oeffnungen ihrer Gipfel werfen, aus denen auch bisweilen ein Feuerstrom fließt, der einem geschmolzenen Metall ähnlich sieht. Der Schlund des Berges, seine trichterförmige Vertiefung, wird darum der ganzen Form desselben mit einem ursprünglich griechischen Worte, das ein großes Trinkgefäß oder Pokal bedeutet, Krater genannt. Was diese Berge hervorbringen, heißen vulcanische Produkte. Der Ausfluß aus ihnen die Feuerströme Lava (s. d. Art.) werden dazu gerechnet. Vorzüglich aber gehören dahin die vulcanischen Verglasungen, welche mit der Lava (ein italienisches Wort, der Feuerstrom, der aus den Vulcanen fließt) aus solchen Bergen kommen. Was dieser letztern Benennung, die man unter dem allgemeinen Namen Lava begreift, zibt es zweierlei Arten, die schlackige und die schaumartige Lava. Die erstere strömt aus dem Vulcane heraus, die schaumartige wird herausgeworfen, indem sie sich, wie man vermuthet, bei heftiger Gährung der elastischen Dämpfe bildet. Bis izt hat nur der Aetna diese letztre Art ausgeworfen. Die Lava ist, in Rücksicht ihrer Beschaffenheit und der Farbe, von verschiedener Art. Einige Arten derselben können geschliffen, und zu verschiedenen Gefäßen, z. B. Tabatieren, gebraucht werden. Feinere Lava bedienen man sich zum Pflastern der Straßen, zu Mauern und zu andern ähnlichen Behuf. Die Ursache, welche die Ausbrüche der Vulcane befördert, liegt nach der größten Wahrscheinlichkeit mit in der Entzündung der schwefelichten Dämpfe unter der Erde, die sich einen Ausweg nach oben mit Gewalt zu verschaffen suchen. Alle bei den Eruptionen der Vulcane beobachteten Erscheinungen bestätigen diese Vermuthung. Wenn diese unterirdischen Feuer keinen Ausweg finden, so entstehen Erdbeben. Erdbeben und vulcanische Ausbrüche stehen bekanntlich in genauer Verbindung mit einander. So lange z. B. der Vesuv durch mäßige Ausbrüche sich seines brennbaren Inhalts entledigt, halten sich die Bewohner von Neapel vor einem Erdbeben gesichert. Je mehr sie dasselbe bei einer langen Pause des Vulkans fürchten. Es verdient im Allgemeinen bemerkt zu werden, daß die Vulcane, aus welchen die heftigsten Ausbrüche geschehen, sich meistens auf Inseln, oder doch nicht weit vom Meere befinden. Seit nicht langer Zeit ist es beobachtet worden, daß es ehemals mehrere Vulcane gegeben hat, die schon längst ausgebrannt sind, und die nicht ohne Wahrscheinlichkeit auf die Vermuthung führen, daß in frühern Zeiten bereits eine, durch unterirdischen Feuer verursachte Catastrophe

gaben über Blüte, Früchte, Nutzen, Verbreitung und Kultur der Palmen. Ferner: Die Palmen Afrikas (Berl. 1878); Die Palmen Asiens (das. 1878); Die Palmen Amerikas (das. 1879); Die Palmen Australiens (das. 1879). Vgl. auch Wallace, Die Palmen des Malayischen Archipels (Leipz. 1869); Seemann, Popular history of the palms and their allies (Lond. 1856); Wendland, Die Palmen (in Schenks »Handbuch der Botanik«, Bd. 4, Breslau 1881); Derselbe

her untersuchen konnte, anderthalb Toisen über das Meer erhaben war, und eine überall mit einer bimssteinartigen Masse überzogene Oberfläche zeigte.

Vulgata ist der Name einer lateinischen Uebersetzung des alten Testaments, welche in der römisch catholischen Kirche eben so viel Ansehn hat, als der Originaltext, und aus welcher die Beweisstellen für die Lehren der Kirche angeführt werden. In den ältern Zeiten der christlichen Kirche hatte man eine lateinische Uebersetzung des alten Testaments, die nach der bekannten griechischen Uebersetzung der sogenannten 70 Dollmetscher (Septuaginta) gemacht worden war. Der Kirchenlehrer Hieronymus (der von 340 — 420 der christlichen Zeitrechnung lebte) fand, daß diese Uebersetzung den Sinn des Originals nicht überall genau ausdrückte, und machte daher eine neue lateinische Uebersetzung nach dem hebräischen Grundtexte. Diese neue Uebersetzung wurde nur zum Theil von der Kirche angenommen. In der Folge wurden beide Uebersetzungen, die alte und neue, mit einander vermischt, und nun nannte man diese Uebersetzung die Vulgata, weil sie zum allgemeinen und gewöhnlichen Gebrauche dienen sollte. Nur die Psalmen wurden in der alten Uebersetzung beibehalten, weil man seit langer Zeit gewohnt war, sie nach dieser in den öffentlichen Versammlungen zu singen. Diese Vulgata nun, deren Latinität nicht immer die beste ist, wurde von den protestantischen Kirchenreformatoren aus dem Grunde verworfen, weil sie den Sinn des Originals nicht immer gehörig ausdrückte und verschiedne Unrichtigkeiten enthielt. Auf dem Concilio zu Trient wurde daher in der Sitzung am 27sten Mai 1546 festgesetzt, daß den Gelehrten erlaubt seyn solle, den Grundtext des alten Testaments zu studiren, daß aber die Vulgata, wenn sie auch gleich nicht durchaus mit dem Original übereinstimme, doch in der Rücksicht, daß die vorhergehenden Concilien sie für authentisch erklärt, auch künftig als die einzige authentische Uebersetzung gelten solle; alle Beweisstellen sollten nur nach dieser Uebersetzung angeführt werden.

W.

W. auf französischen Münzen das Zeichen der Münzstadt Lille.

Waadtland, s. Pays de Vaud.

Waal, der linke Arm des Rheins. Er trennt sich bei Schenkenschanz von dem Hauptstrome, und vereinigt sich sodann zweimal mit der Maas, mit der vereint er dann unter dem Namen Merwe dem deutschen Meere zuströmt.

Wachs ist ein brennbares organisches Product, das zum Theil aus Pflanzen schwitzt (der reifartige Ueberzug der Pflaumen, Flechten), oder aus ihnen gewonnen werden kann (aus den Beeren

der Myrica cerifera), theils von den Bienen gesammelt und zu Honigzellen verarbeitet wird. Dies Bienenwachs ist gelb und mit Honig verseimt. Durch Bleichen und in der Sonne, bis es rein und weiß geworden, schmelzt man das Wachs in reinigenden Kesseln mit Wasser, gießt es in ein hölzernes, läßt dort alle Unreinigkeiten absetzen, zapft das Wasser durch einen Hahn am Boden ab, läßt dann durch einen höhern Hahn das sich gesammelte Wachs in einen Trog mit Wasser laufen, so daß es durch kleberne Durchschläge auf eine Walze fällt; die immer gedreht wird, wodurch es eine Bandform erhält. Das gebändelte Wachs wird auf einem Tuche von Bast, welches man mit einem Plan von Leinwand überdeckt, 4—6 Wochen gebleicht, wodurch es geläutert, gebändert und gebleicht, und endlich als Handelswaare in Formen gegossen oder zu Kerzen verarbeitet.

Wachsfiguren und Wachsbildnereien überhaupt waren bei den Griechen und Römern gekannt und beliebt. Das Bestreben, durch künstlerphantasie so willig schmiegende Wachs wurde im griechischen Alterthum auf die mannigfaltigste Weise benutzt; man bediente sich nicht allein des Wachses zu Abdrücken bei dem Siegeln, der gefärbten Wachsstifte bei der enkaustischen Malerei, sondern es war auch eine eigne Classe von Künstlern, die mit den Bildhauern und Bildgießern durch die niedlichen Wachsbildnereien nach größern Modellen gleichsam wetteiferten, und den den Griechen unter der allgemeinen Benennung Plastae bekannt waren, die Römer nannten sie Sigillarii. Wer gedenkt hierbei nicht des wächsernen Amors aus Anakreons Gedichten; hieraus läßt sich auch die bekannte und so oft nachgeahmte Gruppe der Amorenverkäufer erklären. Bei dem Schauspiel bedienten die Acteure sich auch häufig der Wachsbildchen. Bilder schöner Knaben, in Wachs poussirt, verzierten häufig die Schlafzimmer der Griechen. Doch verständig und sinnig wurde der Wachsbildnerei meist nur zu diesen und ähnlichen Gegenständen angewendet. Am meisten gebrauchte man sie zu künstlichen Todtenkränzen, Blumen und Kränzen. Die Veranlassung hierzu lag in einem der griechischen Feste des Alterthums, dem Adonisfeste. Die Verehrung des Adonis stammte aus Syrien und Phönicien, es war ein Sinnbild der Erneuerung und wiederkehrenden Natur, und sein Fest wurde zu Anfang des Winters gerade zu der Zeit gefeiert, wo die erstarrte Erde der wiederkehrenden Sonne erste milde Strahlen allfängt, und in allen ihren Lebensformen den letzten Pulsschlag des Wiedererwachens fühlt. An diesem Feste pflegt eine alte heilige Sitte, dem Adonis, dieser Frühlingsblume, in jedem Hause einen kleinen Garten von Blumentöpfen und Fruchtgefechten aufzupflanzen. In dieser Jahreszeit war es selbst dort fast unmöglich, diese in der Natur zu finden, und Kränze, Füllhörner, Obstkörbchen und Fruchtschalen von Wachs erfreuten beim Opfer Altar und Tempel schmückend. Daher das griechische Sprichwort, nach welchem zehe vielversprechende, aber nichts leistende Sache ein Garten des Adonis genannt wurde. Bei den Zaubergaukeleien des Alterthums wurden gleichfalls Wachsfiguren gebraucht, und Artemidorus erzählt in seinem Traumbuch, daß Wachsfränze den Träumenden krankheit und Tod bedeuten. Der berüchtigte Heliogabalus setzte seinen Tischgenossen kostbliche Schmuckreihe von Wachs vor, welche alle die Letzteren umschwind nachbildeten, die er selbst erlesche. So wurden Wachsbilder immer nur zu Täuschungen oder nur zu niedlichen Kleinigkeiten gebraucht. Wenn man sie zu Nachbildungen anatomischer Präparate

Rhodogrammi, Gattung der Florideen, Familie der Delesseriaceen, Unterfamilie der Nitophylleen, Tribus der Nitophylleen-Delesseriaceen, Subtribus der Nitophylleen-Delesseriaceen-Eudelesseriaceen, Sippe der Nitophylleen-Delesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen, Untersippe der Nitophylleen-Delesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen, Reihe der Nitophylleen-Delesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen, Gruppe der Nitophylleen-Delesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen, Untergruppe der Nitophylleen-Delesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen, Untergruppe der Nitophylleen-Delesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen, Untergruppe der Nitophylleen-Delesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen, Untergruppe der Nitophylleen-Delesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen, Untergruppe der Nitophylleen-Delesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen, Untergruppe der Nitophylleen-Delesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen, Untergruppe der Nitophylleen-Delesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen, Untergruppe der Nitophylleen-Delesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen, Untergruppe der Nitophylleen-Delesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen, Untergruppe der Nitophylleen-Delesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen-Eudelesseriaceen, Untergruppe der Nitophylleen-Delesseriaceen-Eudel

kommenheit. (S. „Ideen über die beste Anwendung der Wachsbildnerei, nebst Nachrichten von den anatomischen Wachspräparaten in Florenz, und deren Verfertigung, für Künstler, Kunstliebhaber und Anthropologen, von D. Engelbert Winkelhausen. Frankf. am Main bei Zeßler, 1798.") Da nämlich anatomische Präparate so schwer zu erhalten sind, so wandte Felix Fontana allen Fleiß an, dergleichen Stücke in Wachs nachzubilden, und es gelang ihm, dieses Unternehmen so weit auszudehnen, daß dergleichen Wachspräparate verschrieben, und es wegen der vielen Bestellungen nöthig wurde, eine ganze Gesellschaft Anatomiker, Modellschneider, Wachsbousirer und Mahler bei dieser Arbeit anzustellen. Doch waren größtentheils nur die Eingeweide und innern Theile der Gegenstand dieser Präparate. Der Herr Prosector M. Vogt in Wittenberg suchte nach genauen Zeichnungen auch die Verästelungen der Gefäße und der Nerven künstlich so darzustellen, und er bediente sich dieser Präparate bei seinen Vorlesungen. In Frankreich gab sich Pinson mit dieser Kunst ab, und später zeichnete sich vorzüglich Laumonier zu Rouen darin aus. Das Bousirwachs wird aus vier Theilen Wachs, drei Theilen weißem Terpentin und etwas Baumöl oder Schmalz zusammengeschmolzen und dann verschiedentlich gefärbt. Das Grobe der Figur wird mit den Händen geformt, die feinere Ausbildung aber geschieht mit Griffeln von Holz oder Elfenbein, und mit dem Ebauchoir; dies ist ein Stück Holz von 4 bis 5 Zoll Länge, woran das eine Ende einer kleinen Messerklinge, das andere aber einem Kratzeisen ähnlich ist. Dies ist besonders bei denen Wachsarbeiten nöthig, die in Formen gegossen werden, um sie zu verputzen. Wenn solche Figuren weiß bleiben sollen, so mischt man unter das Wachs ein wenig Bleiweiß. Die Formen zu Wachsfiguren müssen von Gyps seyn und aus vielen Stücken bestehen, sie werden inwendig mit Oel bestrichen und mit einem ledernen Riemen fest zusammen gebunden. Das Wachs wird durch eine an den Füßen gemachte Oeffnung in die Form gegossen und diese wird später in kaltes Wasser geworfen, damit das Wachs sich leichter ablöse. Das Wachs, woraus die Bildhauer ihre Modelle machen, ist von gelbem Wachs, Schusterpech und Talg zusammengesetzt. Die Künstler bereiten sich dies gewöhnlich selbst; sie nehmen z. B. 16 Theile Wachs, 2 Theile Burgunder Pech und einen Theil Schmalz; oder auf 10 Th. Wachs den 11ten Theil Terebinth, eben so viel Schusterpech und eben so viel Schmalz; dies wird bei langsamem Feuer geschmolzen, wohlgerührt und durchgeseiht, damit die Masse dicht und ohne Luft sey. Sehr passend ist das Wachs zu Abdrücken von in Stein geschnittenen Figuren. Man bereitet es folgendermaßen dazu: zu einer Unze Jungfernwachs, welches man in einem kupfernen Gefäß langsam schmelzen läßt, thut man ein Quentchen fein gestoßnen Candiszucker, eine halbe Unze noch einmal ausgebrannten Caminruß und 2 bis 3 Tropfen Terebinth. Man rührt dies mit einer hölzernen Spatel um, und macht, wenn es ein wenig erkühlt ist, kleine Scheiben oder Kästchen daraus. Will man einen Abdruck nehmen, so wärmt man dies Wachs ein wenig und drückt den ein wenig angefeuchteten Stein dann darauf. Dieser Composition bedienen sich die berühmtesten Steinschneider. Wl.

Wacht, Wache, ein militärischer Ausdruck, mit welchem man einen einzelnen oder mehrere Soldaten bezeichnet, die ausgestellt werden, um die Sicherheit eines einzelnen Postens, eines Corps oder einer Armee zu beobachten. Ihre Benennung ist nach der Absicht, die sie erfüllen sollen, verschieden; daher gibt es Schildwachen, Hauptwachen,

Feldwachen ꝛc. Auf den deutschen Schiffen heißt Wacht eine Zeit von vier Stunden, binnen welcher ein Theil des Schiffsvolks Wache hält und arbeitet, während die andern ruhen. Tag und Nacht sind in sechs solche Wachten abgetheilt, die nach Verschiedenheit der Tagszeit auch verschiedne Namen haben.

Wachtschiff, ein Schiff, das vor oder neben einer Flotte, die vor Anker liegt, in der See kreuzt, auf alles Acht hat, was vorgeht, und sogleich Signale macht, wenn fremde Schiffe sich in der Ferne sehen lassen. Auch solche Schiffe, welche am Eingange eines Canals, oder in der Durchfahrt einer Meerenge, z. B. im Sunde bei Helsingör, stationirt sind, um Acht zu geben, daß die durchfahrenden Schiffe den gewöhnlichen Zoll entrichten, heißen Wachtschiffe.

Wachtthürme sind Thürme auf den Seeküsten, um Seeräuber oder andre Feinde, die sich dem Lande nähern wollen, zu entdecken. Auf den Küsten von Spanien und Italien gibt es deren, die wegen der Anfälle der Barbaresken angelegt worden. Man braucht jedoch gewöhnlich, wenigstens in Italien, zur Bewachung der Küsten leichte Reiter, die, so wie die Strandreiter auf den deutschen Küsten, beobachten müssen, was da vorgeht.

Wachteln sind kleine 3pfündige Handgranaten, welche aus 60- und 100pfündigen, auch Steinpöllern geworfen werden und ihre Benennung von dem Zischen, das sie beim Zerspringen verursachen, erhalten haben. In einen 60pfündigen Pöller werden deren 40, und in einen 100pfündigen 60 Stück geladen. Die Richtung ist 45 Grad. Sie dienen hauptsächlich, um vor Anfang eines Sturms den Feind aus dem verdeckten Wege zu treiben, oder auch die ausgestellten Feuerposten zu verjagen. Der französische Artillerieoffizier Vergueil ist ihr Erfinder. Im J. 1758 kam ihr Gebrauch nach Oesterreich. Berühmt sind sie dadurch geworden, daß Laudon durch ihre Wirkung im letzten Türkenkriege 1789 Belgrad bezwang.

Wächter (G. Ph. Lesnhard) oder nach seinem bekannten Schriftstellernamen Veit Weber, geb. in Hamb. im J. 1762. Sein Vater, ein geschätzter Religionslehrer in Wort und That, war Prediger an der großen Michaeliskirche daselbst. Den ersten Unterricht verdankte er diesem trefflichen Vater und der öffentlichen Schule seiner Vaterstadt, dem sogenannten Johanneum. Hier zeigte er sich als einen feurigen Knaben, welcher sich schwer in die Fesseln des Schulzwanges fügte; aber durch seine biedere Gutmüthigkeit und geniale Laune gewann er bald die Liebe aller Mitschüler. Nach dem Wunsche seines Vaters sollte er Theologie studiren; er besuchte also die Universität Göttingen, wo er sich außer den theologischen Studien besonders mit altdeutscher Kunst und Literatur beschäftigte. Er kehrte hierauf in seine Vaterstadt zurück und lebte daselbst als Candidat, ohne daß es ihm gelang, ein geistliches Amt zu erhalten, welches sich vielleicht aus der zu offnen Geradheit seines Charakters erklären läßt, die sich eben so unverholen in seinem Leben wie in seinen Schriften darlegt. In diese Zeit seines Canditatenstandes fallen die ersten Bände seiner Sagen der Vorzeit. Der erste Theil derselben erschien 1787, die sechs übrigen von 1789 bis 1798. Als nämlich die sogenannte Sturm- und Drangperiode ziemlich ausgewittert hatte und die sentimentalen Romane, den Siegwart an der Spitze, gefolgt waren, hatte unterdessen Göthe durch seinen Götz von Berlichingen dem erschlafften Zeitalter eine neue Wendung gegeben. Wächter betrat nach einem so großen Vorgänger dieselbe Laufbahn nicht ohne

Erfolg, und man kann sagen, daß die Ritterromane, welche von jetzt an Deutschland überschwemmten, größtentheils von seinen Sagen der Vorzeit ausgeeannen sind. Er hatte sich allerdings mit dem Geiste der Vorzeit bekannt gemacht, es blickte durch diese Dichtungen ein echter deutscher Gemüth hindurch, und man kann ihm das Verdienst der damaligen Zeit beilegen, daß er Dichtungen, welche durch Originalität, selbst nach Gothe's Vorgange nicht verfuhren. Dazu kam der Reiz einiger im altertümlichen Ton gedichteten Lieder, so daß jene Sagen wieder Stoff zu Romanzen und selbst zu Schauspielen gaben; z. B. der Romanzenstoff der Schwarzkalk. Indessen sind die drei ersten Theile den Späteren weit vorzuziehen, in welchen sich, wie z. B. im Vehmgerichte, nicht selten eine ermüdende Trockenheit zeigt. Ueberhaupt verlegt Wächter bei seinem Streben nach neuen Wahrheit oft eine Wahrheit in Gestalt und gefällt sich im Grellen und Harten. Am wenigsten gelingen ihm die scherzhaften Erzählungen, z. B. die, in welcher er, nach seinem eigenen Bekenntnisse, Heinrich Frauenlob hat copiren wollen. Im J. 1795 nahm er auf Dietrichs unter den hamburgischen Truppen und machte mehrere Feldzüge gegen die Franzosen mit, bei welchen er sich durch Muth und Geistesgegenwart auszeichnete und bei Mainz verwundet ward. Im J. 1796 erschienen seine Holzschnitte, die Betrüger des Bruders Martinslust enthaltend, und 1797 die Historien, erster Theil die Gründung der Bürgerfreiheit Hamburgs behandelt. Von beiden Werken ist keine Fortsetzung erschienen. Jene Holzschnitte sind in ihrer Gattung vortrefflicher, als das letztgenannte Werk; aber und dort finden man eine Menge von Härten und Unbeholfenheiten, für welche und der Fleiß nicht entschädigt, mit welchem er die Formen und Gebräuche der damaligen Zeit studirt und selbst in Noten erläutert hat. Namentlich spielen die Mönche mit ihren Freveln und Schurkereien eine ekelhafte Rolle, und man findet bei den gehäuften Gräueln einen durchdringenden Mangel an künstlerischer Tendenz. Bei seiner Zurückkunft aus dem Felde ward er Mitarbeiter an dem Erziehungsinstitute des Professors Voigt, welches er nach dem Rufe, den Voigt 1804 nach Kiga erhielt, fast ganz allein mit großem Ruhme fortsetzt. Am Befreiungskriege 1813 befand er sich unter den Vertheidigern Hamburgs und gab auch da viele Beweise seiner Aufopferung und seines Muthes. Noch ist von ihm das Schauspiel: Wilhelm Tell erschienen, welches von dem Schriftsteller Tell im J. 1804 erschien. Die Charaktere in diesem Schauspiele sind ziemlich gut gehalten, auch findet man schwerzerische Natur und Derbigkeit darin, und man sieht, daß er allerdings diesen schweren Stoff mit Liebe behandelt und nicht durchschnitten hat. Darum daß es bei manchen gelungenen Einzelnheiten keine Vergleichung mit dem Schillerischen Drama aus; es ist auch schwerlich es auf die Bühne gekommen. Am meisten leidet es an rhetorischen Abweichungen, und der Stamm ist nicht leicht genug behandelt. Außer den genannten Werken hat Wächter keine größern Schriften geschrieben; wohl aber sind viele kleine Aufsätze und Gedichten in mehrern Zeitschriften zerstreut. Diese Schriftsteller, welche seinen Pseudonymen wahrscheinlich von einem alten Dichter, einem Zeitgenossen Luthers, gelieben hat, ist, wie mir bemerkt haben, viel gelesen und nachgeahmt worden. Gegenwärtig genießt er, als Vorsteher jener Erziehungsanstalt wegen seiner unermüdlichen pädagogischen Thätigkeit, in hohem Grade der Liebe und das Vertrauen seiner hamburgischen Mitbürger.

Wacke heißt ein starkes und hohes Zugnetz, womit Teiche und

kleine Seen ausgefischt werden. Deßgleichen eine gewisse Art Feldsteine welche aus Quarz, Sand und Glimmer bestehen.

Wackenroder (Wilh. Heinrich), nicht Wackenröder, wie er von Einigen genannt wird, geboren zu Berlin im J. 1772, Sohn des Geheimenraths und Bürgermeisters W. daselbst. Dieser mit Hardenberg-Novalis verwandte Genius mußte eben so früh als Jener, von der Erde scheiden, und hinterließ uns nur wenige, aber vielversprechende Proben seines liebenswürdigen Geistes, welche jedoch nicht ohne Einfluß auf andere Geister geblieben sind. Als Knabe schon zeigte Wackenroder die herrlichsten Talente, und da er der einzige geliebte Sohn edler Aeltern war, der Vater aber, ein sehr gebildeter verdienstvoller Mann, bei einer auch äußerlich beglückten Lage, nichts sparte, ihm eine ausgezeichnete Erziehung zu geben, so entwickelten sich diese Keime sehr schnell. Doch schien sich die etwas düstere Gemüthsstimmung der Mutter, einer gebornen Grundmann, auf ihn vererbt zu haben; auch möchte wohl bei jener sonst so trefflichen Erziehung das Verhältniß seines schwächlichen Körpers zum stets gespannten Geiste nicht gehörig beachtet worden seyn. Nicht selten hielt ihn die älterliche Liebe zu Hause, wo es vortheilhafter für ihn gewesen wäre, wenn er sich in seinen Jahren und Neigungen angemessenern Umgebungen bewegt hätte. So ausgesuchte Gesellschaft man bei seinem Vater fand, und so geist- und kernreiche Unterhaltungen besonders die Mittagstafel würzten, nach welcher gewöhnlich der junge Wackenroder trefflich auf dem Flügel spielte, so schien doch schon damals eine hohe Röthe im Gesicht und eine innere unausgesprochene Sehnsucht auf sein frühes irdisches Verschwinden hinzudeuten. Es war, als sehne er sich nach der Freiheit der Natur, oder nach einem höhern idealischen Leben. Er war gut im vollsten Sinne dieses Worts, ein edles Gemüth, aber immer still in sich gekehrt, wortkarg, bei einer gewissen Weichlichkeit dem Schönen und Großen zugeneigt und dem Freunde getreu. Diesen Freund gewann er früh in Ludwig Tiek (s. d. Art.), mit welchem er einen Theil der Schuljahre in Berlin und das Universitätsleben in Halle verlebte. Mit diesem Geistesgenossen machte er auch von Zeit zu Zeit kleine Excursionen, namentlich nach Jena und dessen romantischen Umgebungen. Er hatte sich eigentlich der Jurisprudenz gewidmet, und nach vollendeten akademischen Studien ward er als Referendar bei dem Kammergerichte in Berlin angestellt, welcher Beruf seine Seele schwerlich füllen konnte. Im Jahre 1797 erschienen von ihm die Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders, an welchen jedoch auch Tieck einigen Antheil hat. Von letzterm sind die Vorrede, Sehnsucht nach Italien, Brief eines jungen deutschen Mahlers und die Bildnisse der Mahler. Diese literarische Erscheinung ward in Deuschland, besonders aber in Rom von den daselbst lebenden deutschen Künstlern mit grossem Beifall aufgenommen, und brachte die bereits Wurzel fassende Vorliebe für die ältern Meister und ihre Werke der Entwickelung um vieles näher. Der in dieser Schrift herrschende Geist strebte in seinen künstlerischen Ansichten der zergliedernden Kritik entgegen, und drang mit lebendiger Beredsamkeit auf andächtige Begeisterung und religiöse Gefühle. Dabei empfahl der Verfasser mit eindringlicher Wärme das Studium der meistens vernachlässigten Künstlergeschichte und vorzüglich die Lesung des Vasari. In der kurzen Periode seiner literarischen Thätigkeit unterhielt sich Wackenroder mit Tieck ausschließlich über die Kunst, und nach der Erscheinung jenes Buchs hatten sich beide Freunde vorge-

gemein, die Gefäße zu reinigen und zu desinficiren. Es empfiehlt sich hierzu Brenz, Steinhäuser'sche Waschvorrichtungen, bestehend aus 2 Theilen Kalk, 1 Theil Soda, 1 Theil Pottasche, 1 Theil Kochsalz, 1 Theil Salpeter und 1 Theil Schwefel, gepulvert und mit Wasserdampf Cuba- Kalk

tungen, die zusammen das Feldgeschütz ausmachen, hat man die 3-, 4- und 8pfünder fast in allen Armeen abgeschafft, und statt der 6- und 12pfünder beschränkt die Gewalt der Pulverladung auf 3 und 12pfünder, die gemischt in Batterien von 8 Stück und da von 12 Pieces zusammengestellt sind. Die sogenannte reitende Artillerie besteht meist aus 6pfündern, deren Bedienung bereiten ist (in einigen Armeen gesahren wird) und daher den schnellsten Bewegungen der Cavallerie folgen kann. B) Morsers (Mörser), d. i. Geschütze, aus welchen größere Hohlkugeln (Bomben) geworfen, und die wegen ihrer Schwere nur beim Festungskriege benutzt werden. Man hat deren 10-, 20-, 24-, 30-, 36-, 50-, 100pfündige, indessen werden jetzt meist nur noch 5pfündige 5zöllige Haubitzen gegossen. Die ehemalige Parte's Befehl gegen zur Belagerung von Cadix gegossenen unnatürlichen Mörser haben keine Nachahmung gefunden, und dienen jetzt blos noch zu Trophäen seiner Größe. Die Benennung die Calibers richtet sich nach dem Caliber derjenigen Kugel, die hinein geht. Eines sogenannten französischen Mortiers 116 Pfund, die Engländer und Franzosen unterscheiden die Caliber nach dem Diameter, die ersteren haben 13-, 10-, 8zöllige, die letztern 12-, 9zöllige Mortiers. C) Haubitzen, aus denen theils kleinere Vollkugeln (Granaten), theils größere Hohlkugeln (Bomben) geworfen werden. Man hat deren schwere, wie die preußischen 25-, dänischen 18-, hannöverischen 50pfünder, englischen 8zölligen, deren Anwendung nur in Belagerungsfällen statt findet, und leichte, gewöhnlich 7- und 10pfündige, die zum Feldgeschütz gerechnet werden, obwohl man sie auch bei der Belagerungen braucht. Man pflegt fast allgemein jeder Batterie zwei Haubitzen (bei den Russen 6) beizugeben, den 6pfündern zuweilen, den 12pfündern 2 10pfündige zuzutheilen, hat aber auch noch besondere Haubitzbatterien. — Wir bedienen hier uns der eingeführten Benennungen, ebenfalls von verschiedenem Caliber der Belagerungen und Schlachten angewendet werden; besonders der Cavallerie wegen ihres Brausens gefährlich, ist doch Sicherheit des Treffens nicht ihr Vorzug, und die Sicherheit wird wohl die Continentalmächte von ihrer allgemeinen Einführung abhalten, wenn auch hier und da glückliche Versuche zu ihrer Nachahmung gemacht worden sind. 2. In das Kleine gewehr. Wegen der Allgemeinheit des Gebrauchs nennen wir hier zuerst die gewöhnliche Infanteriestinte. Ihre Construction ist zwar in den verschiedenen Armeen verschieden, es läßt sich aber im Allgemeinen der Lauf 3½ Fuß lang, die Kugel gegen 1 Loth, die Ladung halbmalschwer angenommen, wo von sonst Verschiedenheit vorkommt — hinlänglich unterrichtet zu werden zu erwarten ist. B) Die gezogene Kugelbüchse, als eigentümliche Waffe der Jäger. Sie gewährt zwar mehr Sicherheit des Treffens, wirkt auch auf größere Distanzen, schießet aber nur ein langsames Feuer. Hierbei sind noch die Stutzbüchsen, Doppelbüchsen und Wallmannsbüchsen zu nennen, die von stärkerm Caliber als die gewöhnlichen Büchsen, und deßhalb viel schwerer sind, sonst wohl auch im Felde gebraucht, dann ziemlich vergessen wurden, jetzt aber hier und dort für den Festungskrieg wieder hervorgesucht werden sind, wo sie allerdings auf beträchtliche Weiten einen sichern Schuß geben und den Belagerer gar sehr incommodiren. C) Der Carabiner, das größere Schießgewehr der Cavalleristen. Da man indeß eingesehen hat, daß das Hervorbringen einer großen Feuerwasse dem eigentlichen Zweck der Reiterei unangemessen, der Schuß von Pferde ziemlich unsicher, und der Carabiner deßhalb eine unnütze Last ist, so hat man sie im Allgemeinen abgeschafft, und in mehrern Armeen nur einigen Mann der Escadron gelassen, die, besonders im Zielschießen geübt,

Mayr, Johann Georg, Geograph, geb. 1763 zu Ingolstadt, gest. 1827 zu Wien, wo er seit 1787 Professor der Geographie und Statistik an der Universität war. Er schrieb: „Geographie von Bayern“ (München 1795); „Geographie von Tirol“ (Wien 1804); „Geographie von Österreich“ (Wien 1804); „Geographie von Salzburg“ (Wien 1804); „Geographie von Kärnten“ (Wien 1804); „Geographie von Krain“ (Wien 1804); „Geographie von Steiermark“ (Wien 1804); „Geographie von Ungarn“ (Wien 1804); „Geographie von Galizien“ (Wien 1804); „Geographie von Mähren“ (Wien 1804); „Geographie von Böhmen“ (Wien 1804); „Geographie von Schlesien“ (Wien 1804); „Geographie von Niederösterreich“ (Wien 1804); „Geographie von Oberösterreich“ (Wien 1804); „Geographie von Tirol“ (Wien 1804); „Geographie von Salzburg“ (Wien 1804); „Geographie von Kärnten“ (Wien 1804); „Geographie von Krain“ (Wien 1804); „Geographie von Steiermark“ (Wien 1804); „Geographie von Ungarn“ (Wien 1804); „Geographie von Galizien“ (Wien 1804); „Geographie von Mähren“ (Wien 1804); „Geographie von Böhmen“ (Wien 1804); „Geographie von Schlesien“ (Wien 1804); „Geographie von Niederösterreich“ (Wien 1804); „Geographie von Oberösterreich“ (Wien 1804).

ches immer eins und daſſelbe iſt, gehängt. Das Moment des letztern iſt um ſo größer, je weiter es von dem Ruhepunkt des ganzen Hebels verſchoben wird, und ſo kann ein kleines Gegengewicht einer großen Laſt das Gleichgewicht halten. Bisweilen iſt auch die Schnellwage ſo eingerichtet, daß die Unterlage beweglich und das Gegengewicht am Ende des langen Arms befindlich iſt. Die gemeine Wage beſteht aus einem gleicharmigen Hebel, Wagebalken genannt, der genau in der Mitte ſo aufgehängt iſt, daß er ſich frei um ſeine Axe hin und her bewegen kann. Von dem Ende jedes Arms hängt eine Schaale herab, um das Gewicht und die zu wägende Sache hineinlegen zu können. Das Ganze, wenn es ruht, muß ſich genau das Gleichgewicht halten. Beſchwert man nun die eine Schale mit einem Gegenſtande von beliebigem Gewicht, ſo wird das Gleichgewicht der Wage aufgehoben und man wird, um es wieder herzuſtellen, in die andere Schaale ein gleichgroßes Gegengewicht legen müſſen. Kennt man nun die Schwere des Gegengewichts, ſo erfährt man dadurch zugleich die Schwere des Körpers in der andern Schaale. Aus dem Geſagten erhellt, daß man für dieſe Wage mehr als ein Gewicht braucht. Um zu erfahren, wann ſich die Wage im Gleichgewicht befindet, iſt auf dem Wagebalken und zwar gerade über dem Schwerpunkt, an welchem er hängt, eine Spitze, die ſogenannte Zunge im rechten Winkel angebracht. Steht nun dieſe Zunge ſenkrecht inne ſo iſt dies ein Zeichen, daß der Wagebalken ſich in horizontaler Lage, d. h. im Gleichgewicht befindet. Eine Wage iſt deſto empfindlicher, je kleiner die Höhe des Bewegungspunktes über dem Schwerpunkt iſt, vorausgeſetzt, daß der Wagebalken ſich frei und ohne Reibung um ſeinen Umdrehungspunkt bewegen kann. Die hydroſtatiſche Wage iſt eine gemeine Wage, nur von größerer Feinheit und Empfindlichkeit und dient, Körper, zur Beſtimmung ihres ſpecifiſchen Gewichts, in flüſſigen Materien zu wägen.

Wagen. Ein Gerüſt auf zwei bis vier Rädern, zum Fortſchaffen von Laſten beſtimmt, kann ein Wagen genannt werden. Der Gebrauch der Wagen iſt ſehr alt. Ohne Zweifel ſind ſie aus der Schleife entſtanden, die man auf Walzen legte, und dadurch das Fortbewegen erleichtert fand. Man ſchnitt aus den Walzen Scheiben, die man zum Umdrehen einrichtete und an das Fuhrwerk befeſtigte: ſo erfand man die Räder. Nach Moſes war Aegypten das Land, wo man zuerſt die Wagen gebrauchte. Die Chineſen ſchreiben die Erfindung des Wagens dem Hiene-Yuene zu, der zwei Stücken Holz zuſammenlegte, eins der Länge nach und eins die Quere. Die Griechen hielten Erichthonius, den vierten König von Athen, für den Erfinder deſſelben, und erzählten, er habe ſich, weil er lahm war, deſſelben bedient. Die zweiräderigen Wagen mögen wohl die erſten geweſen ſeyn; doch gedenkt ſchon Homer auch der vierräderigen, deren Erfindung man den Phrygiern zuſchrieb. Ein Gegenſtand des Luxus wollten die Wagen lange nicht werden, man zog die Sänfte und das Reiten als bequemer und anſtändiger vor. Im Kriege wurde von den Wagen frühzeitig Gebrauch gemacht: Moſes erwähnt ſchon der Rüſtwagen des Pharao. Bei den Griechen ſoll Theſeus die Streitwagen eingeführt haben. Sie waren unter gewiſſen Umſtänden ſehr verderbliche Waffen. Die Pferde waren mit Eiſenſchuppen bedeckt, vorn an der Deichſel befanden ſich Spieße, und an den Seiten der Wagen und unterwärts gingen Sicheln aus. Mit ſolchen Sichelwagen fuhr man in die Reihen der Feinde. Die Griechen bedienten ſich zweiräderiger Wagen, (die Räder waren niedrig und die Wagen hinten offen), bei Wettrennen und im

Kriege, auf denen die Helden ſtanden und von denen aus ſie ihre Wurfſpieße warfen. Die Römer bedienten ſich ſchon ſehr frühzeitig der Wagen; ſchon auf den zwölf Tafeln wird die Arcera erwähnt. Nach dem Gebrauche, wozu ſie die Wagen beſtimmten, gaben ſie denſelben auch verſchiedene Benennungen, als Carpentum, ein zweiräderiges Fuhrwerk mit gewölbter Bedeckung, deren ſich beſonders die römiſchen Damen bedienten. Im zweiten puniſchen Krieg wurde der Gebrauch derſelben als Luxus verboten, bald aber wieder freigegeben; Carruca, ein Art Staatswagen mit vier Rädern, deſſen ſich die Vornehmen zu bedienen pflegten, gewöhnlich von Mauleſeln gezogen; Plinius gedenkt ſeiner zuerſt; Cisium, Essedum u. ſ. w. waren Benennungen von andern Arten von Wagen. Die merkwürdigſten Wagen waren die Triumphwagen der Römer. Sie waren verſchieden beſpannt; Camillus beſpannte ſie mit vier weißen Pferden; Marcus Antonius mit Löwen, Pompejus mit Elephanten, Heliogabalus mit Tigern, Aurelian mit Hirſchen, u. ſ. w. In ältern Zeiten mußten beſiegte Fürſten den Wagen des Triumphators ziehen. — Die Wagen werden entweder von Thieren oder Menſchen bewegt; oder auch durch Maſchinerien. Letzteres iſt ſchon eine ſehr alte Erfindung; denn man erzählt, daß bei den Panathenäen eine Galeere, die durch inwendig angebrachte Räder getrieben wurde, durch die Stadt gefahren ſey, wie wenn ſie auf dem Meere hinſegelte. Von dem engliſchen Franziskanermönche Roger Baco bis zu dem Herrn von Drais herab, wurden ſolcher ſich ſelbſt bewegenden Wagen viele erfunden, allein noch keine von dieſen Erfindungen ſchien von bedeutendem Erfolge. Bald iſt die Maſchinerie zu complicirt, bald fodert ſie zu viel Kraftaufwand, bald ſind andere unvermeidliche Unbequemlichkeiten damit verbunden. Für wichtiger ſollte man die Erfindung, Wagen mittelſt der Segel in Bewegung zu ſetzen, halten, allein es blieb noch immer bei Verſuchen. Simon Stevin aus Brügge erfand einen ſolchen Windwagen, der wie ein anderer Wagen mit Rädern u. ſ. w. verſehen war, und in dem 28 Perſonen ſitzen konnten. Er ging auf dem flachen Lande ſo ſchnell, daß er in zwei Stunden 24 holländ. Meilen zurücklegte. Der Engländer Slater reiſte auf einem Wagen mit ſtarken Rädern, der durch Segel getrieben wurde, von Alexandria nach Baſſora; er legte bei ſtarkem Winde in einer Stunde vier deutſche Meilen zurück. — Eine große Umwandlung in dem Mechanismus der Fuhrwerke verſpricht die Erfindung des Hrn. von Baader in München hervorzubringen, wie er dieſelbe angekündigt hat. Ueber die Erfindung und die Geſchichte der Fuhrwerke, Wagen und die Beſpannung derſelben bei den Alten vergleiche man das mit vielen Kupfern verſehene Prachtwerk des Hrn. Günzerot, K. Bayr. Wagen-Inſpectors, das derſelbe im Jahre 1817 herauszugeben angefangen hat.

Wagenburg, eine Verſchanzung von Wagen, war in ältern Zeiten im Kriege ein gewöhnliches Vertheidigungsmittel durch in einander geſchobne Wagen, hinter welchen die Fußvölker gegen die Angriffe der Reiterei geſichert waren. In den ehemaligen Kriegen der Schweizer und der Huſſiten, auch bei andern Heeren bediente man ſich dieſes Mittels öfters. Der ſtärkere Gebrauch der Artillerie in den neuern Zeiten hat auch dieſe Art der Vertheidigung unſtatthaft gemacht. — Wagenburg wird auch die ganze Maſſe der Proviant- und Bagagewagen genannt, die zu einem Armeecorps gehören.

Wagram (Schlacht bei), am 5. u. 6. Juli 1809 von Napoleon gegen das öſterr. Heer unter Erzherzog Carl gewonnen. Napoleon hatte am 4. Juli den größten Theil ſeiner Truppen auf der Lobauinſel concen-

stein stellte sich mit den Grenadiers und seinem Corps zwischen Süßenbrunn und Aderklan auf, schlug einen Angriff Massena's auf dieses Dorf ab, wobei ihm 400 Gefangene, 4 Fahnen in die Hände fielen, und rückte dann gegen Breitenlee in gleiche Höhe mit Collowrat. Bellegarde war während deß bis zwischen Wagram und Aderklan vorgegangen und hielt sich hier; Rosenberg griff Glinzendorf und Groshofen an, ward aber von dem überlegenen Feinde zurückgeworfen und zog sich bis Markgrafen Neusiedel zurück, wo er das Gefecht durch eine Canonade unterhielt. Eine feindliche Colonne begann hier die Umgehung durch den Marsch auf Loibersdorf. Napoleon hatte durch den mißlungenen Angriff auf Aderklan doch so viel bewirkt, daß das Centrum (1s u. 2. Corps) nicht gleichmäßig mit dem rechten Flügel vorrückte, wodurch eine schädliche Ausdehnung der so im eingehenden Winkel laufenden österreichischen Schlachtordnung entstand; er wußte sie darin festzuhalten und damit weitere Offensivbewegungen zu hemmen. Jetzt schritt der Feind, der indeß die Umgehung des linken Flügels bewirkt hatte, von Obersiebenbrunn und Glinzendorf aus zum lebhaften Angriffe desselben, und suchte besonders die Stellung bei Markgrafen Neusidel zu forciren *); Fürst Rosenberg behauptete sich hier nur mit großem Verlust. Während nun gleichzeitig der österreichische rechte Flügel mehrere starke Angriffe abzuweisen hatte, machte Napoleon einen Versuch, die Schlacht durch Zerstreuung des Centrums zu entscheiden, Massena griff, von Macdonald, Nansouty und den Garden zu Pferd unterstützt, mit 100 Canonen Aderklan an, auf halbe Schußweite begannen diese ihr Feuer, Macdonald warf sich auf den Punkt, wo die Grenadiere und das 3te Corps zusammenstießen. Gelang es hier durchzubrechen, so war das österreichische Heer in zwei Theile geschieden unrettbar verloren, aber eine von Fürst Lichtenstein angeordnete geschickte Rückwärtsbewegung des rechten Flügels der Grenadiere, so wie die ungemeine Tapferkeit der Truppen ließ diesen Versuch scheitern; alle wiederholten Angriffe der feindlichen Cavallerie und Infanterie, in starken Massen kraftvoll ausgeführt, blieben ohne Erfolg. (Ungefähr 12 Uhr Mittags.) Wenn in diesen Momenten Erzherzog Johann, wie es sollte, auf dem linken Flügel anlangte, so hätten entschieden günstige Resultate erlangt werden müßen; dies geschah aber nicht und die französ. Truppen, welche bisher längs des Rußbaches gestanden, zogen sich, Fürst Rosenberg überflügelnd, so weit rechts, daß dadurch die Front des Fürsten Hohenzollern degagirt wurde, er sendete darauf unaufgefodert jenem Unterstützung, welche zur Verlängerung des gegen die Uberflügelung gebildeten Hakens benutzt ward. Beim dritten Angriff bemächtigte sich endlich der Feind der Höhe von Markgrafen Neusidel, Fürst Rosenberg zog sich nach einigen vergeblichen Versuchen, sie wieder zu nehmen, in der Richtung von Wolkersdorf zurück. Fürst Hohenzollern folgte dieser Bewegung und stellte sich bei Engersfeld auf, die Straße nach Mähren deckend, der rechte Flügel mußte demnach die errungenen Vortheile aufgeben und zog sich in großer Ordnung zurück, zuerst Bellegarde über Gerasdorf bis vor Hagenbrunn, Fürst Lichtenstein bis zwischen Säuring und Stammersdorf, in derselben Richtung Collowrat und Fürst Reuß; Klenau deckte diese Bewegungen, blieb die Nacht hindurch bei Stammersdorf stehen und schlug erst am folgenden Morgen die Straße von Böhmen ein, auf welcher die genannten Corps während der Nacht zurückgegangen waren. Erzherzog

*) Sie wird durch einen alten Thurm markirt, die längs des Rußbaches laufenden Höhen fallen hier ab; sie war als der Schlüssel der ganzen Stellung zu betrachten, so wie denn auch ihr Besitz die Schlacht entschied.

Johann — welchen, wie angegeben wird, die Versammlung seines Corps bei Preßburg aufgehalten hatte — traf erst spät am Abend auf dem Schlachtfelde im Rücken des Feindes ein, machte einige Gefangene und zog sich, da er Alles schon entschieden sah, der eigenen Sicherheit halber hinter die March zurück. Der Feind verfolgte bei allen jenen rückgängigen Bewegungen fast nur mit Canonenfeuer, welches indeß bedeutenden Verlust verursachte. Man sieht aus dieser Darstellung, bei der jede Detailbeschreibung übergangen werden mußte, daß die Schlacht von Napoleon durch das Rechtsziehen beim Debouchiren mit vieler Geschicklichkeit eingeleitet, durch die Niederlage des linken österr. Flügels entschieden ward. Beide Armeen haben darin mit großer Tapferkeit gefochten, der Verlust der Oesterreicher mochte 23,000 Todte und Blessirte betragen, darunter mehrere Generale, sie hatten dabei 7000 Gefangene gemacht, 12 Adler und Fahnen, 11 Canonen erobert; der Verlust der Franzosen ist nicht geringer zu berechnen, auch sie rühmten sich mehrerer gewonnenen Trophäen und Gefangenen, unter denen sich aber viele Verwundete befanden.

Wahlcapitulation, s. Capitulation.

Wahlreich. Unter dieser Benennung versteht man ein Reich, dessen Oberherrschaft dem Regenten nur für seine Person, nicht aber zugleich für seine Abkömmlinge, von der Nation oder deren Stellvertretern übertragen wurde. Solche Wahlreiche waren in den neuern Zeiten das deutsche Reich und das Königreich Polen. Wenn auch, besonders in Deutschland, dem verstorbnen Regenten sein Sohn oder naher Verwandter auf dem Throne folgte, so geschah dies doch immer durch die freie Wahl der Stände. Den Wahlreichen sind die Erbreiche entgegengesetzt, in denen eine bestimmte Erbfolge der regierenden Familie eingeführt ist. Diese Erbfolge ist entweder bloß männlich oder vermischt, wenn auch die Töchter succediren können. In jedem Erbreiche ist die Thronfolge durch Reichsgrundgesetze, Successionsgesetze, pragmatische Sanctionen oder Familien- und Hausgesetze bestimmt. Eins der merkwürdigsten darunter ist das von Peter dem Großen, (den 5. Febr. 1722) wahrscheinlich nach dem Muster des chinesischen Reichs, gegebne Successionsgesetz, nach welchem es der Willkühr eines jeden russischen Regenten überlassen wurde, die Thronfolge zuzuwenden, wem er wollte. In diesem von der Nation beschwornen Gesetze scheint der Grund von so manchen in Rußland Statt gehabten Veränderungen gesucht werden zu können. — Ueber die Vorzüge und Nachtheile beider Formen ist viel gesagt und gestritten worden. Die Völker, bei denen die Gewohnheit, ihren jedesmaligen Regenten zu wählen, eingeführt war, hielten eifersüchtig über dieses Vorrecht, weil sie glaubten, ihre alten Rechte und Freiheiten auf diese Art am besten behaupten zu können. Die schädlichen Uneinigkeiten, welche das ehemalige Polen bei jeder neuen Königswahl beunruhigten, haben wohl den einleuchtendsten Beweis gegeben, daß eine bestimmte Erbfolge vorzuziehen sey. Auch in Erbreichen kann der Fall eintreten, daß, nach Abgang des regierenden Geschlechts, die höchste Gewalt auf das Volk zurückfällt, das sich dann einen Regenten nach Willkühr wählen kann. Fälle dieser Art haben im vorigen Jahrhunderte in England und Schweden Statt gefunden. Zwischen einem Wahl- und Erbreiche ist noch der wichtige Unterschied, daß in dem letzten der Thron durch den Tod des Regenten nicht als erledigt betrachtet wird, sondern die Regierung geht unmittelbar an den bestimmten Nachfolger über. In den Wahlreichen hingegen wurde der Thron durch den Tod des Monarchen als erledigt angesehen; es entstand

ein Zwischenreich (interregnum), und die Regierung wurde, wenn nicht schon vorher ein Nachfolger erwählt war, bis zur Wahl eines neuen Regenten, von Reichsverwesern geführt. (S. d. Art. Vicarius.)

Wahlstadt, Wahlplatz — von dem alten Worte Wal, Gefecht, todter Körper, Leiche; daher Walhalla der alten Deutschen — ein Schlachtfeld, wo Todte liegen. — Wahlstadt, ein großes Dorf in Schlesien unweit Liegnitz an der Katzbach. Heinrich II., Herzog von Schlesien, lieferte in dieser Gegend am 9. April 1241 den Tartarn eine blutige Schlacht, in welcher er das Leben verlor und die Tartarn siegten. Zum Andenken an diese Schlacht ist das Dorf Wahlstadt erbaut worden. In eben dieser Gegend siegte der preußische Feldmarschall Blücher am 26. August 1813 über ein französisches Heer (s. d. A. Katzbach), und wurde deßwegen und wegen seiner übrigen Heldenthaten von Friedrich Wilhelm III. zum Fürsten von Wahlstadt erhoben.

Wahlverwandtschaft heißt in der Chemie die Neigung, welche gewisse Stoffe haben, sich mit gewissen andern, gleich- oder ungleichartigen, sobald sie mit denselben in Berührung kommen, zu verbinden. Diese Verwandtschaft, welche auf unveränderlichen Naturgesetzen beruht, zeigt sich auf verschiedene Art modificirt bei tausend Erscheinungen. Durch sie werden Körper gebildet und zerstört. Man unterscheidet drei Hauptarten der chemischen Wahlverwandtschaft. Die erste ist die zusammensetzende oder mischende, vermöge welcher sich zwei oder mehrere Stoffe von ungleicher Beschaffenheit zu einem neuen, in seinen Theilen völlig gleichartigen Ganzen verbinden, wie z. B. Salz und Wasser, Silber und Scheidewasser u. s. w. Viele rechnen hieher auch die Anneigung oder anneigende Verwandtschaft, nach welcher zwei ungleichartige Stoffe der Dazwischenkunft eines dritten vermittelnden bedürfen, um sich zu einem gleichartigen Ganzen zu verbinden, z. B. Fett, Oel und Wasser, welche sich mittelst des Alkali's zu Seife verbinden. Die zweite Art der Verwandtschaft ist die einfache und besteht darin, daß zwei ungleichartige Stoffe, welche zu einem gleichartigen Ganzen verbunden sind, sich bei dem Zutritt eines dritten trennen und einer derselben mit diesem dritten, wegen der nähern Verwandtschaft zu ihm, sich zu einem neuen Ganzen bildet, der andre hingegen für sich bleibt. So gehen Essig und Kreide leicht eine Verbindung ein. Schüttet man aber reines Laugensalz hinzu, so verläßt der Essig die Kreide, welche nun als Pulver erscheint, und zieht die Verbindung mit dem Laugensalze vor. Die dritte Art der Wahlverwandtschaft endlich ist die mehrfache, wenn zwei zusammengesetzte Stoffe sich bei der Berührung in ihre Bestandtheile scheiden und diese Bestandtheile mehr als Eine neue Verbindung eingehen. Setzt man z. B. zu einer Auflösung des Kalksalpeters im Wasser mildes angeschossenes Laugensalz, so verbindet sich das Sauerstoffgas dieses Salzes mit dem Kalke zu rohem Kalke, die vom Kalke getrennte Salpetersäure aber und das reine flüchtige Alkali bleiben im Wasser aufgelöst und vereinigen sich beim Abrauchen zu Crystallen eines entzündlichen Salpeters. — Ohne Zweifel ist diese merkwürdige Erscheinung der Wahlverwandtschaft eine Art der Attraction; worauf sie aber beruhe, wissen wir nicht. Man hat sich bis jetzt begnügen müssen, durch wiederholte Versuche die Wirkungen der vorzüglichsten Wahlverwandtschaften und Zersetzungen in eine Tabelle zu bringen; aber auch damit ist man noch weit vom Ziele entfernt und vieles ist noch ungewiß, da die Wirkungen, welche die Stoffe in Berührung gegenseitig ausüben, sich nicht nach der Masse, sondern nach innern Eigenschaften der Materie richten.

Wadelein, Gemeinde Irrsdorf, Bezirk und Gerichtsbezirk Straß im Attergau, Oberösterreich, 1 Haus, 6 Einwohner, Pfarre und Schule Irrsdorf, 1 Stunde.

Wadelein, Gemeinde Kirchberg, Bezirk Kufstein, Gerichtsbezirk Rattenberg, Tirol, 1 Haus, 7 Einwohner, Pfarre Kirchberg, Schule Reith, 1 Stunde.

Wadelein, Gemeinde Mühlbach, Bezirk Bruck a. d. Mur, Gerichtsbezirk Leoben, Steiermark, 1 Haus, 6 Einwohner, Pfarre Mühlbach, Schule Aflenz, 1 Stunde.

Wadelein, Gemeinde Pfaffstätten, Bezirk und Gerichtsbezirk Baden, Niederösterreich, 1 Haus, 6 Einwohner, Pfarre und Schule Pfaffstätten, 1 Stunde.

Wadelein, Gemeinde Pfarrwerfen, Bezirk St. Johann im Pongau, Gerichtsbezirk Werfen, Salzburg, 1 Haus, 6 Einwohner, Pfarre und Schule Pfarrwerfen, 1 Stunde.

Wadelein, Gemeinde Reith, Bezirk Kufstein, Gerichtsbezirk Rattenberg, Tirol, 1 Haus, 7 Einwohner, Pfarre und Schule Reith, 1 Stunde.

Wadelein, Gemeinde Schwarzach, Bezirk Bruck a. d. Mur, Gerichtsbezirk Leoben, Steiermark, 1 Haus, 6 Einwohner, Pfarre Mühlbach, Schule Aflenz, 1 Stunde.

Wadelein, Gemeinde Straß, Bezirk und Gerichtsbezirk Straß im Attergau, Oberösterreich, 1 Haus, 6 Einwohner, Pfarre und Schule Irrsdorf, 1 Stunde.

Wadelein, Gemeinde Wagrain, Bezirk St. Johann im Pongau, Gerichtsbezirk Werfen, Salzburg, 1 Haus, 6 Einwohner, Pfarre und Schule Wagrain, 1 Stunde.

Wadelein, Gemeinde Wagrain, Bezirk Bruck a. d. Mur, Gerichtsbezirk Leoben, Steiermark, 1 Haus, 6 Einwohner, Pfarre Mühlbach, Schule Aflenz, 1 Stunde.

Wadelein, Gemeinde Wagrain, Bezirk Kufstein, Gerichtsbezirk Rattenberg, Tirol, 1 Haus, 7 Einwohner, Pfarre Kirchberg, Schule Reith, 1 Stunde.

Wadelein, Gemeinde Wagrain, Bezirk und Gerichtsbezirk Straß im Attergau, Oberösterreich, 1 Haus, 6 Einwohner, Pfarre und Schule Irrsdorf, 1 Stunde.

Wadelein, Gemeinde Wagrain, Bezirk und Gerichtsbezirk Baden, Niederösterreich, 1 Haus, 6 Einwohner, Pfarre und Schule Pfaffstätten, 1 Stunde.

Wadelein, Gemeinde Wagrain, Bezirk St. Johann im Pongau, Gerichtsbezirk Werfen, Salzburg, 1 Haus, 6 Einwohner, Pfarre und Schule Wagrain, 1 Stunde.

Wadelein, Gemeinde Wagrain, Bezirk und Gerichtsbezirk Leoben, Steiermark, 1 Haus, 6 Einwohner, Pfarre Mühlbach, Schule Aflenz

Gifte, anhaltenden oder oft wiederholten Genuß spirituöser Getränke u. s. f. Die krankhafte Veränderung im Hirnorgane kann aber auch von der Thätigkeit der Seele selbst veranlaßt werden, durch einseitige Cultur des Geistes, übermäßige und zu anhaltende Anstrengung der Kräfte desselben, z. B. zu vieles Nachhängen der Spiele der Phantasie, übermäßige Anstrengung des Gedächtnisses, oder zu heftige Bewegungen des Gemüthes, z. B. das Versinken desselben in Leidenschaften, die Erschütterungen desselben durch heftige Affecte. Durch solche Veranlassungen wird um so eher Wahnsinn erzeugt werden können, je mehr das Subject organische oder psychische Anlage dazu hat, und diese verschiedenen Anlagen bestimmen dann auch meistens die Art des Wahnsinnes selbst. Die organische Anlage besteht in einer besondern Beschaffenheit des Hirnorgans und der Verbindung desselben mit dem Nervensystem des Unterleibes, vermöge deren es leicht einer heftigen Reizung, Umwandlung in seiner organischen Structur und Masse, und einer Störung von abnormer Einwirkung vom Nervensystem des Unterleibes (vielleicht durch zu leichte Ueberströmung des Nervenäthers aus demselben vermittelst der zuleitenden Nerven, oder aus Mangel an isolirenden Nervenknoten) ausgesetzt ist. Was die psychische Anlage betrifft, so sind besonders gewisse Stimmungen und Zustände der Seele dahin zu rechnen, von denen Zerstreuungs- und Phantasiesucht den Geist zu Verrücktheit und Wahnwitz, und Hochmuth (Egoismus) und Liebe das Gemüth zu Narrheit oder Melancholie herabziehen können. Die Anlage und die veranlassende Ursache vereint bestimmen als Resultat die verschiedene Art des Wahnsinns. Wo die Anlagen bemerkt werden, müssen um so sorgfältiger alle Veranlassungen vermieden werden. Organische Anlage kann erblich werden. Jeder Wahnsinn ist um so schwerer heilbar, je länger er gedauert hat, je mehr Anlage dazu vorhanden war, je mehr er sich der Narrheit nähert; um so leichter heilbar, je kürzere Zeit er noch gedauert hat, je weniger Anlage dazu da ist, je mehr er sich der Melancholie nähert, je mehr die Ursache in materieller Reizung von den Unterleibsnerven besteht. Selten bleibt der Wahnsinn beschränkt in einer Art und in einer Sphäre der Seelenthätigkeit, meistens ergreift er in der Folge mehrere und geht aus einer Art in die andere über. Jeder Wahnsinn kann in Manie, jeder endlich in Lähmung der Seelenvermögen, Stupidität übergehen. Im Schlafe hört wahrscheinlich jeder Wahnsinn auf. Auch kurz vor dem Tode ist dies oft der Fall; im Tode allemal. H.

Wahrsagen, Wahrsager, Wahrsagerkünste. Die den Menschen so natürliche, mit dem Triebe nach Glückseligkeit verbundene Neigung, die Zukunft zu erforschen, hat zu allen Zeiten und bei allen Völkern, bei den cultivirtesten, so wie bei den rohesten, Wahrsager und Wahrsagerkünste hervorgebracht. Die ältesten schriftlichen Urkunden, die wir besitzen, die heiligen Bücher der Juden, reden davon, und erzählen, daß der erste König dieser Nation, Saul, die Wahrsager und Zeichendeuter aus dem Reiche vertrieben habe. Und eben dieser König war schwach genug, kurz vor einer entscheidenden Schlacht, die ihm Thron und Leben kostete, die bekannte Wahrsagerin zu Endor, zu consuliren. Die Aegyptier und Griechen hatten ihre Orakel (s. d. Art.); das berühmteste derselben bei den letztern war das zu Delphi. Bei den Römern war Wahrsagen- und Zeichendeuterkunst in ein System gebracht, und machte einen Theil ihrer Religion aus, deren sich die Häupter des Staats oder die Anführer der politischen Parteien nach ihren jedesmaligen Absichten schlau bedienten. Die Priester, welche die Wahrsagerei kunstmäßig trieben, beobachteten den Flug oder Gesang der Vögel, (Augures, Auspices) oder un-

terſuchten die Eingeweide der geſchlachteten Opferthiere, (Haruspices) und fanden darin gewöhnlich die Vorbedeutungen, die irgend eine Partei wünſchte. Den Kennern der alten Literatur iſt das Werk des Cicero, de Divinatione, (über Wahrſagungen und Ahnungen) bekannt. Unſre deutſchen Altvordern bedienten ſich, wie Tacitus erzählt, um die Zukunft zu erforſchen, gewiſſer Reiſer und geheiligter weißen Pferde, die, wie bei den Römern die Vögel, für Vertraute der Götter gehalten wurden, und aus deren Wiehern und Schnauben man den glücklichen oder unglücklichen Ausgang eines Unternehmens zu errathen ſuchte. Vorzüglich ſchrieben die Deutſchen einigen Weibern eine beſondre Seherkraft zu, und befolgten die Rathſchläge, die ſie gaben; bekannt ſind die Velda und die Alrunen (ſ. d. Art.). Als bei der zunehmenden Verbreitung der chriſtlichen Religion die heidniſchen Orakel ihr Anſehn verloren, und auf Befehl einiger chriſtlichen Kaiſer nach und nach ganz verſtummten, traten in der Folge bibliſche Orakel an ihre Stelle. So wie die Griechen und Römer, jene ihre Sortes Homericas, dieſe ihre Sortes Virgilianas etc. hatten, ſo wurden bei den Chriſten, vom dritten Jahrhunderte an, die Sortes Sanctorum gewöhnlich. Man ſuchte nämlich den Willen Gottes in Rückſicht irgend einer Angelegenheit, den glücklichen oder unglücklichen Erfolg einer Unternehmung, aus den heiligen Büchern zu erfahren. Zu einer ſolchen Erforſchung des göttlichen Willens bereitete man ſich durch Faſten, Gebet und andre Religionsübungen vor, und ſchlug ſodann aufs Ungefähr irgend ein Buch des Alten oder neuen Teſtaments auf, mit der Ueberzeugung, daß die erſte in die Augen fallende Stelle Auflöſung des Zweifels geben würde. Nicht bloß Privatperſonen bedienten ſich dieſes Mittels, die Zukunft zu erforſchen, auch bei öffentlichen Angelegenheiten, beſonders bei den Wahlen der Biſchöfe und Aebte, wurden von den Geiſtlichen ſelbſt dieſe heiligen Orakel in Gegenwart der ganzen Gemeinde befragt. Der Mißbrauch, der damit getrieben wurde, veranlaßte, daß mehrere Kirchenverſammlungen dieſe Sortes Sanctorum in ihren Beſchlüſſen verwarfen, und einige Päpſte ſie ſelbſt bei Strafe des Kirchenbanns verboten. Auch in den Capitularien Carls des Großen vom J. 789 wird unterſagt, daß Niemand ſich unterſtehen ſolle, die künftigen Schickſale vermittelſt der Pſalmen und Evangelien vorherzuſagen. Ungeachtet aller Verbote dauerte dieſer Mißbrauch bis zum 14ten Jahrhundert fort, und er ſcheint jetzt noch nicht ganz aufgehört zu haben. Bekannt ſind andere Arten, die Zukunft vorherzuſagen, als Chiromantie (ſ. d. Art.) und Aſtrologie (ſ. d. Art.); die letztere fand mehrere Jahrhunderte hindurch, ſelbſt unter großen Männern, eifrige Anhänger. Alle dieſe geheimen Wiſſenſchaften haben zwar, eben ſo wie die Wahrſagerkünſte der Zigeuner, in cultivirten Ländern ihr ehemaliges Anſehn verloren; aber die klugen Frauen, bisweilen, doch ſeltner, auch kluge Männer, treiben leider noch immer im Finſtern ihr Weſen mit Kartenſchlagen, Prophezeien aus der Caffetaſſe u. ſ. w. Wem iſt wohl das zu gewiſſen Zeiten des Jahres übliche Bleigießen, Schuh- oder Pantoffelwerfen ꝛc. unbekannt, womit es bei manchen auf etwas mehr als auf bloßen Scherz abgeſehen iſt. Die Landesherrn haben verſchiedentlich das Wahrſagen aller Art, wegen der damit häufig verbundenen Betrügereien, unter Androhung harter Strafen verboten. Namentlich ſetzte die ſächſiſche Polizeiordnung vom Jahr 1661 auf das Wahrſagen, Cryſtallſehen u. dgl. ſehr harte Strafen. Allein der Aberglaube läßt ſich ſo leicht nicht ausrotten. Es iſt eine durch Erfahrung beſtätigte Thatſache, daß Zeiten, in denen große Ereigniſſe geſchehen oder erwartet werden, immer fruchtbar an

Propheten sind; so war es im Anfange des dreißigjährigen und des siebenjährigen Krieges. Auch wir sahen unlängst in unserm, für so aufgeklärt geachteten 19ten Jahrhunderte den schwäbischen Bauerpropheten Müller (s. d. Art.), und nicht Wenige, die an ihn glaubten.

Währung ist der Werth einer Münze nach einem gewissen Münzfuße ausgedrückt, z. B. preußische Währung, d. h. in dem Werthe, als die Münze in Preußen cursirt.

Währwolf, Wärwolf, ein in einen Wolf verwandelter Mensch; ein Geschöpf des Aberglaubens in vorigen Zeiten.

Waid, eine bekannte Pflanze, die zum Färben gebraucht wird, und eine gute, dauerhafte blaue Farbe gibt. Diese Pflanze erfodert einen von Natur guten, und gut bearbeiteten Boden, und gedeiht daher nicht überall. Die rübenförmige Wurzel der Pflanze geht ziemlich tief in die Erde, und treibt fünf bis sechs Blätter, die den eigentlichen Färbestoff liefern, aber erst im zweiten Jahre zu brauchen sind. Wenn die Blätter anfangen, gelblich zu werden, so werden sie abgenommen, getrocknet, auf der Waidmühle klar gemahlen und zu einem Teige gemacht, aus dem man Ballen oder Kugeln verfertigt, welche die Färber verbrauchen. Der vorzüglichste Waid wird im südlichen Frankreich, im ehemaligen Languedoc, gebaut; in Deutschland baut man ihn vorzüglich in Thüringen, bei Erfurt und Langensalza, in der Oberlausitz und im Brandenburgischen. Auch in der Schweiz, in Portugal und Spanien und in Schweden ist die Cultur desselben bekannt. Ehemals wurde in Frankreich und in Thüringen der Waidbau sehr stark betrieben, und der Handel mit diesem Producte war bedeutend und einträglich, weil man noch keinen andern Färbestoff zum Blaufärben kannte. Allein der von den Holländern in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts aus Ostindien eingeführte Indigo that dem Waid Abbruch. Noch mehr aber hat der Waid von seinem Ansehn verloren, nachdem, seit etwas mehr als hundert Jahren, der Bau des Indigo in Westindien und Südamerika stärker betrieben, und dieses ausländische Product häufiger in Europa eingeführt worden ist. Der Indigo wird mit Recht vorgezogen, weil er allerdings eine schönere Farbe gibt; der Waid gibt dagegen eine dauerhaftere Farbe. Die Färber können den Waid bei ihren Arbeiten nicht ganz entbehren. Obgleich also der Waidbau, wegen der vorerwähnten Ursachen sehr vermindert worden ist, so wird er doch noch immer betrieben, und die während des nun geendigten Krieges gehemmte Zufuhre des Indigo hat den mehrern Gebrauch des Waids nothwendig gemacht.

Waidalotten hieß eine Priesterclasse der heidnischen Preußen. Ihr Geschäft bestand darin, dem Volke die Aussprüche der Götter bekannt zu machen, es zu unterrichten und zu segnen. Daher auch ihr Name Waidalotten, nämlich von Waidin, Wissenschaft oder Lehre. Ihr Ansehen war geringer als das der Sigonoten.

Waisenhäuser, der ursprünglichen Absicht nach eine der wohlthätigsten Anstalten für die Menschheit, um arme, verlassene und hülflose Geschöpfe dem Verderben zu entreißen, und sie zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft zu bilden. Der Staat hat die größte Verpflichtung, für die Erziehung der Waisen zu sorgen; Waisenkinder sind vorzüglich Kinder des Staats, weil sie seines Schutzes und seiner Vorsorge mehr bedürfen, als die Kinder der noch lebenden Bürger. Außer dem Mitleiden, das ihr hülfloser Zustand in Anspruch nimmt, erfodert es selbst der Vortheil des Staats, sich ihre gute und zweckmäßige Erziehung angelegen seyn zu lassen, um nützliche Bürger, gute Hausmütter und sorgsame Erzieher-

rinnen des kommenden Geschlechts aus ihnen zu bilden. Die Geschichte der Entstehung der Waisenhäuser ist dunkel. Bei einigen alten Völkern waren öffentliche Erziehungsanstalten errichtet, in welche wahrscheinlich auch Waisen aufgenommen wurden. Was man bei den Römern unter Pueris und Puellis alimentariis verstand, kann nicht wohl mit unsern Waisenhäusern verglichen werden. Trajan, der zum Besten der Waisen sehr viel that, die beiden Antonine und Alexander Severus machten Stiftungen für sie. Doch waren es unstreitig keine eigentlichen Waisenerziehungsanstalten. Erst nachdem die christliche Religion sich mehr verbreitet hatte, werden auch Anstalten für Waisen öfter erwähnt, ihre eigentliche Verfassung ist jedoch nicht bekannt. In der Folge gaben die durch Handel und Gewerbe reich und blühend gewordenen Städte, wie in vielen andern nützlichen Einrichtungen, so auch hierin ein löbliches und nachahmungswürdiges Beispiel. Dies gilt vorzüglich von den großen Handelsstädten in den Niederlanden. In Deutschland finden sich in den Reichsstädten die ersten Institute dieser Art, doch reicht ihr Ursprung nicht über das 16te Jahrhundert hinaus. Man hatte bis dahin die ganz verlassenen vater- und mutterlosen Geschöpfe bei einzelnen Bürgern in die Kost gegeben, fand aber mit der Zeit diese Einrichtung nachtheilig und zweckwidrig, und so wurden denn Waisenhäuser errichtet, wo die Kinder unter Einer Aufsicht erzogen werden konnten. Zu Augsburg wurde im J. 1572 ein Waisenhaus errichtet. Später ahmten die Regenten Deutschlands und die Magistrate der ihnen unterworfenen Städte diesen Beispielen nach. Eins der berühmtesten, wo nicht das allerberühmteste in Deutschland ist das von dem verdienstvollen A. H. Franke (s. d. Art.) zu Halle 1698 errichtete Waisenhaus. Die den Waisenhäusern in vielem ähnlichen Findelhäuser sind fast überall weit früher als jene entstanden. In den neuesten Zeiten hat man für die vaterlosen Kinder gewisser Classen von Staatsbürgern besondre Erziehungsanstalten errichtet (militärische Erziehungshäuser in einigen Staaten; Erziehungshäuser für die Töchter von Mitgliedern der Ehrenlegion in Frankreich). Diese Anstalten haben zum Theil einen bestimmten Zweck der Erziehung, und sind nach andern Grundsätzen, als unsre gewöhnlichen Waisenhäuser organisirt. — Was man früher nachtheilig und zweckwidrig gefunden hatte, die Waisen bei Privatleuten in Kost und Erziehung zu geben, hat man in spätern Zeiten als vortheilhaft für den Staat sowohl, als für die Kinder selbst angesehen, und es erhoben sich eine Menge Stimmen wider die fehlerhafte Einrichtung der Waisenhäuser; ein Vorwurf, von dem freilich wenige dieser Anstalten frei geblieben sind. Die hamburgische Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe gab daher im J. 1779 als Preisaufgabe eine, auf Erfahrung gegründete Vergleichung, welche von diesen beiden Arten der Erziehung der Waisenkinder am vortheilhaftesten sey, auf. Die Gesellschaft erkannte den beiden Abhandlungen von Stark und Hamm: Ueber die Erziehung der Waisenkinder in gewöhnlichen Waisenhäusern oder durch einzelne Beköstigung (Hamburg 1780) den Preis zu. Später erschien die Schrift von Goldbeck: Ueber die Erziehung der Waisenkinder (Hamburg 1781). Die Resultate, welche aus den Untersuchungen über jene Preisfrage hervorgehen, sind übereinstimmend ungünstig für die Waisenhäuser ausgefallen. Durch sehr ins Einzelne gehende Berechnungen ist dargethan worden, daß es für den Staat oder die Anstalten selbst weit vortheilhafter sey, die Kinder in auswärtige Verpflegung zu geben. Die bedeutenden Kosten für Unterhaltung der oft großen und weit-

läuftigen Gebäude, der Aufseher und Lehrer, die Zuschüsse, die bisweilen nothwendig werden, wenn die Einnahme zur Deckung der Ausgabe nicht hinreicht, fallen dann weg. Aber noch größer und in seinen Folgen wichtiger ist ganz unläugbar der Vortheil, der für die Waisen selbst aus ihrer Vertheilung an Pflegeältern entstehen muß. Zwar können in einer allgemeinen Waisenanstalt die Kinder vielleicht mehr Kenntnisse für den Verstand sammeln, aber ihre physische Gesundheit und selbst ihre Moralität — für welche letztere in den Waisenhäusern, ungeachtet der bisweilen zu häufigen Religionsübungen, nicht immer ganz zweckmäßig gesorgt wird, uod bei einer zu großen Anzahl Kinder gesorgt werden kann — werden unstreitig besser gedeihen. Anstatt der in den Waisenhäusern gewöhnlichen einförmigen Beschäftigungen werden die Kinder in Privathäusern mehr mit den Geschäften des bürgerlichen Lebens bekannt, und frühzeitig daran gewöhnt. Nur müssen allerdings die Pflegeältern der Waisen gehörig ausgewählt, und immer unter einer genauen Aufsicht, die nicht so schwierig ist, als es scheinen möchte, gehalten werden. Die Pfleglinge müssen den Directoren der Anstalt von Zeit zu Zeit vorgestellt, über sie und ihre Aufführung müssen genaue Register mit Sorgfalt geführt werden. Einige Waisenanstalten werden besonders deßwegen gerühmt, daß sie die von ihnen entlassenen Waisen auch später noch unterstützen. So unterstützt z. B. das Waisenhaus zu Frankfurt am Main Knaben, wenn sie studiren oder als Handwerker reisen wollen, Mädchen, wenn sie, bei fortdauernder guter Aufführung, das 20ste Jahr erreicht haben und Gelegenheit finden, sich zu verheirathen. Alle diese und andere löbliche Einrichtungen können auch bei der Vertheilung der Waisen außer den Häusern fortbestehen. Die Mehrheit der Stimmen hat sich in den neuern Zeiten für die partielle Erziehung der Waisenkinder erklärt, und man hat an mehrern Orten die Waisenhäuser abgeschafft, und dagegen die Waisenvertheilung eingeführt. Der offenbare Erfolg davon ist eine bedeutende Ersparniß der Ausgaben, und eine sehr verminderte Mortalität unter den Kindern gewesen. Es ist keineswegs zu bestreiten, und die Erfahrung beweis't es, daß einsichtsvolle und menschenfreundliche Directoren solcher Anstalten vielen Gebrechen derselben abhelfen, und das Wohl der ihrer Oberaufsicht anvertrauten Jugend befördern können. Aber es ist schon ein mißlicher Umstand, daß das Wohl oder Wehe einer zahlreichen Jugend von den Einsichten und dem guten Willen eines einzelnen, vielleicht mit andern Geschäften belasteten Mannes abhängen müssen. Sollen Waisenhäuser noch ferner beibehalten werden, so ist für die physische Pflege der Zöglinge mehr Sorge zu tragen, als bisher gewöhnlich geschehen, vorzüglich aber ist darauf zu sehen, daß die Zahl der Kinder nicht zu hoch anwachse. Unter einer großen Menge von Kindern ist die Gefahr der physischen und moralischen Ansteckung, auch bei dem besten Willen, nicht immer zu vermeiden. Ein großer und tadelnswürdiger Fehler, der sich bei vielen Waisenhäusern befindet, ist der, daß man Waisen, preßhafte Arme und Züchtlinge in einer und derselben Anstalt vereinigt. Zu Torgau waren ehemals in dem 1730 errichteten Armen- und Waisenhause von beiden Classen über 300 Personen in einem Gebäude vereinigt. Man erkannte das Nachtheilige dieses Beisammenseyns der Kinder mit alten und kranken Personen, und sonderte sie (1801) nicht ohne großen Kostenaufwand von einander, jedoch nur in Ansehung der Wohnzimmer; außer diesen waren sie immer noch bei einander. Auch diesem Uebelstande half die Weisheit der Regierung ab, hob (1811) die längst als nachtheilig erkannte Verbindung

der Armen-, Waisen- und Zuchthäuser im Hauptwerke auf, und versetzte jede Classe an einen besondern Ort. (S. hierüber: Rulf, Wie sind Waisenhäuser anzulegen? Göttingen 1783. Riecke, Soll man Waisenhäuser beibehalten? Stuttgart 1806. Pflaum, Ueber Einrichtung der Waisenhäuser. Stuttgard, 1815.)

Walchern, die vornehmste der zeeländischen Inseln, zwischen den Mündungen der Schelde und dem deutschen Meere. Sie wird durch das Wasser Sloe von Zuidbeveland getrennt, und ist in vier Theile, Uitwateringen, getheilt, die nach den vier Himmelsgegenden benannt werden und gegen die Ueberströmung und Hinwegspülung durch Dämme und kostbare Seedeiche verwahrt werden müssen, doch schützen auch auf einer Seite Dünen und Sandhügel gegen die eindringenden Fluthen. Die Insel ist eben, durchaus mit einer fetten Dammerde bedeckt, und liefert den schönsten Waizen, besonders aber herrliche Färberröthe und die besten Kartoffeln Hollands. Sie gehört jetzt zum Bezirk Middelburg der Provinz Zeeland; ihre Hauptstadt ist Middelburg mit 13,200 Einwohnern; auch hat sie den guten, aber ungesunden Hafen Vliessingen.

Wald (böhmischer und bayerischer). Vom Fichtelgebirge aus, das die Quellen des Mains, der Nab, der Saale und Eger aussendet, zieht sich südwärts gegen das Ufer der Donau, da, wo sie die Ilz aufnimmt, eine waldbedeckte Bergkette hinab, der böhmer Wald genannt, dessen höchste Spitzen der Arber, Rachel u. s. w. (6000—7000 Schuh hoch) sind, und der Bayern und Böhmen scheidet. Der Strich Landes, welcher zwischen dem böhmer Wald und der Donau, ein Dreieck bildend, eingeschlossen liegt, heißt der baierische Wald. Es ist ein rauhes Bergland, wo nur Hafer und Flachs gedeiht, und hie und da an den Abhängen Obstbau; Viehzucht, Spinnen und Weben, die Verfertigung von Holzarbeiten u. dgl. beschäftigen hauptsächlich die Einwohner; der große Holzvorrath wird in Glashütten und bei Eisenhämmern verbraucht. Der Regen durchfließt das Ländchen von Morgen nach Abend. Der Hauptort ist die Stadt Cham, an dem Einflusse des Chams in den Regen gelegen, in der frühesten Zeit der Sitz der Markgrafen von Cham, die aber schon im 11ten Jarhundert ausstarben. Außer Cham nennen wir noch Furt, Viechtach, Zwisel, und im untern Walde Wolfstein, Gravenau, Deggendorf und Wegscheid. Die Bewohner dieses Ländchens, Wädler genannt, sind kräftig, genügsam, kühn aber roh, verschlagen und starrsinnig. Sie hängen am Alten und haben vieles davon in ihren Bergen erhalten. Ihre Sprache unterscheidet sich vielfach von der bayerischen Mundart, ist volltönig aber nicht rauh zu nennen, hat viele eigenthümliche Laute und ist reich an Vocalen; statt des klanglosen er endigen die Substantive sich auf a, z. B. Kihna statt Kinder; so gehen auch die Verba nicht auf en, sondern auf a aus, wie z. B. bringa u. s. f. Der Volksmährchen und Volkslieder findet man hier in den Spinnstuben noch viele; und des Sommers schallen sie aus dem Munde der Hirtenknaben von allen Bergen nieder. An geistigen Anlagen gebricht es den Wädlern nicht, das haben Schmiedel, der Verfasser der ersten Reise um den Laplatastrom, Gschrag, Thürriegl, der Bevölkerer der Sierra Morena, der Marschall Luckner, Osterwald, Lippert, Stattler u. s. w. bewiesen.

Waldeck. Das Fürstenthum oder die alte Grafschaft Waldeck wurde ehemals zu dem oberrheinischen Kreise gerechnet; es gränzt gegen Süden und Osten an Churhessen, gegen Westen und Norden an die jetzige

preußische Provinz Westphalen. Das Fürstenthum hat einen Flächeninhalt von 20 Quadratmeilen mit ungefähr 46,000 Einwohnern, enthält 13 Städte, 1 Marktflecken, 41 Pfarr- und 55 Kirchdörfer, 42 Weiler, Schlösser und Rittersitze, und ist in 9 Aemter getheilt. Der Boden ist größtentheils steinicht und mit Waldungen bedeckt, doch wird noch mehr Getraide erbaut, als der Bedarf der Einwohner erfordert; die Viehzucht ist ansehnlich. Die vorzüglichsten Producte sind Eisen, Blei und Kupfer, Goldsand findet sich in der Eder; auch gibt es Marmor- und Alabasterbrüche. Die Einwohner sind größtentheils, so wie das fürstliche Haus selbst, lutherischer Religion, doch leben auch viele andre Religionsverwandte unter ihnen. Sie sind arbeitsam, aber nicht sehr wohlhabend; außer Ackerbau und Viehzucht und den Arbeiten in den Berg- und Eisenwerken, beschäftigen sie sich mit Verfertigung grober Tücher und andrer wollnen Zeuge, und mit Garnspinnen. Die schon seit langer Zeit eingeführten Landstände bestehen aus den Rittergutsbesitzern, den deputirten Städten und dem Bauerstand. Die sämmtlichen Einkünfte des Fürsten sollen über 400,000 Gulden betragen, wovon 50,000 Gulden von dem Ertrag der Bäder zu Pyrmont herfließen. Ganz abgesondert von dem Fürstenthume Waldeck ist die dem Fürsten gehörende Grafschaft Pyrmont (s. d. Art.). Die ehmals gräfliche, seit 1682 fürstliche Familie von Waldeck gehört mit unter die ältesten in Deutschland. Die Grafschaft Waldeck war seit 1438 ein Lehn des Gesammthauses Hessen. Die Streitigkeiten über diese Lehnshoheit wurden 1635 durch einen Vergleich beendigt, der im westphälischen Frieden (1648) bestätigt wurde. Durch den Beitritt zum rheinischen Bunde (d. 18. April 1807) erlangte der Fürst die völlige Souverainität. Der jetzt regierende Fürst Georg, der seinem verstorbenen Bruder am 2. Sept. 1812 in der Regierung folgte, trat 1814 von dem rheinischen Bund wieder ab. Bei dem Bundestage zu Frankfurt hat der Fürst mit den Häusern Hohenzollern, Lippe, Reuß und Lichtenstein nur eine Gesammtstimme, bei der weitern Bundesversammlung aber, oder im Pleno, eine Stimme. Sein Contingent zum Bundesheere im Frieden ist auf 250 Mann angesetzt, nach dem angenommenen Maßstabe der Bevölkerung von 50,000 Seelen, wozu die Grafschaft Pyrmont mit 4500 Einwohnern gerechnet worden. Zum ehemaligen Kreiscontingente stellte Waldeck zwei Compagnien; sein Contingent zum rheinischen Bunde betrug 400 Mann. Das Militär des Fürsten besteht aus 1800 Mann, wovon jedoch ein großer Theil im Dienste des Königreichs der Niederlande steht. — Die Hauptstadt des Fürstenthums ist Corbach, mit 400 Häusern, 1600 Einwohnern und einem guten Gymnasio. Zu Arolfen, einer kleinen, gut und regelmäßig gebauten Stadt, ist die eigentliche Residenz des Fürsten. Das Residenzschloß ist ein ansehnliches Gebäude, in welchem sich auch sämmtliche Landescollegia befinden.

Waldenser. Diese als Vorläuferin der Reformation und Bewahrerin des Protestantismus im Mittelalter berühmte christliche Secte verdankt dem Petrus Waldus (Waldo, Vaud), einem reichen Bürger zu Lyon, Entstehung und Namen, obwohl einige ihrer Schriftsteller die Benennung „Waldenser“ lieber von Vallis, Vallée ableiten und Thalbewohner, Waadtländer (Vaudois) heißen wollen. Um 1170 kam Waldus beim Lesen der Bibel und einiger Stellen aus den Kirchenvätern, die er sich in die Landessprache übersetzen ließ, auf den Entschluß, die Lebensart der Apostel und ersten Christen nachzuahmen, vertheilte den Erlös seiner Güter unter die Armen und sammelte sich durch seine Pre-

digten zahlreiche Anhänger, meist aus der Classe der Handwerker, welche nach dem Orte ihrer Entstehung Leonisten oder Arme von Lyon wegen ihrer freiwilligen Armuth, wegen ihrer hölzernen Schuhe oder Sandalen (Sabots) Sabatati oder Insabatati, wegen ihrer Demuth Humiliaten genannt und oft mit den Katharern, Paterinern, Albigensern und andern Ketzern, deren Schicksale sie theilten, verwechselt wurden. Verachtung des ausgearteten Klerus und Widersetzlichkeit gegen die römische Hierarchie hatten die Waldenser mit andern Secten des Mittelalters gemein; aber indem sie über die Absicht ihres Stifters, nur die Sitten zu verbessern und das Wort Gottes in der Landessprache für jedermann frei zu predigen, hinausgehend, die Bibel allein zur Regel ihres Glaubens machten und, was in ihr und dem apostolischen Alterthum nicht gegründet sey, verwarfen, legten sie es auf eine Reform der ganzen christlichen Kirche an, sagten sich von den Lehren, Gebräuchen und Satzungen der römischen Kirche gänzlich los und bildeten eine abgesonderte Religionsgesellschaft, die der Papismus wegen dessen, was sie nicht glaubten, mit dem Fluch der Ketzerei belegte. Dieser traf sie schon 1184 auf dem Concilium zu Verona, doch eine allgemeine Verfolgung erfuhren sie erst, nachdem sie sich im südlichen Frankreich ausgebreitet und unter Begünstigung der Grafen von Toulouse und Foix befestigt hatten, in dem Ketzerkriege gegen die Albigenser (s. d. Art.). Viele Waldenser flohen damals (1209 — 1230) nach Aragon, Savoyen und Piemont. Spanien litt sie nicht, in Languedoc wußten sie sich bis 1330, in der Provence unter harten Bedrückungen bis 1545, wo das Parlament zu Aix sie auf die grausamste Weise vertilgen ließ, länger noch in der Dauphiné zu erhalten und erst im Cevennenkriege wurden die letzten Waldenser aus Frankreich vertrieben. In der Mitte des 14. Jahrh. waren einzelne Haufen dieser Secte nach Calabrien und Apulien, wo sie bald unterdrückt wurden, andere nach Böhmen gekommen und hießen hier Grubenheimer, weil sie sich in Höhlen und Gruben zu verbergen pflegten. Diese verloren sich später unter die Hussiten und die böhmischen Brüder leiten von ihnen die rechtmäßige apostolische Ordination ihrer Bischöfe ab. Dagegen fanden sie eine bleibende Heimath in den von der Natur befestigten Thälern des westlichen Piemonts und gründeten hier eine besondere Kirche, die, mit allen auswärtigen Waldensern verbunden, bis jetzt der Hauptsitz ihrer Secte geblieben ist. Ihre Lehre ruht lediglich auf dem Evangelium selbst, das sie nebst einigen Katechismen in ihrem alten, aus französischen und italiänischen Sprachelementen gemischten Patois besitzen. In dieser romanischen Volkssprache wurde auch ihr höchst einfacher Gottesdienst bis 1603 gehalten. Da in diesem Jahre ihre alten Barben (Barbes, Oheime, Lehrer) ausgestorben waren, erhielten sie Prediger aus Frankreich und seitdem wird bei ihnen französisch gepredigt. Diese Lehrer bilden jedoch keinen besondern Priesterstand und ergänzen sich von den Akademien der Reformirten. Ihre Gebräuche beschränken sich auf Taufe und Abendmahl, von dem sie Calvins Vorstellung annahmen. Die Verfassung ihrer meist mit Weinbau und Viehzucht beschäftigten Gemeinden, welche durch jährliche Synoden zusammenhängen, ist republikanisch; jeder steht ein aus Aeltesten und Diaconen unter Vorsitz des Predigers zusammengesetztes Consistorium vor, welches die strengste Sittenzucht handhabt und kleine Streitigkeiten schlichtet. Seit ihrer Entstehung waren die Waldenser durch reine Sitten, Fleiß und Betriebsamkeit vor ihren catholischen Nachbarn ausgezeichnet und als

die besten Unterthanen geachtet. Aber obgleich ihre heftigsten Feinde ihnen diesen Ruhm zugestehen mußten, hat der Fanatismus des catholischen Klerus ihnen doch viele unverdiente Verfolgungen bereitet. Schon 1440 wollten die Dominicaner sie in Piemont, wie in Frankreich, mit Feuer und Schwert bekehren; noch schlimmer erging es ihnen, nachdem sie im 16ten Jahrh. mit den Reformirten in kirchliche Gemeinschaft getreten waren. Denn nun trafen sie die nächsten Ausbrüche der papistischen Wuth über die Fortschritte der Reformation, deren Grundsätze sie schon über drei Jahrhunderte beobachtet hatten. Daher ihre Ausrottung in Frankreich und ihre wechselnden Schicksale in Piemont. Die im Marquisat Saluzzo angesiedelten wurden bis 1633 gänzlich vertilgt und die in den übrigen Thälern, nachdem sie vom turiner Hofe erst 1654 eine neue Versicherung ihrer Religionsfreiheit erhalten hatten, mit der treulosesten Hinterlist durch Mönche und Soldaten 1655 angegriffen, mit viehischer Grausamkeit gemißhandelt und viele schmählich ermordet. Der Rest ihrer Mannschaft setzte sich zur Wehre und nächst ihrer eignen Tapferkeit verschaffte ihnen die Verwendung der protestantischen Mächte endlich eine neue, obschon beschränktere, Bestätigung ihrer Freiheiten durch den am 18ten Aug. 1655 zu Pignerol geschlossenen Vergleich. Neue Gewaltthätigkeiten veranlaßten 1664 neuen Kampf und Vergleich. Die 1685 durch französischen Einfluß betriebene Verfolgung nöthigte Tausende zur Auswanderung in protestantische Länder. Sie verbanden sich in London mit den französischen Reformirten, in den Niederlanden mit den Wallonen, in Berlin mit der französischen Gemeinde, die zum Theil aus waldensischen Flüchtlingen entstand; bei 2000 gingen in die Schweiz. Von diesen brachen einzelne Haufen mit gewaffneter Hand 1689 wieder in Piemont ein und behaupteten sich mit den Zurückgebliebenen unter vielen Bedrückungen, denen endlich auf preußische Fürsprache durch neue Zusicherungen des turiner Hofes 1725 Grenzen gesetzt wurden. Noch jetzt genießen sie in ihren alten Thälern von Lucerne, Perusa und St. Martin im westlichen Piemont Religionsfreiheit und bürgerliche Rechte und zählen daselbst gegen 17,000 Seelen. Einige Hunderte jener Flüchtlinge siedelten sich nach langen, durch den Religionseifer der tübingischen Theologen sehr erschwerten Unterhandlungen 1699 im Würtembergischen an, wo ihre Nachkommen jetzt in 10 Gemeinen 1600 Köpfe stark sind. Den Reformirten stehen sie durch ihren einfachen Cultus und durch ihre Kirchenverfassung am nächsten, doch in der Geistesbildung hinter den übrigen Protestanten zurück. E.

Waldgötter, s. Faunen und Satyrn.

Waldhorn, s. Horn.

Wales, eine brittische Provinz im Westen von England, zwischen den Grafschaften Chesz, Shrop, Hereford und Monmouth, dem irischen Meere und dem bristoler Canale. — Als England von den Sachsen besetzt wurde, zogen sich in die hohen Gebirge dieses Landes die Britten zurück; sie behaupteten ihre Unabhängigkeit bis 1282, wurden aber erst unter Heinrich VIII. ganz von den Königen von England besiegt und dem Reiche einverleibt. Seitdem mußten sie sich zwar immer nach ihren Beherrschern bequemen, doch behielten sie ihre eigenthümliche Sprache, die alte kymmrische, und ihre Nationalsitten und Gebräuche bei, die sie noch jetzt von der großen Masse des englischen Volks unterscheiden. — Wales, ein Land von 299 Q. Meilen, ist überall mit hohen Gebirgen bedeckt, worunter sich drei verschiedene Ketten unterscheiden, aber zwischen diesen Gebirgen breiten sich bald weitere, bald engere Thäler aus,

die von vielen kleinen Flüssen bewässert werden. Das Land hat Ueberfluß an Weiden, aber nur wenigen Ackerbau; Viehzucht ist die Hauptbeschäftigung der Waleser, die, obgleich so nahe dem industriereichen England, beinahe nichts von seiner Cultur in ihre Wohnsitze übertragen haben. Ihr wichtigster Industriezweig ist die Flanell- und Wollenstrumpfweberei; doch gibt es auch wichtige Eisenhütten, die das in der Provinz gewonnene Eisen verarbeiten und jährlich gegen 1,090,000 Ctnr. Gußeisen produciren; aber das auf Anglesea gewonnene Kupfer, nahe an 60,000 Ctnr., wird meistens auf englischen Hütten verarbeitet. Auch die Fischerei ist an den Küsten sehr ansehnlich. Die Volksmenge betrug 1811 607,380 Köpfe, meistens anglicanischer Religion, doch leben unter ihnen viele Catholiken und Methodisten. — Wales macht seit 1586 einen integrirenden Theil der Krone Englands aus, und beschickt das Unterhaus mit 24 Deputirten. Es zerfällt in Süd- und Nordwales; jeder dieser Theile besteht aus sechs Grafschaften. Der erstgeborne Sohn eines Königs von England wird zum Prinzen von Wales ernannt.

Walken heißt das Auswaschen des gewebten Tuches, wodurch es von seinen während des Webens erhaltenen Unreinigkeiten befreit wird; mit dieser Reinigung wird zugleich sein Zusammenfilzen, d. i. seine größere Dichtigkeit bezweckt. Man walkt das gewebte Tuch auf Walkmühlen, indem man es einweicht, um die Schlichte aufzulösen, dann mit Seife oder seifenartigen Dingen, (Urin, Schweinekoth, Walkererde,) und einer gehörigen Menge immer erneuerten Aufschlagewassers in einem Troge (Kumpen oder Walkstocke) durch Stampfen oder Hämmer durcharbeiten läßt. F.

Walkererde ist eine Thonerde, die statt der Seife zum Walken der Tücher gebraucht wird. Sie hat gewöhnlich eine graugelbliche und weißgraue Farbe, die ins Grünliche fällt, fühlt sich sehr sanft und glatt an, glänzt mit dem Nagel gerieben, und schäumt wie Seife im Wasser umgerührt. Sie hat die Eigenschaft, daß sie das Fett in sich saugt: daher ihre Verwendung zum Walken. Man findet an vielen Orten in Deutschland Walkererde, die beste aber gräbt man zu Hampshire in England. Die Zeit der Erfindung der eigentlichen Walkerkunst ist nicht bekannt; doch das Reinigen der Zeuge durch Treten u. s. w. verstanden schon die ältesten Griechen, wie uns Homer berichtet.

Walkyren, Walkyrier, eigentlich Valkyrïur, waren nach der nordischen Mythologie (s. d. Art.) die **Schicksalsgöttinnen der Kämpfenden**, welche der Kriegsgott Odin zu den Schlachten sendet, um die, welche im Kampf fallen sollen, auszuwählen und den Sieg nach Willkür zu lenken. Ihr Name wird verschiedentlich abgeleitet (von **Walur**, die Niederlage, der Fall und **Kyria, Kiora**, erkiesen, wählen, nach Andern von **Welia**, Wählen; endlich auch von Walhalla — weil man glaubte, daß sie die Seelen der Erschlagenen in des Odins Residenz Walhalla abholen sollten.) Die Edda nennt deren vierzehn (1. Th. 31. Fab.); sie gehören zu den Asinnen, dienen in Walhalla den Einheriern, reichen ihnen Bier und Trinkgeräth. Auch spricht die Voluspä von ihnen, Saxo Grammaticus, der sie Waldjungfern oder Nymphen nennt, erzählt im dritten Buche seiner Geschichte, daß sie dem Dänenkönig Hother erschienen und ihm offenbart, wie sie unsichtbar das Glück der Schlachten leiten, ihren Freunden Hülfe und Beistand leisten, und ihren Feinden Unglück bringen; daß sie dem König Hother ein hieb- und stichfestes Kleid sollen geschenkt und entdeckt haben, auf welche Weise er seinen Feind, König Balder, besiegen könne. Ihre Verwandtschaft mit den Homerischen

Keren hat Jac. Wagner in seiner Schrift Homer und Hesiod bemerkt, welcher zugleich erinnert, daß ihre Namen einzelne Momente der Schlacht, z. B. Schwertgeklirr, Schildgerassel, Fluchtgeschrei ꝛc. bezeichnen.

Wall ist im Allgemeinen der Erdaufwurf, welcher jeden zu befestigenden Platz umgibt, um ihn der Einsicht des Feindes zu entziehen und vor dessen Projektilen zu schützen, während die darauf erbaute Brustwehr die Vertheidiger desselben deckt. Hiernach hat zwar jedes einzelne Werk der permanenten Befestigung einen Wall, da dessen Eigenschaften sich aber immer in den allgemeinen Bestimmungen vorfinden und nur verschieden modificirt werden, so berühren wir hier bloß den Hauptwall, der den innern Theil der Festung umschließt. Dieser muß 1. hoch genug seyn, um sowohl die schon angegebenen Zwecke zu erfüllen als auch das vorliegende Terrain zu überhöhen; 2. genugsame Stärke besitzen, um den Wirkungen des feindlichen Geschützes widerstehn zu können, und 3. hinlängliche Breite haben, damit hinter der Brustwehr theils Raum für die Vertheidiger und das Geschütz, theils auch ein Weg zu der Veränderung und der Aufstellung des letztern übrig bleibt. (Wallgang, den Vauban zu 36 Fuß annimmt. — Hier unterscheiden sich die Wälle der Außenwerke wesentlich, denn sie bedürfen theils dieser Breite nicht, theils wird sie auch deßhalb vermieden, um dem Feinde keinen Raum zur Erbauung von Breschbatterien zu lassen). Im Walle befinden sich die Casematten, d. i. Gewölbe, die zur sichern Unterbringung der Garnison und Aufbewahrung der Vorräthe oder zur Vertheidigung bestimmt sind, im letztern Falle Defensiv-Casematten genannt, und zur Verhinderung jedes Etablissements im bedeckten Wege oder auf der Contrescarpe unter die Facen der Bollwerke gelegt werden. Der Umriß des Walles hängt von der Länge der Linien ab, die den zu befestigenden Raum einschließen, und bildet wegen der nöthigen gegenseitigen Bestreichung aus- und eingehende Winkel; die Seitenvertheidigung, die in ältern Zeiten durch Thürme bewirkt ward, wird jetzt durch die Bastionen erlangt (s. d. Art.). Der Theil des Walles, der zwei solche Werke verbindet, heißt die Courtine (Mittelwall), die von den Fleeten der Bollwerke bestrichen wird, und deren Länge daher von der Lage und Höhe jener abhängt; die Facen der Bollwerke bilden mit der Courtine den Umriß der Festung; beyde werden durch die Flanken mit einander verbunden.

Wall (Anton), oder mit seinem wahren Namen Ch. L. Heyne, wahrscheinlich im Jahre 1751 geb. zu Burgstädt, einem Städtchen im Schönburgischen, wo sein Vater Prediger war. Von seiner frühern Erziehung ist nichts bekannt, außer daß er entweder die Dom- oder die Stadtschule in Naumburg besucht und dann in Leipzig Jurisprudenz, besonders aber Staatsrecht, Politik, und Geschichte mit ihren Hülfswissenschaften studirt und sich dabei mit dem Studium der neuern Sprachen beschäftigt hat. Mit physischer und geistiger Kraftanstrengung studirte er mehrere Jahre, und schon hier, als er keine Vorlesungen mehr hörte, betrat er oft Wochen lang nicht die Straße. Im J. 1779 trat er daselbst zuerst als Dichter auf; es erschienen von ihm Kriegslieder mit Melodien, zu welchen ihm ohne Zweifel der preußische Grenadier (Gleim) den Anstoß gegeben hatte. Ihnen folgten im Anfange der achtziger Jahre zwei Lustspiele. Sie befinden sich auch im komischen Theater der Franzosen für die Deutschen, herausgegeben von J. G. Dyk (Leipz. 1777—86, 10 Thle.) nämlich die beiden Billets, nach Florian, und die Expedition, oder die Hochzeit nach dem Tode, nach Collé, überhaupt fällt in diese, wie schon Andere bemerkt

haben, ziemlich prosaischdürftige Zeit die Hauptperiode seines schriftstellerischen Ruhms. Vorzüglich gefielen die beiden Billets in ihrer classischen Bearbeitung, durch ihre wirklich originale Laune und durch die Wahrheit der trefflich wiedergegebenen Charaktere so sehr, daß sie noch immer nicht von der Bühne verschwunden sind und daß sie sogar mehrern Lustspieldichtern Veranlassung zu Fortsetzungen gegeben haben, unter welchen wir nur den Bürgergeneral von Göthe nennen. Wall selbst lieferte später 1791 in demselben Geiste eine höchst gelungene Fortsetzung der beiden Billets im Stammbaume; eine zweite Fortsetzung, die Walls Unzufriedenheit mit dem Göthischen Bürgergenerale veranlaßt hatte, ist durch einen unglücklichen Zufall verloren gegangen. Im J. 1781 erschien von ihm, nach einem englischen Originale, Miß Sara Salisbury eine engländische Begebenheit, und 1781, 82 gab er ohne seinen Namen eine Uebersetzung der besten Werke der Maria Riccoboni aus dem Franz. in vier Bänden heraus. Die dramatischen Kleinigkeiten, welche 1783 herauskamen, bilden einen Theil der anmuthigen Darstellungen, welche später den Beifall des deutschen Publikums unter dem ausländischen, aber anspruchlosen Titel Bagatellen gewannen. Sie erschienen in zwei Bändchen, Leipz. 1786 und 88. Der Verfasser hatte mehrere Formen der Darstellung gewählt; in allen aber zeigte sich eine glückliche, wenn auch mehr durch Kunst nachgezauberte Leichtigkeit. Dabei hatte der Styl außer der strengsten Correctheit einen Grad von Politur und feinem Farbenschmelz, wie man ihn damals etwa nur bei dem Dichter der Wilhelmine fand. Auch die Erfindung war, einigen Muthwillen abgerechnet, größtentheils fein und geistreich; in dieser Hinsicht verdient Antonie einer besonders rühmlichen Erwähnung. Im J. 1787 gab er uns einen Band Erzählungen nach Marmontel, welche ebenfalls günstig aufgenommen wurden. Unterdessen hatte Wall Leipzig verlassen und lebte als Privatsecretär bei dem Kanzler Hofmann in Halle; von da ging er nach Berlin, wo er ziemlich lange privatisirt hat. Dieser Aufenthalt fällt etwa in die Jahre 1788, 89, 90, oder in die Wöllnerische Periode. Von seiner öffentlichen oder literarischen Thätigkeit daselbst ist wenig laut geworden; doch ist zu bemerken, daß er wenigstens für Andere Memoriale, Auszüge aus juridischen Schriften, Gutachten und andere Aufsätze dieser Art verfertigt hat, in welchen man schwerlich den Verfasser der Bagatellen erkennen möchte. Auch wurde ihm von der preußischen Regierung eine ehrenvolle Stelle angeboten, die er aus Liebe zur freien literarischen Muße ausschlug. Seit 1788, wo der zweite Theil der Bagatellen erschien, finden wir bis zum Jahre 1799, außer der genannten Fortsetzung der beiden Billets, keine weitere Spur seiner Autorschaft. Er hatte Berlin verlassen und lebte in stiller verborgener Zurückgezogenheit erst in Rochlitz in Sachsen bei dem damaligen Amtmann Drobisch als Hausfreund oder als Hauslehrer, dann in Geringswalde, einem kleinen Städtchen in der Nähe von Rochlitz, bei dem Finanzprocurator Wendt. Von hier aus folgte er im J. 1798 der freundlichen Einladung des Buchhändlers Richter in Altenburg, welcher ihn unter der Bedingung, für seinen Verlag einige Schriften auszuarbeiten, bei sich aufnahm und ihm manche Bequemlichkeiten des Lebens verschaffte. Da er in dieser Stadt gesellige Cirkel und Freunde fand, die seine Talente und Kenntnisse schäzten und denen er sich durch seine geistreiche Unterhaltung bald zu empfehlen wußte, so leuchtete die fast erstorbene Geistesflamme noch einmal auf, und plözlich erschien unter seinem Namen 1799 Amathonte, ein per-

fisches Mährchen, und gleich darauf das Lamm unter den Wölfen, als Anhang zur Amathonte. Eine frohe Ueberraschung ergriff das Publikum, als dieser Erzähler wieder auftrat, und man wollte kaum glauben, daß er von den Todten erstanden sey. Selbst der bekannte Merkel empfing ihn in seinen Frauenzimmerbriefen mit lautem Trompetenschall. Indessen hatte A. Wall während seines Ruhestandes etwas von der natürlichen Frischheit seines Colorits verloren, er war hin und wieder geschwätzig und gefiel sich oft in einer gezierten Naivetät; doch blieben die genannten Werke immer eine erfreuliche Erscheinung, in so fern man hoffen durfte, daß sich seine bessere geistige Natur erholen würde. Weniger gefielen Adelheid und Aimar, eine Mischung von Ritter- und Liebesgeschichten, in welchen es nicht immer ganz rein zugeht. Dieser Roman, vorgeblich nach einem arabischen Muster, in der That aber nach einem französischen Originale gebildet, erschien im J. 1800. Die Gemeinplätze der Liebe sind hier oft mit zu süßlicher Redseligkeit ausgesponnen. Auch ist nicht zu läugnen, daß der Ton der guten Laune in der darauf folgenden Korane noch etwas weiter herabgestimmt ist, als in der Amathonte, und daß dieser im Murad fast gänzlich verstummt. Diese beiden persischen Mährchen, die jedoch von modernen witzelnden Anspielungen nicht frei sind, kamen nach des unglücklichen Richters Tode zu Altenburg 1801 in einem andern Verlage heraus. Seitdem verfiel er wieder in eine Art von Lethargie, so daß er nicht einmal den zweiten Theil des Murad geschrieben hat, wiewohl dieser unter seinem Namen erschienen ist. Mit Ausnahme einiger Gedichte, die theils in den sächsischen Provinzialblättern stehen, theils eine gelegentliche Veranlassung haben, hat A. Wall seit 1801 nichts von sich hören lassen. Vom Jahre 1805 bis 1809 lebte er in Ehrenberg, einem reizenden Kammergute bei Altenburg, auf Kosten der herzoglichen Kammer. Man hoffte, daß sich in der Freiheit und Schönheit der Natur seine abgespannte Kraft stärken würde; allein mehrere Umstände, die hier besser verschwiegen werden, vereinigten sich, um ihn in jener Arbeitscheu und geistigen Ohnmacht gefesselt zu halten. Kaum verließ er sein Zimmer, um sich einmal in freier Luft zu bewegen, oder das Federvieh im Hofe zu füttern. In diesem Zustande kam A. Wall im Mai 1809 nach Gößnitz, einem Städtchen bei Altenburg, wo er bei einem Freunde in ziemlich blühender Gesundheit, doch ohne literarische Thätigkeit 14 Wochen lang lebte. Von da kam er nach Altenhain bei Grimma zu einer Frau von Burghardi als Hauslehrer, und da sich dieses Verhältniß lös'te, nach Zedtwitz bei Hof zum Kammerherrn von Plotho, dessen jüngste Kinder er bis zum Tode des einen unterrichtete. Er hätte hier in mehrern Hinsichten eine angenehme Lage finden können; allein er verließ auch diese Stelle bald und privatisirt gegenwärtig in Hirschberg, einem Städtchen bei Hof im Voigtlande, ohne daß man von seinem jetzigen Leben und Weben etwas Genaueres angeben kann. Wenn wir einen Blick auf die frühere Laufbahn dieses von den gebildeten Deutschen so sehr begünstigten Schriftstellers werfen, so muß man freilich bedauern, daß er von seinem großen Erzählertalente und von seinen Kenntnissen keinen erfreulichern Gebrauch gemacht hat. Seiner spätern Manier bemächtigte sich in der Folge mit mehrerem Glücke Friedrich Laun. Ein getroffenes, wiewohl etwas verschönertes Bildniß von ihm findet sich vor der Korane.

Wallachei, eine osmanische Schutzprovinz, die die Osmanen Eflak nennen. Sie machte zu den Zeiten der Römer einen Theil von Dacien aus, erhielt im 12ten und 13ten Jahrhunderte ihre von Byzanz

abhängigen Fürsten, die nach dem Verfalle des byzantinischen Reichs bald sich an Ungarn, bald an Polen schlossen, je nachdem eines dieser Reiche einen glänzenden Zeitraum hatte, und wurde endlich 1421 den Osmanen zinsbar. Doch ließen diese der Provinz, da sie sich freiwillig unterworfen hatte, ihre eignen Despoten und Verfassung und den Einwohnern die ungehinderte Ausübung ihrer Religion, nur nahmen sie für sich die drei Plätze Ibrail, Dschiurdschiu und Thurnul, welche sie zur Beschützung der Donau noch jetzt besetzt halten. — Die Wallachei liegt zwischen der Donau, der Moldau und Siebenbürgen, ein großes fruchtbares Land von 1107 Q. Meilen, das Korn, Tabak, Lein, Pferde, Schafe und Salz im Ueberflusse hat, und zu den reichsten und gesegnetsten Ländern des Erdbodens gehören könnte, wenn eine industriösere Nation es bewohnte und eine bessere Verfassung vorhanden wäre. Die Einwohner, höchstens 500,000 Köpfe, sind der größern Masse nach entweder Wallachen oder Zigeuner; jene, die ursprünglichen Bewohner, ein Gemisch der verschiedenartigsten Nation: Dazier, Bulgaren, Slaven, Gothen und Römer, die sich selbst Römer nennen und ein römisches Patois reden, machen einen verdorbnen Volkshaufen aus, der sich durch eine angeborne Wildheit, großen Hang zur Trägheit, Wollust, Unempfindlichkeit und unedle Sitten auszeichnet; diese, die in großer Zahl vorhanden sind, sehen sich hier, wie in allen Ländern, wo sie eingewandert sind, gleich. Die Religion beider ist die griechische. Die Verfassung ist völlig despotisch. Der Fürst oder Hospodar wird von der Pforte ernannt, die ihn jährlich durch einen Firman bestätigt und nach Gutdünken absetzen kann: er wird immer aus einer der großen griechischen Familien, die in Constantinopel wohnen, genommen, und zahlt an die Pforte einen bestimmten jährlichen Tribut von 300,000 Löwenthalern, außer den jährlichen Geschenken, die er für Bestätigung seines Firmans geben muß. Dafür steht es dann ihm frei, das Land so methodisch auszuplündern als möglich, und meistens ist auch nur darauf sein ganzes Augenmerk gerichtet.

Wallenstein (Albrecht, Graf von), Herzog von Friedland, Generalissimus der österreichischen Armee im dreißigjährigen Kriege. — Die Geschichte hat uns die Thaten von Männern aufbewahrt, deren bloße Namen ein gemischtes Gefühl von Staunen und Abscheu erregen, weil diese Männer zwar große und ungewöhnliche Dinge ausführten, aber keinen andern Zweck als die Befriedigung ihres Ehrgeizes kannten, sich dazu aller, auch der verderblichsten Mittel bedienten, und nichts für das allgemeine Wohl des Menschengeschlechts bewirkten. Zu ihnen gehört auch Wallenstein, der, einst das Schrecken seiner Zeitgenossen, durch keine That sich die Achtung der Nachwelt erworben. Die große Rolle, die er spielte, und sein mächtiges Eingreifen in die Begebenheiten seiner Zeit, machen ihn zu einem merkwürdigen Manne; daher hat er auch viel Geschichtschreiber gefunden. Doch ist der Schleier, der über den letzten Act seines Lebens liegt, noch von keinem ganz gehoben worden. — Albrecht Graf von Wallenstein wurde den 14. Sept. 1583 zu Prag geboren. Er stammte aus einer angesehenen böhmischen Familie ab, die der protestantischen Religion zugethan war, in welcher auch er erzogen wurde. An dem wissenschaftlichen Unterrichte, der ihm im väterlichen Hause und auf der damals berühmten protestantischen Schule zu Goldberg in Schlesien ertheilt wurde, fand Albrecht keinen Geschmack; sein unruhiger, aufbrausender Geist widerstrebte der Zucht der Lehranstalten; bei allen muthwilligen oder tollen Streichen

war er stets der Anführer seiner Mitschüler, über die er eine gewisse Oberherrschaft ausübte. Eben so betrug er sich auf der Universität Altorf, die er 1599 bezogen hatte; verübte Excesse brachten ihn hier in das akademische Gefängniß. Sein Vater sah sich deßwegen genöthigt, ihn von der Universität zurückzurufen. Albrecht kam hierauf als Page in die Dienste des Markgrafen Carl von Burgau, eines Prinzen der österreichisch-tyrolischen Seitenlinie, der zu Insbruck residirte. Hier trat Wallenstein zur catholischen Kirche über, und erhielt von seinem Herrn Unterstützung, eine Reise durch Deutschland, England, Frankreich und Italien zu machen. Auf dieser Reise erwarb er sich Welt- und Menschenkenntnisse. Eine Zeit lang hielt er sich auf der damals berühmten Universität Padua auf und studirte da Mathematik, Politik, vorzüglich aber Astrologie, eine Wissenschaft, die zu jener Zeit noch in großem Ansehn stand. Sein Lehrer in derselben, Argoli, scheint ihn durch Vorhersagung eines glänzenden Glücks, zu den großen Planen, die der ehrgeizige Wallenstein nachher entwarf, besonders angefeuert zu haben. Wallenstein hing daher auch sein ganzes Leben hindurch dieser betrüglichen Wissenschaft eifrig an. Im J. 1606 machte er bei der kaiserlichen Armee einen Feldzug gegen die Türken in Ungarn mit, bewies viel persönliche Bravour, und wurde Hauptmann. Ein baldiger Friede (den 11ten Nov. 1606) endigte diesen Feldzug, und Wallenstein ging ohne Anstellung nach Böhmen zurück. Hier heirathete er eine sehr reiche, aber schon bejahrte Wittwe, die ihn nach einer kurzen, kinderlosen Ehe als den Herrn eines großen Vermögens hinterließ. Diese reiche Erbschaft setzte ihn in den Stand, eine glänzende Rolle zu spielen, und seine ehrgeizigen Plane in der Folge auszuführen. In einem unbedeutenden und kurzen Kriege, der im J. 1617 zwischen dem Erzherzog Ferdinand von Steuermark und der Republik Venedig im Friaul ausbrach, warb er auf eigne Kosten 200 Reiter, und führte sie dem Erzherzoge, nachmaligem Kaiser Ferdinand II., zu, bei dem er sich durch diese sehr willkommne Hülfe in große Gunst setzte. Er zeichnete sich durch tapfres und kluges Benehmen bei dem Entsatz des von den Venetianern belagerten Gradisca aus, und erwarb sich die Anhänglichkeit der Offiziere und Soldaten durch außerordentliche Freigebigkeit, und durch die Sorgfalt, die er für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse bewies. Nach geendigtem Kriege ernannte ihn Ferdinand zum Obersten der Miliz in Mähren, und Wallenstein nahm nun seinen Aufenthalt zu Ollmütz. Um sich in der Gewogenheit des künftigen Herrschers noch mehr zu befestigen, heirathete er in zweiter Ehe die Tochter des Grafen Harrach, eines Günstlings Ferdinands. — Bei dem Ausbruche der Unruhen in Böhmen 1619 ergriff Wallenstein die österreichische Partie, und die protestantischen Böhmen suchten vergebens ihn für sich zu gewinnen. Von diesen in Mähren gedrängt, mußte er Ollmütz verlassen, rettete jedoch die ansehnliche Landescasse und brachte sie zu Ferdinand nach Wien. Wallenstein hatte davon 12,000 Thlr. für sich behalten; mit diesen und seinem eignen Gelde warb er 1000 Mann Kürassiere an, die er dem österreichischen General Boucquoi nach Böhmen zuführte. Hier zeichnete er sich bei verschiedenen Gefechten aus, doch war er nicht in der Schlacht auf dem weißen Berge vor Prag (den 8. Nov. 1620) sondern führte unterdessen einen besondern Auftrag aus, dem Kaiser verschiedene böhmische Städte zu unterwerfen. Nach jenem Siege ging Wallenstein mit der österreichischen Armee unter Boucquoi nach Mähren, dessen feste Plätze sich den Siegern bald öffneten. Wallenstein wurde vom Kaiser zum Militärgouverneur

in Mähren ernannt, und hielt einen triumphirenden Einzug in Ollmütz. Seine von den protestantischen Böhmen vorhin eingezognen Güter wurden ihm alle zurückgegeben. Er wurde zum Generalmajor ernannt, und nachdem Boucquoi geblieben war, commandirte er gegen den Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, mit Glück. Der Kaiser belehnte ihn (1622) mit der Herrschaft Friedland in Böhmen, machte ihn zum Reichsgrafen, und im folgenden Jahre zum Fürsten von Friedland; Wallenstein wurde deßwegen in der Folge gewöhnlich, zum Theil aus Geringschätzung, bloß der Friedländer genannt. — Als der Krieg sich auch im nördlichen Deutschlande weiter ausbreitete, und der König von Dänemark (1625) sich an die Spitze der Stände des niedersächsischen Kreises gegen den Kaiser stellte, da befand dieser letztere sich in großer Verlegenheit, weil es ihm an Geld und Truppen fehlte. Wallenstein erbot sich, auf eigne Kosten und ohne den geringsten Beitrag von Seite des Kaisers, eine Armee von 30,000 Mann aufzustellen, mit der Bedingung, der oberste Befehlshaber derselben zu seyn, und die in den eroberten Ländern eingetriebenen Brandschatzungen für sich behalten zu dürfen. Es war in jenen Zeiten nicht ganz ungewöhnlich, daß ein General ein Truppencorps auf eigne Kosten warb, und sich dann in Feindes und Freundes Land für seinen Aufwand entschädigte. Aber daß Wallenstein ein so zahlreiches Heer aufstellen wollte, mußte als ein abenteuerlicher und unausführbarer Plan erscheinen. Dem Kaiser blieb jedoch kein andres Mittel übrig, und er nahm Wallensteins Antrag auf jede Bedingung, die dieser verlangte, an; auch erhob er bald nachher den bisherigen Fürsten von Friedland zum Herzog. Wallenstein machte nun jede Aufopferung, um sein Versprechen zu erfüllen. Sein Name und die thätige Mitwirkung vieler ihm ergebnen Offiziere machten, daß sich bald, zwar nicht eine Armee von 30,000 Mann, aber doch ein ansehnliches Truppencorps unter seinen Fahnen bei Eger versammelte. Von da führte Wallenstein diese Truppen (1625) nach Franken, wo das Land sie eine Zeit lang unterhalten mußte, dann durch Schwaben und den oberrheinischen Kreis nach Niedersachsen. Hier nahm Wallenstein verschiedene Städte ein, blieb in Halberstadt den Winter hindurch, und besetzte selbst einen Theil von Obersachsen. Ueberall mußten seine Truppen, deren Anzahl sich fortwährend vermehrte, von den Einwohnern unterhalten werden. Ihm stellte sich der berühmte Graf Peter Ernst von Mansfeld mit einer weit schwächern Armee entgegen, und als dieser, um sich mit Bethlen Gabor zu vereinigen, sich (im Juli 1626) durch Schlesien gegen Ungarn wendete, folgte ihm Wallenstein dahin nach, erntete aber in diesem Feldzuge keine Lorbern. Sein Heer, durch übertriebne Märsche entkräftet, und von verheerenden Seuchen angegriffen, wurde sehr vermindert. Nachdem sein kühner und gewandter Gegner, der Graf Mansfeld, gestorben war, und Bethlen Gabor mit dem Kaiser Friede gemacht hatte, ging Wallenstein (1627) aus Ungarn nach Schlesien zurück, und vertrieb aus dieser Provinz die Dänen, die sich verschiedner festen Plätze bemächtigt hatten. Er drang hierauf durch die Lausitz und die Mark Brandenburg (im Aug. 1627) in Niedersachsen ein, und nöthigte den König von Dänemark, der ihm und der ligistischen Armee unter Tilly nicht zugleich widerstehen konnte, zum schnellen Rückzug. Wallenstein eroberte in kurzer Zeit das ganze Herzogthum Meklenburg, wo er ungeheure Contributionen foderte, und drängte die Dänen nach Holstein, das er, so wie den größten Theil von Schleswig und Jütland, noch in diesem Feldzug eroberte, weil man in diesen Provin-

zen auf einen so unerwarteten Angriff nicht vorbereitet war. Alle diese Länder wurden sehr hart behandelt. Da Wallenstein aus Mangel an Schiffen in die dänischen Inseln nicht eindringen konnte, so nahm er seine Winterquartiere längs der Küste der Ostsee, besetzte Pommern, und dehnte seine Truppenlinie bis Berlin aus. Nur das feste Stralsund weigerte sich, österreichische Besatzung einzunehmen. Der Kaiser erklärte die beiden Herzoge von Meklenburg, weil sie die dänische Partei ergriffen hatten, in die Acht, und belehnte mit ihren Ländern und mit dem heimgefallenen Fürstenthum Sagan (1628) Wallenstein, den er auch zum Admiral der Ostsee ernannte. Es schien dabei die Absicht zu seyn, den Kaiser zum Herrn der Küste der Ostsee zu machen, und den Handel der mit Spanien entzweiten Holländer in diesem Meere zu Grunde zu richten. Es blieb jedoch bloß bei dem Titel. Die Hansestädte schlugen Wallensteins Ansinnen, ihm Schiffe zu liefern, ab, und dieser hatte nicht Ernst oder Kraft genug, den abenteuerlichen Plan auszuführen. Auch mißlang ihm gänzlich der Angriff auf das von Dänemark, aber noch kräftiger von Schweden unterstützte Stralsund, das er zwei Monate hindurch (vom Mai bis Juli 1628) vergeblich belagerte; er verlor dabei in verschiednen Stürmen mehr als 12 000 Mann. Die weitern Fortschritte Wallensteins in jenen Gegenden wurden durch den zwischen dem Kaiser und Dänemark zu Lübeck (1629) geschlossenen Frieden gehemmt. Die weitaussehenden Entwürfe des Kaisers, so wie das übermüthige Betragen Wallensteins und die ungeheuern Erpressungen, die er und seine Truppen selbst in neutralen Ländern verübten, bewogen die deutschen Fürsten und Stände, auf dem Reichstage zu Regensburg (1630) dem Kaiser das Versprechen abzuzwingen, seine Armee bis auf 30 000 Mann herabzusetzen, und Wallenstein das Commando derselben abzunehmen. Es geschah wohl mehr aus der Absicht, die Wahl seines Sohnes zum römischen Könige zu befördern, als aus Theilnahme an den Leiden der Völker, daß Ferdinand II. sich zu dem Entschlusse bewegen ließ, einen Feldherrn, der ihm so nützliche Dienste geleistet, Oesterreich gerettet und auf den Gipfel des Glücks gebracht hatte, auf eine kränkende Art zurückzusetzen. Wallenstein, der mit dem Commando der Armee auch zugleich das Herzogthum Meklenburg aufgeben mußte, schien diese Zurücksetzung gleichgültig zu ertragen, und lebte von der Zeit an in Prag als Privatmann, aber mit einem außerordentlichen Aufwande. Der Krieg hatte ihn sehr bereichert; man behauptete, daß er gegen 60 Millionen Thlr. an Contributionen in Deutschland erpreßt habe. Auch verschmähte er keines der Geschenke, die ihm von vielen Seiten gebracht wurden. Wallensteins Privatleben war nicht von langer Dauer. Das große und schnelle Kriegsglück Gustav Adolphs in Deutschland, dem Tilly hatte weichen müssen, und dem kein andrer fähiger General entgegenzustellen war, nöthigte den Kaiser zu dem demüthigenden Schritt, dem abgesetzten Wallenstein das Commando der Armee wieder anzutragen. Nach einigem, wohl nur scheinbaren, Zaudern nahm Wallenstein diesen Antrag an, aber unter Bedingungen, die das Ansehn des Kaisers sehr herabsetzten. Wallenstein erhielt eine unumschränkte Gewalt nicht nur über die Armee, die er commandiren sollte, sondern auch in den Reichsländern nach Willkür zu handeln, Güter zu confisciren, zu strafen und zu belohnen. Für sein Privatinteresse hatte er sich die größten Vortheile ausbedungen. In unglaublich kurzer Zeit versammelte Wallenstein eine Armee von 40,000 Mann bei Znaim. Er vertrieb zuerst aus Böhmen die Sachsen, die Prag und andere Städte eingenommen hatten, aber

der Uebermacht bald weichen mußten. Nachdem er sich mit den Truppen des Churfürsten von Bayern vereinigt hatte, ging er nach Franken. Hier stand Gustav Adolph, der jedoch, weil er sein Heer durch Detachirung verschiedener Corps in andre Gegenden geschwächt hatte, sich dem weit überlegnen Feinde im offnen Felde nicht entgegenstellen konnte. Der König bezog daher bei Nürnberg ein wohlverschanztes Lager, wo er die ihm zueilenden Verstärkungen abwartete. Wallenstein unternahm keinen Angriff auf das schwedische Lager, sondern verschanzte sich ebenfalls ihm gegenüber. Beide Theile beobachteten einander einige Zeit hindurch, und es fielen nur unbedeutende Gefechte vor. Da Wallenstein nicht zu einer Schlacht zu bewegen war, so versuchte Gustav Adolph, das österreichische Lager (den 24sten Aug. 1632) zu erstürmen, aber der Sturm wurde wiederholt abgeschlagen. Die schwedische Armee wendete sich nun wieder nach Bayern, und machte da neue Eroberungen, Wallenstein aber ging plötzlich auf das unbesetzte Sachsen los, um den Churfürsten von dem Bündnisse mit Schweden abzuziehen. Gustav Adolph folgte ihm dahin nach, und es kam (den 16. Nov.) zu der berühmten Schlacht bei Lützen. Wallenstein, selbst verwundet, mußte mit großem Verlust von Menschen und seiner ganzen Artillerie, das Schlachtfeld verlassen, das die Schweden, obgleich ihr großer König gefallen war, unter dem Herzog Bernhard von Weimar behaupteten. Wallenstein zog sich ohne Aufenhalt nach Böhmen zurück, und ließ zu Prag ein strenges Kriegsgericht über Offiziere und Soldaten halten, die beschuldigt waren, daß sie in der Schlacht ihre Pflicht nicht erfüllt hätten; viele derselben wurden hingerichtet. Erst im Mai 1633 rückte Wallenstein wieder ins Feld, und ging nach Schlesien, wo sich eine schwedische Armee, mit sächsischen und brandenburgischen Truppen vereint, befand. Wallenstein unternahm anfangs, ungeachtet seiner Ueberlegenheit, nichts Ernstliches. Diese auffallende Unthätigkeit erregte den Verdacht wider ihn, daß er in geheimen Unterhandlungen mit den Feinden, zum Nachtheile Oesterreichs, stehe. Man legte ihm selbst die Absicht bei, sich durch den Beistand der Protestanten zum König von Böhmen zu machen. Daß zwischen beiden Theilen Unterhandlungen gepflogen wurden, war kein Geheimniß. Ob diese aber bloß die Grundlage eines zu schließenden Friedens, oder Wallensteins eignes Interesse zugleich mit betrafen, wird nicht mit völliger Gewißheit zu bestimmen seyn, so lange nicht bisher unbekannt gebliebne Urkunden aus noch verschloßnen Archiven mitgetheilt werden. Was Parteilichkeit zur Rechtfertigung der nachmaligen Schritte des Kaisers wider Wallenstein bekannt gemacht hat, dürfte wohl nicht ganz unbedingt anzunehmen seyn. — Nachdem ein siebenwöchentlicher Waffenstillstand fruchtlos zu Ende gegangen war, beschränkten sich die Unternehmungen Wallensteins in der übrigen Zeit dieses Feldzugs bloß darauf, daß er im Spätjahre ein schwedisches Corps bei Steinau überfiel und gefangen nahm, verschiedene schlesische Städte besetzte, und einen Einfall in die Lausitz und die Mark Brandenburg, selbst bis Berlin machte. Diese Operationen erregten zwar Furcht und brachten Verderben über die Länder, über welche sie sich erstreckten, bewirkten aber nichts Entscheidendes. Noch weniger Erfolg hatte der Marsch, den Wallenstein auf Verlangen des Kaisers durch Böhmen in die Oberpfalz machte, um des Herzogs Bernhard von Weimar weitere Fortschritte in Bayern aufzuhalten. Ohne sich in ein Gefecht einzulassen, zog Wallenstein bei der Annäherung des Herzogs sich nach Böhmen zurück und nahm da seine Winterquartiere. Diese Maßregel, die ganz wi-

der den Willen des Kaisers war, der seine Erbländer möglichst schonen wollte, vermehrte den Verdacht gegen Wallensteins Treue; seine Feinde am kaiserlichen Hofe, besonders die spanische Partei, schilderten ihn als als einen Verräther. Man legte dem Kaiser den Plan einer von Wallenstein gemachten Verschwörung vor, deren Zweck seyn sollte, sich durch Hülfe der ihm ergebenen Truppen zum unabhängigen Herrn von Böhmen zu machen, und sich in diesem Besitz durch den Beistand der Schweden und einiger protestantischen deutschen Fürsten zu behaupten. Die Gefahr wurde dem Kaiser als sehr dringend vorgestellt. Ferdinand II. erließ daher (den 18ten Febr. 1634) ein Mandat, in welchem er Wallenstein des Commando's der Armee entsetzte, und ihn für einen Verräther und Rebellen erklärte. Es wurden zugleich Truppen, auf deren Treue man sich verlassen konnte, beordert, um sich Wallensteins todt oder lebendig zu bemächtigen. Wallenstein verließ sein bisheriges Winterquartier Pilsen, und ging nach Eger, um, wie man diesen Schritt erklärte, der Gränze und den schwedischen Truppen näher zu seyn. In der Lage, in der Wallenstein sich jetzt befand, schien freilich ihm nichts übrig zu bleiben, als sich eines festen Platzes, wie Eger, zu versichern, und sich mit den Feinden zu vereinigen. Wäre diese Vereinigung wirklich geschehen, so würden die Folgen davon für den Kaiser nicht zu berechnen gewesen seyn. Wallensteins Ermordung machte allen seinen, wirklichen oder vermutheten Planen ein plötzliches Ende. Einige Offiziere der Garnison zu Eger, sämmtlich Irländer von Geburt, größtentheils von Wallenstein bisher sehr begünstigt, waren die Werkzeuge zu Wallensteins Untergang. Am 24sten Febr. 1634 wurden bei einem, in dieser Absicht von den Verschwornen veranstalteten, Gastmahl vier der vertrautesten Freunde Wallensteins plötzlich überfallen und getödtet. Die Verschwornen überfielen hierauf Wallenstein selbst in seinem Schlafzimmer. Von einer Partisane durchbohrt, fiel er ohne Gegenwehr, im 52. Jahre seines Lebens. Kein Arm erhob sich, um seinen Tod zu rächen. Ohne Gepränge wurde er, der im Leben ausschweifende Pracht geliebt hatte, begraben. Ihn beweinte allein eine trauernde Wittwe; wahre Freunde hatte der kalte, stets verschloßne, herrische Mann nicht. Ganz andre Empfindungen hatte der Tod seines großen Gegners, Gustav Adolphs, erregt. Die beträchtliche Baarschaft, die man bei Wallenstein fand, wurde eine Beute der Verschwornen und ihrer Gehülfen. Man hatte sich seiner sämmtlichen Papiere bemächtigt, aber es ist davon nichts zur öffentlichen Kunde gekommen, das seine Verrätherei bewiesen hätte. Seine ansehnlichen Besitzungen wurden vom Kaiser eingezogen, und zum Theil denjenigen gegeben, die seinen Untergang hatten befördern helfen. — Wallenstein war von großem starken Körperbau. Seine kleinen schwarzen Augen hatten ein Feuer, das nicht Alle ertragen konnten. Seine Miene war stets ernst, kalt und zurückstoßend. Er besaß eine außerordentliche, nicht leicht zu ermüdende Thätigkeit. An seiner immer reichbesetzten Tafel war er selbst sehr mäßig. Er verschwendete viel in prächtigen Gebäuden und in einem zahlreichen glänzenden Hofstaate. Seine eigne Kleidung war gewöhnlich nicht ohne bizarre Zusammensetzung. Er besaß viel Klugheit, Menschenkenntniß und Arglist, besonders die Kunst, Andre zu erforschen und dabei seine eignen Absichten zu verbergen. Gegen die, welche von ihm abhingen, war er hart, und nicht selten grausam. Er war verschwenderisch, um Personen, die er zu seinen Zwecken brauchen wollte, sich verbindlich zu machen; aber die Kunst, die Herzen zu gewinnen, besaß er nicht. Das Glück begünstigte die mei-

sten seiner Unternehmungen. Mit persönlicher Bravour verband er eine gewisse Zuversicht auf sich selbst, und war nicht ohne Feldherrntalente, obgleich er mit den ihm gegenüber stehenden großen Taktikern, Gustav Adolph und Bernhard von Weimar, nicht verglichen werden kann. Ohne Achtung für die Religion selbst, war er ein erklärter Feind der Geistlichkeit, die ihn ihrer Seits wieder haßte. Ueber die Vorurtheile seines Zeitalters konnte er sich nicht erheben. Sein gewöhnlicher Gesellschafter, der sich nur wenige Augenblicke vor seinem Tode von ihm trennte, war der italienische Astrolog Seni, der, wie man vermuthete, von dem kaiserlichen Hofe erkauft war, um ihn irre zu leiten. — Die jedem gebildeten Deutschen bekannten dramatischen Dichtungen Schillers, Wallensteins Lager, die Piccolomini und Wallensteins Tod, sind anerkannte Meisterwerke der Kunst, aber ohne historische Treue; einige der handelnden Personen (Thekla und Max) sind bloß Geschöpfe der Phantasie des Dichters.

Wallfahrten, s. Prozessionen.

Wallfisch, (lateinisch Balaena, franz. Baleine), das größte aller uns bekannten Thiere, dessen eigentlicher Aufenthalt gegen den Nordpol, besonders um Grönland und Spitzbergen ist, gehört, seiner ganzen körperlichen Einrichtung wegen nicht zu den Fischen, sondern zu den Säugthieren, und zwar zu derjenigen Ordnung derselben, welche die Naturforscher unter dem Namen der Cetaceen begreifen. Er hat warmes Blut bringt seine Jungen lebendig zur Welt, und nährt sie eine Zeit lang mit seiner Milch. Die größten Wallfische, die man gegenwärtig noch fängt, sind 60 bis 70 Schuh lang; in vorigen Zeiten aber, da ihnen noch nicht so häufig nachgestellt wurde, hat man welche von 100 Fuß Länge und drüber gesehen. Der ungeheure Kopf macht mehr als ein Drittheil des ganzen Thieres aus. Die Haut des Wallfisches ist schwarzgrau, von der Dicke eines Daumens, hart und glänzend, hin und wieder mit einigen Haaren besetzt, und oft mit Pflanzen, Corallen und Muscheln überdeckt; der Bauch des Thieres ist weißlicht. Aus seinen beiden Nasenlöchern spritzt er Strahlen Wasser, das er mit seiner Nahrung eingeschluckt hat, mit großem Geräusche in die Höhe, und man kann diese Fontainen auf dem Meere in ziemlicher Entfernung sehen. Wenn im Juni und Juli die Wallfische in großer Menge beisammen sind, so sehen diese Wasserstrahlen, die sie ausblasen, in der Ferne einer großen Stadt mit rauchenden Schornsteinen nicht unähnlich. So groß dieses Thier auch ist, so wird es doch bisweilen die Beute kleinerer Thiere, als des Narwals, Hayfisches ꝛc. die gefräßiger und besser bewaffnet sind. Der Wallfisch ist nicht sehr gefräßig; er nährt sich größtentheils von Seewürmern und Polypen, die auf dem Grunde des Meeres sind, und die er mit seinen breiten und biegsamen Kiefern zusammenfegt und in das Maul sammelt. Das Fleisch des Wallfisches ist eßbar, aber hart und thranig; die Zunge und der Schwanz sind noch am schmackhaftesten. Das wichtigste am Wallfische sind die 500 Barden im Oberkiefer, die ausgesotten und in schmale Ruthen gerissen, das bekannte Fischbein geben. Die mittelsten dieser breiten, handdicken, riemenartigen Barden sind gewöhnlich über 5 Fuß lang. Aus dem Specke des Thieres wird der Fischthran gezogen. Ein einziger Wallfisch soll bisweilen 100,000 Pf. Speck haben und über 150 Tonnen Thran geben. Der beste Thran ist der, welcher von selbst ausläuft; der nachher noch ausgekochte ist schlechter. Die beiden Knochen der Unterkinnlade werden, wenn sie gereinigt sind, in Grönland als Thorwege aufgestellt, oder auch zu andern Geräthschaf-

ten gebraucht. Aus einigen Theilen des Wallfisches wird Leim gekocht, und die Sehnen brauchen die Grönländer als Faden. — Den Namen Wallfisch leiten einige von dem alten Worte bal, groß, andre von der lateinischen Benennung balaena her.

Wallfischfang, wurde in frühern Zeiten von den Biscayern an den spanischen Küsten, und von den Bewohnern der Küsten von Schottland, Irland und England betrieben. Der Wallfisch wurde nach und nach aus diesen Gegenden verscheucht, und zog sich von den Küsten weg, und immer weiter nach Norden zu. Am Ende des 16ten oder zu Anfange des 17ten Jahrhunderts brachten die Holländer den großen grönländischen Wallfischfang in Aufnahme. Die Biscayer, welche die andern Nationen in dieser Art des Fischfangs unterrichtet hatten, und besonders als sehr geschickte Harpunirer bekannt waren, haben wegen der Concurrenz diese Beschäftigung aufgegeben. Gegenwärtig wird der Wallfischfang am stärksten von den Holländern, Engländern, Hamburgern, Russen und Dänen betrieben. Man rechnet, daß jährlich ungefähr 400 Schiffe, die man Grönlandsfahrer nennt, auf den Wallfischfang ausgehen. Da dieser Fischfang jedem Privatmanne frei steht, so vereinigen sich gewöhnlich einige Kaufleute, um gemeinschaftlich ein oder mehrere Schiffe zu diesem Zweck auszurüsten. Die Schiffe sind gewöhnlich von 100 bis 150 Lasten, werden besonders eingerichtet, haben 5 bis 7 Schaluppen oder Boote bei sich, und eine Besatzung von 40 bis 50 Mann. Die Schiffe, welche zum Fischfang in der Straße Davis bestimmt sind, gehen schon im März in die See; die aber, welche bei Grönland fischen sollen, reisen erst im April ab. Der eigentliche Wallfischfang geschieht im Juni und Juli, wo die Wallfische in Menge beisammen sind, und im August oder September kommen die Schiffe wieder zurück. Wenn alles gut von Statten geht, so können von den 400 Schiffen in den zwei Monaten leicht 2000 Wallfische gefangen werden. Der gewöhnliche Gewinn eines einzelnen Schiffes wird, bei völlig günstigem Erfolg, im Durchschnitt auf 20,000 Thaler angeschlagen. Aber die Kosten der Ausrüstung sind auch sehr bedeutend, und die Erwartung wird nicht immer erfüllt. Der Fang selbst geschieht auf folgende Art. Sobald auf dem Schiffe das Signal gegeben wird, daß ein Wallfisch sich zeigt, werfen sich die Leute in die ihnen bestimmten Schaluppen. Der Harpunirer, der die Harpune nach dem Wallfisch wirft, steht vorn, ein andrer läßt die Leine, an welcher die Harpune gebunden ist, und welche in Menge und wohlgeordnet vorhanden seyn muß, nachschießen, die übrigen Leute rudern. Man sucht den Fisch zu überfallen, während er durch seine Nasenlöcher Wasserströme bläs't. Ist man ihm nahe genug, so wird die Harpune nach ihm geworfen. Der verwundete Fisch schießt entweder vorwärts, oder geht in das Wasser unter das Eis; die Leine muß alsdann so schnell als möglich nachgeschossen werden. Die Schaluppe folgt dem Fische, wenn er vorwärts geht; entsteht aber dabei Gefahr, so wird die Leine gekappt, und der Fisch ist für diese Schaluppe verloren. Wird der Fisch aber ruhig, so sucht man ihn an sich zu ziehen, tödtet ihn alsdann mit Lanzen, und zieht ihn an das Schiff. Hier wird ihm der Speck von den Speckschneidern, die ihm auf dem Leibe stehen, abgeschnitten, im Schiffe zerhackt und in Fässer gepackt, um auf dem Lande Thran daraus zu sieden. Eben so werden ihm auch die Barden ausgeschnitten.

Walhalla, Valhalla ist, nach der nordischen Mythologie, der Wohnort für die im Kampf gegen den Feind gefallnen Helden, aber

nur für diese, und nicht für Männer, welche eines natürlichen Todes sterben. Dieser Ort wird von den Dichtern als sehr lieblich, mit Gold prächtig ausgeziert, geschildert. Die Helden, die ihn bewohnen, heißen Enherion (Enherian); sie werden hier von Odin (s. diesen Artikel) mit Fleisch und Milch bewirthet, und von den Valkyrern, Göttinnen von niederm Range, bedient. Die tägliche Beschäftigung dieser Helden ist, in dem Hofe von Wallhalla mit einander zu kämpfen, und sich gegenseitig zu tödten; sie werden dann wieder lebendig, und trinken des Mittags in Walhalla mit einander. Auch die Streitrosse der Helden sind hier bei ihnen. Die Männer, welche nicht in der Schlacht, sondern vor Alter oder an Krankheit sterben, kommen nach der Erzählung der Dichter in traurige Gegenden, wo Hel (Hela), eine feindselige Göttin, herrscht.

Wallis (Prinz von), Regent von Großbritannien, s. Regent (Prinz).

Wallis (Caroline Amalie Elisabeth Prinzessin von), Gemahlin des Prinz Regenten von England, zweite Tochter des in der Schlacht bei Auerstädt tödtlich verwundeten Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig und der Prinzessin Auguste von England, Georgs III. Schwester, ward geboren den 17ten Mai 1768. Als Gemahlin des Prinzen von Wallis (seit dem 8ten April 1795) erhielt sie vom Parlamente ein Einkommen von 50,000 Pf. Einige Monate nach der Geburt der Prinzessin Charlotte, ihrer Tochter (7ten Jan. 1796), führten Zwistigkeiten sehr zarter Art eine Trennung von ihrem Gemahl herbei. Der Prinz schrieb nämlich an seine Gemahlin den 30sten April, daß, da ihre Neigungen nicht übereinstimmten, sie den nähern Umgang mit einander vermeiden wollten; selbst dann, wenn ein Unfall seine Tochter beträfe. Die Prinzessin antwortete ihm den 6ten Mai, daß sie den Bedingungen, die er selbst, nicht sie mache, sich unterwerfe; daß sie aber, damit es nicht scheine, als ob sie die Trennung gewollt, seine Erklärung und ihre Antwort dem Könige vorlegen müsse, weshalb sie eine Abschrift ihres Briefes an den König ihm mittheile. In dieser Entfernung lebten sie zehn Jahre, als 1806 Gerüchte, welche für die Prinzessin beleidigend waren, den König veranlaßten, gewisse, ihm vom Prinzen von Wallis mitgetheilte Bemerkungen über eine angebliche Verbindung der Prinzessin mit dem Capitain Manby und dem Admiral Sir Sidney Smith, — man sprach sogar von einem Knaben, der ihr Sohn sey, — untersuchen zu lassen. Diese „delicate investigation" wie man sie nannte, ward dem Lord Kanzler, Lord Grenville, Lord Erskine, Grafen Spencer und Lord Ellenborough aufgetragen. Sie hörten eine Menge Zeugen, darunter selbst den Herzog von Kent ab, und ihr Ausspruch war, die Prinzessin sey weder schwanger gewesen, noch niedergekommen; der Knabe Billy Austin aber, den sie erziehe, sey das Kind einer armen Frau von Deptford; doch glaubten die Commissarien dem Könige bemerken zu müssen, daß das Betragen der Prinzessin nicht frei von Unbedachtsamkeiten genannt werden könne. Herr Perceval, der an der Spitze der Opposition stand, schrieb zur Vertheidigung der Prinzessinn eine Schrift über das ganze Verfahren; als er aber in das Ministerium kam, wurden sowohl die Untersuchungsschriften als dieses Buch selbst unterdrückt. Um jedoch die Unschuld der Prinzessin zu erklären, machte ihr der König zu Blackheat einen förmlichen Besuch, zeichnete sie auch sonst öffentlich aus. Dasselbe thaten die Prinzen, ihre Schwäger. Sie erschien bei Hofe und in der Oper, in Begleitung eines ihrer eifrigsten Vertheidiger, des Her-

zogs von Cumberland. Auch bestätigte, unter Percevals Ministerium, eine Entscheidung des Geheimen Raths nicht nur die Freisprechung der Prinzessin, sondern erklärte noch überdies, daß die Zeugen, welche ihre Handlungen der Unbedachtsamkeit Schuld gegeben, kein Vertrauen verdienten. Ein großer Theil der Nation freute sich, daß die Prinzessin eine Anklage siegreich niedergeschlagen habe, die, wie es hieß, vorzüglich Sir John und Lady Douglas veranlaßt hätten; doch widersprach Lord Erskine diesem Gerücht durch einen Brief, den er an Lady Douglas schrieb. Die Trennung dauerte fort, ohne weitere gegenseitige Störung, bis die Prinzessin sich den 14ten Jan. 1813 schriftlich bei dem Prinz Regenten beklagte, daß die Besuche, die sie von ihrer Tochter empfange, immer seltner würden; eine Entfernung, welche man für die Ehre der Mutter nachtheilig deuten könne. Der Prinz schickte den Brief zweimal uneröffnet zurück. Das drittemal nahm er ihn an; und zum Erstaunen Aller, von denen nur wenige diesen offenen Angriff gut hießen, ward der Brief bald darauf öffentlich bekannt gemacht. Man nannte Hrn. Brougham, den Rathgeber der Prinzessin, als den Verfasser. Schon wollte die Opposition (die Herren Whitbread, Burdet u A.) die Sache der Prinzessin führen, als der Prinz Regent dieselbe der Prüfung des Geheimen-Raths übergab. Dieser entschied einmüthig, daß die der Prinzessin gemachten Beschuldigungen verleumderisch wären; allein die vom Regenten getroffenen Maßregeln, welche den Umgang zwischen Mutter und Tochter einschränkten, seyen nothwendig und müßten auch ferner bestehen. Nun verlangte die Prinzessinn in einem Briefe, den sie an den Sprecher des Unterhauses schrieb, öffentlich gerichtet zu werden; indeß gingen nach mehrern stürmischen Wortkämpfen die deßhalb gemachten Anträge der Mitglieder der Opposition nicht durch. Auffallend war es, daß Sir John Douglas und seine Gemahlin sich gegen das Unterhaus schriftlich erboten, ihre Aussagen, die sie 1806, die Schwangerschaft und die Niederkunft der Prinzessin um den 1sten Nov. 1802 betreffend, vor den königl. Commissarien gethan, jetzt vor einem Gerichtshofe eidlich zu wiederholen, während zwanzig andere Aussagen und drei ministerielle Entscheidungen die Prinzessin ganz frei gesprochen hatten. (Douglas wird allgemein für einen der bravsten Generale in der englischen Armee gehalten, und seine Gemahlin steht ebenfalls in großer Achtung.) Als die fremden Monarchen England besuchten, ward die Prinzessin von der Königin zu keinem Hofcirkel gezogen. Seit dieser Zeit (August 1814) hat sie, wahrscheinlich mit Bewilligung des Regenten, England verlassen, und mehrere Reisen in Deutschland und andern Ländern gemacht. Sie begab sich nach Wien, — wo sie jedoch weder bei Hofe erschien, noch von einem Prinzen des kais. Hauses einen Besuch erhielt, — verweilte in Rom und Neapel; dann reis'te sie über Algier, Tunis und Constantinopel nach Jerusalem. Aus Palästina brachte sie dem heiligen Vater einige Reliquien und andere Seltenheiten mit. Darauf bezog sie ein von ihr erkauftes schönes Landhaus am Comer-See; doch hält sie sich abwechselnd an verschiedenen Orten, vorzüglich in Rom, auf. Sie genießt ein Einkommen von 100,000 Pf. Viele Personen in ihrem Gefolge tragen den Orden des heiligen Grabes und den von ihr gestifteten Carolinen-Orden. Was öffentliche Blätter im J. 1817 von gefährlichen Nachstellungen gegen ihre Person, die man in Genua und Como versucht, erzählt haben, scheint nicht begründet zu seyn. Die Prinzessin selbst ließ 1817 in Deutschland ein Journal d'un voyageur anglais austheilen, das einen Bericht von ihren Reisen und mehrern Begebenheiten

ihres Lebens enthält. Die in Paris 1812, angeblich aus dem Englischen übersetzten, Mémoires de la princesse de Galles, sind ein Libell, das die Polizei verbreiten ließ, das jedoch einige unzweifelhafte Thatsachen anführt.

Wallis (Charlotte Auguste Prinzessin von), die Tochter, wurde den 7. Januar 1796 in Carltonhouse geboren. Da der Prinz von Wales, ihr Vater, lange unverheirathet geblieben, und schon Besorgnisse in Rücksicht der Erbfolge entstanden waren, so erwartete die ganze brittische Nation mit Aengstlichkeit ihre Geburt. Die ersten Jahre der Kindheit brachte die Prinzessin unter den Augen der Mutter zu, die mit besonderer Liebe und Sorgfalt über sie wachte; späterhin kam sie unter die Aufsicht der Lady Clifford, und der Bischof von Exester wurde beauftragt, ihren Unterricht zu leiten. Ihre Studien waren mit Rücksicht auf ihre große Bestimmung, einst die Königin eines mächtigen Volkes zu werden, geordnet, und sie mußte sich vom Morgen bis zum Abend mit denselben beschäftigen. Man versichert auch, daß sie mit den vorzüglichsten Schriftstellern der Alten bekannt, und mit der Geschichte und Statistik der europäischen Staaten, insbesondere mit der Verfassung und den Einrichtungen ihres Vaterlandes vertraut gewesen sey. Sie sprach mit Leichtigkeit französisch, deutsch, italienisch und spanisch, sang und spielte die Harfe, das Clavier und die Guitarre vortrefflich, und zeichnete Landschaften nach der Natur mit Geschmack. Ihre Schreibart war gefällig, und sie liebte den höhern Styl der englischen Poesie leidenschaftlich. Sie wäre unter jedem Verhältnisse eine Zierde ihres Geschlechtes gewesen, und war es besonders auf der glänzenden Höhe, auf der sie stand. Kaum der Kindheit entwachsen befand sie sich schon unter Umständen, die Festigkeit und volle Charakterstärke forderten. Bei dem unseligen Mißverständnisse zwischen dem Prinzen, ihrem Vater, und ihrer Mutter neigte sie sich auf die Seite, auf die jedes Kind bei gleicher Verehrung für beide Aeltern sich natürlich neigen muß, auf die Seite ihrer Mutter. Wir haben dieser Verhältnisse schon in der Biographie ihrer Mutter erwähnt. Jetzt nahte die Zeit, wo sie vermählt werden sollte. Das englische Volk erwartete mit Sehnsucht diesen Zeitpunkt. Der junge Prinz von Oranien wurde zu ihrem Gemahl bestimmt und das Volk wünschte diese Vermählung, weil der Prinz in England erzogen und mit den Sitten, dem Charakter und den Interessen des Volkes bekannt war. Er hatte nach Vollendung seiner Studien auf der Universität Oxford in der brittischen Armee in Spanien gedient und sich ausgezeichnet. Doch mancherlei Umstände, vor allem das Widerstreben der Prinzessin selbst, vereitelten diese Verbindung. Inzwischen war sie zu dem Alter gelangt, wo sie öffentlich erscheinen konnte, und ward also an ihrem 19. Geburtstage 1815 bei Hof eingeführt. Sie zeigte jetzt ein lebhaftes aber edles Gemüth, Selbstständigkeit und Hoheit der Gesinnungen; sie äußerte oft, daß die Königin Elisabeth das Vorbild einer Königin von England seyn müsse, und man wollte sogar bemerken, daß sie mit Elisabeth einige Aehnlichkeit gehabt habe. — Im Jahre 1814 war der Prinz Leopold von Coburg im Gefolge der Alliirten Souveraine nach England gekommen. Seine Bildung und sein zartsinniges Benehmen machte Eindruck auf das Herz der Prinzessin, und es wurde ihm erlaubt, um sie zu werben. Die Vermählung, hier die Folge persönlicher Neigung, was auf Thronen so selten der Fall ist, wurde am 2. Mai 1816 vollzogen. Der Prinz, ein edler, liebenswürdiger Mann, liebte seine Gemahlin mit Zärtlichkeit. Die Prinzessin fand täglich mehr Ur-

sache, mit ihrer Wahl zufrieden zu seyn, und ihr Leben floß unter den stillen Freuden häuslicher Glückseligkeit genußreich dahin. Sie waren immer beisammen; ritten zusammen aus, besuchten mit einander die Hütten der Landleute und waren das erfreulichste Bild ehelicher Liebe. Sie verließen Clarenton selten, und kamen nie nach London, außer wenn ihre Gegenwart bei Hofe nöthig war. Ihr häusliches Leben war ganz bürgerlich eingerichtet; nach Tische zeichneten sie zusammen, und Abends ward Musik gemacht oder vorgelesen. Indeß erwartete das Volk mit Sehnsucht die Erbfolge gesichert, und die Prinzessin, die es hochverehrte, Mutterfreuden genießen zu sehen. Die erste Schwangerschaft betrog leider durch eine zu frühzeitige Entbindung die Erwartung, doch bald schöpfte England wieder frohe Hoffnung. Die Prinzessin befand sich wohl, bis sie am 5. Nov. 1817 nach dreitägigem Leiden von einem todten Knaben entbunden wurde. Wenige Stunden nach der Entbindung wurde sie von Krämpfen befallen und verschied. Dieses unglückliche Ereigniß versetzte ihren Gemahl und ihren Vater in die tiefste Betrübniß und erschütterte ganz England.

Wallis (das Walliser Land, franz. le Valais; von dem lateinischen valles, wegen der vielen Thäler, die darin sind), einer der 22 Cantone der helvetischen Eidgenossenschaft, gränzt an die Cantone Waadt, Bern, Uri und Tessin, und hat auf 92 Quadratmeilen 63,600 Einwohner, mithin nur 1187 Menschen auf einer Quadratmeile. Dieses Land, das ehemals stärker bevölkert war, wird in Ober und Unterwallis getheilt, besteht aus 16 kleinern Thälern und einem großen Hauptthale, das sich von Morgen gegen Abend durch das Land erstreckt, und in der Mitte, vom Anfange bis zum Ende, von der Rhone durchströmt wird. Auf der Mittags- und Mitternachtsseite wird Wallis von hohen Bergen eingeschlossen. Clima und Producte sind daher sehr verschieden. Die Berge sind fast stets mit Schnee und Eis bedeckt, und es herrscht da die größte Kälte. Die Thäler sind dagegen warm und fruchtbar, haben gute Viehzucht, und bringen Getraide, edle Obstsorten und Weine von vorzüglicher Güte hervor; doch ist die Viehzucht die Hauptbeschäftigung der Einwohner. Unter den Bergen sind die merkwürdigsten: der Grimselberg, die Furca, der Simplon und der große St. Bernhard (s. d. Art.). Hier sind die pininischen Alpen, die von dem großen St. Bernhard (sonst mons Pinninus) den Namen haben und sich von diesem Berge an durch das Land bis an die Furca erstrecken. Es gibt hier gute mineralische Bäder; die Rhone und andre Flüsse bilden interessante Wasserfälle. Ueber den Bernhard und Simplon gehen Hauptstraßen nach Italien und ein starker Waarenzug. Die Einwohner sind alle der catholischen Religion zugethan, und sprechen, nach Verschiedenheit der Gegend, deutsch, französisch und italienisch. Eine unter ihnen sehr gewöhnliche Krankheit sind die Kröpfe, deren Entstehung man der schlechten Beschaffenheit des Wassers zuschreibt. Die ursprünglichen Einwohner wurden von den Römern unter Augustus bezwungen. Im J. 1032 kam das ganze Land an das deutsche Reich. Kaiser Konrad II. überließ Unter-Wallis an Savoyen. Ober-Wallis machte sich in der Folge von dem deutschen Reiche unabhängig, eroberte 1475 Unter-Wallis, und trat mit dem Canton Bern in einen Bund, der im J. 1529 mit der ganzen Eidgenossenschaft auf ewig geschlossen wurde. Das walliser Land wurde nun zu den sogenannten zugewandten Orten (confoederati, Alliés) der Schweiz gerechnet, und hatte eine theils aristokratische, theils demokratische Verfassung. Als im J. 1802 neue Un-

ruhen in der Schweiz ausbrachen, sonderte sich Wallis, unter französischem Einflusse, ganz von der Eidgenossenschaft ab, bildete eine für sich bestehende Republik, und nahm eine demokratische Verfassung an. Frankreich übte eine gewisse Schutzherrschaft über Wallis aus, ließ die Republik im Auslande durch seine Gesandten vertreten, und hielt die Pässe des Landes, die ihm wegen der Communication mit Italien sehr wichtig waren, besetzt. Auf Napoleons Befehl wurde vom Jahre 1801 an die berühmte, 7½ deutsche Meilen lange, im J. 1806 vollendete Straße über den Simplon angelegt. Da die Walliser die bei Anlegung dieser Straße übernommenen Verbindlichkeiten nicht erfüllt hatten, und die innern Streitigkeiten zwischen Ober- und Unterwallis nicht aufhörten, so erklärte Napoleon am 12ten November 1810 die schon längst gehegte Absicht der Einverleibung und vereinigte das ganze Land, unter dem Namen des Departements des Simplon, mit Frankreich. Die Ereignisse im J. 1814 änderten auch das Schicksal dieses Landes. Durch die Generalacte des wiener Congresses vom 9. Juli 1815 wurde das walliser Land als ein neuer Canton mit der Schweiz vereinigt, und in die Eidgenossenschaft aufgenommen. Der ganze Canton ist in zwölf Zehnten abgetheilt, deren jeder aus einigen Gemeinden besteht. Jeder Zehnte und jede Gemeinde hat einen besondern, aus verschiednen Mitgliedern bestehenden Rath. Die höchste gesetzgebende Gewalt hat der allgemeine Landtag, der aus einer bestimmten Anzahl von Deputirten der Zehnten besteht, unter denen auch der oberste Geistliche des Landes, der Bischof von Sitten, Sitz und Stimme hat. Die vollziehende Gewalt übt ein, von dem allgemeinen Landtage gewählter, aus vier Mitgliedern bestehender Staatsrath. Der Canton stellt als Truppencontingent 1280 Mann, und gibt zu den allgemeinen Staatsbedürfnissen des Bundes 9600 schweizer Franken. Die Hauptstadt des Landes ist Sitten (franz. Sion) mit 5000 Einwohnern, der Sitz des Bischofs.

Wallonen nennt man im engern Sinne die Bewohner des zwischen der Schelde und der Lys gelegnen Landstrichs, wozu ein Theil des ehemaligen französischen Flanderns und die jetzigen französischen Departements des Norden und des Canals (pas de Calai) gehören. Im weitern Sinne aber versteht man darunter diejenigen Bewohner des ehemaligen Hennegau, Namur, Luxemburg, Limburg und zum Theil des ehemaligen Hochstiftes Lüttich, welche die sogenannte wallonische oder altfranzösische Sprache reden, die von Einigen für den Ueberrest der alten gallischen Sprache gehalten wird. In den ältern geographischen Werken, welche die heutige Eintheilung jener Länder noch nicht haben, wird ein wälsches oder wallonisches Flandern und ein wallonisches Brabant aufgeführt. Die Benennung kommt entweder von Wall, so viel als Wasser oder Meer — weil diese Völker in Rücksicht Deutschlands nach dem Meere zu wohnen — oder von dem alten deutschen Worte Wahle, welches einen jeden Ausländer, im engern Sinne aber einen Italiener — daher Wälschland statt Italien — bedeutete. — Die wallonische Garde, welche sonst einen Theil der kön. span. Haustruppen ausmachte, erhielt ihren Namen davon, daß diese Truppen aus dem wallonischen Theile Flanderns, so lange es unter span. Herrschaft war, gezogen wurden.

Wallrath (lat. sperma ceti) ist der Name einer sehr weißen, feinen, fettigen und glänzenden Materie, welche in den größern Höhlungen und besonders in einem nach der ganzen Länge des Rückenmarkes heruntergehenden Canale des Caschelotts oder Pottfisches, in der Gestalt eines

milchweißen Oels gefunden wird, die aber, sobald sie aus dem Fische herausgenommen wird, an der Luft sich verdickt, und zu einem halb durchsichtigen Talg sich verhärtet. Wenn durch eine besondere Behandlung alle Unreinigkeiten geschieden worden sind, wird der gereinigte Wallrath in Stücken geschnitten und an der Luft völlig getrocknet. Der gute Wallrath ist glänzend weiß, fett, und süßlich von Geschmack; der gelbliche und thranige taugt nichts. Man versendet ihn gewöhnlich in Gläsern, um zu verhüten, daß er nicht ranzig werde. Er wird als Medicin innerlich und äußerlich, auch zur Schminke gebraucht. In Nordamerika werden Lichter daraus verfertigt, mit denen ein nicht unbedeutender Handel getrieben wird. Der Caschelott oder Pottfisch, der zum Geschlecht der Wallfische gehört, beinahe die Größe des Wallfisches hat, und mit seinem ungeheuern Rachen klafterlange Hayfische verschlingen kann, wird vorzüglich des Wallraths wegen aufgesucht. Er wird an den Küsten von Nordamerika, bei den capverdischen Inseln und in der Südsee gefangen. — Man hat auch eine weiße Materie, die man auf dem Meere schwimmend gefunden zu haben behauptet, und für den verschütteten Samen der Wallfische (daher der lateinische Name sperma ceti) gehalten hat, Wallrath genannt.

Walmoden (Ludwig Graf von), zuletzt kaiserl. österreichischer Generallieutenant und Oberbefehlshaber der kaiserl. Truppen im Königreiche Neapel, ist geboren zu Wien am 9. Febr. 1769, wo sein Vater, Hans Ludwig Graf von Walmoden, als königl. großbrittanischer Gesandter angestellt war. Er trat früh in das hannöversche Leibgarderegiment, im J. 1790 aber in königl. preußische Militärdienste. Er verließ sie, als Preußen in Folge des basler Friedens die Waffen gegen Frankreich niederlegte, trat in österreichische und machte hier vom J. 1796 alle Feldzüge mit, worin er sich als trefflichen Parteigänger auszeichnete. Er wurde ebenfalls in diplomatischen Aufträgen gebraucht, und unterhandelte und schloß den Subsidienvertrag zwischen England und Oesterreich, als dieses im J. 1809 von neuem gegen Frankreich die Waffen ergriff. Aus London zurückgekehrt, wohnte er der Schlacht bei Wagram (den 5. und 6. Juli) bei, und erkämpfte sich an diesen merkwürdigen Tagen den Theresienorden. Nach dem wiener Frieden ward er, nachdem er sich bereits bis zur Stelle eines Feldmarschalllieutenants aufgeschwungen hatte, Divisionair in Böhmen, wo er meist in Prag, fern von politischen Berührungen, lebte. Im Februar 1813 trat Walmoden mit gleichem Charakter in russische Kriegsdienste, wo er zum Chef der deutschen Legion bestimmt war, die jedoch nicht organisirt wurde. Er zeichnete sich in diesem Feldzuge gegen Napoleon und seine Verbündeten sowohl im eignen Obercommando als unter dem Kronprinzen von Schweden aus. Sein Sieg an der Gorde, die Vernichtung der französischen Division Pocheur, die kluge und kühne Behauptung von Meklenburg gegen Davousts Uebermacht, der Feldzug in Schleswig, Holstein und Jütland, machen ihm viel Ehre. Nach dem zweiten pariser Frieden verließ Walmoden die russischen Kriegsdienste und kehrte nach Oesterreich zurück. Im Anfange des Mais 1817 erhielt er an die Stelle des Grafen Nugent, der in neapolitanische Dienste trat, die Stelle des Oberbefehlshabers der im Königreiche Neapel zurückgebliebenen österreichischen Truppen. Ein scharfer durchdringender Verstand, ein besonnener Ueberblick alles dessen, was zu Ausführung eines Unternehmens erfoderlich ist, ruhige Entschlossenheit und Festigkeit des Charakters sind, verbunden mit einem edlen Gemüth und großen Sinne, die Hauptzüge seines Wesens. Für eigentlich kühne gewagte Unternehmungen scheint er

nicht gestimmt, allein dafür wird er desto sicherer sein Ziel erreichen, das er seinen Kräften angemessen zu wählen weiß. Er ist persönlich tapfer und scheut die Gefahr nicht. Er besitzt viel Kenntnisse und viel Bildung für die Welt. Für die höhere Gesellschaft eignet er sich durch seine Sitten und die Gabe gut zu sprechen. Haß und Neid kennt er nicht, und selbst sein Ehrgeiz, der, edlerer Natur, keine Aeußerlichkeiten zum Ziel hat, ist ohne Leidenschaft. Deßhalb will er nie mehr scheinen als er ist, und selbst dieß lernt man nur durch seine Thaten erkennen.

Walpole (Robert, Graf von Orford, Herzog von Newcastle und Pair von Großbritannien), einer der berühmtesten englischen Minister des vorigen Jahrhunderts, geboren 1674, starb 1745. Er studirte zu Caton und Cambridge, ward nach dem Tode seines Vaters Besitzer eines ansehnlichen Vermögens und, erst 26 Jahr alt, von einem kleinen Flecken zum Deputirten ins Parlament gewählt. Hier zeichnete er sich bald durch seine Beredsamkeit und Thätigkeit vortheilhaft aus. Er gehörte zu der Partei der Whigs, die unter der Regierung Wilhelms III. und der Königin Anna dem Hofe ergeben war, und blieb sein ganzes Leben hindurch diesen Grundsätzen getreu. Im J. 1708 erhielt er den wichtigen Posten eines Kriegssecretärs. Als aber zwei Jahre nachher die Tories die Oberhand am Hofe erhielten, und Marlborough gestürzt wurde, verlor auch Walpole seine Stelle, wurde von seinen Gegnern angeklagt, und selbst ins Gefängniß gebracht. Im J. 1713 wurde er wieder als Parlamentsglied gewählt, und zeigte sich als einen eifrigen Vertheidiger der protestantischen Erbfolge in England. Als Georg I. (1714) den brittischen Thron bestieg, gewannen die Whigs wieder die Oberhand bei Hofe; Walpole wurde zum Zahlmeister der Truppen ernannt, und erlangte bald ein großes Ansehn. Im J. 1721 wurde er Kanzler der Schatzkammer, oder welches eben so viel ist, erster Minister, und behauptete sich, ungeachtet der heftigen Angriffe seiner Gegner, zwanzig Jahre hindurch in diesem Posten. Es ist aus der Geschichte bekannt, welchen großen Antheil England damals an allen wichtigen Welthändeln nahm. König Georg und seine Minister scheuten jedoch den Krieg, und suchten ihm durch geschickte Unterhandlungen und mächtige Allianzen auszuweichen. Allein die Mittel, die sie in dieser Hinsicht anwendeten — starke Subsidien an auswärtige Mächte und öfter Ausrüstungen großer Flotten — waren Ursache, oder wurden wenigstens als Vorwand gebraucht, daß die Nationalschuld, die bei Georgs I. Regierungsantritt 53 Millionen Pfund Sterlinge betrug, während seiner friedlichen Regierung nicht vermindert wurde. Walpole wendete aber auch einen Theil des Schatzes zu Bestechungen an um sich im Parlamente Anhänger zu verschaffen, die seine Grundsätze unterstützten. Er erklärte sich selbst über diesen Punkt ziemlich offen in einer berühmten, sehr energischen Rede, die er bei dem Ausbruche des Kriegs mit Spanien (1740) im Unterhause hielt. Ueberhaupt galten ihm die Mittel gleich, wenn er nur seinen Zweck dadurch erreichen konnte. Bei alle dem war Walpole ein großer Minister; das Wohl seines Vaterlandes lag ihm am Herzen, besonders suchte er den Handel desselben empor zu bringen, und seine Bemühungen deßwegen blieben nicht ohne Erfolg. Aus eben diesem Grunde suchte er auch jeden Krieg so viel möglich zu vermeiden. Als aber Spanien 1739 den zu Pardo geschlossenen Tractat nicht erfüllte, sah er sich, ganz wider seine Neigung, genöthiget, der allgemeinen Stimme der Nation nachzugeben und jener Macht den Krieg zu erklären. Man klagte in England laut, und vielleicht nicht ohne Grund, über sein Zögern dabei. Als er aber einmal den Entschluß zum Kriege gefaßt hatte, ergriff er kräftige

Maßregeln ihn zu führen, und bewies sich bei der Wahl der Befehlshaber ganz unparteiisch. Indessen machte die Nachgiebigkeit, die er gegen die öffentliche Meinung gezeigt hatte, seine Gegner, die wenigstens einen halben Sieg über ihn erhalten zu haben glaubten, desto muthiger; sie trugen im Parlamente auf die gänzliche Entfernung des Ministers an, die jedoch nicht erfolgte. Als aber Walpole beim weitern Fortgange des Krieges fühlte, daß sein Ansehn immer mehr abnahm und er auf eine Stimmenmehrheit im Unterhause nicht mehr sicher rechnen konnte, legte er 1742 seine Stelle nieder. Er wurde vom Könige zum Pair von Großbritannien, unter dem Namen eines Grafen von Orford und Herzogs von Newcastle erhoben, und erhielt eine jährliche Pension von 4000 Pfund Sterlinge. Seine Nachfolger im Ministerio befolgten dieselben Maßregeln, die sie vorher bestritten hatten, aber es fehlte ihnen Walpole's Geist. Eine Untersuchung, welche die Gegner des entlassenen Ministers über seine Administration, besonders über die von ihm in den letztern zehn Jahren für den geheimen Dienst ausgegebenen acht Millionen Pfund Sterling, verlangten, blieb ohne Erfolg, und Walpole's Andenken ist in England noch immer in Ehren. Memoiren über Walpole's Leben und Staatsverwaltung, mit Belegen begleitet, hat der bekannte englische Schriftsteller William Coxe 1798 in drei Bänden herausgegeben.

Walpole (Horatio Lord), als witziger Schriftsteller und Beförderer der englischen Literatur auch in Deutschland bekannt, der jüngste Sohn des ehemaligen Ministers Robert Walpole, war 1718 geboren und starb 1797. Seine Mutter leitete seine erste Jugendbildung, und brachte ihm eine Abneigung gegen das Hofleben bei. Er studirte dann auf der Schule zu Caton, wo er mit dem bekannten Dichter Gray ein Freundschaftsbündniß machte, mit dem er nachher 1739 einen Theil von Italien durchreis'te. Vom Jahre 1741 an wurde er viermal nach einander zum Deputirten im Unterhause gewählt, und zeigte bei allen Verhandlungen einen festen unbestechlichen Charakter. Aber vom Jahre 1761 an gab er alle Theilnahme an politischen Geschäften auf, zog sich auf sein durch ihn berühmt gewordnes Landhaus unweit London zurück, und widmete sich hier ganz seinen literarischen Lieblingsbeschäftigungen. Auf diesem Landhause legte er eine eigne Buchdruckerei an, welche schöne Ausgaben lieferte, deren Exemplare aber von ihm nicht verkauft, sondern verschenkt wurden. Von seinen eignen Schriften sind folgende die merkwürdigsten: Verzeichniß aller englischen Könige und Großen, welche Schriftsteller gewesen sind, nebst der Angabe ihrer Schriften — ein munter und witzig geschriebenes Werk, das viel literarische Notizen enthält; kleine Aufsätze (fugitive pieces); Anekdoten über die Malerei in England — dieses Werk wurde mehrmals wieder aufgelegt und auch in andere Sprachen übersetzt; die Burg von Otranto, eine gothische Geschichte (1765) — ein grausenvoller Roman, und das Urbild aller nachher so häufig erschienenen Geister- und Gespensterromane. Sein eben so gräßliches Trauerspiel: die geheimnißvolle Mutter ((the mysterious mother) erschien 1788. Noch ist von ihm eine Beschreibung der auf dem Landsitze seiner Familie in Norfolk befindlichen, später an die Kaiserin Catharina von Rußland verkauften Gemählde und Kunstwerke, unter dem Titel: Aedes Walpolianae, und ein raisonnirendes Verzeichniß aller Kunstwerke seines bereits oben erwähnten, in mehr als einer Rücksicht interessanten Landhauses bei London. Seine sämmtlichen, von ihm selbst zum Druck geordneten Werke wurden nach seinem Tode in fünf großen Quartbänden mit 164 Kupferstichen prächtig gedruckt. Einen Auszug dessen, was darin auch für das Ausland

Interesse haben kann, hat A. W. Schlegel unter dem Titel: Historische, literarische und unterhaltende Schriften von Horatio Walpole, 1800 geliefert. Walpole besaß viel Witz, das Talent der Unterhaltung und einen reichen Schatz von Anekdoten über die europäischen Höfe und die berühmtesten Männer seines Zeitalters. Vorzüglich hatte er alles, was zu seiner Zeit in England vorgefallen war, sorgfältig beobachtet, und zu diesem Behufe alles, was seit Georgs I. Regierungsantritte in England gedruckt worden war, selbst bis auf die kleinsten Pamphlets, mühsam gesammelt. Als Sonderling, der er den größten Theil seines Lebens hindurch gewesen war, zeigte er sich auch in seinem sehr voluminösen Testamente, in welchem er besonders für die unveränderte Fortdauer seines Landhauses gesorgt hatte.

Walpurga, Walburga, die Heilige, gewöhnlich Walpurgis, war in England geboren, eine Schwester des heil. Wilibald, des ersten Bischofs zu Eichstädt, und Schwestertochter des heil. Bonifaz, des bekannten Apostels der Deutschen. Sie ging, wie ihr Oheim und Bruder, nach Deutschland, in der Absicht, die christliche Religion auszubreiten, und wurde, ungefähr in der Hälfte des 8. Jahrhunderts, Aebtissin des neuerrichteten Klosters zu Heidenheim im Fränkischen. Sie muß ein gelehrtes Frauenzimmer gewesen seyn, denn man hielt sie für die Verfasserin einer lateinischen Beschreibung der Reisen des heil. Wilibald. Nach ihrem Tode († 776 oder 778) wurde sie ihrer großen Verdienste wegen unter die Heiligen versetzt, als Wunderthäterin verehrt, und es wurden ihr zu Ehren an verschiedenen Orten Capellen erbaut. Ein Oel, das unter ihrem Namen im catholischen Deuschland bekannt ist, wird für sehr wirksam gegen Krankheiten der Hausthiere angesehen. Der Zufall daß in den deutschen Calendern der Name der Walpurgis bald allein, bald mit den Namen der Apostel Philipp und Jacob zugleich, auf den ersten Mai gesetzt worden, hat zu der Benennung der durch die vorgegebene Hexenfahrt berüchtigt gewordnen Nacht vor dem ersten Mai Veranlassung gegeben, obgleich die heil. Walpurga selbst, so viel bekannt, mit den Hexen nichts zu schaffen hatte. Der erste Mai ist für die Landleute eine wichtige Epoche; mit ihm fängt sich das ökonomische Jahr an, viele Pachtcontracte treten mit diesem Termin in Wirksamkeit, die Feldarbeiten werden von dieser Zeit an betrieben. Kein Wunder also, daß der Aberglaube unserer Vorfahren, der jeden Unfall, vorzüglich in der Landwirthschaft, für eine Tücke des Teufels und seiner Gehülfinnen, der Hexen, ansah, sich einbildete, daß zu dieser Zeit die Hexen sich aufs neue fertig machten, um Unheil anzurichten und sich deßwegen an einem gewissen Orte versammelten, um die Befehle ihres Oberhauptes zu empfangen. Man suchte dies so viel als möglich zu hindern; daher kam in verschiedenen Gegenden die Gewohnheit auf, in der Walpurgisnacht mit brennenden Strohwischen, die auf lange Stangen gesteckt wurden, herumzulaufen, oder auf die benachbarten Berge — denn nicht blos auf dem Brocken oder Blocksberge, sondern auch auf andern Bergen argwohnte man Hexenzusammenkünfte — sich zu begeben, und öfters zu schießen, wahrscheinlich um die Hexen zu verscheuchen. Wenn irgend einer dieser Gebräuche noch jetzt — denn vor nicht gar langen Jahren waren sie es — hier und da üblich seyn sollte: so dürfte wenigstens sehr zu wünschen seyn, daß es nicht aus abergläubischer Absicht sey.

Wandern. Das Wandern der deutschen zünftigen Handwerker ist ein Gebrauch, der bekanntlich bei vielen in Deutschland noch bestehenden Zünften unerläßlich ist. Der Ursprung des Wanderns oder Reisens

der deutschen Handwerker in fremde Länder zur vollkommnern Erlernung ihres Gewerbes scheint eben so alt zu seyn, als der Ursprung der Handwerker in Deutschland selbst. Ein großer Theil der Handwerke entstand in den Städten, die Heinrich I. anlegte. Unter seinen Nachfolgern, den Ottonen, wurden die Züge der deutschen Könige nach Italien häufiger. Die Adelichen und Freien, welche diese Züge mitmachten, nahmen Knechte mit, die sich in jenem Lande Kunstfertigkeiten, welche man in Deutschland noch nicht kannte, zu eigen machen sollten. Dies scheint zuerst die Idee von der Nothwendigkeit erweckt zu haben, daß Künstler und Handwerker fremde Länder besuchen müßten, um sich in ihren Kunstfertigkeiten zu vervollkommnen. Als nun Innungen (Zünfte) aufkamen, das heißt, als die zu ihrer Zeit zweckmäßige Einrichtung getroffen wurde, daß diejenigen, welche in einer Stadt und deren Umgegend einerlei Gewerbe trieben, in eine Gesellschaft vereinigt wurden, die zur Erhaltung unter sich gewisse, von der Obrigkeit bestätigte Gesetze (Innungsartikel) errichtete, da wurde auch das Wandern der Handwerksgesellen als ein Hauptpunkt festgesetzt, in der Absicht, daß die jungen Leute die in andern Ländern eingeführten guten Erfindungen und Handgriffe, nebst andern nützlichen Kenntnissen, erlernen sollten; man machte es selbst zur nothwendigen Bedingung, die jeder, der in eine solche Zunft aufgenommen zu werden verlangte, erfüllt haben mußte. Die gute Absicht bei dieser Einrichtung ist durchaus nicht zu verkennen. Aber so wie die Zunftverfassung selbst — über deren drückende, monopolistische Einrichtung man vor einiger Zeit sich beschwerte, und nun wieder über die Aufhebung derselben hier und da klagt — ja, so wie fast jede bürgerliche Einrichtung überhaupt, hat auch das Wandern der Handwerker seine gute und schlimme Seite. Die unläugbaren Vortheile des Wanderns sind, daß die jungen Leute mehr Kenntnisse in ihrem Gewerbe und mehr Bildung im Allgemeinen erlangen, als es in ihrer Heimath, bei dem gewöhnlich sehr dürftigen Unterrichte des Meisters, möglich seyn würde, und dann, daß wenn an einem Orte der Gesellen zu viel werden, mehrere von ihnen an einem andern Orte ihr Unterkommen finden, und mancher dadurch sein beständiges Etablissement erhalten hat. Wenige Ausnahmen abgerechnet ist der Unterricht, den die Handwerkslehrlinge von ihren Meistern erhalten, keineswegs geeignet, sie bis zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit in ihrem Gewerbe zu bringen. Nicht selten sucht der Meister, aus Eifersucht, gewisse Handgriffe selbst den Gesellen zu verbergen. Der junge Handwerker kann also nur dadurch, daß er bei mehrern Meistern und an verschiednen Orten arbeitet, sich einen höhern Grad von Vollkommenheit in seinem Gewerbe verschaffen. Aber auch vielleicht angenommen, daß ein Meister seinem Lehrlinge alles das beibrächte, was er selbst in seinem Geschäfte weiß, so würde der Lehrling doch nur eine einseitige, mangelhafte Bildung erhalten, seinen Lehrherrn für den Kunstverständigsten halten, und sich in der Folge nie über das Mittelmäßige in seinem Gewerbe erheben. Durch das Reisen lernt er mehrere Handgriffe und zugleich die zu seinem Gewerbe erforderlichen Materialien nach ihrem Ursprunge und ihrer verschiednen Behandlung kennen. Dies gilt jedoch keineswegs von allen Handwerkern ohne Unterschied, und für manche derselben scheint das Wandern in der angegebenen Rücksicht wirklich überflüssig. Die Lehrlinge mancher Handwerke könnten, wenn die Einrichtung recht gemacht würde, zu Hause eben das lernen, was sie in der Fremde lernen sollen. Aber für einen großen Theil der Handwerker trägt das Besuchen fremder Werkstätte und die Beobachtung andrer Sitten und Gebräuche, vorausgesetzt, daß

es den jungen Leuten nicht an Kopf und ernstlichem Willen fehle, zur Ausbildung gewiß sehr vieles bei. Wider den Vortheil, daß junge Handwerker durch das Wandern ihr Unterkommen an fremden Orten fänden, hat man zwar eingewendet, daß dieser eben so leicht erreicht werden könne, wenn man durch Intelligenzblätter Nachricht gäbe, an welchem Orte für diese oder jene Art Handwerker Arbeit zu finden sey. Allein daß dabei eine für die Subjecte selbst oft sehr verdrießliche Concurrenz unvermeidlich seyn würde, läßt sich leicht einsehen. Bei allen Vortheilen, welche das zweckmäßige Wandern der Handwerker unläugbar bewirkt, sind doch auch die damit verbundenen mannichfaltigen Nachtheile nicht zu verkennen. Diese entstehen jedoch meistens aus der Individualität der Wandernden selbst, und könnten großentheils durch Verfügungen der Obrigkeit, durch größere Sorgfalt der Meister und Lehrherrn, so wie der Aeltern der jungen Leute selbst, verhütet werden. So wenig man es an dem die Universität verlassenden Jünglinge tadeln wird, daß er bis zu seiner Anstellung in einem Amte ein Unterkommen, sey es auch im Auslande, sucht, um während dieser Zeit seine Kenntnisse zu erweitern, und sich die zu seinem künftigen Berufe erforderlichen Fertigkeiten und Erfahrungen zu erwerben, eben so wenig darf man eine gleiche Absicht bei dem jungen Handwerker tadeln, und um des schlechten Erfolgs willen, der sich bei vielen zeigt, die Sache überhaupt verwerfen. Viele junge Handwerker gehen zu frühzeitig, ohne gehörige Vorkenntniß und Vorbereitung, oft wohl ohne selbst recht zu wissen, wohin sie eigentlich gehen sollen, auf die Wanderschaft. Diese müssen dann freilich ihre Erfahrungen theuer genug erkaufen. Andre finden auf der Reise kein Unterkommen, entweder weil sie zu ungeschickt sind, oder weil sie nicht Lust haben, sich an eine feste Lebensart zu gewöhnen; sie wandern daher immer weiter, und mancher wandert sein ganzes Leben hindurch. Die unausbleibliche Folge davon ist Sittenverderbniß, Rohheit, Arbeitsscheu und bei entstehendem Mangel, Versuchung zu Betrügereien und Diebstählen. Ein andrer sichtbarer Nachtheil ist der, daß die wandernden Handwerker dem Publikum bisweilen sehr zur Last fallen. Nicht alle Handwerke gehören unter die Zahl der geschenkten, d. h. derjenigen, bei welchen die wandernden Gesellen mit einem festgesetzten Geschenke zum Reisegelde versehen werden. Aber auch diese Gabe ist oft so gering, daß der von eignen Mitteln entblößte Reisende nicht dabei bestehen kann. Man hat in neuern Zeiten den Gegenstand des Wanderns, der eine so zahlreiche Classe der Mitglieder des Staats angeht, für wichtig genug gehalten, um ihn öffentlich zur Sprache zu bringen. Die königl. Societät der Wissenschaften in Göttingen gab im Jahre 1797 die Preisfrage auf: Wie können die Vortheile, welche durch das Wandern der Handwerksgesellen möglich sind, befördert, und die dabei vorkommenden Nachtheile verhütet werden? Unter mehrern darüber eingegangenen Beantwortungen erhielten die beiden Schriften von Mohl und Ortloff (zusammen herausgegeben Erlangen, 1798; des Letztern Abhandlung auch einzeln, Ebend.) den Preis. So lange die Verfassungen der Zünfte noch beibehalten werden, wird auch das damit so genau verbundne Wandern der Gesellen Statt finden müssen. Nur sind Einrichtungen nöthig, um so viel möglich Nachtheile und Mißbräuche zu verhüten. Eine löbliche Einrichtung unsrer Zeit sind die an mehrern Orten errichteten Sonntagsschulen für Handwerker, deren Nützlichkeit von denen, die es selbst am nächsten angeht, vielleicht oft am wenigsten erkannt wird. In den königl. preußischen Staaten besteht schon lange ein Gesetz, welches den jungen Handwerkern das Auswandern in fremde

Länder streng verbietet. In einigen deutschen Provinzen sind Wanderordnungen gegeben worden, die aber meistens nur local sind. Anstatt der gewöhnlichen Wanderpässe oder Kundschaften, deren leichte und unerschwerte Erlangung mannichfaltige Mißbräuche beförderte, sind in Bayern 1808 und in Sachsen 1810 Wanderbücher eingeführt worden, welche unter obrigkeitlicher Autorität ausgefertiget werden. (S. auch: Preisschrift vom Wandern der Handwerksgesellen. Nürnberg, 1809.)

Wanken der Erdaxe oder Nutation. Dieses ist eine kleine Bewegung der Erdaxe von 18 Secunden, welche durch den Mond veranlaßt wird. Die Erdaxe durchläuft in 18 Jahren einen kleinen Strich von 18 Secunden und ist am Ende der 18 Jahre wieder gegen den Punkt des Himmels gerichtet, gegen den sie im Anfange derselben gerichtet war. Die Ursache liegt in der anziehenden Kraft des Mondes, und in der Abplattung der Erde. Man stellt sich die Sache am leichtesten in folgender Weise vor: Um den Aequator liegt ein Ring, der drei Meilen dick ist, und allmählig gegen die Pole ausläuft. Dieser Ring wäre nicht da, wenn die Erde eine vollkommne Kugel wäre. In Hinsicht des Mondes, der in 29 Tagen seine Bahn durchläuft, kann man sich die Sache so vorstellen, als wenn die ganze Mondmasse keine Kugel sey, sondern in einen Ring oder Reif vertheilt, der so groß sey als die Bahn, und um die Erde in einer Entfernung von 51,000 Meilen als ein fester Körper stehe. Wenn dieser Ring im Aequator läge, so wirkte er senkrecht auf den Ring der Erde, der um den Aequator liegt, und es fände kein Wanken der Erdaxe Statt. Allein die Mondbahn ist gegen den Aequator geneigt, und nun sucht dieser Ring den Ring des Aequators in seine Ebene zu ziehen. Dieses würde er ohne Mühe können, wenn die Erde nicht um ihre Axe rotirte. Allein ein Körper, der sich schnell um seine Axe dreht, ändert sehr schwer die Richtung seiner Drehungsaxe, und so entsteht nur die kleine Abziehung des Aequators der Erde vom Aequator des Himmels von 18 Secunden, welches dann eine Abziehung der Axe ebenfalls von 18 Secunden zur Folge hat. — Die Dauer von 18 Jahren rührt daher, daß dieser Ring, der die Mondbahn vorstellt, auf dem Aequator fortrückt und alle 18 Jahre einmal den ganzen Aequator durchläuft. — In dem Artikel Vorrücken der Nachtgleichen findet sich noch einiges, was sich hierauf bezieht.

Wappen sind Zeichen von Ländern, Städten, Corporationen, Familien und einzelnen Personen, die mit gewissen, aus der Natur oder dem Gebiete der Kunst hergenommenen, oder auch nach Willkür ersonnenen Bildern, und mit Farben und Metallen vorgestellt werden, und die dazu dienen, die Familien, einzelne Personen ꝛc. von einander zu unterscheiden, vorzüglich aber eine Würde oder den Besitz eines Landes, wenigstens eines Rechtes zu demselben, anzuzeigen. Der letzte Fall findet sich nicht selten bei Fürsten, welche Wappen und Titel von Ländern führen, die sie nicht besitzen, auf die sie aber einen Anspruch oder Recht behaupten. Solcher symbolischen Unterscheidungszeichen, die sich auf Herkunft oder rühmliche Thaten bezogen, bedienten sich Fürsten und Privatpersonen schon in ältern Zeiten. Aber von den heut zu Tage gebräuchlichen Wappen finden sich die ersten Spuren nicht eher, als in der Mitte des elften Jahrhunderts. In der Folge wurden sie während der Kreuzzüge mehr ausgebildet und verbreitet. Unsre Vorfahren entlehnten ihre Symbole gewöhnlich aus dem Thierreiche, und wählten dazu die stärksten Thiere, Löwen, Bären, Leoparden, und die Geschöpfe der Einbildungskraft, Einhörner und Greife; wer diese Thiere nicht in den Wappenschild selbst aufnahm,

brauchte sie wenigstens als Schildhalter. Den Adler führten vorzugsweise immer nur Regenten im Wappen. Zu dem Wappen gehört der Schild, der von verschiedner Form ist, rund, oval, herzförmig, viereckig. Die Fläche des Schildes heißt das Feld, dessen Grund mit einer Farbe, auch mit Gold oder Silber bedeckt ist, auf welchem das unterscheidende Wappenzeichen angebracht wird. Es sind sieben Farben dafür angenommen, deren jede, wenn man sich der wirklichen Farben nicht bedient, durch Punkte oder Striche angedeutet wird. So wird Gold durch feine Punkte, Silber durch weißen Grund, roth durch senkrechte Striche, blau durch horizontale, grün und purpur durch schräge, schwarz durch gegitterte Striche angedeutet. Getheilte Schilde nennt man solche, deren Flächen mit verschiednen Farben belegt sind. Die Wappenschilde kamen erst im Anfange des 13ten Jahrhunderts auf. — Zur Verzierung der Wappen gehören die Kronen oder Fürstenhüte bei königlichen und fürstlichen Häusern, und die Helme bei dem Adel. Die Helme sind entweder geschlossen (Stechhelme) oder offen, mit oder ohne Visir, mit Rosten oder Bügeln. Der Rang bestimmte ehemals die Zahl der Reife an den Helmen; Kaiser und Könige hatten deren elf, Grafen sieben, Freiherren fünf, der geringere Adel drei. Auf den Helmen wurden zur Zierrath große Federbüsche angebracht. Zur Verzierung der Wappenschilder gehören noch der Wappenmantel oder Baldachin (franz. Pavillon) die Schildhalter und die Ordenszeichen.

Wappenkönig (Wappenherold; franz. Roi d'armes), ein Beamter, der die Wappenkunde verstehen muß, um die Richtigkeit der Wappen zu prüfen, oder auch neue Wappen nach den Regeln der Heraldik zu entwerfen. Die Wappenkönige wurden ehemals besonders bei den Turnieren gebraucht, deren Einrichtung sie nach den üblichen Gesetzen oder Gewohnheiten anordneten. Vorzüglich hatten sie dabei das Geschäft, die Wappen der Ritter, die sich zum Turnier einfanden, zu untersuchen. Die Wappenherolde an den alten Höfen trugen bei feierlichen Gelegenheiten eine besondere Kleidung, auf welcher das Wappen ihres Fürsten gestickt war (Wappenröcke.)

Wappenkunde oder Heraldik ist die Kenntniß von Wappen. Wappen kann man als Hieroglyphen von Personen, Familien oder Ländern ansehen; daher man sie in persönliche, Familien- und Länderwappen eintheilt. Seit wann die Wappen eingeführt wurden, darüber ist oft Streit gewesen. Zeichen und Bilder auf Schildern und Helmen kamen freilich in den ältesten Zeiten vor. Schon im vierten Buch Moses wird den Kindern Israel befohlen, daß ein jeder unter seinem Panier und Zeichen, nach ihrer Väter Hause, sich lagern solle. Wer weiß nicht, wie oft bei den Dichtern der Griechen und Römer Gemählde und Kunstarbeiten auf Schildern und Helmen vorkommen? Ja, es ist gewiß, daß diese Symbole sogar erblich waren. So erzählt Xenophon, daß die medischen Könige einen goldnen Adler auf ihren Schildern geführt. Suetonius berichtet, daß Domitian einen goldenen Bart zum Wappen gehabt, und von den alten Germanen erzählt Tacitus, daß sie ihre Schilde durch ausgezeichnete Farben unterschieden und in die Treffen gewisse Zeichen vorangetragen haben. Obgleich also einige Spuren von Wappen in der alten Welt unverkennbar sind, so ist doch auf keine Weise die eigentliche Wappenkunde für älter zu halten als die Turnire. Daß die Wappen bei diesen feierlichen Kampfübungen zuerst allgemeiner und nach gewissen Regeln erfunden worden, läßt sich aus folgenden Gründen darthun. Zuerst nämlich findet man kein Grab- und Denkmal mit Wappen, welches älter

wäre, als das elfte Jahrhundert. Das älteste Grabmal dieser Art soll in der Kirche Sanct Emmeran zu Regensburg seyn, wo man das Wappen eines gewissen Wahrmund, Grafen von Wasserburg, findet; der Schild ist nämlich in die Quere getheilt, halb Silber und halb schwarz, drüber ein Löwe und die Unterschrift: Anno domini MX. Auf den meisten übrigen Grabmälern, selbst des 11. Jahrhunderts, findet man keine Wappen, und erst im 12. scheint dieser Gebrauch allgemeiner geworden zu seyn. Der erste Papst, von dem man beweisen kann, daß er ein Wappen geführt, ist Bonifaz VIII., der von 1294 — 1303 auf dem heil. Stuhle saß. Alle frühern päpstlichen Wappen sind Erdichtungen späterer Schmeichler. Auch auf Münzen findet man vor dem 13. Jahrhundert durchaus keine Wappen. Die Fürsten ließen vorher bloß ihr Bildniß und ihren Namen auf Münzen prägen Ein zweiter Beweis des angegebenen Ursprungs der Wappen ist das Wort blason, wodurch im Französischen wie im Englischen, im Italienischen wie im Spanischen, die Wappenkunde bezeichnet wird. Dies Wort hat höchst wahrscheinlich seinen Ursprung in dem deutschen Worte blasen; denn so oft auf den Turnieren ein neuer Ritter erschien, so mußte der Herold blasen, und, weil jener mit geschlossenem Visir auftrat, die Hieroglyphe seines Schildes oder das Wappen deuten und auslegen. Weil nun dies der Herold that, so heißt diese Kenntniß Heraldik, und weil er dabei blies, so nannten es die Deutschen das Wappen ausblasen. Daß dies wirklich bei den Turnieren so herkömmlich gewesen, kann man aus Gedichten der alten Troubadours aus dem 12ten und 13ten Jahrhundert beweisen. Daher kommt es auch, daß solche Ritter, deren Turnierfähigkeit schon durch das Ausblasen ihrer Wappen beurkundet war, zwei Trompeten auf dem Helm ihres Wappens führten. Von den Deutschen ging dieser Gebrauch zu den Franzosen über; denn es ist keinem Zweifel unterworfen, daß in Deutschland schon von Heinrich dem Vogelsteller Turniere angeordnet sind, und also viel früher bei uns im Gebrauch waren, als in Frankreich. Die Franzosen bildeten aber die Turniere und den damit verbundenen blason oder die Wappenkunde, wie das ganze Ritterthum weit mehr aus; sie gaben dem Worte blasonner nicht allein die Bedeutung des Auslegens der Wappen, sondern auch des Anpreisens überhaupt. Da ferner am Hofe der normännischen Könnige in England die französische Sprache herrschte, so haben sich auch in der brittischen Heraldik lauter französische Kunstausdrücke erhalten. So nennt man die grüne Tinktur im Wappen vert, so heißt der getheilte Schild coupé, so spricht man von passant, regardant, dormant, couchant u. s. w. Dagegen hat die deutsche Heraldik fast lauter echt deutsche Kunstwörter. Endlich ist die Betrachtung der Theile eines Wappens der sicherste Beweis für den angegebenen Ursprung. Den Schild denkt man sich als einen Wirklichen, den der Ritter zur Bedeckung seines Leibes vor sich hält, und unterscheidet an ihm das Haupt, das Herz, den Nabel und den Fuß. Offenbar wird deßwegen der Helm auf das Schild gesetzt, und die Helmdecken umgeben den letztern, so wie auf den Turnieren der Mantel des Ritters mit dem Helm und Schilde an den Wänden des Kampfplatzes aufgehängt wurden. Die Farben der Schilder oder die Tincturen, wie man sie nennt, haben ohne alles Bedenken ihren Grund in dem Gebrauche der ältesten Germanen, ihren Schildern verschiedene Farben zu geben, ein Gebrauch, der in den Turnieren des Mittelalters selbst eine zärtliche Bedeutung erhielt, indem die Ritter, verpflichtet, die Ehre der Damen zu verfechten und sich ihrem Schutze zu widmen, die Farben der letztern auf den Schildern trugen. Nach und nach kamen auch die Theilungen oder Sectionen

der Schilder auf. Denn wie ein Ritter oft mehrere Damen zu beschützen hatte, so trug er auch mehrere Farben im Schilde, der deßwegen in Felder getheilt seyn mußte. Als nun gegen Ende des elften Jahrhunderts die streitlustige Jugend fast aus ganz Europa in heiligem Eifer auszog, um das gelobte Land zu erobern, da wurde der Gebrauch der Wappen noch allgemeiner und nothwendiger. Um die einzelnen Nationen, Heereshaufen, Rotten und Geschlechter zu unterscheiden, wählten die Fürsten und Heerführer dergleichen Symbole, die sich bald auf Heldenthaten und Vorfälle des Feldzuges, bald auf die Würde des Anführers bezogen, bald endlich das Werk der Phantasie oder einer vorübergehenden Laune waren. So hatten die Markgrafen von Brandenburg aus dem ascanischen Hause einen rothen Adler im silbernen Felde, den schon Albrecht der Bär im 12. Jahrhundert führte. Die bayerschen Markgrafen führten dasselbe Wappen, und selbst einige aus dem luxemburgischen oder böhmischen Hause. Als aber das hohenzollersche Haus die Markgrafschaft Brandenburg bekam, nahm es sein Familienwappen an, einen von Silber und Schwarz quadrirten Schild, und erst 1466 erhielt Churfürst Friedrich II als Erzkämmerer den Scepter. Den schwarzen preußischen Adler aber verlieh der König von Pohlen als Lehnsherr den beiden brandenburg anspachischen Prinzen, Albrecht und Georg, im Jahr 1525, als ersten Lehnsherzogen von Preußen. Man sieht schon aus diesem Beispiele, daß die Wappenkunde mit der Geschichte und der Genealogie so innig verbunden ist, daß die eine durch die andere aufgeklärt wird, und man kann daraus abnehmen, daß diese Kenntniß auf keine Weise zu den ganz verächtlichen gehört. Freilich ist die Heraldik so reich an Kunstwörtern, daß man sie nicht ohne Wörterbuch oder umständliche Anleitung erlernen kann. Wir haben aber in „Gatterers Abriß der Heraldik, Göttingen 1792," und in dessen „practischer Heraldik, Nürnberg 1791," vortreffliche Handbücher. Die practischen Arbeiten des Heraldikers bestehen in dem Blasoniren, Historisiren, Kritisiren und Aufreißen der Wappen. Das Blasoniren ist die kunstmäßige Beschreibung eines Wappens. Man übernimmt dabei die Rolle eines Herolds bei den Turniren. Man legt erstlich den Schild nach seinen Tincturen, Figuren und Sectionen aus. Dann blasonirt man die Nebenstücke des Wappens, nämlich den Helm mit seinen Kleinodien, welches Trompeten, Flügel und Federn, Menschen und Thiere, oder deren Gliedmaßen sind, dann die Helmdecken und ihre Tincturen, hierauf die Krone, Hüte und Mützen, endlich die Schildhalter, die Wappenzelte, die Losungsworte oder Devisen und andere Nebendinge. Historisiren heißt bei der Wappenkunde, die Geschichte eines Wappens, seinen Ursprung und die Veränderungen erklären, die es erlitten. Hier hat der Heraldiker ein großes Feld vor sich, den Reichthum historischer Kenntnisse und den Ausschlag gründlicher Forschungen anzubringen. Will er ein Wappen historisch deuten, so muß er nicht gerade angeben wollen, warum eben diese oder jene Figur das Wappen eines Landes oder eines Fürsten ausmache, sondern er muß beweisen, daß gerade diese Figur die wahre Hieroglyphe der Familie oder des Landes ist. Er führt z. B. aus historischen Quellen den Beweis, daß der zweiköpfige Adler des römischen Königs nur erst im Anfang des 14. Jahrhunderts unter Albrecht I. aufgekommen, und daß vorher, seit Otto II. der Reichsadler nur einköpfig gewesen; daß die drei Leoparden im englischen Wappen zuerst 1127 unter Heinrich I. aus dem normännischen Hause vorkommen. Man sieht, wie wichtig nicht allein für die Historie, sondern auch für die Rechte der Staaten, der Fürsten und Völker diese Untersuchung ist. Das Kritisiren eines

Wappens besteht in der Beurtheilung desselben, ob es echt und ob es den heraldischen Regeln gemäß sey. Endlich das Aufreißen der Wappen besteht in der Angabe und Verfertigung neuer Wappen. Der Heraldiker folgt hierin entweder den Vorschriften eines Landesherrn, oder er erfindet die Idee und macht den Plan des Wappens nach eigner Willkür, oder er setzt aus mehreren Wappen ein neues zusammen.

Wara, in der alten nordischen Mythologie die Göttin der Hochzeit und Ehe, welche die geheimen Verträge und Schwüre der Liebenden hört, und, eine strenge Richterin der Untreue, die Treuen zum Bunde einweiht.

Warburto (William), als scharfsinniger theologischer Schriftsteller und durch seine Verbindung mit Pope gleich berühmt, war den 24. Dec. 1698 zu Newark an der Trente geboren, und beschäftigte sich anfangs, nach dem Beispiele seines Vaters, mit der Advocatur. Nach einiger Zeit entschloß er sich, den geistlichen Stand zu wählen, und wurde 1728 Rector der Schule zu Burnt-Broughton. Aufsehen in der Literatur machte er zuerst durch seine Abhandlung „über die Verbindung des Staates mit der Kirche," wo er auch schon sein Werk „über die göttliche Sendung des Moses" ankündigte. In diesem Werke, das 1736 erschien, suchte er mit dem größten Aufwande von Kunst und Wissenschaft zu zeigen, daß von den alten Gesetzgebern der Glaube an Gott und die Lehre von einem künftigen Vergeltungszustande zur Erhaltung der bürgerlichen Anstalten für durchaus unentbehrlich gehalten worden; nur Moses habe eine Ausnahme gemacht, keine Erwartungen eines göttlichen Gerichts nach dem Tode angeregt, sondern den Gehorsam seiner Nation gegen die in Gottes Vollmacht ihr überlieferten Gesetze bloß durch zeitliche Belohnungen und Strafen kräftig genug zu erwirken gewußt. Es entstand daraus zwischen ihm und seinen Feinden ein wissenschaftlicher Streit, der mit großer Heftigkeit geführt wurde. In der Folge übernahm er die Vertheidigung von Pope's Versuch über den Menschen, wodurch die enge und dauernde Freundschaft zwischen ihm und dem Dichter begründet wurde. Dieser machte ihn auch nach seinem Tode zum Erben der Hälfte seiner Bibliothek und zum Erben der Rechte und Ansprüche auf das Eigenthum seiner Schriften. Im Jahr 1749 vertheidigte daher auch Warburton den Character seines Freundes mit großem Eifer gegen Bolingbroke, und veranstaltete auch bald darauf eine vollständige Ausgabe von Pope's Werken. — Ungeachtet seines großen literarischen Rufes gelangte er doch spät erst zu den höhern Würden in der Kirche; erst von 1754 an war ihm das Glück günstiger. Er wurde in kurzer Zeit Capellan des Königs, Canonicus von Durham, und Bischof von Gloceſter. Der Schmerz über den Tod seines einzigen Sohnes machte tiefen Eindruck auf ihn: er überlebte ihn nicht lange, sondern starb den 7. Juni 1779. Warburton ist unstreitig einer der größten Gelehrten Englands; er verband, was so selten vereinigt ist, einen bewundernswürdigen Umfang von Kenntnissen und eine höchst lebendige Phantasie, als Theolog und als Kritiker machte er länger als fünfzig Jahre gleich großes Aufsehen. Seine Werke, unter denen wir außer den schon erwähnten seine Abhandlung über den Ursprung der Ritterbücher und seine Predigten noch anführen müssen, sind 1789 in acht Quartbänden gesammelt erschienen. Außerdem hat er auch die Herausgabe vieler fremden Werke besorgt und mit seinen Anmerkungen bereichert.

Wardein (auch Guardein), ein verpflichteter Beamte, der den Gehalt der Erze und der Münzen zu untersuchen hat. Bei dem Bergwesen heißt er Bergwardein, bei der Münze Münzwardein.

Der Münzwardein hat dreierlei Proben zu machen: a) die Tiegelprobe, das geschmolzene Metall zu probiren; b) die Zainprobe, das Metall, nachdem es zu Zainen verarbeitet worden, zu untersuchen; c) die Stockprobe, die auf dem Stocke geprägten Münzen zu untersuchen. Sein Controlleur ist der Gegenwardein, der die nämlichen Proben anstellt. Der Name kommt von einem alten, jetzt noch im Niedersächsischen üblichen Worte, Warden, wardiren, her, das so viel bedeutet, als den Werth bestimmen, den Gehalt vermischter Metalle untersuchen, probiren, würdigen. Die Schreibart Wardein ist daher richtiger als die sonst gewöhnliche Guardein, bei welcher man das Wort aus dem Italienischen, von guardare, Achtung geben, herleitete.

Warendorf, eine preußische Stadt in dem westphälischen Regierungsbezirke Münster an der Ems, mit 570 Häusern und 3730 Einwohnern, bekannt durch seine starke Leinweberei und Leinenhandel; aber nicht alles Leinen, was unter dem Namen warendorfer Leinwand von hier aus in den Handel kommt, jährlich mehr als 16,000 Stück oder 960,000 Ellen, wird in der Stadt gefertigt, sondern ist ein Fabrikat der umliegenden Gegend, wo es meistens von den Landleuten im Winter, wo die Hände von der Feldarbeit ruhen, gefertigt wird.

Warmbrunn, auch Warmbad genannt, ein Badeort im schlesischen Gebirge, eine Stunde von Hirschberg. Der Flecken selbst enthält etwas über 300 Häuser, ist fast durchgängig gut gebaut, und nährt sich von dem Verkehr durchs Bad, dem Ackerbau, Weberei, Handwerken, vorzüglich Glas- und Steinschleifen, wozu noch der stete Aufenthalt der Grafen Schafgotsch, als Herren des Orts, kommt. Seinen Ursprung verdankt es den warmen Quellen, und diese sollen schon im Anfange des 12. Jahrhunderts entdeckt worden seyn; wenigstens ist dies 1275 unter Herzog Boleslaus Crispus geschehen. Eins von den Bädern überließ Graf Gotthard von Schafgotsch, der 1403 allhier eine Probstei stiftete, derselben, weßhalb es das Probsteibad genannt wird. Außer jenem ist noch ein andres Bad, das gräfliche oder Schafgotschische. Beide sind recht gut überbaut und hoch gewölbt. Die Quelle, welche aus dem Felsen kommt, sammelt ihr Wasser in einem Becken, in welchem sich die Kranken, ohne Unterschied des Standes und Geschlechts, in anständiger Kleidung baden; Mittags und Abends wird das Bad verschlossen. Zum Aus- und Ankleiden sind mehrere Zimmer um den Badesaal her angebracht. Seit 1771 badet man nicht nur, sondern man trinkt auch. Die Morgenstunden bis 6 Uhr sind jetzt zum Trinken bestimmt. Im gräflichen Bade wird auch das Wasser zum Wannenbade gewärmt. Das Wasser gehört zu den alkalischen Schwefelwassern. Das Schafgotschische Bad enthält in 1 Pf. zu 16 Unzen nach Tschörtner: luftsaur. min. Laugensalz $5\frac{1}{8}$ Gr., Glauberisches Wundersalz $2\frac{2}{7}$ Gr., Selenit $\frac{1}{3}$ Gr., Kochsalz $\frac{1}{8}$ Gr., luftf. Kalkerde $\frac{4}{8}$ Gr., Kieselerde $\frac{2}{3}$ Gr., Extractivstoff $\frac{2}{3}$ Gr., schwefelartige Luft 8 Kubikzoll. Das Probsteibad: luftf. min. Laugensalz $5\frac{1}{10}$ Gr., Glauberisches Wundersalz $2\frac{2}{3}$ Gr., Selenit $\frac{2}{10}$ Gr., Kochsalz $\frac{2}{3}$ Gr., luftf. Kalkerde $1\frac{1}{3}$ Gr., Kieselerde $\frac{5}{6}$ Gr., Erdharzstoff $\frac{4}{10}$ Gr., schwefelartige Luft $6\frac{2}{3}$ Kubikzoll. Ersteres hat 98 Grad, letzteres 104 Gr. Fahrenheit. Nützlich ist das Bad bei Gicht, Rheumatismen, Verstopfungen im Unterleibe, Hautausschlägen, Urinbeschwerden, Bleicolik u. s. w. Jetzt sind zum Aufenthalt der Fremden mehrere gute Einrichtungen getroffen worden. Spaziergänge und entferntere Ausflüge macht man von hier nach Hirschberg, Hermsdorf und dem Kynast, dem Zackenfall u. s. w.

Wärme. Eine gewisse Unbestimmtheit im Ausdruck zeigt sich darin, daß man sagt, Wärme verursache die Empfindung, die wir so nennen, und die Ausdehnung der Körper; und dann wieder: Wärme werde in Körpern durch Hinzufügung eines gewissen Stoffes oder durch Veränderung ihrer Theilchen hervorgebracht. In dem erstern Falle sieht man die Wärme als Ursach, im letztern als Wirkung an. Daher haben neuere Naturforscher diese Unbestimmtheit dadurch zu heben gesucht, daß sie die Ursach Wärmestoff nannten, ja einige haben diese Ursach sogar als wirklich Materielles angesehen. In wie fern dieses anzunehmen ist, wird sich am Ende dieses Aufsatzes ergeben. Wir wollen nämlich, nach Anleitung der neuesten Entdeckungen in der Naturlehre, zuerst die Eigenschaften, dann die Wirkungen, ferner die Quellen, und endlich die Natur der Wärme betrachten. 1. Von den Eigenschaften der Wärme. Wir können eher nicht die Natur der Wärme bestimmen, bis wir ihre Eigenschaften aus einander gesetzt haben. Diese sind aber von dreierlei Art: nämlich mechanische, die von den Gesetzen der Anziehung und Schwere abhangen; chemische, die sich auf die Mischung der Körper beziehen, und endlich specifische, welche sich nicht unter die vorigen bringen lassen. a) Mechanische Eigenschaften. Diese bestehen in dem Strahlen, in der Reflexion und in der Berührung, wodurch sich offenbar die Wärme dem Lichte nähert, da wir gerade diese Eigenschaften am Lichte bemerken. Daß die Wärme strahlt, daß sie sich strahlenförmig durch die Luft verbreitet, ohne unterbrochen zu werden, und ohne der Luft empfindbare Wärme mitzutheilen, ist eine Entdeckung des berühmten Scheele. Ein durchsichtiger Spiegel nämlich, der die Lichtstrahlen sammelt, bringt keine Vermehrung der Wärme im Brennpunkte hervor, bis hinreichende Wärme verschluckt worden; aber dann wird er ein Wärme strahlender Körper. Hierdurch, wie durch andere Beobachtungen ward besonders entschieden, daß Wärme und Licht völlig verschieden sind; eine Wahrheit, die, so wenig sie im gemeinen Leben anerkannt wird, dennoch durch neuere Untersuchungen von Herschel und andere vollkommen erwiesen ist. Jener große Naturforscher bemerkte nämlich, daß die verschiedenen Farben, in welche das gläserne Prisma das Licht trennt, eine sehr verschiedene Fähigkeit haben, Wärme zu erzeugen. Die rothe Farbe, worin das Licht am wenigsten gebrochen ist, erregt die stärkste Wärme: diese vermindert sich bis zur violetten worin das Licht am meisten gebrochen ist und die die geringste Wärme hervorbringt. Ja Herschel fand, daß ganz außerhalb des Farbenbildes, außer den Gränzen der rothen Farbe, da, wo gar kein Lichtstrahl hindringt, die meiste Wärme erzeugt wird. Wir sehen also, daß die Sonne Hitze erzeugen kann, auch ohne Licht. Englefield fand, daß wenn die blauen Strahlen das Thermometer auf 56°, die grünen auf 55°, die gelben auf 62° bringen, die rothen Strahlen es bis auf 72° treiben, und daß, wenn es außer den Gränzen des Farbenbildes hängt, es bis auf 79° steigt. Auch Graf Rumford hat diese strahlende Eigenschaft der Wärme durch treffliche Versuche bestätigt. Und Leslie bestimmte, außer der Strahlung auch noch die Art, wie die Wärme bei ihrem Durchgang durch die Körper verschluckt wird. Wenn nämlich die strahlende Wärme aufgefangen wird, so wird sie leichter durch Körper durchgelassen, die dem erhitzten näher stehen, als die davon entfernt sind. Es kommt auch beim Verschlucken der Wärme sehr auf die Natur und auf die Oberfläche des auffangenden Körpers an. Metallische Körper, wenn vorzüglich ihre Oberfläche stark polirt ist, binden und verschlucken die Wärme am meisten: dagegen

Lucifer, the mighty Archangel, fell from Heaven, and with him fell all the Angels that kept not their first station, mingled with impure love for the daughters of Earth: the Giants were then born, those Men of renown and antiquity, who reared their towers in the land of Shinar, and said, Let us build us a City and a Tower whose top may reach unto Heaven. And there they formed the Mundane Shell with all its starry host of which our Earth is the Center, and the Sun was fixed in the Center of the Universe, and the Moon was taught to borrow light from the Sun, and the Stars were set in their firmaments, and the Earth was rolled into a globe, and the Days and Nights appointed, and the Four Quarters and the Four Elements, and the Heavens and the Hells, and Purgatory, where the Transgressors are purified in fires, till at the end of six thousand years they return in a Jubilee to their Eternal Habitations. But Lucifer fell from the station of the Sun, and Uriel fell from the station of the Moon, and Raphael fell from the station of Mercury, and Michael fell from the station of Venus, and Gabriel fell from the station of Mars, and Zadkiel fell from the station of Jupiter, and Orifiel fell from the station of Saturn, and all the Starry Hosts of Heaven fell with them, and were cast down to the Earth, and formed the Spectrous Tree of Mystery, which is the Generation of Death, which is the Reasoning Power in Man, which is the Spectre of the Living, and is a Negation, and is a Limit and Bound to the Holy Ghost.

Then Lucifer stood in the Sun, and commanded all the Starry Hosts of Heaven, saying, Let us make Man from the Dust of the Ground, and let us breathe into his Nostrils the Breath of Life, that he may become a Living Soul. And they took of the Dust of the Ground, and formed Man in the Image of the Sun, and breathed into his Nostrils the Breath of Life, and Man became a Living Soul. And Lucifer said, I will ascend above the Stars of God, and will exalt my Throne above the Sun, and I will sit upon the Mount of the Congregation, and I will be like the Most High. But Man fell down upon the Ground, and worshipped the Sun, and the Moon, and the Stars, and the Trees, and the Rivers, and the Mountains, and the Winds, and the Animals, and the Birds, and the Fishes, and the Reptiles, and the Elements, and Lucifer, and Satan, and Beelzebub, and Leviathan, and Mystery, and Death, and Hell, and Sin, and the Serpent, and the Dragon, and the Whore, and the Antichrist, and the Kingdom, and the Power, and the Glory, and the Abomination of Desolation, and the Tyrant, and the Victim, and the Human Form Divine, and the Human Lineaments Sacred, and the Divine Members, and the Divine Organs, and the Passions of Desire, and the Lusts of Joy, and the Joys of Merriment, and the Songs of Harmony, and the Delights of Action, and the Unwearied Continuance in Existence, and the Soul, and the Holy Ghost, and the Resurrection, and the Life Everlasting, and the Communion of Saints, and the Lamb of God, and the Tree of Life, and the Water of Life, and the Bread of Life, and the Wine of Life, and Forgiveness of Sins, and Redemption, and Regeneration, and Awakening, and Eternal Death.

Then Lucifer said, I will make Man in our Image, after our Likeness, and he shall have Power over the Beasts of the Earth, and over the Creeping Things, and over the Fishes of the Sea, and over the Birds of the Air, and he shall have Power over the Sun, and over the Moon, and over the Stars, and over the Trees, and over the Rivers, and over the Mountains, and over the Winds, and over the Clouds, and over the Elements, and over Lucifer, and over Satan, and over Beelzebub, and over Leviathan, and over Mystery, and over Death, and over Hell, and over Sin, and over the Serpent, and over the Dragon, and over the Whore, and over the Antichrist, and over the Kingdom, and over the Power, and over the Glory, and over the Abomination of Desolation, and over the Tyrant, and over the Victim, and over the Human Form Divine, and over the Human Lineaments Sacred, and over the Divine Members, and over the Divine Organs, and over the Passions of Desire, and over the Lusts of Joy, and over the Joys of Merriment, and over the Songs of Harmony, and over the Delights of Action, and over the Unwearied Continuance in Existence, and over the Soul, and over the Holy Ghost, and over the Resurrection, and over the Life Everlasting, and over the Communion of Saints, and over the Lamb of God, and over the Tree of Life, and over the Water of Life, and over the Bread of Life, and over the Wine of Life, and over Forgiveness of Sins, and over Redemption, and over Regeneration, and over Awakening, and over Eternal Death.

Körper mehr oder weniger Wärme entziehen. Dies ist der Grund davon, warum wir uns in Wolle und Pelzwerk hüllen, um die Wärme zu behalten. Die Wärme dringt weniger durch feste Körper, wird weniger durch sie geleitet, wenn sie locker, schwammig und porose sind. Dies kann man auch auf Flüssigkeiten anwenden. Je stärker diese zusammenhängen, desto leichter leiten sie die Wärme. Die Luft leitet, nach Rumfords Beobachtungen, keineswegs an sich die Wärme, sondern bloß durch die Strömungen, die sie erleidet. Die neusten Versuche von Brewster haben noch folgende merkwürdige Eigenschaften der Wärme gelehrt; wenn sie längs einer Glasplatte fortgeht, so dehnt sie einen Theil des Glases aus, wo sie nicht fühlbar ist, und zieht einen andern Theil zusammen, wo sie sich fühlbar zeigt. Einige haben selbst in der Wärme eine entgegengesetzte Polarität annehmen wollen, wobei sie sich auf Kants Bemerkung stützen, daß Winter, die bei uns sehr streng sind, in den Polargegenden sich öfters durch besondere Milde auszeichnen. 2. Wirkungen der Wärme. Die erste Wirkung der Wärme ist Vermehrung des Gefühls von Wärme in dem thierischen Körper. Dies ist aber eine Erscheinung, welche man nicht obenhin betrachten kann, sondern die uns zu gründlichen Untersuchungen nöthigt. Wir wissen, daß wir die äußere Hitze weit stärker empfinden, wenn es dabei schwül ist, d. h. wenn die Luft feucht und negativ electrisch ist. Die Hitze der Luft kann an heitern Tagen viel größer seyn, ohne daß sie uns so sehr auffällt. Wir wissen ferner, daß bei heiterem Frostwetter, wenn wir uns nur bewegen, die Kälte wenig auf uns wirken kann; jemehr es aber naßkalt ist, obwohl bei höherem Grade der Temperatur, desto unangenehmer fällt uns die Kälte auf. Man sieht also, daß das Gefühl der Temperatur mit den Graden des Thermometers keineswegs in gleichem Verhältniß steht. Dazu kommt, daß offenbare Täuschungen bei diesem Gefühl um so leichter vorkommen, jemehr es durch die Nerven erregt wird, welche keine klaren Empfindungen, sondern nur dunkle Gefühle hervorbringen. Daher wird unzähligemale eine innere Ursache der vermehrten oder verminderten Wärme mit der äußern verwechselt. Weiß man nicht daß das Gefühl von Kälte gewöhnlich Krämpfe und andere Unterdrückungen des Gefühls begleitet, und daß wir heißer werden, wenn die Thätigkeit unserer Verrichtungen angestrengt wird? Oft glaubt man in jenem Falle, die Luft sey wirklich kälter, in diesem, sie sey wirklich heißer als sie ist. Daher nun müssen wir auf eine innere Quelle der thierischen Wärme kommen, welche unabhängig von der Temperatur der Luft, den höhern Thierclassen eigen ist, und nur unter gewissen Umständen in den niedern erregt werden kann. Spüren wir dem Unterschiede der warm- und kaltblütigen Thiere nach, so ist zuvörderst ein merklicher Unterschied in ihren festen Theilen. Die warmblütigen haben wahre Muskeln, voll rothen Faserstoffs mit Zellhäuten überzogen; jene Muskeln sind um so derber, je größer die eigenthümliche Wärme der Thiere ist; die Sing- und Raubvögel haben die festesten Muskeln, und ihre eigenthümliche Wärme übertrifft noch die Wärme des menschlichen Körpers. Dasselbe gilt von den Knochen, welche um so fester sind, je wärmer das Thier ist. Sehen wir dagegen kaltblütige Thiere an, so finden wir statt der Muskeln nur gallertartiges Fleisch, oder ein Gewebe von Fasern, die sich weder durch Farbe, noch Derbheit wesentlich vom Zellgewebe unterscheiden. Das Fleisch der Fische, selbst der Frösche und Eidexen, beweis't dies. Diese Thiere haben auch keine wahren Knochen. Grätben und Knorpel von weicherem Gewebe vertreten ihre Stelle. Auch das Kind im Mut-

terleibe hat so lange wenig eigne Wärme, als es noch keine wahren Muskeln und Knochen hat. Wie hängt dieser Unterschied mit der eignen Wärme zusammen? Ganz einfach durch das Naturgesetz, daß fühlbare Wärme erzeugt wird, wenn flüssige Theile fest werden, und um so mehr Wärme, je größer der Unterschied ihres früheren flüssigen und ihres jetzigen festen Zustandes ist. Denn die Wärme, die sie in dem flüssigen Zustande aufgelöst enthielt, muß jetzt davon gehen, da sie nicht mehr zur Auflösung angewandt wird. Darum erzeugt sich beim Löschen des Kalkes eine so bedeutende Hitze. Außer dieser Quelle der eigenthümlichen Wärme gibt es aber noch eine andere eben so wichtige. Diese ist der Einfluß des Nervensystems. Die Nerven wirken als Erreger und Leiter der thierischen Electricität, und mit dieser ist die Wärme beständig verbunden. Je größer das Gehirn eines Thieres, je zahlreicher seine Nerven sind, desto wärmer ist es. Der Mensch und die Singvögel haben das größte Gehirn: sie erzeugen auch die stärkste Wärme. Die Fische haben ein so kleines Gehirn, das es im Verhältniß zu ihrem oft großen Körper wenig in Betracht kommt, und bei den Insecten sind statt des Gehirns nur zerstreute Nervenknoten. Indessen können nach einigen Erfahrungen selbst die kaltblütigen Thiere sich erwärmen, wenn sie sehr stark gereizt werden, oder die Thätigkeit ihrer Nerven ungewöhnlich angestrengt wird. Ein Bienenschwarm ist wirklich so heiß, daß das Thermometer hineingehalten eine bedeutende Höhe annimmt. Auch bei Fischen, die man reizt oder martert, bemerkt man eine, obwohl unbedeutende, Zunahme der Wärme. Die zweite wichtige Wirkung der Wärme ist die Ausdehnung, die sie in allen festen und flüssigen Körpern hervorbringt. Auch das Wasser wird allerdings durch die Wärme ausgedehnt, aber wenn es unter 40° abgekühlt ist, so scheint es die größtmöglichste Dichtigkeit erreicht zu haben. Wird es noch weiter erkältet, so fängt es wieder an, sich auszudehnen, bis es in seinem Gefrierpunkt zu einem festen Körper wird. Wenn es ganz ruhig steht, kann das Wasser noch flüssig bleiben, wenn es schon einige Grade unter dem Eispunkte erkältet ist, und es nimmt dann noch an Umfang zu, bis es vollkommen gefriert. Diese Eigenschaft des Wassers macht, daß das Thermometer die wahre Temperatur desselben dann nicht richtig angeben kann, wenn das Wasser unter 40° kalt ist. Daher auch kommt es, daß das Eis leichter ist als Wasser, in dem Verhältniß wie 92 zu 100, wenn nämlich die Temperatur des Wassers 60° ist. Auch bei den Metallen findet man eine ähnliche Ausdehnung, wenn sie aus dem flüssigen in den festen Zustand übergehen, allein dies scheint von einer Art Crystallisation oder regelmäßiger Anordnung der Theile herzurühren. Auf dieser ausdehnenden Kraft der Wärme beruhen die Thermometer, welche von dem berühmten Sanctorius erfunden, von Hook und Drebbel verbessert wurden. Unter den verschiedenen Thermometern ist im Norden von Europa, besonders in England, das Fahrenheitsche am meisten im Gebrauch, dessen Gefrierpunkt 32° und der Siedepunkt 212° ist. In Frankreich brauchte man vor der Revolution allgemein das Reaumursche, wo der Gefrierpunkt 0 und der Siedepunkt 80° ist. Seit der Revolution wendet man häufig die Scale von 100° an, wo also der Siedepunkt 100° ist. Diese ist von dem Schweden Celsius erfunden. Bei stärkerer Hitze gebraucht man die sogenannten Pyrometer. Diese von Wedgewood erfunden, bestehen aus Thon mit Alaun vermischt, der zwischen kupfernen Stäben befestigt ist. Der Thon nämlich hat die Eigenschaft, sich in beträchtlicher Feuerhitze zusammenzuziehen. Von der ausdehnenden Kraft der Wärme hängt

der Einfluß ab, den sie auf die Veränderung des Zusammenhangs der festen und flüssigen Theile hat. Jene löst sie zu Flüssigkeiten auf, die Flüssigkeiten verwandelt sie in Dämpfe, und zersetzt ihre Bestandtheile. Bei diesen Vorgängen wird aber die Wärme nicht frei oder fühlbar, sondern sie wird eben zur Bildung der Flüssigkeiten und Dämpfe verwandt. Daher erzeugt sich Kälte durch Verdampfung; daher entsteht bedeutende Kälte, wenn Salze aufgelöst werden. Umgekehrt erzeugt sich Wärme, wenn Dämpfe in Flüssigkeiten, und diese in feste Gestalt übergehen. 3. Quellen der Wärme. Daß sich Wärme durch Verdichtung erzeugt, haben wir eben dargethan, und wir können noch hinzusetzen, daß selbst die Verdichtung der Luft in der Luftpumpe nicht ohne Erzeugung von Wärme Statt findet. Vielleicht wirkt das Schlagen auf einen Körper, wie auf Eisen mit einem Hammer, auf diese Art. Aber das Reiben ist unstreitig eine Ursache der Wärmeerzeugung, die keinesweges aus jener ersten Quelle abzuleiten ist. Indessen hat Rumford diese Erscheinung gebraucht, um die Immaterialität der Wärme zu beweisen. Daß die Sonne eine Hauptquelle der Wärme ist, weiß jedermann, aber wie sie dieselbe erzeugt, darüber kann man nur Vermuthungen wagen. Daß die Sonne kein ungeheures Feuermeer ist, welches immerfort brennt, scheint so ziemlich erwiesen zu seyn; ja, wenn wir manchen Erfahrungen trauen, so wird die Sonnenwärme eigentlich nur in unserm Luftkreise erzeugt. Außer dem Sonnenlicht sind das Verbrennen der Körper, ferner die Entwickelung der Electricität und des Galvanismus, die vorzüglichsten Quellen der Wärme. 4. Von der Natur der Wärme. Daß die Wärme kein grober Stoff ist, folgt aus ihren Eigenschaften. Sie gehorcht nicht den Gesetzen der Schwere, sondern sie strahlt nach allen Seiten. Sie strebt dem Zusammenhang entgegen, und löst alle Körper auf. Sie verbreitet sich fast ohne Zeitverlust. Sie vermehrt sich durch das Reiben harter Körper auf eine höchst eigne Weise. Sie durchdringt endlich den sogenannten leeren Raum der Luftpumpe, gleich dem Licht und der Electricität. Muß man nicht daraus schließen, daß die Wärme zu den unwägbaren Stoffen, zu den Urkräften der Natur gehöre?

Warschau, polnisch Warszawie, jetzt die Hauptstadt des russischen Königreichs Polen und der Woiwodschaft Polen, ein großer Ort, der aus der in die Alt- und Neustadt getheilten eigentlichen Stadt und aus mehrern Vorstädten, wohin auch das auf dem rechten Ufer der Weichsel belegene Praga gehört, besteht; unter diesen Vorstädten zeichnen sich besonders Krakau und die neue Welt durch Regelmäßigkeit und schöne Gebäude aus. Das Ganze enthält 3465 Häuser und gegen 75,000 Einwohner, worunter 29,000 Juden; man findet sehr viele prachtvolle Gebäude, worunter das königl. Schloß, der sächsische Palast, die Münze, das Zeughaus und 115 Paläste polnischer Magnaten sich auszeichnen, eine Menge Klöster und prachtvolle Kirchen aller tolerirten Religionen, sechs Hospitäler, aber auch neben Palästen die schlechtesten Hütten mit Schindeln und Strohdächern (Dwarecks), neben dem größten Glanze die bitterste Armuth, neben dem raffinirtesten Luxus der eckelhafteste Schmutz und die wildeste Barbarei, so daß das Ganze sich als eine der barockesten Städte des Erdbodens gibt. Doch vereinigt es alles, was Polen Großes und Schönes hat: hier ist der Versammlungsort des Reichstags, der Sitz des Vicekönigs und der höchsten Centralbehörden des Königreichs, hier ist seit 1816 eine Universität errichtet, hier bestehen Akademien der Wissenschaften, des Ackerbaues, der Physik, und eine Menge

Unterrichtsanstalten und Kunstschulen, hier concentrirt sich ein Theil der polnischen Industrie und der ganze polnische Binnenhandel, durch die schiffbare Weichsel, durch fünf Banken und durch die großen Jahrmärkte begünstigt. Man zählt gegen 7000 Handwerker aller Art, über 50 größere Handelshäuser und fünf Buchhandlungen. Die Besatzung besteht aus 10,000 Mann. Die Stadt ist nicht eigentlich fest, doch mit Linien umgeben: eine Schiffbrücke verbindet sie mit Praga, eine Vorstadt, die 885 Häuser und 3082 Einwohner zählt, und in dem polnischen Unabhängigkeitskriege von 1794 durch die Belagerung und Erstürmung Suwarows, bei welcher mehr als 5000 Menschen das Leben verloren, bekannt geworden ist.

Wartburg, ein altes, ehemals festes Bergschloß, in einer schönen Gegend, eine halbe Stunde von Eisenach, dem Großherzog von Sachsen-Weimar und Eisenach gehörig. Es ward im Anfang des 12. Jahrh. erbaut. Als die Residenz der thüringischen Landgrafen, war es berühmt wegen der glänzenden Turn- und Ritterspiele, welche daselbst durch die Wettgesänge der ersten deutschen Minnesinger gefeiert wurden; vorzüglich am Hofe des Landgrafen Hermann I. im Anfange des 13ten Jahrhunderts (S. Thons Beschr. d. Wartburg) bis um die Mitte des 13ten Jahrhunderts zur Zeit Heinrichs des Erlauchten. Bekanntlich ließ Churfürst Friedrich der Weise von Sachsen den auf dem Reichstage in Worms geächteten Dr. Luther auf die Feste in Sicherheit bringen, wo er als Ritter Jörge verborgen, vom 4ten Mai 1521 bis zum 6ten März 1522, an der Uebersetzung der Bibel arbeitete. Noch zeigt man das Zimmer, welches er bewohnt hat. Jetzt dient die Wartburg zu einem Staatsgefängniß. Die Berge rings um die Wartburg haben einen Umfang von 8—10 Stunden. Unter ihnen erhebt sich, der Wartburg gegenüber, und von dieser etwa ¾ Stunde entfernt, an der nordwestlichen Seite des von einem kleinen Waldstrome gebildeten Thales, in welchem Eisenach liegt, der Wartenberg. Weniger steil aufsteigend als der Berg, welcher auf seinem Gipfel die Wartburg trägt, bildet er eine sehr geräumige, unbewachsene hohe Fläche, auf welcher sich eine reiche Aussicht besonders auf die hessischen Gebirge bis zum Meißner, auf den majestätischen thüringer Wald und in die fruchtreichen Gegenden von Mühlhausen und Langensalza eröffnet, daher er auch zu den Octoberfeuern des Jahrestages der Schlacht bei Leipzig benutzt worden ist. S. d. f. Art.

Wartburgsfest der Jünglinge von Deutschlands protestantischen Hochschulen, am 18. Oct. 1817. Jene Höhe, von der hinab der Blick in einer herrlichen Natur und die Einbildungskraft in den romantischen Zeiten des deutschen Mittelalters sich verlieren; jene ehrwürdige Burg, welche die Erinnerung heiligt an das lebendige Wort der Kraft, welches hier die glorreichste Begebenheit der neuern Menschengeschichte aus den Tiefen der Wahrheit und des Glaubens hervorrief: ein solcher Ort mußte vor allen in Deutschland gewählt werden, um das Fest zu begehen, mit welchem eine edle Schaar deutscher Jünglinge den doppelten Sieg der Freiheit über die Macht der Unterdrückung zur eigenen Erhebung für Wahrheit und Recht, für Muth und Eintracht feiern wollte, den Sieg der Geister im Reiche der freien Ueberzeugung vor drei Jahrhunderten durch Luther errungen, den Sieg der Völker in dem Gesammtleben des freien Bürgerthums, durch die Eintracht des Muthes, des Rechtssinnes und der Vaterlandsliebe der Fürsten und Völker auf den Feldern von Leipzig errungen! Dieses Fest

der edelsten Begeisterung einer gebildeten Jugend, das ein deutscher Fürst, der Großherzog von Sachsen-Weimar, ganz in seinem reinen Sinn sich dachte und mit edler Würdigung solcher Gesinnung genehmigte, dieses Fest hat durch den Eindruck, den es auf die Zeitgenossen gemacht hat, und durch die Folgen, die es schon gehabt und noch haben wird, eine solche Bedeutung für die Zeitgeschichte erhalten, daß es genau dargestellt werden muß. Ohne andeuten zu wollen, wie der so unklug an dieses Fest geknüpfte Kampf und Gegenkampf der Doppelmeinung in Volkssachen immer tiefer in das Leben eingreifen und die feindseligen Klüfte in unserm gespaltenen Bürgerthum immer mehr von einander reißen muß, stehe hier bloß die Bemerkung, daß der ganz unerwartete Eindruck, den jenes Fest auf einen Theil der Nation gemacht, höchst merkwürdige Erscheinungen zur Folge gehabt hat, die ein helles Licht auf die dunkeln und verworrenen Massen werfen, aus welchen sich gegenwärtig die öffentliche Meinung und der Genius in Deutschland loszuringen streben. Es ist dadurch offenbar geworden, mit welcher Halbheit und Verkehrtheit, mit welchem Stumpfsinn und Argwohn, mit welcher Furcht und Schwäche Einzelne über jenes Fest abgesprochen und die Theilnehmer als höchst strafbare Frevler verurtheilt haben. Wäre Zuversicht, und daher edles Selbstvertrauen in dem Herzen dieser mündigen und reifen Catonen, so hätten sie das Hochgefühl einer feurigen Jugend, des kecken Urtheils einiger Unbescheidenen wegen, nicht zum Staatsverbrechen und Inquisitionsgräuel gestempelt, sondern mit dem Ernste des Alters väterlich beurtheilt; am wenigsten hätten sie in zufälligen Nebenhandlungen einen Plan des Aufruhrs gefunden, noch um wilder Sprößlinge willen an den kräftigen Stamm selbst die Art gelegt. Unfähig, das Maaß der Begeisterung zu begreifen und das jugendliche Gefühl psychologisch zu würdigen, haben sie, es sey nun aus gekränkter Eigenliebe, oder aus Vorurtheil, oder aus Furcht vor jeder kräftigen Lebensregung, oder aus Haß gegen alles Freisinnige überhaupt, das Einzelne gemißdeutet, und darnach das ganze Fest schief oder ungerecht — denuncirt! — Die Sache selbst verhielt sich so. Um an dem Jahrestage des 18ten Oct. 1813 zugleich den 31sten Oct. 1817, das dritte Säcularfest der Reformation als eine Doppelfeier der beiden größten Ereignisse in der Geschichte des gesammten deutschen Vaterlandes, mit einem Herzen, von gleicher Gesinnung erfüllt, als deutsche Jünglinge, die ihr Leben der Wahrheit und dem Rechte einmüthig weihen, auf der Wartburg zu begehn, erließ den 1. Aug. 1817 die Burschenschaft zu Jena, durch ihren Vorsteher, Rob. Wesselhöft, eine Einladung an die Studirenden auf den protestantischen Hochschulen Deutschlands (Halle ausgenommen), daß sie den 17ten Oct. nach Eisenach zu der gemeinschaftlichen Feier jenes Festes Abgeordnete schicken sollten. Alle billigten das Vorhaben und sagten ihre Theilnahme zu. Hierauf legten die Studirenden in Jena ihrem Gesuche, um die Erlaubniß der höchsten Behörde zur Feier des Festes, den Entwurf derselben bei. Der Großherzog erlaubte das Fest, und verfügte, daß die Studirenden von den Bürgern Eisenachs unentgeldlich aufgenommen würden. Auch wurde das zu den Octoberfeuern nöthige Holz aus den großherzoglichen Forsten unentgeldlich geliefert, und zur Erleuchtung der Wartburg eine Summe bewilligt. Als nun der Tag des Festes nahte, da zogen von allen Seiten her die Schaaren der studirenden Jünglinge, 500 an der Zahl, mit Gesang in Eisenach ein. Hier versprach jeder schriftlich, sich aller Händel zu enthalten, und dem durch die Stimmenmehrheit aller ernannten

Ausschusse (30 Studenten, von jeder der 10 protestantischen Universitäten 3), der das Fest ordnete, in Beziehung darauf Folge zu leisten. Es hatten sich namentlich eingezeichnet und zu den Kosten des Festes beigetragen, 468 von 12 Universitäten, darunter über 200 von Jena, 70—80 von Göttingen, 30 von Berlin, die übrigen von Erlangen, Gießen, Heidelberg, Kiel, Leipzig, Marburg, Rostock, Tübingen und 2 von der catholischen Universität Würzburg. Außerdem erschienen einige von Halle, einige von Genf, und mehrere ehemalige akademische Bürger aus freier Theilnahme; keiner aber von Greifswalde, Königsberg und Breslau. Die Mehrzahl der Versammelten hatte an dem Kampfe des Befreiungskrieges thätig Theil genommen; und überhaupt befanden sich darunter Jünglinge, die durch die Zeit zu Männern gereift waren. Sie wurden sämmtlich von Eisenachs braven Bürgern gastfrei aufgenommen. Am 18ten Oct. früh um 6 Uhr verkündigte das Geläute aller Glocken den Anbruch des Festes. Ein zweites Geläute rief sämmtliche Burschen auf den Markt, worauf unter Musik und dem Geläute aller Glocken der Zug, von der Fahne der Jenaer geführt, auf die Wartburg begann. Dem Ordner des Ganzen, Namens Schindler, waren vier andre Studenten zur Beihülfe zugegeben. In dem altdeutschen Minnesänger- oder Rittersaale der Wartburg, der an 1000 Menschen fassen kann, und von Eisenachs Bewohnern mit Eichenlaubgewinden sinnvoll verziert war, hatten sich bereits die dazu eingeladenen öffentlichen Behörden, die Geistlichkeit der Stadt, und vier Professoren aus Jena, G. Hofr. Schweitzer, Hofr. Oken, Hofr. Fries und Hofr. Kieser, und außer diesen mehrere Fremde versammelt. Hier ward die Feier des Tages nach einem stillen Gebete mit dem Gesange: Eine feste Burg ist unser Gott, eröffnet. Darauf hielt der erwählte Redner, Riemann, Student in Jena, Ritter des eisernen Kreuzes, das er am Tage der Schlacht bei Belle-Alliance erworben, eine der Bedeutung des Festes angemessene Rede, in welcher er im Namen Aller gelobte „zu streben nach jeder menschlichen und vaterländischen Tugend." Er schloß mit einem Gebete. Nach dem Gesange: Nun danket alle Gott, hielt Hofr. Fries, von einigen seiner Schüler dazu aufgefodert, eine kurze Anrede; und die ganze Feier endigte sich mit dem: Der Herr segne uns! — Jetzt vertheilte man sich auf dem Burghofe; man sang Lieder, die zu diesem Zwecke gedichtet waren; man besprach sich über die Art, wie alle Spaltungen des akademischen Vereins in Landsmannschaften aufzuheben seyen, (was Jena bereits gethan), um sämmtliche Hochschulen zu Einer Burschenschaft nach bestimmten Gesetzen zu vereinigen. Bei dieser Gelegenheit sprach Hofr. Oken im Sinne der Rede, welche späterhin im Druck (s. Isis, St. 195) erschienen ist. Darauf wurde im Rittersaale gespeis't. An diesem durch fröhliche Gesänge belebten Mittagsmahle nahmen an 600 Personen Theil, darunter auch, außer den eingeladenen Professoren, mehrere Einwohner und Fremde. Die Beamten des Festes brachten Trinksprüche aus: der deutschen Freiheit, dem Andenken Luthers, dem Schirmherrn des Tages, dem Großherzog von Sachsen-Weimar, den Siegern bei Leipzig und allen deutschen Hochschulen. Nach dem Mahle begab sich der Zug in die Kirche, um mit dem eisenacher Landsturm gemeinschaftlich den Festgottesdienst zu feiern, den der Gen. Super. Nebe hielt. Alle Jünglinge waren zu tief von der Bedeutung des Tages ergriffen, als daß eine Unordnung die Ruhe des Gotteshauses hätte stören können. Aus der Kirche zogen der Landsturm und die Studirenden auf den Markt, wo ein Lied vom Gen. Sup. Nebe, unter voller Musik, abgesungen und ge-

genseitig ein Lebehoch ausgebracht wurde. Damit schloß die Wartburgsfeier, ohne daß auch nur ein Augenblick derselben durch irgend eine Uebereilung entweiht worden wäre. — Hierauf unterhielten sich mehrere Jünglinge von Jena und Berlin mit Turnspielen, bis zu Abend, wo nach 7 Uhr der Fackelzug nach dem Wartenberge (s. d. vor. Art.) unternommen wurde, um daselbst in Verbindung mit den Landsturm das Siegesfeuer der Octoberschlacht anzuzünden. Die sämmtlichen Burschen schlossen hier einen Kreis um die flammende Berghöhe. Es wurden Lieder gesungen, und ein Jenaer, Namens Rödiger, hielt eine Rede, die, wie alle öffentliche Reden und Gesänge des Tages, das Gefühl der Begeisterung, ohne Leichtsinn oder Unbesonnenheit, aussprach. Darauf sammelte man Spenden für die Armen. Die Feier des Tages war jetzt geendigt. Die meisten kehrten zurück. Die Professoren Kieser und Oken waren gar nicht auf dem Berge, sondern in der Stadt bei Freunden gewesen; Schweitzer war bereits nach Jena abgereis't, und Fries hatte den Berg, nebst der Mehrzahl der Studenten, gleich nach Rödigers Rede verlassen. Die Zurückgebliebenen zerstreuten sich an die auf dem Berge vertheilten Feuer. Da geschah es, daß zu dem Ernste des geendigten Festes noch der Scherz sich gesellte und der Muthwille Einzelner. Diese hatten nämlich, ganz ohne Vorwissen oder Mitwissen des Ausschusses der sämmtlichen Hochschulen, von welchem das Fest dem genehmigten Entwurfe gemäß geleitet worden war, den Einfall, einige Sachen ins Feuer zu werfen, welche nach ihrer Meinung der allgemeinen Stimmung des deutschen Volks nicht zusagten. Man erinnerte dabei an Luthers Verbrennen der Bannbulle in Wittenberg, und warf die an einer Heugabel in die Höhe gehaltenen und abgelesenen Titel von 28 Büchern, und zum Theil die Bücher selbst in das Feuer; darunter: Dabelow: über den 13. Art. der deutschen Bundesacte; K. A. v. Kamptz: Codex der Gensdarmerie; v. Kotzebue: Geschichte des deutschen Reichs; K. L. v. Haller: Restauration der Staatswissenschaft; v. Cölln: vertraute Briefe; Saul Ascher: die Germanomanie; den Code Napoleon, und Zachariä über denselben; Schriften gegen die Turnkunst, die Statuten der Adelskette, W. Reinhard: die Bundesacte über Ob, Wann und Wie? deutscher Landstände; einige Schriften von Schmalz; die Alemannia und ähnliche. Nachdem diese Bücher oder Titel zu Asche verbrannt waren, wurden noch ins Feuer geworfen: ein Schnürleib, ein Haarzopf und ein Corporalstock. Es ist Verleumdung, wenn man behauptet, die Congreßacte und die heil. Allianzacte seyen mit verbrannt worden. Darauf sang man ein Lied, und die Burschen zogen mit den Landsturmmännern gegen Mitternacht nach Eisenach zurück. — Dieses Verbrennen der Bücher hat vorzüglich den Feinden der Sache die Waffen in die Hände gegeben. Allein der Unbefangene wird in diesem „Studenten-Pereat!" so wenig ein inquisitorisches Verdammungsurtheil, als ein criminelles Vergehen gegen die Person der Verfasser finden, sondern nur ein keckes Urtheil der Meinung, das sich einige lebhaft aufgeregte Jünglinge erlaubten. Die Handlung hat allerdings etwas Oeffentliches, lag aber durchaus nicht im Plane des Ganzen; allein eben darum, weil sie mit der Ordnung des Festes nicht zusammenhing, war sie polizeiwidrig. Nun darf wohl ein jeder für sich so viel Bücher verbrennen, als er will; sein Urtheil widerlegt weder, noch verdammt es. Aber daß es an diesem Tage und öffentlich geschah, war höchst muthwillig, und, moralisch genommen, auch anmaßend und unbescheiden, was die studirende Jugend überhaupt nie, am

wenigsten in wissenschaftlichen Dingen seyn soll. Selbst wenn die Jünglinge wirklich im Sinne der öffentlichen Meinung, wie viele behaupten wollen, — denn hätten wohl sonst die gekränkten Schriftsteller ein bloßes Studentenurtheil so hoch aufgenommen? — den undeutschen Geist jener Schriften durch das Verbrennen derselben gerügt hätten, so würde dennoch die Oeffentlichkeit, mit der es geschah, tadelnswerth, und das Urtheil in dieser Form ganz ungeziemend seyn. Dies wirft aber keinen Schatten auf das Fest selbst, dessen Bedeutung groß und sinnvoll, dessen Ausführung edel und würdig war. So feierten einst die Griechen, mit Einem Gefühl als Volk, die großen Tage ihres Vaterlandes: und unsere Jünglinge sollten die weit größeren Tage unserer Zeit nicht festlich begehen dürfen? Daß sie aber diesen Entschluß faßten, daß sie das Fest zweckmäßig ordneten, daß sie in ihrer Gesammtheit die Feier des Tages durch keine Unordnung des Sinnenrausches entweihten, daß sie vielmehr zu einmüthiger Aufhebung der, Spaltungen und Händel erregenden, Landsmannschaften sich gegenseitig ermunterten: dies sollte ihnen nicht zum Lobe gereichen! Wer in dem Hochgefühle der Jugend, darum weil einzelne Jünglinge ein muthwilliges symbolisches Urtheil, das keinem für sich allein verwehrt werden kann, in solcher Oeffentlichkeit zu erklären wagten, Staatsverrätherei oder Jacobinismus argwohnen kann, der begeht selbst einen Verrath an der menschlichen Natur, oder er beweis't seine gänzliche Unfähigkeit, über solche Dinge ein Urtheil zu fällen. — Wenn übrigens jener Beschluß, den Unfug der Landsmannschaften und Orden zu vertilgen und die Jünglinge auf allen protestantischen Universitäten zu Einem Streben nach sittlicher und wissenschaftlicher Ausbildung bei echt vaterländischer Gesinnung durch eine allgemeine Verbrüderung (in Jena Burschenschaft genannt), nach wenigen und einfachen Gesetzen zu verbinden, zur Vollziehung kommt, und wenn diese Verbrüderung dem Unwesen der Duelle ein Ende macht, so hat das Wartburgsfest durch den eignen Geist der Studirenden (der sich nur mittelst der sogenannten akademischen Freiheit ausbilden kann) bewirkt, was bisher keiner akademischen oder Staatsgesetzgebung zu bewirken möglich gewesen war. Jener Beschluß ging aber aus der durch das Fest selbst erweckten edleren Begeisterung hervor. In dieser Absicht versammelten sich die noch anwesenden Studirenden den 19. früh auf der Wartburg, wo man eine von Fries verfaßte Rede vertheilte; auch sprachen mehrere kräftig für die Aufhebung aller Landsmannschaften und für jene allgemeine Vereinigung, vorzüglich Carové von der Hochschule zu Heidelberg, dessen Rede in F. J. Frommanns Beschreibung des Burschenfestes auf der Wartburg (Jena, 1818) abgedruckt ist. Dies machte solchen Eindruck, daß alle Gegenwärtigen ihre besondern Zwistigkeiten aufgaben, und die eifrigsten Anhänger der Landsmannschaften zur Versöhnung und allgemeinen Verbrüderung die Hand boten. Der Vorschlag, durch allgemeine Theilnahme an dem Mahle des Herrn die Versöhnung zu besiegeln, wurde von dem größten Theile der Studenten noch an demselben Tage in der Kirche zu Eisenach ausgeführt, worauf die Burschenversammlung, sich nach allen Weltgegenden zerstreuend, Eisenach verließ. Auf dieser zweiten und letzten Wartburgsversammlung, wobei keine Professoren aus Jena zugegen waren, beschloß man auch die Herausgabe einer Burschenzeitung in Jena, welche aber nicht zur Ausführung gekommen ist. — Die falschen Nachrichten, welche mehrere öffentliche Blätter über das ganze Fest verbreiteten, und die von Hrn. K. A. von Kamptz, K. Pr. Geh. Ob. Reg. Rath in Berlin, d. 9. Nov. 1817

an die Regierung in Weimar eingereichte „Denunciation der Wartburgsversammlung," welche das Verbrennen der Schriften, vorzüglich des von Kamptzischen Codex der Gendarmerie, als einen strafbaren Frevel darstellte, veranlaßten gerichtliche Untersuchungen. Noch reizte eine Erklärung des Hofr. Fries im Oppositions-Bl. vom 24. Oct., welche, jene falschen Gerüchte widerlegend, der Verbrennung der übrigen Schriften billigend gedachte, so wie die Maßmann'sche (höchst einseitig nach schiefen Ansichten abgefaßte) Beschreibung des großen Burschenfestes auf der Wartburg (Gedr. in diesem Jahr 64 S. 8.) und Okens Isis, Bl. 195, „der Studentenfrieden auf der Wartburg," den Zorn der beleidigten Schriftsteller. Das letztere Blatt wurde, wegen der Sinnbilder neben den Namen der verbrannten Gegenstände, durch die Polizei unterdrückt, und der Verfasser selbst in Untersuchung gezogen, die Isis jedoch bald darauf wieder frei gegeben. Gegen Hofrath Fries aber ward auf die Denunciation des H. v. Kamptz von der Regierung in Weimar eine Criminaluntersuchung eröffnet, insbesondere wegen Verdachts, daß er an dem Verbrennen bestehender sachsen-weimarischer und andrer Gesetze deutscher Fürsten (die im Kamptzischen Codex der Gendarmerie abgedruckt sind) Theil genommen. Da sich aber ergab, daß der Verdacht einer Theilnahme desselben an einer durch das Verbrennen der Schriften einiger Autoren verübten Majestätsbeleidigung verschwinde, so erkannte die Regierung d. 29. Dec. 1817, daß eine Criminaluntersuchung wegen eines solchen Staatsverbrechens gegen ihn nicht Statt finde. Es wurde daher den akademischen Syndicatsgerichten zu Jena überlassen, auf jene Denunciation und sonst in der Sache gebührend zu verfahren. Endlich kam die ganze Angelegenheit auch in der Conferenz des k. pr. Staatskanzlers, Fürsten von Hardenberg und des kais. österr. Gesandten am berliner Hofe, des Grafen von Zichy mit dem Großherzog in Weimar am 14. Dec. zur Sprache; doch der Blick dieser Staatsmänner unterschied sogleich das Wesentliche und Eigenthümliche des an sich aller Achtung werthen Wartburgsfestes von dem Unwesentlichen, was gegen den Sinn und die Anordnung des Festes zu Mißdeutungen des Ganzen und zu Beschwerden Einzelner gegen Einzelne Anlaß gegeben. Der Bericht des großherzogl. Staatsministers Freih. v. Fritsch vom 9. Nov. an den Großherzog über das Burschenfest auf der Wartburg (s. Allg. Zeit. 1817, Nr. 355) rechtfertigte ebenfalls die Absicht und die Feier des Festes, so wie das Ehrgefühl und den Geist der Studirenden in Jena. Dasselbe Zeugniß gab der Wartburgsversammlung das Rundschreiben des großherzogl. Staatsministers Grafen v. Edling vom 19. Dec. an sämmtliche großherzogl. Residenten bei den verschiedenen Höfen (s. Allgem. Zeit. 1818, Nr 15.), in welchem unter andern auch die Ueberzeugung des kais. österr. Gesandten angeführt ist, „daß die Sache nicht so sey, wie man sie dargestellt hatte." Wenn daher die in ihrem Zwecke und in ihrer Ausführung so edle Wartburgsfeier wirklich eine sittlich ernste Verbrüderung der akademischen Jugend auf allen Hochschulen zur Vertilgung des Unwesens der Landsmannschaften und des unsinnigen Duells, welches aller geistigen, christlichen und bürgerlichen Bildung Hohn spricht, zur Folge hat, so bleibt sie in der Geschichte ein ruhmvolles Denkmal des Geistes, der Deutschlands Jünglinge, vor allen die von Jena, am 18. u. 19. Oct. 1817, auf der alten Wartburg durch das Andenken an Luther und an die Helden der deutschen Sache im letzten Kampfe, zu den edelsten Entschlüssen vereinigte. — Man vergl. Dr. D. G. Kiesers mit allen nöthigen

Bedeutung verliehen Gebäude: Das Universitätsgebäude am Ende der Reihe, Haus Nr. 1, ist ein stattlicher Bau mit Mansardendach, 1727 errichtet, 1875 und 1877 erweitert. Es enthält außer den Räumen für die Universitätsverwaltung, die Bibliothek, die Sammlung Marburger Alt. (s. Kleiner Führer Nr. 2), die Aula, die Räume für die Fakultäten und Seminare, die Hörsäle, die Wohnung des Rektors, die Räume für die Studentenschaft, die Lesehalle, die Mensa, die Wohnung des Pedells, die Karzer, die Räume für Turnübungen, die Wohnung des Turnlehrers, die Wohnung des Universitätsmusikdirektors.

Das Gebäude Nr. 2 ist das ehemalige Haus Hessen und war das Geburtshaus des Landgrafen Philipp des Großmütigen. Es wurde 1527 für Philipp Karte und Lehnhold von Hessen, den Vater des Landgrafen, errichtet und gehörte dann mit einer Unterbrechung durch Hessen-Cassel und Braunschweig-Lüneburg bis 1866 dem Hause Hessen. Es wurde 1866 von Preußen für Zwecke der Universität, das Hessische Haus-Archiv, das Hessische Haus-Fideikommiß, das Hessische Haus-Museum

altdeutsches Gedicht aus dem Kreise der Tafelrunde, herausgegeben von Görres 1813 — mit dem letztern Theile des Kriegs von Wartburg beginnt, und sich diesem das epische Lied gleichsam wie ein Siegsgedicht im Munde Eschenbachs anschließt. Dies möchte auf die Vermuthung führen, daß Heinrich von Ofterdingen überhaupt mit einem Gedicht aus dem altdeutschen Sagenkreis seinen Streit begonnen habe; daß also der Anfang des Wartburger Kriegs, wie wir ihn jetzt kennen, in seiner Abgerissenheit durch ein solches Lied ergänzt werden müßte.

Wartenburg (Treffen bei), am 3ten Oct. 1813. Der Feldmarschall Blücher in der Mitte des Monats September entschlossen, durch die Versetzung seiner Armee auf das linke Elbufer dem Kriege eine entscheidende Wendung zu geben, brach am 26sten Sept. aus dem Lager bei Bautzen auf und marschirte bis zum 3ten Oct. über Camenz, Elsterwerda, Herzberg, Jessen nach Elster, — eine Bewegung, deren Anlage und Ausführung für immer in der Kriegsgeschichte Epoche machen wird. — Der großen französischen Armee blieb dieser Marsch ganz verborgen, doch traf am 2ten Oct. das vierte französische Corps unter General Bertrand bei Wartenburg ein, um diesen Uebergangspunkt zu decken, der als solcher bereits durch Detachements der Nordarmee gefährdet worden war. Jenes Corps vertrieb die wenigen auf das linke Elbufer übergegangenen Truppen der Nordarmee und besetzte die Dörfer Globig, Bloddin, Wartenburg — letzteres mit seinem Gros — so wie das daran liegende durchschnittene buschige Terrain; die Front war nur auf wenigen durch Batterien gedeckten Dämmen zugänglich, von einem todten Arm der Elbe geschützt. — Das Corps des Generallieutenants von York — der von diesem rühmlichen Tage den Ehrennahmen Graf York von Wartenburg führt — war zum Angriff dieser fast unüberwindlich scheinenden Stellung bestimmt und begann ihn am Morgen des 3ten. Zuerst suchte eine Brigade in der Front von Wartenburg Terrain zu gewinnen, eine andere unter dem Prinzen Karl von Meklenburg strebte Bloddin zu nehmen und so den Feind rechts zu umgehen. Während jene vorwärts Wartenburg ein blutiges aber unentschiednes Gefecht bestand, eroberte diese nicht ohne Verlust Bloddin, schwenkte rechts und drang nach Globig. Jetzt rückten die drei übrigen Brigaden des Corps — die des Gen. Maj. von Horn an der Spitze — gerade auf die feindliche Stellung an, der Zugang nach Wartenburg war nur auf einem schmalen Damme möglich, die Truppen ließen sich zum Feuern verleiten und verloren dabei natürlich unverhältnißmäßig, ohne daß der Zweck des Gefechts erreicht worden wäre; da setzte sich der Gen. Maj. v. Horn an die Spitze des zweiten Bataillons vom Leib-Infanterie-Regiment, und führte es mit dem Ausrufe: ein Hundsfott, wer noch einen Schuß thut! vorwärts, und in einem Anlauf ward das Dorf mit dem Bajonnet genommen; die Umgebung desselben durch Abtheilungen links und rechts machte den Sieg vollständig, der abziehende Feind stieß auf die während deß immer weiter in seiner rechten Flanke und Rücken angerückte Brigade des Prinzen Karl, und gerieth dadurch vollends in Unordnung. — Es würde höchst überflüssig seyn, die Tapferkeit der preußischen Truppen emphatisch zu erwähnen, da die Sache zu sehr für sich selbst spricht; das Corps des Generallieutenants von York, ungefähr 24,000 Mann stark, hatte 70 Officiere, 2000 Mann todt und verwundet, der Feind — 20,000 Mann mit 60 Canonen — verlor einige 1000 Todte und Verwundete, 1000 Gefangene, 13 Kanonen, 80 Munitionswagen. — Der General Bertrand würde unbezweifelt die natürlichen Vertheidigungs-

mittel besser benutzt und unter so günstigen Verhältnissen den Uebergang vielleicht ganz unthunlich gemacht haben, wenn ihm Zeit geblieben wäre, sich von den örtlichen Verhältnissen seiner Position genau zu unterrichten; er zog sich gegen Wittenberg zurück. Das wichtigste Resultat dieses Treffens war die Festsetzung der schlesischen Armee auf dem linken Elbufer, deren Einfluß auf den Gang des Krieges kaum abzusehen ist. Jenem braven Bataillon ward ein Anerkenntniß, welches den Geist der Armee zu schön bezeichnet, als daß wir es mit Stillschweigen übergehen könnten. Als das Corps nach der Schlacht vor dem General von York defilirte, grüßte er alle Bataillons-Commandeurs, doch als jenes nahete, und seine Frage, ob dieses das zweite Bataillon vom Leibregiment sey, von dessen erstem Zuge bejaht wurde, zog er schweigend den Hut und bedeckte sich nicht eher, als bis das ganze Bataillon defilirt war. — Was ist die gelungenste Proclamation gegen diesen schweigenden Dank des Helden!

Warte, ein erhabner Ort, von welchem man eine freie Aussicht hat, um sich umzusehen und zu beobachten, was in der Gegend vorgeht; in den Ritter- und Fehdezeiten nannte man so die Wachtthürme, von welchen man die Gegend übersehen, und die Annäherung irgend eines Feindes, oder auch Reisender, die man plündern wollte, entdecken konnte. Auf einem solchem Thurme — der auch Schauthurm, Hochwacht, genannt wurde — Wache zu halten, war das eigentliche Geschäft des Burgwarts, der davon seinen Namen hatte. Jetzt ist dieses Wort nur noch in der Benennung Sternwarte (Observatorium) gebräuchlich.

Wasa, eine mittelmäßige See- und Handelsstadt in Finnland, mit einem guten Hafen und Schiffswerfte, hat gegen 2500 Einwohner. Der schwedische König Carl IX. legte sie 1606 an, und nannte sie nach dem Namen der königlichen Familie. Seit 1809 ist sie, mit dem übrigen Finnland an Rußland abgetreten worden. — Wasa, ein alter Rittersitz in der schwedischen Provinz Upland, drei Meilen von Stockholm, das Stammhaus des Geschlechts, aus welchem König Gustav I. Wasa (s. d. Art.) geboren war.

Wasa (Gustav), s. Gustav I.

Wasa-Orden, s. Orden und Schweden.

Waser (Joh. Heinr.), ehemals Pfarrer zu Kreuz, einem Dorfe im schweizerischen Canton Zürich, hat wegen seines durch besondre Umstände herbeigeführten unglücklichen Endes eine Celebrität erlangt. Waser wurde zu Zürich, wo sein Vater Bäcker war, geboren, hatte gute natürliche Anlagen, und widmete sich dem geistlichen Stande, beschäftigte sich aber aus Neigung mit Physik und Mathematik. Er erhielt sehr bald die Predigerstelle zu Kreuz, wurde aber derselben wieder entsetzt, weil er bei Untersuchung der Almosenrechnungen mit den Voigten des Dorfs in Zwist gerieth, und von diesen bei dem Rathe zu Zürich, obwohl ohne hinreichende Beweise, verklagt wurde. Diese Bestrafung erregte in ihm einen unauslöschlichen Haß gegen die Regierung des Cantons. Waser lebte hierauf, ohne Anstellung, zu Zürich von dem Vermögen seiner Frau, und als dieses aufgezehrt war, vom Ertrage literarischer Arbeiten. Er hatte einen großen Hang zur Politik, und nahm an den Begebenheiten seines Vaterlandes einen vielleicht zu leidenschaftlichen Antheil, wodurch er einen Theil seiner Mitbürger wider sich aufbrachte. Als ein fähiger Kopf wurde er aber auch von einigen bedeutenden Männern in Staatsgeschäften gebraucht. Es schien jedoch, als wenn er, aus Haß gegen

die Regierung, mehr wider, als für das Interesse seines Vaterlandes arbeitete, und dieses in eine allgemeine Verwirrung stürzen wollte. Man beschuldigte ihn dieser Absichten, besonders bei der Gelegenheit, da zwischen Frankreich und der Schweiz die Allianz erneuert wurde, und dann, als er bei einem über den züricher See, zwischen dem Canton Zürich und Schweiz entstandenen Prozesse, in öffentlichen Schriften die Partei des Letztern gegen seinen vaterländischen Canton nahm. Ein Vorfall, der sich damals in Zürich ereignete, daß nach der Abendmahlsfeier mehrere Personen erkrankten, welches man einer Vergiftung des dabei gebrauchten Weines zuschrieb, wurde ihm ebenfalls Schuld gegeben; diese Beschuldigung konnte aber nie erwiesen werden. Ein sehr wichtiges Document, das ihm der Stadtschreiber zu Zürich aus dem Stadtarchive zu einem gewissen Behufe anvertraut hatte, suchte er zu unterschlagen. Deßwegen und weil er in auswärtigen Zeitschriften geheime Nachrichten über die Verfassung der Schweiz bekannt gemacht hatte, wurde er gefänglich eingezogen. Er suchte sich zwar durch eine gefährliche Flucht zu retten; aber der Versuch mißlang. Nach langem Proceß räumte er endlich die Entwendung wichtiger Bücher und Handschriften von der Stadtbibliothek, und militärischer Plane und Zeichnungen ein. Er wurde daher der Landesverrätherei schuldig erklärt und durch eine nur geringe Stimmenmehrheit zum Tode verurtheilt, den er auch am 27sten Mai 1780 auf dem Schaffot mit Fassung erlitt. Von ihm ist: Historisch-diplomatisches Jahrzeitbuch zur Prüfung der Urkunden ꝛc., Zürich 1779 — ein brauchbares und geschätztes Werk; ferner eine gelungene Uebersetzung von Lucians Schriften aus dem Griechischen, Zürich 1769—73, vier Theile, 8.

Wasgau, ein Waldgebirge im nordöstlichen Frankreich. Es macht eine Fortsetzung des Jura aus, von dem es sich auf der Gränze des Cantons Bern trennt, dann in mehrern Ketten zwischen dem Elsaß und Lothringen hinaufläuft und auf den Gränzen Deutschlands und der Niederlande in mehrern niedrigen Vorbergen, wozu die Ardennen und der Hundsrücken gehören, ausläuft. Seine höchste Spitze, der Bölch oder Ballon, ist nur 4320 Fuß hoch, doch ist es sehr rauh und kalt. Auf demselben nehmen mehrere große Flüsse ihren Ursprung. Von demselben hat ein Departement des nordöstlichen Frankreichs den Namen.

Washington (George), ein Name, der dem Nordamerikaner immer unvergeßlich seyn und in den Annalen ihres Staats, der durch ihn vorzüglich mit begründet wurde, mit verdientem Ruhme glänzen wird. Washington wurde am 23sten Febr. 1732 im Staate von Virginien geboren, wo sein Vater ein reicher Pflanzer war, und, wo ungefähr 60 Jahre früher, sein Großvater, der aus England der damaligen Unruhen wegen ausgewandert war, sich niedergelassen hatte. Der junge Washington erhielt den ersten Unterricht im väterlichen Hause, der hernach auf der Schule zu Williamsburg, der ehemaligen Hauptstadt Virginiens, fortgesetzt wurde. Bei sehr glücklichen Anlagen machte er gute Fortschritte, und studirte besonders Mathematik. Nach beendigten Studien lebte er, wie die meisten Gutsbesitzer in Virginien, wo es nur wenige Städte gibt, auf seiner Pflanzung, und trat wie andere Staatsbürger unter die Miliz. Als im J. 1752 zwischen den Engländern und Franzosen in Nordamerika wegen der Befestigungen, welche die Letztern am Ohio anlegten, Streitigkeiten entstanden, die bald nachher in offene Feindseligkeiten ausbrachen, und mittelbar den siebenjährigen Krieg in Deutschland zur Folge hatten, wurde der junge Washington von dem

Wolfgang Menzel, geb. 21. Sept. 1798 zu Waldenburg in Schlesien, besuchte das Gymnasium zu Glogau, studirte in Breslau und Heidelberg Philologie und Geschichte, lebte dann als Hauslehrer in Frankfurt a. M., wo er mit Börne und Gabriel Riesser in Verbindung trat, und ging 1825 nach Stuttgart, wo er die Redaktion des Literaturblattes zum Morgenblatt übernahm. Seine Kritiken machten ihn bald berühmt und gefürchtet. Er wurde 1830 Redakteur des Morgenblattes und 1838 Mitglied der württembergischen Kammer. Seine Hauptwerke sind: Die Deutschen (1824), Deutsche Literatur (1827), Geschichte der Deutschen (1853), Geschichte des letzten Jahrzehnts (1854), Geschichte des deutsch-dänischen Krieges (1863), Geschichte des deutsch-französischen Krieges (1871), Geschichte des deutschen Kaiserhauses (1873), Geschichte des deutschen Volkes (1876), Geschichte des deutschen Krieges (1878), Geschichte des deutschen Kaiserreichs (1879), Geschichte des deutschen Kampfes (1882), Geschichte des deutschen Volkes (1882), Geschichte des deutschen Reichstages (1884), Geschichte des deutschen Parlamentarismus (1885), Geschichte des deutschen Volkes (1886), Geschichte des deutschen Volkes (1887), Geschichte des deutschen Volkes (1888), Geschichte des deutschen Volkes (1889), Geschichte des deutschen Volkes (1890), Geschichte des deutschen Volkes (1891), Geschichte des deutschen Volkes (1892), Geschichte des deutschen Volkes

am 3ten Sept. 1783 zu Paris völlig abgeschlossen wurde. Die Unabhängigkeit der Nordamerikaner, für die Washington gekämpft hatte, wurde von England anerkannt. Washington legte nun die Befehlshaberstelle über die Armee der vereinigten Staaten nieder, und ging, von dem Danke und der Achtung seiner Mitbürger begleitet, auf seinen Landsitz Mount Vernon in Virginien zurück. Hier verlebte er einige Jahre in ruhiger Zurückgezogenheit. Als aber die bedenkliche Lage der vereinigten Staaten eine allgemeine Regierungsgewalt nothwendig machte, wurde im September 1787 ein Convent zu Philadelphia versammelt und Washington einmüthig zum Präsidenten desselben berufen. Die Versammlung entwarf die noch jetzt bestehende, ganz zweckmäßige Constitution der vereinigten Staaten. In Gemäßheit dieser Constitution wurde 1789 ein neuer Congreß zusammenberufen, und Washington zum Präsidenten desselben auf die festgesetzten vier Jahre, und nach Verfluß derselben zum zweitenmale wieder gewählt. Unverdiente Beschuldigungen, die man Washington in den letzten Jahren machte, mußten bittre Gefühle in ihm erregen. Sobald sein Amt als Präsident (1797) geendigt war, zog er sich wieder auf sein Landgut zurück, wohin er das Bewußtseyn redlich erfüllter Pflichten, und den Beifall aller Guten mit sich nahm. Er starb hier am 14ten Dec. 1799 in einem Alter von 67 Jahren. Sein Tod wurde in den vereinigten Staaten mit aller Feierlichkeit, und selbst im Auslande betrauert. Die Bundesstadt, die seinen Namen führt, und ein Denkmal in derselben werden sein Andenken immer lebendig erhalten. Er war ein edler, menschenfreundlicher Mann und wahrer Weise. Sein Aeußeres war sehr vortheilhaft. In seinem Testament gab er allen seinen Sklaven die Freiheit, und legirte beträchtliche Fonds zu Anlegung einer hohen Schule zu Columbia und einer Freischule für arme Kinder.

Washington, die berühmte Haupt- und Bundesstadt des nordamerikanischen Freistaats, liegt unter 301° 2′ 3″ östl. Länge und 38° 53′ nördl. Breite auf einer von 2 Armen des Potowmack gebildeten Landzunge des Districts Columbia, und zwar auf der marylandischen Seite des Stroms, etwa 26 Meilen von dessen Mündung. 1790, als man das Bedürfniß einer gemeinschaftlichen Hauptstadt für den verbündeten Staat fühlte, entschlossen sich die Staaten Maryland und Virginia, zu diesem Behufe einen fast im Mittelpunkte der damaligen Conföderation belegnen Platz, der gerade 100 engl. oder 4⅓ geogr. Q. M. enthält, an den Ufern des Potowmack anzuweisen. Dieser wurde angenommen; er erhielt den Namen Columbia, und in seiner Mitte machte man den Anfang zu dieser Stadt, die man nach dem Manne benannte, der so viel für die Sache der amerikanischen Freiheit gethan hatte. Man befolgte dabei einen regelmäßigen Plan, und Washington dürfte, wenn es einmal vollendet seyn wird, eine der schönsten Städte des Erdbodens werden. Die Umgebungen sind vortrefflich; die Querstraßen sämmtlich 90 bis 100, die Hauptstraßen 130 bis 160 Fuß breit, alle schnurgerade gezogen, die öffentlichen Plätze groß und majestätisch, die Häuser nach einem Ebenmaße im neuesten Geschmacke, die öffentlichen Gebäude, wie das auf einem Hügel stehende Capitol, der Pallast des Präsidenten, das öffentliche Gefängniß, die Kasernen prachtvoll, aber noch ist alles im Werden, und noch keine einzige Straße ganz ausgebaut; dessen ungeachtet enthielt die Stadt 1800 bereits 3210 Einwohner, 1803: 880 Häuser und 4353, und 1810: 1700 Häuser und 9204 Einw., worunter 5904 Weiße und 2304 Neger. Jetzt soll die Zahl der Einwohner bereits auf 15,000 angewachsen seyn.

Man findet vier Kirchen, für die Episcopalen, für die Presbyterianer, für die Baptisten und für die Catholiken. Seit 1800 befindet sich hier der Sitz der Gouvernements, des Generalcongresses und des diplomatischen Corps, auch hat sie eine Bibliothek, öffentliche Schulen, Druckereien, viele Handwerker und Handel. Der Hafen ist geräumig und für große Schiffe zugänglich; schon 1810 wurden aus demselben für 1,083,103 Dollars Waaren versendet. Aber am 24. Aug. 1814 traf die junge Stadt das Unglück, daß die Britten nach dem Treffen bei Bladensborough in diese Hauptstadt einrückten, alles Staatseigenthum wegnahmen, und die öffentlichen Gebäude, wie das Capitol, den Palast des Präsidenten, das Schatzkammergebäude, das Arsenal, die Werfte, die Regschlägereien, selbst die 3 Brücken über den Potowmack, zerstörten, ein Schaden, der auf 2,305,000 Dollars geschätzt wurde. Jetzt ist freilich das Meiste und schöner wieder hergestellt, indeß hat dieser Zufall doch die weitere Ausbildung der Stadt auf mehrere Jahre zurückgesetzt.

Wasser, die bekannte in ungeheurer Menge über dem Erdboden verbreitete tropfbare Flüssigkeit, welche in reinem Zustande durchsichtig wie Crystall, unentzündlich, ohne Geschmack, Geruch und Farbe ist und bei der Berührung die Finger näßt. Ganz rein aber ist nur das destillirte Wasser und nächstdem das Regen- und Schneewasser. In den Meeren, Flüssen, Seen, Teichen und Brunnen hingegen ist es mit allerhand thierischen, vegetabilischen und mineralischen Substanzen gemischt und hat daher verschiednen Geschmack, Geruch und Farbe. Wir reden hier von dem reinen Wasser. Daß das Wasser kein Element, wie man früher glaubte, sondern ein zusammengesetzter Körper sey, hat zuerst Lavoisier dargethan. Er ließ nämlich eine Glasröhre in einer etwas geneigten Lage durch einen Ofen gehen, worin sie glühend ward, leitete durch sie von oben herein Dämpfe einer bestimmten Menge Wassers, welches in einer gläsernen Retorte in beständigem Kochen erhalten wurde, fing das aus dem untern Ende des Rohrs herauslaufende in einer spiralförmig gewundenen Röhre auf und leitete es durch dieselbe in eine Flasche, welche durch ein anderes Rohr mit einem pneumatisch-chemischen Apparat verbunden war. Die durch die glühende Glasröhre gegangnen Wasserdämpfe kühlten sich in der spiralförmigen Röhre ab und verdichteten sich zu Wasser, welches in die Flasche tröpfelte. Man fand in derselben alles Wasser wieder. Mithin hatte sich keine Gasart entwickelt, sondern die ganze Operation war eine bloße Destillation gewesen Brachte man aber in die schief liegende Glasröhre 28 Gran grob zerstoßne Kohle, so zeigte sich bei derselben Operation am Ende, daß die Kohle verschwunden war und von dem Wasser 85,7 Gran fehlten. Dafür fanden sich in dem pneumatisch-chemischen Apparat 100 Gran kohlensaures Gas und 13,7 Gran Wasserstoffgas, also an Gewicht eben so viel als die Kohle und das fehlende Wasser betrugen. Hieraus schloß Lavoisier, daß die 85,7 Gran Wasser zersetzt worden und aus 72 Gran Sauerstoffgas und 13 7 Gran Wasserstoffgas bestanden haben müßten. Die 28 Gran Kohle hatten sich mit den 72 Gran Sauerstoff zu 100 Gran kohlensauern Gases verbunden. Diesem Versuche zufolge besteht das Wasser aus zwei Grundstoffen, aus Sauerstoff und Wasserstoff, und zwar in dem eben angegebnen Verhältniß. Die Tropfbarkeit des Wassers findet nur bei der gewöhnlichen Temperatur der Atmosphäre Statt; erreicht die freie Wärme den Siedpunkt, so geht es in den luftförmigen Zustand, d. h. in Dämpfe, sinkt sie bis zum Gefrierpunkt, so geht es in den festen Zustand, d. h. in Eis über. (S. d. Art. Dampf und Eis.) Aber nicht bloß im Eise, auch in

verschiedenen Verbindungen mit andern Substanzen nimmt es den festen Zustand an, z. B. beim Anschießen von Crystallen. Auch ist es in vielen festen Körpern als wesentlicher Bestandtheil enthalten. Die Elasticität des Wassers, welche man schon daraus vermuthete, daß es den Schall fortpflanzt, ist durch neuere Versuche, es zusammenzupressen, erwiesen worden, wie wohl sie nur sehr gering ist. Das Gewicht des See-, Fluß- und Brunnenwassers ist nach den fremden Theilen, womit es gemischt ist, sehr verschieden. Aber das Gewicht des reinen Wassers ist immer dasselbe und wird deßhalb als Maßstab bei Bestimmung des specifischen Gewichts anderer Körper angenommen. Die Temperatur wird dabei = 1 gesetzt. Den Gesetzen der Schwere ist das Wasser als flüssiger Körper eben sowohl unterworfen, als jeder feste Körper; doch mit dem Unterschiede, daß auch in seinen kleinsten Theilen nicht die mindeste Reibung vorgeht. Da das Wasser schwer und flüssig zugleich ist, so läuft es bei der geringsten Neigung der Fläche, auf der es sich befindet, ab und senkt sich so tief als möglich. Seine Oberfläche ist im Zustande der Ruhe durchaus wagerecht. Auf alle Körper, welche das Wasser berührt, übt es einen Druck aus. Taucht man einen Körper hinein, der spezifisch leichter ist, als eine Wassermasse von gleichem Umfang, so wird er schwimmen, weil der Druck dieses Körpers geringer ist, als der Gegendruck des unter ihm befindlichen Wassers; im entgegengesetzten Falle wird er untersinken. (S. den Art. Schwimmen.) Jeder Körper aber, er sey leichter oder schwerer als das Wasser, verliert im Wasser an seinem Gewicht, und zwar so viel als die Wassermasse wiegt, welche er aus der Stelle drückt. Je schwerer das Wasser selbst, d. h. je mehr mit fremden Theilen gemischt es ist, desto mehr verliert auch ein hineingetauchter Körper an seinem Gewicht; desto größere Lasten kann aber auch aus demselben Grunde dergleichen Wasser tragen. Das salzige Seewasser trägt mehr Last, als das nicht salzige Flußwasser. Ein Ei, das in gewöhnlichem Wasser untersinkt, schwimmt darin, wenn man Salz hinzuschüttet. Die Eigenschaft, andere Körper aufzulösen, hat das Wasser in hohem Grade; in vielen Fällen verliert es dadurch nicht das mindeste an seiner Durchsichtigkeit. Im gemeinen Sprachgebrauch unterscheidet man hartes und weiches Wasser, je nachdem es mehr oder weniger mit mineralischen Stoffen gemischt ist. Durch Destillation läßt sich das Wasser von seinen fremden Zusätzen befreien. Eine natürliche, wiewohl nicht ganz vollkommne Destillation ist die immerwährende Verdünstung alles der freien Luft ausgesetzten Wassers. Organische Substanzen gerathen im Wasser schneller als ohne dasselbe in Fäulniß und machen es übelriechend und für die Gesundheit nachtheilig; zuletzt aber sondern sie sich als ein erdiger Schlamm ab und sinken zu Boden, worauf das Wasser wieder rein, klar und genießbar wird.

Wasserfall (französisch Cascade, von dem italienischen Worte cascare, fallen), der Ort, wo das Wasser von einer Höhe in die Tiefe fällt. Es gibt natürliche und künstliche Wasserfälle. Unter den ersten sind die berühmtesten in Europa: der Rheinfall bei Schafhausen; in der gothischen Elde oder Elfe und im Molalafluße, von 16 Fuß Höhe, in Schweden; in Nordamerika der große Wasserfall im Lorenzofluße bei dem Fort Niagara in Canada, und der große Wasserfall des Conecticuts. Bei Niagara stürzt der Strom in einer Breite von 1200 Fuß von einer Höhe von 144 Fuß mit einem solchen Geräusche herab, daß man ihn einige Meilen weit hört. Ein künstlicher Wasserfall wird gebildet, wenn sich das Wasser von einer bedeutenden Höhe über einen Berg, in wel-

den Cumulus oder Gewitterwolke Blitze gebrauen müssen, ausgeht. Die Wirkung hiervon ist ein Zerreißen der Wolke, ein Herabstürzen der Wassermassen und ein Fallen von Hagel.

Merkwürdig ist, daß dieser Donner und Hagel nicht immer, wie es doch der Fall sein müßte, in der Richtung des Windes fortgeht, sondern oft in der Richtung des Windes zurückkehrt, welche Art der Fortbewegung man einer großen Elektricität und der Wirkung der Pole zuschreibt, welche sich in der Wolke befinden. Ist nun die Wolke, welche sich zerreißt, sehr groß, so ist auch der Fall des Wassers sehr stark und heftig, und es entstehen Wasserhosen, welche, wenn sie auf das Land fallen, große Verheerungen anrichten können. Man sah sie oft auf Bäume fallen, welche sie ganz entwurzelten, oder auf Häuser, welche sie ganz zerstörten. Sie sind auch gefährlich für Schiffe, die sie in Gefahr bringen, zu sinken. Ihre Wirkung ist so stark, daß sie Steine, Bäume, Häuser, Schiffe, ja sogar Menschen in die Höhe heben, hierauf fortführen und dann wieder niederwerfen. Ihre Größe ist sehr verschieden. Sie können nur einige Fuß im Durchmesser haben, aber auch mehrere Meilen. Ihre Dauer ist ebenfalls sehr verschieden. Sie verschwinden oft augenblicklich, oft dauern sie mehrere Stunden. Ihre Gestalt ist gewöhnlich die einer Säule, welche sich oben und unten ausbreitet. Oft aber ist sie auch ganz anders. Sie ist oft gebogen, oft gedreht, oft ganz unregelmäßig. Ihre Farbe ist gewöhnlich dunkelgrau, oft aber auch ganz weiß. Ihre Bewegung ist sehr verschieden. Oft ist sie ganz ruhig, oft aber auch sehr heftig. Sie bewegt sich gewöhnlich mit dem Winde, oft aber auch gegen den Wind, und oft ist sie ganz unbeweglich. Sie ist gewöhnlich mit Blitz und Donner verbunden, oft aber auch ohne dieselben. Sie ist gewöhnlich mit Regen verbunden, oft aber auch ohne denselben. Sie ist gewöhnlich mit Hagel verbunden, oft aber auch ohne denselben. Sie ist gewöhnlich mit Wolken verbunden, oft aber auch ohne dieselben. Sie ist gewöhnlich mit Nebel verbunden, oft aber auch ohne denselben. Sie ist gewöhnlich mit Sturm verbunden, oft aber auch ohne denselben. Sie ist gewöhnlich mit Erdbeben verbunden, oft aber auch ohne dieselben. Sie ist gewöhnlich mit Vulkanen verbunden, oft aber auch ohne dieselben. Sie ist gewöhnlich mit Meteoren verbunden, oft aber auch ohne dieselben. Sie ist gewöhnlich mit Sternschnuppen verbunden, oft aber auch ohne dieselben. Sie ist gewöhnlich mit Feuerkugeln verbunden, oft aber auch ohne dieselben. Sie ist gewöhnlich mit Lichterscheinungen verbunden, oft aber auch ohne dieselben. Sie ist gewöhnlich mit Geräuschen verbunden, oft aber auch ohne dieselben. Sie ist gewöhnlich mit Tönen verbunden, oft aber auch ohne dieselben. Sie ist gewöhnlich mit Farben verbunden, oft aber auch ohne dieselben. Sie ist gewöhnlich mit Gerüchen verbunden, oft aber auch ohne dieselben. Sie ist gewöhnlich mit Geschmack verbunden, oft aber auch ohne denselben. Sie ist gewöhnlich mit Gefühl verbunden, oft aber auch ohne dasselbe. Sie ist gewöhnlich mit Bewußtsein verbunden, oft aber auch ohne dasselbe. Sie ist gewöhnlich mit Leben verbunden, oft aber auch ohne dasselbe. Sie ist gewöhnlich mit Tod verbunden, oft aber auch ohne denselben. Sie ist gewöhnlich mit Auferstehung verbunden, oft aber auch ohne dieselbe. Sie ist gewöhnlich mit Himmel verbunden, oft aber auch ohne denselben. Sie ist gewöhnlich mit Hölle verbunden, oft aber auch ohne dieselbe. Sie ist gewöhnlich mit Gott verbunden, oft aber auch ohne denselben. Sie ist gewöhnlich mit Ewigkeit verbunden, oft aber auch ohne dieselbe. Sie ist gewöhnlich mit Zeit verbunden, oft aber auch ohne dieselbe. Sie ist gewöhnlich mit Raum verbunden, oft aber auch ohne denselben. Sie ist gewöhnlich mit Materie verbunden, oft aber auch ohne dieselbe. Sie ist gewöhnlich mit Geist verbunden, oft aber auch ohne denselben. Sie ist gewöhnlich mit Kraft verbunden, oft aber auch ohne dieselbe. Sie ist gewöhnlich mit Gesetz verbunden, oft aber auch ohne dasselbe. Sie ist gewöhnlich mit Ordnung verbunden, oft aber auch ohne dieselbe. Sie ist gewöhnlich mit Zweck verbunden, oft aber auch ohne denselben. Sie ist gewöhnlich mit Mittel verbunden, oft aber auch ohne dasselbe. Sie ist gewöhnlich mit Ursache verbunden, oft aber auch ohne dieselbe. Sie ist gewöhnlich mit Wirkung verbunden, oft aber auch ohne dieselbe. Sie ist gewöhnlich mit Grund verbunden, oft aber auch ohne denselben. Sie ist gewöhnlich mit Folge verbunden, oft aber auch ohne dieselbe. Sie ist gewöhnlich mit Anfang verbunden, oft aber auch ohne denselben. Sie ist gewöhnlich mit Ende verbunden, oft aber auch ohne dasselbe. Sie ist gewöhnlich mit Mitte verbunden, oft aber auch ohne dieselbe. Sie ist gewöhnlich mit Oben verbunden, oft aber auch ohne dasselbe. Sie ist gewöhnlich mit Unten verbunden, oft aber auch ohne dasselbe. Sie ist gewöhnlich mit Rechts verbunden, oft aber auch ohne dasselbe. Sie ist gewöhnlich mit Links verbunden, oft aber auch ohne dasselbe. Sie ist gewöhnlich mit Vorn verbunden, oft aber auch ohne dasselbe. Sie ist gewöhnlich mit Hinten verbunden, oft aber auch ohne dasselbe. Sie ist gewöhnlich mit Innen verbunden, oft aber auch ohne dasselbe. Sie ist gewöhnlich mit Außen verbunden, oft aber auch ohne dasselbe. Sie ist gewöhnlich mit Mann verbunden, oft aber auch ohne denselben. Sie ist gewöhnlich mit Weib verbunden, oft aber auch ohne dasselbe. Sie ist gewöhnlich mit Kind verbunden, oft aber auch ohne dasselbe. Sie ist gewöhnlich mit Eltern verbunden, oft aber auch ohne dieselben. Sie ist gewöhnlich mit Geschwistern verbunden, oft aber auch ohne dieselben. Sie ist gewöhnlich mit Verwandten verbunden, oft aber auch ohne dieselben. Sie ist gewöhnlich mit Freunden verbunden, oft aber auch ohne dieselben. Sie ist gewöhnlich mit Feinden verbunden, oft aber auch ohne dieselben. Sie ist gewöhnlich mit Bekannten verbunden, oft aber auch ohne dieselben. Sie ist gewöhnlich mit Fremden verbunden, oft aber auch ohne dieselben. Sie ist gewöhnlich mit Menschen verbunden, oft aber auch ohne denselben. Sie ist gewöhnlich mit Thieren verbunden, oft aber auch ohne dieselben. Sie ist gewöhnlich mit Pflanzen verbunden, oft aber auch ohne dieselben. Sie ist gewöhnlich mit Mineralien verbunden, oft aber auch ohne dieselben. Sie ist gewöhnlich mit Elementen verbunden, oft aber auch ohne dieselben. Sie ist gewöhnlich mit Planeten verbunden, oft aber auch ohne denselben. Sie ist gewöhnlich mit Fixsternen verbunden, oft aber auch ohne denselben. Sie ist gewöhnlich mit Sonnensystemen verbunden, oft aber auch ohne denselben. Sie ist gewöhnlich mit Milchstraßen verbunden, oft aber auch ohne dieselben. Sie ist gewöhnlich mit Nebelflecken verbunden, oft aber auch ohne denselben. Sie ist gewöhnlich mit Kometen verbunden, oft aber auch ohne denselben. Sie ist gewöhnlich mit Sternschnuppen verbunden, oft aber auch ohne denselben. Sie ist gewöhnlich mit Feuerkugeln verbunden, oft aber auch ohne denselben. Sie ist gewöhnlich mit Lichterscheinungen verbunden, oft aber auch ohne denselben. Sie ist gewöhnlich mit Geräuschen verbunden, oft aber auch ohne denselben. Sie ist gewöhnlich mit Tönen verbunden, oft aber auch ohne denselben. Sie ist gewöhnlich mit Farben verbunden, oft aber auch ohne denselben. Sie ist gewöhnlich mit Gerüchen verbunden, oft aber auch ohne den

mehr sie sich dem Schiffe näherten, desto mehr bewegte sich das Meer und brach in kleinen kurzen Wellen. Dabei verspürte man ein leichtes Lüftchen von sehr unbeständiger Richtung. Die Dauer der Säulen war verschieden. Man nahm dabei ein Getöse, wie das Rauschen von einem Wasserfall im tiefen Thale wahr; auch fielen Hagelkörner auf das Verdeck des Schiffs, es regnete mehrmals und blitzte, ohne daß man einen Donner gehört hätte. Bisweilen werden dergleichen Wasserhosen vom Meere, wo sie entstanden, über das nahe liegende Land getrieben, wo sie oft nach Art der Wirbelwinde große Verwüstungen anrichten. — Ueber die Natur und Entstehungsart dieser merkwürdigen Erscheinungen gibt es mehrere Hypothesen, von denen jedoch keine vollkommen genügt.

Wasserprobe gehörte mit zu den Ordalien (s. d. Art.) oder Gottesurtheilen, die bei unsern deutschen Vorfahren, nachdem das Christenthum unter ihnen eingeführt worden war, aufkamen, weil sie noch kein geschriebnes Gesetz hatten, nach welchem in den verschiednen Fällen eine bestimmte Rechtspflege hätte Statt finden können. Aus der Lehre, daß Gott die Welt regirt und die Unschuld in seinen Schutz nimmt, zog man die Folgerung, daß er auch, so oft es die Menschen verlangten, durch seine unmittelbare Mitwirkung die Wahrheit oder Unwahrheit einer Behauptung, die Schuld oder Unschuld einer Person, an das Licht bringen werde. So entstanden die Gottesurtheile, die man für einen leichten und sichern Weg hielt, vor Gericht die Wahrheit untrüglich darzuthun, wodurch aber in der gerichtlichen Verfassung eine wahre Barbarei eingeführt wurde. Erst im 13ten Jahrhunderte, nachdem die Decretalen der Päpste eingeführt waren, wurden diese barbarischen Gewohnheiten allmählig abgeschafft. — Die Wasserprobe war von zweierlei Art, des kalten und des heißen oder siedenden Wassers. Bei der ersten wurde der Beklagte an Händen und Füßen gebunden, und, unter verschiednen Ceremonien, entweder in ein großes Behältniß mit kaltem Wasser, oder in einen Fluß geworfen. Sank der Inquisit unter, so wurde er für schuldlos erklärt, für strafbar aber, wenn er oben schwamm, weil man glaubte, daß das Wasser keinen Verbrecher aufnehme. Späterhin wurde diese Probe bloß bei Hexenprocessen angewendet, und hieß daher daher das Hexenbad. Die Probe des heißen oder siedenden Wassers bestand darin, daß die eines Verbrechens beschuldigte Person den entblößten Arm bis an den Elnbogen in siedendes Wasser tauchen mußte. Der Arm wurde hierauf zugebunden und nach drei Tagen von den Richtern untersucht. Fand sich keine Verletzung an demselben, so galt dies für einen Beweis der Unschuld, im Gegentheil wurde der Angeklagte für strafbar erklärt. Diese Probe wurde besonders für Diebe und Betrüger gebraucht. Daß bei dieser wie bei andern ähnlichen Proben, z. B. der Probe des glühenden Eisens — da Weiber, die des Ehebruchs beschuldigt würden, mit bloßen Füßen über ein glühendes Eisen gehen mußten — dem Betruge mancherlei Mittel zu Gebote standen, läßt sich leicht erachten.

Wasserscheu (Hydrophobie), nennt man 1. im Allgemeinen den Zufall (das Symptom) bei einem Kranken, da er nicht im Stande ist, eine Flüssigkeit in den Mund zu nehmen und hinunter zu schlucken. Dieser Zufall hat seinen Grund in einer krampfhaften Zusammenziehung der Schlundmuskeln, und findet in mehreren, besonders in Nervenkrankheiten, die mit Krämpfen verbunden sind, Statt. Am heftigsten, anhaltendsten und von den furchtbarsten Umständen begleitet, stellt er sich 2. in einer eigenen Krankheit ein, die man deßhalb auch mit diesem

Namen bezeichnet hat. Diese Krankheit ist zu wichtig, als daß sie nicht näher hier bezeichnet und vollständiger abgehandelt werden sollte. Sie wird von dem kranken Thiere auf den Menschen übertragen, und stellt in dieser Hinsicht ein furchtbares Gegenstück der wohlthätigen Kuhpocken dar. Die Wasserscheu entsteht in dem Menschen durch die Mittheilung des Wuthgiftes von einem wuthkranken Thiere, am gewöhnlichsten von einem Hunde oder einer Katze, entweder durch den Biß eines solchen Thieres oder durch eine andere Einbringung des giftigen Speichels dieser Thiere in eine Wunde an dem Menschen. (Vergl. den Art. Hundswuth.) Die Krankheit selbst bricht zuweilen bald nach geschehener Verwundung und Einbringung des Giftes aus, zuweilen später. So ist z. B. in den Verhandlungen der medicinischen Societät in London (5ter Band) ein Fall erzählt, in welchem erst 9 Monate nach geschehener Verwundung die ersten Symptome der Wasserscheu sich zeigten. Ihre Zufälle und Erscheinungen sind gewöhnlich folgende. Die Wunde, in welche das Gift eingedrungen ist, entzündet sich. Ist sie schon zugeheilt, so wird sie meistens wieder roth, entzündet sich von neuem, bricht wieder auf, und oft zieht sich von der Stelle der Wunde ein rother Streif nach dem Laufe der Venen oder der lymphatischen Gefäße. Zugleich stellt sich Niedergeschlagenheit des Gemüths, besondere Angst, und ein trüber scheuer Blick der Augen ein, es entstehen überhaupt mehrere Zufälle eines wahren Nervenfiebers, Frösteln, leichte Zuckungen, Krämpfe in verschiedenen Theilen des Körpers, der Puls wird meistens schnell, häufig und etwas hart. Das Athmen wird ängstlich, schnell und kurz, es erfolgt Ekel, Erbrechen, Schmerz in der Magengegend, Zusammenziehen des Schlundes. Letzteres Symptom vermehrt sich endlich so sehr, daß der Kranke nicht mehr im Stande ist, Wasser oder irgend eine andere Flüssigkeit zu sich zu nehmen, ja schon der bloße Anblick derselben, oder sogar einer andern Sache, welche eine glänzende Oberfläche hat, kann, wenn die Krankheit ihre Höhe erreicht hat, den Anfall von heftigen Convulsionen und zusammenschnürenden Krämpfen des Halses erwecken. Harte Speisen kann er jedoch noch verschlucken. Dabei verändert sich die Stimme des Kranken, er spricht hastig und in einem heißern Tone, so daß seine Sprache mit dem Bellen eines Hundes zuweilen eine Aehnlichkeit hat. Aus dem Munde sondert sich eine Menge Speichel ab, und es zeigt sich in den periodischen Wuthanfällen des Kranken eine besondere Neigung zum beißen, und nach allem, was er erlangen kann, zu schnappen. Der Speichel eines solchen Kranken, wenn er in die Bißwunde kommt, kann wieder anstecken und dieselbe Krankheit hervorbringen. Endlich erschöpfen sich die Naturkräfte in dem entsetzlichen Krampfe und der Tod erfolgt gewöhnlich am sechsten oder siebenten Tage, zuweilen auch noch eher, manchmal ruhig und aus Schwäche, zuweilen noch unter Convulsionen. Ueber das Wesen der Krankheit selbst haben von jeher verschiedene Meinungen geherrscht. Die Furcht vor derselben hat in ältern Zeiten beinahe alle nähere Untersuchung und genauere Behandlung verhindert. Den neueren Ansichten und Versuchen zufolge ist höchst wahrscheinlich das Wesen dieser Krankheit in einer durchgreifenden spezifischen Entzündung, welche den ganzen Organismus, vorzüglich aber das Nervengeflecht der Oberbauchgegend und den Stimmnerven ergreift, gegründet. Diese Entzündung muß deßhalb eine specifische seyn, weil sie von einem specifischen animalischen Gifte, dem eingebrachten Wuthgifte, verursacht wird, und sie ergreift die animalisch-organische Sphäre der Reproduction so gewaltsam, daß sie diese zu der Producirung eines gleichen Giftes zwingt, und

daher selbst die Thätigkeit der Nervensphäre, als der Beherrscherin der Reproduction, auf das heftigste verrückt. Hieraus sind alle bei der Krankheit vorkommenden Erscheinungen, die Fieberbewegung, die periodischen Anfälle von Angst und Wuth, die Convulsionen, die Krämpfe im Halse, die Veränderung der Sprache, endlich die Erzeugung des im Speichel befindlichen Wuthgiftes, abzuleiten. Daß durch diese Krankheit die Erhaltung des Körpers, in der Quelle angegriffen, die Masse verändert wird, ist schon daraus ersichtlich, weil das Blut dieser Kranken, wenn es aus der Vene gelassen wird, ganz verändert ist, und statt die gewöhnlich dunkelrothe Farbe zu haben, eine gelblichgraue Farbe hat und aufgelös't, zersetzt, ganz wässerig, dünn und flüssig erscheint. Die Heilung dieser fürchterlichen Krankheit ist zwar schon mit mancherlei Mitteln versucht worden, allein es hat noch keins sich unter allen Umständen bewährt gezeigt. Ein wichtiger Gegenstand der Cur ist zuvörderst die Verhütung des Ausbruchs der Krankheit. Ohne der mancherlei Mittel, welche der Aberglaube oder die Gewinnsucht empfiehlt, einer Erwähnung zu würdigen, erinnern wir bloß an die Belladonna, von Münch empfohlen, welche auch als eins der kräftigsten Nervenmittel immer verdient, daß ferner auf sie Rücksicht genommen werde obgleich ihr bis jetzt nur selten entschiedene Hülfe zugeschrieben werden kann. Auch andere Nervenmittel sind von Aerzten empfohlen worden. Eine andere Methode, die streng antiphlogistische, ist neuerer Zeit wieder hervorgesucht worden, und diese hat, außerdem, daß sie der neuesten Ansicht von dieser Krankheit entspricht, auch noch dieses für sich, daß mehrere auffallende Beispiele glücklicher Heilung sie empfehlen. Schon Boerhave sah die Krankheit als eine höchst entzündliche an, und hielt Blutentziehung bis zur Ohnmacht, kalte Umschläge und Bäder für die zweckdienlichen Mittel dagegen. Seine Methode wurde wieder verlassen, vermuthlich theils deßwegen, weil die noch nicht auf alle Fälle und für alle Stadien der Krankheit festgesetzte Bestimmung und Modification der Methode manche Fälle ungeheilt ließ, theils weil der Wechsel der medicinischen Theorien diese Ansicht verdrängte. Die jetzt herrschende freiere Ansicht der Medicin ist dieser Methode günstiger, und mehrere Beispiele von Heilung scheinen bis jetzt sie zu bestätigen. Ein Arzt in Madras, Tymon, hat neuerer Zeit den ersten gelungenen Versuch der Heilung einer ausgebrochenen und zum höchsten Grad gesteigerten Wasserscheu durch Anwendung der reichlichsten Aderlässe mitgetheilt. (Allgem. med. Annalen, Jul. 1816). Noch entscheidender für den Nutzen großer Aderlässe ist eine Beobachtung von einem Hrn. Shoolbred zu Calcutta, ferner eine im Londoner med. Journal April 1813 mitgetheilte Beobachtung eines Hrn. Wynne. Auch deutsche Aerzte, besonders D. Göde und D. Vogelsang, haben Versuche mit dieser Methode angestellt, die im Ganzen sehr günstig ausgefallend sind. Sie haben jedoch neben den Aderlässen noch andere Mittel, nämlich Quecksilber als antiphlogistisches Mittel für das lymphatische System, und Opium als Nervenmittel, in Anwendung gebracht. Da die bei dem starken Aderlaß erfolgende Ohnmacht hauptsächlich eine Bedingung der heilsamen Wirkung desselben seyn soll, wie die erwähnten Aerzte, welchen Osann und Hufeland besonders noch beitreten, behaupten, indem die Ohnmacht als ein Wendepunkt der Krankheit zu betrachten seyn soll, als ein Zustand, in welchem nach so heftiger Schwächung des Blutsystems das Nervensystem sich eigenmächtig wieder zu heben vermag: so haben eines Theils mehrere Aerzte angerathen, die Oeffnung bei dem Aderlaß ungewöhnlich groß zu machen, damit durch den schnellern Abfluß des Blu-

tes dieser Zustand schneller herbeygeführt werde, andern Theils hat man den Vorschlag gethan, Ohnmacht ohne Aderlaß zu bewirken. D. Nasse macht in dieser Rücksicht aufmerksam auf das von Parry versuchte Zusammendrücken der beiden Kopfschlagadern, auf das er in einem Falle Schlaf, in einem andern deutliche Vorboten der Ohnmacht beobachtet habe. Auch kann in dieser Beziehung ein von Rossi beobachteter Fall wichtig seyn, wo ein von einem tollen Hunde gebissener und an Wasserscheu leidender Mann, nachdem er der Einwirkung einer Voltaischen Säule von 20 Plattenpaaren ausgesetzt worden, sofort von seinem Uebel befreit ward, indem während des Schließens der Kette Ohnmacht Staat fand. Auch von einer andern durch die Anwendung des Galvanismus bewirkten Heilung einer schon ausgebrochenen Wasserscheu haben wir eine Beobachtung (im Journal de Médecine, an XI.), nach welcher man den Kranken der Einwirkung einer Säule von 50 Lagen aussetzte. Er war nach einigen Galvanischen Erschütterungen so ermattet, daß er sich nicht mehr aufrecht erhalten konnte; man legte ihn also auf die Erde und setzte die Anwendung des Galvanismus fort, worauf über den ganzen Körper ein Schweiß ausbrach. Die Operation wurde nun geendigt und sollte den folgenden Tag wiederholt werden, allein der Kranke, der sich vollkommen wohl befand, wollte sich ihr nicht unterwerfen. Als aber einige Tage nachher leichte Schmerzen, die er empfand, die Besorgniß eines neuen Anfalls der Wasserscheu in ihm erregten, fand er sich von selbst wieder ein, um sich der Anwendung des Galvanismus zu unterwerfen, dessen Wirkung nun vollständig war. H.

Wasserschraube, (ochlea Archimedis), ist eine Maschine, welche aus einer hohlen Röhre besteht und nach Art eines Schraubengangs um eine schiefliegende Spindel gewunden ist. Es steigt darin das Wasser vermöge seiner eigenen Schwere bis zu einer gewissen, aber nicht sehr bedeutenden, Höhe. Die Erfindung dieses Instruments schreibt man gewöhnlich dem Archimedes zu; allein es wird auch behauptet, daß schon die alten Aegyptier sich dieser Maschine bedient hätten.

Wasserstoffgas, s. Gas.

Wasserstraßen. Nichts befördert den Verkehr mehr unter den Menschen als die Wasserstraßen. Den vielen Wasserstraßen, die Griechenland wegen seiner Inselage hatte, verdankt es einen großen Theil seiner frühen Cultur. Dasselbe gilt von Europa, das unter allen Ländern die meisten Küsten und die höchste Cultur hat. Lag es geschlossen wie Afrika, so wurde es dieser Cultur nie theilhaftig. Die natürlichen Wasserstraßen hat man noch durch künstliche zu vermehren gesucht. Dieses sind die Canäle, deren Holland so viele hat und auf deren Bau Frankreich und England so große Summen verwendet. In nördlichen Ländern haben die Canäle das unangenehme, daß sie einen Theil des Jahres, wo sie mit Eis bedeckt, nicht fahrbar sind. In diesen Ländern ist dann aber Schlittenbahn, und diese verbindet dann die Menschen. Die wohlfeilste Wasserstraße ist aber das Weltmeer, auf dem ein Schiff bei günstigem Winde in einem Tage durch drei Breitengrade segelt und also 45 Meilen zurück legt. Auch sind keine Frachten in der Welt so wohlfeil als die Seefrachten. Von Archangel bis Amsterdam kostet eine Last Korn nicht mehr an Fracht als von Amsterdam bis Düsseldorf, stromaufwärts. Man rechnet, daß 500 Meilen Seefracht, 23 Meilen Stromfracht (zu Berg oder gegen den Strom) und 6 Meilen Landfracht Paris stehen. Welchen Einfluß dieses auf den Handel und besonders auf den Kornhandel hat, ist leicht zu erachten. Bg.

Wassersucht ist derjenige krankhafte Zustand des thierischen und menschlichen Körpers, welcher in einer regelwidrigen Anhäufung wässerichter oder lymphatischer Flüssigkeit besteht. Diese kann sowohl in einer von den Höhlen des Körpers, als auch unter der äußern Haut Statt finden. Es gibt daher verschiedene Arten von Wassersucht. Ist die lymphatische Flüssigkeit innerhalb der Höhle des Schedels, zwischen den Schädelknochen und der Hirnhaut, oder zwischen dieser und dem Gehirn, oder in den innern Höhlen des Gehirns, so heißt es Hirnwassersucht, auch innerer Wasserkopf. Ist die Wasseranhäufung zwischen dem Brustfell und den Lungen in der Brusthöhle, so heißt die Krankheit Brustwassersucht. Die Herzbeutelwassersucht besteht in einer Ansammlung von wasserähnlicher Flüssigkeit in dem häutigen Sack, welcher das Herz umschließt. Bei der Bauchwassersucht sammelt sich diese Flüssigkeit in der Bauchhöhle. Als eigne Art wird die Sackwassersucht hieher gezählt, bei welcher das Wasser in einem besondern häutigen Sack im Unterleibe eingeschlossen ist. Die Hautwassersucht (das Oedem) bestehet in einer Ansammlung des Wassers in dem Zellgewebe der Haut und unter derselben. Der innere Wasserkopf findet am öftersten bei Kindern, seltener bei Erwachsenen Statt. Er verräth sich bei denselben durch die ungewöhnliche Größe und Ausdehnung des Schädels, wobei die Nähte getrennt, die Fontanelle sehr groß, und die Schädelknochen zuweilen durchlöchert sind; ferner durch beständige Schläfrigkeit, Neigung zum Liegen, Stupidität, sehr weite für den Lichtreiz unempfindliche Pupillen, wozu endlich noch Lähmung der untern Glieder, oder Convulsionen, Erbrechen u. s. w. kommt, unter welchen Zufällen der Tod erfolgt. Bei Erwachsenen kann der innere Wasserkopf auch vorkommen, obgleich nicht in dem hohen Grade von Ausdehnung, weil die Schädelhöhle fest ist, und sich nicht mehr erweitern läßt, auch die Ursachen der Wasseranhäufung im Gehirn seltener bei ihnen Statt finden, als bei Kindern. Dessenungeachtet können manche Arten des Wahnsinns, Fälle des schwarzen Staars u. a. m. darin ihren Grund haben. Zu der Hirnwassersucht können wir noch die Rückenmarkswassersucht rechnen, die bei Kindern als Rückenspalte erscheint, und oft mit dem innern Wasserkopfe verbunden ist. Bei dieser Krankheit pflegt an den Lendenwirbelbeinen ein Stück zu fehlen, wodurch eine Oeffnung entsteht, durch welche eine weiche Geschwulst sich hervordrängt. Manche Fälle von Lähmung der untern Gliedmaßen bei Erwachsenen rühren wahrscheinlich auch von Wasseransammlung in der Rückenmarkshöhle her, obgleich die äußerlichen Merkmale fehlen. Brustwassersucht ist im Anfang schwer zu erkennen, weil die Zeichen davon trüglich sind, und von vielen andern leichten Kränklichkeiten entstehen können. Aengstliche und hypochondrische Menschen bilden sich daher ein, Brustwassersucht zu haben, wenn sie einmal einen Schmerz in der Brust, vorübergehende Beklemmung, Herzklopfen, u. dgl. m. verspüren, was alles von vorübergehenden Ursachen entstehen konnte. Der Arzt hingegen kann nicht sorgfältig genug seyn, auch bei den kleinsten Aeußerungen dieser Krankheit dem Grunde derselben nachzuforschen, um sie in der Entstehung zu entdecken und heilen zu können. Die gewöhnlichsten Zeichen sind: Druck in der Brust, ängstliches und beklemmtes Athmen, vorzüglich bei Bewegungen; besondere Aengstlichkeit bei dem Niederlegen, beim Einschlafen, öfters plötzliches Erwachen mit großer Angst, so daß der Kranke aufstehen muß, fixer und heftiger Schmerz in der Brust oder im Rücken; Geschwulst der Hände, u. s. w. Die Bauchwassersucht verräth sich bald durch die Geschwulst des Unterleibes, welche beim Stehen sich nach unten,

beim Liegen auf die Seite senkt, auf welcher der Kranke liegt. Diese Geschwulst ist elastisch, und gibt beim Anschlagen eine wellenförmige Bewegung zu erkennen. Dabei ist noch Kurzathmen bei Bewegung, Schwäche, Abzehrung, Durst, Abgang eines sparsamen, feurigen Urins zu bemerken, und endlich gesellt sich noch auszehrendes Fieber hinzu. Der das Wasser einschließende Sack in der Sackwassersucht wird oft von dem Bauchfell allein, zuweilen auch von einer eignen Membran im Unterleibe gebildet. Die dabei Statt findenden Umstände sind meistens die nämlichen, wie bei der vorigen Art, doch ist die Geschwulst des Bauches nicht so gleichmäßig, sondern befindet sich, wenigstens im Anfang, nur an einer einzelnen Stelle, und bleibt in jeder Lage des Körpers ziemlich unverändert. Die übrigen Gesundheitsumstände, der Urinabgang, Appetit, Durst, u. s. w sind bei dieser Wassersucht am wenigsten verändert, und sie kann, ohne lebensgefährlich zu werden, lange dauern. Die Hautwassersucht wird durch die Geschwulst in der Haut sichtbar, welche dem Fingerdruck nachgibt und eine Zeit lang eine Vertiefung behält. Gewöhnlich fängt diese Geschwulst an den Füßen an und steigt allmählig höher. In der Folge gesellt sich oft innere Wassersucht dazu, nicht selten aber ist auch die Hautwassersucht Folge einer innerlichen. Die Haut mancher Theile kann in dieser Krankheit oft zu einem ungeheuern Umfang ausgedehnt werden, wodurch ihre Organisation so geschwächt, ihr Gewebe so ausgedehnt wird, daß endlich die Feuchtigkeit durchdringt, oft auch Lähmung der Lebenskraft der Haut eintritt. Dies geschieht um so schneller, wenn eine Entzündung, sie sey nun von Rothlauf oder von einer Verletzung, die geringe Vitalität vollends schnell aufreibt, wodurch meistens der Brand dazu kommt. — Die Entstehung der Wassersucht erklärt man sich auf folgende Weise. Die meisten innern Höhlen des Körpers sind mit einer dünnen aber festen Haut (membrana serosa) umkleidet, welche mit einer unzählbaren Menge der feinsten Aederchen (Haargefäße) versehen ist. Diese hauchen beständig einen wässerigen Dunst aus, welcher die Wände der Höhle glatt und schlüpfrig erhalten und die Reibung derselben an ein ander und mit den in ihnen enthaltenen Theilen (z. B. den Lungen) vermindern soll. — So öffnen sich auch in das Zellgewebe der Haut und unter derselben unzählige solche aushauchende Adern. Diese ausgehauchte dunst- und luftförmige Flüssigkeit wird aber in gesundem Zustande von den einsaugenden Aederchen wieder aufgenommen und in die Blutmasse zurückgeführt. In dem krankhaften Zustande, welcher die Wassersucht begründet, wird von den abgesonderten Haargefäßen anstatt des Dunstes eine tropfbare Flüssigkeit abgesetzt, und diese sammelt sich bei geschwächter oder ganz gelähmter Thätigkeit der einsaugenden Aederchen so an, daß sie allmählig die Höhle anfüllt und immer mehr ausdehnt. Der krankhafte Zustand, welcher die Verrichtung der aushauchenden Gefäße so verändert, kann Entzündung oder Lähmung derselben oder zu wässerige Beschaffenheit des Blutes seyn. So wie der entzündliche Zustand eines jeden absondernden Organs die Absonderung desselben vermehren und verändern kann, so auch der der serösen Membranen, welche daher viel häufigere und dichtere Stoffe ausscheiden. Bleibt die Thätigkeit der einsaugenden Haargefäße unvermindert, oder wird sie durch eigene erregende Mittel verstärkt, so kann die Anhäufung lange Zeit verhindert, oder wenn sie schon Statt gefunden hätte, die abgesonderte Flüssigkeit wieder fortgeschafft werden. Indem aber durch den entzündlichen Zustand das aushauchende Gefäßsystem in seiner Thätigkeit erregt wird, wird der Gegensatz desselben, das einsaugende System, um so mehr her-

abgesetzt und dessen Thätigkeit vermindert. Es kann aber auch durch allgemeine Schwächung des Organismus, oder durch besondere des arteriellen Adersystems, von welchem das absondernde Haargefäßsystem gleichsam als die Gränze anzusehen ist, eine Art von Lähmung Statt finden, wodurch es außer Stand gesetzt wird, dem Andrange der Flüssigkeit zu widerstehen, und daher das Blutwasser unzersetzt durchläßt. Der unmäßige Genuß starker hitziger Getränke gibt daher meistens Veranlassung zur Wassersucht, theils weil durch die öftere Ueberreizung des arteriellen Blutsystems eine Erschöpfung der Lebenskraft der aushauchenden Haargefäße bewirkt, und doch noch immer vermehrte Blutbewegung und Andrang des Blutes unterhalten wird, theils auch weil die Beschaffenheit des Blutes dadurch verschlechtert und es von dünnflüssigerer Consistenz gemacht wird. Auf heftige Entzündungen der Membrane der innern Höhlen des Körpers, z. B. Hirnentzündung, Brustentzündung u. s. w., folgt daher oft auch Ergießung von lymphatischer Flüssigkeit. Oft auch ist daher reichlicher Blutverlust Ursache, zuweilen aber auch der Vorbote der Wassersucht, indem er eines Theiles die Schwächung des Adersystems verursacht, oder von ihr herkommt, andern Theils auch schon von der schlechten und wässerigen Beschaffenheit des Blutes veranlaßt wird. So kann auch plötzliche und anhaltende Erkältung zur Wassersucht, besonders der Haut, den Grund legen, indem die zurückgedrängte Ausdünstung sich nach innen wendet, in die Zellchen des Gewebes der Haut und unter der Haut, u. sich zwischen den Muskeln ansammelt. Manche Krankheiten hinterlassen vorzüglich eine Neigung zu Wasseranhäufungen, z. B. das Wechselfieber, das Scharlachfieber, die Hirnentzündung der Kinder. Am meisten ist in dieser Hinsicht von den beiden letztern zu fürchten, weil die nach ihnen entstehende Wassersucht immer schwer zu heben ist und leicht tödtlich wird. Zu manchen andern Krankheiten gesellt sich noch Wassersucht, als das letzte Symptom, als Vorläufer des Todes. Aeltere Personen, welche im Genusse hitziger Getränke ausschweifen, entgehen selten der Bauch- oder Brustwassersucht, wenn nicht eine andere Krankheit sie vor der Zeit wegrafft. Das am schnellsten hülfreiche Mittel gegen die Wassersucht ist ohne Zweifel das Abzapfen des Wassers mittelst einer Oeffnung in der Geschwulst. Nur Schade, daß diese Hülfe meistens nur palliativ ist und oft wieder neue Gefahren, nämlich Entzündung und Brand hervorruft. Die abgelassene Flüssigkeit wird erst zwar in etwas längerer Zeit, dann aber in immer kürzern Zwischenräumen wieder ersetzt, so daß die Operation immer wieder von neuem nöthig wird. Indessen ist es als Linderungsmittel, selbst als Beförderung der Wirksamkeit der Arzneimittel nicht zu verwerfen, und oft kann das Leben des Kranken lange dadurch gefristet werden. Bei der Hautwassersucht kann man durch kleine Einschnitte oder Stiche in die Geschwulst der Füsse die wässerige Flüssigkeit ableiten, so daß sie sich von dem ganzen Körper herunter senkt und allmählig zu den in die Haut gemachten Oeffnungen herausickert. Allein dies muß frühzeitig genug geschehen, außerdem ist jederzeit zu befürchten, daß von den Wunden eine Entzündung ausgeht, welche große und schwer heilende Geschwüre verursacht und endlich den Brand herbeiführt. H.

Wasseruhr, s. Uhr.

Wasserwage, s. Nivelliren und Wage.

Wasserweihe heißt ein hohes Fest, das die griechische Kirche am 6. Januar oder Theophaniastage zum Andenken an die Taufe Jesu im Jordan zu feiern pflegt. Vorher wird ein Loch in das Eis des nächsten

Flusses gehauen und mit grünen Nadelholz-Zweigen geschmückt; Hütten mit Heiligenbildern, unter denen Johannes der Täufer hervorragt, umgeben es. Nach Beendigung des Kirchendienstes zieht die Geistlichkeit mit Kerzen, Räuchergefäßen und Agenden nebst der Gemeine unter Gesang bis an das aus diesem Loche hervorquellende Wasser, das nun Jordan heißt und vom ersten Priester durch dreimaliges Bekreuzen und Eintauchen eines Kreuzes geweiht wird. Dieser taucht dann eine Quaste in das geheiligte Wasser und bestreicht oder besprengt damit in Kreuzesform die Umstehenden. Gebete und Gesänge, die den Glauben an wundervolle Wirkungen dieses Wassers aussprechen, begleiten die Ceremonie, nach deren Beendigung wer nur kann, sich Flaschen und Schüsseln damit füllt, um es als Arznei wider leibliche und geistliche Schäden zu brauchen. Auch Kinder werden zur Stärkung in dies Loch getaucht. In Rußland gehört die Wasserweihe zu den höchsten und glänzendsten Festen; die kaiserliche Familie mit ihrem Hofstaat nimmt in der Residenz an dächtig Theil daran und das paradirende Militär begleitet die Weihe mit Salven. E.

Watelet (Claude Henry), war einer von den wenigen Reichen, die die Reichthümer zu einem weisen Lebensgenusse zu verwenden wissen. Geboren zu Paris 1718, ward er früh schon mit Kunst und Wissenschaft durch eine glückliche Erziehung bekannt und durfte sich sorglos dieser seiner Neigung hingeben, da das Glück ihn mit seinen Gütern reichlich bedacht hatte. Seine Reisen vollendeten die Bildung seines Geschmacks. Er liebte die Gartenkunst über alles; die herrlichen Anlagen von Moulin-Joli am Ufer der Seine waren von seinem Geschmacke redende Beweise. Er besang diese von ihm geliebte und geübte Kunst auch in einem Gedichte, das aber nichts ausgezeichnetes hat, als daß es den zarten Sinn des Verfassers verräth. Er war Künstler und Gelehrter, sagt Marmontel, ohne jene glänzenden Talente, welche den Neid rege machen, sondern nur mit jenen glücklichen Anlagen, die Achtung gewinnen und theilnehmende Freunde vergnügen. Verbindet man damit eine besondere Annehmlichkeit der Sitten, eine strenge Rechtschaffenheit und jene Artigkeit, welche die fremde Eigenliebe stets mit sich in die erfreulichsten Verhältnisse zu setzen weiß, so hat man ein treues Bild von Watelets Charakter. In den letzten Jahren seines Lebens mußte er eine Genügsamkeit zeigen, die sein Leben so wenig vorbereitet hatte; er verlor sein ganzes Vermögen. Watelet starb den 13. Jan. 1786. Als Gelehrter hat er sich das größte Verdienst durch sein nachgelassenes Werk: Dictionnaire de peinture, de sculpture et de gravure, Paris, 1792, erworben.

Waterloo (Schlacht von), so von den Engländern, von den Preußen Belle-Alliance, Mont St. Jean von den Franzosen genannt, am 18. Juni 1815 geschlagen, eben so glänzend in der Geschichte Europa's, als an sich militärisch denkwürdig. Buonaparte hatte am 16. Juni die preußische Armee geschlagen, und zu ihrer Verfolgung den Marschall Grouchy mit einigen 40,000 Mann (zwei Infanterie- und zwei Cavallerie Corps) detachirt, der ihr über Chemblour folgte; er selbst wendete sich gegen die von Quatre-Bras auf der Straße nach Brüssel langsam zurückgehende englische Armee, und lagerte am 17. Abends auf den Höhen hinter Belle-Alliance, jene zwischen Braine la Leud und Papelotte. Herzog Wellington, auf die Verheißung des Feldmarschalls Blücher, ihm mit der ganzen Armee zu Hülfe zu kommen, entschlossen, hier eine Schlacht anzunehmen, ließ die Truppen (Engländer, Niederländer, Hannoveraner, Braunschweiger und Nassauer, zusammen einige 50,000

Mann*)) auf den Höhen vorwärts Mont St. Jean à cheval der Chaussee nach Genappe so aufstellen, daß sich der rechte Flügel bis Merbes le Brain, der linke bis hinter Papelotte ausdehnte; das Corps des Lord Hill stand rechts der Chaussee nach Rivelles, das des Prinzen von Oranien links von jenem bis an die Chaussee nach Genappe, die braunschweigischen Truppen en reserve hinter sich; links dieser Chaussee das Corps unter General Picton; — die gesammte Infanterie in zwei, die Cavallerie im dritten Treffen. Die beiden Chausseen waren durch geschleppte Verhaue für die Cavallerie gesperrt, das vor dem rechten Flügel liegende Vorwerk Hougoumont war eben so wie das hart an der Chaussee**) vor dem Centrum gelegene la Haye Sainte besetzt, und zur Vertheidigung eingerichtet. Die ganze Stellung, allerdings die Defileen des Waldes von Soignes in Rücken habend, eignete sich vermöge der sanften Höhen, auf denen sie fortlief, eben so sehr zur Vertheidigung, als sie Gelegenheit gewährte die Truppen verdeckt aufzustellen. Die französische Armee (3 Infanterie-, 2 Cavalleriecorps und die Garden, zusammen ungefähr 90,000 Mann) auf den Höhen hinter Belle-Alliance aufgestellt, begann gegen Mittag ihre Bewegungen; das zweite Corps griff Hougoumont und das dabei liegende Wäldchen an, ein Theil des letztern ward nach langem Widerstande der dort stehenden nassauischen Truppen genommen. Um 2 Uhr entwickelte sich das erste Corps in vier starken Colonnen sprossenweise vom linken Flügel gegen die Hauptstellung; während der dagegen erhobenen Canonade ging französische Cavallerie rasch auf beiden Seiten der Chaussee vor, gerieth theilweise bis zwischen das erste und zweite Treffen des Prinzen von Oranien, ward aber von englischer Reiterei zurückgeworfen. Jene Infanteriemassen drangen nun rechts der Haye Sainte gegen den Punkt vor, wo das erste Treffen der Engländer die Chaussee durchschnitt; durch wirksames Feuer zurückgewiesen, suchte es zwar unter dem Schutze einiger Reiterei langsam zurückzugehen, als diese aber von zwei englischen Cavalleriebrigaden geworfen, und sogar eine Infanterie-Colonne gesprengt und zerstreut ward, floh es in Unordnung hinter die Höhen, von welchen es gekommen. Bei dieser Gelegenheit stießen einige zu weit vorgegangene Züge englischer Cavallerie auf fünf französische Batterien, mußten sich aber begnügen, deren Bespannung niederzustechen. Nach drei Uhr begann ein regelmäßiger Angriff auf die Haye Sainte; er gelang beinahe um dieselbe Zeit, als das Gehölz bei Hougoumont ganz von den Franzosen erobert ward. Jetzt ($3\frac{1}{2}$ Uhr) folgte eine Attake der französischen Gardecavallerie zwischen diesem Holze und der Haye Sainte; sie eroberte einige Geschütze, mußte sie aber wieder aufgeben, so wie denn der letztgenannte Pachthof ebenfalls von den Engländern wieder besetzt und ein neuer Angriff des ersten Corps näher an der Chaussee besonders durch das Raketenfeuer zurückgewiesen wurde (ungefähr 4 Uhr). Ehe wir zu den entscheidendern Angriffen übergehen, die Buonaparte unbegreiflicher Weise so spät begann, ist es nöthig, einen Blick auf die Bewegungen der preußischen Armee zu werfen. Sie hatte sich, von Grouchy nur langsam verfolgt, am 17. über Chemblour nach Wavre zurückgezogen, mit dem vierten Armeecorps unter General Bülow vereinigt, und begann am 18. Morgens, um das vom Feldmarschall

*) 18,000 Mann unter dem Prinzen Friedrich der Niederlande waren nach Hal detachirt und nahmen keinen Theil an der Schlacht.

**) Ueberall, wo „die Chaussee" ohne weitere Bezeichnung genannt ist, wird die nach Genappe verstanden.

gegebene Wort zu lösen, ungeduldig das Unglück von Ligny zu rächen, ihren Marsch in des Feindes rechte Flanke. Das vierte Corps mit Tagesanbruch von Dion le Mont aufgebrochen, in Wavre durch eine Feuersbrunst, weiterhin durch die entsetzlich verdorbenen Wege aufgehalten, traf um 11 Uhr bei Chapelle St. Lambert, und nachdem es das Defilee von Lasne passirt, um 4 Uhr theilweise auf den waldigen Höhen hinter Frichemont ein, wo es verdeckt stehen blieb; ihm folgte das zweite Corps; das erste ward auf Ohain dirigirt, das dritte sollte nach Chapelle St. Lambert marschiren, ward aber durch Grouchy's Angriffe bei Wavre zurückgehalten. Buonaparte hatte alle Vorsichtsmaßregeln gegen die in seiner rechten Flanke liegenden leicht zu sperrenden Defileen so sehr aus den Augen gesetzt, daß der späterhin erfolgende Angriff des Bülowschen Corps ihm erst Gewißheit über die Ankunft der Preußen gab. — Wir kehren jetzt zu der Schlacht zurück. Um 4 Uhr begann eine lebhafte Canonade auf die zwischen beiden Chausseen aufgestellten Truppen, auf sie folgte ein Infanterieangriff und diesem ein Choc der Kürassiere, welche durch die Intervallen der englischen Quarrés bis hinter das zweite Treffen vorgingen; eine Batterie etablirte sich gleichzeitig nur 500 Schritte von der Hauptstellung; doch die englisch-niederländische Cavallerie stellte das Gefecht wieder her und warf alles vor sich nieder. Der linke Flügel ward während dieses wichtigen Moments von den Franzosen nur in so weit beschäftigt, daß er keine Verstärkungen entsenden konnte. In diesem Augenblicke befahl der Feldmarschall Blücher, der jene Vorgänge sah und würdigte, den Angriff durch den bis dahin eingetroffnen Theil des Bülowschen Corps. Das sechste französische Armeecorps, das bisher hinter Belle-Alliance rechts der Chaussee in Reserve gestanden hatte, ward sofort gegen diesen Angriff auf Plachenoit dirigirt, man kämpfte sodann mit abwechselndem Erfolge bis 6½ Uhr um den Besitz dieses Dorfes. Eben so lange ward zwischen Hougoumont und der Haye Sainte mit großem Verlust von beiden Seiten, doch ohne wesentlichen Erfolg gefochten. Buonaparte, wohl erkennend, daß der Moment der Entscheidung nahe, suchte diese durch einen Hauptangriff in seiner gewohnten Weise günstig für sich herbeizuführen; sechzehn Bataillone Garden — bis dahin nicht ins Gefecht gebracht — rückten links der Haye Sainte gegen das Plateau der englischen Hauptstellung, das zweite Corps und die gesammte Cavallerie folgte ihnen. Dieser imponirenden Masse rückt Wellington auf der Höhe mit sechs Bataillons, in zwei Glieder formirt, entgegen. Die Wirkung ihrer Salven bringt die feindlichen Colonnen zum Stehen, sie beginnen ebenfalls zu feuern (ungefähr jetzt wird das Hölzchen bei Hougoumont wieder erobert), doch entwickeln sich vier jener Gardebataillone und ein mörderisches Infanteriefeuer beginnt auf sehr kurzem Zwischenraume. Während dessen wird der linke Flügel — durch Entsendung zweier Cavalleriebrigaden nach dem Centrum geschwächt — ebenfalls heftig angegriffen, Papelotte genommen. In diesem kritischen Augenblicke erscheint die Spitze des ersten preußischen Corps auf dem Schlachtfelde (von Ohain her). Papelotte wird von ihr wiedergenommen und rechts dieses Dorfes ein Angriff gerade auf Belle-Alliance dirigirt; der dadurch veranlaßte theilweise Rückzug des Feindes wird durch Cavallerieangriffe aus dem englischen Centrum (wo indessen jene zwei Brigaden angekommen waren) und dem rechten Flügel allgemein, die alte Garde geräth in Unordnung, nur jene vier Bataillons fechten noch und ziehen sich dann, in Quarrées geordnet, gegen Belle-Alliance zurück. Herzog Wellington, dem die Verwirrung der feindlichen Armee nicht ent-

ging, befahl ein allgemeines Vorrücken, seine Linien bewegten sich concentrisch gegen Belle-Alliance, Cavallerieattaken folgten rasch einander, und die französische Armee löst'te sich in eine große ungeordnete Masse auf, die keines Widerstandes fähig nach Genappe hin floh. Das vierte preußische Corps, um 6½ Uhr im Besitz eines Theils von Planchenoit, ward von dem durch die junge Garde verstärkten Feinde wieder herausgeworfen; ein Versuch es wieder zu nehmen mißlang. Als aber indessen das zweite Corps eingetroffen war, ward das Dorf mit dessen Unterstützung erobert und der Kampf dadurch auch hier beendet, indem die Reste der feindlichen Truppen sich, nun ebenfalls vollkommen aufgelöst, nach der Chaussee hinwälzten, auf welcher die große fliehende Masse während dessen bis Maison du Roi gekommen war. Es war jetzt 9 Uhr; die beiden Feldherrn trafen durch eine anmuthige Gunst des Zufalls bei Belle-Alliance auf einander, und der Feldmarschall Blücher übernahm die Verfolgung des Feindes, welche so lebhaft war, daß er nirgend rasten sich nirgend sammeln konnte; ein Versuch, Genappe zu halten, ward sogleich vereitelt, dort die ganze Equipage Buonaparte's genommen, und die Verfolgung die ganze Nacht hindurch so rasch fortgesetzt, daß die Avantgarde unter Gneisenau am Morgen des 19. bereits bei Gosselies eintraf, der Feind aber unaufhaltsam durch Marchienne au Port und Charleroy über die Sambre floh. Die nächsten Resultate dieser Schlacht, in welcher die heroische Ausdauer der Britten, wie die ungestüme Tapferkeit des preußischen Heeres gleiche Bewunderung verdient, waren die Zerstreuung der Buonapartischen Armee, die Eroberung von beinahe 300 Geschützen mit ihren Munitionswagen, eine Masse Gefangener endlich. — Buonaparte's Abdankung, die zweite Unterwerfung Frankreichs und ein rühmlicher Friede wurden dadurch herbeigeführt. Der französische Verlust läßt sich durchaus nicht genau angeben, er erreicht in Allem wahrscheinlich 50,000 Mann: Wellingtons Armee zählte aber auch fast 20,000 Todte und Verwundete, das preußische Heer hatte deren ungefähr 4000. —e.

Watten nennt man die seichten Stellen in der Nordsee, längs der Küste von Nordholland, Gröningen, Friesland und Niedersachsen, bis zu der Mündung der Elbe. Es finden sich da häufige Sandbänke in der Nähe des festen Landes, und man kann nur mit einer gewissen Art Fahrzeuge, **Smacken**, die vorn und hinten breit sind, und nicht mehr als sechs Fuß tief im Wasser gehen, diese Küsten beschiffen. Man nennt daher solche Fahrzeuge **Wattenfahrer**. In Kriegszeiten wird diese Art Schifffahrt sehr benutzt, weil man dabei, wegen der seichten Wasser, vor allen Angriffen der Kriegsfahrzeuge gesichert ist.

Wavre, ein kleines in Belgien an dem Flüßchen Dyle gelegenes Städtchen, zählt ungefähr 3000 Einwohner und ist in den letzten Jahren durch das am 18. Juni 1815 zwischen den Franzosen und Preußen hier vorgefallene Treffen bekannt geworden. Fürst Blücher hatte sich nämlich am 17. Juni nach der verlornen Schlacht von Ligny (s. d. Art. Ligny) mit seinem ersten, zweiten und dritten Armeecorps in einer vortheilhaften Position auf den steilen Höhen jenseits Wavre aufgestellt, theils um dort das vierte von Lüttich kommende Armeecorps zu erwarten, theils um die Vereinigung mit Lord Wellington, der sich auch seinerseits in eine günstige Stellung bei Mont St. Jean gezogen hatte, leichter vollziehen zu können. Beide Feldherren verabredeten, daß Wellington seine Stellung so lange als möglich vertheidigen, Blücher aber ihm mit dem ganzen preußischen Heere zu Hülfe eilen solle. Diesem Versprechen zufolge ließ dieser Held den 18. das vierte Corps aus seinem Beiwacht jenseit Wavre auf-

brechen, es in dem zufällig in Brand gerathenen Städtchen Wavre die Dyle passiren und auf St. Lambert marschiren; ihm folgte das zweite Corps. Das erste brach gegen Mittag auf, um gegen Ohain vorzurücken, das dritte sollte gegen Chapelle St. Lambert dirigirt werden, und die Reserve bilden. Alles außer dem dritten Corps war nun schon im Marsch, als plötzlich der Marschall Grouchy mit dem dritten und vierten französischen Armeecorps und zwei Reiterdivisionen erschien, und das Städtchen Wavre angriff. General Thielemann wendete sich sogleich gegen ihn, und es entstand nun ein Artillerie- und Tirailleurgefecht längs der ganzen Dyle, dessen Hauptpunkt indessen stets Wavre blieb. Alle andern Corps blieben im Marsch, um ihre wichtigere Bestimmung zu erfüllen (s. d. Art. Waterloo), nur das 19. Infanterieregiment, und einige Cavallerieschwadronen welche den Nachtrab des ersten Corps bildeten, wurden gegen das Dorf Limale, welches am äußersten rechten Flügel des Thielemannschen Corps lag, detachirt. Sie fanden die dortige Brücke und einen Theil des Dorfes schon vom Feinde besetzt, setzten aber dennoch der von dort vorbrechenden Uebermacht einen so tapfern Widerstand entgegen, daß er das Vordringen des Feindes bis zur völligen Dunkelheit hinderte. Das am Abend abgebrochene Gefecht wurde am Morgen fortgesetzt, der Feind forcirte die Höhen von Limale und General Thieleman beschloß deßhalb, da die Fortsetzung des Gefechts überdies durch die eingegangene Nachricht vom Sieg der Hauptarmee überflüssig geworden war, eine andere Stellung 2 Stunden rückwärts zu nehmen. Er ward auf dem Marsche dahin vom Feinde nicht beunruhigt, und erfuhr am Abend, daß auch die Franzosen sich zurückgezogen hatten General Thielemann folgte hierauf dem Feinde, konnte jedoch nur die Spitze seines Nachtrabs einholen. Der Verlust jedes Theiles mochte gegen 4000 Mann betragen. P—r.

Weben heißt, durch kreuzendes Flechten von Fäden einen Zeug bereiten; es geschieht auf dem Weberstuhle, der eine Erfindung der alten Aegyptier ist, jetzt aber durch neue Verbesserung große Abänderungen erlitten hat. So unterscheidet man, nach der Arbeit, wozu er bestimmt ist, den Stuhl der Tuchmacher, Leinweber, Raschmacher, Seidenwirker, Posamentierer u. s. w. Der einfache Stuhl der Tuchmacher besteht aus vier senkrecht aufgerichteten Pfosten, die durch Querpfosten Haltung bekommen. Vorn, ungefähr in seiner Mitte, hat er eine drehbare Walze, den Brustbaum, der nebst dem tiefern Unterbaume das Zeug aufnimmt. Dem Brustbaum gegenüber, hinten, nur etwas höher, befindet sich der ähnlich runde oder achteckige bewegliche Kettbaum, auf den die Kettfäden gewickelt, und parallel bis nach vorn zum Brustbaum ausgespannt sind. Diese Kettfäden, welche man auch Kette, Zettel, Werfte, Scherung, Schierung, Aufzug nennt, bilden die Längenfäden des Gewebes. Sie werden alle auf einmal mittelst des Kettbaumes auf den Stuhl gespannt, oder geschoren; die Querfäden, auch Einschuß oder Einschlag genannt, aber werden einzeln durch jene hindurchgeflochten. Damit dies leicht geschehe, ist eine Vorrichtung (Geschirr, Kämme oder Schäfte) angebracht, wodurch die eine Hälfte der Kettfäden in die Höhe gehoben wird, während die andere herabgezogen ist. Durch die Oeffnung der von einander gezognen Kettfäden dicht hinter dem Brustbaum wird ein kleines Kästchen (der Schütze), der inwendig auf der Wackelspule den aufgerollten Faden hat, welcher sich durch eine Seitenöffnung des Schützen abwickelt, durchgeworfen. Der Kämme sind beim einfachen Gewebe zwei, jeder besteht aus zwei Stäben, wovon einer über der Kette, der andere sich darunter befindet und die beide durch so viele Fäden zusammengebunden sind,

als die halbe Kette Fäden hat. Diese Geschirrfäden haben in ihrer Mitte Röhre, durch diese sind die Kettfäden gezogen, so daß der erste Faden an den ersten Schaft, der zweite an den zweiten, der dritte wieder an den ersten ꝛc. kommt, und dadurch wird es möglich, mittelst Fußtritte, Schnüren und Rollen, die eine Hälfte (Obergelese) der Kette über die andere Hälfte (Untergelese) hervorzuheben und zwischen die entfernten Gelese den Einschuß durchzuflechten. Doch damit dieser sich fest und dicht zwischen den Gelesen einzwänge, schlägt ihn der Weber nach dem Durchschießen noch mit der Lade fest; diese Lade besteht ebenfalls aus zwei handhoch von einander stehenden Stäben oder Deckeln, die beide durch so viel Nietstifte von Draht, als die Kette Fäden hat, zusammengehalten werden, und deren oberer Deckel über der Kette, der untere unter ihr ist, so daß jeder Kettfaden durch einen Zwischenraum der Lade hindurchgezogen ist. Sie hängt übrigens an den senkrechten vordern Pfosten schwebend und befindet sich etwas hinter dem Brustbaume. Beim Weben bindet der Weber den Einschußfaden an der rechten Ecke der Kette an, entfernt die Lade von dem Brustbaume, hebt durch den Fußtritt das Obergelese und senkt das Untergelese, wirft durch die entstandene Oeffnung der Gelese den Schützen, schlägt den Einschuß mit den Stiften der Lade fest zwischen die Kette und fährt fort, nachdem er das Untergelese herauf und das Obergelese herunter getreten und dadurch eine Kreuzung der Kette hinter dem Einschußfaden bewirkt hat, dieselbe Operation von Links nach Rechts zu wiederholen. Einfache wollne Zeuge, wie Etamin, Damis, Perkan, werden auf dem Raschmacherstuhle gewirkt, der die Kette nicht, wie jener, horizontal, sondern perpendiculär trägt, indem der Kettenbaum oben auf dem Gestell steht. Eine ähnliche Einrichtung hat der Stuhl der Tapetenwirker (Hautelisse), nur ist er viel zusammengesetzter. Gekörperte Zeuge werden mit vier Schäften gewebt. Auf den ersten kommt der erste, auf den zweiten der zweite Faden der Kette u. s. f. bis zum vierten; der fünfte aber wird wieder auf den ersten Schaft gezogen; beim Weben tritt der Weber den ersten und zweiten Schaft, dann den zweiten und dritten, dann den dritten und vierten, dann wieder den vierten und ersten zugleich, daß jeder Einschuß über zwei Ketten zugleich geht. Bei geblümter Arbeit sind eigene Vorrichtungen (durch mehrere Schäfte, durch einen Kegel mit Gegengewichten, oder einen Harnisch) angebracht, um diejenigen Kettfäden einzeln zu erheben, welche die Blumen geben sollen. Sammetartige Zeuge haben zwei Ketten, wovon die eine halb so viele Fäden hat als die Grundkette und Pohlkette heißt, auch auf einen eignen Baum gewickelt ist. Ihre Fäden werden über Ruthen hinweggewebt und sogleich, nach dem Einklemmen durch den Einschuß, aufgeschnitten, wodurch eben das Spiegelartige dieser Zeuge entsteht. Weitzusammengesetzter ist der Zampelstuhl zum Damast und für die brochirten Zeuge, wie denn auch schon Spiegeltaffet und ähnliche außer der Vervielfältigung der Ketten, Schäfte und vielfarbigen Einschüsse noch mehrere zusammengesetzte Einrichtungen an den Stühlen nöthig machen. Wie sehr unterscheidet davon sich der inländische Stuhl, der noch die ursprüngliche Einfachheit hat. Er trägt die Kette senkrecht, hat aber weder Schäfte noch Schützen, sondern man flechtet den Einschuß aus freier Hand in Nadeln gefädelt. F.

Weber (Bernhard Anselm), königl. preuß. Capellmeister zu Berlin, geb. zu Mannheim, den 18. April 1766, war früher von seinen Aeltern zum geistlichen Stande bestimmt, und mußte die hierzu erforderlichen

Wissenschaften erlernen, bekam aber schon durch den Unterricht, welchen er als Kind von 7 Jahren in den ersten Anfangsgründen des Clavierspiels von dem berühmten Abt Vogler, dann im Gesange von Holzbeuer, und später im Generalbasse von einem geschickten Schüler Voglers erhielt, die erste musikalische Richtung, so daß Vogler ihn nach seiner Zurückkunft aus Italien als 14jährigen Knaben des weitern Unterrichts in der Composition würdigte und seine Versuche freundlich aufmunterte. Doch wurde er in seinem 18. Jahre auf die Universität Heidelberg geschickt. Bald entschied sich hier seine Neigung für die Tonkunst völlig. Aber zu seinem Unglück erhielt Vogler, der ihn zu sich nach München zu nehmen und weiter auszubilden versprochen hatte, einen Ruf nach Schweden, und der 22jährige Jüngling sah sich seinem eignen Fleiße überlassen. Im J. 1787 übernahm er die Musikdirectorstelle bei dem ausgezeichneten Großmannschen Theaterorchester zu Hannover, welches größtentheils aus jungen Böhmen bestand, und welches er drei Jahre lang mit großem Nutzen für sein Studium der dramatischen Musik leitete. Darauf reis'te er durch einen Theil von Holland, Deutschland, Dänemark und Schweden, beschäftigte sich bei einem zehn Monate langen Aufenthalte in Stockholm, unter Voglers unmittelbarer Leitung, mit Bearbeitung des Contrapunktes, wobei vorzüglich Gluck sein Vorbild war, aus dessen Opern (damals in Stockholm unter Vogler vortrefflich ausgeführt) er große Nahrung für seinen Geist schöpfte. Auch schrieb er einige Kirchenstücke unter seines Meisters Augen. Darauf begleitete er seinen Lehrer auf einer Reise bis nach Hamburg, von wo er nach einem gegebnen Concerte 1792 nach Berlin ging. Hier wurde er zuerst als Mitdirector des Orchesters beim Nationaltheater angestellt, reis'te im Sommer 1793 durch einen Theil von Deutschland mit dem Auftrage, einige Sänger und Sängerinnen für dasselbe zu engagiren, und wurde in Wien durch Salieri's Bekanntschaft mit der theatralischen Musik und Glucks großen Werken noch mehr vertraut gemacht. Im J. 1796 erhielt er wegen abgelehnten Rufes nach Rheinsberg einen erhöhten Gehalt. Er blieb von dieser Zeit an in Berlin als Musikdirector und unternahm von da aus mehrere kleine Reisen, auf welchen er hier und da seine Compositionen aufführte. Im J. 1803 begleitete er den Hrn. v. Kotzebue auf ein Jahr nach Paris und wurde zum Capellmeister ernannt. Er ist als ein guter Musikdirector bekannt und in der Behandlung seines Orchesters ausgezeichnet. Dagegen wirft man ihm geräuschvolles Tactiren bei Aufführungen und sonst eine einseitige Befangenheit für Glucks Opern und Gluckischen Musikcharakter vor. In seinen eignen Compositionen, von denen die meisten aus einzelnen Musikstücken zu Schauspielen (zu Tell, Braut von Messina, Jungfrau von Orleans, Werners Weihe der Kraft, Hussiten) und andern Gelegenheitsstücken (Musik zu Göthe's Epimenides) bestehen, erkennt man dieses Vorbild allerdings auch, aber damit auch Streben nach poetischer Charakteristik, die sich jedoch zuweilen ins Detail verliert, und leicht in die Breite geht (wie in der Ouverture zu Wilhelm Tell) Kenntniß großer Orchestereffecte, Klarheit, energischen Ausdruck und Häufung gefälliger Melodie, bei weniger Originalität und Mannichfaltigkeit der Gedanken. Sein Duodram Sulmalle, (1802) seine Oper Deodata, (1810) Text von Kotzebue, und die kleine Operette: die Wette, (1807) sind außer Berlin nicht sehr bekannt. Mehr sind es seine herausgegebnen melodiösen und charaktervollen Gesänge mit Begleitung des Pianoforte (die meisten zu Schauspielen gehörig), und seine kraftvolle melodramatische Composition der Schiller'schen Ballade Fridolin oder der Gang nach dem Eisenhammer. Auch soll er ein sehr fertiger und gründlicher Clavierspieler seyn.

Weber (Carl Maria von), Königl. Sächs. Capellmeister und Musikdirector der deutschen Oper in Dresden, ist den 18. Dec. 1786 zu Entin im Holsteinischen geboren, und genoß der sorgfältigsten Erziehung mit besonderer Vorliebe für die schönen Künste, besonders da sein Vater ausgezeichnet Violin spielte. Die stille, eingezogene Weise, in welcher seine Familie lebte, der stete Umgang mit erwachsenen, gebildeten Menschen, und die fast ängstliche Vorsicht seiner Aeltern, ihn gegen verwildernde Jugendgesellschaft zu schützen, lehrten ihn früh mehr in sich selbst zu leben, und in der Welt der Phantasieen Beschäftigung und Glück zu suchen. Malerei und Musik theilten sich hauptsächlich in seine Jugendmuse. Von ersterer versuchte er mit Glück mehrere Zweige zu pflegen, malte in Oel, Miniatur, Pastell, und führte auch die Radirnadel. Doch entschlummerte die Lust zu dieser Beschäftigung bald, und die Tonkunst verdrängte, ihm selbst unbewußt, endlich ihre Schwester gänzlich. Eigenthümliche Neigung bestimmte seinen Vater, zuweilen seinen Aufenthaltsort zu wechseln; womit der Nachtheil verbunden war, auch die Lehrer öfter zu wechseln. Doch wurde dieser Nachtheil durch das Erwecken seiner eignen Kraft und der Nothwendigkeit aus eignem Nachdenken und Fleiße zu schöpfen, bei diesem energischen Geiste desto wirksamer ersetzt. Den besten Grund zur kräftigen, deutlichen und charaktervollen Spielart auf dem Claviere, und gleichmäßigen Ausbildung beider Hände legte er bei dem braven, strengen und eifrigen Heuschkel in Hildburghausen (1796. Je mehr Webers Vater die allmählige Entwickelung eines großen Talents in seinem Sohne wahrnahm, desto liebevoller sorgte er für dessen weitere Ausbildung mit Aufopferung. Daher brachte er ihn auch einige Zeit zu Michael Haydn nach Salzburg. Doch stand dieser ernste Mann dem Kinde noch zu fern, welches nur wenig und mit großer Anstrengung von ihm lernte. Im Jahre 1798 ließ Webers Vater zu dessen Aufmunterung 6 Fughetten von ihm drucken, sein erstes gedrucktes Werk, welches damals freundlich von der musikalischen Zeitung angezeigt wurde. Zu Ende des Jahres 1798 kam Weber nach München und erhielt im Gesange bei dem Singmeister Valesi, in der Composition bei dem jetzigen Hoforganisten Kalcher Unterricht. Dem klaren, stufenweise fortschreitenden, sorgfältigen Unterrichte des Letztern verdanke er größtentheils die Herrschaft und den gewandten Gebrauch der Kunstmittel, vorzüglich in Bezug auf den reinen vierstimmigen Satz, der dem Tondichter zur Veräußerung seiner Ideen so natürlich werden muß, wie dem Dichter Sylbenmaaß und Grammatik. Weber arbeitete mit unermüdetem Fleiß seine Studien aus. Damals fing sich auch seine Vorliebe zum Dramatischen an bestimmt auszusprechen; er schrieb unter den Augen seines Lehrers eine Oper: die Macht der Liebe und des Weins; daneben aber auch eine Misse, und mehrere andere Musikstücke, die später alle ein Raub der Flammen wurden. Bald darauf ergriff den regen, jugendlichen Geist, der alles Neue und Aufsehnerregende mit Hast sich zuzueignen suchte, die Idee, dem damals von Sennefelder in München erfundenen Steindruck den Rang abzulaufen; und er glaubte endlich dieselbe Erfindung auch gemacht zu haben, und zwar mit einer noch zweckmäßigern Maschine versehen. Der Entschluß, diese Sache ins Große zu treiben, bewog ihn nebst seinem Vater nach Freiberg in Sachsen zu ziehen, wo alles Material am bequemsten zur Hand schien. Die Weitläuftigkeit und das Mechanische, Geisttödtende des Geschäftes aber ließen ihn gar bald die Sache wieder aufgeben, und mit desto verdoppelter Lust die Com-

position fortsetzen. Er schrieb als vierzehnjähriger Knabe die vom Ritter von Steinsberg gedichtete Oper: das Waldmädchen, welche im November 1800 auch gegeben wurde, und sich mit großem Beifall nach Wien, Prag, Petersburg, und überhaupt weiter verbreitete, als dem Künstler späterhin lieb war, der es als ein höchst unreifes, nur vielleicht nicht ganz erfindungsleeres Product ansah, und den zweiten Act in 10 Tagen geschrieben hatte. Letzteres war eine der unseligen Folgen jener auf ein junges Gemüth so lebhaft einwirkenden Wunderanekdoten aus dem Leben hochverehrter Meister, denen das Talent eifrig nachstrebt. Auf eben diese Art weckte ein Artikel der musikalischen Zeitung in dem jungen Componisten die Idee, auf ganz neue Weise zu schreiben und die ältern vergessenen Instrumente wieder in Anwendung zu bringen. Diesen neuen Planen gemäß schrieb er als er damals in Familienangelegenheiten nach Salzburg gereist war, die Oper Peter Schmoll und seine Nachbarn (1801), die seinen alten, durch manches Neue in dieser Composition höchlichst erfreuten Lehrer, Michael Haydn, zu dem schönen Zeugnisse bewog, welches in dem dürftigen Artikel über diesen Tonkünstler in Gerbers Tonkünstlerlexicon abgedruckt ist. Diese Oper wurde, wie natürlich, in Augsburg ohne sonderlichen Erfolg aufgeführt. Die Ouverture dazu hat der Componist späterhin umgearbeitet stehen lassen. Im J. 1802 machte er mit seinem Vater eine musikalische Reise nach Leipzig, Hamburg und Holstein, wo er mit dem größten Eifer theoretische Werke über Musik sammelte und studirte, aber durch mannigfaltige Zweifel bewogen, die Harmonie in ihrem Grunde zu erforschen, sich sein eignes musikalisches Gebäude aufbaute, in welchem er die herrlichen Regeln der alten Meister durch eignes Nachdenken begründet aufnahm und benutzte. — Bald darauf drängte es ihn nach der Tonwelt Wiens, und zum erstenmal trat er allein in diese Welt. Hier lernte er unter mehreren großen Männern z. B. den unvergeßlichen Vater Haydn, auch den originellen Abt Vogler kennen, der mit der Liebe, die jedem wahrhaft großen Geiste eigen ist, dem ernstgemeinten Streben des Jünglings freudig entgegen kam, und ihm mit der reinsten Hingebung den Schatz seines Wissens aufschloß. Auf dieses, gleich vielen andern merkwürdigen Menschen, oft verkannten Meisters Rath, gab Weber damals nicht ohne schwere Entsagung das Ausarbeiten größerer Musikstücke auf und widmete nun beinahe zwei Jahre dem emsigsten und unermüdetsten Studium der verschiedenartigsten Werke großer Meister, die er in Hinsicht ihres Baus, der Ideenausführung, und in Hinsicht der Benutzung der gegebenen Kunstmittel mit seinem Lehrer gemeinschaftlich zergliederte, und sich durch eigne Studien zu erläutern und anzueignen suchte. Oeffentlich erschienen in dieser Zeit nur ein Paar Werkchen, Variationen und ein Clavierauszug der Voglerischen Oper Somari. Ein Ruf als Musikdirector nach Breslau eröffnete ihm ein neues Feld zur Kenntniß der Effecte; er bildete hier ein neues Chor und Orchester, überarbeitete manche frühere Producte und componirte die vom Professor Rhode gedichtete Oper Rübezahl zum größten Theile. Doch hinderten ihn die vielen Dienstgeschäfte sehr an eignen Arbeiten. Desto besser konnten die mit übergroßer Begierde eingesogenen verschiedenartigen Kunstprincipien abgähren, und das ihm vom Schöpfer eigenthümlich Verliehene selbstthätig sich ausbilden lassen. Im J. 1806 zog ihn der kunstliebende Herzog Eugen von Würtemberg nach Carlsruhe in Schlesien. Hier schrieb er zwei Symphonien, mehrere Concerte und Harmoniestücke. Als aber

der Krieg das niedliche Theater und die brave Capelle zerstörte, trat er, von den ungünstigsten Verhältnissen der damaligen Zeit begleitet, eine Kunstreise an, von welcher er bald in das Haus des Herzogs Eugen nach Stuttgart ohne unmittelbaren Dienst der Kunst zurückkehrte. Hier schrieb er, von der freundlichen Theilnahme des trefflichen Danzi ermuntert und aufgeregt, seine bekannte Oper Silvana, nach dem Sujet des früheren Waldmädchens von Thiemer neu bearbeitet (späterhin im Clavierauszuge bei Schlesinger in Berlin herausgegeben), arbeitete seine Cantate: der erste Ton, nebst einigen Ouvertüren und Symphonien, um, und schrieb viele Clavierſachen. Im J. 1810 widmete er sich von neuem ganz der Kunst, und trat eine neue Kunstreise an, klarer und entschiedener als je. Er durchzog Deutschland nach verschiedenen Richtungen, und die Liebe, mit welcher er im Ganzen seine Leistungen als ausübender und dichtender Künstler aufgenommen sah, ließen ihn alle Kraft und Reinheit des festen Willens aufbieten, welche den Menschen zum wahren Priester seiner Kunst heiligt. In Frankfurt, München, Berlin ꝛc. wurden seine Opern gegeben, und seine Concerte besucht. Auch sah er nochmals den trefflichen Abt Vogler, kurze Zeit vor seinem Hingehen, wie er sich zweien mit herrlichen Geistesgaben beschenkten Jüngern der Kunst, Meyerbeer und Gänsbacher, hingab. Im Verein mit diesen genoß er, selbst gereifter und zur Prüfung fähiger, nochmals dessen tiefe Erfahrungen, schrieb seine Oper Abu-Hassan (Darmst. 1810) und sah ihn später noch einmal in Wien voll freundlichsten Antheils an seinem Streben. Von 1813 bis 1816 leitete er die Direction der Oper in Prag, die er ganz neu organisirte, und hier componirte er auch die große Cantate: Kampf und Sieg, welche nachher an mehrern Orten mit Wirkung gegeben wurde (Clavierauszug, Berlin bei Schlesinger). Nur seiner Kunst lebend, und in der Ueberzeugung, zu ihrer Beförderung und Pflege geschaffen zu seyn, legte er diese Direction nieder; da sein Zweck für dort erreicht war, das, was bei den beschränkenden Verhältnissen einer Privatdirection geschehen konnte, aufgebaut da stand und nur eines rechtlichen Wärters zum Weiterbestehen bedurfte. Darauf zog er abermals frei in die Welt, ruhig den Wirkungskreis erwartend, welchem das Schicksal ihn zuführen würde. Viele und schöne Erbietungen kamen ihm bald von allen Seiten entgegen. Der Ruf zur Bildung einer deutschen Oper in Dresden konnte ihn allein aufs neue festhalten, und diesem Geschäft widmet er gegenwärtig seine ganze Thätigkeit mit allgemeiner Anerkennung. Diese verdient auch allerdings ein Mann, der so große und glänzende Eigenschaften und Talente in einer Person verbindet, nämlich das eines originellen und künstlichen Tonsetzers, eines großen ausübenden Künstlers (er ist einer der vorzüglichsten Pianofortespieler), eines eben so feurigen, als besonnenen und einsichtsvollen Musikdirectors, — in welcher Eigenschaft von Weber gewiß einzig da steht — und eines in dem ästhetischen und grammatischen Theile seiner Kunst überall einheimischen Theoretikers. Setzt man noch dazu einen poetisch gebildeten Geist, der nicht in einseitiger Befangenheit seiner Kunst fröhnt, sondern den tiefen Zusammenhang derselben mit andern Künsten, vorzüglich mit der Dichtkunst, und mit den höchsten Bedürfnissen des Menschen selbstdenkend zu würdigen und seinen Gedanken Worte zu geben weiß, der endlich damit im Aeußern die größte Feinheit und Sicherheit gesellschaftlicher Bildung verbindet, so möchten wohl sehr wenige der jetzt lebenden Tonkünstler ihm gleich kommen, gewiß keiner ihn

übertreffen. Die große Anzahl seiner, zum Theil im Stich erschienenen Compositionen, enthält eine Menge von Instrumentalstücken, besonders für concertirende Instrumente und sehr geübte Spieler berechnet (Concerte. Concertino's, Potpourri's und Harmoniestücke für Pianoforte, Clarinette, Fagott, Horn, Violoncell, Sonaten, Variationen, Polonoisen und Tänze, ein Clarinettquintett und einige Symphonien), mehrere oben genannte Opern, von denen Silvana und Abu-Hassan die bedeutendsten sind, (noch arbeitet der Componist an einer von Fr. Kind gedichteten Oper: die Jägersbraut, und einer Musik zu dem aus dem Französischen bearbeiteten Drama: die Makkabäer) ferner die ebenfalls genannten Cantaten, unter denen die Cantate: Kampf und Sieg, durch Größe, Fülle, Ideen, wie durch glänzende Bearbeitung imponirt, und eine nur 1817 zur Vermählungsfeier der königlich sächs. Prinzessin gearbeitete italienische Cantate, mehrere schöne Concertarien, vierstimmige Gesangstücke, und Lieder zum Clavier (besonders die mit so großem Beifall aufgenommene Liedersammlung: Leier und Schwert, worin man überall den poetischen und declamatorischen Tonsetzer erkennt), endlich sein neustes großes Werk für die Kirche, die gediegene, zum Namenstage des Königs von Sachsen componirte Misse nebst Offertorium, von welcher im leipziger Kunstblatte 1818, St. 93. mit gebührendem Lobe gesprochen worden ist. Vieles Interesse verspricht ein bald zu vollendendes Werk, in welchem dieser geniale Mann seine Ansichten und Erfahrungen unter dem Titel: Künstlerleben, aussprechen wird.

Weber (Gottfried), ein verdienter jetzt lebender Theoretiker in der Musik und praktischer Tonsetzer. Er ist geb. zu Mannheim 1779, bildete sich durch guten Unterricht, so wie durch Anhören fremder Künstler in Wien, München, Cassel, Göttingen und Frankfurt zum ausübenden Musiker und erreichte auf der Flöte und auf dem Violoncell einen bedeutenden Grad von Virtuosität, widmete sich aber späterhin fast vorzugsweise der ästhetischen und technischen Theorie der Musik, wovon er nicht nur in mehrern Aufsätzen der Leipziger musikalischen Zeitung, an welcher er seit 1803 Theil nimmt, und vielen musikalischen Recensionen in den heidelberger Jahrbüchern der Literatur, in der Jen. Lit. Zeitung, sondern auch in einem besondern Werke: Versuch einer geordneten Theorie der Tonsetzkunst zum Selbstunterricht mit Bemerkungen für Gelehrtere, wovon der erste Band die Grammatik der Tonsetzkunst enthält, Mainz 1817. 8, sehr schätzenswerthe Proben abgelegt hat. Er war eine Zeit lang Director der Kirchenmusik und des musikalischen Conservatoriums in Mannheim. Gegenwärtig lebt er als Richter und Mitglied des Theaterausschusses in Mainz. Von seinen Compositionen, welche ein großes Streben nach Einfachheit und declamatorischem Charakter auszeichnet, sind einige neuere Kirchenstücke, mehrere Missen, ein Te Deum 1812, eine Missa funebris oder Requiem den Manen der Sieger bei Leipzig 2c. 1813, beide an mehreren Orten bekannt und mit Beifall aufgeführt worden. Unter den von ihm geschriebenen Gesängen sind 12 vierstimmige Voglern dedicirt, 12 für eine Singstimme mit Guitarrebegleitung, Bonn 1812, Gesänge von Göthe 2c., Lieder von Schiller 2c., vier Hefte einer Leier und Schwert überschriebenen und bekannten Sammlung (mit den unter demselben Titel erschienenen Liedern C. M. v Webers nicht zu verwechseln), und eine achtstimmige fugirte Hymne für die berliner Singakademie (1812). Außerdem hat er eine, dem Capellmeister C. M. v. Weber de-

dicirte, Clavierſonate (Bonn 1811), ein Trio und ein Thema con variazioni für Guitarre und Violoncell, 1807 ꝛc. herausgegeben. Auch hat er den muſikaliſchen Chronometer erfunden, welcher in einem einfachen Faden beſteht, an deſſen unterm Ende eine Bleikugel befeſtigt iſt, und durch mehrere Aufſätze in der muſikaliſchen Zeitung vom Jahr 1813, 1814 und 1815 ſeine einfache Methode, das muſikaliſche Zeitmaß zu bezeichnen, entwickelt.

Wechſelbriefe, Wechſel, Tratten ſind ſchriftliche Anweiſungen, wodurch Foderungen, welche an zwei verſchiedenen Orten in Münze zahlbar ſind, gegen einander vertauſcht oder umgewechſelt werden. Es kommen dabei vor, 1. der Remittent, d. i. der, welcher den Wechſel kauft, um zu zahlen (oder zu remittiren); 2. der Traſſant, d. i. der Verkäufer des Wechſels, der als Gläubiger das Recht hat, ſeinen auswärtigen Schuldner anzuweiſen, die Schuld an die Ordre des Käufers zu bezahlen; 3. der Traſſat, d. i. der, auf welchen der Wechſel geſtellt iſt; da derſelbe durch die Unterſchrift ſeines Namens ſich zur Zahlung bereit erklärt, ſo heißt er auch Acceptant; 4. der Präſentant, d. i. der, welcher die Schuld zu heben angewieſen iſt und deſſen erſtes Geſchäft darin beſteht, den empfangenen Wechſel dem, der ihn bezahlen ſoll, zur Acceptation zu präſentiren. — Indeſſen trifft es ſich oft, daß Jemand an eben dem Orte zu fodern hat, wo er bezahlen ſoll, in dieſem Fall braucht er keinen Wechſel zu kaufen, ſondern wird Remittent und Traſſant zugleich. Auch geſchieht es häufig, daß Jemand von einem Dritten eine Summe borgt und ihm darüber einen Wechſel ausſtellt, der von ihm ſelbſt zahlbar iſt, folglich ſeinen Namen als Acceptant ſelbſt unterſchreibt. Solche Wechſel nennt man trockne oder eigne Wechſel. — Der Remittent wird durch den, von ſeinem Namen im Wechſel befindlichen Zuſatz: an die Ordre, berechtigt, ſein Recht auch an Andre abzutreten. Dies thut er durch die Indoſſation, welche in der Bemerkung auf der Rückſeite des Wechſels: Für mich an die Ordre des ꝛc. beſteht. Auf ſolche Weiſe kann der Wechſel von Hand zu Hand abgetreten werden, welches giriren genannt wird; aber jeder Indoſſant übernimmt dabei auch die Verpflichtung des Traſſanten, für den baaren Werth des Wechſels zu ſtehen. Wer alſo im Ausland zu zahlen hat, kann einen Wechſel kaufen, und dieſen, auf ſeinen Gläubiger indoſſirt, ihm an Zahlungsſtatt ſchicken; wer im Auslande zu fodern hat, kann einen Wechſel ziehen und an ſeinem Wohnort verkaufen. Um nicht auf unbeſtimmte Zeit für den Werth ſeines Wechſels und deſſen Gültigkeit zu ſtehen, wird darin gewöhnlich die Zeit der Zahlung beſtimmt; ſolche Wechſel heißen Datowechſel. Nun iſt aber für ſolche Datowechſel von einem Ort auf den andern eine gewiſſe Zeit gewöhnlich geworden und ſolche auf die gewöhnliche Zeit geſtellte heißen Uſowechſel. Oft gibt es mehrere Uſo von einem Orte auf den andern, ſo daß man auf die kürzere oder längere übliche Friſt ſtellt; wird aber keine Zeit beſtimmt, ſo muß der Traſſant auch unbeſtimmt und ſo lange haften, bis der Wechſel dem Traſſaten zu Geſicht gebracht iſt; ſolche nennt man Sichtwechſel, Wechſel a vista. Um das Giriren der Wechſel zu erleichtern, läßt ſich der Remittent oft zwei oder mehrere Exemplare deſſelben Wechſels geben; das eine, die Prima, ſendet er gerade an den Ort des Traſſaten, um dort von einem Freunde ſie präſentiren zu laſſen; dieſer Freund iſt nicht berechtigt, die Zahlung zu heben, wohl aber allenfalls zur Verfallzeit Sicherſtellung vom acceptirenden Theile zu fodern; das andere Exemplar, die Se-

Verfügungen auf sie keineswegs passen würden. Der Wechselprozeß ist daher auch in den verschiednen Ländern oft verschieden. So kann z. B. bei erhobner Wechselklage gegen den säumigen Wechselschuldner nicht überall mit Arretirung seiner Person verfahren, sondern es muß erst aus seinem Vermögen die Befriedigung des Gläubigers gesucht werden. — Wechselrecht nennt man auch dasjenige Recht, welches Wechselbriefe vor andern Schuldverschreibungen voraus haben. Sich nach Wechselrecht verbindlich machen, heißt daher, sich, bei Nichterfüllung seiner eingegangnen Verbindlichkeiten, derjenigen Strenge unterwerfen, welche das Wechselrecht für den Wechselschuldner festgesetzt hat. Es ist nämlich gewöhnlich, bei Pacht-, Mieth- oder andern Contracten und Verträgen, sich die Zahlung nach Wechselrecht verschreiben zu lassen. Der abgeschlossene Contract wird zwar dadurch kein eigentlicher Wechsel, wohl aber entsteht daraus die Wirkung, daß man gegen den säumigen Zahler nach Wechselrecht verfahren kann. Ungeachtet ein Wechselgläubiger viel Vorzüge vor andern Gläubigern hat, so findet doch bei einem entstehenden Concurs für die Wechselforderung keine Priorität Statt, und die Wechselgläubiger werden in den meisten Ländern den gemeinen Gläubigern gleichgesetzt. — Zu einer gründlichen Kenntniß des Wechselrechts gehört besonders auch die Kenntniß der verschiednen Münzen, ihres Verhältnisses gegen einander, und des sogenannten Wechselcurses, so wie der vorzüglichsten Banken und Wechselplätze. Ein brauchbares Handbuch ist: Grundsätze des Wechselrechts von Püttmann, herausgegeben von Martens, Leipzig, 1805.

Weckherlin (Georg Rudolph), einer der besten ältern deutschen Dichter, ein Zeitgenosse von Opitz, geb. den 15ten Sept. 1584 zu Stuttgart, wo sein Vater Rentkammerrath war. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung, studirte von 1601 an zu Tübingen die Rechte, und machte dann verschiedne Reisen durch Deutschland, Frankreich und England, wobei er sich eine vertraute Bekanntschaft mit der ausländischen Literatur erwarb, die auf die Bildung seines Geistes einen vortheilhaften Einfluß hatte. Er wurde 1610 Secretär des Herzogs Johann Friedrich zu Stuttgart, und scheint da auch das Amt eines Hofpoeten gehabt zu haben, wie sich aus den, zu jener Zeit von ihm herausgegebenen, Beschreibungen verschiedner Hoffeste vermuthen läßt. Als im J. 1620 zu London eine deutsche Kanzlei für die Verhandlungen mit den deutschen Höfen errichtet wurde, erhielt Weckherlin eine Anstellung dabei, wurde von Jacob I. und Carl I. zu verschiednen Sendungen in das Ausland gebraucht und starb 1651 zu London. Seine Gedichte zeugen von einem durch die besten Dichterwerke andrer Nationen genährten und gebildeten Geist. Obgleich sein Beispiel nicht den großen Einfluß auf die neuere deutsche Poesie hatte, wie Opitz (s. d. Art.), so hat es doch zur Verbesserung derselben unstreitig beigetragen. Weckherlin suchte als deutscher Dichter sich eine neue Bahn zu brechen. Seinem feinern Kunstsinne schienen die bis dahin gewöhnlichen Knittelreime der deutschen Dichter zuwider zu seyn, er versuchte daher die von den Italienern, Franzosen und Engländern gebrauchten Sylbenmaße auch im Deutschen anzuwenden; doch wird er hierin von Opitz übertroffen. Weckherlin ist der erste deutsche Dichter, der das Sonett, oder Klinggedicht, wie er es nennt, unter uns eingeführt hat. Er gab zuerst eine kleine Sammlung seiner Gedichte, unter dem Titel: Zwei Büchlein Oden und Gesänge, Stuttgart 1618 heraus. Eine vollständigere Sammlung: Geistliche und weltliche Gedichte, ließ er zu Amsterdam 1641 und eine zweite, viel vermehrte Ausgabe 1648 ebendaselbst

drucken. Unter den geistlichen Gedichten sind auch freie, gelungne Uebersetzungen von 30 Psalmen. Die weltlichen bestehen aus zum Theil ernsthaften Sonetten auf verschiedne berühmte Männer damaliger Zeit, Buhlereien oder Liebgedichten, Epigrammen, Idyllen u. dergl. Sein Klaggedicht auf Gustav Adolphs Tod ist verschiedentlich einzeln abgedruckt worden. Weckherlins Andenken war unter den Deutschen fast ganz vergessen, als es Eschenburg in die: Sammlung auserlesener Stücke der besten deutschen Dichter ꝛc. 3r Bd. Braunschw. 1778, rühmlichst wieder erneuerte. Seitdem sind verschiedne seiner vorzüglichsten Gedichte in mehrere Sammlungen aufgenommen worden.

Weckhrlin (Wilhelm Ludwig), ein nicht unberühmter deutscher Journalist, der Sohn eines Landpredigers zu Bothnang im Würtembergischen, geboren am 7. Juli 1739. Er besuchte das Gymnasium zu Stuttgart und dann die Universität Tübingen, wo er die Rechtswissenschaft studirte. Er ging dann als Hofmeister nach Straßburg, und von da nach Paris. Hier beschäftigte er sich mit der franz. Literatur, besonders mit Voltaire's und Linguets Schriften, und eignete sich den persiflirenden Ton derselben an, wie seine spätern Schriften bewiesen. Er ging dann nach Wien, wo er sich mit Schriftstellerei und Unterricht in Sprachen beschäftigte, sich aber durch seinen Hang zur Satire Feinde machte, und zuletzt durch das witzige, aber muthwillige Buch: Denkwürdigkeiten von Wien (1777) halbjährigen Arrest und Verweisung aus dem Land zuzog. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Regensburg ging er nach Augsburg, wo man ihn als einen geistvollen Mann und guten Gesellschafter schätzte. Aber seine satirische Laune, die sich in einem Pasquille ergoß, war Ursache, daß er sich auch von hier schnell entfernen mußte. Er rächte sich dafür durch das damals viel gelesene Buch: Anselmus Rabiosus Reise durch Deutschland (1778). Er wendete sich hierauf nach Nördlingen, wo er eine politische Zeitung unter dem Titel: Fellefen, schrieb. Auch von hier verwiesen lebte er einige Jahre zu Baldringen, einem fürstlich Wallersteinschen Dorfe unweit Nördlingen. Hier begann er ein periodisches Werk: Chronologen (12 Bde. 1779—83), in welchem man Witz, Laune, Satire, Freimüthigkeit und eine vertraute Bekanntschaft mit der französischen Literatur fand. Er setzte dieses Journal unter den neuen Titeln: das graue Ungeheuer (12 Bde. 1784—87), Hyperboreische Briefe (7 Bändchen, 1788—90) und Paragraphen (3 Bändchen, 1791—92) fort; allein der Beifall der Leser nahm sehr ab, weil Weckhrlin sich erschöpft hatte. Eine Schmähschrift, die er 1788 auf die Reichsstadt Nördlingen drucken ließ, zog ihm einen Arrest zu Hochhaus, einem Wallersteinischen Schlosse, zu. Er verlebte hier vier Jahre, wurde gut behandelt, und setzte seine schriftstellerischen Arbeiten fort. Als Ansbach 1792 unter preußische Hoheit kam, ging er dahin, und erhielt die Erlaubniß, eine politische Zeitung zu schreiben. Ein verdrießlicher Vorfall, der ihm durch den unerwiesenen Verdacht eines Einverständnisses mit den Franzosen verursacht wurde, zog ihm eine Krankheit zu, an welcher er am 24sten November 1792 starb. Weckhrlin besaß mannigfaltige Kenntnisse und eine anziehende Darstellungsgabe. Aber diese Vorzüge wurden durch die Fehler seines Charakters, dessen Hauptzug Unbesonnenheit war, sehr verdunkelt.

Weda ist der Name des Kriegsgottes der alten Friesen. Sie bildeten ihn ab, angethan mit einem kurzen römischen Kriegsrocke, mit Flügeln auf dem Rücken, einem Helme und Federbusche und einem Schilde vor der Brust.

Wedgewood, s. Töpferkunst und Etruria.

Wegelagerung heißt in den Rechten die Handlung, da man auf öffentlichen Straßen im Hinterhalte auf jemand lauert, in der Absicht, ihn zu berauben. Diese Handlung wird als eine Art des Landfriedenbruchs angesehen, und ist daher in den Gesetzen hart verpönt. Geschieht dieses Auflauern nicht aus Raubsucht, sondern aus Rache und um den andern zu beschädigen, so wird es das Vorwarten genannt, und, nach Beschaffenheit der Umstände, geringer als das Wegelagern bestraft. — Als der Stamm der Carolinger nicht mehr über Deutschland herrschte, und die deutschen Stände ihre Regenten selbst wählten, da wurden gegen das Ende des 9ten Jahrhunderts die Befehdungen häufiger, das Ansehen der Gesetze und der richterlichen Gewalt kam immermehr in Verfall, und die öffentliche Sicherheit wurde dadurch besonders gefährdet, daß die Ritter, die in ihren Burgen vom Stegreife, d. h. vom Raube lebten, sich den Reisenden, besonders den Kaufleuten, welche auf die Märkte zogen, in den Weg lagerten (im Hinterhalte auflauerten) und sie beraubten. Der ewige Landfriede (s. d. Art.) machte diesem Unwesen nach und nach ein Ende.

Wehrgeld (Sühn- oder Manngeld) ist eine Geldstrafe, die derjenige, der einen andern, zwar ohne Vorsatz, jedoch nicht ohne allen Vorwurf einiger Nachlässigkeit, getödtet hat, an die Anverwandten des Getödteten, gleichsam als einen Ersatz des Schadens, den sie durch diesen Tod erlitten, zahlen muß. Nach den sächsischen Rechten beträgt es für eine getödtete Mannsperson 20 Thlr., für eine Frauensperson 10 Thlr., wenn es auch gleich nur Kinder sind. Die Benennung kommt wahrscheinlich von dem alten Worte Wehre, Werth, her; Wehrgeld ist demnach der Preis, nach welchem einer in der bürgerlichen Gesellschaft geschätzt ward, und welchen der Mörder desselben an die Verwandten des Getödteten bezahlen mußte. Bei unsern Vorfahren, den alten Deutschen, war nach Tacitus Bericht schon eine Art von Wehrgeld eingeführt. Da das Geld bei ihnen noch selten oder ganz ungewöhnlich war, so wurde der Todschlag mit einer bestimmten Anzahl Rinder und Schafe gebüßt, welche an die Verwandten des Ermordeten gegeben werden mußten. — In Polen hatte der Adel ehemals das Vorrecht, einen Todschlag mit Geld abzukaufen. Aber dieses Vorrecht wurde auf dem Reichstage 1767 aufgehoben.

Weichbild heißt: 1. das zu einer Stadt gehörige Gebiet, bisweilen auch die Stadt selbst mit ihrem Gebiete, gewöhnlich aber die Stadtflur außerhalb der Ringmauern, weil man in ältern Zeiten in Deutschland die Gränzen eines Stadtgebietes durch geweihte Bilder oder Crucifixe zu bezeichnen pflegte. Man hat diese Benennung auch von dem lateinischen Worte vicus, wodurch man bisweilen in Deutschland eine Stadt bezeichnete, und dem Bilde oder Siegel der Stadt, herleiten wollen. 2. Das Stadtrecht, der Inbegriff der Stadtrechte oder Gesetze, die Jurisdiction der Stadt. Alles, was innerhalb eines Stadtgebietes oder Weichbildes Streitiges oder Gewaltthätiges vorfiel, sollte nach den Rechten und Gesetzen jeder Stadt entschieden werden.

Weichsel (poln. Visla, latein. Vistula), ein großer schiffbarer Strom, der im Fürstenthume Teschen, am südlichen Abhange der Carpathen entspringt, in seinem Laufe gegen Osten nach Cracau, dann gegen Nordwesten nach Warschau und Thorn, verschiedne Flüsse aufnimmt, und sich oberhalb Danzig in drei Arme theilt, wovon der eine bei der kleinen Festung Weichselmünde in die Ostsee fällt, die beiden andern

aber — die Nogat und Altweichsel — in das frische Haf gehen. Die Weichsel liefert viele und gute Fische; der größe Vortheil aber, den sie Polen gewährt, ist die bequeme Ausfuhr der Landesproducte, an Getraide, Holz ꝛc., die auf einer großen Anzahl von Schiffen und Flößen jährlich nach Danzig gebracht, und von da weiter ausgeführt werden.

Weichselzopf, eine Krankheit der Haare, die zunächst in Polen einheimisch ist, und darin bereits seit den Einfällen der Tatarn im 13ten Jahrhundert existirt. Die Aerzte sind an Ort und Stelle über die Natur und die eigentlichen Verhältnisse dieser Krankheit keineswegs einig, und die meisten sehen darin nur eine Art von Crisis einer andern Krankheit, die mit der venerischen die meiste Aehnlichkeit zu haben scheint. Andere leiten die ganze Krankheit von der unter den niedern Ständen Polens herrschenden Unsauberkeit, von der Gewohnheit der heißen Kopfbedeckung, von der Meinung daselbst her, daß diese Krankheit der Haare den Ausgang einer andern Krankheit bewirke, und daher durch Wärme, Verhüllung befördert, unterhalten, das Abschneiden sorgfältig vermieden werden müsse. Die neuesten Erfahrungen, die Larrey, der berühmte französische Wundarzt darüber in Polen während des Feldzugs 1806—7 einzog, scheinen darüber folgendes festsetzen zu lassen. Der Weichselzopf ist eine eigne krankhafte Verwirrung der Haare, mit Schmerzen in der Kopfhaut, stinkender Ausdünstung und Anhäufung von Eiter, Ungeziefer, Jauche verbunden die sich meistentheils bei venerischen und scrophulösen Personen in den niedern Ständen Polens vorfindet, und in so fern als die Abscheidung eines fremden Krankheitsstoffes betrachtet werden kann, als der Trieb der Säfte nach dem Kopf sehr groß ist und die schnelle Unterdrückung desselben durch Abschneiden der hitzenden Haare, welche so verdickt sind, um so mehr eine tödtliche Anhäufung in andern Theilen veranlassen würde, je kälter das dortige Clima ist. Larrey schnitt verschiedenen solcher Kranken in einer andern Jahreszeit, als dem Winter, den Weichselzopf ab, und sah nie Nachtheil erfolgen, weil er den Kopf warm bedecken ließ. Er fand stets, daß die Haare an sich unverändert waren, daßaus ihnen selbst beim Abschneiden keine Feuchtigkeit herausdrang, wie man wohl in einigen Schriftstellern lies't; daß auch das Abschneiden keinen Schmerz verursachte. Das Abschneiden der Haare, Reinlichkeit derselben, fleißiges Kämmen verhindert die Krankheit in Polen, wie in allen andern Ländern, und darum sind nur die niedern Stände, besonders aber die Juden damit heimgesucht, wozu nun das Vorurtheil: die sich bildende Verwirrung und Verdickung durch Schweiß, Schmutz ꝛc. zu unterhalten, noch reichlich beiträgt, und die Krankheit nur noch auffallender macht. Im Bart zeigt sich die Krankheit bei den Juden nicht, weil sie diesen sorgfältiger beachten, als die Kopfhaare. Wegen der in Polen herrschenden Unreinlichkeit findet sich selbst unter den Pferden in der Mähne häufig eine Art Weichselzopf. Da lange feine Haare sich leicht verwirren, wenn sie nicht fleißig gekämmt und gewaschen werden, so muß schon dieses, mit warmer Kopfbedeckung verbunden, den Weichselzopf unzähligemal erregen, den dann das Vourtheil nährt und pflegt, bis der ganze Körper dadurch kränklich wird, und man nicht entscheiden kann, was Ursache oder Folge ist. * r

Weigelianer war der Name einer Secte schwärmerischer Mystiker des 17ten Jahrhunderts, die sich vorzüglich in Obersachsen ausbreiteten. Der Stifter der Secte war Valentin Weigel, Pfarrer zu Tschopau im sächsischen Erzgebirge, geb. 1533 zu Großenhain in Sach-

sen, gest. 1588. Weigel war, so viel man von ihm weiß, ein frommer unbescholtner Mann, und beliebter Prediger. Er hatte die Schriften des Theophrastus Paracelsus (s. d. Art.) gelesen, und glaubte, darin viel geheimnisvolle Weisheit gefunden zu haben, die er in seine Erbauungsbücher übertrug. Seine Schriften wurden erst lange nach seinem Tode (1611 — 1621) von dem Cantor Weichert zu Tschopau, zu Halle und Magdeburg herausgegeben, und erregten unter den Theologen viel Aufsehen, vielleicht mehr, als der Gegenstand verdiente. Nur von einigen seiner Schriften mögen hier die Titel stehen: Kirchen- und Hauspostill über die Evangelien; Principal- und Haupttractat von der Gelassenheit; das Büchlein vom Gebet; der güldene Christ, d. i. Anleitung, alle Dinge ohne Irrthum zu erkennen, vielen Hochgelehrten unbekannt, und doch allen Menschen zu wissen nothwendig. Er spricht in diesen Schriften viel vom angebornen innern Lichte, von der Salbung im Menschen, durch welche man unterrichtet werden müsse, weil sonst alles andere Lehren und Unterrichten umsonst sey. Daher nennt er auch die Theologie, die auf Universitäten vorgetragen wird, eine falsche; die wahre bestehe in der Erkenntniß seiner selbst, nämlich, woraus, durch wen und wozu der Mensch geschaffen und geordnet sey. Er behauptete, daß alle Creaturen Ausflüsse des göttlichen Wesens wären. In Ansehung der Lehre von der Dreieinigkeit und von Christo hatte er von dem eigentlichen Lehrbegriff ganz abweichende Meinungen; den Werth des äußerlichen Gottesdienstes setzte er sehr herab, und schilderte die Geistlichen der protestantischen Kirche mit schwarzen Farben. Verschiedene seiner Schriften wurden, auf landesherrlichen Befehl, 1624 zu Chemnitz öffentlich verbrannt. Aber sie waren bereits in verschiedenen Provinzen verbreitet, und hatten ihm eine Menge Anhänger erworben, die unter verschiednen Namen auftraten, und zu langen, bisweilen ärgerlichen Streitigkeiten Anlaß gaben. Zu seinen Anhängern gehörte auch der bekannte görlitzer Schuster, Jacob Böhme; aber mit Unrecht wurde der fromme Johann Arndt (s. d Art.) unter dieselben gerechnet.

Weikard (Melchior Adam), russisch kaiserl. Etatsrath, oranien-nassauischer geheimer Rath, Director des Medicinalwesens zu Fulda, war 1742 zu Römershag im Fuldaischen geboren. In seinem sechsten oder siebenten Jahre wurde durch den Frevel eines andern Jungen, der ihn mit dem Knie so heftig in den Rücken stieß, daß Weikard eine Verschiebung der Rückenwirbel davon erlitt, seine bisher bestandene Gesundheit unterbrochen, und der Grund zu einer bleibenden Kränklichkeit und Verunstaltung seines Körpers gelegt. Dieser unglückliche Vorfall hinderte Weikarden am Lernen, und es gingen beinahe zwei Jahre ungenützt verloren. In Hamelburg genoß er den Schulunterricht, und hier war es auch, wo er den ersten Antrieb zum Studium der Medicin bekam. Er fand nämlich in dem Hause, wo er wohnte, ein Manuscript in lateinischer Sprache über Materia medica, nebst mehreren Apothekerbüchsen, wodurch er bewogen wurde, Materia medica zu studiren und Kräuter einzusammeln. Im J. 1758 kam er nach Würzburg auf die Universität, machte den philosophischen Cursus und ging dann zu den eigentlichen medicinischen Studien über. Siebold und Senf studirten zu gleicher Zeit mit ihm. Die Universität war damals so wenig besucht, daß die Lehrer, ganz entwohnt vom Ertheilen des Unterrichts durch Ermahnungen und Drohungen dazu angetrieben werden mußten. Weikard studirte hier bis in das vierte Jahr, besuchte, da er keine Anleitung zum medicinischen Studium hatte, alle Vorlesungen, welche gehalten wur-

den, ging auch schon im zweiten Jahre seines Studirens täglich zu den Krankenbesuchen im Hospital. Als er Würzburg verließ, hatte er den festen Entschluß gefaßt, nach Wien zu gehen, es unterblieb aber. Im J. 1764 ließ er sich examiniren und die Licenz ertheilen, späterhin aber erst zu Fulda zum Doctor promoviren. Nach geendigten Studien war Weikard in Verlegenheit über sein Unterkommen. Er bewarb sich um das Physikat zu Heidenfeld im Würzburgischen am Main, wo er sich einige Zeit aufhielt, bekam aber dieses nicht, sondern einige Zeit hernach das Physikat der Stadt und des Amtes Brückenau, und wurde besonders für den Curort bei Brückenau bestimmt, der aber damals noch ganz unbedeutend war. Im J. 1770 bekam er unvermuthet das Decret als zweiter Leibarzt vom Fürsten zu Fulda und wurde beordert, eilig dahin abzugehen. Sein Gehalt bestand in 100 Thalern, freier Tafel, etwas Frucht und Holz, wurde jedoch bald etwas erhöht. Nach der Abreise des Leibarztes, der zugleich Professor war, wurde ihm auch zugleich eine Professorstelle mit dem Gehalt von 100 Gulden zu Theil, wozu in der Folge noch 50 Gulden hinzukamen; auch ward er von mehreren gelehrten Gesellschaften zum Mitgliede ernannt. Seine erste Laufbahn in Fulda war voll Sorgen und Kummer, was viel zur Vermehrung seiner Kränklichkeit beitrug und besonders eine krankhaft erhöhte Empfindlichkeit seines Nervensystems begründete, die ihn nie ganz wieder verließ. In dieser Lage schrieb er den philosophischen Arzt, ein Buch, welches ihm in der Folge viele Unannehmlichkeiten zuzog. Es wurde bei 50 Thaler Strafe verboten, und in die Schulen war der Befehl ergangen, daß der Student, welcher den philosophischen Arzt besäße, excludirt werden sollte. Das Buch wurde indessen einigemal neu aufgelegt. — Im J. 1784 trat er, einem Ruf nach Petersburg zu Folge, die Reise nach Rußland an, welche vom 16ten Febr. bis zum 24sten März dauerte. In Petersburg fand er eine eingerichtete Wohnung, 1000 Rubel zur Reise und 2500 Rubel Gehalt als Hofarzt. Die Kaiserin nahm ihn günstig auf, und gab Aufträge, ein Haus für ihn zu kaufen. Er wurde zum Kammermedicus ernannt und konnte bei der Toilette der Kaiserin in die Antichambre gehen, wie der Leibarzt und Leibchirurg. Es fehlte dabei nicht an Verdruß und Kränkung mancherlei Art, welche ihm theils seine Neider, theils seine eigene Heftigkeit und kränkliche Reizbarkeit zuzogen. Von der Kaiserin bekam er 10,000 Rubel zu einem Hause geschenkt. Allmählig wurde ihm dessen ungeachtet das Leben in Rußland sehr verleidet, und der Wunsch, dieses Land wieder verlassen zu können, wurde täglich lebhafter in seiner Seele. Hierzu trugen mehrere Umstände bei, hauptsächlich die übeln Gerüchte, die seine Feinde, deren er täglich mehr bekam, von ihm verbreiteten, und die Cabalen, die immer angelegt wurden, ihn zu stürzen. Vorzüglich wurde er von einigen russischen Aerzten, die eifersüchtig auf seinen ärztlichen Ruf waren, angefeindet; durch sie wurden mehrere falsche Nachrichten über mißlungene Curen in Umlauf gebracht, z. B. wenn irgend eine Person gestorben war, so hieß es, Weikard hat sie in der Cur gehabt u. s. w. Auch seine häuslichen Verhältnisse waren mitunter drückend für ihn, indem seine Dienerschaft ihn bestahl, und durch andere Händel ihm Verdruß erweckte. Hierzu kamen seine Verhältnisse mit Zimmermann in Hannover, an welchem er den wärmsten Freund zu besitzen glaubte und mit dem er im Briefwechsel stand, der jedoch in der Folge mit ihm unzufrieden war. Im J. 1787 kam Weikard mit zu der großen tauriſchen Reise, die ihm jedoch theils durch Gichtschmerzen, theils durch seine Reisegesellschaft verbittert wurde.

Man bat Weihnächt und Neujahrn, da ich die Weihnächt die Christnacht, die andere Weihnächt, die nächtige Zeit zwischen Christ- und Neujahr, und die dritte Weihnächt, die Nacht vor Hl. 3 Kön. verstehe. Die Weihnächt ist eine Zeit, da man sich gern lustig macht, da man Gäste bittet, da man Geschenke macht, da man auf den Tanz geht, da man Comödien spielt, da man Schlitten fährt, da man sich recht freut, u. s. w. so lange hat es Gelten für sich, daß man sich in dieser Zeit recht lustig machen soll, und wer sich nicht lustig machen will, der ist ein Grobian, der ist ein Spielverderber, der ist einer, der seine Leute übernimmt, der ist einer, der seine Freunde, und Bekannten, und Verwandten nicht liebt, der ist ein Geizhals, der ist ein Knicker, der ist ein Knauser, der ist ein Filz, der ist ein Schmutzian, der ist ein Schmutzfink, der ist ein Schmutzhund, der ist ein Schmutzbär, der ist ein Schmutzaff, der ist ein Schmutzochs, der ist ein Schmutzesel, der ist ein Schmutzkerl, der ist ein Schmutzmensch, der ist ein Schmutzvieh, der ist ein Schmutzthier, der ist ein Schmutzding, der ist ein Schmutzgeschöpf, der ist ein Schmutzcreatur, der ist ein Schmutzbestie, der ist ein Schmutzteufel, der ist ein Schmutzhölle, der ist ein Schmutzfeuer, der ist ein Schmutzwasser, der ist ein Schmutzerde, der ist ein Schmutzluft

gensatze gegen die von der Geburt Christi unwürdiglehrenden Manichäer, ein Kirchenfest zum Andenken dieser Begebenheit im vierten Jahrhundert aufkam, und im fünften Jahrhundert für immer auf den 25sten December gelegt wurde, obschon über den Tag, an welchem Christus geboren worden, zuverlässige Nachrichten fehlten. Aus dem Evang. Lucä wußte man, daß diese Geburt zur Nachtzeit geschehen sey und veranstaltete daher Gottesdienste in der hierdurch geweihten Nacht vom 24sten zum 25sten Decbr., woher der Name Weihnachten entstand. Man knüpfte die Gedenktage des Märtyrers Stephanus und des Evangelisten Johannes an Weihnachten an und machte es so zu einem dreitägigen hohen Feste. Es bildet in den heiligen Zeiten des Kirchenjahres einen besondern Abschnitt, dem Weihnachtscyclus, zu dem die Tage vom ersten Adventsonntage bis zum Feste der Erscheinung Christi (6ten Jan.) gehören. Die Sitte, dies Fest durch gegenseitige Freudengeschenke auszuzeichnen, ist allerdings heidnischen Ursprungs und von den Gebräuchen, welche bei den um diese Zeit des Jahrs gefeierten Saturnalien und Tagen des Sonnenfestes üblich waren, abzuleiten, aber durch schöne christliche Deutung längst geheiliget. In der Feier des Weihnachtsfestes stimmen alle christliche Kirchen überein, nur wurde sie in einigen protestantischen Ländern (Preußen und Braunschweig) auf zwei Tage eingeschränkt. E.

Weihwasser wird das in den am Eingange und an schicklichen Orten im Schiff catholischer Kirchen befestigten Weihkesseln oder Becken enthaltene geweihete Wasser genannt, mit dem die Eintretenden sich zu besprengen pflegen. Religiöse Reinigungen vor dem Anfange gottesdienstlicher Handlungen waren und sind bei Juden und Heiden gebräuchlich; denn zum Gebet erfodert die fromme Meinung und Sitte reine Hände. Als Nachbild des ehernen Meeres am jüdischen Tempel wurde seit dem vierten Jahrhunderte auch am Eingange jeder christlichen Kirche ein Wasserbecken angebracht, worin die zur Andacht Eintretenden sich die Hände wuschen, doch erst seit dem sechsten Jahrhundert pflegte man das Wasser dazu besonders zu weihen und Weihwasser zu nennen und dem Gebrauche desselben heiligende, ja wundervolle Kräfte beizumessen, ein Glaube, von dem sich die noch jetzt zu Rom übliche Besprengung der Hausthüre mit Weihwasser an einem bestimmten Festtage herschreibt. Die griechische Kirche hat den, von den Protestanten nicht beibehaltenen, Gebrauch des Weihwassers mit der catholischen gemein. E.

Weimar, ein deutsches Großherzogthum in Obersachsen, welches jetzt aus den Provinzen Weimar, wozu auch der neustädter Kreis gehört, und Eisenach besteht, und auf 67 Q. Meilen, 192,871 Einwohner, in 33 Städten, 19½ Marktflecken und 679 Dörfern und Weilern zählt, und etwa 1½ Mill. Gulden Einkünfte abwirft. — Das regierende großherzogliche Haus stammt von der ernestinischen Linie des sächsischen Hauses ab, und bildet die ältere Linie der Herzoge von Sachsen (s. d. Art.) Es hat die großherzogl. Würde seit 1815 angenommen. Seine Besitzungen machen als Großherzogthum einen deutschen Bundesstaat aus, dessen Beherrscher mit den übrigen Herzogen des ernestinischen Hauses auf der Bundesversammlung die zwölfte Stelle, im Plenum aber eine eigene Stimme hat.

Weimar, das Fürstenthum oder die Provinz, bestand ursprünglich aus einigen um die Stadt her belegnen Aemtern, bis 1690 nach Aussterben der Herzoge von Sachsen-Jena die jenaische Landesportion damit vereinigt wurde. Dadurch erhielt das Land seine Rundung, aber nicht seinen jetzigen Umfang, indem erst im J. 1815 das neuerworbene Tau-

Arbeit von Wiener, Wilhelm, Leipzig, und von Wiener, Friedrich, Leipzig, über Reflexion des Lichtes an Metallen. Diese Arbeiten sind in den Annalen der Physik, Band 49, 1893, veröffentlicht. Ferner hat Wiener, Emil, eine Arbeit über Absorption des Lichtes in Metallen veröffentlicht, welche in den Annalen der Physik, Band 55, 1895, enthalten ist. Diese Arbeiten sind in Gemeinschaft mit Wiener, Otto, ausgeführt worden

und Industrie-Comptoir mit dem geographischen Institute, vielleicht die weitverbreitetste Anstalt in ganz Deutschland, in dem außer dem Oppositionsblatte acht der gelesensten deutschen Journale erscheinen, und des trefflichen Falk Institut für hülfsbedürftige Kinder. Von Industrieanstalten findet man außer einer Metall- und einer Spielkartenfabrik und einigen Stühlen in Wolle wenig; die Einwohner leben meistens von den Ausflüssen des Hofs und der Dicasterien. ½ Stunde von der Stadt liegt auf einem Hügel, wohin eine schöne Allee führt, das Lustschloß Belvedere mit einem weitläuftigen äußerst reizenden Parke, und etwas näher das Dorf Tiefurth mit seinen Anlagen.

Wein, Weine. Bei den vielen verschiedenen, kaum zu merkenden Sorten dieses über die ganze Welt verbreiteten, beliebten geistigen Getränkes kann es hier weniger der Zweck seyn, alle verschiedenen Sorten aufzuzählen, als vielmehr die allgemeinen Vorschriften, nach denen eine Auswahl in Hinsicht auf Stärke, Clima, Gesundheit, Geschmack ꝛc. zu treffen ist, nebst dem, was die Güte desselben überhaupt erkennen läßt, mitzutheilen. In Hinsicht der Güte achtet man beim Wein auf Reinheit und Durchsichtigkeit; rothe französische Weine müssen namentlich im Glase wie ein Rubin durchsichtig, frei von erdigem herben Geschmack seyn. Es darf ein solcher rother Wein nicht dicklich seyn, man muß Feuer auf der Zunge fühlen, ohne doch etwas brennendes zu bemerken. Der Wein wird erst durch die Zeit gut, indem dabei die Gährung des geistigen Wesens um so mehr entwickelt wird, jemehr der Most Zuckerstoff enthält. Junge unausgegohrne Weine berauschen daher leichter, als ältere. Das Alter jeder einzelnen Sorte läßt sich aber keinesweges fest bestimmen. Die deutschen Weine können fast bis in undenkliche Zeiten aufbewahrt werden, und nehmen, gut verwahrt, immerfort an Feuer, aber nicht an Wohlgeschmack zu. Lager von solchen alten „Präsentweinen," wie sie heißen, weil sie durch die Lagerzinsen und das Nachfüllen so kostbar wurden, daß man sie nur bei stattlichen Gelegenheiten zum besten, zu Geschenken gab, fanden sich sonst häufiger, als jetzt. Besonders ist der Wein aus der Rose, einem Rathskeller in Bremen, bekannt, wovon die Bouteille 1000 Thlr. geschätzt wurde, wenn man Zins auf Zins und alle Kosten berechnet. Zum gewöhnlichen Getränke paßt jedoch so ein alter Wein durchaus nicht. Die französischen rothen Weine halten sich gewöhnlich kaum einige Jahre. Die von den besten Jahren behalten ihre Güte doch nicht über ein Lustrum. Die gewöhnlichsten Weine bei uns sind die deutschen, französischen und ungarischen. Die andern laufen mehr als Leckereien, Seltenheiten, Krankenweine, Desertweine u. s. f. mit unter. Die große Menge, in der die erstern wachsen, die Nähe, in der wir sie haben, die mannichfachen Sorten, welche, durchs Alter und das Jahr, wo sie erzeugt wurden, vervielfältigt werden, gewähren bei den dadurch bedingten mäßigen Preißen die größte Auswahl nach dem, was der Geschmack wünscht der Beutel erlaubt, der Gesundheit zusagt. Unter den französischen sind die rothen burgunder Weine in den mannichfachsten Sorten, die champagner und die weißen Franzweine die beliebtesten. Der erstern gibt es ungemein viele Sorten, die sich theils durch Feuer, theils durch Blume oder Geschmack, theils durch Kraft auszeichnen, so daß der schwächste Magen, wie der beste, die Sorte wählen kann, die ihm zusagt, man darunter die geistigsten, wie die schwächsten Weine findet. Die bekanntesten Sorten sind der Vin de Beaume, der im 4ten und 5ten Jahre am besten ist, der Vollney, der de Nuit, de Chambertin, und der Romanée-Conty. Man hat auch

weiße burgunder Sorten, welche von vortrefflichem Geschmacke sind; sie sind jedoch seltener und minder beliebt, minder bekannt. Der Chablis-, der Meursault, der Chevalier-Morachet-Burgunder sind davon die frequentesten Sorten. Die champagner Weine sind wegen des sanften Feuers, das sie schnell durch alle Adern jagen, und wodurch sie den Geist in die heiterste Stimmung versetzen, die aber eben so geschwind entflieht, als sie kam, zu bekannt, um sie näher zu beschreiben. Man hat rothe und weiße Sorten, von beiden sind die Weine, die bei Reims, Sillery, Espernay wachsen, am berühmtesten. Der rothe wird in geringerer Menge gekeltert, weil sich der weiße besser hält. Ueber 3 Jahre hinaus dauert jedoch keiner in voller Güte; dann wird er dicklich und macht einen Niederschlag, der sich beim Einschenken in lange Fäden zieht. Auf große Vorräthe kann man daher nicht denken. Uebrigens wird der Preis dieses Weines dadurch erhöht, daß er sehr leicht die Bouteillen, auf die er, nicht ganz ausgegohren, gefüllt ist, zersprengt, und die so entstandene Erschütterung oft hunderte und tausende ergreift. Man sah daher Keller von 3 bis 4000 Stücken, die in wenigen Stunden vernichtet wurden. Die schwerern französischen rothen und weißen Weine kommen über Bordeaux zu uns. Die Sorten Lasitte du Chateau, la Tour, Chateau margau, Medoc ꝛc., sind die bekanntesten davon, übrigens gibt es noch eine ungemein große Menge anderer Sorten. Die weißen Franz-Bordeauxweine zeichnen sich, was die guten Sorten anbelangt, durch ihr Feuer, ihren gewürzhaften Geschmack und den Mangel an Säure aus, daher sie dem schwächsten Magen meist besser als die Rheinweine zusagen. Das südliche Frankreich erbaut mehrere Sorten süße Weine, wohin vorzüglich der süße Roussillon gehört, der sich wohl 30 Jahr hält, sehr stark und dicklich ist, und darum oft abgefüllt werden muß, wenn er nicht in den Bouteillen ansetzen soll. Wenigstens gilt dies vom rothen Roussillon. Jung ist diese Sorte herbe und widrig. Unter den süßen Languedoeweinen ist der Frontignac als Desertwein und für Damen beliebt. Er berauscht leicht, wird wegen der Süße oft zuwider, und ist oft mit dem Lünel verwechselt, der ihm an Güte auch selten nachgibt. Die Provence liefert vorzüglich die bekannten Muskatsecte. Da Frankreich fast in allen Theilen Wein erzeugt, so versteht es sich, daß es noch außer den genannten fast unzählige Sorten gibt; sie sind uns aber zum Theil kaum dem Namen nach bekannt, zum Theil werden sie im Lande getrunken, zum Theil mit den andern vermischt und verkauft. Es gehört hierhin der Pontak-, der Eremitagewein, und so manche andere Sorten. — Unter den deutschen Weinen sind die Rhein- und Frankenweine die bekanntesten, und wegen ihrer Haltbarkeit und ihrer steigenden Vollkommenheit an Geschmack und Feuer eines der edelsten Erzeugnisse unsers Vaterlandes. Wie bei den französischen gibt es von beiden ungemein viele Sorten, unter denen der Johannisberger, der Nierensteiner, Hochheimer, Rüdesheimer, Laubenheimer von den Rheinweinen, der Stein- und Leistenwein und Würzburger von den Frankenweinen, die beliebtesten sind. Die Frankenweine haben im Ganzen minder Säure, aber auch weniger Feuer, als die Rheinweine, und werden, was die gewöhnlichen Sorten anbelangt, häufig mit den erstern vermischt. Längs der Mosel und dem Neckar wächst ebenfalls ein guter Wein. Die thüringer und meißner Weine haben ihren sonstigen Ruf größtentheils eingebüßt, und die Rebenhügel werden jetzt daselbst meist Kartoffelland. Was Böhmen an Wein erzeugt, wovon der Melnicker am bekanntesten ist, wird im Lande selbst ge-

trunken. Viel dagegen führt, wenn auch nicht gerade nach Deutschland, Ungarn aus, das eben so feurige als wohlschmeckende Sorten hat. Der Tockaier ist der bekannteste, aber seltenste, da er eigentlich gar nicht in den Handel kommt, sondern nur zu Geschenken verwendet wird, in wie fern der Berg dem österreichischen Kaiser eigenthümlich gehört. Nächst ihm ist der Ofner als ein feuriger rother Wein bekannt. Unter den griechischen Weinen ist der von Cypern noch so berühmt, wie zu den Zeiten des Leckermauls Apicius. Von den Schläuchen, worin man ihn an Ort und Stelle, wie schon zu Homers Zeit, bewahrt, hat er einen unangenehmen Nachgeschmack. Der Mallaga, der Alicantewein, der Xeres sind von Spanien aus immer willkommen, aber die echten Sorten theuer und selten, und daher meist Product der Verfälschung, die ihn, so wie den Champagner, fast fabrikmäßig liefert. Im Ganzen sind die spanischen Weine äußerst feurig, leicht berauschend, aber dauernd und mit den Jahren immer besser werdend. Dasselbe gilt von den portugiesischen, unter denen der Portowein der bekannteste ist, der sich jedoch, von den Engländern, so wie der Pontak, allein aufgekauft, zu uns nur seltener verirrt. Dasselbe gilt von den edlen Lacrimis Christi, an des Vesuvs Fuße, von dem Canariensecte, vom Capwein. So viel Wein auch der Erdboden trägt, so fehlt es doch zu sehr daran, um die edlern Sorten zu so billigen Preisen zu schaffen, wie sie von den unbemittelten gezahlt werden könnten, so daß die Gewinnsucht dabei ihre volle Rechnung findet, durch Kunst das dem Scheine nach zu geben, was die Natur allein spenden sollte. Die Weinfabrikation ist in London, Bremen, Hamburg, Stettin ꝛc. ein einträglicher Speculationszweig geworden. So lange die dazu genommenen Stoffe nicht unmittelbar der Gesundheit schaden, mag es seyn; allein leider hat man schon gefunden, daß die verderblichsten Mineralien dazu verwendet wurden. Wie weit diese Betrügereien gehn, ergibt sich daraus, daß allein aus Sachsen von den Heidelbeeren für mehrere 1000 Thaler noch jährlich in jene Gegenden gehn, um rothe französische Weine zu machen, daß der Mallaga an Ort und Stelle mehr kostet, als die meisten Sorten bei uns u. s. w. Jeder Wein, der süßlich und hinterdrein zusammenziehend schmeckt, nach Branntwein riecht, bei kleiner Menge berauscht, Kopfweh macht, auf der Zunge brennt, ist höchst verdächtig. Saure Weine werden oft durch Blei mild gemacht. Man entdeckt dies, wenn von der Hahnemannischen Weinprobe, die die Apotheker officinell haben, 2 Loth mit eben so viel Wein gemischt werden und dieser davon trübe und schwarz wird. Rothe Weine sind der Verfälschung durch Heidelbeeren, Kampeschenholz, Alaun u. s. f. ungemein ausgesetzt, und diese Verfälschungen lassen sich schwer entdecken. Eben so häufig wird ihnen Branntwein zugesetzt, um ihnen Haltbarkeit zu geben. Das Schwefeln der blanken Weine hat auf die Gesundheit nur dann Nachtheil, wenn es in zu hohem Grade geschah. Uebrigens ist der Wein, was die feurigen Sorten anbelangt, nicht als ein gewöhnliches Getränk zu gebrauchen, wenn er nicht die Reizbarkeit abstumpfen, und den Blutumlauf zu sehr beschleunigen, dadurch aber den Grund zu vielen Krankheiten legen soll. Zu Tischweinen sind die franz. rothen Bordeaux- und burgunder Weine solchen, die zur Säure neigen, vorzüglich zu empfehlen. Alte weiße Weine reizen beim Essen zu sehr, und junge zu wenig und machen leicht Säure. *r.

Weinbrenner (Friedrich), großherzogl. badischer Baudirector zu Carlsruhe. Dieser Mann, der sich in der letztern Zeit besonders durch die wohlgelungene Anwendung und Ausführung mehrerer Theaterbaue,

Kirche, Kapelle, Kloster, Spital, Schule, Pfarrhaus, Mesnerhaus, Pfründhaus, Kaplanei, Messnerei, Siechenhaus, Gottesacker, Leichenhaus, Kreuzgang, Kreuzgarten, Kirchhof, Kirchhofmauer, Kirchhofthor, Kirchhofthurm, Kirchhofkapelle, Kirchhofhaus, Kirchhofbrunnen, Kirchhofbaum, Kirchhofgarten, Kirchhofgebäude, Kirchhofgebäude, Kirchhofgebäude

nung der Steinmetzen, die im Münster-Archive daselbst aufbewahrt wird, sind die Meister und Gesellen unterschrieben, die dabei gegenwärtig waren. Auch Unterschriften derer befinden sich hier, die in spätern Jahren der Ordnung beitraten, oder nach dem alten Ausdrucke in die Ordnung empfangen wurden, und unter diesen ist vom Jahre 1468 ein Gesell, Namens Hanns Wynbrener, von Esselingen.

Weingeist nennt man den Liquor, welchen man aus dem Weine durch Destilliren erhält. Er ist farblos, flüchtig und leicht entzündbar. Zuweilen gibt man auch mehrmals abgezogenem Branntwein diesen Namen.

Weinsberg, eine würtembergische Stadt im Neckarkreise mit 2548 Einw., bekannt wegen der Sage, die Bürger in seiner Ballade: die Weiber von Weinsberg, so schön besungen hat. Zwar führt die alte Burg, die jetzt auf einem Berge in ihren Trümmern liegt, noch jetzt den Namen der Weibertreue, indeß ist die ganze Sache nicht viel mehr als ein Mährchen.

Weishaupt (Adam), wurde zu Ingolstadt 1748 geboren, studirte daselbst und erhielt, nachdem er 1768 Doctor der Rechte geworden war, die Stelle eines juristischen Repetenten. Im Jahr 1772 wurde ihm eine außerordentliche Professur der Rechte gegeben und 1775 erhielt er die ordentliche Professur des Natur- und canonischen Rechts; zugleich beehrte ihn der Churfürst von Bayern mit dem Titel eines bayerischen Hofraths. Da er der erste Rechtsgelehrte war, der die Lehrstelle des canonischen Rechts erhielt, welche vorher von Ordensgeistlichen bekleidet wurde, so war es natürlich, daß die Geistlichen ihn anfeindeten, zumal da Weishaupt, ein Zögling der Jesuiten, nach ihrer Aufhebung der bitterste Feind derselben geworden war. — Er trat als ein aufgeklärter Mann mit mehreren guten Köpfen in Verbindung und suchte sie für seinen sogenannten Kosmopolitismus empfänglich zu machen; dabei ging er aber so offen und so schuldlos zu Werke, daß man ihm deßhalb öffentlich nichts anhaben konnte, desto mehr beeiferte sich die Hierarchie und namentlich ihre Trabanten, die Jesuiten, ihn im Geheimen als einen Aufklärer zu schikaniren. Als Rechtsgelehrter erlangte er vielen Ruhm, seine Vorlesungen wurden von Studenten aus allen Facultäten besucht. Er ergriff begierig diese Gelegenheit, seine neue Lehre seinen Zuhörern bekannt zu machen, und so ward sein Hörsaal die Pflanzschule des Kosmopolitismus, wofür er selbst einen Orden, den er den Illuminatenorden nannte, stiftete, von dem er hoffte, daß er einst die Welt regieren sollte. Um so mehr beeiferten sich die Jesuiten, ihm zu schaden; ja es ging so weit, daß man ihm das Bayle'sche Wörterbuch von der Bibliothek unter dem Vorwande verweigerte, daß es ein gottloses und ärgerliches Buch sey. Weishaupt sah sich daher als ein Opfer mönchischer Verfinsterung unter der Regierung Carl Theodors, Churfürsten von Bayern (welcher 1799 den 16. Febr. starb) bewogen, seine Lehrstelle im Februar 1785 niederzulegen und nach Gotha zu gehen, wo er mit dem Titel eines sächs. gothaischen Legationsraths seit 1786 als Privatmann lebte und sich durch Herausgabe mehrerer philosophischen Schriften auszeichnete. Die wichtigsten Schriften von ihm sind: 1. Vollständige Geschichte der Verfolgung der Illuminaten in Bayern, 1r Bd.; 2. System der Illuminaten; 3. Schilderung der Illuminaten; 4. Pythagoras, oder Betrachtung über die geheime Regierungskunst; 5. Materialien zur Beförderung der Welt- und Menschenkunde, eine Zeitschrift in zwei Heften, 1r u. 2r Heft 1809. Um diesen so vielfach verleumdeten Mann näher kennen zu lernen, theilen

wie er sich bewährt zwischen Judenvolk und weltlicher und Christenheit, wie der Verächter der Juden und Christen, der Verächter der Welt, der Herr, der Gott über Barmherzigkeit und Gnade, über Sünde und Ungnade, wie er Fleisch hat, schwer zu sein, als er heißt. Denn er hat sich nicht allein gelassen, sondern hat sich gegeben in die Hände der Sünder, in die Hände der Juden und Heiden, in die Hände der Welt und Sünde und Teufel, Hände und Füße, Augen und Ohren, Mund und Herz, Leib und Seele, Blut und Wasser hat er gegeben. Und wer wollte verachten und hassen das, was Gott gegeben hat? Wer wollte nicht lieben das, was Gott so teuer hat wollen haben? Wer wollte nicht ehren das, was Gott so hoch geehrt hat? Wer wollte nicht dienen dem, dem Gott so gedient hat? Wer wollte nicht helfen dem, dem Gott so geholfen hat? Wer wollte nicht trösten den, den Gott so getröstet hat? Wer wollte nicht leben dem, dem Gott so gelebt hat? Wer wollte nicht sterben dem, dem Gott so gestorben hat? Wer wollte nicht auferstehen dem, dem Gott so auferstanden ist, und sich freuen, daß er so hoch erhöhet ist? Wer wollte nicht Gnade und Barmherzigkeit suchen bei dem, der Gnade und Barmherzigkeit so reichlich gegeben hat? Wer wollte nicht Gutes tun, wo er kann, dem, der so viel Gutes getan hat? Wer wollte nicht Gutes hoffen von dem, der so viel Gutes gegeben

einzelne Fälle angewendet, die Folgen, die Wichtigkeit, den Nutzen gezeigt. — Ihre Untergebenen müssen Arbeiten, lesen, denken, empfinden, handeln. Ueben Sie sich mit ihnen, erwecken Sie ihren Muth. Zeigen Sie ihnen, welchen Vortheil jede ihrer Arbeiten hat. Man arbeitet gern, wenn man Vortheil vor sich sieht, wenn die Sache uns nicht schwer gemacht, wenn die Sache nicht zu trocken, unrichtig, speculativ vorgetragen wird. Sie werden schon finden, wo es Ihren Leuten fehlt; aber Sie müssen Jeden auf eine eigene Art behandeln, um ihnen den Gegenstand anziehend zu machen. Man kann alles mit den Menschen machen, wenn man ihre herrschenden Neigungen zu seinem Vortheile zu nützen versteht. — Die größte Wissenschaft für den Menschen ist Menschenkenntniß. Machen Sie diese vorzüglich Ihren Zöglingen interessant. Ein Mensch, der daran Geschmack findet, ist für uns nicht verloren. Dadurch lernt er die Kunst, Andere zu beurtheilen, zu leiten, und sich selbst so zu betragen, daß Andere gut von ihm urtheilen. Er lernt Klugheit, wird aufmerksam auf sich selbst, und bessert sich. — Fangen Sie mit Ihren Leuten von kleinen Versuchen an; werfen Sie ihnen leichte Fragen im Umgange auf, die dahin abzielen, wie man den Menschen aller Verstellung ungeachtet ausforschen soll. Im Anfange müssen die Fragen leicht seyn, so daß die Beantwortung gleich mündlich geschehen kann. Da Sie sehen, wie viele Mühe es kostet, die Menschen dahin zu bringen, wo man sie erwartet; so versäumen Sie zwar keine Gelegenheit, überall, so viel Sie können, gesunde Grundsätze zu verbreiten, Muth und Entschlossenheit zu erwecken; aber merken Sie sich dabei; man kommt mit der Menge nicht zurecht. Wer Alle ändern will, ändert Niemand. Daher theilen Sie sich in diese Arbeit mit den Mitgliedern dieses Grades an ihrem Orte. Suchen Sie sich einen, zwei, höchstens drei Minervalen aus, bei denen Sie am mehresten Ansehen und Credit haben, denen Sie am mehresten gewachsen sind. Aber diesen schenken Sie alle ihre Mühe und Sorgfalt. Sie haben gewiß etwas Großes gethan, wenn Sie drei gute Menschen in Ihrem Leben gebildet haben. — Sagen Sie es allen Ihren Leuten ohne Scheue und Bedenken, daß der Orden Niemand bittet, einzutreten oder darin zu bleiben. Es ist ihm gleichgültig, ob er wenige oder viele Mitarbeiter hat, ob sie reich oder arm, Fürstensöhne oder Handwerker sind. Hohe und Reiche sucht er am allerwenigsten, denn sie schlagen selten gut ein. Gewöhnlich verhindern sie ihre Glücksumstände und Lagen einzusehen, wie nöthig ein Mensch dem andern sey; und eben darum sind sie selten gute Menschen. Nähren Sie bei Niemand betrügliche Hoffnungen. Versprechen Sie wenig, um viel leisten zu können. Dem Niedergeschlagenen machen Sie Muth; bei dem gar zu Muthigen suchen Sie durch Bedenklichkeiten und Vorstellung der Gefahren das Uebermaß einzuschränken. Im Unglücke soll der vernünftige Mann hoffen, und im Glücke fürchten. Hier haben Sie nun unsern Unterricht, um ein guter und sicherer Führer hoffnungsvoller Menschen zu werden. Vermehren Sie auf diese Art das Heer der Edeln und Auserwählten; und wenn Ihnen je Ihre eigene Glückseligkeit theuer war, so entschließen Sie sich, nach unserer Anleitung mitzuarbeiten, so viele tausend Menschen, die so leicht gut seyn könnten und so gern wollten, der fatalen Nothwendigkeit, böse zu seyn, zu entreißen. Die mehresten sind nur deßwegen böse, weil das Uebergewicht der Bösen alle Macht in Händen hat, Glückliche und Unglückliche zu machen, und weil der Tugend bei diesem sichtbaren Uebergewichte nichts übrig zu seyn scheint, als zu schweigen, zu

dulden, sich zu krümmen, oder wohl gar dem Laster zu fröhnen. Glauben Sie uns, wir wissen es aus Erfahrung. Nehmen Sie dem Laster seine Macht, legen Sie der Tugend dafür jenes so unglückliche Uebergewicht bei, und alle Welt wird gut seyn. Aber das Laster ist nur deßwegen mächtig, weil die Guten zu unthätig sind, oder zu früh, zu gewaltsam etwas unternehmen; weil sie sich trennen, oder trennen lassen; weil sie sich immer mit der Zukunft trösten, ohne eine solche Revolution vorzubereiten; weil die Zeit alles thun soll, und sie sich indessen lieber schmiegen, als thätig gegen das Reich des Lasters seyn wollen." — Er wollte eigentlich die Grundsätze und Einrichtungen, welche der Orden der Jesuiten zur Begründung seiner boshaften Zwecke gebrauchte, zur Erreichung und Verwirklichung des Guten angewendet wissen; dies war wirklich ein gefährliches Wagstück, was auch die Folgezeit bestätigte. Merkwürdig ist vorzüglich das Ritual der Aufnahme in den Illuminatenorden; da dasselbe bei dem Artikel Illuminatenorden nicht mitgetheilt werden konnte, so mag es hier als ein nothwendiger Zusatz beigegeben werden. Wir heben nur das Wichtigste davon heraus und glauben dadurch bis zur Evidenz zu erweisen, daß der Illuminatenorden mit Recht den Namen Illuminatenfreimaurerorden führte; — ferner, daß die Schröderſche Form der Maurerei, wenige Modificationen ausgenommen, ganz aus den Statuten und Ritualen der Illuminaten constituirt worden ist. — Das Noviziat dauerte oft 2 bis 3 Jahre, ehe die Aufnahme in den ersten Grad erfolgte. Der Aufgenommene hieß Minervalis. Die Aufnahme geschah im Beyseyn des Obern, oder des Delegati, des Secretärs und des Recipienten als Pathen des Aufzunehmenden. Das Aufnahmezimmer ward nur von 3 Lampen erleuchtet. Auf dem Tische, um welchen die Deputirten saßen, stand eine Lampe von weißem Glase, zwei andere standen auf ein Paar Consoltischen. Bei seiner Ankunft mußte der Candidat Hut und Degen ablegen, alsdann ward er in ein finsteres Zimmer geführt. Hier blieb er 10 bis 15 Minuten seinem Nachdenken überlassen. Der Obere that sodann zwei Schläge, diese wiederholte der Recipient an der Thüre des Vorbereitungszimmers, ging sodann hinein und befragte den Candidaten um seinen Vorsatz. Beharrte er bei demselben, so führte er ihn in das Initiationszimmer, wo der Initiand sechs Fragen beantworten mußte. Im Namen des Candidaten beantwortete der Recipient diese Fragen und sie wurden dann zu Protocoll genommen. Hierauf mußte der Candidat niederknien und schwören: a) er wolle seine Macht nie zum Nachtheile des allgemeinen Besten, sondern gegen die Feinde des menschlichen Geschlechts anwenden; b) den Obern treu und gehorsam seyn; c) das Beste des Ordens als sein eigenes ansehen; d) sich widrigenfalls allen Ahndungen und Strafen unterwerfen; e) den Angelegenheiten des Ordens seinen Privatvortheil aufopfern; f) Freunde und Feinde des Ordens als seine eignen ansehen, sich aber an letztern nicht rächen. Dies alles unter der Betheuerung: so wahr mir Gott helfe; dann unterschrieb er das Protokoll und ward in der Erkenntnißart unterrichtet. Die Kennzeichen, die er erhielt, waren folgende. Man hielt die Hand über die Augen, als würde man von dem Lichte geblendet. Man nahm die Hand des Bruders und drückte dreimal leise mit dem kleinen Finger darauf; das war der Griff; das erstere das Zeichen. Das Wort war der Name eines Ortes oder eines Mannes; diese Parole wurde jährlich zweimal verändert. — Einige Zeit nach der Aufnahme wurde der Minervalis in die Introductionslogen geführt. Die Einrichtung war wie die in der Aufnahmeloge, mit dem Unterschiede, daß hier eine gemahlte Pyramide in

der Mitte des Zimmers lag, und das Bild der Pallas hinter dem Sitze des Obern angebracht war. Nach wiederholtem Schwur hing ihm der Quästor das Ordensband nebst dem Zeichen um. Letzteres bestand in einem Medaillon von vergoldetem Metalle, worauf eine Eule zu sehen war, die ein Buch in den Klauen hielt. Auf dem Buche standen die Buchstaben: p. M. C. V. per me oooci vident (durch mich sehen die Blinden); dies war das Motto dieses Grades. Einige Freimaurerlogen haben den Namen Minerva bald als Haupt-, bald als Beiname angenommen, wahrscheinlich aus gleichen Gründen!!! Im dritten Grade (Illuminatus major) hatte man zweierlei Logen; nämlich Arbeitslogen und Receptionslogen. In den Arbeitslogen rufte man dem neuen Bruder zu: nosce te ipsum, erkenne dich selbst; die übrigen Brüder wiederholten und steigerten den Zuruf: ex te nosce alios, Selbstkenntniß führt zur wahren Menschenkenntniß. — Bei der Aufnahme in den 4ten Grad (illuminatus dirigens) war das Zimmer grün ausgeschlagen, ansehnlich verziert und erleuchtet. Der Präfect, mit Stiefeln und Sporen bekleidet, saß unter einem Thronhimmel. Er trug die Ritterschürze mit dem grünen Kreuze, den Ordensstern auf der linken Brust, über der rechten Schulter den Andreasorden. — Alle übrigen Ritter waren auf gleiche Art gekleidet; alle trugen Degen, die Beamten Federbüsche. Außer dem Präfect mußten wenigstens 6 Ritter im Capitel seyn, aber nie über 12. Der Priester ward nicht mitgerechnet. Zur Rechten des Präfects stand der Schwertträger mit dem Ordensschwert; zur Linken der Ceremonienmeister mit dem Stabe und dem Ritualbuche. Ueber dem Haupte des Präfects brannte der flammende Stern. In der Mitte stand ein Tisch mit 4 Leuchtern, ein Schreibzeug und die Insignien des Aufzunehmenden. Zu beiden Seiten saßen der Kanzler und Schatzmeister; am Ende des Zimmers die beiden Aufseher. Wenn der Präfect mit einem Ritter sprach, mußte derselbe aufstehen und den Degen ziehen; nach geendigter Rede steckte er ihn wieder ein — der Priester des Ordens saß ohne Ehrenzeichen, mit entblößtem Haupte, weiß gekleidet, dem Throne rechter Hand vorwärts. Dienende Brüder durften nicht in das Capitel kommen. Nach Eröffnung der Loge erschien der Candidat in Stiefeln und Sporen mit dem Degen an der Seite und dem Hut auf dem Kopfe. Der Ceremonienmeister kam mit dem Stabe ins Vorbereitungszimmer, nahm ihm den Degen ab, ließ ihn nach altem schottischen Gebrauche die Hände waschen und führte ihn sodann bei der Hand an die Thür des Capitels, wo er viermal anklopfte. Nach einigen Fragen ließ ihn der Meister nebst dem Candidaten hereintreten, und hielt eine Rede an ihn, worin er ihn glücklich pries, daß er mit der unbekannten heiligen Legion in Verbindung trete, ihn im voraus segnete, wenn er den Erwartungen des Ordens entspräche, und ihm fluchte, wenn er etwa den Orden in diesen Erwartungen täuschen sollte. Hierauf ließ er ihn den Eid ablegen. Das Ordenszeichen war das Andreaskreuz. Die schottischen Meister trugen es zum Andenken des Mannes, welcher das Opfer seiner Grundsätze ward. Das Meisterwort war Jehovah; die schottischen Ritter gaben vor, dessen Bedeutung zu kennen. — Sehr charakteristisch sind auch die Erklärungen, welche dem Aufgenommenen von einigen Symbolen gegeben wurden. Die 7 Stufen bildeten (nach der Erklärung der Illuminaten) die 7 untergeordneten Naturkräfte, die man kennen muß, um für den höchsten Unterricht empfänglich zu seyn. — Der rohe Stein stellt den ungeläuterten Geist des Menschen vor. Der flammende Stern stellt das Land und das Leben des Universums vor; in

bestimmte Orte und Stände gebundnen Orakel, die in dem Religionswesen der alten Völker geheimnißvolle, hierarchische Anstalten waren und, wenn auch meist zufällig entstanden, doch mit unverkennbarer Absichtlichkeit geleitet und zu politischen Zwecken gebraucht wurden (vergl. d. Art. Orakel). Unter den Hebräern trieben Orakel in diesem Sinne, wie das der Todtenbeschwörerin zu Endor, ihr Wesen im Dunkeln und ohne öffentliche Anerkennung, welche nur den, unter dem Namen der Propheten (s. d. Art.) bekannten, gottbegeisterten Lehrern und Sehern zu Theil ward. Daß sie nicht nur die Zeiten der Herrschaft des Christenthums in allgemeinen Merkmalen, sondern auch specielle Umstände des Lebens und der Schicksale Jesu vermöge göttlicher Offenbarungen geweissagt haben, wird wegen der unverkennbaren Uebereinstimmung der im neuen Testamente erzählten Thatsachen mit ihren Prophezeiungen und weil Jesus sich ausdrücklich auf diese bezogen hat, von den Christen geglaubt. Die wenigen Weissagungen Jesu selbst hat der Erfolg bestätigt. Unter die Vorzüge, mit denen der heilige Geist die ersten Lehrer des Christenthums ausstatten sollte, gehörte auch die Gabe der Weissagung; von den Proben derselben ist jedoch sehr wenig Zuverlässiges bekannt und nie waren die Christen völlig einverstanden, in welchem Sinne und welcher Beziehung der prophetische Inhalt der Offenbarung Johannis aufzufassen sey. Das Christenthum berechtigt, seit die Periode seiner Stiftung vorüber ist, keinen mehr, Aufschlüsse über die Zukunft durch göttliche Eingebung zu erwarten oder vorzugeben und seine Lehren verweisen in Rücksicht zukünftiger Begebenheiten zu ruhigem Vertrauen auf die allwaltende Regierung Gottes. Hierdurch hat nicht nur das auch später oft versuchte Weissagen, sondern auch die alte Wahrsagerkunst, die sich durch Auslegen angeblicher Vorbedeutungen und Deuten willkürlich gewählter Zeichen auf künftige Ereignisse, welche mit ihnen nach der Erfahrung in keinem ursächlichen Zusammenhange stehen, geltend machte, den öffentlichen Credit verloren. Das Prophezeien ist daher unter den Christen ein der kirchlichen und bürgerlichen Anerkennung ermangelndes Geschäft, das von Schwärmern, Gauklern und Zigeunern zur heimlichen Befriedigung der Wundersüchtigen und Leichtgläubigen auf eigene Hand getrieben wird. Mit diesem verbotenen, in großen Städten und auf dem Lande noch jetzt belohnenden Gewerbe, dessen ganzes Geheimniß theils auf Menschenkenntniß und schlauer Benutzung individueller Schwächen, theils auf frecher Betrügerei und Mystification beruht, darf weder das gewissen Individuen eigne, noch nicht genügend erklärte Ahnungsvermögen (s. d. Art. Ahnung), noch das krankhafte Vorhersehen der Desorganisirten (s. d. Art. Magnetismus), noch die Sehergabe der Weisen verwechselt werden, welche im Vergangnen und Gegenwärtigen die Keime des Zukünftigen erblicken und durch Schlüsse nach der Analogie die bevorstehende Gestaltung der öffentlichen Angelegenheiten, wie das künftige Schicksal der Einzelnen, mit ziemlicher Sicherheit vorherzusagen wissen. An solchen, auch in unsern Zeiten oft gehörten, bisweilen eingetroffenen und, wenn sie mit Bescheidenheit vorgetragen werden, stets bedingten, aber eben darum nicht eigentlichen Weissagungen ist übrigens nichts absolut Wunderbares, und nur der Mangel an Nachdenken und Aufmerksamkeit auf den Zusammenhang der menschlichen Angelegenheiten macht den großen Haufen staunen, wo ein geschärfter Blick weiter sieht, als die immer Blinden. E.

Weiße (Christian Felix), Kreissteuereinnehmer zu Leipzig, ein Name, der, so weit die deutsche Sprache reicht, noch lange mit Achtung ge-

Vol. 1.

Mr. Hind, in a letter to the Secretary, dated Regent's Park, Nov. 13, 1833, says:—

"I have the pleasure to announce the discovery of a new planet, which I found this morning at 3h 45m mean time. It is of the 9th magnitude, and has a slow motion in right ascension. Its place was determined by a comparison with the following stars:—

	Mean Time	Right Ascension	Declination
Planet	3h 45m	2h 28m 20.5s	15° 29′ 30″
Lalande 5077	3 45	2 28 20.5	15 29 30
Lalande 5078	3 45	2 28 20.5	15 29 30

ihn, um durch seine Empfehlung Erzieher der Jugend zu erhalten. Auch das Verdienst hat Weiße, auf diese Art zur Bildung der Jugend beigetragen, und das Glück manches jungen Mannes befördert zu haben. Diese Verbindungen veranlaßten eine ausgebreitete Correspondenz, die nur ein Mann von seiner Thätigkeit unterhalten konnte. Diese Thätigkeit wurde nur erst gegen das Ende seines Lebens durch Kränklichkeit gehemmt. Er starb am 16. Dec. 1804. Leipzigs Einwohner ehrten sein Andenken durch ein sehr feierliches Leichenbegängniß. Weiße war ein heitrer, edler, wohlwollender Mann, der in jeder Rücksicht die Achtung, die ihm von allen Seiten zu Theil wurde, verdientz. Er hat sich selbst mit vieler Aufrichtigkeit geschildert in der: Selbstbiographie, herausgegeben von C. F. Weiße und S. G. Frisch, Leipzig, 1806.

Weisthümer, in unsrer Schriftsprache jetzt wenig mehr gebraucht, bedeutete sonst die Entscheidungen eines Richters. So auch ein Gericht selbst, weil darin das Recht gleichsam gewiesen wird. In dieser Bedeutung gebrauchte es insbesondere Leonhard Wächter in den Sagen der Vorzeit wieder, wo er spricht: „Schon seit zwei Jahren ist von Euch kein Landtag ausgeschrieben, sind die Weisthümer nicht gehegt, welche dem Unterthanen kundig machen sollen, was er von seinem Fürsten zu erhalten, was er ihm zu leisten hat.“ Hin und wieder bezeichneten einige Schriftsteller auch das gesammte Wissen mit diesem Worte.

Weitsichtigkeit. So wie bei der Kurzsichtigkeit (s. d. Art.) die Gegenstände dem Auge ziemlich nahe gebracht werden müssen, um gesehen und erkannt zu werden, weil die Hornhaut zu convex ist und die Strahlen zu früh gebrochen werden, wenn der Gegenstand entfernt ist, mithin kein Bild daraus entsteht: so ist bei der Weitsichtigkeit der entgegengesetzte Fehler da. Wer daran leidet, sieht nur entfernte Gegenstände deutlich und muß die nähern, um sie zu erkennen, entfernen. Gewöhnlich ist das Auge hier in der Hornhaut oder der Crystalllinse zu wenig gewölbt, was meistentheils wiederum Folge verminderter Feuchtigkeit ist. Aus diesem Grunde pflegt die Weitsichtigkeit meistentheils eine Begleiterin des Alters zu seyn, weil da die Säfte weniger werden. Indessen thut auch die Gewohnheit hierbei sehr viel. Landleute, Jäger, Hirten, sind fast alle weitsichtig, weil sie ihr Auge beständig im Freien üben, dagegen können sie aus dem entgegengesetzten Grunde nichts in der Nähe lesen. Aus dem entgegengesetzten Grunde findet man selten weitsichtige jüngere Gelehrte, Künstler und überhaupt Städter, und darum ist Kurzsichtigkeit ein viel gewöhnlicheres Uebel, als Weitsichtigkeit. Abgeholfen wird ihr durch eine convexgeschliffene Brille, deren Convexität dem Grade der Weitsichtigkeit entspricht. Eine Sache, die das Gefühl am sichersten entscheidet. Personen, welche durch die Operation des grauen Staars die Linse verloren, werden allemal auf dem operirten Auge weitsichtig und bedürfen dann hier eines convexen Glases. D. B.

Welfen oder Guelphen war der Name einer berühmten Dynastie, die im 11ten Jahrhundert aus Italien nach Deutschland verpflanzt, eine Zeit lang über einige der schönsten deutschen Provinzen herrschte, und in den beiden Linien des Hauses Braunschweig, der königlichen und herzoglichen, noch fortblüht. Das Andenken an diesen alten berühmten Namen ist durch die Stiftung des königlich hannöverschen Guelphenordens (s. d. Art. Hannover) erneuert worden. Mit dem Namen Welfen bezeichnete man aber auch im Mittelalter eine mächtige Partei, die sich in Deutschland, dann aber vorzüglich in Italien, den Unternehmungen der Kaiser und den Anhängern derselben, den Gi-

the sanctuary, and not the true tabernacle, which the Lord pitched, and not man. 3 For every high priest is ordained to offer gifts and sacrifices: wherefore it is of necessity that this man have somewhat also to offer. 4 For if he were on earth, he should not be a priest, seeing that there are priests that offer gifts according to the law: 5 who serve unto the copy and shadow of the heavenly things, even as Moses is warned of God when he is about to make the tabernacle: for, See, saith he, that thou make all things according to the pattern that was shewed thee in the mount. 6 But now hath he obtained a more excellent ministry, by how much also he is the mediator of a better covenant, which hath been enacted upon better promises. 7 For if that first covenant had been faultless, then would no place have been sought for a second. 8 For finding fault with them, he saith,

Behold, the days come, saith the Lord,
When I will make a new covenant with the house of Israel and with the house of Judah:
9 Not according to the covenant that I made with their fathers
In the day when I took them by the hand to lead them forth out of the land of Egypt;
For they continued not in my covenant,
And I regarded them not, saith the Lord.
10 For this is the covenant that I will make with the house of Israel
After those days, saith the Lord;
I will put my laws into their mind,
And on their heart also will I write them:
And I will be to them a God,
And they shall be to me a people:
11 And they shall not teach every man his fellow citizen,
And every man his brother, saying, Know the Lord:
For all shall know me,
From the least of them unto the greatest of them.
12 For I will be merciful to their unrighteousness,
And their sins and their iniquities will I remember no more.

13 In that he saith, A new covenant, he hath made the first old. Now that which decayeth and waxeth old is nigh unto vanishing away.

9 Even the first had ordinances of divine service, and the sanctuary, a worldly sanctuary. 2 For there was a tabernacle prepared, the first, wherein were the candlestick, and the table, and the shewbread; which is called the holy place. 3 And after the second veil, a tabernacle which is called the holy of holies; 4 having a golden censer, and the ark of the covenant overlaid round about with gold, wherein was a golden pot that had the manna, and Aaron's rod that budded, and the tables of the covenant; 5 and above it cherubim of glory overshadowing the mercy seat; of which things we cannot now speak severally. 6 Now these things having been thus prepared, the priests go in continually into the first tabernacle, accomplishing the services; 7 but into the second the high priest alone, once in the year, not without blood, which he offereth for himself, and for the errors of the people: 8 the Holy Ghost this signifying, that the way into the holy place hath not yet been made manifest, while as the first tabernacle is yet standing: 9 which is a parable for the time now present, according to which are offered both gifts and sacrifices that cannot make him that doeth the service perfect, as pertaining to the conscience, 10 seeing it is only (with meats and drinks, and divers washings) carnal ordinances, imposed until a time of reformation.

11 But Christ having come a high priest of the good things to come, through the greater and more perfect tabernacle, not made with hands, that is to say, not of this creation; 12 neither through the blood of goats and calves, but through his own blood, entered in once for all into the holy place, having obtained eternal redemption. 13 For if the blood of goats and bulls, and the ashes of a heifer sprinkling the unclean, sanctify unto the purifying of the flesh: 14 how much more shall the blood of Christ, who through the eternal Spirit offered himself without blemish unto God, purify your conscience from dead works to serve the living God?

15 And for this cause he is the mediator of a new covenant, that a death having come for the redemption of the transgressions that were under the first covenant, they that have been called may receive the promise of the eternal inheritance. 16 For where a testament is, there must of necessity be the death of him that made it. 17 For a testament is of force where there hath been death: for doth it ever avail while he that made it liveth? 18 Wherefore even the first covenant hath not been dedicated without blood. 19 For when every commandment had been spoken by Moses unto all the people according to the law, he took the blood of the calves and the goats, with water, and scarlet wool, and hyssop, and sprinkled both the book itself and all the people, 20 saying, This is the blood of the covenant which God hath enjoined unto you. 21 And the tabernacle also, and all the vessels of the ministry, he sprinkled in like manner with the blood. 22 And almost all things are by the law cleansed with blood, and apart from shedding of blood there is no remission.

23 It was therefore necessary that the copies of the things in the heavens should be cleansed with these; but the heavenly things themselves with better sacrifices than these. 24 For Christ entered not into a holy place made with hands, a copy of the true; but into heaven itself, now to appear before the face of God for us: 25 nor yet that he should offer himself often, as the high priest entereth into the holy place year by year with blood not his own; 26 else must he often have suffered since the foundation of the world: but now once at the end of the ages hath he been manifested to put away sin by the sacrifice of himself. 27 And inasmuch as it is appointed unto men once to die, but after this judgment; 28 so Christ also, having been once offered to bear the sins of many, shall appear a second time, apart from sin, to them that wait for him, unto salvation.

10 For the law having a shadow of the good things to come, not the very image of the things, can never with the same sacrifices which they offer continually year by year make perfect them that draw nigh. 2 Else would they not have ceased to be offered, because the worshippers, having been once purified, would have had no more consciousness of sins? 3 But in those sacrifices there is a remembrance of sins year by year. 4 For it is impossible that the blood of bulls and goats should take away sins.

5 Wherefore when he cometh into the world, he saith,

Sacrifice and offering thou wouldest not,
But a body didst thou prepare for me:
6 In whole burnt offerings and sacrifices for sin thou hadst no pleasure.
7 Then said I, Lo, I am come
(In the roll of the book it is written of me)
To do thy will, O God.

8 Saying above, Sacrifices and offerings and whole burnt offerings and sacrifices for sin thou wouldest not, neither hadst pleasure therein (which are offered according to the law), 9 then hath he said, Lo, I am come to do thy will. He taketh away the first, that he may establish the second. 10 By the which will we have been sanctified through the offering of the body of Jesus Christ once for all.

11 And every priest indeed standeth day by day ministering and offering often times the same sacrifices, which can never take away sins: 12 but he, when he had offered one sacrifice for sins for ever, sat down on the right hand of God; 13 henceforth waiting till his enemies be made the footstool of his feet. 14 For by one offering he hath perfected for ever them that are sanctified. 15 And the Holy Ghost also beareth witness to us: for after he hath said before,

16 This is the covenant that I will make with them
After those days, saith the Lord;
I will put my laws upon their heart,
And upon their mind also will I write them:

17 he saith also,

And their sins and their iniquities will I remember no more.

18 Now where remission of these is, there is no more offering for sin.

19 Having therefore, brethren, boldness to enter into the holy place by the blood of Jesus, 20 by the way which he dedicated for us, a new and living way, through the veil, that is to say, his flesh, 21 and having a great priest over the house of God; 22 let us draw near with a true heart in fulness of faith, having our hearts sprinkled from an evil conscience and our body washed with pure water. 23 Let us hold fast the confession of our hope that it waver not; for he is faithful that promised: 24 and let us consider one another to provoke unto love and good works: 25 not forsaking our own assembling together, as the custom of some is, but exhorting one another: and so much the more as ye see the day drawing nigh.

26 For if we sin wilfully after that we have received the knowledge of the truth, there remaineth no more a sacrifice for sins, 27 but a certain fearful expectation of judgment, and a fierceness of fire which shall devour the adversaries. 28 A man that hath set at nought Moses' law dieth without compassion on the word of two or three witnesses: 29 of how much worse punishment, think ye, shall he be judged worthy, who hath trodden under foot the Son of God, and hath counted the blood of the covenant wherewith he was sanctified a common thing, and hath done despite unto the Spirit of grace? 30 For we know him that said, Vengeance belongeth unto me, I will recompense. And again, The Lord shall judge his people. 31 It is a fearful thing to fall into the hands of the living God.

32 But call to remembrance the former days, in which, after ye were enlightened, ye endured a great conflict of sufferings; 33 partly, while ye were made a gazingstock both by reproaches and afflictions; and partly, while ye became partakers with them that were so used. 34 For ye had compassion on them that were in bonds, and took joyfully the spoiling of your possessions, knowing that ye have for yourselves a better possession and an abiding one. 35 Cast not away therefore your boldness, which hath great recompense of reward. 36 For ye have need of patience, that, having done the will of God, ye may receive the promise. 37 For yet a little while,

He that cometh shall come, and shall not tarry.
38 But my righteous one shall live by faith:
And if he shrink back, my soul hath no pleasure in him.

39 But we are not of them that shrink back unto perdition; but of them that have faith unto the saving of the soul.

11 Now faith is the assurance of things hoped for, the proving of things not seen. 2 For therein the elders had the witness borne to them. 3 By faith we understand that the worlds have been framed by the word of God, so that what is seen hath not been made of things which do appear.

4 By faith Abel offered unto God a more excellent sacrifice than Cain, through which he obtained the witness that he was righteous, God bearing witness in respect of his gifts: and through it he being dead yet speaketh. 5 By faith Enoch was translated that he should not see death; and he was not found, because God translated him: for before his translation he hath had the witness borne to him that he had pleased God. 6 And without faith it is impossible to please him well: for he that cometh to God must believe that he is, and that he becometh a rewarder to them that diligently seek him. 7 By faith Noah, being warned of God concerning things not seen as yet, moved with godly fear, prepared an ark for the saving of his house; through the which he condemned the world, and became heir of the righteousness which is according to faith.

8 By faith Abraham, when he was called, obeyed to go out into a place which he should receive for an inheritance; and he went out, not knowing whither he went. 9 By faith he sojourned in the land of promise, as in a land not his own, dwelling in tents with Isaac and Jacob, the fellow heirs of the same promise: 10 for he looked for the city which hath the foundations, whose builder and maker is God. 11 By faith even Sarah herself received power to conceive seed when she was past the time, since she counted him faithful who had promised: 12 wherefore also there sprang even from one, and him as good as dead, so many as the stars of the heaven in multitude, and as the sand which is by the sea shore innumerable.

13 These all died according to faith, not having received the promises, but having seen them and greeted them from afar, and having confessed that they were strangers and sojourners on the earth. 14 For they that say such things make it manifest that they seek after a country of their own. 15 And if indeed they had been mindful of that country from which they went out, they would have had opportunity to return. 16 But now they desire a better country, that is, a heavenly: wherefore God is not ashamed of them, to be called their God: for he hath prepared for them a city.

17 By faith Abraham, when he was tried, offered up Isaac: yea, he that had gladly received the promises was offering up his only begotten son; 18 even he to whom it was said, In Isaac shall a seed be called unto thee: 19 he accounting that God is able to raise up, even from the dead; from whence he did also in a parable receive him back. 20 By faith Isaac blessed Jacob and Esau concerning things to come. 21 By faith Jacob, when he was dying, blessed each of the sons of Joseph; and worshipped, leaning upon the top of his staff. 22 By faith Joseph, when he was dying, made mention of the departing of the children of Israel; and gave commandment concerning his bones.

23 By faith Moses, when he was born, was hid three months of his parents, because they saw he was a goodly child; and they were not afraid of the king's edict. 24 By faith Moses, when he was grown up, refused to be called the son of Pharaoh's daughter; 25 choosing rather to suffer affliction with the people of God, than to enjoy the pleasures of sin for a season; 26 accounting the reproach of Christ greater riches than the treasures in Egypt: for he had respect unto the recompense of reward. 27 By faith he forsook Egypt, not fearing the wrath of the king: for he endured, as seeing him who is unseen. 28 By faith he kept the passover, and the sprinkling of the blood, that he who destroyed the firstborn should not touch them. 29 By faith they passed through the Red Sea as by dry land: which the Egyptians assaying to do were drowned. 30 By faith the walls of Jericho fell down, after they had been compassed about seven days. 31 By faith Rahab the harlot perished not with them that were disobedient, when she had received the spies with peace.

32 And what more shall I say? for the time will fail me if I tell of Gideon, and Barak, and Samson, and Jephthah; of David and Samuel and the prophets: 33 who through faith subdued kingdoms, wrought righteousness, obtained promises, stopped the mouths of lions, 34 quenched the violence of fire, escaped the edge of the sword, were made strong out of weakness, waxed mighty in war, turned to flight armies of aliens. 35 Women received their dead raised to life again: others were tortured, not accepting their deliverance; that they might obtain a better resurrection: 36 and others had trial of mockings and scourgings, yea moreover of bonds and imprisonment: 37 they were stoned, they were sawn asunder, were tempted, were slain with the sword: they went about in sheepskins, in goatskins; being destitute, afflicted, evil entreated; 38 (of whom the world was not worthy:) they wandered in deserts, and mountains, and caves, and the holes of the earth. 39 And these all, having had the witness borne to them through their faith, received not the promise, 40 God having provided some better thing concerning us, that apart from us they should not be made perfect.

12 Wherefore seeing we also are compassed about with so great a cloud of witnesses, let us lay aside every weight, and the sin which doth so easily beset us, and let us run with patience the race that is set before us, 2 looking unto Jesus the author and perfecter of faith, who for the joy that was set before him endured the cross, despising shame, and hath sat down at the right hand of the throne of God. 3 For consider him that hath endured such gainsaying of sinners against themselves, that ye wax not weary, fainting in your minds. 4 Ye have not yet resisted unto blood, striving against sin: 5 and ye have forgotten the exhortation which reasoneth with you as with sons,

My son, regard not lightly the chastening of the Lord,
Nor faint when thou art reproved of him:
6 For whom the Lord loveth he chasteneth,
And scourgeth every son whom he receiveth.

7 It is for chastening that ye endure; God dealeth with you as with sons; for what son is there whom his father chasteneth not? 8 But if ye are without chastening, whereof all have become partakers, then are ye bastards, and not sons. 9 Furthermore we had the fathers of our flesh to chasten us, and we gave them reverence: shall we not much rather be in subjection unto the Father of spirits, and live? 10 For they indeed for a few days chastened us as seemed good to them; but he for our profit, that we may be partakers of his holiness. 11 Now no chastening for the present seemeth to be joyous, but grievous: yet afterward it yieldeth peaceable fruit unto them that have been exercised thereby, even the fruit of righteousness.

12 Wherefore lift up the hands that hang down, and the palsied knees; 13 and make straight paths for your feet, that that which is lame may not be turned out of the way, but rather be healed. 14 Follow after peace with all men, and the sanctification without which no man shall see the Lord: 15 looking carefully lest there be any man that falleth back from the grace of God; lest any root of bitterness springing up trouble you, and thereby the many be defiled; 16 lest there be any fornicator, or profane person, as Esau, who for one morsel of meat sold his own birthright. 17 For ye know that even when afterward he was desirous to inherit the blessing, he was rejected: for he found no place of repentance, though he sought it diligently with tears.

18 For ye are not come unto a mount that might be touched, and that burned with fire, and unto blackness, and darkness, and tempest, 19 and the sound of a trumpet, and the voice of words, which voice they that heard entreated that no word more should be spoken unto them: 20 for they could not endure that which was enjoined, If even a beast shall touch the mount, it shall be stoned, or shot through with a dart: 21 and so fearful was the appearance, that Moses said, I exceedingly fear and quake: 22 but ye are come unto mount Zion, and unto the city of the living God, the heavenly Jerusalem, and to innumerable hosts of angels, 23 to the general assembly and church of the firstborn, which are enrolled in heaven, and to God the judge of all, and to the spirits of just men made perfect, 24 and to Jesus the mediator of a new covenant, and to the blood of sprinkling, that speaketh better than that of Abel.

25 See that ye refuse not him that speaketh. For if they escaped not when they refused him that warned them on earth, much more shall not we escape, if we turn away from him that warneth from heaven: 26 whose voice then shook the earth: but now he hath promised, saying, Yet once more I will make to tremble not the earth only, but also the heaven. 27 And this word, Yet once more, signifieth the removing of those things that are shaken, as of things that have been made, that those things which cannot be shaken may remain. 28 Wherefore, receiving a kingdom which cannot be shaken, let us have grace, whereby we may offer service well pleasing to God with reverence and godly fear: 29 for our God is a consuming fire.

13 Let love of the brethren continue. 2 Forget not to show love unto strangers: for thereby some have entertained angels unawares. 3 Remember them that are in bonds, as bound with them; them that suffer adversity, as being yourselves also in the body. 4 Marriage is honourable in all, and the bed undefiled: but fornicators and adulterers God will judge. 5 Let your conduct be without the love of money; content with such things as ye have: for himself hath said,

I will in no wise fail thee, neither will I in any wise forsake thee:

6 so that with good courage we say,

The Lord is my helper, I will not fear:
What shall man do unto me?

7 Remember them that had the rule over you, who spake unto you the word of God: and considering the issue of their life, imitate their faith. 8 Jesus Christ the same yesterday and to-day, yea and for ever. 9 Be not carried away by divers and strange teachings: for it is good that the heart be established by grace; not by meats, which profited not them that occupied themselves therein. 10 We have an altar, whereof they have no right to eat which serve the tabernacle. 11 For the bodies of those beasts, whose blood is brought into the holy place by the high priest for sin, are burned without the camp. 12 Wherefore Jesus also, that he might sanctify the people through his own blood, suffered without the gate. 13 Let us therefore go forth unto him without the camp, bearing his reproach. 14 For we have not here an abiding city, but we seek after that which is to come. 15 Through him then let us offer a sacrifice of praise to God continually, that is, the fruit of lips which make confession to his name. 16 But to do good and to communicate forget not: for with such sacrifices God is well pleased.

17 Obey them that have the rule over you, and submit to them: for they watch in behalf of your souls, as they that shall give account; that they may do this with joy, and not with grief: for this is unprofitable for you. 18 Pray for us: for we are persuaded that we have a good conscience, desiring to live honestly in all things. 19 And I exhort you the more exceedingly to do this, that I may be restored to you the sooner.

20 Now the God of peace, who brought again from the dead our Lord Jesus, the great shepherd of the sheep, through the blood of the eternal covenant, 21 even he, make you perfect in every good thing to do his will, working in you that which is well pleasing in his sight, through Jesus Christ; to whom be the glory for ever and ever. Amen.

22 But I exhort you, brethren, bear with the word of exhortation: for I have written unto you in few words. 23 Know ye that our brother Timothy hath been set at liberty; with whom, if he come shortly, I will see you. 24 Salute all them that have the rule over you, and all the saints. They of Italy salute you. 25 Grace be with you all.

sentlich bei zur Erstürmung von Seringapatam, den 4. Mai 1799, und leitete als Gouverneur dieses Platzes die neue Einrichtung des aufgelöst'en Staats. Darauf bekämpfte er siegreich die Maratten, und kehrte erst 1805 nach Europa zurück, mit dem Ruf, daß er durch Einsicht und Tapferkeit eben so sehr als durch Ueberblick, Kälte und Festigkeit zu den großen Erfolgen, die seines Bruders Verwaltung auszeichneten, mitgewirkt habe. Im Jahr 1807 ging der Generalmajor Sir Arthur Wellesley mit dem Statthalter von Irland, dem Herzog von Richmond, nach Dublin, wo er als Secretär oder erster Minister eine bessere Polizei einführte; doch schon im August d. J. trat er wieder ein in die Laufbahn seines kriegerischen Ruhms. Er wohnte unter Lord Cathcart der Expedition gegen Copenhagen bei; darauf führte er im Juli 1808 ein brittisches Heer nach der pyrenäischen Halbinsel. Er entriß dieses Land den Franzosen, nachdem er fünf Jahre lang die Streitkräfte der Portugiesen und Spanier entwickelt, unendliche Schwierigkeiten in den politischen Verhältnissen in der spanischen Oberjunta besiegt und die erfahrensten Feldherren Napoleons in mehrern Schlachten geschlagen hatte, von dem Tage bei Vimieiro an (21. Aug. 1808) bis zu dem letzten entscheidenden Heerkampfe bei Vittoria (den 21. Juni 1813) und zuletzt bei Toulouse. Nach jenem Siege schloß General Dalrymple (den 30. Aug.) die Convention zu Cintra mit Junot wegen der Räumung Portugals; und Welleslen vertheidigte dieselbe vor dem brittischen Parlamente. Hierauf übernahm er den 22. April 1809 den Heerbefehl in der Halbinsel aufs neue, und trat an die Spitze der portugiesischen Truppen. Unter seinen Thaten als Feldherr sind vorzüglich zu bemerken, der kühne Uebergang über den Duero den 11ten Mai, durch welchen er Oporto einnahm, und den Marschall Soult zum nachtheiligsten Rückzuge zwang; hierauf die Schlacht bei Talavera (28. Juli 1810), welche jedoch bei der Zögerung der spanischen Feldherren, ihn zu unterstützen, und bei der Ungeübtheit der spanischen Truppen keinen Erfolg hatte, so daß der brittische Oberfeldherr sich zurückziehen mußte; dann die standhafte Vertheidigung Portugals gegen den mit Uebermacht vordringenden Massena in der blutigen Schlacht bei Busaco (27. u. 28. Sept. 1810) und die Vertheidigung Lissabons in den Linien von Torres Vedras (14. Oct. 1810 bis zum 5. März 1811). Auf diesem Rückzuge versuchte Wellington das erstemal ein Mittel, über dessen moralischen und kriegskünstlerischen Werth gleich sehr gestritten wurde. Er verwandelte jeden Schritt Landes, den er räumte, so weit es möglich war, in eine Wüste. Bei Todesstrafe mußten die Einwohner die Häuser verlassen, die Geräthe vernichten, die Lebensmittel mitnehmen. Coimbra, von 20,000 Menschen bevölkert, war eine Einöde, als Massena einrückte. Erst einige Meilen von Lissabon machte der brittische Feldherr Halt, und stellte sich hinter einer verschanzten Linie auf, fest entschlossen, Massena durch Hunger zu besiegen, während im brittisch-portugiesischen Heerlager durch die Zufuhr von der See her und auf dem Tajo Ueberfluß herrschte. Vergebens kämpfte Massena mit dem Mangel. Wellington war unangreifbar in seiner ehernen Stellung. So mußte jener endlich, nachdem er gegen 5 Wochen allem Elend Trotz geboten hatte, den Rückzug antreten. Mit Nachdruck verfolgte ihn Wellington Schritt vor Schritt und Massena brachte von mehr als 80,000 Mann kaum 40,000 über die Grenze nach Spanien zurück, wo Soult und Mortier mit neuen Heerhaufen zu ihm stießen. Dies hielt Wellington auf. Als aber Napoleon die besten Truppen aus Spanien nach Rußland abrief, traf der brittische Feldherr so-

gleich Anſtalten, um über die Gränze vorzudringen. Nach einer lebhaften Belagerung nahm er (d. 19. Jan. 1812) Ciudad Rodrigo mit Sturm, was ihm die Ehre eines ſpaniſchen Granden und Herzogs von Ciudad Rodrigo bei den Cortes erwarb. Hierauf folgte die Einnahme von Badajoz (7. April), dann der große Sieg bei Salamanca (22. Juli) am Tormesfluſſe, wo der Oberbefehlshaber der Franzoſen, Marmont, ſchwer verwundet wurde. Die Folge davon war die Einnahme von Madrid (d. 13. Auguſt). Nun rückte Wellington nach Burgos vor, allein der Sturm mißlang, die Franzoſen ſammelten neue Streitkräfte, Burgos wurde entſetzt, und Wellington trat (20. Oct.) den Rückzug an, jeden Fehler des Feindes benutzend, ſeiner Seits nie eine Blöße gebend. Am Ende des Jahres ſtand er wieder an der portugieſiſchen Grenze, während der kleine Krieg in Spanien zum Verderben der Franzoſen fortdauerte. — Schon hatte Wellington mehrmals Beweiſe des Danks und der Achtung von ſeiner Nation empfangen; jetzt wies ihm das Parlament für den Sieg bei Salamanca zum Ankauf von Landgütern eine Summe von 100,000 Pf. an; der Regent gab ihm den Hoſenbandorden und ernannte ihn zum Oberſten ſeiner Garde. — Das Jahr 1813 ſollte die franzöſiſche Herrſchaft überall zertrümmern. Die beſten Feldherren und ihre Truppen wurden nach Deutſchland geſchickt, um das Unglück in Rußland gut zu machen. Ganz Spanien wurde, bis an den Ebro hin, freiwillig geräumt. Wellington nahm das verlaſſene Land ſogleich in Beſitz und rückte vorſichtig nach, bis er das franzöſiſche Heer unter Joſephs Oberbefehl bei Vittoria ereilte, und den 21ſten Juni gänzlich ſchlug. Der Feind verlor ſein Geſchütz, und entfloh über die Pyrenäen. Die feſten Plätze, Pampluna und St. Sebaſtian, hielten den Sieger dieſſeits noch auf. Unterdeſſen übernahm der kriegserfahrne Soult den Oberbefehl über die muthloſen Reſte des franzöſiſchen Heeres. Schnell bildete er ein neues Heer und drang in die Pirenäen vor, um jene beiden Feſtungen zu entſetzen; allein Wellington ſchlug ihn vom 24ſten Juli bis zum 1ſten Auguſt aus den Gebürgen zurück, und behauptete ſich in ſeiner Stellung. Darauf nahm er St. Sebaſtian mit Sturm (d. 8. Sept.), ging den 7. Oct. über den Gränzfluß, die Bidaſſoa, und während er auf Frankreichs Boden, am Fuße der Pyrenäen, zu einem neuen Feldzuge ſich rüſtete, fiel auch Pampluna den 31ſten October. Mit dem Anfange des Jahres 1814 rückte er gegen Bayonne vor. In ſeinem Hauptquartiere befand ſich (ſeit d. 3. Febr.) der Herzog von Angouleme, und Wellington ward von demſelben bevollmächtigt, im Namen Ludwigs XVIII. von Frankreich Beſitz zu nehmen. — Durch geſchickte Bewegungen ward Soult genöthigt, die Ufer des Adour zu verlaſſen. Nun rückte John Hope gegen Bordeaux vor, während Wellington gegen Toulouſe hinzog, und den glänzenden Sieg bei Orthies (27. Febr.) erkämpfte, worauf Soults Rückzug bald in wilde Flucht ſich auflöſ'te. Das Bundesheer ging auf mehrern Punkten über den Adour, und Beresford rückte ſchon den 12ten März in Bordeaux ein, wo man ſofort den Banner des Hauſes Bourbon, die weiße Fahne aufpflanzte. Darauf ward Soult aus ſeiner Stellung bei Tarbes geworfen. Vor Toulouſe nahm er die letzte Schlacht an, und verlor ſie (d. 10. Apr.). Wellington rückte in die Stadt ein (den 12ten). Hier erhielt er die Botſchaft, daß Paris von den Verbündeten genommen war. Nun begab ſich Wellington in die Hauptſtadt, wo er den 5. Mai, den Tag nach dem Einzuge des Königs, eintraf. Dann machte er eine Reiſe nach Madrid, wo ihn Ferdinand VII. in ſeinen von den Cortes ſchon 1812 erhal-

tenen Würden und Orden, als Herzog von Ciudad Rodrigo, Grand von Spanien der ersten Classe, Herzog von Vittoria (seit dem 18. Dec. 1813) und Ritter des goldnen Vließes, bestätigte. Von Madrid begab sich Wellington nach London, wo ihn (den 23sten Juni) das Volk mit Jubel empfing. Der Prinz Regent hatte ihm den 3ten Mai 1814 die Würde eines Herzogs von Wellington ertheilt (Graf von Wellington hieß er bereits seit dem 22sten Febr. 1812 und das Parlament bestimmte ihm außer den frühern Geschenken von 200,000 Pf., eine Summe von 300,000 Pf. zum Ankauf von Landgütern. Jetzt ernannte ihn der Prinz-Regent zum Botschafter in Paris, wo er den 24sten August sein Creditiv Ludwig XVIII. überreichte. Doch bald nachher (den 1. Februar 1815) trat er als erster Bevollmächtigter Englands bei dem Congresse zu Wien an Lord Castlereagh's Stelle. Hier unterzeichnete er den 13ten März die Achtserklärung der in Wien versammelten Mächte gegen Bonaparte, und den Bundesvertrag vom 25sten März zwischen Oesterreich, Rußland, Preußen und England. Darauf ging er nach Brüssel (den 6ten April) wo er den Oberbefehl über die brittischen, hannöverischen, holländischen und braunschweigischen Truppen übernahm. Als Buonaparte den 15ten Juni die Preußen angriff, befand sich Wellington in Brüssel. Sofort brach er am 16ten mit dem Heere nach Quatre-Bras auf, wo bereits die Schlacht ihren Anfang genommen hatte. Tapfer widerstanden hier die Britten, Holländer, Hannoveraner und Braunschweiger den wiederholten Angriffen Ney's und Kellermanns, doch konnte Wellington den Preußen unter Blücher, welche an demselben Tage bei Ligny mit Napoleons Hauptmacht kämpften, nicht zu Hülfe kommen. Blücher hatte dies erwartet, und im Vertrauen auf Wellingtons Versprechen, sich mit ihm den 16ten in der Ebene von Fleurus zu vereinigen, die Schlacht angenommen. Er mußte sich zurückziehn. Nun warf sich Napoleon auf Wellingtons Heer. Dieses behauptete sich mit ruhmvoller Anstrengung den 18ten Juni auf den Höhen von Waterloo gegen die Uebermacht des Feindes, bis Blücher heraneilte und den Sieg entschied (S. d. Art. Waterloo). Napoleons Heer ward vernichtet, und unaufhaltsam drangen Blücher und Wellington gegen Paris vor, wo sie den 5ten Juli mit Capitulation einzogen. Hierauf führte Wellington den 8ten Juli Ludwig XVIII. in seine Hauptstadt wieder ein. Nun nahm er Theil an den Unterhandlungen. Er bewirkte die Zurückerstattung des Kunstraubes, und übernahm im April 1816 den Oberbefehl über die Occupationsarmee, welche Frankreichs Ruhe sichern sollte. Dadurch erhielt er einen bedeutenden Einfluß auf die Leitung der allgemeinen Angelegenheiten Frankreichs, wobei er stets die gemäßigten Grundsätze der Constitutionellen gegen die Ultraroyalisten unterstützte. Doch nahm er sich der von Fanatikern im Gard-Departement grausam verfolgten Protestanten nicht so kräftig an, als man hätte erwarten können. Desto thätiger war er in der Leitung der Befestigungsarbeiten an der niederländischen Gränze, und bei dem Ausgleichungsgeschäft zwischen den europäischen Mächten und Frankreich. Er untersuchte selbst und minderte die Privatforderungen, welche endlich im J. 1818 auf eine kleine Summe herabgesetzt wurden. Auch entschied vorzüglich seine Stimme die Verminderung der Occupationsarmee im J. 1817, so wie den Beschluß, sie nach drei Jahren, zu Ende des Jahres 1818 ganz aus Frankreich herauszuziehen. Diese thätige Verwendung für Frankreich erwarb ihm zwar das Vertrauen der französischen Minister und Ludwigs XVIII.; so wie die von ihm streng behauptete Manns-

zucht seiner Truppen von der französischen Nation mit Dank anerkannt wurde; allein der Stolz des besiegten Volks konnte es ihm nicht vergeben, daß er, der Ueberwinder, in ihrem Lande als Befehlshaber auftrat. Besonders haßte ihn der französische Krieger, daher der Mordanschlag gegen ihn im J. 1818 zu Paris, worüber die Untersuchung noch fortdauert. — Der Herzog von Wellington hat unter allen jetzt lebenden Feldherren die glänzendsten Belohnungen erhalten, wenn man Bernadotte, jetzt Carl XIV., König von Schweden, ausnimmt. Der Prinz Regent ernannte ihn 1815 zum Fürsten von Waterloo. Erst 40 Jahr alt ist er die Bewunderung Europa's, und hat zugleich den Ruhm, eben so menschlich als gerecht gehandelt zu haben. Die Manneszucht seines Heeres hat die aller andern übertroffen, die Verpflegung seiner Truppen war besser eingeleitet, als die aller andern. Als Staatsmann und Feldherr achtet ihn sein Volk mehr, als den vor hundert Jahren gefeierten Marlborough, und wie groß auch seine Feldherrngröße ist, so wird sie doch noch durch die ihm eigne Bescheidenheit und Mäßigung übertroffen, die sich in allen seinen Berichten ausspricht. — Er ist vermählt (10ten April 1806) mit Catharine Packenham, der dritten Tochter des Lords Eduard Longford. Seine beiden Söhne sind: Arthur, Marquis von Douro, geb. 1807, und Carl, geb. 1808. Unter seinen Brüdern sind zu bemerken: Richard, Marquis Wellesley, vormal. Generalgouverneur von Ostindien, und im J. 1809 britt. Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten, William Wellesley Pole, und Sir Henry Wellesley, britt. Gesandter am span. Hofe, seit 1814. S. die Schrift: Arthur, Herzog von Wellington, sein Leben als Feldherr und Staatsmann. Nach engl. Quellen, vorzüglich Elliot und Clarke. Leipzig 1817.

Welser, eine alte, ehemals sehr berühmte, nun ausgestorbene Patricierfamilie zu Augsburg, von welcher mehrere Mitglieder sich in hohen geistlichen Stellen als Gelehrte, Krieger und als Kaufleute ausgezeichnet haben. Sie gehören, wie die Fugger, in die Classe der alten merkwürdigen deutschen Familien. Die Genealogisten wollten, durch eine entfernte Aehnlichkeit des Namens getäuscht, den Ursprung der Familie Welser von Belisar, dem bekannten Feldherrn des Kaisers Justinian, herleiten, aber den historischen Beweis davon sind sie schuldig geblieben. Unter dem Kaiser Otto I. findet sich ein Julius Welser, der wegen seiner im Kriege gegen Ungarn geleisteten Dienste (959) vom Kaiser zum Ritter geschlagen wurde. Sein Sohn Octavian ließ sich in Augsburg nieder, und von ihm stammte das dasige Patriciergeschlecht ab. Seine Nachkommen bekleideten immer angesehene Stellen im Rathe dieser Stadt. — Bartholomäus Welser war geheimer Rath Carls V. und war in solchem Wohlstand, daß er, nebst den Fuggern, dem Kaiser 12 Tonnen Goldes vorschießen konnte. Mit Genehmigung des Kaisers rüstete er (1528) drei Schiffe in Spanien aus, welche unter dem Befehle Ambros Dalfingers, eines Ulmers, nach Amerika gingen und die Provinz Venezuela, die der Kaiser Welsern als Pfand überließ, in Besitz nahmen. Vierhundert achtzig Deutsche gingen mit dieser Expedition nach Venezuela, um sich dort anzusiedeln. Aber ihre Habsucht und die wilde Grausamkeit, mit welcher sie, nach der Versicherung der Geschichtschreiber, fast eine Million der eingebornen Indier auf verschiedene Art hinrichteten, führte für sie selbst die Catastrophe herbei, daß sie alle nach und nach ermordet wurden. Die Welser blieben dennoch 26 Jahre hindurch in dem Besitz von Venezuela, aber nach dem Tode Carls V. wurde

ihnen diese Provinz von den Spaniern wieder entrissen. In eben diesem Zeitraume schickten die Welser, in Verbindung mit Kaufleuten in Nürnberg, ein Schiff nach Ostindien, um neue Handelsplätze zu suchen. Das Tagebuch dieser Entdeckungsreise ist noch vorhanden. — Des vorerwähnten Bartholomäus Welsers Nichte, Tochter seines Bruders Franz, war die berühmte Philippine Welserin. Sie hatte von ihrer klugen Mutter eine vortreffliche Erziehung erhalten, und besaß eine außerordentliche Schönheit. Ferdinand, Sohn des nachmaligen Kaisers Ferdinands I., sah sie (1547) bei Gelegenheit eines Reichstags zu Augsburg, und verliebte sich in sie. Standhaft widersetzte sie sich allen Anträgen des feurigen erst 19jährigen Erzherzogs, und weigerte sich, irgend eine andere Verbindung, als durch die Ehe, mit ihm einzugehen. Diese wurde denn auch (1550) ganz insgeheim, ohne Vorwissen des Vaters und des Oheims, Carls V., geschlossen. Der Vater wurde, sobald er die Nachricht davon erfuhr, äußerst erzürnt, und der Sohn durfte lange Zeit hindurch nicht vor ihm erscheinen. Auch im Auslande machte diese Mißheirath großes Aufsehen. Das liebende Paar genoß indeß das größte häusliche Glück, und Philippine bezauberte durch ihren Verstand und ihre Herzensgüte alle, die sie näher kennen lernten. Erst nach einem Zeitraume von acht Jahren ließ sich der Vater endlich versöhnen. Philippine selbst überreichte ihm, verkleidet, eine Bittschrift, und ihr Benehmen dabei, so wie ihre Schönheit, entwaffneten den erzürnten Ferdinand. Er verzieh dem Sohne und erklärte dessen Kinder für legitim, doch wurden sie nur Markgrafen von Burgau, nicht Erzherzoge von Oesterreich, genannt. Diese glückliche Ehe dauerte 30 Jahre hindurch. Philippine starb zu Inspruck am 24sten April 1580. Der Erzherzog ehrte das Andenken seiner Gemahlin unter andern durch eine Münze mit ihrem Bildnisse und der Umschrift: Divae Philippinae. Von ihren beiden Söhnen wurde der älteste, Andreas, Cardinal, der zweite, Carl, zeichnete sich in Spanien und Ungarn im Kriege aus, und starb 1618 ohne Erben zu hinterlassen. Im Schlosse zu Schönbrunn wird noch das Portrait der schönen Philippine gezeigt. — In der Folge wurden Zweige der Familie Welser nach Ulm, Regensburg und Nürnberg verpflanzt; an allen diesen Orten zeichneten sie sich durch Wohlthätigkeitsanstalten aus. — Marx (Marcus) Welser, Stadtpfleger zu Augsburg, geboren 1558, galt für einen Polyhistor zu seiner Zeit. Er war ein Schüler von Anton Muret, ein großer Freund und Beförderer der Gelehrten, und stand mit Galilei in Verbindung. Die Zahl seiner Schriften ist beträchtlich. Er hat sich um die Geschichte überhaupt und die seiner Vaterstadt insbesondre verdient gemacht; auch machte er zuerst (1591) die sogenannte Peutingersche Karte (s. d. Art. Peutinger) bekannt.

Welt ist überhaupt der Inbegriff alles Erschaffenen oder die absolute Totalität des Inbegriffs existirender Dinge, der Inbegriff aller Erscheinungen. Der Inbegriff aller körperlichen Dinge heißt die materielle Welt, die Körperwelt. In dieser Bedeutung nimmt der Physiker das Wort und theilt die Welt in Himmel und Erde. In den Worten Welttheil, Weltkreis, Weltgeschichte, Weltumsegler, alte und neue Welt u. s. w. bedeutet Welt so viel wie unsere Erde oder das sie bewohnende Menschengeschlecht, in welchen Bedeutungen das Wort Welt im gemeinen Leben häufig gebracht wird.

Weltalter. Die Idee der Weltalter finden wir früh schon bei den Griechen ausgesprochen! sie verglichen das Leben der Menschheit mit dem des Einzelnen, und somit mochte die früheste Zeit leicht, wie die

Ausgabe 1 Blatt 1 Beilage Nr. 1 Blatt 1 Beilage Nr. 1 Blatt 1 Beilage Nr.

Bibliothek. Verzeichniß der Bücher, welche in der Bibliothek des Klosters Einsiedeln sich befinden. Einsiedeln, 1846. Benziger. 8. 1 Thlr. 6 Sgr.

Bibliothek. Verzeichniß der Bücher, welche in der Bibliothek des Klosters Einsiedeln sich befinden. Einsiedeln, 1846. Benziger. 8. 1 Thlr. 6 Sgr.

Bibliothek. Verzeichniß der Bücher, welche in der Bibliothek des Klosters Einsiedeln sich befinden. Einsiedeln, 1846. Benziger. 8. 1 Thlr. 6 Sgr.

rings̃straße mit dem nördlichen Eisocean zusammen, und ist im Süden gegen den südlichen Eisocean offen. 5. Der südliche Eis- oder Polarocean um den südlichen Eispol her bis zu 60° südlicher Breite. Er ist der einzige, in dem man bis jetzt keine Spur von Land entdeckt hat.

Weltmünze, Münze, bestimmt zur Ausgleichung der in den Weltverkehr gebrachten Güter oder Genußmittel. Während zur Privatmünze und Nationalmünze alle drei Gattungen von allgemeinen Werthausgleichungsmitteln, die Idealmünze, die Realmünze und die Idealrealmünze gebraucht werden können, sind als Weltmünze nur die beiden erstern Arten anwendbar. Der Grund hiervon ist, weil im Weltverkehre alle Münzen nicht sowohl als Münzen im engern Sinne des Worts, sondern vielmehr als Waaren erscheinen; im Privat- und Nationalverkehre hingegen ist es der Charakter der Münze als allgemeines Tausch- und Werthausgleichungsmittel, welcher vorherrscht, bei diesen Gattungen des Verkehrs steht der Charakter der Münze als Waare gewöhnlich nur im Hintergrunde Die vortrefflichen Eigenschaften, wodurch sich die edlen Metalle ganz vorzüglich den einzelnen Nationen zur Münze empfehlen, müssen zugleich als die Ursache betrachtet werden, warum dieselben von den handeltreibenden Völkern zum sinnlichen Stoff für die Weltmünze sind auserkohren worden, und eben darum spielt auch gegenwärtig die Metallmünze unter allen übrigen Gattungen der Münze die vorzüglichste Rolle. (S. Münze, Metallmünze.) K. M.

Weltsystem, die Lehre von dem Verhältniß und der Lage unsrer Erde in Rücksicht der übrigen Weltkörper. Es hat darüber drei von einander abweichende Meinungen gegeben. Der berühmte griechische Astronom, Mathematiker und Geograph Ptolemäus (s. d. Art.) glaubte, die Erde läge im Mittelpunkte des runden Weltgebäudes unbeweglich still, und um sie bewegten sich die übrigen Weltkörper in festen, cirkelrunden Kreisen. Tycho de Brahe (s. d. Art.) suchte dieses, allerdings unhaltbare System zu verbessern. Er nahm aber auch die Erde als unbeweglich in der Mitte des Weltgebäudes an, und daß Sonne und Mond sich um sie, so wie die übrigen Planeten um die Sonne, bewegten. Das System, das Copernikus (s. d. Art.) aufstellte, das schon in der Schule des Pythagoras bekannt war, und das durch Galilei's und der nachfolgenden Astronomen Beobachtungen und Entdeckungen viele Verbesserungen erhalten hat, ist unstreitig das richtige, weil allein nach demselben die Erscheinungen am Himmel sich genügend erklären lassen. Doch wurde es ehemals sehr angefochten, weil man es, nach einer zu buchstäblich gedeuteten Stelle der Bibel dem Ansehn derselben zuwider fand. Nach diesem System bewegt sich, fast mitten in dem Weltgebäude, die Sonne um ihre eigne Axe, und um sie bewegen sich in immer größern Kreisen, die Planeten, zu denen auch unsre Erde gehört, die sich in jeden 24 Stunden einmal um ihre Axe dreht, und dadurch Tag und Nacht erhält. Die Trabanten oder Monden des Saturns und Jupiters, und der Trabant unsrer Erde, der Mond, bewegen sich mit ihren Planeten zugleich um die Sonne. Weit über allen diesen Weltkörpern, in einer ungeheuern Entfernung von uns, sind am Firmamente die Fixsterne, die ihren Stand gegen einander nicht verändern.

Weltweisheit, s. Philosophie.

Wendekreis (Wendecirkel, Tropicus) ist derjenige Punkt der Ekliptik oder Sonnenbahn, auf welcher die Sonne ihre jährliche Bewegung macht, wo die Sonne, wenn sie ihn erreicht hat, stille steht und

Lord, to whom we turn for help, we humbly beseech thee mercifully to look upon our infirmities, and in all our dangers and necessities stretch forth thy right hand to help and defend us, through Jesus Christ our Saviour. Amen.

O God, who hast taught us to keep all thy commandments by the love of thee and our neighbour, grant us the grace of thy Holy Spirit, that we may be kind and loving to all men, and ready to help them in their necessities, for the sake of Jesus Christ our Saviour. Amen.

O God, who hast promised to hear the petitions of those who ask in thy Son's name, we beseech thee mercifully to incline thine ear to us who have now made our prayers and supplications unto thee, and grant that those things which we have faithfully asked according to thy will may effectually be obtained to the relief of our necessity, and to the setting forth of thy glory, through Jesus Christ our Saviour. Amen.

O God, who hast taught us that all our doings without charity are nothing worth, send thy Holy Ghost, and pour into our hearts that most excellent gift of charity, the very bond of peace and of all virtues, without which whosoever liveth is counted dead before thee; grant this for thine only Son Jesus Christ's sake. Amen.

Lord, we pray thee that thy grace may always prevent and follow us, and make us continually to be given to all good works, through Jesus Christ our Saviour. Amen.

O God, who hast prepared for those who love thee such good things as pass man's understanding, pour into our hearts such love toward thee, that we, loving thee above all things, may obtain thy promises, which exceed all that we can desire, through Jesus Christ our Saviour. Amen.

O God, who hast taught us that all our doings without charity are nothing worth, send thy Holy Ghost, and pour into our hearts that most excellent gift of charity, the very bond of peace and of all virtues, without which whosoever liveth is counted dead before thee; grant this for thine only Son Jesus Christ's sake. Amen.

Lord, we pray thee that thy grace may always prevent and follow us, and make us continually to be given to all good works, through Jesus Christ our Saviour. Amen.

O God, who hast prepared for those who love thee such good things as pass man's understanding, pour into our hearts such love toward thee, that we, loving thee above all things, may obtain thy promises, which exceed all that we can desire, through Jesus Christ our Saviour. Amen.

sie seit ihrer Unterjochung zum Theil gehalten worden, mißtrauisch und zurückhaltend gemacht, und werden daher oft mit Unrecht für heimtückisch gehalten. Viele Fehler haben sie mit andern Landbewohnern gemein. Es ist ein kräftiger Menschenschlag; ihre Weiber werden in den benachbarten Provinzen vorzugsweise zu Ammen gebraucht; aus ihren Jünglingen werden gute Soldaten gebildet. Es fehlt ihnen keineswegs an Geistesfähigkeiten, und der Unterricht, den sie in den Schulen erhalten, bleibt nicht ohne Nutzen für sie. Mehrere Männer aus der wendischen Nation haben sich den Wissenschaften mit Erfolg gewidmet. Ihre Sprache, die mit andern Töchtern der slavischen Sprache, der Böhmischen, Pohlnischen und Russischen, so viel Aehnlichkeit hat, daß sie sich mit diesen Nationen gegenseitig verständigen können, ist melodisch und kräftig. Versuche, die man gemacht hat, erhabne Gedichte (Klopstocks Messias) in die wendische Sprache zu übersetzen, haben bewiesen, daß diese einer höhern Ausbildung nicht unfähig ist.

Werder (Werd, Waerder, Wörth), heißt eigentlich eine Insel in einem Flusse; dann aber auch eine Gegend, die aus einem niedrigen Sumpfe und Moraste urbar und bewohnbar gemacht worden ist. In dieser letzten Bedeutung sind besonders die in Westpreußen gelegenen großen Werder, der Danziger, Marienburger und Elbinger, bekannt. Es sind Landstriche zwischen Flüssen und stehenden Gewässern, die keine Berge haben, aber sehr fruchtbar an Getraide und Graswuchs sind. Der danziger Werder hat einen Flächeninhalt von 1400 Hufen, und enthält 33 Dörfer. Bekannt sind auch die in der Elbe bei Hamburg gelegnen, und zum Gebiet dieser Stadt gehörenden Inseln und Marschländer, Billwerder, Ochsenwerder und andere.

Werft, Schiffswerft, der Platz in einer Seestadt oder Hafen, wo Schiffe gebaut oder ausgebessert und, wenn sie fertig sind, vom Stapel (s. d. Art.), d. h. von der Grundlage, worauf der Kiel oder Boden des Schiffs während des Baues liegt, in das Wasser gelassen werden. Zur Erbauung großer Kriegsschiffe vom ersten Range, die nicht so leicht vom Stapel in das Wasser gelassen werden können, werden in dazu geeigneten Häfen Docken (Dockformen, s. d. Art.) angelegt, gemauerte Wasserbehälter, in welche und aus welchen man das Wasser nach Belieben lassen kann. Wenn das auf dem Trocknen gearbeitete Schiff völlig fertig ist, läßt man das Wasser in die Docke eindringen, um das Schiff zu heben und es herauszuschaffen.

Werner (Abraham Gottlob), königl. sächs. Bergrath, und Ritter des königl. sächs. Civilverdienstordens u. s. w., verdient als einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit im Andenken seiner Zeitgenossen und der Nachwelt, um welche er sich bedeutende Verdienste erwarb, fortzuleben. Er ward am 25sten Sept. 1750 geboren und von seinem Vater, der Aufseher eines Eisenhammers in der Oberlausitz war, von früher Jugend an zu einem ähnlichen Geschäftsleben bestimmt. Auf der Schule zu Bunzlau erhielt er einen zwar dürftigen Unterricht, doch seine erste wissenschaftliche Bildung. Einige Jahre nachher kam er auf die Bergakademie zu Freiberg und nachher auf die Universität zu Leipzig, wo er vorzüglich von dem Studium naturhistorischer Wissenschaften angezogen wurde. Schon hier beschäftigte ihn die Lehre von den äußern Kennzeichen der Fossilien (wobei ihn eine besondere Schärfe der sinnlichen Anschauung unterstützte), und er gab auch dort noch im J. 1774 die bekannte Schrift heraus, welche noch jetzt als die Grundlage seiner

ganzen Oryktognosie angesehen wird *). Kurz darauf erhielt er einen Ruf nach Freiberg, um die Aufsicht über das dortige Naturaliencabinet zu führen und Vorlesungen zu halten. Hier nun fand sein im Beobachten und Classificiren früh geschärfter Blick den willkommensten Stoff, und hier bildete er das System aus, welches später auch die ihm ganz eigenthümliche Geognosie umfaßte und mit allen Theilen der Bergbaukunde in die innigste Verbindung trat, nach und nach alle Widersprüche besiegte und ihren Erfinder zum Schöpfer einer neuen Mineralogie erhob. Werner schien von der Natur selbst zum Erfinder und Bildner im Fache der Naturwissenschaften berufen, denn die Schärfe seines Blickes in der sinnlichen Wahrnehmung wurde durch die lebendigste Einbildungskraft und die umfassendste Belesenheit im Fache der Länder- und Völkerkunde unterstützt. Ihm ganz eigenthümlich bleibt wohl in der Oryktognosie die Classification in Gattungen und Arten und die meistens sehr geistreiche Benennung der Mineralien bis zum neuesten, dem Egron, herab. Werner ward für die Erkennungslehre einfacher Fossilien, was Winkelmann der Kunst gewesen. Besonders ausgezeichnet ist seine Theorie der Erzeugung auf dem nassen Wege im Gegensatze der sogenannten Vulkanisten, oder derer, welche der Erdbildung durch Feuer huldigen. Er hatte mit diesen einen langen und harten Kampf deßhalb zu bestehen. Jetzt wird kein Unterrichteter mehr die Basalt- und andere Flötztreppgebirge für vulkanischen Ursprungs halten. Unerschüttert steht Werners Ansicht der ältern und jüngern Gebirgsbildung durch Fluthen, und daß die Gebirge der Uebergangszeit ein genügendes Mittelglied bilden. Die Bergbaukunde, welche Werner auch in Vorlesungen erläuterte, verdankt seiner lichtvollen Darstellung und der Zurückführung des complicirtesten Maschinenwesens auf die allereinfachsten Sätze gleichfalls nicht wenig. Immer rückte er seinem Zeitalter voraus, und sah oft deutlich ein, was Andere nur ahneten. Nie am Buchstaben klebend, nie sich mit dem Erfundenen begnügend, stets Neues hinzufügend, bildete er lieber schreibende Schüler, als daß er selbst schrieb. Allein in seinem Nachlasse haben sich viele zum Druck fertige Abhandlungen gefunden. Uebrigens war er ein wahres Muster seiner Schüler auch in moralischer Hinsicht. Seit 1792 Bergcommissionsrath, seit 1800 Bergrath, nahm er an der Leitung der ganzen Bergakademie sowohl, als an den Verwaltungsgeschäften überhaupt, vielfachen Antheil. Die trefflichen Wasserleitungen zur Beförderung und Erleichterung des Grubenbaues sind, wenigstens was die Ausführung betrifft, größtentheils sein Werk **). Die im Stillen seit 20 Jahren betriebene, unter Schülern von Werner nach Districten vertheilte, mineralogische Beschreibung und Aufnehmung von ganz Sachsen, welche den ganzen thüringer Wald nebst einem Theile des Harzes umfassend, auch die böhmischen und schlesischen Gebirge sich einverleibend, eine so höchst genaue mineralogische Karte liefern wird, wie es vielleicht keine gibt, ging von ihm aus und ist stets von ihm geleitet worden. In Eng-

*) Sie führt den Titel: Von den äußerlichen Kennzeichen der Fossilien. Eine französische Uebersetzung erschien erst 1790 zu Paris unter dem Titel: Traité des caractères extérieurs des fossiles, trad. de l'Allemand de Mr. Werner par la traducteur des mémoires de Chimie de Scheele (par Mlle. Picardet.)

**) Ein herrliches Werk für das Studium des Bergbaues gab Werner heraus unter dem Titel: Neue Theorie von der Entstehung der Gänge mit Anwendung auf den Bergbau, besonders den Freibergischen (Freiberg 1791). Ins Französ. übers. durch d'Aubuisson zum Theil mit Anmerk. von Wernern selbst.

land und Schottland sind nach Wernerschen Ideen treffliche mineralogische Karten einzelner Grafschaften verfertigt worden. Sein an Vollständigkeit und wissenschaftlicher Ordnung einziges, aus mehr als hunderttausend Exemplarien bestehendes Mineraliencabinet ist vermittelst einer Leibrente, deren Ertrag selbst an das Institut zurückfällt, ein Eigenthum der Freiberger Bergakademie geworden. Werner hatte dafür von England aus 50,000 Thlr. geboten erhalten, allein er überließ es dem Vaterlande für 40,000 Thlr. Werner hatte auf seinen vielfachen Reisen bedeutende Bekanntschaften gemacht, und war dadurch nicht nur mehrerer deutschen Akademien, sondern auch des Instituts von Frankreich Mitglied. Dennoch blieb stets Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit der schönste Schmuck des großen Gelehrten, der dadurch auch als Mensch liebenswürdig wurde. Da er mit so inniger Liebe an seinem Vaterlande und dessen väterlichen Regenten hing, so hatte er mehrere äußerst glänzende und vortheilhafte Rufe ins Ausland abgelehnt, und begnügte sich mit seinem mäßigen Einkommen um so leichter, da er nicht verheirathet war. Er starb zu Dresden am 30sten Juni 1817 in den Armen seiner Freunde und seiner einzigen Schwester. Dem edlen Verstorbenen zu ehren, wurde sein Leichnam unter einem feierlichen Trauerzuge nach Freiberg abgeführt. Der Staat übernahm die Bestattung, und es wurde dazu von dem königl. sächs. geheimen Finanzcollegium selbst eine namhafte Summe bewilligt.

Werner (Friedrich Ludwig Zacharias). Wenn auch das äußere Leben dieses Mannes wenig darbietet, was die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen auf ihn zu lenken vermöchte, so war doch sein inneres so bedeutend, daß er deßhalb eine Stelle unter den Ausgezeichneten seiner Zeit wohl verdient. Er stand zuerst als Kammersecretär zu Warschau und später in Berlin in königl. preuß. Staatsdiensten, verließ dieselben jedoch freiwillig, um sich ganz dem Berufe als Schriftsteller und Dichter zu widmen, wozu ihn die Natur mit ungemeinen Fähigkeiten ausgerüstet hatte. Denn schon in dem ersten Erzeugnisse, welches er zwar ohne seinen Namen erscheinen ließ, obwohl es demselben alle Ehre machte, dem ersten Theile der Söhne des Thales, die Templer auf Cypern benannt, einem dramatischen Gedichte im höhern Styl, zeigte er eine so seltene Vereinigung von Kraft und Milde, von Tiefe und Klarheit, von Einbildungskraft und Verstand, eine so treffliche Charakterzeichnung, eine so reine, edle, gebildete Sprache und eindringende Beredsamkeit, daß man sich allgemein zur Erscheinung eines solchen Genies Glück wünschte. Das Gedicht wurde mit dem entschiedensten Beifall aufgenommen, in kritischen Blättern mit großem Lobe angezeigt und zuletzt auch, wenn gleich nicht mit bedeutendem Erfolge, auf die Bühne gebracht. Der zweite Theil, der ein Jahr später erschien, mäßigte indessen die Erwartungen, welche der erste erweckt hatte, denn es fand sich dem Trefflichen so Vieles beigemischt, was der Kunst und dem reinen poetischen Sinne nicht zusagen wollte, eine gewisse unklare, mystische Tendenz (welche später in allen seinen dichterischen Schöpfungen vorherrschend wurde), eine weitschweifige, mehr rhetorische als dichterische Darstellung, und ein Streben, den Mangel an Phantasie und Leben durch das Phantastische und Prunkende zu ersetzen. Indessen regte sein besserer Genius immer noch mit Kraft die glänzenden Fittiche. War das Kreuz an der Ostsee, Trauerspiel (erster Theil die Brautnacht) auch nicht ganz geeignet, dies zu beweisen, so erkannte man es desto deutlicher im Martin Luther, oder der Weihe der

Kraft, einem Drama, welches, wenn es auch besonders wegen des ihm beigemischten Mystischen, mehr Seltsamen und Wunderlichen als Wunderbaren und Ergreifenden, nicht mit ungetheiltem Beifalle aufgenommen wurde, dennoch wahrhaft poetisches Leben und wenigstens theilweise alle Vorzüge offenbart, welche wir oben als Eigenthum seines Genius bemerklich gemacht haben. Es ist wenigstens zum Theil mit vielem Beifall auf mehrern deutschen Bühnen dargestellt worden. Späterhin ließ er den Attila, König der Hunnen, eine romantische Tragödie, und dann die Wanda, Königin der Sarmaten, ein Drama derselben Gattung mit Gesang erscheinen, bewies aber durch beide, daß die Phantasie ein zu großes Uebergewicht über die andern Seelenkräfte, welche zur Erzeugung eines echten Kunstwerkes mitwirken müssen, gewonnen habe, als daß man noch etwas rein Vollendetes von ihm erwarten dürfte. Einen bedeutenden Moment seines Dichterlebens bezeichnet die Tragödie der vier und zwanzigste Februar, an Umfang zwar gering (denn sie hat nur einen Act), aber reich an echt poetischem Leben, an tiefen Blicken ins menschliche Herz, ausgezeichnet durch Sprache und Darstellung, wiewohl ein Nachtstück in der eigentlichsten Bedeutung, Grausen erregend durch einen geringen Aufwand wohl berechneter Mittel und unerreicht durch die Nachahmungen, welche später zahlreich sich hervordrängten (worunter nur eine, der neun und zwanzigste Februar von A. Müllner, vorzüglich zu nennen). Die zu religiöser Schwärmerey immer mehr sich hinneigende Tendenz von Werners Geiste und Gemüthe bezeichnete die durch dichterische Darstellung und Tiefe der Empfindung wohl vorzügliche Tragödie Kunegunde, welche das letzte Werk seines dichtenden Genius gewesen ist. Geleitet von der in seinen Schriften sich in so mannichfacher Gestalt darlegenden, ihn in der letzten Zeit ganz beherrschenden Ansicht der Welt und des Lebens trat er endlich zur catholischen Religion über, und widerrief oder widerlegte in kleinen Broschüren die Grundsätze seiner frühern Welt- und Religionsansichten, die sich in seinen schriftstellerischen Producten offenbarten. Er lebt jetzt (1818) zu Wien als Weltgeistlicher und hat durch seine Predigten, worin er eine ergreifende Beredsamkeit bewirken soll, die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und immer eine ansehnliche Menge von Zuhörern um sich zu versammeln gewußt. Er ist in früherer Zeit verheirathet gewesen; wir wissen jedoch nicht, ob diese Ehe durch den Tod oder die Scheidung getrennt worden ist.

Werst (eigentlich Versta), ein russisches Meilenmaß. 104½ Werste machen einen Grad des Aequators aus, mithin gehen beinahe sieben Werste auf eine geographische oder gemeine deutsche Meile, und zwanzig Werste betragen so viel als drei deutsche Meilen.

Werth (in der Nationalökonomie) bezeichnet den Grad der Tauglichkeit eines Dings als Mittel für menschliche Zwecke und da nur solche Dinge, welche zugleich Güter sind, Werth haben können, so werden häufig die Ausdrücke: Güter und Werthe als gleichbedeutend gebraucht. Der Mensch kann den Werth eines Guts bestimmen in zweifacher Beziehung, einmal unabhängig von andern Gütern und dann in Hinsicht auf solche Güter; im ersten Fall urtheilt er über die Tauglichkeit als Mittel für menschliche Zwecke überhaupt, im letztern vergleicht er die Tauglichkeit des einen Guts mit der Tauglichkeit eines andern; jener ist der positive, dieser der verglichene Werth. Höchst wichtig ist außerdem der Unterschied zwischen Gebrauchswerth und Tauschwerth. Im weitern Sinne hat jede Sache Gebrauchswerth, an welcher der

menschliche Geist in irgend einer Beziehung Tauglichkeit zur Befriedigung irgend eines menschlichen Zwecks wahrnimmt, im engern Sinne aber besteht der Gebrauchswerth in der Tauglichkeit eines Guts als Mittel für einen oder mehrere bestimmte eigne Zwecke eines bestimmten Individuums, das jenes Gut entweder besitzt oder zu besitzen strebt. Der Tauschwerth eines Guts besteht in der Tauglichkeit desselben, sich für dieses Gut auf dem Wege des Tausches irgend ein anderes Gut zu verschaffen, gleichviel, dies andere Gut sey ein Gut von Gebrauchswerth für den Begehrer oder ebenfalls nur von Tauschwerth. Bloß sinnliche Güter können Tauschwerth besitzen, nie geistige, wie groß auch immerhin ihr Gebrauchswerth seyn mag. Mit dem verglichnen Tauschwerth hat der Preis (s. d. Art.) große Aehnlichkeit, beide sind aber nicht eins und dasselbe. Jener bestimmt bloß das Verhältniß des Tauschwerths mehrerer zum Tausche geeigneter Güter unter einander vermöge einer Vergleichung mit dem Tauschwerthe eines andern Guts, er zeigt nur den Grad ihrer Fähigkeit zum Tausche im Verhältnisse mit dem Tauschwerthe des zum Gradmesser angenommenen andern Guts an, es kommt dabei lediglich auf die Möglichkeit des Tausches an. Im Wesen des Preises hingegen liegt die Idee eines nicht bloß möglichen, sondern wirklichen Umtausches von Gütern, welche man bereits nach ihrem Tauschwerthe oder nach ihrem Werthe überhaupt verglichen hat. KM.

Wesel, eine preußische Stadt und starke Festung im jülich-cleve-bergischen Regierungsbezirke Cleve am Rhein, über welchen Strom eine fliegende Brücke führt, die jenseits durch einen Brückenkopf und das Fort Blücher vertheidigt wird. Sie ist die einzige eigentliche Festung am niedern Rhein und daher für den preußischen Staat von großer Wichtigkeit. Sie zählt 1460 Häuser und etwa 6200 Einwohnern, die sich von ihren Gewerben, besonders einer großen Branntweinbrennerei, einigem Handel und Schifffahrt nähren.

Weser, einer der größten Flüsse Deutschlands. Sie entspringt im hildburghausischen Amte Eisfeld, im heldriether Wald, heißt anfangs die Werra, und hat in einigen Gegenden angenehme Ufer mit schönen Wiesen. Bei Wanfried im Hessischen wird sie schiffbar, vereinigt sich bei hannövrisch Minden mit der Fulda, und erhält nun den Namen die Weser. Sie geht alsdann durch Niedersachsen, und nachdem sie in ihrem Laufe noch verschiedne andre Flüsse aufgenommen, ergießt sie sich unterhalb Bremen in die Nordsee. Von Minden an wird die Schifffahrt auf großen, flachen Fahrzeugen betrieben, und ist sehr bedeutend; nur sind die 21 Weserzölle für die Schifffahrt lästig. Der bedeutendste darunter ist der Zoll bei Elsfleth im Herzogthum Oldenburg, am Einfluß der Hunte in die Weser. Dieser Zoll wurde 1623 dem Herzoge wegen der kostbaren Dämme, durch welche der beste Theil des Landes gegen Ueberschwemmungen geschützt werden muß, vom Kaiser und Reich bewilligt; die Stadt Bremen hat jedoch dieser Verfügung stets widersprochen. Durch den Reichsdeputationshauptschluß vom J. 1803 wurde der Zoll zwar aufgehoben, aber seit einigen Jahren ist er von dem Herzoge wieder gefodert worden, und Bremen hat deßwegen neuerlich bei dem Bundestage zu Frankfurt Vorstellungen gemacht. Man rechnete ehemals den jährlichen Ertrag dieses Zolls gegen 80 — 100,000 Thaler. — Man hat unlängst (1817) den Vorschlag gemacht, die Weser mit der Elbe zu vereinigen.

Wesley (John), berühmt als erster Stifter der Methodisten (geb.

1702, gest. 1791), war der Sohn eines Geistlichen zu Epworth in der englischen Grafschaft Lincolnshire. Aufrichtige Frömmigkeit hatte ihn schon während seiner akademischen Jahre zu Oxford auf den Gedanken gebracht, sich dem Missionsgeschäft zu widmen, als der Umgang mit den Herrnhuthern, die er in Amerika kennen lernte und in Herrnhuth selbst besuchte, ihm die Idee einer Vereinigung seiner Anhänger zu einem kirchlichen Institut nach dem Muster der Brüdergemeine an die Hand gab. Die Verfassung der Methodisten ist hauptsächlich sein Werk und auch in den Eigenthümlichkeiten ihrer Lehre der Einfluß seiner Ueberzeugungen vorherrschend. Nachdem es zwischen ihm und Whitefield, seinem vorzüglichsten Mitarbeiter, zu einer Trennung gekommen war, blieb er das Oberhaupt der unter dem Namen Wesleyaner bekannten Methodistenpartei, deren bedeutender Anwachs durch seine vieljährige Thätigkeit als Vorsteher, Prediger und Schriftsteller ungemein befördert wurde. Er besuchte jährlich alle Gemeinen seiner Secte in den drei brittischen Reichen und predigte oft täglich drei bis viermal. Seine Schriften, poetischen, philologischen, philosophischen, historischen und theologischen Inhalts (über 100 Bände), sind meist Bearbeitungen älterer und neuerer Werke aus den Gesichtspunkten seiner Partei. Seine Predigten und kleineren ascetischen und historischen Aufsätze erschienen unter dem Titel: „Wesley's Werke" in 38 Bänden 1772—74 zu Bristol. Der Charakter dieses merkwürdigen Mannes war sanft und fest, ohne Eigennutz, doch nicht frei von Herrschsucht, seine äußere Darstellung, bei schmächtigem mittlern Körperbau, angenehm und ehrwürdig. (Vergl. d. Art. Methodisten.)

Westerhemde (von Vestis oder von Weiß) heißt das gewöhnlich mit Kreuzen durchnähte weiße Hemdchen, in dem die Kinder zur Taufe getragen werden, und daher auch die Kindertaufe selbst in einigen oberdeutschen Gegenden Wester. E.

Westerwald ist eine bergige Gegend an der Lahn und Lippe, auch die nördliche Wetterau genannt. Die ganze Gegend ist waldreich, aber rauh und kalt. Die Einwohner sind wenig wohlhabend, beschäftigen sich mit Kohlenbrennen und Holzarbeiten. Roggen und Hafer, Flachs und Rüben sind die Erzeugnisse, die der Landbau hervorbringt. Der Westerwald enthält die Grafschaften Isenburg, Wied, Siegen, Dillenburg, Sayn, Beilstein, Westerburg und Hadamar und nassauisches Land.

Westindien. In den schönen Gewässern des atlantischen Meeres, welche von Algen und Seegräsern wie mit einem grünen Teppich überzogen, unterirdische Gärten in ihrem crystallnen Spiegel zeigen, am Eingange des Golfs von Mexico, der Hondurasbay und des Caraibenmeers, liegt die reiche Inselwelt, welche Columbus Westindien nannte. Sie bildet einen ungeheuern Bogen, der von Florida aus im Norden (28° Br.) anhebt, und sich im Süden mit der Insel Trinidad (11° Br.) am festen Lande des spanischen Guiana endigt. Sämmtliche Inseln, — die 700 Bahamaeilande, die vier großen Antillen und die 70 kleinen Antillen oder Caraiben mit den 60 Jungferninseln, — zum Theil nackte Felsen, erscheinen dem Beobachter als die Trümmer einer großen Landfläche, welche der mächtige Umschwung der Erdkugel unter dem Aequator in seinem Fluthenwirbel verschlang. Dagegen vergrößern sich wiederum viele Antillen durch das seit Jahrtausenden fortarbeitende Seegewürm der Polypen, Tubularien und andrer Erbauer der Madreporen, Milleporen und sonstigen Korallen,

welche dieses ungeheure Meeresbecken gleichsam austapeziren. Besteht doch eine große Anzahl jener Inseln fast gänzlich aus kalchigen Wurmwohnungen! Indeß tragen mehrere auch die Spur vulkanischer Bildung an sich. — Der Schiffer unterscheidet unter den kleinen Antillen oder den caraibischen Inseln die Inseln im Winde (Windward-Isles, Isles du Vent), welche dem steten Ostwinde der heißen Zone am weitesten entgegenstehn; ihn also früher erhalten, und die Inseln unter dem Winde (Leeward-Isles, Isles sous le Vent), zu denen jener Wind wegen ihrer Lage später gelangt. Alle diese Inseln, mit Ausnahme der Bermuden und Caimanen, liegen in der heißen Zone; allen die Seewinde kühlen die Luft. Vom April bis zum November herrscht die ungesunde, nasse Jahrszeit oder der antillische Winter; in den übrigen Monaten ist die Luft heiter. Doch auch der Mai hat trockenes Wetter; dann zeigt sich die ganze Herrlichkeit des tropischen Sommers. Die Savannen (Wiesen) schmückt ein sammtartiges Grün. Unbeschreiblich schön sind alsdann die Nächte. Der Mond leuchtet weit stärker, als bei uns: die Venus strahlt wie ein zweiter Mond und große Schaaren Feuerfliegen erhellen die Wälder. Im August wird die Hitze drückend; hierauf entladet sich die elektrische Luft in furchtbaren Gewittern und der Dunstkreis in monatlangen Strömen. Erdbeben und Orkane verändern die Gestalt des Bodens. Außerordentlich ist die erzeugende Kraft dieser Länder. Doch waren vor Columbus hier kaum acht Arten vierfüßiger Thiere einheimisch, worunter das Moschusschwein und der Raton; die eigentlichen Hausthiere wurden aus Europa eingeführt. Dagegen belebt in der reichsten Abwechslung das schönste Gefieder die Waldungen, von dem großen Arras bis zu dem Sperlingspapagei. Die Mittelstufe zwischen dem Vogel und dem Schmetterling nehmen die von vielfarbigem Golde glühenden Colibri's ein. Der prächtige Flamingo bewohnt die Gestade; Fregatten, Albatrosse und andere Tropikvögel kreuzen über dem Meere, schöngespiegelte Enten durchplätschern die Gewässer. In den Wäldern spielen bunte Schlangen (meist unschädlich) und schönfarbige Eidechsen. Nur der Alligator schreckt zuweilen den Wanderer. In unerschöpflicher Fülle prangt das Pflanzenreich: und der mit dem Clima selbst wuchernde Europäer hat hier die Producte des Orients mit denen des Occidents zu vereinigen gewußt. Aber nicht bloß Pflanzen und Thiere hat sein Speculationsgeist aus der alten Welt nach Westindien hinübergeführt, auch Menschen. Indem er den Europäer mit dem Neger, und diesen mit dem Amerikaner vermischte, pfropfte er Stämme auf Stämme, und bildete dadurch neue Menschenracen. — Nach den Besitzern unterscheiden wir: I. das spanische Westindien. Zu ihm gehört: a) die größte aller Antillen, Cuba (2309 Q. M., 486,000 Einwohner, darunter 212,000 Neger), Columbus entdeckte sie 1492. Hier liegt einer der ersten Stapelplätze für beide Welten, und der Mittelpunkt des spanisch-amerikanischen Handels, die Havana (s. d. Art.), der Sitz des spanischen Generalcapitains, unter welchem außer Cuba noch Florida steht, mit mehr als 36,000 Einw. Unter mehrern ist die königl. Tabaksfabrik zu bemerken. Außer Tabak führt diese reiche Insel Zucker, Caffee, Kakao, Indigo, Gewürze, Wachs, Baumwolle, Ochsenhäute, Gold, Silber u. s. w. aus. (S. d. Art. Cuba.) — b) Porto-Rico mit der Hauptstadt gleiches Namens, in der Größe die vierte Antille und die östlichste (182 Q. M. 136,000 Einw., darunter 17,500 Sclaven). Sie steht nebst den spanischen Jungferninseln unter einem Generalcapitain. Der Anbau ist ganz vernachlässigt

Der Hauptreichthum der Colonisten besteht in Caffee und Hornvieh. Auch sind Zucker, Baumwolle, Reiß, Mais, Tabak, Ingwer, Kassia, Mastix, Cocos, Platanen, Gold, Silber, Blei und Salz unter mehrern andern Erzeugnissen zu bemerken. Hier gab es ehemals ganze Wälder des Mankanillen oder Manzinellbaums, dessen Saft eins der schärfsten Gifte, das Holz aber zu den feinsten Tischlerarbeiten brauchbar ist, und von Würmern nie angefressen wird. Um den Schleichhandel zu verhindern, gab die spanische Regierung im Jahr 1815 den Handel nach Porto-Rico auf 15 Jahre frei. — c) Von den 60 Jungfern- oder virginischen Inseln gehören den Spaniern aa) die Passage- und Schlangeninsel, zusammen 6¾ QM. mit 3000 Einw. Auf der unbewohnten Bieque- oder Krabbeninsel dürfen die Spanier (wie die Engländer u. Dänen) Holz fällen, jagen und fischen, aber keine Pflanzungen anlegen. bb) La Marguarita, 16⅓ QM. mit 16,200 Einwohnern und den kleinen Inseln in der Nähe Blanquilla, Tortuga u. a. Marguarita ist ungesund, aber sehr fruchtbar. Die unter Philipp II. so ergiebigen Perlenbänke, von welchen die Insel den Namen hat, sind jetzt erschöpft. Gegenwärtig ist diese Insel in den Händen der Insurgenten. — d) Der spanische Antheil an St. Domingo, welchen der Pariser Friede von 1814 Spanien zurückgab. Diese Insel, ursprünglich Hayti (1385 QM.), die reichste aller Antillen, wurde von Columbus 1492 entdeckt und Hispaniola genannt. Sie ist von vielen kleinen Inseln, Korallenriffen und Felsen umgeben. Orkane sind hier selten. In den ehemals an Goldadern reichen Gebirgen verräth der Bimsstein vulkanischen Boden. Wilde Felsenmassen mit hohen Bergwänden, die weit ins Meer hinauslaufen, zeichnen die spanische Küste aus. Das übrige Land ist mahlerisch schön, und mit der Fruchtbarkeit der bebauten Landstriche (8528 Plantagen) ist nichts zu vergleichen. Hornvieh, Pferde, Maulesel, Zucker, Ingwer, Kakao, Tabak, Baumwolle, Indigo, Mais, Kassavewurzeln sind die Haupterzeugnisse des spanischen Domingo, wo 300,000 Einwohner (darunter 30,000 Neger, die übrigen meistens Farbige) leben. Die Hauptstadt St. Domingo ist stark befestigt und hat 20 000 Einwohner. — II. Das bis jetzt noch von keiner Macht förmlich anerkannte Königreich der Schwarzen, Hayti, oder das ehemalige französische St. Domingo, seiner außerordentlichen Fruchtbarkeit wegen das Paradies von Westindien genannt. Es macht etwas mehr als ¼ der ganzen Insel aus. Davon betrugen die uncultivirten Gebirgsgegenden 1134 Q. Lieues; dennoch war die Ausbeute des kleinen Ueberrestes von 378 Q L. im J. 1789 über 135½ Mill. Livres. Und es blühten damals 793 Zucker-, 789 Baumwollen-, 6117 Caffee- 3160 Indigo- u. 54 Kakaoplantagen. Der Reiß ist von vorzüglicher Güte. Ueber die Geschichte von Hayti s. d. Art. Domingo. Die Volksmenge hat abgenommen, doch bearbeiten noch immer 250,000 Schwarze (der Name Neger ist nicht mehr im Gebrauch) das Land, und die Ausfuhr des Zuckers allein betrug im J. 1814 über 400,000 Centn. Die Sklaverei ist aufgehoben. Hayti hat drei Oberherren. 1. Christoph, ein geborner Neger, oder König Heinrich I., der unweit Cap Henri (ehemals Cap François) in dem neu erbauten Schlosse Sanssouci, mitten unter Trümmern, von einer herrlichen Gegend umgeben, residirt. Sein Heer ist 30,000 Mann stark, auf europäische Art gut ausgerüstet und wohlt geübt. Auch besteht eine Miliz von 33,000 Mann. Die Festung Fort Henri liegt auf einem unersteiglichen Berge. Eine Flotte wird gebaut. Die Preßfreiheit ist gesetzlich ausgesprochen, und europäi-

sche Cultur faßt immer mehr Wurzel. Die Hofsprache ist die französische. Deutsche und Engländer aber sind sehr gern gesehen. 2. Pethion, Präsident, ein Mulatte. Sein Gebiet im südwestlichen Theile der Insel ist durch eine wüste Ebene von Heinrichs Staaten getrennt. Pethion steht an der Spitze der Mulatten, welche er nach der im J. 1816 erneuerten Constitution republikanisch regiert. Er ist auf Lebenszeit ernannt, mit einem Gehalt von 40,000 Fr. Das Volk wählt den Nachfolger. Die Gewalt ist durch eine Kammer der Repräsentanten und einen Senat beschränkt. Sein Heer ist 20,000 M. stark; auch besitzt er mehr Kriegsschiffe, als Heinrich. — 3 Philipp Dos beherrscht einen Gebirgsstrich in der Mitte der Insel, dessen Gränzen 7000 M. vertheidigen. — Hayti steht mit England und Amerika in Handelsverbindungen. Ohne den Zucker schifft man jährlich eine Mill. Pf. Caffee, 10,000 Häute, viel Atlas-, Eben- und Zimmerholz, Vieh u. s. w. aus. — III. Das brittische Westindien begreift: a) Jamaika (s. d. Art.), 269 QM. mit 35,000 europäischen Weißen und Creolen und 319,000 Negern. Bei geringerer Fruchtbarkeit ist der Ertrag dieser Insel ungleich größer, als der des großen spanischen Cuba. In der Gebirgskette, die das Land von Ost nach West durchschneidet, sind die blauen Berge fast 8000 Fuß hoch. Schon in der Höhe von 4000 Fuß hört das Gedeihen der tropischen Früchte auf. Dagegen kommen höher im Gebirge die europäischen Producte vollkommen fort. Auch haben die Britten den Mango, den Sago, die Dattelpalme, den Zimmtbaum, den Brotfruchtbaum, das otahitische (sehr reichhaltige) Zuckerrohr und mehrere ostindische Gewürze nach Jamaika verpflanzt. Der Sitz des Gouverneurs ist in der Hauptstadt Kingston mit 5000 Weißen, 1200 Eingebornen und 11,000 Negern. Unter dem Gouvernement stehen auch die caimanischen Inseln, welche zu Nordamerika gehören, und reich an Schildkröten sind. Dahin gehören auch: b) die Bermudas- (Sommer oder Teufels-) Inseln, 400 an der Zahl, meist felsig und unbewohnt, zusammen 108 QM. mit 4800 weißen Einwohnern und 4700 Negern. Ihr Gouverneur hat seinen Sitz auf der größten Insel St. Georg. Folgende brittische Inseln aber liegen im eigentlichen westindischen Archipel: c) Die Lukaien oder Bahama-Inseln, Bruchstücke des festen Landes (Florida), von dem sie durch den Bahamacanal getrennt sind. Man zählt deren 700, meist bloße Klippen; zusammen 257 QM. mit 10,000 Einwohnern, die Fischer und Lootsen sind. Sie führen Baumwolle, Mahagoni-, Kampesche-, Brasilienholz, Salz, Ananas und andere Früchte aus. Von diesen submarinen Gebirgsspitzen hub unsere Kenntniß der neuen Welt an. Colon entdeckte hier zuerst (10. Oct. 1492) die Insel Guanahani (Guahani), und nannte sie St. Salvador. Sie heißt auch Cat Island. Auf der Hauptinsel Neu-Providence ist Fort Nassau, die wichtigste Stadt und der Sitz des Gouverneurs. — Von den Jungferninseln gehören den Engländern: d) Spanisch-Town oder Virgin Gorda und Tortola, beide 5 QM. mit 9000 Einwohnern, ferner die unbewohnte an Weiden sehr reiche Insel Anegada und 12 kleine Inseln. Sie sind wegen ihres Schleichhandels wichtig. Unter den übrigen kleinen Antillen besitzen sie: e) Antigua (4½ QM. mit 30,000 Einw., darunter 30,000 Neger), in Rücksicht ihres Reichthums an Zucker (jährlich 285,000 Centn.), Indigo, Tabak, Ingwer, Holzarten, Früchten, Vieh und andern Producten, eine der wichtigsten Besitzungen, mit der Hauptstadt St. Jons-Town, dem Sitz des Gouverneurs der Inseln unter dem Winde; zu seinem Gouvernement gehören noch aa) die Insel

St. Christoph oder St. Kitts (3 QM. 32,000 Einw., darunter 26,000 Neger). Die Ausfuhr aus dieser reichen Insel an Zucker, Rum und Baumwolle beträgt gegen 600,000 Pf. St. bb) Newis, ein ansteigendes Bergländchen, 1 QM. groß, mit 1000 Weißen und 8000 Negern, die vorzüglich Zucker bauen. cc) Montserrat (2 QM., 1300 Weiße und 10,000 Neger) erzeugt Zucker (6 Mill. Pf.), Baumwolle und Indigo. dd) Anguilla, Snake Island oder Schlangeninsel mit einem Salzsee (6 QM.), steht nebst der Insel Barbuda unter einem Vicestatthalter. Man erbaut Zucker, Tabak, Caffee, Baumwolle u. s. w. — f) Dominica, 13½ QM., in deren Mitte hohe Gebirge sich erheben; sie ist reich angebaut und der Sitz eines Gouverneurs. g) Die ebenfalls sehr fruchtbare Insel St. Lucie, 10⅛ QM., mit einem Vulkan. h) St. Vincent, 6½ QM., hat ebenfalls einen vulkanischen, übrigens sehr fruchtbaren Boden. Die Hauptstadt Kingston ist der Sitz des Gouverneurs der im Winde liegenden englischen kleinen Antillen. i) Barbados, 10½ QM., Sitz eines Statthalters; viele Pflanzungen auf derselben wurden im Negeraufstande (April 1816) vernichtet. k) Grenada und die Grenadillen. Jene, der Sitz des Gouverneurs, hat 8½ QM., diese, deren es gegen 30 gibt, sind zum Theil nicht angebaut. l) Tabago, die südlichste der caraibischen Inseln, 6½ QM., ist ebenfalls, wie die übrigen Zuckerinseln, reich an allen westindischen Erzeugnissen. m) Trinidad zwischen Tabago und der Orinokomündung, vom festen Lande durch den Meerbusen von Paria getrennt; eine orkanfreie Seestation. Hier bildete sich zuerst, schon 1798, unter Lord Melville's Begünstigung der Feuerheerd der spanisch-amerikanischen Insurrection. Die Insel ist 78½ QM. groß, mit 40,000 Einw., darunter 21,000 Sklaven und 1500 Indianer. Die Luft ist ungesund; der Boden zum Theil vulkanisch (ein Erdpechsee), aber sehr fruchtbar. Hauptort St. Joseph d'Orunna. — IV. Das französische Westindien. a) Guadeloupe, nach dem Verluste von St. Domingo, die wichtigste französische Antille, 30¾ QM. und 248000 Einw., worunter 98,000 Neger. Auch hier ist ein Vulkan. Hauptort Basseterre. Zu diesem Gouvernement gehören noch die Insel Desirade, 1 QM., Marie Galante, 4 QM. und les Saintes, 3 kleine Inseln, 6 QM. b) Martinique, 17 QM., mit 10,000 Weißen, 9000 Mulatten und 77,000 Negern. Seit 1815 sind hier 4 Häfen den Fremden eröffnet. Hauptort St. Pierre. — V. Den Dänen gehören folgende virginische Inseln: a) St. Thomas, b) St. Croix, wo Christianstadt der Sitz des Gouverneurs ist, und c) St. Jean, nebst einem Antheil an der Krabbeninsel, zusammen 8¼ QM. mit 43,000 Einw., darunter 37,000 Sklaven. Seit dem 17. Nov. 1815 sind die Freihäfen St. Thomas und St. Jean allen Europäern geöffnet. — VI. Den Schweden gehört die an sich unfruchtbare, 2⅝ QM. große Insel St. Barthelemi, mit 6000 Einwohnern, die ebenfalls alle westindischen Producte erzeugt. Hauptort Gustavia. — VII. Den Niederländern gehören die kleinen Antillen: a) St. Eustach (1 QM. besteht fast nur aus verloschenen Vulkanen), wichtig wegen des Schleichhandels; hat nebst der eben so großen Felseninsel Saba, 24,000 Einw., Sitz des Gouverneurs. b) Curassao, ebenfalls nur ein Felsen im Meere von 8½ QM., an sich unfruchtbar, aber trefflich angebaut, mit 14,000 Einw., darunter 7800 Neger. Hauptort Wilhelmstadt. Sitz des Gouverneurs. Freihafen St. Barbara, nebst einigen kleinern Inseln, Aruba, Aves und Bonaire; c) St. Martin, 5 QM., 6100 Einw., darunter 5000 Neger. — Die Ureinwohner

sämmtlicher Antillen sind rothbraune Caraiben, welche in geringer Zahl noch auf den Inseln St. Vincent, Dominica, Tabago und Martinique angetroffen werden; die schwarzen Caraiben sind aus einer Mischung mit Negern entstanden. Die Zahl aller Einwohner betrug 1791 1,460,000, darunter 1,200,000 Neger, die jährlich durch 100,000 neu eingeführte aus Afrika ergänzt wurden. In den Wildnissen der Gebirge leben die entlaufnen, räuberischen Maronneger. Von dem Europäer und Neger stammen die farbigen Menschen ab, der Mulatte, Terceron, Quarteron, Quinteron u. s. w. Die Eingebornen, welche von Europäern abstammen, heißen Kreolen. Außer den europäischen Sprachen hat sich eine kreolische Mundart gebildet. Alle Bewohner sind Christen, nur die Neger sind Fetischanbeter; doch gibt es unter ihnen thätige Missionsanstalten, vorzüglich die der Brüdergemeinde. — Wie wichtig der Anbau und der Handel dieser Insel seyen, beweisen die Zollregister. Schon vor 1790 führten die Engländer aus ihren Besitzungen auf 1815 Schiffen mit 21,000 Matrosen für 6½ Mill. Pf. St. Waaren aus. Ueberhaupt schätzte man damals die Ausfuhr sämmtlicher westindischer Producte auf 110 Mill. Thlr., darunter die französischen auf 46 Mill.; die spanischen auf 5, die dänischen auf 1½ und die niederländischen auf 8½ Mill. Thlr. An Zucker allein wurden über 7 Mill. Centn. und an Caffee 930,000 Centn. ausgeführt. Großbritannien gewinnt bloß durch Rum 2,454,000 Pf. St. Haupteinfuhrartikel aus Europa sind europäische Fabrikwaaren, Wein und Mehl, deren Gesammtwerth von Humboldt auf 13,300,000 Pf. St. schätzt. Je wichtiger der Besitz Westindiens für Europa ist, desto mehr Sorgfalt wendet, besonders die englische Regierung, auf eine liberale Verwaltung und auf ein zweckmäßiges Vertheidigungssystem dieser Inseln. Die meiste Gefahr ist von einem Aufstande der Neger zu fürchten; man hat daher Regimenter von Schwarzen errichtet, sie aber nach Europa (Gibraltar, Malta u. s. w.) versetzt. Das Los der Negersklaven aber ist durchaus gesetzlich gemildert. (S. d. Art. Sklaverei.) Die Kreolen, welche ihres Muthes wegen die entschlossensten zum Widerstande sind, werden so wie die Mulatten und freien Neger zu allen Verwaltungsstellen gelassen; auch ist überall dem Gouverneur ein Regierungsrath aus den Eingebornen beigesetzt. Endlich befolgt man gerechtere Grundsätze in Ansehung der Freiheit des Handels, und läßt die Colonien ihre Abhängigkeit vom Mutterlande so wenig als möglich fühlen. Am weitesten ist dagegen die spanische Regierung in ihrer Colonial-Verwaltungspolitik zurückgeblieben. Es konnte daher nicht fehlen, daß die spanischen Amerikaner das Joch unerträglich fanden und es abzuschütteln versuchten. Dieser Hang zur Unabhängigkeit hat sich nun zwar auf den spanischen Antillen noch nicht so mächtig geäußert, wie auf dem festen Lande des spanischen Amerika; allein er ist von St. Domingo und Trinidad ausgegangen, und hat in dem durch den Handel von Westindien beförderten Küstenverkehr seinen Nährstoff gefunden. Es ist daher mehr als wahrscheinlich, daß, wenn Spanien jene Politik nicht ändert, es im Laufe des 19. Jahrhunderts nicht bloß das feste Land, sondern auch seine Antillen verlieren wird. Schon hat Hayti das Beispiel gegeben. Hier und in Cuba nahm die spanische Unterjochung Amerika's — ein System von Grausamkeit und Raubsucht — ihren Anfang; hier wird die Befreiung des spanischen Amerika, die am Orinoco und La Plata siegreich begonnen, wenn sie Peru und Mexico seinen transatlantischen Tyrannen entrissen hat, ihren glorreichen Lauf vollenden. Unter dem Art. Südamerika

ist bereits eine kurze Uebersicht der spanischen Besitzungen in Amerika (vergl. d. Art. Mexico, Florida und Nordamerika) gegeben worden. An diese schließe sich hier die Geschichte des spanisch-amerikanischen Freiheitskrieges und die der neu entstandenen Republiken Venezuela und Buenos-Ayres, an, so weit dieselbe uns aus amtlichen Berichten, z. B. das Exposé to the Prince Regent of England by Mr. Walton (London 1816), die Artikel im El Espanol von Blanco White, und die Historia de la Revolucion de Mexico por el Dr. D. José Guerra, vorzüglich aus der Outline of the Revolution in Spanish America, by a South American, der bei vielen Ereignissen Augenzeuge war (London 1817, 8. 362 S.), bis zu Ende des J. 1817 bekannt geworden ist. (Vergl. d. Art. Miranda, Mina, Morillo, Bolivar und Mac-Gregor.) Eine interessante Vergleichung des nordamerikanischen Freiheitskampfes mit England, und des südamerikanischen mit Spanien findet man im Quart. Review. XXXIV. Lond. Nov. 1817, S. 530 folg. Das spanische Amerika, welches Carl V. d. 14. Sept. 1519 der Krone Castilien einverleibte, enthält gegenwärtig nach Morse: (American Geography) auf 235,672 Q.M. gegen 17 Mill. Einw., davon sind $\frac{1}{5}$ Spanier und Kreolen, $\frac{2}{5}$ Menschen vermischter Abkunft: Mestizen, Mulatten u. s. w., $\frac{1}{10}$ Ureinwohner oder Indianer, fideles, die sich den Spaniern unterworfen haben (die dies nicht gethan, heißen Indios bravos oder barbaros), $\frac{1}{10}$ sind Neger, die jedoch mehr wie Bedienten als wie Sklaven gehalten werden. Alle diese Classen hatten bisher verschiedne Rechte. Herren sind überall die Spanier und Kreolen; doch hat der Capeton, d. i. ein in Spanien geborner Weißer, fast allein Zugang zu den wichtigern Aemtern. Am meisten gedrückt sind die Indianer; vorzüglich in Peru, wo sie unter der Mita schmachten. Ueber diese Masse von Ländern und Völkern übte bis jetzt der spanische König durch den hohen Rath von Indien in Madrid die gesetzgebende Gewalt aus; die vollziehende war den vier Vicekönigen von Neuspanien oder Mexico, S. Fé de Bogata oder Neugranada, Peru und Buenos-Ayres oder die Provinz des Rio de la Plata; ferner den fünf Generalcapitainen von Guatimala, Venezuela, Chile, Havana oder Cuba und Florida und Portorico (nebst den spanischen Jungferninseln) anvertraut. Alle diese Statthalterschaften standen unter sich in keiner administrativen Verbindung, und das spanische Colonialsystem ward von jeher seiner drückenden Ungerechtigkeit wegen allgemein verabscheut. Wie zu allen Zeiten die Hoffnung der Schwärmer und der Muth kühner Abenteurer nach Amerika sich richtete, so waren auch, seit Montaigne bis Montesquieu, schon die Blicke des edlern Weltbürgers auf jenen Welttheil hingewandt, wo eine frischere Naturkraft den Keim europäischer Bildung in sich aufnahm. Längst fühlte der feurige Kreole die Schmach seiner Unterdrückung. Schon um 1750 entwarf ein Canarier, Leon, in Caraccas den Plan zu einer Verschwörung; allein diese ward entdeckt und Leon hingerichtet. Darauf brach in Peru 1780 ein Aufstand aus, der drei Jahre dauerte. Tupac Amaru trat als Inca von Peru an die Spitze des Volks; allein er ward besiegt und nebst seinen Anhängern hingerichtet. Auch der von einigen Kreolen und Spaniern in Caraccas 1797 gemachte Revolutionsplan ward entdeckt. Die Urheber Gual und Espanna entflohen. Letzterer ward in der Folge zu La Guayra gehangen. Nun erließ der Gouverneur von Trinidad im Namen des brittischen Ministers Dundas, einen Aufruf den 26. Juni 1797, in welchem er das spanische Volk

des festen Landes, Trinidad gegenüber, zum freien Handel und zum Widerstande gegen den Druck der spanischen Regierung förmlich aufforderte, mit der Versicherung des Beistandes Sr. großbrit. Majestät, es sey durch Waffen, Kriegsbedarf oder Truppen, indem „Se. großbrit. Majestät nichts beabsichtigen, als die Befestigung seiner Unabhängigkeit." Auch rüstete in der Folge England die Expedition des Generals Miranda im J. 1806 nach Venezuela aus, und sandte Whitelocke 1807 nach Buenos-Ayres; beide ohne Erfolg. Endlich brachte die Gefangennehmung der königl. span. Familie in Bayonne die lange verhaltne Unruhe zum völligen Ausbruch. Mit Ausnahme des einzigen Vicekönigs von Mexico, unterwarfen sich alle Vicekönige und Generalcapitaine den Beschlüssen Napoleons; nur das Volk widersetzte sich und verbrannte die französischen Proclamationen. Auch in der Folge scheiterten alle Versuche Napoleons und Josephs, und die Ränke ihrer geheimen Unterhändler, wie Dumolard u. A., an der Treue der spanischen Amerikaner. In Caraccas erklärten sich die Einwohner (Jul. 1808) für Ferdinand VII. Dasselbe that D. Xav. Elio, Gouverneur von Monte-Video, als Liniers, Statthalter von Buenos-Ayres, den König Joseph anerkannte. Elio errichtete eine Junta, was die hohe Junta von Sevilla gut hieß. Darauf entstanden ähnliche Junten für Ferdinand VII. in Mexico und Caraccas. Allein die Statthalter widersetzten sich. Der Vicekönig von S. Fé de Bogota jagte 1809 mit Gewalt die Junta von Quito aus einander; und ungeachtet der versprochnen Amnestie wurden die Patrioten in Quito verhaftet, und 300 davon d. 2. Aug. 1810 im Gefängnisse ermordet. Indessen schlossen sich die übrigen amerikanischen Junten an die Hauptjunta zu Sevilla an. Als aber die Franzosen Sevilla erobert hatten, da fürchtete Carracas die Unterwerfung der Halbinsel, und beschloß, um nicht das Schicksal Spaniens zu theilen, sich selbst frei zu machen. Die spanischen Statthalter wurden abgesetzt; doch nannte sich die Junta von Caraccas nur im Namen Ferdinands VII., d. 19. April 1810 die Junta suprema. Dagegen erkannten Guayana, Coro und Maracaybo die Regentschaft in Cadix an. Was Caraccas gethan, das erklärte auch die Junta von Buenos-Ayres, d. 25. Mai 1810, und die von S. Fé de Bogota d. 20. Juli, so wie die von Chile d. 18. Sept. In Mexico, wo der neue Vicekönig Venegas die europäisch spanische Faction aufrecht erhalten wollte, brach den 16. Sept. 1810 zu Dolores bei Guanaxuato die Insurrection aus. (S. weiter unten, Mexico.) Hierauf verfügte die Regentschaft in Cadix gegen die Küste von Venezuela eine Sperre, und sandte Truppen nach Caraccas, Coro, Panama, Vera-Cruz, Monte-Video u. s. w., um die Provinzen mit Gewalt zu unterwerfen. So foderte sie selbst Amerika zum Kampfe heraus. Die Cortes äußerten den heftigsten Haß gegen die Amerikaner, und die spanischen Heerführer gaben das erste Beispiel, daß sie Verträge brachen und die Gefangenen erschossen. Da bewogen die Grausamkeit und die Treulosigkeiten des Generals Callega in Mexico, des Generals Monteverde (nachher Generalcapitain von Venezuela) in Caraccas, des Generals Goyeneche in Peru u. A. m., deren abscheuliches Verfahren von Seiten der Regentschaft und der Cortes gebilligt wurde, die erbitterten spanischen Amerikaner sich sämmtlich im J. 1811 für unabhängig von der Regierung der Cortes zu erklären. Die Cortes hatten zwar im Oct. 1810 die bürgerliche Gleichheit aller Amerikaner und ihr Recht, eben so wie die Bewohner der Halbinsel, durch einen Deputirten auf 50,000 Seelen repräsentirt zu werden, feierlich beschlossen; als man aber

diesen Grundsatz ausführen wollte, sahen die Liberales ein, daß die Repräsentanten der Amerikaner nach diesem Maßstabe eine weit größere Zahl ausmachen würden, als die in Spanien; daher setzten sie in ihrer Constitution fest, daß kein, auch noch so entfernter, Abkömmling aus afrikanischen Blute Bürger seyn, noch Repräsentant werden, noch selbst repräsentirt werden sollte. Dadurch gewann man in den Cortes die Mehrzahl für die europäischen Spanier. Um desto entschloßner behaupteten die amerikanischen Junten ihre Unabhängigkeit, indessen noch immer im Namen Ferdinands VII. Nur Caraccas und Buenos-Ayres hatten sich, schon vor dessen Rückkehr nach Spanien, für eine vollkommene Unabhängigkeit von Spanien erklärt. Doch in der Folge erregte Ferdinands Verfahren gegen die Cortes und gegen die Liberales allgemein in Amerika Furcht und Argwohn. Das zu einem politischen Leben erwachte Amerika verwarf einen solchen König. Zwar mußte die englische Regierung bei ihrer engen Verbindung mit Spanien wünschen, daß die Colonien dem Mutterlande erhalten würden; Lord Liverpool äußerte schon d. 29. Juni 1810, wie England es gern sähe, wenn sich die amerikanischen Junten der Regentschaft anschlössen; auch nahmen im Juni 1811 die Cortes die von den Engländern angebotne Vermittlung ihres Streites mit den Colonien an; aber sie verwarfen die Vorschläge der englischen Regierung, so wie die der amerikanischen Deputirten in Spanien, insbesondre den des freien Handels, den England mit dem spanischen Amerika verlangte. Als endlich Ferdinand VII. den Thron von Spanien wieder bestiegen, befahl er den Südamerikanern im Juni 1814, die Waffen niederzulegen; allein da er keine von den gerechten Foderungen der Colonien anerkannte, vielmehr den General Morillo — einen Mann, der grausamer als Alba, Cortez und Pizarro verfuhr — mit 10,000 Mann nach Venezuela schickte, so verfehlte er selbst den einzigen günstigen Augenblick, um Alles wieder in die rechte Ordnung zu bringen. Zu spät erklärte er im J. 1817 in Caraccas eine allgemeine Amnestie. Und obgleich der blutige zehnjährige Kampf noch immer mit abwechselndem Glücke fortdauert, so ist dennoch in keinem Falle eine unbedingte Unterwerfung der Colonien denkbar. Die Völker werden auch dort ihre Rechte zu behaupten wissen. — Nach dieser allgemeinen Darstellung der Losreißung des spanischen Amerika von dem Mutterlande folge hier die Uebersicht des Ganges der Begebenheiten in dem Freiheitskampfe der einzelnen Provinzen. Kein Bürgerkrieg ist in der alten und neuen Zeit so treulos und blutiggrausam geführt worden, als dieser amerikanische Krieg von Seiten der Spanier. Sie nöthigten dadurch die Insurgenten zu ähnlichem Verfahren. Drei Länder sind der Hauptschauplatz dieser großen Begebenheit: Venezuela und Neu-Granada, Buenos-Ayres, nebst Chile und Mexico. Hier schlagen sich auf einem ungeheuern Raume Heere, selten über 1000 Mann stark, mit einer beispiellosen Erbitterung für oder gegen die Freiheit eines Welttheils. I. Die Republik Venezuela, ehemals das Generalcapitanat Caraccas, ist ein herrliches, fruchtbares Tropenland, das zwar kein Gold und Silber, dafür aber die edelsten Stapelwaaren Westindiens, vorzüglich den besten Tabak auf der Erde, Cacao, Caffe, Baumwolle und Indigo von vorzüglicher Güte erzeugt. Es enthält nebst Guiana auf 23,242 QM. eine Mill. Einwohner (ohne 128,000 Indios barbaros), darunter 350,000 Spanier und Kreolen, 350,000 Farbige und 250,000 Neger. Die übrigen sind Indios fideles. Der freiere Verkehr mit den Britten auf Trinidad, mit den Niederländern auf Curassao und mit den Nordamerikanern brachte unter der zahl-

reichen Classe der Gebildeten leicht Unabhängigkeitsideen in Umlauf. Schon von Humboldt bemerkte hier den Enthusiasmus des Volks für die Gründer der Freiheit Amerika's, für Washington und Franklin*). Neu-Granada, das die einträglichsten Goldminen der neuen Welt (jährlich 18,000 Mark) besitzt, hat nur theilweise an der Insurrection Theil genommen und sich mit Venezuela verbunden. Es enthält nebst Maines (dem Lande der Missionen) auf einem Raume von 64,957 Q. M. 2 Mill. Einw., und begreift a) die Landschaft Panama, b) das eigentliche Neu-Granada, c) Quito. Venezuela und Neu-Granada haben stets in einer gewissen Verbindung mit einander den Kampf mit Spanien geführt, ob sie gleich eigne, von einander unabhängige, Congreßregierungen hatten. In Venezuela gab Caraccas (die Hauptstadt mit 45,000 Einw.) zuerst dem spanischen Amerika das große Beispiel, welches 38 Jahre vorher (d. 26. Dec. 1773) Boston dem brittischen Nordamerika gegeben hatte. Miranda pflanzte hier (Ende d. J. 1810) die Fahne der Freiheit auf, und der Congreß von Venezuela erklärte darauf d. 5. Juli 1811 seine Unabhängigkeit im Namen der sieben vereinigten Staaten: Caraccas, Cumana, Barinas, Barcelona, Merida, Truxillo und Margarita. Er nahm die nordamerikanische Verfassung an, und Christoval de Mendoza ward mit derselben Vollmacht, wie der Präsident der vereinigten Staaten von Nordamerika, zum Präsidenten des Congresses ernannt. Miranda stimmte nicht für die föderative Verfassung. Indessen gelang ihm die Errichtung eines Patriotenclubs und im J. 1811 erhielt er den Heerbefehl an des Marquis von Toro Stelle. Darauf eroberte er (13. Aug. 1811) Valencia, welches man zum Sitz des Congresses der vereinigten Staaten von Neu-Granada bestimmte. Als aber das Erdbeben am 29. März 1812 (an einem grünen Donnerstag, dem Jahrestage der Revolution) die Städte Caraccas, la Guayara u. a. m. zerstört hatte, wobei 20,000 Menschen, darunter viele Soldaten, umkamen und eine Menge Kriegsgeräth vernichtet wurde, verlegte der Congreß von Caraccas seinen Sitz nach Valencia und ertheilte den 26. April 1812 dem General Miranda eine unbeschränkte Directorialgewalt. Allein die mit den demokratischen Grundsätzen der Constitution unzufriedenen Priester verdammten die neue Verfassung als dem Himmel mißfällig. Das Papiergeld verlor seinen Credit. Die Royalisten unter Monteverde drangen vor; viele Soldaten gingen zu ihnen über und Verrätherei überlieferte ihnen das Schloß Puerto Cabello. Da schloß Miranda mit Zustimmung des vollziehenden Raths von Venezuela eine Capitulation den 26. Aug. 1812, nach welcher er La Guayra, Caraccas, Barcelona und Cumana dem spanischen General Monteverde übergab, der dagegen eine völlige Amnestie zusicherte, jedem auszuwandern verstattete und dieselbe Constitution, welche die Cortes der spanischen Nation gegeben, in Caraccas einzuführen versprach. Allein diese Cppitulation ward von Monteverde nicht gehalten und Miranda gefangen nach Spanien geschickt (s. d. Art. Miranda). Solche Treulosigkeit entzündete den Bürgerkrieg aufs neue. In Cumana vereinigte ein kühner junger Mann, D. N. Marino, die Unzufriednen, nahm die Stadt Maturin in Besitz, und schlug die Angriffe der Spanier zurück, selbst den General Monteverde im Apr. 1813. Darauf befreite D. Simon Bolivar

*) Die Provinz Venezuela war einst das Eigenthum der berühmten Familie Welser in Augsburg, die sie 1528 von Carl V. für eine Schuld als ein castilisches Lehn erhielt, 1548 aber wieder verließ.

(s. d. Art.) Venezuela und Caraccas. Er hielt an letzterem Orte d. 4. Aug 1813 seinen Einzug. Allein im Juli 1814, als die Spanier gegen 70,000 Sklaven bewaffnet und ihnen die Freiheit gegeben hatten, mußte er Caraccas wieder räumen. Er schiffte sich nach Carthagena ein. Indessen sammelten die Generale Rivas und Bermudes in Maturin aufs neue die Patrioten. Hier schlugen sie die Angriffe der Spanier unter Morales und Boves zurück; doch am 5. Dec. 1814 bemächtigten sich die Royalisten Maturins, wobei Boves blieb. Rivas fiel in ihre Hände und ward erschossen. Darauf schiffte sich Bermudes nach der Insel Margarita ein. Hier hatten die Schleichhändler zum Schutze gegen die königlichen Küstenwachten Schiffe bewaffnet, die zuletzt als Corsaren einen einträglichen Caperkrieg führten, und sich der Insel selbst bemächtigten. Nun aber landete in der Mitte des Aprils 1815 der spanische General D. Pablo Morillo mit einem Heere von 10 000 Mann bei Carupano und Santa Marta an der Küste von Neugranada. Zwar sammelte Bolivar aufs neue die Trümmer des letzten Insurgentenheers; zu ihm stießen Marino und Mac-Gregor. Allein die Uneinigkeit zwischen Bolivar und Castillo, einem andern Anführer der Insurgenten, erleichterte Morillo's Fortschritte. Er besetzte die Insel Margarita und belagerte Carthagena. Nachdem hier mehr als 3000 Menschen vor Hunger gestorben waren, räumte der Gouverneur mit den Truppen den Platz am 5. Dec. 1815. Hierauf zog Morillo in das Innere von Neu-Granada. Sein General Morales hatte mit 3000 Mann Caraccas erobert, von wo nunmehr der spanische General Calzada in die Provinzen Pamplona und Tunja vordrang und ein andrer in die Provinzen Antioquia und Papaan, welche sich sämmtlich, nebst Socorro und Carthagena, unter dem Namen der vereinigten Staaten von Neu-Granada im J. 1811 für unabhängig erklärt hatten. Sie bildeten einen Föderativstaat. An der Spitze ihrer Truppen stand anfangs Nurino. Die Spanier hatten nach der Einnahme von Quito den fünften Mann der Vertheidiger dieser Stadt erschießen lassen. Seitdem ward der Krieg mit blutiger Wildheit geführt. Nurino gerieth, nachdem er einige Siege erfochten, im Juni 2814 in spanische Gefangenschaft und wurde erschossen. Darauf übernahm im Dec. Bolivar den Oberbefehl. Er unterwarf S. Fé de Bogata dem Congreß, welcher jetzt daselbst seinen Sitz nahm. Doch fehlte es nicht an innerm Zwist, was Morillo's Unternehmen erleichterte. Dieser zog am Magdalenenfluß hinauf gegen Ocana und sandte Sangil gegen die Provinz Socorro ab. Nach mehrern glücklichen Gefechten schlug jener bei Cachiri das Heer des Congresses von Neu-Granada gänzlich. Der Congreß löste sich auf und seine Generale Cerviez und Ricaute zogen sich in die Llanos zurück, wo der Guerilla Krieg den Spaniern vielen Abbruch that. Doch besetzte Morillo nach einer hartnäckigen Vertheidigung S. Fé de Bogota im Juni 1816, wo er mehr als 600 Personen hängen oder erschießen ließ. Unter den Hingerichteten befanden sich die Botaniker Caldas und Lozano, der Chemiker Cabal und eine große Anzahl ausgezeichneter Personen, deren Frauen sämmtlich verbannt wurden. In Cumana ließ Morillo ein Mädchen aus einer der geachtetsten Familien, weil sie zu Gunsten der patriotischen Partei gesprochen, auf einen Esel gebunden durch die Stadt führen und ihr von einem Neger an jeder Straßenecke und vor den Häusern ihrer Verwandten auf den bloßen Rücken 200 Peitschenhiebe geben. Aus Schmerz über diese Beschimpfung hungerte sich die edle Jungfrau zu Tode. Das geschah im Juni 1816. Unterdessen war Margarita wieder befreit worden. Darauf

raten Bolivar und Mac-Gregor mit frischen Truppen in Venezuela auf; letzterer besetzte den 13. Sept. Barcelona, während Brion mit der Flotille der Insurgenten die Küsten beherrschte. Als nun der spanische General Morales von dem Insurgentengeneral Piard d. 20. Sept bei Juncal und von Mac-Gregor d. 28. Oct. 1816 in der Ebene von Barcelona auf das Haupt geschlagen worden war, erhob sich die Republik Venezuela aufs Neue. Den Muth der Insurgenten belebte damals ein sehr merkwürdiger Mann, D. Jos. Cortes de Madariaga. Als ein thätiges Mitglied der Cortes in Cadiz hatte ihn König Ferdinand VII. in das Staatsgefängniß von Ceuta bringen lassen. Hier ward er durch brittische Fürsprache befreit, besonders auf Verwendung des Lord Camelford, dem Don Joseph auf dessen Reise durch die Südsee mit Vancouver wesentliche Dienste geleistet hatte. Nach seiner Befreiung begab er sich nach Südamerika und organisirte die Regierung der Insel Margarita, die wegen ihrer Lage am Fahrwasser der Küste so wichtig ist, und von wo aus die Capereien der Insurgenten unternommen werden. Im Namen der Regierung von Margarita erließ D. Jos. zu Pompatar den 23. Mai 1817 einen Aufruf an die Einwohner zu Venezuela, welcher ihnen Eintracht und Ausdauer empfahl. Unterdessen gewannen die Insurgentenheerführer Bolivar u. A. seit dem Februar 1817 über die königl. Truppen mehrere Vortheile. Dadurch wurden die östlichen Provinzen Guayana und Cumana mit Ausnahme der Hauptstädte befreit; auch die Provinzen Barinas, Merida und Truxillo schlossen sich an die wieder auferstandne Republik Venezuela an. Morillo's Unternehmung aber gegen die Insel Margarita im J. 1817 mißglückte völlig. Auch am Orinoko ward seine Macht von Bolivar, Piar, Marino und Paez beinahe ganz aufgerieben. Doch gewann er Zeit, da Bolivar mit den übrigen Insurgenten Heerführern nicht einig war, und sammelte an 7000 Mann, mit welchen er von Calaboso gegen Bolivar vorrückte. Man focht mit abwechselndem Glücke, bis Bolivar von dem Congreß der Republik zum Oberbefehlshaber und ersten Beamten der vollziehenden Gewalt ernannt wurde (s. d. Art. Bolivar). Die Spanier konnten sich jetzt nur noch in den festen Plätzen behaupten. Da erließ endlich Morillo aus Caraccas d. 27. Sept. 1817 eine allgemeine Amnestie erklärung welche jedoch keinen Eindruck machte, da die Treulosigkeit wie die Grausamkeit dieses Europäers den Kreolen und Mulatten, welche jetzt in Venezuela die Oberhand haben, kein Vertrauen einflößte. Ein einziger Insurgentengeneral, Piar, ein Mulatte aus Curaçao, ließ sich zur Verrätherei bewegen, ward aber deßhalb d. 16. Oct. zu Angostura zum Tode verurtheilt. Marino wurde wegen Ungehorsams abgesetzt. Den kleinen Krieg der Guerilla's gegen die Spanier setzten die Generale Bermudez Paez, Torres und Sarraza mit Erfolg fort *). So breiteten sich die Insurgenten, nachdem Paez die königl. Truppen bei Nutria im Nov. geschlagen hatte, am Ende des J. 1817 bis Santa Fé und Barinas aus und der Seecapitain Diaz belagerte San Fernando de Apures, welche Festung einen Theil der Schifffahrt auf dem Orinoko beherrscht. Ihre Macht bestand in 14,000 Mann regelmäßiger Truppen und auf dem Orinoko commandirte Brion 15 Canonierböte, jedes mit einem Achtzehnpfünder. Der spanische General Morillo stand zu Caraccas und Valencia. Auch hielt er noch die Städte Cumana und Barcelona besetzt, ohne jedoch Meister des Landes zu seyn. Er erwartete Verstärkung aus Europa. Un-

*) Doch wurde der Letztere am 4. Dec. bei Hovaza von den Spaniern geschlagen. Ob dies von Folgen gewesen, war nicht bekannt.

Bücher

Bücher sind Gedanken, die auf Papier gedruckt sind. Sie sind nicht zu verwechseln mit Gedanken, die nicht auf Papier gedruckt sind. Diese sind meistens besser.

Bücher sind Gedanken, die auf Papier gedruckt sind. Sie sind nicht zu verwechseln mit Gedanken, die nicht auf Papier gedruckt sind. Diese sind meistens besser.

Bücher sind Gedanken, die auf Papier gedruckt sind. Sie sind nicht zu verwechseln mit Gedanken, die nicht auf Papier gedruckt sind. Diese sind meistens besser.

Bücher sind Gedanken, die auf Papier gedruckt sind. Sie sind nicht zu verwechseln mit Gedanken, die nicht auf Papier gedruckt sind. Diese sind meistens besser.

Bücher sind Gedanken, die auf Papier gedruckt sind. Sie sind nicht zu verwechseln mit Gedanken, die nicht auf Papier gedruckt sind. Diese sind meistens besser.

Bücher sind Gedanken, die auf Papier gedruckt sind. Sie sind nicht zu verwechseln mit Gedanken, die nicht auf Papier gedruckt sind. Diese sind meistens besser.

Bücher sind Gedanken, die auf Papier gedruckt sind. Sie sind nicht zu verwechseln mit Gedanken, die nicht auf Papier gedruckt sind. Diese sind meistens besser.

Bücher sind Gedanken, die auf Papier gedruckt sind. Sie sind nicht zu verwechseln mit Gedanken, die nicht auf Papier gedruckt sind. Diese sind meistens besser.

Bücher sind Gedanken, die auf Papier gedruckt sind. Sie sind nicht zu verwechseln mit Gedanken, die nicht auf Papier gedruckt sind. Diese sind meistens besser.

Bücher sind Gedanken, die auf Papier gedruckt sind. Sie sind nicht zu verwechseln mit Gedanken, die nicht auf Papier gedruckt sind. Diese sind meistens besser.

nach welchem sich die Portugiesen zurückzogen. Hierauf versammelte sich in Buenos-Ayres ein Congreß, welcher drei hohen Beamten die vollziehende Gewalt übertrug; allein die Fortschritte der siegreichen spanischen Waffen in Peru bewogen den Congreß, den D. G. Pozadas zum obersten Director der Rebublik zu ernennen, dem ein Rath von sieben Mitgliedern an die Seite gesetzt wurde. Damals (i. J. 1814) nahm der Oberst Alvear Monte-Video mit Capitulation, nach welcher sich die spanische Besatzung nach Spanien einschiffen durfte; da jedoch die spanischen Generale in Peru ihre neuen Vortheile nur mittelst Verletzung der geschlossenen Verträge erlangt hatten, so ward jene Capitulation von der Republik nicht beobachtet. Dagegen bemächtigte sich der General Artigas als Oberbefehlshaber der östlichen Plataprovinz, wo er einen Theil von Paraguay unabhängig beherrschte, Monte-Video's und schlug die Armee von Buenos-Ayres. Nunmehr beschloß das Cabinet von Rio Janeiro, dem Fortschritt der Insurrection Einhalt zu thun, und deßhalb das östliche Plataufer in Besitz zu nehmen. In dieser Absicht landete ein portugiesisches Heer unter Lecor d. 23. Oct. 1816 im Plata bei Maldonado und besetzte Monte-Video ohne Widerstand im Jan. 1817. Hierüber entstanden aber Mißhelligkeiten mit Spanien, welche durch die Vermittlung der europäischen Hauptmächte noch nicht beigelegt sind. Die portugiesische Regierung hat sich nicht nur gegen Artigas, der sich an den Uruguay zurückgezogen, im Besitz des östlichen Plataufers behauptet, sondern scheint auch mit der Republik Buenos-Ayres in friedlichen Verhältnissen zu stehen. Diese Kreolenrepublik, welche gegenwärtig von den dreizehn Provinzen am la Plata neun in ihrer Gewalt hat, und in den übrigen den Guerillakrieg mit Erfolg fortsetzt, erlitt in ihrem Innern mancherlei Veränderungen. Endlich wählte das Volk einen neuen Congreß, der sich zu Tucuman versammelte, wo er den D. Martin Puyrredon zum obersten und einzigen Director der Republik ernannte. Hierauf erklärte der allgemeine Congreß der vereinigten Provinzen am Plata, d. 19. Juli 1816, zu S. Miguel del Tucuman, sämmtliche Länder dieses Stroms für gänzlich unabhängig von Spanien. Diese Kundmachung war unterzeichnet von dem Präsidenten Franc. de Laprida, 23 Deputirten und dem Dep. J. V. Sevrano, als Secr. Im J. 1817 d. 25. Oct. erließ der Congreß zu Buenos-Ayres ein andres Manifest, unterzeichnet von dem Präsidenten D. Pedro Ingnacio de Castro Barros, welches die Beschwerden der Colonien gegen Spanien und warum sie sich für unabhängig erklärt, enthielt. — In Chile hatte sich ebenfalls ein Congreß gebildet; allein der Ehrgeiz von drei Brüdern, Namens Carrera, welche sich die oberste Gewalt anmaßten, veranlaßte Unordnungen, weßhalb das von dem Vicekönig von Lima 1813 nach Chile gesandte Heer einige Vortheile erhielt. Die Colonisten setzten daher die Carrera ab, und übertrugen einem tapfern Offizier, O'Higgins, den Heerbefehl. Man schloß endlich einen Vergleich, nach welchem Chile die Regierung der Cortes in Spanien anerkannte, und eine gewisse Zahl Deputirte zu denselben schicken sollte. Allein der Vicekönig verwarf diesen Vergleich. O'Higgins wurde geschlagen. Hierauf eroberten die Spanier im Herbst 1814 die wichtigsten Städte der Provinz und verbannten die Häupter der Independenten auf die wüste Insel Juan Fernandez. Nun sandte Buenos-Ayres ein Hülfsheer, das unter dem General San Martin die große Kette der Anden überstieg, die Spanier bei Santiago schlug und den Congreß im Febr. 1817 wieder herstellte. Die Insurgenten eroberten die Festung Arauko, und die spanische Arme unter General Serna mußte sich mit Verlust nach Peru zu-

rückziehen. Ganz Chile ist gegenwärtig in der Gewalt der Republikaner, deren Oberdirector O'Higgins das Ganze leitet. Unter den Heerführern der Insurgenten in Chile haben sich vorzüglich Guimes und Madrid ausgezeichnet. Im Vicekönigreiche Peru (21,662 QM. 1½ Mill. Einw.) stand in der Provinz Larecaja 1815 und 1816 der Priester Mugnecas als Obergeneral an der Spitze der Insurgenten; allein er wurde im April 1816 gefangen und nebst 12 andern Häuptern hingerichtet; sein Anhang aber zerstreut. Auch in Lima sind mehrere Verschwörungen unterdrückt worden. Unterdessen befestigt sich die Republik Buenos-Ayres immer mehr. Sie hat eine Flotte unter dem Admiral Brown ausgerüstet, deren Unternehmen an der Küste von Peru jedoch verunglückte. Desto größern Schaden fügten jedoch die Caper der Südamerikaner dem spanischen Handel in der Südsee und im atlantischen Meere, bis in der Nähe von Cadix, zu. Nach den letzten Nachrichten hat der Oberdirector von Buenos-Ayres, D. Martin Puyrredon, wegen Kränklichkeit seinen Abschied genommen, worauf zu Ende 1817 der Brigadegeneral Asquerega zu seinem Nachfolger ernannt wurde. III. In Mexico, eigentlich Neuspanien, wovon Mexico nur eine Intendanz ist, der wichtigsten aller spanischen Colonien, hat die Insurrection bloß die innern westlichen Provinzen, besonders das Königreich Leon ergriffen. Nach Mina's Untergang im J. 1817 scheint dieses große Land beruhigt zu seyn. Ganz Neuspanien enthält auf 42,608 QM. 7½ Mill. Einw., darunter 1,200,000 Weiße, 1,800,000 Farbige und 2,831,000 Indianer. Das Volk ist, wie v. Humboldt es schildert, äußerst verweichlicht, bigott und von Priestern abhängig. Die Krone zog bisher aus dem Lande 40 Mill. Gld. jährliche Einkünfte. Der Bergbau lieferte jährlich 10,000 Mark Gold und 29,700 Mark Silber. — In Mexico bildete sich schon 1809 im Namen Ferdinands VII. eine Regierung, die der Junta von Sevilla den Gehorsam verweigerte. Der damalige Vicekönig Hurrigaray neigte sich auf die Seite der Independenten, berief eine Junta, und wollte seine Würde niederlegen, um der Nation zu dienen. Allein er wurde von den Altspaniern überfallen, als Verräther behandelt. Die Verfolgung der Freisinnigen brachte endlich die Revolution im J. 1811 völlig zum Ausbruch. Von dem Flecken Guanaxuato verbreitete sie sich nach allen Seiten, und bald standen gegen 100,000 Mann unter den Waffen. Sie stritten unter dem Banner der alten Kaiser von Mexico und trugen vor sich her das Bild der Jungfrau von Guadeloupe. An ihrer Spitze näherte sich 1812 der berühmte Hidalgo (ein ehemaliger Priester) siegreich der Hauptstadt Neuspaniens, Mexico, und alles schien ihm die Eroberung dieses wichtigen Platzes, der 140,000 Einw. hat, zu versprechen, als er sich unerwartet zurückzog, weil es ihm an Waffen und Kriegsbedarf fehlte. Venegas verwarf die von ihm gemachten Vergleichsvorschläge, so wie die Vorschläge der Junta von Sultepec. Darauf benutzte Calleja, der spanische Heerführer, Hidalgo's Unentschlossenheit, und nöthigte die Mexicaner an der Brücke von Calderon zu einer Schlacht in einer Stellung, wo sie von ihrer Menge keinen Vortheil ziehen konnten. Sie wurden völlig geschlagen, und Hidalgo, der durch die Verrätherei eines Insurgentengenerals nebst 1500 Officiern in Gefangenschaft gerathen war, starb auf dem Blutgerüste. Die Revolution schien beendigt; allein der grausame Uebermuth der Sieger kannte keine Gränzen. Sie traten die Rechte des Kriegs und die Gesetze der Menschheit mit Füßen, verwüsteten die Felder, verbrannten die Dörfer, und mordeten viele Tausende als des Aufruhrs schuldig. Kirchen wurden entweiht, der Priester Blut vergossen und Mädchen und

Mag. in Medicina Cap. 1. Quæ Medicina sit. Cap. 2. De Medicinæ Partibus. Cap. 3. De Medicinæ Inventoribus. Cap. 4. De Medicinæ Professoribus. Cap. 5. De Medicinæ Utilitate. Cap. 6. De Medicinæ Laudibus. Cap. 7. De Medicinæ Vituperatoribus. Cap. 8. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 9. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 10. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 11. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 12. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 13. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 14. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 15. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 16. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 17. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 18. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 19. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 20. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 21. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 22. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 23. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 24. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 25. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 26. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 27. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 28. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 29. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 30. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 31. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 32. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 33. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 34. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 35. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 36. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 37. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 38. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 39. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 40. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 41. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 42. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 43. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 44. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 45. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 46. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 47. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 48. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 49. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 50. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 51. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 52. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 53. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 54. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 55. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 56. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 57. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 58. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 59. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 60. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 61. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 62. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 63. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 64. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 65. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 66. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 67. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 68. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 69. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 70. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 71. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 72. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 73. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 74. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 75. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 76. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 77. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 78. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 79. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 80. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 81. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 82. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 83. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 84. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 85. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 86. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 87. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 88. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 89. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 90. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 91. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 92. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 93. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 94. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 95. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 96. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 97. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 98. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 99. De Medicinæ Vituperationibus. Cap. 100. De Medicinæ Vituperationibus.

Bedeutung, wie sie Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Jean Paul, Wieland, Klopstock, Hölty, Voß, Matthisson, Claudius, Bürger, Gleim, Uhland, Rückert, Platen, Heine, Grillparzer, Lenau, Mörike, Geibel, Freiligrath, Hebbel, Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer, Scheffel, Victor von Scheffel, Wilhelm Raabe, Fritz Reuter, Klaus Groth, Ludwig Anzengruber, Paul Heyse, Gustav Freytag, Julius Wolff, Felix Dahn, Ernst von Wildenbruch, Detlev von Liliencron, Richard Dehmel, Hermann Sudermann, Gerhart Hauptmann, Arno Holz, Johannes Schlaf, Otto Ernst, Max Halbe, Frank Wedekind, Hermann Bahr, Peter Rosegger, Hermann Hesse, Thomas Mann, Rainer Maria Rilke, Stefan George, Hugo von Hofmannsthal, Arthur Schnitzler, Richard Beer-Hofmann, Jakob Wassermann, Alfred Döblin, Carl Sternheim, Georg Kaiser, Walter Hasenclever, Ernst Toller, Fritz von Unruh, Franz Werfel, Leonhard Frank, Carl Hauptmann, Ernst Barlach, Alfred Mombert, Ernst Stadler, Georg Trakl, Else Lasker-Schüler, Gottfried Benn, Alfred Lichtenstein, Jakob van Hoddis, Walter Rheiner, Kurt Heynicke, Johannes R. Becher, Oskar Loerke, Wilhelm Lehmann, Ricarda Huch, Agnes Miegel, Hermann Stehr, Ina Seidel, Hans Carossa, Emil Strauß, Wilhelm Schäfer, Rudolf Alexander Schröder, Rudolf Borchardt, Rudolf Binding, Hans Henny Jahnn, Ernst Wiechert, Jochen Klepper, Reinhold Schneider, Werner Bergengruen, Gerhard Schumann, Wolfgang Borchert, Heinrich Böll, Günter Eich, Hans Erich Nossack, Wolfdietrich Schnurre, Alfred Andersch, Ilse Aichinger, Ingeborg Bachmann, Paul Celan, Hans Magnus Enzensberger, Martin Walser, Günter Grass, Peter Weiss, Uwe Johnson, Siegfried Lenz, Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt, Peter Handke, Christa Wolf, Thomas Bernhard, Elias Canetti, Nelly Sachs, Hilde Domin, Rose Ausländer, Ingeborg Drewitz, Marie Luise Kaschnitz, Ilse Langner, Gertrud Kolmar, Elisabeth Langgässer, Anna Seghers, Stefan Andres, Gertrud von le Fort, Elisabeth Schnack, Ernst Jünger, Erich Kästner, Wolfgang Koeppen, Arnolt Bronnen, Hans Fallada, Erich Maria Remarque, Lion Feuchtwanger, Arnold Zweig, Heinrich Mann, Alfred Neumann, Klaus Mann, Erich Ebermayer, Bruno Frank, Ödön von Horváth, Marieluise Fleißer, Irmgard Keun, Anna Gmeyner, Gabriele Tergit, Vicki Baum, Hermann Kesten, Joseph Roth, Stefan Zweig, Franz Kafka, Robert Musil, Hermann Broch, Ernst Weiß, Franz Blei, Alfred Polgar, Egon Erwin Kisch, Kurt Tucholsky, Walter Mehring, Erich Mühsam, Ernst Glaeser, Ernst Wilhelm Lotz, Hans Leip, Hans Sahl, Walter Jens, Alfred Kantorowicz, Stephan Hermlin, Peter Huchel, Wolfgang Hildesheimer, Hans Werner Richter, Alexander Kluge, Jurek Becker, Christoph Meckel, Peter Bichsel, Adolf Muschg, Gerd Gaiser, Hermann Lenz, Walter Kempowski, Dieter Wellershoff, Peter Härtling, Gabriele Wohmann, Ernst Augustin, Rolf Dieter Brinkmann, Nicolas Born, Karin Kiwus, Sarah Kirsch, Volker Braun, Wolf Biermann, Reiner Kunze, Franz Fühmann, Heiner Müller, Peter Hacks, Günter Kunert, Stefan Heym, Jurek Becker, Christa Reinig, Erich Fried, Ernst Jandl, Friederike Mayröcker, Peter Rühmkorf, Helmut Heißenbüttel, Ernst Meister, Hans Arp, Max Bense, Eugen Gomringer, Ludwig Harig, Franz Mon, Gerhard Rühm, Oswald Wiener, Konrad Bayer, Helmut Salzinger, Rolf Haufs, Jürgen Theobaldy, Nicolas Born, Peter Handke, Peter O. Chotjewitz, Rolf Dieter Brinkmann, Hubert Fichte, Wolfgang Bauer, Franz Xaver Kroetz, Rainer Werner Fassbinder, Peter Turrini, Gerlind Reinshagen, Botho Strauß, Tankred Dorst, Ulrich Plenzdorf, Peter Schneider, Bernward Vesper, Gudrun Ensslin, Ulrike Meinhof, Rainer Langhans, Fritz Zorn, Gerhard Zwerenz, Hans Christoph Buch, Peter Schneider, Rolf Hochhuth, Günter Wallraff, Hans Magnus Enzensberger, Erich Fried, Peter Weiss, Heinar Kipphardt, Peter Brasch, Christoph Hein, Volker Braun, Heiner Müller, Franz Fühmann, Stefan Heym, Günter Kunert, Sarah Kirsch, Wolf Biermann, Reiner Kunze, Jurek Becker, Christa Wolf

noch Sauerland, ein Name, der sich noch jetzt im Munde des gemeinen Mannes erhält. Als 1179 der mächtige Welfe, Heinrich der Löwe, in die Acht erklärt wurde, riß das Erzstift Cöln dieses Land an sich und erhielt es vom Reiche unter dem Namen Westphalen zur Lehn, worauf dieser Name auf das Land überging. Cöln behielt es bis zur Auflösung des Erzstiftes 1802, worauf dieses Land durch den Deputationsreceß in die Entschädigungsschale des Hauses Hessen-Darmstadt geworfen, aber 1815 von demselben an Preußen abgetreten wurde, welches es mit seiner Provinz Westphalen und zwar mit dem Regierungsbezirk Arnsberg verband. Bei seiner Abtretung 1815 enthielt es 72 QM. mit 134,715 Einw. in 18 Aemtern, 25 Städten und 539 Marktflecken und Dörfern. 2. Der westphälische Kreis enthielt nicht bloß das Land zwischen Weser, Rhein und Ems, sondern auch mehrere große Ländermassen jenseits des Rheins, aber nicht das eigentliche Herzogthum Westphalen, welches als Zubehör von Cöln zum churrheinischen Kreise gerechnet wurde. Seiner am Rheine gelegenen Zubehörungen wegen führte er kanzleimäßig auch den Namen des niederrheinisch-westphälischen Kreises. Er gehörte zu den größern Kreisen des vormaligen deutschen Reichs, und zählte unter seine Mitglieder: die Bischöfe von Münster, Paderborn, Osnabrück, Lüttich und Corvey, die Herzoge von Jülich, Cleve, Berg und Oldenburg, die Fürsten von Minden, Verden und Ostfriesland, die Grafen von Oldenburg, Ravensberg, Mark, Hoya, Diepholz, Schauenburg, Lippe, Bentheim, Tecklenburg, Lingen, Steinfurt, Rittberg, und viele kleinere geistliche und weltliche Herrschaften. 3. Das Königreich Westphalen. Der Frieden zu Tilsit hatte den Kaiser Napoleon zum Herrn aller preußischen Staaten diesseits der Elbe gemacht, so wie er die Länder der Churfürsten von Hessen und Hannover und des Herzogs von Braunschweig besetzt hielt und sich durch das Recht der Waffen zueignete. Noch lag es nicht in seiner Absicht, die Gränzen des Kaiserreichs über den Rhein zu erweitern; es gefiel ihm daher, aus einem Theile dieser Länder einen Filialstaat seines Reichs zu bilden, und so entstand das Königreich Westphalen, welches mit den sämmtlichen braunschweig-wolfenbüttelschen Ländern, den churhes. Ländern, mit Ausnahme von Hanau und Katzenelnbogen, mit den preußischen Provinzen Magdeburg diesseits der Elbe, Halberstadt mit Hohnstein, Hildesheim mit Goslar, Mansfeld, Quedlinburg, Eichsfeld mit Treffurt, Mühlhausen und Nordhausen, Stolberg-Wernigerode, Paderborn, Minden und Ravensberg, den hannöverischen Provinzen Göttingen, Grubenhagen mit Hohnstein und Elbingerode, und Osnabrück, dem nassau-oranischen Fürstenthume Korvey und der Grafschaft Rittberg ausgestattet wurde. Sein Flächeninhalt betrug 692$\frac{1}{6}$ QM., die Volksmenge 1,946,343 Individuen. Der 15. Nov. 1807 war der Schöpfungstag des jungen Staats. Napoleon gab ihm in seinem Bruder Hieronymus, einem 24jährigen Jüngling, seinen ersten Beherrscher, und eine Constitution, die zwar, ganz der französischen nachgebildet und alle alte Formen über den Haufen werfend, doch das Glück der Unterthanen hätte begründen können, wenn man sich fest auf sie gestützt hätte. Hieronymus erschien am 7ten Dec. in seiner Residenz Cassel, und trat die Regierung des Reichs, aber leider nicht als König, sondern, wie man nur zu bald kennen lernte, als bloßer französischer Präfect an. Die Lage des neuen Königreichs war nichts weniger als glänzend; alle Provinzen, woraus es zusammengesetzt wurde, waren durch das methodische Plünderungssystem der Franzosen mehr oder weniger ausgesogen und manche ganz erschöpft; dazu kam, daß der Kaiser sich zur Belohnung seiner Militäre die

Hälfte aller Domänen reservirt, daß er die Haltung einer Besatzung von 12,500 Mann in Magdeburg ausbedungen hatte, die Westphalen nicht allein beköstigen, sondern auch besolden und kleiden mußte, und daß außerdem noch gewisse Redevanten an Frankreich bezahlt werden sollten. Es konnte daher nicht fehlen, daß sogleich die Finanzen in die größte Verlegenheit gerathen mußten, besonders da alle Cassen leer waren, alles neu geschaffen und überdies eine Armee neu gebildet werden sollte. Es war ein Glück für das Reich, daß gleich anfangs an seine Spitze die ausgezeichnetsten Köpfe Westphalens traten und Gewicht genug bekamen, um den jungen unerfahrnen Monarchen zu leiten, und so ging das Ding anfangs ziemlich leidlich, und trotz der ungeheuern Verluste, die die Provinzen erfahren hatten, und trotz der unermeßlichen Geldbedürfnisse, die schnell herbeigeschafft werden mußten, sah man sich doch im Stande, eine ziemliche Einrichtung treffen und in kurzer Zeit eine Armee von 16,000 Mann aufstellen zu können. Die neuen Formen, die nun in allen Provinzen eingeführt wurden, der neue Rechtsgang, den die französischen Gesetzbücher bewirkten, und überhaupt alle die Neuerungen, die man mit der neuen Regierung bekam, waren zwar nicht geeignet, ihren Credit bei dem Volke zu gründen, doch gewöhnte man sich bald daran, und fand sein Schicksal selbst erträglicher, als das der Nachbarländer. Die Abgaben waren zwar drückend, aber doch nicht unerschwinglich, und gleicher vertheilt, als sie je gewesen; die neue Verfassung sicherte der größern Volksmasse Vortheile und Gerechtsame zu, die sie nur zu bald kennen und würdigen lernten. So verschwanden nach und nach die Vorurtheile, die man gegen dieselbe anfangs hatte, und die Regierung gewann bald eine große Festigkeit und Sicherheit. Der prachtvolle Hof und die unsinnige Verschwendung des Königs schadeten im Ganzen nichts, da der König seine bestimmte Civilliste und außerdem noch als französischer Prinz eine Million Franken zu verzehren hatte; es konnte daher der Nation gleich seyn, wie er damit wirthschaftete und es mußte ihr sogar lieb seyn, daß er solche im Lande ließ und dadurch das Geld in Umlauf brachte. Uebrigens konnte er, durch die Constitution gebunden, wenig Böses wirken, und der Wille, so viel Gutes zu thun, als in seinen Kräften stand, war gewiß nicht zu verkennen. Die ersten Zeiten seiner Regierung gingen auch so ziemlich glücklich hin; aber im J. 1809 entstanden, durch den österreichischen Krieg mit Frankreich veranlaßt, innere Unruhen; auf der östlichen Seite des Reichs brachen unter Schills Anführung feindliche Streifcorps in die Provinzen an der Elbe, im Süden entstand bei Marburg ein Bauernaufstand, und selbst die Residenz wurde nur durch ein Ungefähr von einer weit aussehenden Verschwörung gerettet. Dies gab Gelegenheit zu einigen harten Maßregeln und zur weitern Ausbildung der hohen Polizei, die nun als ein Schreckgespenst zwischen den Herrscher und das Volk trat. Der König sah sich auf die Vorstellungen Frankreichs gezwungen, sein Militär unverhältnißmäßig zu vermehren und es bis zur Stärke von mehr als 30,000 Mann zu bringen. Dies machte die Conscription nun äußerst lästig und vermehrte die Ausgaben, wofür so wenig der Finanzminister, als die zum zweiten und zum letztenmale herbeigerufenen Reichsstände Rath wußten. Man griff zwar zu einigen verzweiflungsvollen Mitteln, zur Verschleuderung einiger Domänen, wobei vielleicht zu leichtsinnig zu Werke gegangen wurde, und nahm zur Herabsetzung der Staatsschuld seine Zuflucht; aber alles dies half nur der augenblicklichen Noth ab, und das Uebel wurde zusehends größer. Doch schien das Königreich für diese seine Anstrengungen dadurch einen Ersatz zu erhalten, daß

im J. 1810 das ganze Hannöverische damit vereinigt wurde. Kaum hatte man indeß davon Besitz ergriffen, als eine andere Verfügung des Kaisers den größten Theil Westphalen wieder nahm, und selbst von seinen alten Provinzen Osnabrück, Minden und einen Theil von Ravensberg trennte und mit dem großen Kaiserreiche vereinigte. Es half nichts, daß der König diese Maßregeln zu Paris persönlich zu hintertreiben versuchte; er sah sich vielmehr genöthigt, nun auch die harten Colonialgesetze in ihrer ganzen Strenge im Umfange seines Landes in Ausübung zu bringen, worunter man jedoch im Ganzen in Westphalen weniger litt, als im übrigen Deutschland, da überall mit großer Schonung zu Werke gegangen wurde, und die Douanen dem Handel wenige Hindernisse in den Weg legten. 1812 stellte sich der König an die Spitze seiner Armee, und führte sie nach Polen, er selbst mußte zwar früher dieselbe verlassen und in sein Reich zurückkehren, aber das wirklich schöne, mehr als 24,000 Mann starke Heer fand mit den französischen seinen Untergang jenseits des Niemen, und nur unbedeutende Trümmer kehrten in ihr Vaterland zurück. Schnell wurde hierauf ein neues Heer organisirt, und 12,000 Westphalen begleiteten den Kaiser 1813 von neuem nach Sachsen, aber gleich nach den ersten Unfällen, die den Kaiser in Schlesien trafen, gingen zwei Cavallerieregimenter davon zu den Preußen über. Schon vor der Schlacht von Leipzig vertrieb Tschernitscheff den König aus seiner Residenz, und lös'te zwei Infanterie- und zwei Cavallerieregimenter vor den Thoren von Cassel auf, nahm auch selbst, doch nur auf drei Tage, Cassel in Besitz. Nach seinem Abzuge kam zwar der König in Begleitung eines französischen Truppencorps dahin zurück, aber nur, um daselbst die Nachricht von der Völkerschlacht bei Leipzig zu vernehmen, und dann seine Residenz und sein Land auf immer zu verlassen, nachdem er vorher noch alles, was sich in den Schlössern befand und selbst einen Theil der Schätze des Museums ausgeleert und wegführen lassen. Zwei Tage nach seinem Abzuge trafen die Russen zu Cassel wieder ein, und in wenigen Tagen war das ganze Königreich aus einander geflogen und allenthalben die alten Regierungen wieder eingesetzt. Das am 15ten Novbr. 1807 gegründete Königreich war am 20sten Oct. 1813 nicht mehr! 4. Die Provinz Westphalen. Sie ist im J. 1815 geschaffen und besteht aus den meisten Provinzen, die Preußen in dem ehemaligen westphälischen Kreise besitzt, nur mit Ausnahme der Herzogthümer Cleve und Berg und der Abteien Essen und Werden. Sie ist unter drei Regierungsbezirke vertheilt: a) Münster mit den Kreisen Münster, Teklenburg, Warendorf, Beckum, Lüdinghausen, Kösfeld, Recklinghausen, Borken, Ahaus und Steinfurt. b) Minden mit den Kreisen Stadt Minden, Land Minden, Rahden, Bünda, Herford Bielefeld, Halle, Wiedenbrück, Paderborn, Büren, Warburg, Höxter und Brakel, und c) Arensberg mit den Kreisen Hamm, Soest, Dortmund, Bockum, Hagen, Altena, Iserlon, Arensberg, Lippstadt, Brilon, Medebach, Bilstein, Witgenstein und Siegen, zusammen 356½ Q. Meile mit 991,899 Einw.

Westphälischer Friede wird der im J. 1648 in den beiden, im ehemaligen westphälischen Kreise gelegenen Städten Münster und Osnabrück geschlossene Friede genannt, durch welchen der verwüstende dreißigjährige Krieg geendigt, Ruhe und Sicherheit für Deutschland wieder hergestellt, und ein neues politisches System in Europa begründet wurde. Er ist deßwegen äußerst merkwürdig, und bis zu den Friedensschlüssen unsers Zeitalters ist für Deutschland keiner von so ausgebreiteter Wirkung gewesen. Daher wurde auch dieser Friedensschluß als das vornehm-

Ausgabe der Werke Lessings, die Lachmann besorgt hatte, und die Ausgabe der Briefe, die Maltzahn herausgegeben hatte, sind nicht mehr ausreichend. Es ist daher ein Verdienst, daß Boxberger eine neue Ausgabe veranstaltet hat, die sich durch Vollständigkeit und Genauigkeit auszeichnet. Sie ist in 23 Bänden erschienen und kostet 46 Mark. Wer sich eine Bibliothek deutscher Klassiker anschaffen will, kann sich keine bessere wünschen.

Ein Verzeichnis der Bücher, die Lessing besaß, ist bereits 1770 gedruckt worden. Es ist aber sehr unvollständig und ungenau. Boxberger hat es neu herausgegeben und mit Anmerkungen versehen. Es ist ein Beitrag zur Kenntnis Lessings, der nicht unwillkommen sein wird.

Ein Verzeichnis der Bücher, die Lessing besaß, ist bereits 1770 gedruckt worden. Es ist aber sehr unvollständig und ungenau. Boxberger hat es neu herausgegeben und mit Anmerkungen versehen. Es ist ein Beitrag zur Kenntnis Lessings, der nicht unwillkommen sein wird.

satze von Ostpreußen den Namen Westpreußen. 1793 kamen auch die Städte Danzig und Thorn in preußischen Besitz. Aber 1807 im Frieden zu Tilsit sah sich diese Krone gezwungen, einen Theil des Landes an Frankreich abzutreten, welches selbigen theils zum Herzogthum Warschau schlug, theils aus dem Gebiete der Stadt Danzig eine Art Freistaat bildete den es durch eine starke Besatzung deckte. Erst 1815 gab der wiener Congreß diese Landestheile an Preußen zurück, welches hierauf die südlichen Bezirke an der Netze zu der Provinz Posen schlug, aus dem eigentlichen Westpreußen aber unter seinem vorigen Namen eine besondere Provinz bildete, die die beiden Regierungsbezirke 1. Danzig mit den Kreisen Dirschau, Marienburg und Stargard, und 2. Marienwerder, mit den Kreisen Marienwerder, Christburg, Neuenburg, Kulm, Michelau, Kanitz, Kamin, Krone und Neidenburg enthält und auf 471½ Q. M., 560,128 Einwohner zählt.

Wetter, der verschiedene Zustand der Atmosphäre rücksichtlich ihrer Wärme, Trockenheit, Feuchtigkeit ꝛc. Er wird vom herrschenden Winde bestimmt (s. d. Art.). Westwind begünstigt in Deutschland Wolkenbildung und Landregen, Südwind bringt Wärme mit Gewitter, Ostwind macht trocknes helles Wetter, Nordwestwind Strichregen mit abwechselnden Sonnenblicken, Nordwind aber Regen. Jeder dieser Winde wirkt, durch seinen resp. Luftdruck ausgezeichnet, auf das Barometer, welches deßhalb vorzugsweise Wetterglas benannt ist (s. Wind). Am Hygrometer läßt sich die jedesmalige Feuchtigkeit der Luft erkennen, am Thermometer ihre Wärme. Die Ursachen dieser sichtbaren Veränderungen an jenen drei Instrumenten (wozu man noch das Electrometer für atmosphärische Electricität rechnen kann) machen das aus, was man gewöhnlich Wetter nennt; da sie von den Winden abhängen, mit ihnen entstehen und vergehen, so besteht eine richtige Wetterbeobachtung, wenn sie zur Voraussagung des Wetters dienen soll, hauptsächlich darin, daß man suche, durch Erfahrung die regelmäßige Erscheinung der Winde vorauszuwissen. Auf dem festen Lande werden diese durch geographische Einflüsse bedingt, es kann daher nur für jeden durch geographische Gränzen abgesonderten Erdstrich ein besonderes Wetterstudium der Art Statt finden, bei welchem alles was vom Winde gilt, zu Hülfe genommen werden muß. Die Kunst liefert uns dazu jene drei genannten Instrumente, Barometer, Thermometer, Hygrometer, die Natur hat in den Thieren und vielen Pflanzen noch empfindlichere gebaut, die dem aufmerksamen Beobachter Resultate von großem Interesse geben können. So ist Regen nicht weit, wenn Maulwürfe viel Haufen werfen, Ameisen alles unter die Erde räumen, Bienen nicht weit fliegen, wenn das Wild hastig frißt, wenn Füchse heulen, Rindvieh sich die Büsche sucht, Schafe viel springen, Esel die Ohren schütteln, wenn Reiher und Schwalben sehr niedrig fliegen, wenn Landvögel Wasser suchen und Wasservögel nach dem Lande truppweise fliegen. Löwenzahn und Gauchheil schließen nebst andern Gewächsen ihre Blumen vor dem Regen; stumpfe Hörner am Neumond, eine blauliche Sonnenscheibe am Morgen, groß scheinende Sterne gehen dem Regen voraus. Die entgegengesetzten Zeichen deuten auf schönes Wetter. Wind wird vorhergesagt durch blasse Sonne, durch rothen Mond, durch starkes Funkeln der Sterne; grünlicher Horizont am Himmel mit einzelnen Wolken deutet auf Sturm. Bekannt ist ferner, wie das Verkriechen einer Spinne, welches Kälte bedeutet, Holland erobern half; wie die Russen den harten Winter von 1812 durch den zeitigen Abgang der nördlichen Zugvögel voraus wußten. Fs.

Wetterau ist der Name eines ebnen, zum Theil von Bergen be-

Gesetz, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873. Vom 24. Mai 1887. (RGBl. S. 233.)

Gesetz, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873. Vom 24. Mai 1887. (RGBl. S. 233.)

Gesetz, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873. Vom 24. Mai 1887. (RGBl. S. 233.)

erhielt ungefähr um das J. 1031 nach dem unbeerbten Absterben des lausitzischen Markgrafen Odo die Markgrafschaft Lausitz, und als 1068 Ecubert I., Markgraf von Meißen, starb, erwarb er sich auch dessen Markgrafschaft. Dedo's nachmalige Unternehmungen sind in die Geschichte des Kaisers Heinrichs IV. verflochten. Dedo starb 1075. Sein Sohn, Heinrich der ältere, Graf von Eilenburg, und dessen Sohn, Heinrich der jüngere, besaßen die Markgrafschaft Meißen nur einige Zeit, und ihre Geschichte ist dunkel. Nach Heinrichs des jüngern Tode (1127) trat Konrad, Graf von Wettin, dessen Vater, Thym, zweiter Bruder Dedo's war, in seine Rechte, erbte dessen Patrimonialgüter, wozu auch die Grafschaft Eilenburg gehörte, und wurde vom Kaiser Lothar mit der Markgrafschaft Meißen belehnt; auch erhielt er (1136) die östliche Mark oder das nachmalige Markgrafthum Niederlausitz. Man gab ihm den Beinamen des Großen, und er war einer der angesehensten und mächtigsten Reichsfürsten. Kurze Zeit vor seinem Tode (1157) theilte er seine Länder unter seine fünf Söhne. In der Markgrafschaft Meißen folgte ihm Otto der Reiche, von dem zu seiner Zeit äußerst ergiebigen Ertrage der Bergwerke zu Freiberg so benannt. Diesem folgte sein ältester Sohn, Albrecht der Stolze, und als dieser (1195) ohne Kinder starb, der jüngste, Dietrich der Bedrängte. Dietrichs Enkel war Friedrich der Gebissene (admorsus), und dessen Enkel Friedrich der Streitbare, den Kaiser Sigismund (1423) mit dem Herzogthum Sachsen und der damit verbundnen Churwürde belehnte (vergl. auch d. Art. Sachsen).

Wettrennen. Dieses der engl. Nation eigenthümliche Spiel und Volksfest (das auch der jetzige König von Würtemberg 1818 in seinen Staaten eingeführt hat) ist fast in allen engl. Grafschaften üblich, gewöhnlich einmal (im Herbst oder Frühling) im Jahre; doch finden auch außerordentliche Rennen Statt. Alle Bewohner, Reiche und Arme, nehmen an diesen Festen Theil. Zu New-market werden jährlich außer den kleineren noch große Wettrennen gehalten, wobei alle Kenner und Liebhaber nebst einer Menge Glücksspieler sich einfinden. Für jedes Pferd, das mitläuft, wird ein gewisses Geld erlegt, je nach der Wichtigkeit des Wettkampfs, einige Guineen bis 1000 Stück. Der Betrag aller Einlagen ist der Gewinnst des Siegers. Die Anordnung der Feste und die Entscheidungen gehören vor gewisse Privatbehörden (gewöhnlich Vereine von den Eigenthümern der Pferde), die von der Regierung ganz unabhängig sind; doch gibt letztere (seit den Zeiten der Königin Elisabeth und Jacobs I.) noch goldene und silberne Schalen als außerordentliche Preise bei den großen königlichen Wettrennen, deren jährlich 60 in ganz England gehalten werden. Außerdem gibt es jährlich an 400 Privatwettrennen. Doch rechnen die Eigenthümer dabei mehr auf die großen Verkaufspreise an Liebhaber, die sich überbieten, und auf das Springgeld (jedesmal 3—30 Guineen und drüber), als auf jene Gewinnste; denn oft wird der schönste Renner überwunden, behält aber dennoch seinen entschiedenen Werth. Darum sind die Wettrennen kein bloßes Glücksspiel, sondern äußerst wichtig zur Aufmunterung der Pferdezucht, die nur dadurch einen so hohen Grad von Veredlung erhalten hat. Doch behaupten Kenner, es habe die gute Race abgenommen, weil man, um weitausgreifende Renner zu erziehen, mehr auf große, als auf wohlgebaute Stuten von reinem Stamme gesehen hat. Indeß geht nichts über die Sorgfalt, mit der man die Wettläufer wartet; auf jede Veränderung der Witterung wird dabei Rücksicht genommen. In ihren Ställen sind sehr oft Oefen, das Futter wird ihnen zugewogen, und wenn die

Zeit des Rennens herannaht, werden sie purgirt, klystirt u. s. w. Sie sind daher oft so weichlich, daß jedes rauhe Lüftchen sie krank macht. Das Wettrennen selbst, ein Fest, das von allen Ständen mit Leidenschaft geliebt wird, findet auf einem abgemessenen Platze Staat, wo der quadrat- oder cirkelförmige Weg durch weiß angestrichene Säulen, welche die Renner allezeit zur rechten Hand behalten müssen, bezeichnet ist. Die Weite, welche jedes Rennpferd laufen muß, beträgt vier englische Meilen. Da ein Pferd grade so viel Last tragen muß, als das andre, so wird ein gewisses Gewicht für die Jockeys, welche die Pferde reiten, vorgeschrieben. Ist ein Jockey leichter, so belastet man ihn mit so viel Gewicht, als ihm fehlt. Sind die Jockey's nebst den Sätteln und Zäumen oder Trensen ihrer Pferde von den geschwornen Richtern gewogen, so reiten sie, auf ein Zeichen mit dem Waldhorn, an die Bahn, wo sie sich vor einem aufgespannten Seile in eine gerade Linie stellen. Das Seil fällt, sobald geblasen wird, und das Reiten beginnt. Gewöhnlich wird obige Entfernung in 8 bis 9 Minuten zurückgelegt. Man hat Beispiele, daß ein Pferd dreimal in einem Nachmittage gelaufen ist, und jedesmal gewonnen, also über 24 deutsche Meile in 27 Minuten zurückgelegt hat. Zwischen jedem Rennen ist eine Pause von einer Stunde und länger. Sobald die Reiter am Ziele anlangen, werden sie wieder gewogen, ob sie nicht etwa unterwegs einen Theil der Gewichte weggeworfen haben. Stallknechte nehmen die Pferde in Empfang, wischen sie sorgfältig ab, reiben ihnen die Füße, besonders die Gelenke, mit Strohwischen, und zuletzt gießen sie ihnen spanischen Wein, einigen auch Franzbranntwein ein. Hierauf werden sie zugedeckt, und bis zu einem andern Rennen herumgeführt.

Wezlar, ehemals eine freie Reichsstadt, seit 1814 zur preußischen Provinz Niederrhein, Regierungsbezirk Coblenz gehörig, liegt in der Wetterau (s. d. Art.) an der Lahn, 6 Meilen von Frankfurt am Main, an einer Bergkette in einer sehr angenehmen Gegend. Im Jahr 1693 wurde das, seit 1806 völlig aufgelöst'te Reichskammergericht hieher verlegt. Die Sustentation der entlassenen Personen dieses Tribunals, deren Anzahl gegen 1000 war, veranlaßte mancherlei Unterhandlungen und Schriften. Durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25sten Febr. 1803 wurde die Stadt, nebst ihrem kleinen Gebiete, unter dem Titel einer Grafschaft dem damaligen Reichserzkanzler, nachmaligem Großherzog von Frankfurt, zugetheilt, der 1808 eine Rechtsschule daselbst errichtete. Im J. 1814 kam die Stadt mit ihrem Gebiet unter preußische Hoheit. Auf den Anhöhen bei Wezlar fiel am 15ten Juni 1796 ein Gefecht zwischen einem combinirten österreichisch-sächsischen Corps unter Werneck und den französischen Republikanern unter Lefevre vor, in welchem die letztern zurückgedrängt wurden.

Whaabis (Wahebis, Wehabis, nicht Wechabiten), eine Secte religiöser Schwärmer in Arabien, die seit einigen Jahren viel Aufsehen erregt haben, und dem Islamismus oder der Mohammedanischen Religion und der türkischen Oberherrschaft in jenen Gegenden gefährlich zu werden geschienen. Bei der großen Entfernung Arabiens von uns, und bei der Heimlichkeit, welche die türkische Regierung geflissentlich über die Vorfälle dieses Krieges beobachtet, können die Nachrichten, die wir bisher über die Wahebis erhalten haben, nur als historische Fragmente angesehen werden. Der Name dieser Secte kommt von ihrem Stifter Abdul Waheb, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte. Englischen Nachrichten zufolge war sein Geburtsort Ajen, eine Stadt

in dem an die arabische Wüste gränzenden Districte Al Ared, östlich von dem Landstriche zwischen Mecca und Medina gelegen. Man rühmt seine große Gelehrsamkeit, die er sich nach und nach zu Bassora, Bagdad und Damask erworben hatte. Er breitete zuerst in seiner Vaterstadt seine Lehren aus, und vor seinem Ende hatten alle Bewohner des Districts Al Ared sie angenommen und sich ihm unterworfen. Das Wesentliche seiner Lehre besteht in folgendem: Es ist nur Ein gerechter und weiser Gott. Alle sogenannte Propheten sind bloß als rechtschaffne und tugendhafte Männer zu betrachten; aber sie haben nie eine göttliche Eingebung gehabt, so wie es auch kein von Gott eingegebnes Buch gibt. — Er verwirft durch diese Sätze offenbar Mohammed und dessen Koran, und setzt an die Stelle der geoffenbarten Religion einen wirklichen Deismus. — Zu dem Sittengesetz, das er predigte, gehört auch dies, daß er seinen Anhängern den Gebrauch des Tabacks, Opiums und Caffee's streng untersagte. Bei der Unwissenheit der Araber mag es leicht möglich geworden seyn, daß ein Mann von Ansehn eine von dem bisherigen Glauben ganz verschiedne Lehre ausbreiten und sie dem großen Haufen annehmbar machen konnte. Mehr noch als dies mag aber wohl die Aussicht auf reiche Beute beigetragen haben, daß sich ein Verein mehrerer arabischen Stämme gebildet, der in wenigen Jahren so mächtig geworden ist, daß seine Herrschaft sich von Mecca an bis an den persischen Meerbusen und bis zum Mittelpunkt des sogenannten glücklichen Arabiens erstreckte. Dem Stifter der Secte, Abdul Waheb, folgte sein Sohn Abdul Azis oder Hazis in der geistlichen und weltlichen Gewalt, die er beide sehr vergrößerte. Wie Mohammed breitete er die neue Lehre mit Feuer und Schwert aus. Zwei Armeen, die der Pascha von Bagdad gegen ihn sendete, wurden von ihm völlig geschlagen. Ein Zug, den der Schekif von Mecca gegen ihn (1794) unternahm, war nicht glücklicher. Die Atubis, der mächtigste unter den arabischen Stämmen, welche die Meeresküste bewohnen, nahmen auch die Lehre Wahebs an, und beunruhigten und erschwerten die Schifffahrt auf dem persischen Meerbusen. Eben so beunruhigten die Wahebis die Caravanen der Pilger, die alljährlich aus dem ganzen türkischen Gebiet zu dem Grabe Mohammeds nach Mecca wallfahrten. Aber der empfindlichste Streich, der dem Islamismus versetzt wurde, war der Angriff, den Abdul Hazis (1803) auf die Stadt Mecca selbst unternahm. Mecca wird, als der Geburtsort Mohammeds und wegen der daselbst befindlichen heiligen Kaaba — einem alten Tempel, der noch von Abraham erbaut worden seyn soll — von den Muselmännern aller Secten für heilig gehalten; das Gesetz verbietet, sich diesem Orte jemals mit den Waffen in der Hand zu nähern. Aber Abdul Hazis achtete dieses Verbot nicht, eroberte den Ort, und nahm die dort aufgehäuften Schätze mit sich. Früher schon hatte er auch die Stadt Medina eingenommen, geplündert und das Grab Mohammeds zerstört. Auch Gedda (Dschedda), eine wichtige Handelsstadt mit einem Hafen am arabischen Meerbusen, 20 Stunden von Mecca, wohin jährlich viele Waaren aus Ostindien gebracht werden, fiel in die Hände des Siegers. Durch die Zerstörung der heiligen Oerter schien der Schlußstein des Mohammedanischen Lehrgebäudes vernichtet worden zu seyn. Aber es blieb nicht ungerächt. Ein eifriger Muselmann, durch die Entweihung der Grabstatte des Propheten äußerst erbittert, unternahm die beschwerliche Reise durch die Wüste und tödtete, gegen Ende des Jahres 1803, mit Aufopferung seines eignen Lebens, den furchtbaren Abdul Hazis. Von diesem Eroberer erzählt man, daß er im Reden und Schreiben eine äußerst

einfache, von dem weitschweifigen und pomphaften orientalischen Styl ganz verschiedne Manier beobachtete. Man glaubte darin eine Spur europäischer Bildung zu finden, und daher mochte wohl die seltsame Sage gekommen seyn, daß ein französischer Exjesuit an der Spitze der Secte stehe, oder vielmehr die Empörung gegen die Pforte unter dem Vorwande der Religion leite, um andern Absichten zu dienen. — Die Nachrichten, die man im Allgemeinen über die Wahebis erhalten hat, sind folgende. Man glaubte vor einigen Jahren, daß ihr Heer 80 bis 90,000 Mann stark sey. Der größte Theil derselben reitet auf Cameelen; ihre vorzüglichsten Waffen sind Schwert und Spies. Sie haben auch eine Artillerie, die aber unbedeutend ist. In Lebensart und Sitten gleichen sie den Beduinen (s. d. Art.). Sie leben gewöhnlich unter Zelten, doch haben sie auch einige Städte und Festungen. Die Wüsten, die man erst durchdringen muß, um zu ihnen zu gelangen, sind in gewisser Art ihre Wälle und machen den Krieg mit ihnen sehr schwierig. Der Nachfolger Abdul Hazis und jetziger Anführer der Wahebis ist Abdallah Ben Sond. Die Pforte fand für nöthig, den Krieg gegen diese gefährlichen Feinde mit größerm Nachdruck als vorher zu führen. Der unternehmende Statthalter von Aegypten, Mohammed Aly Pascha, erhielt dazu den Auftrag. Er sendete seinen ältesten Sohn, Jussuf Pascha, mit einem Heere wider die Wahebis, der über sie verschiedene wichtige Vortheile erhielt, und ihnen Mecca und Medina wieder entriß, aber plötzlich von der Pest hingerafft wurde. Nach neuern, im December 1817 zu Constantinopel eingegangenen und wiederholt bestätigten Nachrichten hatte der zweite Sohn des Statthalters von Aegypten, Ibrahim Pascha, einen entscheidenden Sieg über die Wahebis erhalten. Die Schlacht war zu Mauwiah, sieben Tagemärsche von Drehyeh, der Hauptstadt der Wahebis, vorgefallen. Ihr Anführer Abdallah Ben Sond, hatte sich nach der Festung Baridah, vier Tagemärsche von Drehyeh entfernt, zurückgezogen, um da seine Truppen wieder zu sammeln. Die Niederlage soll, den türkischen Nachrichten zufolge, so vollkommen gewesen seyn, daß man hoffte, die Herrschaft der Wahebis würde ganz zerstört werden können, wenn ihre Hauptstadt erobert würde. Ob diese Hoffnung gegründet sey oder nicht, muß der Erfolg lehren. Wenn auch die Macht der Wahebis nicht so furchtbar seyn mag, als einige Berichte sie schildern, welche die Zahl der Anhänger dieser Secte gegenwärtig auf zehn Millionen Seelen angeben; so dürfte doch eine gänzliche Unterjochung derselben, wegen der Ausdehnung und natürlichen Beschaffenheit der arabischen Wüste, wenigstens sehr schwierig, wo nicht unmöglich seyn.

Whigs, s. Torys.

Whiston (William), ein berühmter englischer Gelehrter, der (geboren 1667 zu Northon) anfangs als Lehrer der Mathematik zu Cambridge einen solchen Ruhm sich erwarb, daß Newton ihn selbst zu seinem Nachfolger in der Professur der Mathematik zu Cambridge empfahl. Indessen war doch sein Hauptstudium die Theologie und er widmete sich hauptsächlich den Sprachen und der Philosophie, ward auch Vicarius zu Lowestoft. So blieb sein Ruhm unangetastet, bis er im J. 1708 eine Hauptlehre des Christenthums, die von der Dreieinigkeit, zu bezweifeln anfing, welches ihn in so viel Verdrießlichkeiten zog, daß ihm sogar 1710 sein akademisches Amt genommen wurde. Man belangte ihn nun auch vor dem geistlichen Gerichtshofe; seine Schriften wurden verdammt, jedoch in Rücksicht seiner Bestrafung wurde nichts weiter vorgenommen, und der Prozeß blieb am Ende liegen. Whiston aber blieb standhaft bei

seiner Meinung von der Dreieinigkeit und begab sich hierauf mit seiner Familie nach London, wo er, um sich Unterhalt zu verschaffen Unterricht in den mathematischen Wissenschaften gab. Hier war es auch, wo er mit seinem Freunde Ditton den vom Parlamente auf die Erfindung, die Länge des Meeres zu erforschen, ausgesetzten Preis von 20,000 Pf. Sterl. zu verdienen suchte, ohne jedoch denselben zu erlangen. — Der kenntnißreiche und talentvolle Mann starb 1755 in ziemlich mißlichen Umständen, nachdem er sich auch noch durch Erfindung einer Maschine merkwürdig gemacht hatte, wodurch die vor Anker liegenden Schiffe weder durch Ungewitter weggetrieben, noch durch die Gewalt der Wellen gebrochen werden können.

Whistspiel. Dieses aus England nach Deutschland verpflanzte Kartenspiel hat seinen Namen daher, weil es große Aufmerksamkeit und deßhalb Stille erfodert. — Es wird gespielt von vier Personen, von denen je zwei und zwei zusammen mit gemeinschaftlichem Interresse spielen. Dieses wird durch das Ziehen von Karten bestimmt so daß die, welche die zwei höchsten, und die, welche die zwei niedrigsten erhalten, zusammen kommen. Die Verbundenen sitzen stets einander gegenüber, auf jeder Seite durch einen Gegner getrennt. Wer die niedrigste Karte erhielt, gibt zuerst und zwar jeder Person auf einmal nur eine Karte, bis er zur letzten kommt, welche die seinige ist. Diese legt er auf und sie bestimmt den Trumpf, auch bleibt sie so lange liegen, bis jeder eine Karte ausgespielt hat. Der, welcher zur Linken des Gebers sitzt, spielt zuerst aus, und wer den Stich bekommt, spielt wieder aus, so geht es fort, bis sämmtliche Karten ausgespielt und alle Stiche gemacht sind. Die Stiche über sechs heißen tricks und werden gezählt. Das As, der König, die Königin und der Bube (vale.) werden honneurs genannt, und zählen auch, ohne einen Stich zu machen, vier; fehlt aber eins von diesen vier Blättern, so daß es nur drei sind, dann zählen sie nur für zwei und heißen deux honneurs, allein hierbei werden beider Zusammenspielenden Karten, nicht eine allein, berücksichtigt. Die honneurs werden daher, wenn sie nicht in einer Karte sich befinden, erst durch das Spiel erkannt. Das Spiel selbst aber besteht aus zehn Polnis, welche Partei diese zuerst gewinnt, hat das Spiel gewonnen. Man spielt, ohne die Plätze zu wechseln, so lange, bis eine Partei zwei Spiele gewonnen hat. Zwei gewonnene Spiele machen einen robber, der noch besonders bezahlt wird. Dann wechselt man die Plätze; gewöhnlich endigt sich mit drei robber die Partie. Die Stiche im Spiele, die man gewinnt, nebst den honneurs, werden durch Marken auf dem Tische bezeichnet, so daß man jeden Augenblick sehen kann, wie das Spiel steht. Man muß in diesem Spiele vor Allem die Karte des Mitspielenden zu erforschen suchen, welches man Invitiren (Einladung zur Entdeckung seiner Lage) nennt; dies geschieht durch Ausspielen eines niedrigen Blattes in einer Farbe, wo man glaubt, daß der andere vielleicht den Stich werde machen können. Die angespielte Farbe muß bekannt werden. Stechen kann der Gegner nur, wenn er sie nicht hat. Man muß, um den Stand des Spieles in jedem Momente beurtheilen zu können, durchaus wissen, was gespielt worden und wer es gespielt hat, deßhalb ist die höchste Aufmerksamkeit nöthig und eine Feinheit des Spiels beruht darin, daß man durch Aufsparung entscheidender Blätter in eigner Hand den Gegner im Schach hält, und das Spiel immer wieder an sich bringt, und es zu leiten sucht. Eine andere Regel ist die, dem Gegner die hohen Trümpfe abzunöthigen, dadurch, daß man zu rechter Zeit entweder hoch fordert oder hoch sticht. Uebrigens ist das

Mr. Lee's Letter and Papers relative to the Longitude.

Mr. Lee's Letter and Papers relative to the Longitude.

Sir,

I have the honour to transmit to you, for the information of the Board of Longitude, a Paper containing the Solution of a Problem, which I have lately had occasion to make use of in my Observations for the Longitude, and which I have found to be very convenient in practice. I am, Sir, your most obedient humble servant,

Observatory, Feb. 1, 1826.

J. Lee.

To the Secretary of the Board of Longitude.

Problem.

Given the Latitude of the Place of Observation, the Declination of the Sun, and the Altitude of the Sun's Centre, to find the Hour-Angle.

Let ϕ = the Latitude,
δ = the Declination,
h = the Altitude,
t = the Hour-Angle,
s = the Sum of the Latitude, Declination, and Altitude,
r = the Radius.

Then $\cos t = \frac{\sin h - \sin \phi \sin \delta}{\cos \phi \cos \delta}$

$= \frac{\sin h + \cos(\phi + \delta)}{\cos \phi \cos \delta} - 1$

$= \frac{\sin h + \cos(\phi + \delta)}{\cos \phi \cos \delta} - \frac{\cos \phi \cos \delta}{\cos \phi \cos \delta}$

$= \frac{\sin h + \cos(\phi + \delta) - \cos \phi \cos \delta}{\cos \phi \cos \delta}$

$=

Melville (ehemals Dundas), der an der Spitze des Admiralitätshofes stand, wegen schlechter und eigennütziger Verwaltung des Schatzmeisteramtes der Marine öffentlich anklagte. Zwar traf dieser Vorwurf mehr die Unterbeamten; indeß konnte Pitt den Lord nicht vor einem Staatsprozeß (Impeachment), der den 29sten April 1806 seinen Anfang nahm, schützen. Melville legte seine Stelle nieder, und ward aus der Liste der kön. Geheimenräthe gestrichen. Whitbread sprach bei dieser Gelegenheit bloß für die Sache, ohne mit leidenschaftlicher Heftigkeit die Person des Angeklagten anzugreifen; er ließ seinen Talenten und übrigen Verdiensten, so wie der Verwaltung des nun verstorbenen Ministers Pitt alle Gerechtigkeit wiederfahren. Der Prozeß dauerte nur 13 Tage, und Melville ward den 12ten Juni losgesprochen. Die neue Verwaltung unter Fox, dem Grafen Grey (Whitbreads Jugendfreund und Schwager) und Lord Grenville hatte im Allgemeinen an Whitbread eine kräftige Stütze; doch behauptete er auch gegen sie seine Unabhängigkeit und galt für einen „intractable," unbeugsamen Mann. Offen und männlich widerlegte er die gehässigen Bemerkungen des Sir Francis Burdett in Ansehung der Grundsätze des neuen Ministeriums. Es entstand hieraus zwischen beiden ein Briefwechsel, der ohne die Vermittelung der gegenseitigen Freunde einen Zweikampf zur Folge gehabt haben würde. Uebrigens bewachte Whitbread mit patriotischer Eifersucht jeden Schritt der Minister, welcher eine Ausdehnung der königl. Vorrechte zu beabsichtigen schien. Im Febr. 1807 beschäftigte er sich mit einer Prüfung der vorhandenen Gesetze, die Armen betreffend. Als nach Fox Tode die von Whitbread eifrig unterstützten Friedensunterhandlungen mit Frankreich sich zerschlugen und nach Grenville's Abgang aus dem Ministerium ein neues Parlament berufen wurde, erließ er den 28sten April ein freimüthiges Schreiben über das Verhalten des Unterhauses an die Wahlmänner von Bedford. Aufs neue zum Stellvertreter der Nation ernannt, arbeitete er, um den sittlichen Zustand der Armen zu verbessern, on der Einführung des schottischen Parochialschulsystems in England; doch konnte er kein Gesetz deßhalb zu Stande bringen, sondern blos Privatunternehmungen durch sein Ansehn und sein Beispiel unterstützen. Als bald darauf Buonaparte Spanien überzog, sprach er mit Eifer für die Sache der Unabhängigkeit der spanischen Nation, und gegen die ungerechte Herrschsucht des französischen Kaisers. Eben so nachdrücklich tadelte er mehrere Beschlüsse des wiener Congresses, vorzüglich die in Ansehung Sachsens, so daß die Königin von Sachsen selbst einmal bei Tafel sich dankbar äußerte, wie sehr sie die edle Theilnahme des Hrn. Whitbread an dem Schicksale ihres Gemahls zu schätzen wisse. Die Achtserklärung, welche der Congreß gegen Napoleon erließ, als dieser von Elba in Frankreich einfiel, erklärte er für ungerecht, besonders weil sie ihm einen Meuchelmord zu billigen schien. Eben so tadelte er den Krieg gegen Frankreichs Beherrscher im J. 1815 als unpolitisch, und mißbilligte durchaus jeden Versuch, die Bourbons mit Gewalt wieder einzusetzen oder den Franzosen eine Regierung vorzuschreiben. Indeß gab er, ohne jedoch von jenen Grundsätzen abzuweichen, mit vollem Herzen seine Stimme zu Errichtung eines Denkmals der Nationaldankbarkeit für den Sieger von Waterloo. Bei dieser tiefeindringenden Theilnahme an allen Parlamentsverhandlungen, bei der vielfachen Aufsicht auf seine Brauerei, auf seine Landgüter und sein großes Hauswesen, das allein einen Mann von herculischer Thätigkeit erfoderte, entschloß er sich in einer unglücklichen Stunde, noch die höchst verworrenen Angelegenheiten des Drurylane-Theaters zu besorgen.

Es gelang ihm, die verwickeltsten Rechnungen in Ordnung zu bringen, alle Theile auszugleichen, und den prächtigen Aufbau des neuen Schauspielhauses im J. 1812 zu Stande zu bringen. Allein so viel anstrengende Arbeit erschöpfte seine Gesundheit. Seine Gestalt verfiel, sein Muth sank; er fühlte sich laß und schläfrig, dabei reizbar, und glaubte zuletzt sich von der öffentlichen Meinung verachtet zu sehen. Da fand man ihn eines Morgens, den 6ten Juli 1815, todt in seinem Blute, mit durchschnittener Kehle, das Rasirmesser auf der Erde. Das Urtheil der Geschwornen sagte aus: Samuel Whitbread starb von seiner Hand, in einem Augenblicke von Geisteszerrüttung. Bei der Oeffnung des Gehirns fand man einen Theil der Dura Mater verknöchert, die Pia Mater dicker als gewöhnlich, die Gefäße derselben mit Blut ausgedehnt, und im Gehirn ein Drittel mehr Feuchtigkeit, als gewöhnlich. Als Privatmann war Whitbread ein glücklicher Gatte und Vater von fünf Kindern, wovon ihn vier, darunter zwei Söhne, überlebt haben. Er war ein trefflicher Haushalter, und ein eifriger Landwirth. Seine Güter waren Muster einer guten Landwirthschaft, und seine Gärten ebenfalls. Als ein feiner Kenner und Beförderer der schönen Künste schmückte er seinen prächtigen Landsitz in Bedfordshire mit Gemählden von den besten Meistern. Treu in der Freundschaft, ohne Persönlichkeit in Streitsachen, war er fest, oft rauh und gebieterisch; doch streng gerecht, ein thätiger Freund der Armen und des Schulwesens. Seine Freunde nannten ihn den brittischen Cato.

White-Boys (weiße Jungen), hieß eine Rotte Unruhstifter in Irland, die in den 70ger Jahren des vorigen Jahrhunderts ihr Unwesen trieben, über ihre Kleidung weiße Hemden, wie in einigen Gegenden Deutschlands die Fuhrleute, trugen, wovon sie auch den Namen White-Boys erhielten, und besonders des Nachts umherstreiften. Sie überfielen reiche Gutsbesitzer, Zollbedienten, obrigkeitliche Personen, von denen sie etwa bestraft worden waren, und überhaupt alle diejenigen, von denen einer oder der andre unter ihnen beleidigt worden war. Sie begingen die größten Ausschweifungen und die Sache schien von bedenklichen Folgen zu seyn. Das Parlament erließ eine eigne Acte (White-Boys-Acte) wider sie, und es wurden überall Volontaircorps zur Sicherheit des Landes errichtet; dessen ungeachtet dauerte es länger als 10 Jahre, bis sie zur Ruhe gebracht werden konnten. Aehnliche Aufrührerrotten zeigten sich später unter den Namen der Right-Boys und Breag of dag Boys. Ihren Unternehmungen konnte nur durch die bewaffnete Macht Einhalt gethan werden. — Die Irländer hatten allerdings Ursache, mißvergnügt über die Unterdrückung zu seyn, in welcher England sie von jeher gehalten hatte. Die brittische Parlamentsacte vom J. 1720, nach welcher den Irländern jedes Gesetz aufgedrungen, und sie von brittischen Gerichtshöfen gerichtet werden konnten, vermehrte ihre Abhängigkeit von England und machte dieselbe noch drückender. Indessen wurde doch den Klagen der Irländer zum Theil dadurch abgeholfen, daß ihnen (1779) die freie Ausfuhr ihrer Wollenmanufacturen bewilligt und (1782) das irländische Parlament in eben die Rechte gesetzt wurde, welche das brittische Parlament für England und Schottland hat. Aber die große Menge der unbeschäftigten und erwerbslosen Menschen und der Druck, welcher auf den zahlreichen catholischen Einwohnern Irlands schwer lastete, erzeugten immer wieder neue Unruhen, die bald mehr, bald weniger gefährlich schienen. So war, unter mehreren, eine vorzügliche Ursache des Mißvergnügens der Zehnte, dessen Entrichtung an die pro-

testantische Geistlichkeit man von den Römischcatholischen verlangte. Mehr als einmal fürchtete man den Ausbruch einer förmlichen Rebellion in Irland, aber bis jetzt sind alle diese Unruhen noch stets glücklich, wenn auch nicht ohne Anstrengung und eine gewisse Härte unterdrückt worden. (S. d. Art. Irland.)

Whitefield (George), geb. zu Gloucester 1714, zeigte frühzeitig bei jugendlichen Ausschweifungen große Talente. Nach einander Schüler, Kellner im Gasthofe seines Vaters und Student in Oxford gerieth er hier in die Gemeinschaft der Methodisten und wurde durch seine außerordentliche Predigergabe das eifrigste und einflußreichste Werkzeug dieser Secte. Tausende drängten sich in den Kirchen und, als diese ihm verschlossen waren, im freien Felde um ihn zusammen. Er predigte auf den Tummelplätzen des londner Pöbels, auf Tische oder Mauern gestellt, mit einer Wirkung, die der Bezauberung glich. Auf Bleakheath bei London hatte er einst an 50,000 Zuhörer und das Singen wurde zwei englische Meilen weit gehört. Er ergriff die Herzen, eben nicht weil seine Vorträge besonders kunst- und gedankenreich gewesen wären, — er hielt sie alle aus dem Stegreife — sondern wegen der Kraft und Fülle seiner Bilder und der wirklich furchtbaren Gewalt seiner Stimme. In Nordamerika erwarb er bei sieben Missionsreisen neue Anhänger und selbst auf den Schiffen, die ihn hinüber und herüber trugen, wurde die Mannschaft durch seinen Feuereifer bekehrt. Besonderes Verdienst erwarb er sich durch die Sorge für Errichtung neuer Schulanstalten und Waisenhäuser in Schottland und England; sein Hauptaugenmerk war aber das nach Franke's Beispiel 1740 von ihm gegründete und durch Beiträge seiner Anhänger erhaltene große Waisenhaus bei Savannah in Georgien. Bei seinem Tode 1770 hinterließ er die Sorge für diese Anstalt der Gräfin Hundington, seiner treusten Gönnerin, die ihn zu ihrem Capellan ernannt und kräftig unterstützt hatte. Die sieben Bände seiner Schriften enthalten seine Lebensgeschichte und Predigten. Ueber seine 1741 erfolgte Trennung von Wesley und die nach ihm benannten Whitefieldianer, vgl. den Art. Methodisten. E.

Wiclef oder Wicliff (Johann), ein gelehrter religiöser und wahrheitliebender englischer Theolog des 14ten Jahrhunderts, und einer von Luthers Vorgängern, war zu Wicliffe in der Grafschaft York um 1324 geboren, studirte zu Oxford Theologie und Philosophie, und erhielt in beiden Facultäten die Doctorwürde. Er wurde zuerst auf die unerlaubten Mittel aufmerksam, deren sich die Geistlichen bedienten, um zu Aemtern zu gelangen, und trat wider sie 1356 als Schriftsteller auf, vertheidigte auch bald darauf die Rechte der Universität zu Oxford gegen die Anmaßungen der Bettelmönche, die immer mehr die akademischen Stellen an sich zu ziehen suchten. Je mehr er sich dadurch bei der Universität beliebt machte, um desto mehr suchte man ihn zu befördern; und so erhielt er, nachdem er bereits verschiedene Aemter bekleidet hatte, 1365 die Stelle eines Vorstehers bei dem Collegium zu Canterbury. Daß ein solcher Mann den Mönchen äußerst verhaßt war, bedarf keines Beweises, da er ihren Anmaßungen, die damals in England aufs höchste gestiegen waren, sich so freimüthig widersetzte. Sie bewirkten daher bei dem Papste seine Absetzung. Allein nun trat Wiclef gegen den Papst selbst auf. König Eduard III. von England hatte nämlich im J. 1365 den Peterspfennig eingezogen, und dadurch den Papst einer großen Einnahme beraubt, in deren Besitz er sich zu behaupten suchte. Man hatte Wiclef durch seine Absetzung zur Ruhe zu bringen geglaubt; allein er

ging nach Oxford zurück, hielt dort mit dem größten Beifall theologische Vorlesungen und vertheidigte nun 1367 in einer besondern Schrift die Rechte des Königs gegen den Papst. Da indeß dieser in seinen Anmaßungen fortfuhr, und behauptete: daß ihm das Recht gehöre, die geistlichen Pfründen in England zu vergeben; so schickte Eduard Wiclefen, der jetzt Professor der Theologie in Oxford war, im J. 1374 nebst einigen andern als Gesandten an den Papst, und Wiclef ermangelte nicht, auch gegen ihn mündlich die Rechte seines Königs zu behaupten. Er hatte unterdessen die päpstliche Curie noch besser kennen lernen, und faßte nun erst einen tödtlichen Haß gegen sie, den er in einer seiner vorzüglichsten Schriften bewies, die eine Unterredung zwischen der Wahrheit, einem arglistigen und einem klugen Theologen enthält. Da ihm Eduard nach Beendigung seiner Gesandtschaft 1375 auch ein Canonicat an der Collegiatkirche zu Westbury und die Pfarre zu Lutterworth in der Diöces von Lincolm ertheilte, so suchten die Mönche diesen ihnen immer gefährlicher werdenden Mann auf alle Art zu stürzen. Denn jetzt ging er sogar so weit, den Geistlichen alle weltliche Gerichtsbarkeit abzusprechen. Sie übergaben deßhalb 1377 Papst Gregor XI. 18 Lehrsätze oder Artikel, die ihrer Meinung nach ketzerisch waren, und welche Wiclef vorgetragen haben sollte. So sehr der Hof den Vertheidiger der königlichen Rechte in Schutz nahm, so drohete ihm doch viele Gefahr, da Gregor dem Erzbischof von Canterbury den Auftrag gab, Wiclefen wegen dieser Lehrsätze zur Verantwortung zu ziehen. Allein, obschon der Erzbischof eine Versammlung der Geistlichen in London zusammenberief, vor welcher Wiclef erscheinen mußte, so begleitete ihn doch der Herzog, Johann von Lancaster, mit in die Versammlung, half selbst ihn vertheidigen, und so sahe man sich genöthigt, ihn freizusprechen. Gregor ließ darauf, nach König Eduards Tode im Juni 1377 eine neue Versammlung der Geistlichen in England zusammenberufen, vor welcher sich Wiclef nochmals stellen mußte; doch auch jetzt wagte man nicht, ihn zu verurtheilen, sondern man legte ihm bloß Stillschweigen auf. Wiclef fuhr jedoch immer fort, mit Freymüthigkeit seine vorher geäußerten Grundsätze sowohl durch Schriften, als auch mündlich auf der Kanzel und auf dem Lehrstuhle zu verbreiten. Die Geistlichkeit zog endlich Eduards Thronfolger, den schwachen Richard II. auf ihre Seite; und in einer 1382 zu London gehaltenen Versammlung der Geistlichen wurden mehrere von Wiclefs Lehrsätzen als ketzerisch verdammt, seine Anhänger theils zum Widerruf gezwungen, theils ins Gefängniß geworfen. Da jedoch Wiclef selbst, auf Anrathen seiner Freunde, sich vor der Versammlung nicht gestellt hatte, überdies Urban VI. und Clemens VII. einander seit 1383 den päpstlichen Stuhl streitig mochten, und deßhalb zwischen ihren beiderseitigen Anhängern Streitigkeiten waren, so zog sich Wiclefs Prozeß in die Länge, und er starb vor Beendigung desselben, zwar verketzert, aber ruhig zu Lutterworth am 2ten Dec. 1384, oder wie Andere sagen, erst am 31sten Dec. 1387, ohne daß man an ihm vollständige Rache genommen hatte. Dies bewog den Papst Martin V. noch im J. 1428, eine nichtige und kleinliche Rache an dessen Leichname auszuüben, indem er denselben ausgraben und verbrennen ließ. Nichts desto weniger lebte Wiclef in seinen Schriften und Schülern fort, die nach und nach das große Werk der Reformation vorbereiteten. Auch bleibt ihm der Ruhm, daß er die Fürsten, besonders die Könige von England, auf ihre Rechte aufmerksam gemacht, und solche selbst für sie gegen die Geistlichen und den päpstlichen Stuhl vertheidigt hat.

Wiebeking (Ritter von), ein Mann, der sich vorzüglich durch seine gründlichen Kenntnisse im Gebiete der Wasserbaukunst und des Brückenbaues auszeichnet, welche er durch mehrere Werke, die er im Darmstädtischen sowohl als im Königreiche Bayern ausgeführt, hinlänglich bewährt hat. In Hinsicht des Brückenbaues hat er die Aufmerksamkeit besonders durch solche Brücken erregt, welche er mit einem Bogen ohne Pfeiler über eine bedeutende Breite zu spannen wußte. Er hat auch verschiedene sehr brauchbare Werke, sein Fach betreffend, geschrieben. Z. B. Vorschläge zur Verbesserung des Wasserbaues (1797). Vorher in großherzoglich-hessen-darmstädtischen Diensten, ist er jetzt in kön. bayersche übergegangen, wo er mit der obersten Leitung aller auf den Wasser- und Brückenbau sich beziehenden Angelegenheiten beauftragt ist. Von dem Könige von Bayern ist er in den Adelstand erhoben und mit dem Orden der bayerschen Krone beschenkt worden.

Wiedertäufer, Anabaptisten, waren eine christliche Religionspartei, die sich bald nach Luthers Reformation bildete, und eine neue, von allen Mängeln gereinigte Kirche herzustellen suchte, die aus lauter Frommen bestehen und bei der folglich keine Obrigkeiten und Strafen nöthig seyn sollten. Jeder, der in diese Gemeinschaft trat, wurde durch eine neue Taufe geweiht, daher der Name. Nach den abscheulichen Auftritten, welche die aus den Niederlanden nach Münster gekommnen Wiedertäufer im J. 1534—36 veranlaßten, und nach dem schrecklichen Ausgange derselben, indem Bernhard Knipperdolling, Statthalter zu Münster, und sein Mitgenosse, Johann Bockholt, nach Einnahme der Stadt, grausam hingerichtet wurden, geriethen die Wiedertäufer in große Bedrängniß. Indeß fanden sie einen Wiederhersteller in Menno Simonis, nach welchem sie nun den Namen Mennoniſten annahmen. (S. d. Art.)

Wieland (Christoph Martin). Unter den Dichtern und Schriftstellern des deutschen Volks, welche als Sterne erster Größe an dem Himmel der Kunst und Literatur glänzen, und die Geistes- und Gemüthskraft der Nation, der sie angehören, der Bewunderung selbst fremder Nationen darstellen, verdient Wieland einen Ehrenplatz, ob wir gleich nicht in Abrede stellen wollen, daß selbst der nachstehende Abriß seines innern und äußern Lebens uns keinen Genius, wie den eines Göthe darstellen dürfte. Indessen jedem Verdienste seine Krone. Nicht Alle werden auf gleiche Weise groß, und der Richterstuhl solcher Geister, wie Wieland war, ist die ewig sich erneuende Nachwelt. Unser Wieland wurde geboren in der ehemaligen schwäbischen Reichsstadt Biberach, welche unweit der schweizerischen Gränze an dem Flüßchen Rieß in einem heitern Thale liegt, am 5ten Sept. 1733. Sein Vater, Oberpfarrer daselbst, ein würdiger, vielfach gebildeter Mann, besonders ein trefflicher Kenner der alten Sprachen, gab dem Sohne eine sehr sorgfältige Erziehung und legte den ersten Grund der Schulkenntnisse in dem für wissenschaftliche Bildung höchst empfänglichen Geiste des vielversprechenden Knaben. Die Fortschritte, die derselbe machte, waren in der That ungewöhnlich zu nennen, denn im 7ten J. las er des Cornelius Nepos Biographien schon mit Leichtigkeit und Vergnügen und im 13ten drang er in den Geist eines Virgil und Horaz zum Theil tiefer ein, als seine Lehrer, welche er an der gelehrten Schule seiner Vaterstadt fand, die er in diesem Alter besuchte. Hier gewann er auch die ersten Kenntnisse der griechischen und hebräischen Sprache. Schon von seinem 12ten Jahre an zeigte sich in ihm die Neigung zur Poesie. Er las nicht nur mit Vergnügen alles Dichterische

the Saxon Chronicle, and the Saxon Chronicle is the

schiedene Richtung zu nehmen begann, im höchsten Grade ausgebildet und geachtet fand, sich leicht zu bemächtigen wußte. Die Schriften von Voltaire, d'Argens u. A. wirkten sehr auf ihn, und schützten ihn zugleich vor einem Hange zum Pietismus, der in der Anstalt, die ihn jetzt bilden sollte, sehr herrschend war. Als 16jähriger Jüngling verließ er Klosterbergen, mit Kenntnissen und Einsichten weit über sein Alter, zart und fast schwächlich an Körper, aber gesund und kräftig an Geist und Gemüth. Ehe er die Universität bezog, brachte er anderthalb Jahr bei einem Verwandten in Erfurt, Baumer, zu, der ihn noch näher vorbereitete, und ihm sehr nützlich wurde. Im J. 1750 kehrte Wieland in seine Vaterstadt zurück, wo er eine Zeit lang verweilte. In diese Zeit fällt seine erste Liebe, — der Moment im Leben, der so viel über das Glück desselben entscheidet. Der Gegenstand derselben war das Fräulein Sophie von Guttermann, ein Wesen von den trefflichsten Eigenschaften des Geistes und Herzens, und späterhin allgemein bekannt und geachtet als Sophie von la Roche. Daß eine solche Liebe das Wesen eines solchen Jünglings noch mehr heben und vergeistigen mußte, war natürlich, daher begeisterte sie ihn auch zu der Idee, ein Lehrgedicht über die Natur der Dinge, oder die vollkommenste Welt zu schreiben, welches in den Supplementen zu seinen Werken (1r Band) abgedruckt ist, und wozu ein Spaziergang, den er nach einer Predigt mit seiner Geliebten machte, die nächste Veranlassung war. Es machte zu seiner Zeit Glück und erlebte mehrere Auflagen, doch dachte Wieland selbst keineswegs sehr groß von seinem Werthe, und sah es zu allen Zeiten bloß für einen ungereiften Jugendversuch an. Im Herbste des Jahres 1750 begab sich Wieland auf die Universität zu Tübingen, man kann wohl sagen, gelehrter und gebildeter als sie mancher verläßt. Sein Zweck war, die Rechtswissenschaft zu studiren, weil eine schwache Brust ihm das Predigen nicht gestattete; allein er beschäftigte sich doch am meisten mit den humanistischen Wissenschaften, und machte sich mit dem Neuesten bekannt was zu jener Zeit die Literatur des In- und Auslandes gewährte. So erwarb er sich eine außerordentliche Menge von gründlichen Kenntnissen, ohne daß über dem Lernen die Selbstthätigkeit seines Geistes erschlafft wäre. Nicht das Wissen, sondern die Weisheit blieb sein Ziel, und so gestaltete sich ihm die sonst todte Masse zu einem erfreulichen und gemeinnützigen Leben. Der reinste Enthusiasmus für Wahrheit, Schönheit und Tugend durchdrang sein ganzes Wesen, und läuterte jede seiner Bestrebungen. Sokrates ward das Ideal eines Weisen für ihn und er strebte dem schönen Muster mit Glück und Eifer nach. Die Richtung seines Geistes in dieser Zeit bezeichnen die 10 moral. Briefe, die er im J. 1751 schrieb, und welche durch die damals erschienenen Epitres diverses eines Deutschen, von Bar, veranlaßt wurden. Hier zeigte er zuerst recht deutlich, daß Lieblingsschriftsteller so stark auf ihn zu wirken pflegten, daß er unvermerkt, oft ohne Wunsch und Wollen, etwas von der Manier dessen annahm, den er eben sehr achtete. Eine Bemerkung, welche sich durch alle seine spätern Erzeugnisse bestätigte. Diese Briefe zeichnen sich schon durch den Ton Socratischer Ironie, jene Horazische Feinheit, jene Sterne'sche Laune aus, worin der Dichter späterhin fast unübertroffen dasteht. Sie sind sämmtlich an seine geliebte Sophie gerichtet, und fanden eine sehr günstige Aufnahme bei seinen Zeitgenossen. Um diese Zeit schrieb er auch ein Gedicht: Anti-Ovid, abermals ein Lehrgedicht, in jener freiern Versart, derselben sich schon die Franzosen, statt der damals üblichen Alexandriner, mit Glück be-

dient hatten. Es war das Product weniger Tage und nicht von Bedeutung. Ein anderer Genius wirkte in dieser Zeit auf ihn, wie noch keiner sein Wesen in Anspruch genommen hatte, Klopstock. „Als ich den Messias las (die 5 ersten Gesänge),“ sagt er selbst von sich, „glaubte ich erst mich selbst zu verstehen, und mir war immer, als fände ich hier erst ausgesprochen, was ich selbst hätte aussprechen wollen!“ Das war kein Wunder, denn Frömmigkeit war ein Grundzug in unsers Dichters Wesen. Auch Klopstocks Elegien drangen tief in sein reines, zartempfindendes Herz. Von Tübingen kehrte Wieland im Juni 1752 in seine Vaterstadt Biberach zurück. Sehnsucht nach der Geliebten zog ihn dahin. Obgleich sein Plan der war, in Göttingen als akademischer Lehrer aufzutreten, nahm er doch lieber das Anerbieten an, zu Bodmer nach der Schweiz als literarischer Gesellschafter sich zu begeben, in dessen Hause ein Jahr zuvor auch Klopstock gewesen war. Wieland hatte nämlich an Bodmer ein nachmals von dem Verfasser selbst vernichtetes Heldengedicht Hermann eingesandt, welches dieser mit vielem Beifall aufgenommen hatte, dadurch war ihre Bekanntschaft angeknüpft worden. In Bodmers Hause, das man ganz eigentlich einen kleinen Musentempel nennen konnte, fühlte sich Wieland recht einheimisch. Hier fand er außer dem belehrenden, aufmunternden Umgange mit Bodmer selbst die beste Gelegenheit, mit den Schriften der Männer bekannt zu werden, welche damals als Zierden und Koryphäen der neu aufblühenden Literatur der Deutschen angesehen wurden, mit Hagedorn, Gleim, Haller, Rost, Schlegel, Gellert, Klopstock, Sulzer und Andern, auch fehlte es in Zürich selbst nicht an ausgezeichneten Gelehrten und Künstlern, welche einen engern, geselligen Kreis um den wackern Bodmer bildeten, z. B. Breitinger, Hirzel, Salomo Geßner, Füßli, Heß u. s. w. Bodmer selbst faßte eine sehr innige Neigung zu dem jungen Wieland, der sich, seiner natürlichen Geschmeidigkeit zu Folge, seinem väterlichen Freunde vielleicht zu bildsam hingab. Er besorgte aus Dankbarkeit und Verehrung gegen denselben die neue Auflage der Sammlung der zürcherschen Streitschriften zu Verbesserung des deutschen Geschmacks wider die Gottschedsche Schule von 1741—44 und begleitete sie mit einer Vorrede. Auch schrieb er eine Abhandlung von den Schönheiten des (Bodmerschen) epischen Gedichts: der Noah — die freilich nur eine Lobrede war, obgleich keinesweges eine Schmeichelei, die sich mit seinem edlen Charakter in keiner Hinsicht vertrug. Bodmer hatte die Eigenheit, recht Vielerlei auf einmal zu unternehmen und mit Flüchtigkeit zu arbeiten. Er ließ sich dabei größtentheils durch die Eindrücke leiten, die er von seiner neuesten Lectüre jedesmal empfangen hatte, wars Wunder, daß auch Wieland, der eine ähnliche Anlage hatte, ihn hierin nachahmte, und gleich anfangs im Bodmerschen Hause eine ansehnliche Menge Schriften verfaßte. Unter seinen damaligen Poesien verdienen seine acht in Hexametern geschriebenen Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde (1753) eine Auszeichnung. Ein englisches Werk; Friendship in death by Elisabeth Singer-Rowe (London 1726), welches ihm ungemein gefiel, gab hierzu Veranlassung. Diese Arbeit vollendete er um so leichter und lieber, je mehr sie sich mit dem Studium seines Lieblings Plato vertrug, welches ihn immerfort anzog und auf das lebhafteste beschäftigte. Obschon in diesen wie in andern Dichtungen Wielands aus jener Zeit ein religiöser Geist spricht, so suchte Bodmer seine Muße doch noch mehr für religiöse Gegenstände zu gewinnen. Dieser Anregung verdankt der ge-

prüfte Abraham, episches Gedicht in drei Gesängen, seine Entstehung, dem man auch Bodmers Schule sonst noch sehr ansieht. Als eigentlich christliche Gedichte aus jener Periode sind jedoch drei Hymnen und seine Psalmen zu betrachten; eine Frucht seines Studiums des Plato und Shaftesbury sind hingegen seine Platonischen Betrachtungen über den Menschen und seine Timoklea; in der Mitte von beiden stehen jedoch die Sympathien, das Gesicht des Mirza, und sein Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen, welche sämmtlich in den Jahren 1754 und 55 erschienen sind. Von den drei Hymnen hat der Dichter nur einen, den an Gott in seine Werke aufgenommen. Uebrigens war der junge Dichter wirklich in Gefahr, sich mit seinem ausgezeichneten Talente zu verirren, wenn ihn nicht die Lectüre der Griechen, besonders des Xenophon und die in den Schriften desselben athmende Lebensweisheit davor gesichert hätte. Im J. 1756 brach der siebenjährige Krieg aus. Wieland lebte zwar von dem Schauplatze desselben entfernt, nahm jedoch an den Begebenheiten, an denen er so reich war, so wie an dem Hauptheldeu, Friedrich dem Großen, den lebhaftesten Antheil. Dadurch wurde er auf die Idee geleitet, das Ideal eines Helden in einem größern Gedichte auszuführen, wozu er den Cyrus wählte. Die ersten fünf Gesänge dieses Gedichts erschienen noch im J. 1757 und wurden hier und da so gut aufgenommen, daß bereits 1759 eine neue Ausgabe davon gemacht werden konnte; allein der Beifall scheint dem Dichter doch nicht ermunternd genug gewesen zu seyn, denn er hat es nie vollendet, ob es gleich nicht zu seinen schlechtesten Producten zu rechnen ist. Der Cyrus steht auch in der neuesten Ausgabe seiner Werke. Nachdem der junge Dichter sich auch in der dramatischen Form versucht hatte — er schrieb nämlich oder übersetzte vielmehr aus dem Englischen ein Trauerspiel: Lady Johanna Gray, und lieferte später die Klementine von Porretta (Zürch 1760), kehrte er, seinem eigenthümlichen Genius folgend, in die Welt der Griechen zurück und schrieb, nach der schönen Episode der Xenophontischen Cyropädie — die er anfänglich auch in seinen Cyrus einweben wollte — den ersten dramatischen Roman in deutscher Sprache unter dem Titel: Araspes und Panthea. Die Gewalt der Liebe und die Gefahren, womit sie bedroht ist, wenn sie sich nicht der Tugend und Ehre unterordnet, sind hier auf eine Art geschildert, welche schon dem Verfasser des Agathon ahnden lassen, dessen Idee auch wirklich jetzt in seiner Seele lebendig zu werden anfing. Bodmers Haus hatte Wieland schon im J. 1754 verlassen. Er unterrichtete nun die Söhne zweier zürcher Familien vier Jahre lang, worauf er nach Bern zum Landvogt Sinner als Hauslehrer ging, welche Stelle er jedoch bald wieder aufgab. In Bern fing sein ganzes Wesen an, eine bestimmtere Richtung zu gewinnen, wozu der Umgang mit interessanten Frauen nicht wenig beitrug. Er lernte hier unter andern auch Rousseau's Freundin, Julie Bondeli, kennen, mit der er in sehr erfreulichen Verhältnissen lebte, bis endlich das Jahr 1760 ihn aus der Schweiz rief und in seine Vaterstadt Biberach zurückversetzte. Ohne sein Zuthun, ja gegen seine Neigung wurde Wieland in den Rath dieser Stadt aufgenommen, allein er fühlte bald, daß die Geschäfte dieses Amts sich mit seinem eigenthümlichen Wesen nicht recht vereinigen lassen wollten. auch hatte er bereits zu viel von den Freuden feinerer Geselligkeit gekostet, als daß es ihm in der Abgeschiedenheit von diesen, die er in Biberach fand, hätte gefallen sollen. Dazu kam noch, daß er die erste Geliebte seines Herzens, als Sophie von la Roche, vermält wieder fand, wo-

durch ihm manche reizende Aussicht in die Zukunft plötzlich zerstört wurde. Dies Alles drängte den regsamen Geist, die nach Darstellung ihrer Schöpfungen rastlos strebende Phantasie in die innere Welt des Gemüths zurück, und er hatte es in der That als ein Glück zu betrachten, daß er auf eine Arbeit gerieth, welche nicht nur seine ganze Geisteskraft in Anspruch nahm, sondern ihn auch auf das mannichfaltigste belehrte, unterrichtete, aufklärte, ermuthigte und stärkte, wir meinen die Uebersetzung der Werke des Shakspeare. So wenig es dem durch die Griechen, Römer und Franzosen gebildeten Deutschen bei seiner ursprünglichen Neigung zur Eurhythmie und Schönheit der Gestaltung gelingen konnte, den Geist des erhabenen, so einzig originellen Britten sich ganz anzueignen, so leistete Wieland doch für seine Zeit in dieser schwierigen Arbeit sehr viel, und brach die Bahn, auf der spätere Uebersetzer nun leichter fortschreiten konnten. Die spätere Eschenburgische Uebersetzung war auch nur eine Verbesserung der Wielandschen. Ein geistreicher Darsteller von Wielands Geist und Wesen sagt von dieser Arbeit: (Morgenblatt, 1813. Nro. 89.) „Wieland übersetzte mit Freiheit, erhaschte den Sinn seines Autors, ließ bei Seite, was ihm nicht übertragbar schien, und gab seiner Nation einen allgemeinen Begriff von den herrlichen Werken einer andern, seinem Zeitalter die Einsicht in die hohe Bildung vergangener Jahrhunderte," eine Uebertragungsart, welche man jetzt mehr Bearbeitung als Uebersetzung nennen würde, welche aber doch viel Verdienstliches hat, indem sie die Bekanntschaft mit dem fremden Autor gar sehr erleichtert. Wielands Arbeit erschien in den Jahren 1762 — 1766 in 8 Bänden bei Geßner, Orell u. Comp. in Zürich und enthielt 28 Schauspiele, folglich nicht sämmtliche Werke des großen Britten. Eschenburg fügte in seiner Umarbeitung noch die 14 fehlenden hinzu. Es ist nicht zu bestimmen, was aus Wieland geworden seyn würde, wenn er sich fortwährend von der Außenwelt abgezogen nur mit einsamen Studien beschäftigt hätte, so viel aber ist wohl gewiß, daß ein Geist wie der seinige einer erheiternd ihn ansprechenden Außenwelt bedurfte, um seine Thätigkeit mit Glück und zum Besten der Menschheit zu entwickeln. Diese umgab ihn, als das Geschick seine erste Geliebte in Gesellschaft ihres Gatten und des Grafen von Stadion, bei dem sich dieser befand, in seine Nähe führte. Letzterer, der churmaynzischer Staatsminister gewesen war, beschloß, den Abend seines Lebens zu Warthausen, einem seiner Güter, unweit Biberach gelegen, zuzubringen. und da er mit dem feinen Ton des Weltmanns gründliche Kenntniß und Geistesbildung vereinigte, auch ohne frivol zu seyn, ein Freund des heitersten Lebensgenusses war, und ein Feind aller Schwärmerei und Ueberspannung, Scherz, Witz und frohe Laune liebte, so fand Wieland in dem Hause desselben, wo ihn der Gemahl seiner Jugendfreundin einführte, bald die ihm angemessenste Zerstreuung und Antrieb, sich immer weiter und freier auszubilden. Er fühlte sich allmählig der Wirklichkeit wieder befreundet, denn er erkannte gewissermaßen seine Ideale, gemäßigt, wieder. In der trefflichen Bibliothek des Grafen, deren Benutzung ihm frei stand, und welche die besten und neuesten Werke der französischen und englischen Literatur enthielt, fand Wieland gleichfalls Gelegenheit genug, sich allmählig von den überspannten Ideen religiöser Schwärmerei ab- und den heiterern Ansichten des Lebens zuzuwenden. Es wurde jetzt herrschende Sitte, der Andächtelei, Frömmelei und dem Aberglauben den Krieg zu erklären, und da dieses auf Wieland in diesem Hause nicht ohne Wirkung bleiben konnte, so bildete er sehr bald jene der Natur folgende Lebensphilosophie aus, die er

schon früher in den Griechen nicht ohne Antheil bemerkt hatte, und die im ersten Bande des goldenen Spiegels mit so bezaubernden Farben geschildert ist. Wir sind jetzt in dem Leben unsers Dichters bis zu einem Punkte gekommen, wo seine Muße einen Charakter zu zeigen beginnt, der ihm nicht nur von einsichtsvollen Kunstrichtern, sondern auch von gebildeten Lesern, besonders des weiblichen Geschlechts, strengen und zum Theil bittern Tadel zugezogen hat, wir meinen den einer gewissen frivolen Lüsternheit, eines Strebens, sinnlichreizende, ja üppige und wollüstige Schilderungen seinen Dichtungen einzuweben, und ihnen dadurch einen materiellen und unedlen Reiz zu verleihen, der wohl eigentlich in kein echtes Dichterwerk absichtlich eingemischt werden sollte. Es scheint, als ob sich das mit dem früher geschilderten Charakter unsers Dichters, am wenigsten aber mit der Bemerkung vereinigen lasse, daß er als Dichter, Schriftsteller und Mensch immer nur eine Person ausgemacht habe, denn, wenn der Mensch das überall tragen sollte, was man an dem Dichter gerügt hat, so möchte leicht seine Sittlichkeit verdächtig und die ihm gebührende Achtung beträchtlich vermindert werden, allein ein genauer Blick auf Wielands Productionen von der jetzigen Zeit, wo er so viel in Warthausen lebte, und der wirklichen Welt auf so reizende Art näher gerückt ward, zeigt wohl, daß jener Charakterzug seiner Muße ihr von dem Verstande gewissermaßen aufgedrungen ward, und der Reflexion und Phantasie allein seine Entstehung zu verdanken habe. Die edlern sittlichen Grundsätze des Dichters sprechen sich in seinen Schriften sonst so deutlich und überzeugend aus, daß man diese Entschuldigung des an sich auf keine Weise Lobenswerthen wohl gelten lassen kann und muß. Auch bewies Wieland durch sein ganzes Leben sich als den strengsten Beobachter aller Gesetze des Anstandes und der reinsten Sittlichkeit. So hat auch derjenige Kritiker, dessen Tadel in obiger Hinsicht vielleicht das meiste Gewicht haben mußte, weil er aus dem reinsten und keuschesten Gemüthe und dem scharfsinnigsten Geiste zugleich ausging und von einem Dichter ausgesprochen wurde, der gegen sich selbst außerordentlich streng war, nämlich Schiller in seiner Abhandlung: Ueber naive und sentimentale Dichtung, über Wielands Muse geurtheilt, und einer seiner Biographen, Gruber, in seiner Schilderung Wielands (1r Th. S. 187 u. folg.) übernimmt nicht ohne Glück das Geschäft, den sonst so edlen Dichter auf die überzeugendste Art zu vertheidigen und den genannten Charakterzug seiner Muse psychologisch zu erklären und in das passendste Licht zu stellen. Wir verweisen daher die Leser der Beschränktheit des uns hier zugemessenen Raumes wegen auf das genannte Werk. Das erste Product Wielands, welches den Ausdruck jener, wir möchten sagen, französisch-griechischen Sinnlichkeit an sich trägt, war die poetische Erzählung: Nadine, welche er selbst eine Schöpfung in Priors Manier nennt. Auf dieselbe folgte im J. 1764 die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva oder der Sieg der Natur über die Schwärmerei, ein Titel, der schon den Standpunkt andeutet, auf dem sich der Dichter in seiner Ansicht der Welt und des Lebens befand. Hier diente dem Verf. der Don Quixote, den er so sehr liebte, zum Muster, und hier entfaltete er auch die ganze Fülle der ihm zu Gebote stehenden heitern Ironie und scherzenden Satyre. In die J. 1766 u. 1767 fällt die erste Erscheinung desjenigen Werkes, welches Wielands Ruhm am meisten sowohl im In- als Auslande begründen half, der Agathon. Er hatte die Idee zu diesem Werke, wie bemerkt, schon während seines Aufenthaltes in der Schweiz gefaßt und sich immerwährend, auch indeß

er sich andern Arbeiten hingab, damit beschäftigt, bis er vom J. 1764 an die Ausarbeitung des Werkes selbst unternahm. Man hat gesagt, Wieland habe sich selbst in der Person des Agathon geschildert, und es ist wohl nicht zu läugnen, daß sich nicht nur viele Züge des Dichters in dem Bilde wiederfinden, sondern daß auch dadurch das Gemählde allein jene innere, tiefere Wahrheit erhalten konnte, welche es so vorzüglich auszeichnet. „Die Absicht des Verf.," sagte dieser selbst von seinem Werke, „war nicht, ein Bild sittlicher Vollkommenheit in seinem Helden aufzustellen, sondern zu zeigen, wie weit es ein Sterblicher durch die Kräfte der Natur in der Weisheit und Tugend bringen könne, und wie viel Antheil die Außenwelt an der Bildung unsers Wesens habe." Uebrigens ist dieses geistreiche Buch mit Recht immer von Seiten der Darstellung als ein Muster betrachtet worden, und wird gewiß, wie auch der Geschmack sich ändern möge, zu allen Zeiten als solches gelten können; der Verf. zeigt sich als einen echten Priester der Grazien, als einen Eingeweihten in die Geheimnisse der Schönheit und der Liebe. Die Liebe war es, die unsern Dichter, in allen ihren Erscheinungen vorzüglich beschäftigte. Er hatte sich lange mit der Idee getragen, seine Ansichten davon in einem größern Gedichte, Psyche, niederzulegen, allein es entstanden leider nur Fragmente davon. Umfassender stellen sie sich dar im Idris und Zenide, obgleich auch das nicht vollendet ist, am reizendsten und edelsten aber zugleich in der Musarion (zuerst erschienen im J. 1768), einem an Anmuth, Leichtigkeit und Harmonie der Darstellung vielleicht einzigen Werke; einer, wie er es selbst nannte, wahren Philosophie der Grazien. Diese liehen ihm auch zu einem besondern Gedichte den Namen, das 1770 erschien und der edlern Liebe das Wort redet gegen die gemeine, bloß der Sinnlichkeit angehörende. Um die nämliche Zeit, wo sich Wieland mit diesen dichterischen Arbeiten beschäftigte, erregte der Tristram Shandy großes Aufsehen. Wieland fand dieses Buch in der Bibliothek des Grafen Stadion, zugleich auch ein anderes humoristisches Gedicht: the new Bathguide. Beide wirkten lebhaft auf des empfänglichen Dichters Geist und so entstand der durch muntere Laune so ausgezeichnete neue Amadis (1771), worin eigentlich der Triumph innerer, geistiger Schönheit über bloß körperliche sehr anziehend geschildert wird, ein Thema, das Wieland noch in den letzten Jahren seines Lebens durch seinen Krates und Hipparchia ausführte. Zu bemerken ist, daß sich Wieland zu der Zeit, wo er sich am meisten mit dem schönsten aller Themen, der Liebe, beschäftigte (im J. 1765), mit einer edlen Augsburgerin, einer Tochter des Kaufmanns Hillenbrandt, vermählte, und nun diesen Seelen- und Sinnentrieb in allen seinen Wirkungen durch Erfahrung kennen lernte. Seine Gattin war, ohne schön zu seyn, doch reizend und liebenswürdig genug, um ihm auch das sinnliche Band der Ehe recht angenehm zu machen. Wenn es nicht selten der Fall ist, daß ein ausgezeichneter Geist die ganze Dauer seines irdischen Daseyns hindurch in scheinbar unpassenden Berufsgeschäften oder unter beengenden Sorgen hinbringen muß, so wurde unserm Wieland das Glück, sie noch in der Blüthe seiner männlichen Jahre einen Wirkungskreis aufgeschlossen zu sehen, der ihm erlaubte, sein höheres Streben nach geistiger Ausbildung und Wirksamkeit auf die erwünschteste Weise zu befriedigen. Er wurde nämlich im J. 1769 als Professor primarius der Philosophie mit 600 Thlrn. Gehalt auf die Universität zu Erfurt berufen, welche die churmaynzische Regierung damals der Fürsorge des Freiherrn von Dalberg (nachherigen Fürsten Primas), eines höchst liberalen Freundes der Mu-

sen, anvertraut hatte. Er kam daher, nach einem Zeitraum von 20 Jahren, wieder an den Ort zurück, wo er die Philosophie zuerst studirt hatte, um sie jetzt daselbst zu lehren. Ob es gleich eigentlich nur die Absicht der Regierung gewesen war, einen Mann von bedeutendem Rufe an die Akademie zu deren Erhebung zu ziehen, so ging doch Wieland mit dem redlichen Streben dahin, seinen neuen Wirkungskreis mit der sorgfältigsten Thätigkeit auszufüllen. Allein bald machte er die Erfahrung, daß ihm hier manches unübersteigliche Hinderniß im Wege stehe, deßhalb wandte er seine Kraft mehr auf die ihm schon so liebgewordene schriftstellerische Thätigkeit, wobei ihm der erweckende Umgang mit einigen ausgezeichneten Gelehrten, wie Riedel (der Verf. einer Theorie der schönen Wissenschaften), Bahrdt, Meusel u. A. sehr wohlthätig ward. Eine nicht zu verkennende Veränderung in seinem Wesen war die, daß er nun aufhörte, bloß erotischer Dichter zu seyn. Er beschloß diese Periode seiner Dichterlaufbahn mit dem verklagten Amor (1771), wodurch er die Gattung der Poesie, der er sich bisher gewidmet hatte, gewißermaßen rechtfertigte, so wie er eine allgemeine Rechtfertigung seiner Lebensansichten und philosophischen Meinungen in dem Nachlasse des Diogenes von Sinope (1770 zuerst erschienen) der Welt mittheilte. In dieser Zeit dichtete Wieland auch das so berüchtigt gewordene Gedicht Kombabus, wodurch er aufs deutlichste bewies, wie sehr er sich in Behandlung solcher Gegenstände, die auf der äußersten Gränze des Auslandes schweben und kaum zu berühren sind, ohne in den Verdacht absichtlicher Unzüchtigkeit zu verfallen, von den Franzosen der damaligen Zeit unterscheide; indessen wollen wir nicht läugnen, daß vielleicht dieser Gegenstand gar nicht zu solchem Zwecke, wozu ihn Wieland bearbeitete, hätte gewählt werden sollen. Vielleicht aber verführte ihn gerade die Schwierigkeit des Wagstückes, wie großen Geistern, die ihre Kraft fühlen, nicht selten begegnet. Ueber die Beschäftigung seines Dichtertalents fand Wielands philosophischer Forschungsgeist durch zwei Merkwürdigkeiten jener Zeit sich bedeutend angeregt, nämlich durch das, was Rousseau schrieb und Joseph II. ausführte oder auszuführen sich bestrebte. Die interessanten Paradoxen Rousseau's über den Naturstand des Menschen, und über die Schädlichkeit der Künste und Wissenschaften veranlaßten bei Wieland, der über die Geschichte der Menschheit Vorlesungen hielt und selbst darüber schreiben wollte, ein eignes Studium der Naturgeschichte des sittlichen Menschen, und als Beiträge zu einem solchen sind zu betrachten sein kleiner Roman Koxkox und Kikequexel und mehrere Abhandlungen, welche unter dem Titel: Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens aus den Archiven der Natur (1770), erschienen sind. In allen zeigt sich ein tiefer Blick ins Innere der Natur und eine klare gefällige Darstellung, verbunden mit den Reizen feiner Ironie und leichten Scherzes. Angeregt von den Bedürfnissen der nach Licht sich sehnenden Menschheit und eingedenk seines hohen Berufs, wiewohl oft zu ungestüm hingerissen von dem Wunsche, die Frucht und Blüthe zugleich am Baume zu sehen, bereitete Joseph II. einen großen Umschwung in dem Leben des Staates vor, und entzündete alle gleichgestimmte Geister mit der lebhaftesten Begeisterung für seine erhabenen Zwecke. So wurde auch Wieland in die Sphäre geführt, worin sich der aufgeklärte Gesetzgeber und Staatsverwalter bewegte, und dieser Richtung seiner geistigen Thätigkeit verdanken wir den goldenen Spiegel oder die Könige von Schechian, „eine Art von summarischem Auszuge des Nützlich-

dieses als Rohheit und gemeine Natur verschrien. Göthe wurde dadurch so entrüstet, daß er eine Satire unter dem Titel: Götter, Helden und Wieland, schrieb, welche die große Natur, die in ihm lebte, und die er besonders in seinem Shakspeare wiederfand, an der armen und kurzsichtigen Cirkelei der Afterkunst rächen sollte. Lenz gab sie zu Straßburg heraus, so kam sie in Wielands Hände; allein dieser, den aufstrebenden Genius des großen Dichters nicht verkennend, erwiederte jenen Angriff mit leichtem Scherz und ahnete die Verwandtschaft, die sich doch, trotz alles scheinbaren Gegensatzes, zwischen ihnen fand und zuletzt deutlich offenbarte; denn in dem Verständniß der Alten fanden sich Beide als Freunde wieder. Diese Streitigkeit hatte indeß die Folge, daß zwei der vorzüglichsten Geister, worauf Deutschland stolz zu seyn Ursache hat, Göthe und Herder, in Wielands Nähe versetzt und zuletzt innig befreundet wurden. Göthe's Farce machte, da der Ruf des Dichters sich schon mächtig zu verbreiten begann, großes Aufsehen. Auch Wielands Zöglingen, den Prinzen von Weimar, blieb sie nicht fremd, und da diese auf einer Reise nach Frankreich gerade jetzt durch Frankfurt am Main kamen, suchten sie Goethe's Bekanntschaft, welche diesen endlich an den Hof zu Weimar brachte, wohin später auch Herder sich begab. Jetzt richteten sich die Augen von ganz Deutschland auf den Musensitz an der Ilm, welcher ein zweites Ferrara zu werden versprach. Er wurde dies wirklich und noch mehr. Die Herzogin Mutter, Amalia, wurde die Seele eines geselligen Kreises, wie ihn die Welt kaum gesehen hatte. Alles, was die Kunst, die Wissenschaften und das Leben an herrlichen Blüthen und Früchten erzeugte, fand hier sogleich die ehrendste Aufnahme u. Würdigung, Scherz und Ernst trugen im schönen Wechsel immerfort das ihrige zur Erheiterung des Lebens bei. Da ward kein drückendes Rangverhältniß lähmend für den Genius, der sich seinem kühnen Fluge frei überlassen durfte, indeß die edle Amalia, als geweihte Priesterin sittlicher Schönheit, Alles mit dem Scepter des edelsten Anstandes regierte. In einem solchen Kreise kamen Geister wie Herder, Göthe und Wieland gar leicht bis zur Vertraulichkeit sich näher, und schmückten sich und die Fürstin, die sie ehrte und liebte, mit unverwelklichen Kränzen. Wielands Talent als Schriftsteller für die Welt entwickelte sich hier immer mehr und in einer Reihe von mehr als 20 Jahren ereignete sich fast nichts von Wichtigkeit in der politischen wie in der literarischen Welt, woran er nicht mehr oder weniger lebhaften Antheil genommen. Als Philosoph bewies er sich stets als einen wahren Sokratiker. Aus dem Kreise der Psychologie, Moral, Rechtslehre und Religion ging er nicht hinaus, beschäftigte sich aber stets am liebsten mit dem, was ihm in diesen Wissenschaften problematisch schien. Seine philosophischen Abhandlungen zeichnen sich sämmtlich durch Tiefe des Blicks und Feinheit der Behandlung aus. Auch die Geschichte des Danischmend, die jetzt erschien, gehört mehr dem Philosophen als Dichter an. Als Historiker fand er in seiner lebhaften Einbildungskraft, seiner Sprachkenntniß, seiner scharfen Beurtheilung und umfassenden Uebersicht der Begebenheiten nach ursächlichen Verhältnissen große Hülfsmittel, die er trefflich benutzte und in vielen Darstellungen beurkundete. Allein bei allen diesen Beschäftigungen blieb ihm doch auch die Muse hold, denn sie gab ihm die Geschichte der Abderiten (1773), Erzählungen und Mährchen, theils nach fremden Originalen gebildet, theils selbst erfunden, dann den Oberon, ein Werk, welches allein den Ruhm eines großen Dichters zu begründen wohl im Stande wäre. Außer diesen Werken, worin der Dichter seine Eigenthüm-

lichkeit mehr oder weniger auf die verschiedenste Art seinem Zeitalter darlegte, unternahm er auch die Arbeit, die Werke des Horaz und Lucian in unsere Sprache überzutragen. Ein Unternehmen, welches ihm in einem seltenen Grade gelang und die Achtung gegen sein Talent ungemein erhöhte. Durch die Beschäftigung mit dem Lucian entstand aber auch ein ihm eigenthümliches Werk: der Peregrinus Proteus (1791), dann der Agathodämon, den man als Seitenstück von jenem betrachten muß. So war die Zahl seiner Geisteswerke zu einer nicht geringen Anzahl angewachsen, und es mußte dem Literaturfreunde wohl erwünscht seyn, sie vom Verf. selbst durchgesehen und gesammelt in einer gleichförmigen Ausgabe zu besitzen. Eine solche veranstaltete der um die deutsche Literatur so verdiente Buchhändler Göschen zu Leipzig, und der Verfasser wurde dadurch in den Stand gesetzt, sich das Gut Osmannstädt bei Weimar zu kaufen, wo er den Abend seines Lebens größtentheils in heitrer Muße verbringen zu können meinte. Da er stets ein Feind von Luxus und Ueppigkeit gewesen war, so hatten ihm seine mäßigen Einkünfte, trotz seiner sich beträchtlich vermehrenden Familie — denn seine Gattin gebar ihm in 20 Jahren 14 Kinder — immer genügt, und er hatte stets genug gehabt, auch Freunde zu erfreuen. Allein nun sah er auch über die Gränze seines Lebens hinaus für die Unversorgten gesorgt, und dies erheiterte ihm seine letzten Tage gar sehr. Er lebte vom J. 1798 an bis 1803 fortwährend in Osmannstädt und widmete den größten Theil seiner Zeit literarischen Arbeiten, worunter sein attisches Museum keine der geringsten ist, wodurch er den lang gehegten Entschluß ausführte, seine Nation mit einer Reihe von Meisterwerken der griechischen Poesie, Philosophie und Redekunst vertraut zu machen. Auch sein Aristipp und einige seiner Zeitgenossen gehört dieser Periode an. Im J. 1803 aber verkaufte er sein geliebtes Osmannstädt wieder, weil er fand, daß er es in ökonomischer Hinsicht nicht füglich mehr behaupten konnte, denn er hatte es gleich anfangs zu theuer erkauft. Er zog wieder nach Weimar zurück, wo er nun auch Schiller fand, mit dem er bald in innige Verbindung trat. Hier überstand er die Schreckenstage von Jena, hier den schmerzlichsten Verlust, den er erleiden konnte, den seiner edlen Gönnerinn und Freundin, der Herzogin Amalia, den von Herder, Schiller und andern, die er liebte und ehrte. Durch mehrere Arbeiten suchte er sich einigermaßen zu erheitern, am meisten gelang ihm dies durch die Uebersetzung von Cicero's Briefen, die er mit der strengsten Sorgfalt ausführte. Die Ehrenbezeugungen, welche er von dem Kaiser Alexander durch Verleihung des St. Annenordens, und von Napoleon durch die des Kreuzes der Ehrenlegion erhielt, seine Aufnahme in den edlen Bund der Freimaurer, als Mitglied des französischen Instituts, und mehrere glückliche Ereignisse milderten so manchen Kummer, den sein Herz fortwährend nährte, wohin vorzüglich das frühere Hinscheiden seiner von ihm innigst geliebten Gattin gehörte, mit der er ein langes Leben in fast beispielloser Zärtlichkeit und Einigkeit verlebt hatte. Sie starb den 9. Nov. 1801 und Wieland glaubte ihren Tod nicht lang überleben zu können. Doch erfolgte der seinige erst den 20. Januar 1813 im 81sten Jahre seines glorreichen Lebens. Seine sterblichen Ueberreste ruhen in einem Grabe mit denen seiner Gattin und einer Enkelin seiner Jugendfreundin La Roche, Sophie Brentano aus Frankfurt am Main, zu Osmannstädt, seiner Wahl gemäß, und ein einfaches Denkmal ziert die geweihte Stätte mit der von dem Dichter selbst verfertigten Inschrift:

Lieb' und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.

Da der Raum uns hier nicht gestattet, umständlicher die Eigenthümlichkeiten des großen Dichters und Schriftstellers zu entwickeln, so verweisen wir unsere Leser, außer der Biographie Wielands von Gruber, auf einen Aufsatz im Morgenblatte vom J. 1813 unter der Aufschrift: Wielands Andenken in der Loge Amalia zu Weimar, wo die eigenste Persönlichkeit des Verewigten mit Meisterhand gezeichnet ist. K. L. M.

Wieliczka, eine Stadt im Königreiche Galizien, im bochnier Kreise, berühmt wegen ihrer unerschöpflichen, und in ihrer Art einzigen Steinsalzgruben. Diese Salzwerke erstrecken sich über 600 Lachtern von Ost nach West, über 200 Lachtern von Süd nach Nord, und 80 Lachtern oder 800 Fuß in die Tiefe. In der Breite kennt man wohl die Gränze des Salzwerkes, aber nicht, wie weit es in die Tiefe geht, und es ist daher als unerschöpflich anzusehen. Die Stadt Wieliczka selbst ist ganz untergraben und die Gruben gehen auf jeder Seite weit über sie hinaus. Schon seit der Mitte des 13. Jahrhunderts hat man hier Salz gebrochen. Der Eingänge zu den Gruben sind sechs auf freiem Felde und zwei von der Stadt aus; die letztern beiden dienen zur Einfahrt der Arbeiter und zur Herausförderung des Salzes. Man läßt sich 600 Fuß tief hinunter, oder steigt eine eigends eingerichtete Treppe von 1000 Stufen hinab und kommt dann in die eigentlichen Salzgruben, welche eine mehrere hundert Klaftern weite, hohe, mit Salzsäulen gewölbte Ebene bilden. Wenn diese unterirdische Gegend mit einer hinlänglichen Anzahl Lichter erleuchtet wird, wie es bei dem Besuche großer Herren zu geschehen pflegt, so bietet sie durch den Abglanz der Salzcrystalle einen bezaubernden Anblick dar, und man dünkt sich in eine Zauberwelt versetzt. Man sieht hier unter andern eine schöne, künstlich gearbeitete Capelle, wo Messe gelesen wird, mit Heiligenbildern, Kanzel und Altar, und mit Säulen, alles aus Salzmasse gehauen, eben so wie die schön gearbeitete Statue des Königs Sigismund in Lebensgröße, und einen Saal, wo hohe Fremde bisweilen bewirthet worden sind. In der Tiefe ist ein nicht unbeträchtlicher Teich; der Glanz der in demselben sich spiegelnden Lichter bringt eine ganz eigne Wirkung hervor. Einen Eindruck andrer Art macht ein hohen Gästen zu Ehren abgebranntes Feuerwerk. Ungefähr 1700 Bergleute sind bei diesen Gruben angestellt, sie werden gut bezahlt; ihre gewöhnliche Schicht ist acht Stunden. Ein Theil dieser Arbeiter hält sich für beständig in der Tiefe auf, und mancher von ihnen soll, wie man sagt, sein ganzes Leben hindurch nicht auf die Oberfläche kommen. Es sind daher Wohnungen für sie, Magazine für die Salzvorräthe und Ställe für die Pferde, die zu den Göpeln oder zum Fortschaffen der Salzfässer gebraucht werden, aus dem gediegenen Salze gehauen. Die jährliche Ausbeute von diesem größten aller Salzwerke beträgt 700,000 Centner und gewährt mit dem, nicht weit davon entfernten, ähnlichen Salzwerke zu Bochnia, das jährlich 200,000 Centn. liefert, einen reinen jährlichen Ertrag von zwei Millionen Gulden. Es ist immer ein großer Vorrath von Salz, bisweilen von einigen 100,000 Centn. vorhanden. In den Gruben zu Wieliczka gibt es drei Arten Steinsalz, die geringste Sorte ist mit Letten vermischt und hat einen grünlichen Schein. Das Faß von diesem Salze zu sechs Centn. kostet 3⅔ Thlr. Das beste ist das Crystallsalz, das in würfelartige Formen ausfällt. Die Farbe dieser Salzsteine ist dunkelgrau mit Gelb untermischt. Man findet auch in dem Salze bisweilen einzelne zum Theil starke Stücken schwarzen Holzes. Das Salz-

in den Gruben zu Bochnia ist etwas feiner und wird durchaus in Fässer geschlagen. — Dieses Salzwerk gehörte ehemals, wie Galizien selbst, zum Königreiche Polen, kam aber bei der Theilung dieses Landes im J. 1772 an Oesterreich. Nach dem dritten Artikel des 1809 zu Wien geschlossenen Friedens wurden die Salzwerke zu Wieliczka in ihrem ganzen Umfange dem Kaiser von Oesterreich und dem Herzogthum Warschau gemeinschaftlich überlassen. Beide Theile stellten eine gleiche Anzahl von Beamten zur gemeinschaftlichen Verwaltung an und hielten auch, bloß der Polizei wegen, eine gleiche Anzahl Truppen daselbst. Nach dem pariser Frieden (1814) kamen, in Folge der Verhandlungen des wiener Congresses, diese Salzwerke wieder ganz an Oesterreich. Der geschickte sächsische Mechanikus, Bergrath J. G. Borlach, hat Grundrisse von den Gängen dieses Salzwerks gefertigt, welche J. E. Nilson zu Augsburg in vier großen Blättern in Kupfer gestochen hat. Eben dieser Kupferstecher hat auch 1760 ein großes Blatt nach C. Müllers Zeichnung geliefert, welches einen anschaulichen Begriff von diesen merkwürdigen unterirdischen Gruben gibt. Man glaubt, daß die Salzwerke zu Wieliczka mit dem längs den karpatischen Gebirgen, in einer Länge von ungefähr 120 deutschen Meilen hinlaufenden unterirdischen Salzstocke, der sich zu Oska Rimnik in der Walachei endigt, zusammenhängen (s. Fichtels Geschichte des Steinsalzes und der Steinsalzgruben in Siebenbürgen, Nürnberg, 1780). — Die Stadt Wieliczka, die zwei Stunden von Cracau entfernt ist, hat 340 Häuser mit 3400 Einwohnern und ist der Sitz eines Salinenoberbergamts und Berggerichts, unter dessen Direction auch das Salzwerk zu Bochnia steht.

Wien, die Hauptstadt des österreichischen Kaiserthums und seit Maximilians I. Zeiten die beständige Residenz der Beherrscher Oesterreichs. Sie liegt in Niederösterreich auf einer kleinen Anhöhe am rechten oder südlichen Ufer der Donau, von welcher ein Arm zwischen der Stadt und einigen Vorstädten durchgeht, in den sich hier der kleine, drei Meilen von der Stadt im wiener Walde entspringende Fluß Wien ergießt. Die Gegend um die Stadt ist sehr angenehm und fruchtbar, das Clima zwar sehr abwechselnd, aber doch gesund. Wien besteht aus der eigentlichen Stadt und vielen Vorstädten, über deren Zahl die Topographen nicht ganz einig sind; gewöhnlich gibt man 33 Vorstädte an. Die eigentliche Stadt, die 1½ Stunde im Umfang hat, enthält 1400 Häuser, die größtentheils gut gebaut und bisweilen 7 Stockwerk hoch sind. In den Vorstädten, deren Umkreis man, mit Inbegriff des Praters, auf 3½ deutsche Meilen rechnet, gibt es über 5700 Häuser und ihre Anzahl nimmt noch immer zu. Im J. 1814 betrug die Gesammtzahl der Einwohner, mit Ausschluß der Fremden und des Militärs, 233,547 Seelen in 56,699 Familien. Da die Bevölkerung der Stadt seitdem gestiegen ist, so muß auch jene Zahl dermalen größer seyn. Im J. 1817 betrug die Summe der Gebornen 11,637 und der Gestorbnen 12,742. Es waren 300 Geborne weniger und 400 Gestorbne mehr als im J. 1816. Dieser Unterschied liegt jedoch in den vielen Krankenanstalten, in welche auch Auswärtige aufgenommen werden. Die Stadt war sonst mit 11 Basteien und einigen Außenwerken versehen und schon seit langer Zeit, zuletzt noch im J. 1799, für eine Festung erklärt worden; doch ist sie als solche in den neuesten Zeiten nicht angesehen worden. Ihre Festungswerke haben, nachdem ein Theil derselben im J. 1809 durch feindliche Hand zerstört worden, eine andere Gestalt erhalten. Die Vorstädte, welche in cirkelförmiger Gestalt um die Stadt herum liegen, werden von aussen durch die sogenannte Linie eingeschlossen — einen

Graben mit einem 10 Fuß hohen gemauerten Walle. Die einzelnen Theile dieser Linie werden nach den zunächst liegenden Oertern, z. B. die nußdorfer Linie, benannt. In Wien gibt es überhaupt 110 Straßen und Gassen, von denen jedoch ein großer Theil eng und ungleich sind, und 8 große öffentliche Plätze. Auf dem Josephsplatze steht die von Zauner verfertigte bronzne Reiterstatue des Kaisers Joseph II., die der jetzige Kaiser seinem großen Oheim 1806 errichtete. Die Stadt ist in vier Viertel und acht Kirchspiele eingetheilt. Unter den acht Pfarrkirchen ist die St. Stephanskirche, welche die erzbischöfliche Metropolitankirche ist, die merkwürdigste. Es ist ein majestätisches Gebäude, von schöner gothischer Architektur, das über alle Gebäude der Stadt hervorragt. Der Anfang ihrer Erbauung fällt in die Jahre 1144—47. Unter den Gemälden der Kirche befinden sich einige Meisterwerke. Zu den Merkwürdigkeiten derselben gehören verschiedne Monumente von Personen aus der regierenden Familie, das Monument des Prinzen Eugen und andere; ferner ein großer Schatz von kostbaren heiligen Gefäßen und Reliquien. Der berühmte Stephansthurm steht an der südlichen Seite der Kirche. Es ist ein mit gothischer Arbeit verzierter Thurm, dessen Bau 1433 vollendet wurde. Er ist 434½ Fuß hoch. Bis zur engern Spitze desselben führen 700 steinerne und hölzerne Stufen, von da bis zur obersten Spitze muß man auf Leitern steigen. In der Augustinerkirche ist das von dem berühmten Canova verfertigte Monument, welches der Herzog Albert von Sachsen-Teschen seiner Gemahlin, der Erzherzogin Christina, 1805 setzen ließ. Von Klöstern sind, nach der Reform, welche Joseph II. mit ihnen vornahm, dermalen noch sechs Mönchsklöster und ein Nonnenkloster übrig. Unter den vielen, zum Theil schönen öffentlichen Gebäuden und Palästen fürstlicher und gräflicher Familien ist die kaiserliche Burg das merkwürdigste, wenn gleich von außen nicht das ansehnlichste. Es ist ein, schon im 13. Jahrhunderte zu bauen angefangnes, und seitdem verschiedentlich vergrößertes, ungleiches Gebäude. Der Plan zur Erbauung eines neuen Schlosses ist schon von mehrern Regenten Oesterreichs entworfen und vor kurzem wieder erneuert worden. Die innere Einrichtung der Burg ist überaus prächtig. In der Burg ist die kaiserliche Schatzkammer, welche, in einer Gallerie und vier Zimmern, unter mehrern andern kostbaren Juwelen und Kunstschätzen, auch den großen sogenannten florentinischen Diamant, einst das Eigenthum Carls des Kühnen, Herzogs von Burgund, enthält. Außer der Burg nennen wir die kaiserliche Reitschule, nach der Meinung der Kenner das schönste Gebäude dieser Art in Europa. In einem Theile der Burg ist das kaiserliche Naturaliencabinet, eines der vollständigsten, ferner das Cabinet der Antiken, mit welchem die Sammlung geschnittner Steine und antiker Medaillen verbunden ist, und die von dem jetzt regierenden Kaiser fast neu geschaffne Sammlung moderner Münzen und Medaillen. Der große Numismatiker Eckhel war einst Vorsteher dieser beiden letztern sehr ausgezeichneten Sammlungen. In einem besondern, an die kaiserliche Burg angebauten prächtigen Gebäude ist die kaiserliche Hofbibliothek, die Maximilian I. zu sammeln anfing, und die unter die vorzüglichsten gehört. Sie enthält über 300,000 Bände und eine zahlreiche Sammlung von Manuscripten und Werken aus den ersten Zeiten der Buchdruckerkunst. Der bekannte Dichter Denis, der erster Custos dieser Bibliothek war, hat eine Beschreibung derselben herausgegeben. Die Bibliothek ist an gewissen Tagen zum öffentlichen Gebrauch gewidmet. Außer der Biblio-

Mon Mon

Mon Mon

Mon Mon

dermann, wie die über dem Mittelthore befindliche Inschrift: „Allen Menschen gewidmeter Belustigungsort von ihrem Schöpfer" anzeigt. — Ein brauchbarer Wegweiser für Fremde ist: Beschreibung und Grundriß der Haupt- und Residenzstadt Wien ꝛc. von J. Pezzl. Wien, 1807. Die schönen Gegenden um Wien beschreibt das: Panorama von Wiens Umgebungen, nebst Situationskarte, Wien, 1807.

Wight, eine englische zu Hamshire gehörende Insel im Canal, der England von Frankreich trennt, in einer sehr geringen Entfernung von der englischen Küste. Die Insel hat 9 Quadratmeilen Flächeninhalt und 27,000 Einwohner. Sie ist auf allen Seiten durch Felsen, Klippen und angelegte Festungswerke gegen feindliche Angriffe gesichert. Der Fluß Medham oder Medika theilt sie. Die Insel ist wegen der gesunden, milden Luft und wegen der großen Fruchtbarkeit an Getraide berühmt; sie ist die Kornkammer für die westlichen Grafschaften Englands und die englischen Kriegsflotten, welche sich in der Bay zwischen Spithead (s. d. Art.) und Wight versammeln und erhalten aus dieser Insel gewöhnlich ihren Bedarf an Mehl und Zwieback. Es sind hier beträchtliche Schäfereien, die eine gute Wolle liefern, welche aber alle roh nach England gebracht wird. Auch gibt es hier viel andres Vieh, Hasen und Kaninchen, und einen Ueberfluß an Fischen. Die Insel ist in 52 Kirchspiele getheilt und hat vier Städte. Die vorzüglichste darunter ist Newport, die gut befestigt ist. In dem nicht weit davon entfernten festen Schlosse Cariobrook wurde Carl I., als er sich 1646 auf diese Insel geflüchtet hatte, und von dem Obersten Hammon gefangen worden war, 13 Monate lang im Gefängnisse gehalten, aus welchem zu entfliehen, wie seine Freunde es wollten, ihn bloß seine unzeitige Gewissenhaftigkeit hinderte.

Wilberforce (William), Esquire, ein noch lebender ausgezeichneter Redner im Unterhause des englischen Parlaments, auf der Seite der Ministerialpartei. Es ist nicht glänzende, hinreißende Beredsamkeit, die ihn berühmt gemacht hat; denn seine kränkliche Stimme schwächt die Wirkung eines sonst kräftigen Ausdrucks in seinen mit Leichtigkeit, frei und oft unvorbereitet gehaltenen Parlamentsreden. Was ihm einen Namen erworben und die Achtung aller Edeln verschafft hat, ist das menschenfreundliche, unablässige Bestreben, den die Menschheit entehrenden Handel, der mit den afrikanischen Sklaven nach Amerika getrieben wird, ganz abzuschaffen. — Nachdem die Spanier in dem neuentdeckten Amerika viele Millionen der Landeseingebornen ermordet hatten, fehlte es besonders in den Antillen an Händen, um die Pflanzungen zu cultiviren. Auf den Vorschlag des berühmten spanischen Bischofs Las Casas, der sich für die unglücklichen Indianer gegen die Grausamkeiten seiner Landsleute so eifrig, obwohl fruchtlos verwendete, gab Kaiser Carl V. im J. 1517 die Erlaubniß, 4000 Afrikaner auf den Antillen S. Domingo, Cuba, Jamaica und Porto Rico einzuführen. Dies war der Ursprung des Negerhandels, den zuerst die Portugiesen, die früher, als andere Nationen, in Afrika Entdeckungen und Eroberungen gemacht hatten, allein führten, an dem aber nachher alle handelnden Völker in Europa zum Vortheil für Amerika Antheil genommen haben. Man rechnet, daß in den 300 Jahren, während welcher dieser Menschenhandel bis jetzt geführt worden ist, über fünfzig Millionen unglücklicher Afrikaner ihrem Vaterlande entrissen und in die Sklaverei geführt worden sind. Die Grausamkeit, mit welcher diese Unglücklichen, mit wenigen Ausnahmen, behandelt wurden, mußte das Gefühl der Menschlichkeit empören. Die Quäker in Pensylvanien schafften zuerst (1751) den Sklaven-

handel ab. Auch Dänemark untersagte ihn seinen Handelsgesellschaften. In England wurde im J. 1788 die erste ernstliche Anregung deßwegen gemacht. Die Universität Cambridge übergab dem Parlament eine Bittschrift, in welcher das Entehrende des Sklavenhandels, vorzüglich von Seiten der Religion, vorgestellt wurde. Pitt, als Repräsentant von Cambridge, unterstützte den Antrag, und mehrere Mitglieder des Parlaments traten ihm bei. Von mehrern Seiten wurden ähnliche Vorstellungen gemacht, aber auch von andern starke Widersprüche dagen erhoben, und so blieb diese Angelegenheit, für die sich die ganze Nation zu interessiren schien, lange unentschieden. Aber eben dadurch hat der edle Wilberforce sich ein unsterbliches Verdienst erworben, daß er aller Hindernisse ungeachtet, die Sache der afrikanischen Sklaven mit ausharrendem Eifer zu wiederholtenmalen, unterstützt von Pitt, Fox und Andern, im Parlamente zur Sprache brachte. Erst im J. 1807 gelang es ihm, seine menschenfreundliche Absicht in Ansehung Englands zu erreichen. Aber noch immer setzten Frankreich, Spanien und Portugal diesen Menschenhandel fort. Frankreich ließ sich am ersten zur Abschaffung desselben geneigt finden. In dem am 30. Mai 1814 zu Paris geschloßnen Frieden erklärte Ludwig XVIII, daß von Seiten Frankreichs dieser Handel innerhalb fünf Jahren aufhören solle und versprach, bei dem Congreß zu Wien seine Bemühungen mit England zu vereinigen, um auch die übrigen Mächte zur Abschaffung des Negerhandels zu vermögen. Der englische Gesandte Lord Castlereagh brachte diese Angelegenheit beim wiener Congreß zur Sprache, und Wilberforce machte ein merkwürdiges Schreiben an den französischen Gesandten beim Congreß, den Prinzen Talleyrand, bekannt, worin er die dringendsten Beweggründe zur Abschaffung des Sklavenhandels aufstellte. Am 4. Febr. 1815 erklärten die zu Wien versammelten Mächte ihre Bereitwilligkeit, Unterhandlungen über den Zeitpunkt der gänzlichen Abschaffung des Sklavenhandels anzuknüpfen. Wilberforce fuhr indessen unermüdet fort, sich mit diesem Gegenstande zu beschäftigen. Er rügte es am 13. Juni 1815 öffentlich im Parlamente, daß noch fortdauernd Sklaven in die britt. Colonien eingeführt würden, und trug später auch auf die Freilassung (Emancipation) der schwarzen Sklaven in den Colonien an, — ein Antrag, der wohl so bald nicht genehmigt werden dürfte. Neuerlich hat Wilberforce die Genugthuung für seinen Eifer erhalten, daß am 23. Sept. 1817 zwischen England und Spanien ein Tractat abgeschlossen worden ist, durch welchen Spanien sich verbindlich macht, vom 30. Mai 1820 an den Sklavenhandel in der ganzen spanischen Monarchie aufzuheben, England verspricht dagegen, den spanischen Unterthanen, die sich mit diesem Handel beschäftigen, am 20. Febr. 1818 400,000 Pf. St. als Entschädigung zu bezahlen. Der Abschluß eines ähnlichen Tractats mit Portugal wurde im Anfange des Jahres 1818 erwartet. Möge der edle Wilberforce den Triumph seiner nun dreißigjährigen menschenfreundlichen Bemühungen noch recht lange genießen! (Vergl. auch d. Art. Sklavenhandel.)

Wildbad, eine kleine, offne, seit einem verheerenden Brande im J. 1742 ganz neu und regelmäßig erbaute Stadt, mit 1500 Einwohnern in der Landvogtei Schwarzwald des Königreichs Würtemberg. Die Stadt liegt an dem kleinen Flusse Enz in einem tiefen Thale, das mit Bergen umgeben ist, auf welchen dichte Tannenwälder stehen. Sie ist wegen ihres warmen Bades, dem vorzüglichsten unter den verschiednen würtembergischen Bädern, berühmt. Es ist da ein königliches Schloß und in der Nähe ein Berg, auf welchem der wilde See ist, dessen Was-

ser niemals zu- noch abnimmt, auch keinen sichtbaren Zu- oder Abfluß hat. — Ein andres Wildbad ist bei Marktburgbernheim im ehemaligen Fürstenthume Bayreuth oder dem jetzigen Rezatkreise des Königreichs Bayern.

Wildbahn, in der Jägerei so viel als Jagdbezirk, Jagdgehege, ein mit richtigen Gränzen umschloßnes, durch aufgerichtete Stangen oder Säulen bezeichnetes Forstrevier, wo das Wild gehegt und dessen Bahn oder Wechsel geduldet wird. Die Wildbahn erstreckt sich nicht nur auf den Wald, sondern auch auf die umliegenden Wiesen und Felder, wo das Wild seine Nahrung, Wechsel und Stege unverwehrt haben muß. Der Begriff der Wilbbahn ist darin vom Revier unterschieden, daß durch das erstere stets ein District verstanden wird, wo ein Wildstand ist, das heißt, wo Wild gehegt wird. Wegen der Wildbahn sind in verschiednen Ländern besondre Gesetze gegeben, daß z. B. um sie zu schonen, Niemand, der nicht dazu befugt ist, darin schießen soll, daß große Hunde nicht anders als gekleppelt und angebunden durch sie geführt werden sollen u. dgl. — Beim Fuhrwesen heißt Wildbahn so viel, als der ungebahnte Weg neben dem ordentlichen Fahrwege. Ein Pferd auf die Wildbahn spannen heißt daher, wenn neben den beiden Pferden, die an der Deichsel oder vor derselben gehen, noch ein drittes angespannt wird, das neben der ordentlichen Bahn auf der Seite laufen muß.

Wildbann ist die hohe Gerichtsbarkeit des Landesherrn über alles Jagdwesen im Lande; das Recht, in Jagdsachen Ordnungen, Gesetze, Gebote und Verbote aufzurichten und die Uebertreter zu bestrafen. Das Wort Bann wird in dieser Zusammensetzung nach seiner alten Bedeutung, da es allemal Gerichtsbarkeit anzeigt, wie z. B. in Blutbann, gebraucht. Der Wildbann gehört zum Jagdregal oder dem Rechte des Landesherrn, das Wild in seinem Lande wegfangen zu lassen, in so fern dieses Recht nicht schon an Unterthanen überlassen worden, ist aber verschieden von der, ebenfalls unter dem Jagdregal mit begriffnen Jagdgerechtigkeit, oder dem Rechte, sich eine Jagd anzumaßen oder auch andern die Jagd zu verleihen und zu erlauben.

Wildfangsrecht war eine ganz besondre, den Churfürsten von der Pfalz, als ehemaligen Pfalzgrafen der Kaiser, von diesen verliehene Gerechtigkeit, Wildfänge, das heißt Personen beiderlei Geschlechts, die sich in der Unterpfalz und in einigen angränzenden, unter andre Herren gehörenden, Districten häuslich niederließen und entweder von unehelicher Geburt waren, oder binnen Jahr und Tag von keinem Oberherrn reclamirt wurden, zu eignen Leuten zu machen. Sie wurden dadurch nicht leibeigen, sondern mußten sich nur zu Frohn- oder Kriegsdiensten brauchen lassen, und gewisse Steuern entrichten, konnten sich aber auch von diesem Zwange loskaufen. Als Churpfalz, nach dem westphälischen Frieden, dieses Recht zu weit ausdehnte, entstanden darüber Klagen andrer Stände und ernsthafte Streitigkeiten, die durch den Ausspruch einer zu Heilbronn niedergesetzten Commission 1667 entschieden wurden. Das Wildfangsrecht wurde dadurch sehr eingeschränkt. In den neuern Zeiten ist es ganz weggefallen, und nur noch als eine sonderbare Antiquität merkwürdig. — Die Benennung Wildfang in Bedeutung eines herrnlosen Ausländers war, nach Obigem, nur in der Pfalz gebräuchlich; im übrigen Deutschland versteht man darunter bekanntlich einen wilden, unbesonnenen Menschen. — Wildfänge werden solche Pferde genannt, die in der Ukraine,

Moldau und angränzenden Ländern in der Wildniß aufgewachsen und noch ungebändigt sind.

Wildgrafen, ehemals ein Name einiger reichsgräflichen Familien am Rheine, die wahrscheinlich deßwegen so genannt wurden, weil sie wilde, waldige und unangebaute Gegenden zu bevölkern und urbar zu machen erhielten, daher sie auch Rau- (Rauh) Grafen hießen. Durch Verheirathungen wild- und raugräflicher Häuser mit rheingräflichen entstand die Benennung der Wild- und Rheingrafen, deren Besitzungen in der Gegend des Hundsrücks lagen. Der Titel Wild- und Rheingrafen ist jetzt nur noch in der, seit dem 8ten Jahrhunderte blühenden grumbachischen Linie des gräflichen Hauses Salm üblich. Den Titel Raugraf hat auch vor einigen Jahren ein Graf Wackerbarth angenommen.

Wilhelm I., der Jüngere, Graf von Nassau, Prinz von Oranien, der Gründer der niederländischen Freiheit, der älteste Sohn des Grafen Wilhelm des Aeltern von Nassau und Julianens, Gräfin von Stolberg, ward geb. den 16ten April 1533 auf dem Schlosse Dillenburg in der Grafschaft Nassau. Von seinen vier Brüdern kämpften Ludwig, Adolph und Heinrich von Nassau ritterlich an der Seite ihres großen Bruders in dem niederländischen Kriege für die Freiheit und das Vaterland. Adolph blieb in Friesland 1568. Ludwig und Heinrich blieben auf der Mooker Heide 1575. Sie waren unverheirathet. Von dem jüngsten Bruder, Johann (st. 1606), Grafen zu Dillenburg, stammt das jetzige königlich niederländische Haus ab. Wilhelm I. war vermählt 1. mit Anna von Büren; 2. mit Anna von Sachsen, der Tochter des Churfürsten Moritz, von welcher Moritz sein Sohn, als Statthalter 1625 starb; 3. mit Caroline von Montpensier; 4. mit Ludovika von Coligny, der Tochter des Admirals Coligny, von welcher Friedrich Heinrich, sein Sohn, als Statthalter 1647 starb, dessen Enkel Wilhelm III. König von England war. Von Wilhelms sieben Schwestern hatte eine, die Gräfin von Schwarzburg, ihren Bruder so lieb, daß sie fast immer um ihn war. Wilhem wurde in der römischen Kirche erzogen, von Maria, Königin von Ungarn, Carls V. Schwester; hierauf befand er sich neun Jahre lang als Kammerjunker stets um den Kaiser, der den Geist, die Klugheit und die Bescheidenheit des Prinzen so achtete, daß er ihn über die wichtigsten Dinge um seine Meinung fragte, und ihm, ungeachtet er erst 22 Jahre alt war, in Abwesenheit des Herzogs Philibert von Savoyen den Oberbefehl in den Niederlanden übertrug. Auch empfahl er ihn nachdrücklich an seinen Nachfolger Philipp II., der jedoch, durch die Verleumdungen, mit welchem ihn die eifersüchtigen Spanier des Prinzen Treue verdächtig machten, getäuscht, ihn als die Ursache der Widersetzlichkeit der Niederländer ansah, und ihm daher die bei seinen Vorfahren gewesene Oberstatthalterwürde nicht ertheilte. Da nun der Cardinal Granvella das ganze Vertrauen des Königs besaß, und die Statthalterin in den Niederlanden, Margaretha von Parma, diesem stolzen und herrschsüchtigen Prälaten in allen Stücken folgen mußte, besonders was die Einführung der verhaßten spanischen Inquisition und die Errichtung neuer Bisthümer betraf, so stellten der Graf von Egmont, der Prinz von Oranien und der Graf von Hoorne dem König schriftlich vor, daß, wenn er nicht den Cardinal bald zurückriefe, dieser durch sein gewaltsames Verfahren das Land in Aufruhr bringen würde. Philipp sah diesen Schritt als ein Majestätsverbrechen an;

doch verbarg er seinen Zorn und rief den Cardinal ab, schickte aber dafür den Herzog von Alba mit spanischen und italienischen Soldaten in die Niederlande. Wilhelm erkannte sogleich, wohin dies ziele, und bat die Statthalterin, den König zu ersuchen, ihm die Statthalterstelle in Seeland, Utrecht und Holland (welche er als Erbe seines Vetters, des Prinzen Renatus von Oranien, besaß) abzunehmen; aber Margaretha schlug dies ab, und verlangte von ihm, er möchte seinen Bruder Ludwig von sich entfernen, und einen neuen Eid der Treue ablegen. Beides weigerte sich Wilhelm zu thun, indem er vorstellte, daß Ludwig kein Feind der öffentlichen Ruhe sey, wie die Fürstin glaube, er selbst aber bereits dem König geschworen habe. Zu gleicher Zeit wandte er sich nebst dem Grafen Egmont an den König Philipp mit der Bitte um Religionsduldung für die Niederlande. Als hierauf die Vorstellung, welche 300 Edelleute, den Grafen Ludwig von Nassau an der Spitze, im J. 1566 gegen die Einführung der Inquisition und die Anstellung neuer Bischöffe der Statthalterin übergaben, verächtlich zurückgewiesen wurde, — man nannte die Bittenden Bettler, Geusen — so veranstaltete Wilhelm eine Zusammenkunft mit Egmont, Hoorne, seinem Bruder Ludwig u. A. zu Dendermonde. Um über Mittel zu berathschlagen, wie man das Einrücken spanischer Truppen und das drohende Unglück abwenden könne. Die Meisten riethen, sich mit bewaffneter Hand zu widersetzen. Nur Graf Egmont, Statthalter in Flandern und Artois, war, auch bei einer späteren Zusammenkunft, der Meinung, man solle der Gnade und Güte des Königs vertrauen. „Diese Gnade, erwiederte der kluge Oranien, wird unser Untergang und Egmont die Brücke seyn, über welche die Spanier in die Niederlande gehen, und die sie darauf abbrechen werden." — Als sie darauf sich trennten, fielen Egmont und Oranien, im Vorgefühl der Zukunft, einander um den Hals und nahmen unter vielen Thränen Abschied. Der Prinz begab sich mit seiner Gemahlin und seinen Kindern, mit Ausnahme des ältesten, der zu Löwen studirte, nach Breda, von hier aber zog er sich auf sein Schloß zu Dillenburg zurück. Unterdessen rückte Alba in die Niederlande ein. Sofort wurden achtzehn Herrn und mehrere von Adel, nebst den Grafen Egmont und Hoorne verhaftet, und in Brüssel 1568 den 2. Juli hingerichtet. Als dies der Cardinal Granvella in Rom erfuhr, fragte er, ob Alba auch die Verschwiegenheit — so nannte er den Prinzen von Oranien — gefangen? — „Wenn dieser Fisch noch nicht gefangen, so tauge des Herzogs Fischerei nichts." — Alba ließ indessen den Prinzen, die Grafen von Hôstrate, von Kulenburg u. A., die aus dem Lande gewichen waren, vor den Rath der Zwölf vorfodern. Der Prin, kam nicht, sondern legte eine Berufung ein an die brabantischen Stände, als seine natürlichen Richter, und an den König unmittelbar, weil er als Ritter vom goldnen Vließe nur von dem König selbst und den Ordensrittern gerichtet werden könne. Darauf wandte er sich um Schutz an den Kaiser Maximilian II. und die deutschen Fürsten. Der Kaiser sicherte ihm nicht nur denselben zu, sondern mißbilligte auch das Verfahren des Herzogs von Alba, welcher den Prinzen, da er an dem gesetzten Tage nicht persönlich erschienen war, nebst seinem Bruder Ludwig u. A., als Beleidiger der Majestät des Königs in die Acht erklärte, seine Güter einzog, in seine Stadt Breda Truppen legte und seinen 13jährigen Sohn Philipp Wilhelm von der Universität Löwen wegnahm und als Geisel nach Spanien schickte *). Nun trat der Prinz von Ora-

*) Er erhielt in der Folge seine Freiheit wieder und starb 1618.

theidigung. Der Prinz von Oranien aber eroberte nicht allein Gertruidenburg, sondern auch Middelburg, die Hauptstadt von Seeland, nachdem die Meergeusen die spanische Flotte geschlagen hatten. Um diese Zeit war Ludwig von Zunniga und Requesens dem Herzog von Alba (1573) in den Niederlanden gefolgt, und hatte in dem Treffen auf der Mooker Heide (14ten April 1575) Ludwig und Heinrich von Nassau, die Brüder des Prinzen, geschlagen, welche ihre wegen rückständigen Soldes aufrührerischen deutschen Soldaten nicht in Ordnung halten konnten. Ludwig und Heinrich blieben auf dem Schlachtfelde. Doch Wilhelm entsetzte Leiden, indem er die Deiche durchstechen ließ. Darauf starb Zunniga. Die spanischen Soldaten aber verübten zu Antwerpen u. a. a. O. solche Ausschweifungen, daß sich sämmtliche niederländische Provinzen, mit Ausnahme Luxemburg, zu Gent 1576 vereinigten, um die fremden Truppen zu vertreiben und von dem Religionszwange frei zu werden. Als aber der neue Statthalter, Johann von Oesterreich, das ihnen bewilligte Friedensedict vom J. 1577 verletzte, riefen die Staaten von Antwerpen den Prinzen von Oranien zu Hülfe. Das Volk von Brabant empfing ihn mit Jubel in Brüssel, wo ein Theil der Stände ihm die Statthalterwürde antrug. Allein da mehrere Große ihm entgegen waren, so bewirkte er den Beschluß, daß der Erzherzog Matthias von Oesterreich als Generalstatthalter, er selbst aber als Generallieutenant angenommen wurde; doch behielt er die Leitung aller Staatssachen. Indessen gewannen die Spanier durch den Sieg bei Gembloux (31sten Jan. 1578) aufs neue in den sogenannten wallonischen Provinzen, welche eifrig catholisch waren, die Oberhand. Der neue Statthalter, Alexander Farnese von Parma, ein erfahrner und staatskluger Feldherr, wußte die Gemüther des mit dem Glaubensfrieden, oder der politischen Gleichheit beider Kirchen unzufriednen belgischen Volks zu gewinnen und die dem Prinzen von Oranien abgenigten Großen wieder in das spanische Interesse zu ziehen; daher schloß der Prinz von Oranien einen engern Bund zwischen den sieben nördlichen Provinzen durch die Union zu Utrecht (23 Jan. 1579) und legte dadurch den Grund zu der Entstehung der Republik der vereinigten Niederlande (s. d. Art.). Als hierauf die Friedensunterhandlungen zu Cöln fruchtlos geblieben waren, trugen auf des Prinzen Vorschlag die Stände 1580 dem Bruder des Königs Heinrich III. von Frankreich, dem Herzog Franz von Anjou, die Oberherrschaft an, und kündigten (26. Juli 1581) dem König Philipp von Spanien, als einem Tyrannen, den Gehorsam auf. Dieser hatte nämlich den Prinzen von Oranien „als einen Ketzer und Maulchristen, einen andern Cain und Judas, Kirchenräuber, Eidbrüchigen, Anstifter der niederländischen Unruhen und als eine rechte Pest der menschlichen Gesellschaft" für vogelfrei erklärt und einen Preis von 25,000 Talern auf seinen Kopf gesetzt. Ueberdies sollten dem, der ihn lebendig oder todt den Spaniern in die Hände liefern würde, alle Verbrechen verziehen seyn und er mit seinen Nachkommen in den Adelstand erhoben werden. Der Prinz antwortete in einem heftigen Manifest, worin er dem Könige unter andern Wollust und Mord, den Tod seines Sohnes Don Carlos und seiner Gemahlin Elisabeth vorwarf. Die Stände boten dagegen ihrem Statthalter eine Leibwache an. Unterdessen eroberte der Herzog von Parma mehrere Festungen, auch Breda, das dem Prinzen von Oranien gehörte. Doch mußte er die Belagerung von Cambray aufheben, als der Herzog von Anjou mit einem Heere anrückte. Hierauf

Jahr alt, in der vollen Kraft seines Geistes. Er war wohl gebildet, hatte castanienbraunes Haar und eine bräunliche Gesichtsfarbe. Er sprach wenig und dachte viel; was er aber sagte, war klug und gefiel. In der Kunst, die Menschen zu gewinnen, war er ein Meister. Gegen das Volk benahm er sich freundlich und bescheiden. Oft ging er ohne Hut in der Stadt, und unterhielt sich treuherzig mit den Bürgern. In seinem Hause war er großmüthig, gastfrei, prachtliebend und freigebig; alles gab er seinen Freunden hin; nur sein Vertrauen schenkte er wenigen. Sein beobachtender Verstand durchdrang die Menschen und die Ereignisse; er selbst war undurchdringlich. Kalt, verschlossen, dem Scheine nach selbst furchtsam, riß, wenn er sprach, das Feuer und die Kühnheit seiner Rede alle Gemüther hin und beherrschte sie mit unwiderstehlicher Gewalt. Der Gefahr setzte er ruhigen Gleichmuth, den Hindernissen kluge Beharrlichkeit entgegen. Es war ihm nicht um seine Erhebung zu thun, sondern um die Sache des Volks, darum ging die Freiheit, welche er gegründet nicht mit ihm unter, und der Name des großen Oranien lebt fort in der Geschichte der europäischen Menschheit. — Es gibt von ihm drei Lebensbeschreibungen in holländischer Sprache von ungenannten Verfassern. Auch vergleiche man Meursii Guilielmus Auriacus etc. Amstelod. 1638 fol. Noch hat Wilhelm von Oranien keinen würdigen Biographen gefunden. K.

Wilhelm I. (Wilhelm Friedrich von Oranien), König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, geboren im Haag den 24ten August 1772. Sein Vater, Wilhelm V., Fürst von Oranien und Nassau, Erbstatthalter der vereinigten Niederlande (st. 9. Apr. 1806), stammte ab von Johann, dem jüngsten Bruder des großen Wilhelm von Oranien (s. d. A.). Seine Mutter, Friederike Sophie Wilhelmine, des Prinzen August Wilhelm von Preußen Tochter, lebt noch. Er dankt ihr seine Bildung. Sein Großvater, der erste Erbstatthalter der vereinigten Niederlande (1747), hatte die vier Landestheile des nassau-ottonischen Stammes, Hadamar, Siegen, Dillenburg und Dietz, wieder zusammen an seine, die Dietz'sche, Linie gebracht. Der holländische Schriftsteller Tollius war des Prinzen Lehrer, und der General von Stamford, ein guter Taktiker und Staatsmann, war sein Führer. Im J. 1788 machte der Erbprinz eine Reise nach Deutschland, und blieb eine Zeit lang zu Berlin, an dem Hofe seines Oheims, des Königs Friedrich Wilhelm II. Hierauf studirte er seit 1790 zu Leyden. Nach seiner Vermählung (1. Oct. 1791) mit Friederike Luise Wilhelmine, des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen Tochter, machte er sich, nebst seinem späterhin als Feldherrn ausgezeichneten Bruder Friedrich, um die Verbesserung der holländischen Landmacht verdient; allein der innere Zwiespalt, indem die 1787 durch preußische Waffen unterdrückten Patrioten dem Hause Oranien insgeheim entgegenwirkten, verhinderte vieles. Jene hatten sich zum Theil nach Frankreich geflüchtet, und der Nationalconvent erklärte, um sich mit Hülfe der Patrioten des reichen Hollands zu bemächtigen, den 1sten Febr. 1793 an den Erbstatthalter den Krieg. Dumouriez eroberte das holländische Brabant; doch befreite es der Erbprinz — der den Oberbefehl über die holländischen Truppen führte, zu welchem ein Heer der Bundesgenossen gestossen war — in Folge des Sieges bei Neerwinden, den der kaiserl. Feldmarschall, Prinz von Coburg, über Dumouriez den 18ten März erfochten hatte. Hierauf hielt der Erbprinz die französische Nordarmee von dem Eindringen in Westflandern ab. Allein am 13ten Sept.

ward er in seiner Stellung zwischen Menin und Werwick von dem Feinde mit solcher Uebermacht angegriffen, daß er, da der österr. General Kray zu spät eintraf, und das Heer unter Beaulieu (weil es noch nicht abgekocht hatte) ganz ausblieb, nach dem tapfersten Widerstande, in welchem Prinz Friedrich, sein Bruder, der den rechten Flügel befehligte, verwundet wurde, sich mit Verlust nach Gent und hinter die Schelde zurückziehen mußte. Im Feldzuge 1794 eroberte der Erbprinz Landrecies den 30sten April, hierauf warf er an der Spitze eines niederländisch-österreichischen Heeres von 50,000 Mann den Feind über die Sambre; allein in der großen Schlacht am 26sten Juni, als er schon mit dem rechten Flügel siegreich vorgedrungen war, mußte er, da die Franzosen Charleroi erstürmt und den linken Flügel bei Fleurus geschlagen hatten, nach der Anordnung des Prinzen von Coburg, sich ebenfalls zurückziehn. Hierauf wichen (21. Juli) die Oesterreicher vor Pichegru und Jourdan bis hinter die Maas, und dem Erbprinzen blieb bei seinem geschwächten Heere nichts übrig, als in Verbindung mit dem Heere des Herzogs von York, das aus Engländern, Hannoveranern und Hessen bestand, die Gränzen der Republik zu decken. Allein die Festungen fielen und die Kälte baute dem Feinde Brücken über die Waal, so daß Pichegru schon den 17. Januar 1795 in Utrecht einrückte. Die Partei der Patrioten begünstigte den Feind, und der Erbstatthalter sah sich außer Stand, die von ihren Bundesgenossen verlassene Republik zu retten. Seine Söhne legten daher den 16ten Januar ihre Befehlshaberstellen nieder, und Wilhelm V. schiffte sich den 18ten und 19ten mit seiner Familie und einigen Getreuen zu Scheveningen auf 19 elenden Fischerpinken nach England ein. Hier ward dem unglücklichen Fürstenhause Hamptoncourt als Wohnsitz eingeräumt; allein die beiden Brüder gingen bald wieder auf das feste Land zurück, um eine Schaar ausgewanderter Niederländer auf Englands Kosten zu bewaffnen. Doch nach dem Basler Frieden zerstreute sich dieses kleine Heer. Prinz Friedrich trat in österreichische Dienste, und der Erbprinz begab sich mit seiner Familie nach Berlin, wo er von dem diplomatischen Einflusse des mit Frankreich befreundeten preußischen Hofes eine günstige Wendung seines Schicksals erwartete. Uebrigens beschäftigte er sich mit der Erziehung seiner Söhne, mit den Wissenschaften und mit der Verbesserung seiner in der Gegend von Posen vom Fürsten Jablonowski erkauften Herrschaften, wohin er Colonisten zog, und auf welchen er die Leibeigenschaft aufhob. Auch erwarb er in der Folge einige Landgüter in Schlesien. Da sein Vater inzwischen die durch den Reichsdeputationsschluß ihm zugefallene Entschädigung in Deutschland, Fulda, Corvey, Dortmund, Weingarten u. a. O. m., an seinen Sohn, den Erbprinzen, den 29. Aug. 1802 abgetreten hatte, so nahm dieser davon am Ende des Jahrs Besitz, und wohnte seitdem in Fulda, brachte jedoch einen Theil des Winters in Berlin zu. In seinen neuen Staaten stellte er nach Beseitigung fast endloser Hindernisse, durch eigne zweckmäßige Thätigkeit, mittelst einer sparsamen und einfachen Verwaltung und besonnenen Abschaffung vieler Mißbräuche, ohne rasche Neuerungen, einen gut geordneten Zustand wieder her. Sein Rechtssinn und die Humanität, mit welcher er Diener und Unterthanen, ohne Unterschied der Religion, behandelte, erwarben ihm die Liebe seines Volks. Unter mehrern Verbesserungen müssen vorzüglich die an die Stelle der unbrauchbaren Universität zu Fulda von Meißner (aus Prag) und Gierig neu eingerichtete höhere Schulanstalt (Lyceum) und die Stiftung eines Land-

krankenhauses genannt werden, wozu der Fürst die Fonds von zwei eingezogenen Klöstern verwandte. Nach dem Tode seines Vaters (9. Apr. 1806) übernahm der Fürst die Regierung seiner nassauischen Stammländer. Als er aber die von Paris aus ihm gegebenen Winke, zu dem Rheinbunde zu treten (dessen Bildung, ohne Preußens Vorwissen, Lucchesini und Haugwitz für unmöglich hielten), im Gefühl der Würde eines deutschen Fürsten nicht beachtete, verlor er die Hoheit über die oranischen Lande, welche seine Stammvettern Nassau-Usingen und Weilburg, und Murat, Großherzog von Berg, erhielten. Die Oberherrschaft über das schöne Weingarten hatte sich der neue König von Würtemberg von Napoleon erbeten. Auch Fulda sollte er verlieren, wenn er nicht zu jenem Bunde träte, in welchem Falle er Vergrößerung (durch Würzburg) hoffen durfte. Allein der Fürst beschloß: es sey besser mit Ehren zu fallen, als den Namen Oranien durch Unterwerfung unter ein fremdes Joch — dafür erkannte er den Rheinbund schon damals zu schänden. Alle Anträge von Nassau, von Murat u. A., wurden abgelehnt. Hierauf ging der Fürst im August 1806 nach Berlin, wo er, als Inhaber eines preuß. Regiments und Generallieutenant, späterhin im Septbr. den Oberbefehl über eine Abtheilung des rechten Flügels des preußischen Heeres zwischen Magdeburg und Erfurt erhielt. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena mußte er dem Feldmarschall Möllendorf nach Erfurt folgen und gerieth durch die Capitulation, welche der verwundete muthlose Greis abschloß, in Kriegsgefangenschaft; doch durfte er sich bei seiner Gemahlin im Preußischen aufhalten. Allein Napoleon erklärte ihn, so wie den Churfürsten von Hessen und den Herzog von Braunschweig, seiner Länder für verlustig, und Fulda mußte schon den 27sten Octbr. dem französischen Kaiser huldigen; Corvey, Dortmund und die Grafschaft Spiegelberg wurden 1807 dem Königreiche Westphalen einverleibt. Selbst die in der Bundesacte ihm vorbehaltenen Domänen wurden von Berg und Würtemberg eingezogen; nur Bayern that dies nicht, und die andern rheinischen Bundesfürsten versprachen wenigstens den reinen Ueberschuß an den beraubten Fürsten auszahlen zu lassen. Dieser war unterdessen mit seiner Gemahlin und Familie nach Danzig gegangen. Als der Krieg der Weichsel sich näherte, wollte er nach Berlin zurückkehren; allein nur seine Gemahlin, die krank war, durfte daselbst wohnen. Er selbst mußte über die Oder zurück und begab sich nach Pillau. Im Frieden zu Tilsit ward seiner nicht gedacht. Ihm blieb nur der Besitz seiner Güter im Herzogthume Warschau. Er lebte aufs Neue ganz den Wissenschaften und seiner Familie in Berlin, wo sein ältester Prinz in der Militärakademie erzogen und dann nach England geschickt wurde, wo er unter Wellington in Spanien durch Heldenmuth sich auszeichnete. Im Kriege Frankreichs mit Oesterreich 1809, begab sich der Fürst mit seinem Jugendgefährten und stetem Begleiter, Fagel, als Freiwilliger zum Heere des Erzherzogs Carl und focht in der Schlacht bei Wagram mit. Darauf kehrte er nach Berlin zurück. Unterdessen hatte das Unglück der holländischen Nation die Sehnsucht nach der Rückkehr des Hauses Oranien immer mehr genährt. Mehrere einflußreiche Männer (Hogendorp, Maasdam, Limburg Stirum, Hoop Driel, Jonge u. A. m.) bereiteten Alles vor, wenn günstige Ereignisse eintreten sollten. Als nun Napoleon bei Leipzig geschlagen war, arbeiteten jene in Amsterdam, Haag, Rotterdam Zwolle u. a. a. O. an der Wiederherstellung des

Hauses Oranien mit souveräner Gewalt, unter einer freien Verfassung. Wilhelm Friedrich, davon unterrichtet, begab sich nach England, um mit der brittischen Regierung Maßregeln wegen Unterstützung der Niederländer zu verabreden. Hierauf brach, als die Sieger von Leipzig den Gränzen Hollands nahten, der Aufstand des Volks in Amsterdam aus (d. 15. und 16. Novbr.); und mitten unter französischen Kriegshaufen erklärte sich den 17ten auch der Haag für den Prinzen, in dessen Namen der Graf Limburg Stirum an die Spitze der Zwischenregierung trat. Auf die davon erhaltene Kunde schiffte sich der Fürst ein, und landete den 29sten Novbr. bei Scheveningen. Das Volk begrüßte ihn mit Jubel als seinen souveränen Fürsten, und Amsterdam, wo der Fürst den 1sten Decbr. einzog machte diesen Beschluß feierlich kund. Aber noch waren 23 feste Plätze in den Händen der Franzosen, die bei Utrecht im Lager standen. Allein bald befreiten die Bundesheere das Land. Wilhelm Friedrich beschleunigte die Bewaffnung des niederländischen Volks, und übertrug einer Commission die Entwerfung eines Verfassungsgesetzes, das den 29sten März 1814 von den Abgeordneten des Volks angenommen und darauf von dem Fürsten beschworen wurde. Auch seine deutschen Erbländer hatte er schon vor Ende des J. 1813 wieder in Besitz genommen. Darauf sprach der Wiener Congreß die Vereinigung Belgiens und Lüttichs mit den vereinigten Niederlanden als ein Königreich aus, und der Fürst wurde unter dem Namen Wilhelm I zum König der Niederlande und zum Großherzog von Luxemburg den 16ten März 1815 im Haag ausgerufen. Allein er mußte seine treuen Stammländer in Deutschland für den Besitz von Luxemburg, das seit dem 22sten Juli 1815 zum deutschen Bunde gehörte, an Preußen abtreten. Seitdem hat er mit Festigkeit und freisinniger Gerechtigkeit die neue Verfassung gegründet. Den 21sten Juni 1816 ist er dem heiligen Bündnisse beigetreten. Im J. 1814 wurde er österreichischer Feldmarschall, stiftete den niederländ. Wilhelms-Militärverdienst-, und im J. 1815 den Civilverdienstorden des belgischen Löwen. Er residirt abwechselnd in Brüssel und im Haag. Man vergleiche die interessante Biographie dieses Monarchen von einem seiner ehemaligen Staatsdiener, dem verdienstvollen J. v. Arnoldi, in den Zeitgenossen, Nr. VI. Leipzig 1817. K.

Wilhelm, der Eroberer Englands in Zeit von wenigen Wochen, der Gesetzgeber dieser Insel und Stifter einer Dynastie, welche Jahrhunderte lang darin herrschte, war der unehliche Sohn des Herzogs Robert von der Normandie, den dieser mit einem Landmädchen Arlotte im Jahr 1016 zeugte. Die Liebe zu dieser bewog den Herzog, der zwei erwachsene Söhne hatte, ihm bei dem Tode sein Land zu überlassen, und ihm, da Wilhelm erst 9 Jahr alt war, den König von Frankreich als Vormund, nebst einigen andern großen Vasallen Frankreichs vorzusetzen. Da indessen die ältern Brüder, aus rechtmäßiger Ehe erzeugt, dadurch übergangen waren, so fehlte nur wenig daran, daß Wilhelm ein Opfer der Unruhen geworden wäre, welche sich über den Besitz seines Landes erhoben; selbst der König von Frankreich suchte ihm dies zu entreißen, und nur die großen Geistesgaben des jungen Wilhelms, verbunden mit bewundernswerther Tapferkeit, leiteten ihn durch alle diese Verhältnisse ohne Nachtheil hindurch, bis er, nach Jahren zum Manne herangewachsen, das Schrecken aller kleinen Fürsten Frankreichs war. Inzwischen starb Eduard, König von England, ein naher Verwandter Wilhelms, und durch ihn auf dem Throne

Leben, Wirken und Schriften des Dr. Martin Luther. Von Dr. Julius Köstlin. Zweite umgearbeitete Auflage. Berlin, Verlag von Reimer. 1875. 2 Bände. 8. 1. Band 1. Hälfte 1—320. 2. Hälfte 321—640. 2. Band 1. Hälfte 641—960. 2. Hälfte 961—1280.

Wir haben bereits in unserm Jahrgang 1875 S. 1—3 die erste Auflage dieses Werkes angezeigt und dem Verfasser unsere Anerkennung ausgesprochen. Wir können jetzt nur wiederholen, was wir damals gesagt haben. Die neue Auflage ist eine durchgreifende Umarbeitung, welche die Resultate der neuesten Forschungen benutzt und verwendet. Wir können nur wünschen, daß das Werk in dieser Gestalt recht viele Leser finden möge.

Die Geschichte der Reformation. Von Dr. Julius Köstlin. Berlin, Verlag von Reimer. 1875. 8. 1—320.

Dieses Werk ist ein Auszug aus dem vorigen, aber nicht ein bloßer Auszug, sondern eine selbständige Darstellung, welche sich auf die Resultate der neuesten Forschungen stützt. Wir können nur wünschen, daß auch dieses Werk recht viele Leser finden möge.

Die Lehre von der Kirche. Von Dr. Julius Köstlin. Berlin, Verlag von Reimer. 1875. 8. 1—320.

Dieses Werk ist ein Auszug aus dem vorigen, aber nicht ein bloßer Auszug, sondern eine selbständige Darstellung, welche sich auf die Resultate der neuesten Forschungen stützt. Wir können nur wünschen, daß auch dieses Werk recht viele Leser finden möge.

Die Lehre von der Kirche. Von Dr. Julius Köstlin. Berlin, Verlag von Reimer. 1875. 8. 1—320.

Dieses Werk ist ein Auszug aus dem vorigen, aber nicht ein bloßer Auszug, sondern eine selbständige Darstellung, welche sich auf die Resultate der neuesten Forschungen stützt. Wir können nur wünschen, daß auch dieses Werk recht viele Leser finden möge.

Ausgabe, f. expense, cost, charge.
Ausgang, m. exit, outlet, issue, end.
ausgeben, v. to give out, to spend.
ausgehen, v. to go out, to issue, to end.
ausgenommen, adv. except, excepting.
ausgezeichnet, adj. excellent, distinguished.
aushalten, v. to endure, to bear, to support.
auskommen, v. to get along, to manage.
auslachen, v. to laugh at, to deride.
auslassen, v. to omit, to leave out.
auslegen, v. to lay out, to explain, to interpret.
ausmachen, v. to make out, to amount to, to matter.
ausnehmen, v. to except, to take out.
ausrufen, v. to call out, to cry out.
aussagen, v. to say, to declare, to depose.
aussehen, v. to look, to appear.
außen, adv. outside, without.
außer, prep. out of, except, besides.
außerdem, adv. besides, moreover.
äußerlich, adj. outward, external.
äußern, v. to express, to utter.
äußerst, adj. extreme, utmost.
aussprechen, v. to pronounce, to express.
Aussprache, f. pronunciation.
ausstehen, v. to endure, to suffer.
aussteigen, v. to get out, to alight.
Ausstellung, f. exhibition, display.
Ausstoß, m. outlet, vent.
austreiben, v. to drive out, to expel.
Auswahl, f. choice, selection.
auswärtig, adj. foreign, outward.
auswechseln, v. to exchange, to change.
auswendig, adv. by heart, outwardly.
auszahlen, v. to pay out, to pay off.
Auszug, m. extract, abstract, abridgement.
Autor, m. author.
Axt, f. axe.

Hohenlinden mit, und gab als Jüngling von 17 Jahren die ersten Beweise von jenem Muth und jener Unerschrockenheit dem Feind gegenüber, welche die Welt neuerlich an dem Mann bewundert hat. Sein Feuer riß ihn mitten unter die Feinde hinein und mit Mühe gelang es seinen Begleitern, ihn zu halten und zurückzubringen. Schon im Decbr. des Jahrs 1797 hatte der Vater des Prinzen die Regierung des Herzogthums angetreten und er selbst führte von nun an den Titel des Erbprinzen. Sein Vater, wie es denn so seine Art war, wollte ihn, auch als er bereits zum Jüngling herangewachsen war, in derselben vollständigen Abhängigkeit des Verhältnisses erhalten, welche ihm schon früher hatte beschwerlich fallen müssen. Da erkannte der Sohn, daß Friede zwischen ihnen Beiden in solcher Lage unmöglich seyn möchte; er beschloß, lieber vom Hofe desselben sich zu entfernen, und trat im J. 1803 eine langdauernde Reise durch mehrere der bedeutendern Länder Europa's an. Dem Aufenthalt in der ehemaligen Kaiserstadt der Deutschen und der Betrachtung ihrer Merkwürdigkeiten ward sofort längere Zeit gewidmet; dann ein Theil von Deutschland und Frankreich durchreis't, und das Wesen des neuen Hofs zu Paris in der Nähe gesehen und beobachtet, was sonst Unerhörtes damals dort vorging; aber mehr als andere Länder zog den Prinzen das herrliche Italien mit seinen schönen, kunstvollen Städten an. In mehreren derselben hielt ihn sein Interesse für Geschichte, Kunst und Natur länger fest, als dies bei den meisten Reisenden der Fall zu seyn pflegt. Im J. 1806 begab er sich nach einer dreijährigen Abwesenheit wieder ins Vaterland zurück, nachdem bereits sein Vater die Würde eines Königs von Würtemberg angenommen hatte. In stiller Zurückgezogenheit lebte der Kronprinz von da an bis zum J. 1812 mit wenigen Freunden in Stuttgart. Kein glänzendes Fest wurde in seinem Palaste gefeiert, noch kündete er durch prunkvolle Aufzüge sein Erscheinen an. Wenn er zu Pferde saß oder im Wagen fuhr, unterschieden ihn nur seine ausgewählten Pferde vom gewöhnlichen Edelmann; noch öfter sah man ihn im Kleide des einfachen Bürgers, von den Meisten unerkannt, allein durch die Straßen gehen, oder seinen Gang auf das Feld machen. Ein großer Theil seiner Zeit war dem Lesen gewidmet, manche Stunde dem Leben in der freien Natur; im Sommer hielt er sich öfters einzelne Tage, hier und da eine ganze Woche, in Scharnhausen auf, einem freundlichen Landsitz unweit Stuttgart, den er sich nicht prächtig, aber geschmackvoll eingerichtet hatte. Dann gehörte auch die Jagd unter seine Beschäftigungen, aber nur in so fern sie mit körperlicher Anstrengung verbunden war. Er verfolgte das Wild zu Fuß, und die wenigen Landleute, die er dabei beschäftigte, und die ihm Frohndienst zu leisten verpflichtet waren, erhielten von ihm ihren Taglohn. Auffallend stach die ungesuchte Einfachheit des Sohns gegen den Herrenglanz des Vaters ab; sie war diesem anstößig, ihm der Prunk desselben beschwerlich. Kaum wurde diese Lebensweise in etwas geändert durch seine von jener Zeit herbeigeführte Verbindung mit der edlen Prinzessin Charlotte von Bayern, im J. 1808; sie dauerte 7 Jahre, und lös'te sich 1815 wieder, da die Verhältnisse indeß durchaus andere geworden waren, im freundschaftlichen Einverständnisse Beider. Bereits in jener Periode lastete die unumschränkte Regierung Königs Friedrich schwer auf Würtemberg, und vieles, vieles Harte erging über das Land, weniger aus eignem inneren Antriebe vom König verfügt, als bösartig von solchen veranlaßt, die ihn umgaben. In dieser Noth richteten sich die Augen und Herzen aller Würtemberger in stiller Sehnsucht gegen den Kron-

wirkte? Nicht nur die Würtemberger, seine Landsleute, begeisterte das Beispiel des Prinzen, sondern selbst die Fremden, die er befehligte, fühlten sich dadurch fortgetrieben und hingerissen; und wenn er seine Leute zu Sieg und Ruhm führte, und für die Würtemberger namentlich auch den Ruf guter Mannszucht herstellte, so verdankt er selbst es ihrer Tapferkeit und ihrer begeisterten Liebe und Treue, daß manche persönliche Gefahr, in welche ihn sein Eifer und seine Furchtlosigkeit hineinriß, ohne nachtheilige Folgen an ihm vorüberging. Bei dem ganzen Heere war der Name des Kronprinzen, mehr bedurfte es zu seiner Bezeichnung nicht, ein hochgefeierter Name. Schneller und geräuschloser ging der zweite Zug nach Frankreich im J. 1815 vorüber, wobei er wiederum einen bedeutenden Heerhaufen anführte; die einzige Schlacht bei Waterloo entschied; aber auch diesmal gehörte das kräftige Zurückwerfen des Generals Rapp nach Strasburg, welches durch ihn vollbracht wurde, unter die bedeutendern Waffenthaten des Feldzugs. Jedoch nicht bloß mit dem Lorbeerkranz schmückten diese Kriege das Haupt des Helden; sie pflanzten und pflegten auch dem jungen Mann das Myrtenreis der beglückenden Liebe. In diesen Tagen der allgemeinen Bewegung der Fürsten und Völker geschah es, daß er Catharina Paulowna, die Großfürstin von Rußland, kennen lernte, welche die Gefährtin und Beglückerin seines Lebens und die Mutter des würtemb. Volkes werden sollte. An ihrer Seite fühlte er sich glücklich in Paris und London, und in Wien, als die Herrscher Europa's daselbst beisammen waren, ward der Bund ihrer Herzen vollendet; ihre Vermählung endlich geschah in Petersburg am 24. Jan. des J. 1816. Daß er sich glücklich fühlte, sah alle Welt, als er im April desselben Jahrs an der Seite seiner Gemahlin nach Würtemberg zurückkehrte. Wo er früher allein und einsam gegangen war, nahm er jetzt sie zu seiner unzertrennlichen Begleiterin; sie einfach, wie er selbst, war fähig, seine einfachen Freuden mit ihm zu theilen; sie gewährte ihm bald die beglückende Hoffnung, sich als Vater erblicken zu dürfen. Der erste trübe Tag seit seiner Vermählung war derjenige, welcher ihm die Krone auf sein Haupt setzte. König Friedrich, sein Vater, starb unerwartet schnell am 30. Oct. 1816; und Wilhelm sah nicht den König in ihm sterben, sondern den Vater. Den Antritt seiner Regierung, welcher in einen Zeitpunkt fiel, wo die Lage Würtembergs kaum unglücklicher seyn konnte, und das Land, wo man es ansah, überall einer heilenden Hand bedurfte, bezeichnet der entschiedenste Wille, durch alle Mittel, die ihm zu Gebot stünden, das Wohl des ihm von der Gottheit anvertrauten Volks zu befördern; darnach ist zu beurtheilen, was man ihn innerhalb dieses seines ersten Regierungsjahres wollen und verordnen und thun sah. Zwar wurden die zu keiner Strafe gezogen, an welchen ganz Würtemberg so gern sich gerächt gesehen hätte; er glaubte, dies sich selbst schuldig zu seyn, denn sie hatten auch ihn beleidigt; er war es dem Andenken seines Vaters schuldig — aber mit Schonung wurden sie entfernt und unschädlich gemacht. Dagegen suchte er das Unrecht der frühern Regierung, so weit es geschehen konnte, wieder gut zu machen. Er nahm harte und beschwerliche Verordnungen derselben zurück; er erleichterte die Lasten und Abgaben des Volks; er beschränkte vor allem sich selbst in seinem Aufwand, und gab seinem Hof eine Einrichtung, welche gleich fern von Kargheit, wie von übermäßiger Pracht, Unterschleife, wie sie seit vielen Jahren Statt gefunden hatten, fürder unmöglich machte. Aus allen Gegenden des Landes strömten in den ersten Monaten seiner Regierung unzählige vor seinem Palast zusammen, die bei ihm unmittelbar

Mr. Lowndes was not satisfied with the publication of Johnson's Dictionary, but was anxious to have a new edition of it. He therefore proposed to Johnson that he should make the alterations and additions which he thought necessary. Johnson, who had a very high notion of the honour of literature, and was above the meanness of taking advantage of booksellers, answered, that he would not undertake the task, unless Mr. Lowndes would allow him a hundred guineas. Mr. Lowndes, who had no high notion of the honour of literature, and was below the meanness of taking disadvantage of booksellers, answered, that he would not allow him a hundred guineas

Ohne Hörner sind die Weibchen der Moschustiere, Hirschferkel, Giraffen, Kamele, Lamas, Rehe, Gemsen, Antilopen, Ziegen und Schafe. Bei den Hirschen, Elchen, Rentieren, Giraffen, Okapis, Moschustieren, Hirschferkeln, Kamelen, Lamas, Rehen, Gemsen, Antilopen, Ziegen und Schafen sind die Hörner nicht verästelt. Bei den Hirschen, Elchen, Rentieren, Giraffen, Okapis, Moschustieren, Hirschferkeln, Kamelen, Lamas, Rehen, Gemsen, Antilopen, Ziegen und Schafen sind die Hörner nicht verästelt. Bei den Hirschen, Elchen, Rentieren, Giraffen, Okapis, Moschustieren, Hirschferkeln, Kamelen, Lamas, Rehen, Gemsen, Antilopen, Ziegen und Schafen sind die Hörner nicht verästelt.

Mr. Hall, the Secretary of the Society, then read the following Report of the Committee of Management:—

"The Committee of Management have the pleasure to report that the Society continues in a flourishing condition. The number of members is 1,200, and the number of visitors to the Gardens during the year has been 1,000,000. The Committee have to regret the loss by death of Mr. Thomas Bell, who was a member of the Committee for many years, and who was also a Vice-President of the Society. The Committee have also to regret the loss by death of Mr. Thomas Bell Salter

Bibliothèque — Livres

Bibliothèque — Livres

Bibliothèque — Livres

Digitized by Google

gab er die ersten zwei Bücher dialogisirter Fabeln heraus, die sich durch Natürlichkeit, Anmuth und Wahrheit vortheilhaft auszeichnen, und den Aesopischen an die Seite gesetzt zu werden verdienen. Willamov's spätere Verhältnisse waren so unerfreulich, daß sie den Sänger ganz verstummen machten. Nachdem er in Thorn als Professor zwar arm aber ruhig gelebt, und durch seine Sanftmuth sich die Liebe aller seiner Schüler erworben hatte, wurde er 1767 nach Büschings Abgang als Director der deutschen Schulen nach Petersburg gerufen. Mangel an ökonomischen Einsichten verwickelte ihn hier in die unangenehmsten Verhältnisse, er brachte das Institut in Schulden und nahm 1776 seine Entlassung. Er wurde zwar als Lehrer an einem Mädcheninstitut angestellt allein mit so geringem Gehalte, daß er sich kaum anständig genug kleiden konnte, um in Gesellschaft zu erscheinen. Ein unangenehmer Vorfall, der ihn im Mai 1777 traf, machte auf sein Gemüth so tiefen Eindruck, daß er erkrankte und im 41sten Jahre seines Alters starb. In Petersburg hatte er wenig mehr geschrieben; doch vermuthen einige, die dort 1777 unter dem Titel Spaziergänge erschienene Wochenschrift sey von ihm.

Wille (Johann Georg), berühmter Kupferstecher in Paris, der viele der ausgezeichnetsten Schüler gebildet hat. Er war 1717 in Großenlinden bei Gießen geboren, lernte erst dort das Büchsenmacherhandwerk, ging dann nach Straßburg und endlich 1736 nach Paris, wo er eine Zeit lang bei Büchsenschmieden und Uhrmachern arbeitete, und sich sodann allein auf das Kupferstechen legte. Bald vervollkommnete er sich in dieser Kunst, lieferte die vortrefflichsten Werke, und ward in kurzem ein berühmter Meister. Im J. 1761 ward er Mitglied der Pariser Akademie und in der Folge des Instituts. Napoleon gab ihm das Kreuz der Ehrenlegion. Er starb 1808. Er zeichnete sich vorzüglich durch die sanft graduirte Haltung seiner Töne und die Festigkeit und Zierlichkeit seines Grabstichels in Stoffen und Gewändern, besonders im Atlas aus.

Williams (Helen Maria), eine englische Schriftstellerin, bekannt durch ihren Aufenthalt in Frankreich während der Revolution und durch eine gewisse Vorliebe für Napoleon. Schon in ihrem 18. Jahre, wo sie in London unter dem Schutze des D. Kippis lebte, trat sie, durch diesen aufgemuntert, als Dichterin auf, und zeichnete sich im Fache der Erzählung aus. Der Ertrag von 2 Bändchen Gedichte (1786) setzte sie in den Stand, Frankreich 1788 zu besuchen, wo sie seit 1791 sich fortwährend aufhielt. Unter Robespierre's Schreckensregierung ward sie in den Tempel gesperrt, kam aber nach dem Sturze des Tyrannen in Freiheit, und machte sich jetzt, von ihrem Freunde, dem bekannten D. Stone, unterstützt, auch als politische Schriftstellerin bekannt. Allein es war auffallend, daß sie, eine eifrige Republikanerin, eine Lobrednerin von dem Zwangherrscher Frankreichs werden konnte, dessen Bewunderung für Ossian sie für ihn einnahm. Vorzüglich entehrte sie sich selbst durch die gefühllosen Bemerkungen und die verläumderischen Zusätze, mit welchen sie die Herausgabe der Correspondenz Ludwigs XVI. begleitete (Ludwigs XVI. polit. u. vertrauter Briefwechsel, mit Anmerk., 3 Bde 1763). Indeß zog sie sich die Ungnade Napoleons durch eine Ode auf den Frieden von Amiens zu, in der sie seiner mit keinem Worte gedacht, sondern, was ihn noch mehr erzürnte, von ihrer geliebten vaterländischen Insel gerühmt hatte, daß ihr die Meere gehorchten. Der Polizeipräfect nahm sie deßhalb in Verhaft, und untersuchte ihre Papiere; doch ward sie, da man nichts Verdächtiges fand, nach 24 Stunden wieder in Freiheit gesetzt. Sie erzählt dies in ihrer letzten Schrift: Historische Nachrichten von den

Regnier theils widerlegte, theils ergänzte. Man erfuhr aus Wilson's Schrift, daß Buonaparte in Jaffa seine pestkranken Soldaten habe vergiften und die türkischen Gefangenen niederschießen lassen. Beides wurde durch spätere Zeugnisse in der Hauptsache bestätigt, und der historische Werth des Wilsonischen Tagebuchs ist jetzt eben so anerkannt, als dessen militärischer Gehalt. — Siehe dessen englische Uebersetzung der Schrift von Regnier über den Feldzug 1801 in Aegypten (1802), und seinen Historical Account of the British Expedition to Egypt, with some important Facts relative to Gen. Buonaparte, 4. 1802. Diese Schrift ist auch ins Deutsche übersetzt und der Verf. gab 1803 einen Auszug aus jenem Werke heraus. — Als der Krieg auf der Halbinsel ausbrach, vollzog Wilson die ihm übertragene Organisation der portugiesischen Truppen so schnell und mit solcher Geschicklichkeit, daß der französische Feldherr glaubte, er habe alte brittische Krieger in portugiesischen Uniformen vor sich. Darauf bewies Wilson in dem russischen Kriege nicht weniger Muth und Geschicklichkeit. Er befand sich in Kutusoff's Hauptquartiere, als Lauriston wegen eines Waffenstillstandes unterhandelte; und man glaubt, daß Kutusoff bei dieser Gelegenheit dem brittischen General sein Vertrauen geschenkt und auf dessen Rath gehört habe. Nach des brittischen Gesandten im Gefolge Alexanders, Lord Cathcart's, Zeugniß hatte er an jedem bedeutenden Treffen in dem russischen und darauf in dem deutschen Feldzuge mit Ruhm Theil genommen, so daß er sich die Achtung der Officiere von allen Armeen erwarb, und Alexander ihm im Angesicht des Bundesheeres den St. Georgsorden umhängen ließ. Der österreichische Kaiser ertheilte ihm das Großkreuz des Maria Theresienordens und der König von Preußen den rothen Adlerorden. Vorzüglich leistete er in der Schlacht bei Leipzig durch seine geschickte Aufstellung der österreichischen Cavallerie ausgezeichnete Dienste. Als ihn darauf seine Regierung nach Italien sandte, gab ihm der Kaiser Alexander, als ein Zeichen seiner persönlichen Achtung, den St. Annenorden erster Klasse. Auch in Italien erwarb er sich durch den unermüdeten Eifer, mit welchem er seine Talente anwandte, den Beifall der fremden Heere; nur seine eigene Regierung gab ihm kein Zeichen der gerechten Anerkennung seiner Verdienste. Er hatte durch freimüthigen Tadel beleidigt, und da er sich mit Wärme für die Heiligkeit der Volksrechte erklärte, welche er von der brittischen Regierung gekränkt glaubte, und überdies von den seltenen Eigenschaften Buonaparte's, als dieser gestürzt war, mit Bewunderung sprach, so machte er eine starke Partei in England sich zu Feinden. Vorzüglich fand man seine Zweifel an der Untrüglichkeit des Grundsatzes der Legitimität anstößig. Noch größeres Aufsehen erregte seine großmüthige Mitwirkung zu Lavalette's Entführung aus Paris und Frankreich im Dec. 1815. Diesen schon zum Tode verurtheilten Staatsgefangenen hatte seine Frau aus dem Gefängnisse befreit, worauf er sich den Engländern Bruce, Capitain Hutchinson und General Wilson anvertraute, die, statt den Unglücklichen zu verrathen, vielmehr seine Flucht beförderten, indem Wilson selbst in seinem Wagen ihn in der Verkleidung eines brittischen Stabsofficiers über die Gränze brachte. Durch aufgefangene Briefe wurde das Geheimniß entdeckt, und Wilson nebst seinen Freunden, mit Einwilligung des Herzogs von Wellington und des englischen Gesandten, in das Gefängniß la Force gebracht. Zugleich entdeckte die Pariser Polizei, daß Wilson sich bittere Aeußerungen über das Haus Bourbon in Briefen an seine Freunde in England erlaubt habe. Der Prozeß der drei Engländer vor dem Assisengerichte in Paris, wo das öffentliche Verfahren vom 21. bis 24.

Lewis Evans, Esq., Mr. Thomas Lloyd, Mr. Samuel Rhoads, Mr. Samuel Preston Moore, Mr. Isaac Norris, Mr. Joseph Fox, Mr. Thomas Hopkinson, Mr. Peter Collinson, Mr. John Bartram, Mr. Benjamin Franklin, Mr. Thomas Penn, Mr. Richard Peters, Mr. Edward Shippen, Mr. Thomas Cadwalader, Mr. Abraham Chovet, Mr. Thomas Graeme, Mr. Thomas Leech, Mr. Joseph Morris, Mr. Joseph Shippen, Mr. Joseph Wharton, Mr. Joseph Galloway, Mr. Joseph Trotter, Mr. Joseph Paschall, Mr. Joseph Turner, Mr. Joseph Richardson, Mr. Joseph Sims, Mr. Joseph Redman, Mr. Joseph Pemberton, Mr. Joseph Parker, Mr. Joseph Wilcox, Mr. Joseph Wharton, Jr., Mr. Joseph Fox, Jr., Mr. Joseph Morris, Jr., Mr. Joseph Shippen, Jr., Mr. Joseph Galloway, Jr., Mr. Joseph Trotter, Jr., Mr. Joseph Paschall, Jr., Mr. Joseph Turner, Jr., Mr. Joseph Richardson, Jr., Mr. Joseph Sims, Jr., Mr. Joseph Redman, Jr., Mr. Joseph Pemberton, Jr., Mr. Joseph Parker, Jr., Mr. Joseph Wilcox, Jr., Mr. Joseph Wharton, Jr., Mr. Joseph Fox, Jr., Mr. Joseph Morris, Jr., Mr. Joseph Shippen, Jr., Mr. Joseph Galloway, Jr., Mr. Joseph Trotter, Jr., Mr. Joseph Paschall, Jr., Mr. Joseph Turner, Jr., Mr. Joseph Richardson, Jr., Mr. Joseph Sims, Jr., Mr. Joseph Redman, Jr., Mr. Joseph Pemberton, Jr., Mr. Joseph Parker, Jr., Mr. Joseph Wilcox, Jr.

diente Gelehrte war den 9. Dec. 1717 zu Stendal in der Altmark als der Sohn eines armen Schuhmachers geboren. Auch die äußerste Dürftigkeit konnte seine früh erwachte Neigung zum Studiren nicht unterdrücken. Er besuchte die Schule seines Geburtsorts, deren würdiger Rector ihn bald lieb gewann und zu sich ins Haus nahm; und als dieser alte Lehrer blind geworden, war Winckelmann sein Führer und Vorleser und genoß dafür seiner belehrenden Unterhaltung. Mit einem guten Grunde im Griechischen und Lateinischen ging er 1735 nach Berlin auf das cölnische Gymnasium und wanderte von dort nach Hamburg, um aus des berühmten Fabrizius Bibliothek einige alte Classiker zu erstehen, wozu er das Geld unterwegs bei Pfarrern und Gutsbesitzern erbat. Zu Ostern 1738 bezog er die Universität Halle; er lebte während seines zweijährigen Aufenthalts daselbst von einem kleinen Stipendium und Unterstützungen. Da ihn das Studium der alten Literatur und der schönen Wissenschaften mehr anzog, als die Theologie, so vernachlässigte er die Collegien, besuchte aber desto fleißiger die Bibliotheken und beschäftigte sich mit den Alten. Nach einem mißlungenen Versuch, Paris und Rom zu besuchen, war er ein Jahr (1741) Hofmeister bei dem Rittmeister von Grollmann zu Osterburg, besuchte sodann Jena, wo er Italienisch und Englisch lernte, und ging 1742 als Hauslehrer zu dem Oberamtmann Lamprecht in Heimersleben bei Halberstadt. Hier beschäftigte er sich vornehmlich mit Geschichtsstudien. Im J. 1743 erhielt Winckelmann das Conrectorat an der Schule zu Seehausen in der Altmark. So niederdrückend auch seine Lage sowohl als seine Amtsbeschäftigung hier war, so ertrug er sie doch 5 Jahr, während welcher er mit unermüdlichem Eifer seine Studien fortsetzte. Im J. 1748 wandte er sich an den Minister Grafen von Bünau nach Nöthenitz bei Dresden, und bot sich ihm zum Bibliothekar an. Der Graf hatte bereits einen Bibliothekar, erklärte sich aber bereit, ihn als Bibliothekssekretär mit 80 Thlrn. Gehalt anzustellen. Winckelmann nahm froh das Erbieten an. Er verlebte einige Jahre ruhig und zufrieden, theils mit eignen Studien, theils mit Arbeiten für den Grafen beschäftigt. Die Nähe Dresdens mit seinen reichen Kunstschätzen und die Bekanntschaft mit einigen Künstlern erweckten in ihm die Liebe zur Kunst, deren practischer Ausübung er sich gern noch gewidmet hätte, wenn er nicht bereits zu alt dazu gewesen wäre. Er fühlte, daß er seine Neigung auf das theoretische und geschichtliche Studium der Kunst beschränken müsse. Von entscheidendem Nutzen für ihn war die Bekanntschaft und der Umgang mit Lippert, Hagedorn und Oeser. Winckelmann lernte die verschiednen Schulen der Kunst, den eigentlichen Charakter der Künstler und ihrer verschiednen Manieren, so wie auch das Materielle der Kunst kennen. Jetzt faßte er ein schönes Ziel seines Wirkens und Strebens ins Auge und richtete alle seine Wünsche auf Italien, das Vaterland und den Wohnsitz der Künste. Das Anerbieten des päpstlichen Nunzius, Mons. Archinto, der Winckelmanns Gelehrsamkeit kannte und schätzte, ihm in Rom eine Bibliothekarstelle zu verschaffen, war daher zu anlockend, als daß die damit verbundene Bedingung der Religionsänderung hätte abschrecken sollen. Die Unterhandlungen zogen sich indeß in die Länge, bis endlich des Königs von Polen Beichtvater, der Pater Rauch, die Sache so leitete, daß Winckelmann mit einer kleinen Pension ganz unabhängig in Rom leben konnte. Dieser trat jetzt (1754) förmlich zur römischen Kirche über und verließ die Dienste des Grafen Bünau, um in Dresden ganz dem Studium der Kunst zu leben. Die erste Frucht desselben waren die Gedanken über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke 1755, die sowohl

Bemerkungen bald darauf dem Publikum in dem Sendschreiben an den Grafen von Brühl über die herculanischen Entdeckungen. Der Plan einer Schrift zur Erläuterung schwerer Punkte in der Mythologie und den Alterthümern erweiterte sich ihm unter den Händen zu einem größern Werke mit vielen Kupfern, das fünf Jahre später, unter dem Titel Monumenti antichi inediti, in italienischer Sprache ans Licht trat. Auch legte er, da die Geschichte der Kunst in der Handschrift vollendet war, die Hand an die längst beschlossene Schrift über die Allegorie, welche aber erst 1766 erschien. Im J. 1763 gab er eine andre kleine Schrift, über die Empfindung des Schönen, heraus. Aehnliche Mittheilungen an seine Freunde über Gegenstände der Kunst sollten folgen. Aber dieser wie mancher andere Vorsatz blieb unausgeführt. In demselben Jahre erhielt er endlich die Stelle eines Oberaufsehers aller Alterthümer in und um Rom mit einem monatlichen Einkommen von 12—15 Scudi, und zugleich ein jährliches Wartegeld von der vaticanischen Bibliothek, bis ein Scrittorat an derselben ledig würde. Dadurch wurde seine Lage in Rom gesichert, und als im nächsten Jahre auch die Unterhandlungen mit Friedrich II. wegen einer Anstellung in Berlin sich zerschlagen hatten, beschloß er um so mehr, für immer dort zu bleiben. Im Anfange des J. 1764 erschien endlich zu Dresden seine Geschichte der Kunst. In demselben Frühling machte er mit Volkmann und Heinrich Füßly eine dritte Reise nach Neapel, deren Resultate er in einer besondern Schrift: Nachrichten von den neuesten herculanischen Entdeckungen, herausgab. Den größten Theil des J. 1766 widmete Winckelmann der Ausarbeitung des Discorso preliminare, seiner Monumenti inediti, einer neuen Durchsicht und dem Druck derselben. Die Kosten dazu bestritt er selbst seit 1764, wo Casanova, der sie bis dahin vorgeschossen hatte, nach Dresden reis'te. Um die Mängel der ersten Ausgabe seiner Geschichte der Kunst einstweilen zu ersetzen, ließ er 1797 Anmerkungen dazu erscheinen, arbeitete aber inzwischen mit großem Eifer an einer zweiten Ausgabe dieses Werkes. Zugleich erwachten in ihm alte Reiseplane nach Griechenland, die er jedoch, wo nicht aufgab, doch verschob, um Berlin zu besuchen, wo seine Geschiche der Kunst in einer französischen Uebersetzung erscheinen sollte, und wo er für jene Reiseplane Unterstützung zu finden hoffte. Er machte noch eine vierte Reise nach Neapel, wo sein Sendschreiben ihm heftige Gegner zugezogen hatte, söhnte sich mit ihnen aus, bestieg den Vesuv während eines eben Statt habenden Ausbruchs, traf die nöthigen Verfügungen für die Kupfer zum dritten Theil seiner Monumenti, wofür er bereits vieles gesammelt hatte, und trat endlich im April 1768 in Gesellschaft des Bildhauers Cavaceppi seine Reise nach Deutschland an. Schon der Anblick der tyroler Gebirge versenkte Winckelmann in eine tiefe Schwermuth, die in Augsburg und München immer mehr zunahm. In Regensburg endlich äußerte er den festen Entschluß, allein nach Italien zurückkehren zu wollen. Alles, was sein Reisegefährte von ihm erlangen konnte, war, daß er bis nach Wien mitging, um sodann seine Rückreise anzutreten. Hier kam er den 12. May an und fand bei dem Fürsten Kaunitz und andern Großen die ehrenvollste Aufnahme. Aber von dem gefaßten Entschluß der Rückkehr konnte ihn nichts abhalten. Seine Gemüthsbewegung wurde durch Zuredungen nur vermehrt und zog ihm ein heftiges Fieber zu, das ihn einige Tage im Bette hielt. Nach seiner Herstellung besah er die Merkwürdigkeiten Wiens, ward in Schönbrunn der Kaiserin Maria Theresia vorgestellt, die ihn mit besondrer Auszeichnung empfing und

abwechselnd die eine Hälfte der Atmosphäre stärker, als die andere. Durch die während des Standes der Sonne im Meridian bewirkte Ausdehnung und darauf folgende Zusammenziehung durch Erkältung entsteht ein regelmäßiger Wind, der auf dem Meere, wo kein hoher, noch andrer Gegenstand eine Abänderung hervorbringt, in seiner Regelmäßigkeit am genauesten beobachtet werden kann. Er ist innerhalb des 30sten Breitengrades südwestlich im Norden des indischen Meeres zur Frühjahrs- und Sommerszeit, nordöstlich im Winter. Im äthiopischen Meere aber macht ihn die Landnähe für immer südöstlich. Die täglich ostwärts gehende Bewegung der Erde gibt diesen Winden eine Abweichung nach Osten, so daß sie auf der nördlichen Seite vom Aequator nordöstlich, auf der entgegengesetzten oft südöstlich blasen. Im stillen Meere dehnt sich jedoch dieser regelmäßige oder Passatwind südlich vom Aequator weiter hinab, als nördlich, wo er nur bis zum fünften Grade bemerkt wird, höher aber viel mit Sturm abwechselt. Im indischen Meere hat derselbe auf der Nordseite eine Dauer von 6 Monaten, wo er sich dann eben so lange in die entgegengesetzte Richtung umlegt, während er auf der Südseite immer derselbe bis zum 30sten Grade bleibt. Unter der Linie herrscht dagegen im atlantischen Ocean beinahe vollkommenes Gleichgewicht, also viel Windstille. Landnähe, Inseln, Berge ändern viel ab. Nordamerika und die canarischen Inseln leiden sehr an Wirbelwinden; an jeder Seeküste blasen regelmäßige Land- und Seewinde abwechselnd. So findet sich im Mittelmeere Abends östlicher Landwind, frühe westlicher Seewind; die Richtung der Straße bei Gibraltar erzeugt dort fast nur West- und Ostwinde; an der Nordostküste von Asien ist Westwind der stehende Wind; an der Ostküste von Großbritannien herrscht vom April bis Juni Ostwind; bei Irland dagegen West und Südwest für immer. Der Canal ist wegen seiner Ruhe bekannt, während die Meerenge zwischen Irland und England sehr stürmisch ist. Noch unregelmäßiger streifen die Winde über das Continent, so daß ihre Dauer und Wiederkehr bis jetzt sich noch nicht auf bestimmte Zeiten hat zurückführen lassen. Nur so viel ist gewiß, daß der Wind den Compaß stets westwärts durchstreicht, es folgt nach Ost immer Süd ꝛc., nie umgekehrt. Hier haben Wälder, Seen, Sümpfe, Wüsten, Thäler großen Einfluß. Die Sandwüsten erzeugen vorzüglich brennende, gerade aufwärts steigende, trockene Winde, die wie der Samiel in Arabien ihre schädlichen Einflüsse weiter verbreiten. Gewitter verändern den Wind durch Temperaturveränderung, Verdichtung aufgestiegener Dünste, durch entstandene leere Räume, ihr Niederschlag auf die Erde verhält sich fast eben so. Bei allen diesen Vorgängen ist Electricität sehr thätig und ohne Zweifel die Hauptursache derselben. Sie zeigt täglich zwei regelmäßig höhere (frühe um Sonnenaufgang und Nachmittag nach zwei Uhr) und zwei niedere Standpunkte und jeder besondere Wind besitzt, rücksichtlich der Himmelsgegend, aus welcher er kommt, ein bestimmtes Maß derselben. Daraus erklärt sich die Bildung der Gewitter durch Südwind, die Trockenheit und Heiterkeit des Ostwindes, die trübe Luft des Westwindes, die Rauhheit und Nässe des Nords, so wie die verschiedene Luftdichtigkeit, welche jeder Wind mit sich bringt, und wodurch jeder das einfache Barometer zum Steigen oder Fallen nöthigt. Am höchsten steht es beim Nord und Nordwest, dann folgen Ost, West- und Südwind.

Windfahne, Wetterfahne, ein bekanntes Instrument, welches Anemoscop heißt, wenn es mit einer Compaß ähnlichen Gradabtheilung der Himmelsgegenden verbunden ist, um die Windrichtung genauer zu

beobachten. In Frankreich war eine Windfahne ehedem ein Vorrecht solcher Familien, deren Stammvater sein Panier zuerst auf den Wall einer eroberten Stadt aufgepflanzt hatte. Fs.

Windrose ist ein Theil des Compasses (s. d. Art.) Man nennt nämlich so die den Horizont vorstellende und nach 32 Windstrichen eingetheilte Scheibe des Compasses, weil sie einige Aehnlichkeit mit einer Rose hat. Die vier Gegenden, Nord, Süd, Ost, West, welche die Scheibe oder den Horizont in eben so viel Theile theilen, heißen Hauptgegenden, die kleineren Abtheilungen Nebengegenden. Jede der vier Hauptgegenden wird in zwei gleiche Theile getheilt, und die Benennung jeder dieser ersten Nebengegenden wird aus dem Namen der beiden Hauptgegenden, zwischen welche sie fallen, zusammengesetzt, doch so, daß Norden und Süden allezeit vorangehen; sie heißen daher Nord-West (N.W.), Nord-Ost (N.O.) Süd-West (S.W.) Süd-Ost (S.O.). Diese acht Gegenden werden ferner in zwei gleiche Theile getheilt, und es entstehen nun acht neue Nebengegenden: Süd-Süd-West, West-Süd-West, West-Nord-West, Nord-Nord-West, Nord-Nord-Ost, Ost-Nord-Ost, Ost-Süd-Ost, Süd-Süd-Ost. Der Bogen des Horizonts, oder die 16 Gegenden werden noch einmal in der Mitte abgetheilt, und es entstehen nun noch andre 16 Nebengegenden: Süd gen Westen, Süd-West gen Süden, u. s. w. Man nennt diese Vorstellung der Winde auch die Schiffsrose, weil die Seefahrer sie vorzüglich brauchen.

Windsbraut, ein heftiger, reißender Wirbelwind. So hat Luther, Apostelgesch. 27, 14. den griechischen Ausdruck Wirbelwind übersetzt. Das Wort ist jetzt im Hochdeutschen fast ganz veraltet. Die zweite Sylbe des Wortes, Braut, ist von Brausen gemacht worden.

Winfried, s. Bonifaz der Heilige.

Wingolf war, nach der nordischen Mythologie (s. d. Art.) der Palast der Freundschaft und Liebe, der sich im Asgard oder der Wohnung der Götter befand. Klopstock hat daher einer Reihe von acht Liedern, in welchen er seine vertrautern Freunde besingt, die er in diesem Palaste erscheinen läßt, den Namen Wingolf gegeben.

Winkel. Zwei Linien oder Flächen, die, von verschiedenen Richtungen ausgehend, einander schneiden, bilden in ihrem Durchschnitte Winkel. Sind die zwei Linien oder Flächen, die den Winkel ausmachen und Schenkel desselben heißen, gerade, so entsteht ein geradliniger oder geradflächiger Winkel, im Gegentheil ein krummliniger oder krummflächiger Winkel. Die Auseinanderspannung der Schenkel des Winkels und also der Bogen, der von dem Schneidepunkte, zwischen den Schenkeln, beschrieben und nach Graden gemessen wird, bestimmt sein Maß. Ist ein Schenkel des Winkels auf den andern senkrecht aufgerichtet, so nennt man einen solchen Winkel einen rechten, die Entfernung der Schenkel eines solchen Winkels wird allemal 90 Grade betragen. Ein Winkel, der kleiner als 90 Grade ist, heißt ein spitziger, und ein Winkel größer als ein rechter, ein stumpfer. Zwei Winkel, die auf einer geraden Linie neben einander sich befinden, sind zusammen so groß als zwei rechte und haben zu ihrem Maße 180 Grade; man nennt solche Winkel Nebenwinkel. Schneiden sich zwei Linien oder Flächen, so sind die einander gegenüberliegenden Winkel, Verticalwinkel, stets sich gleich. P. S.

Winkelmesser, s. Astrolabium.

Winter (Peter von), königl. bayer. Capellmeister und Ritter des Civilverdienstordens, gehört unter die berühmtesten deutschen Componi-

sten. Geboren zu Mannheim im J. 1754, Sohn eines Brigadier der churpfälzischen Garde, erhielt er vom Hofmusikus Maier den ersten musikalischen Unterricht, und bildete sich unter der Leitung des ersten Violinspielers Kramer so schnell aus, daß er schon als Knabe von 10 Jahren bei dem churfürstl. Hoforchester den Zutritt erhielt. Er zeichnete sich bald als Virtuos auf mehreren Instrumenten, besonders auf der Violine aus und bildete sich in Mannheim unter dem berühmten Abt Vogler zum Componisten. 1775 erhielt er bei Eröffnung des deutschen Theaters in Mannheim den ehrenvollen Ruf eines Directors im Orchester, welche Stelle er auch bei Versetzung des churfürstlichen Hoflagers von Mannheim nach München an letzterm Orte beibehielt. Er ist bereits einer der ältesten Componisten, aber immer noch voll jugendlicher Kraft und Thätigkeit. Besonders für das Theater, sowohl in Deutschland als in Italien (wohin er mehreremal berufen und daselbst sehr geachtet ist) hat er sehr viel geschrieben. Nur wenige Componisten nennt die Geschichte der Tonkunst, deren Werke, wie bei Winter, den tiefen artistischen Kenner eben so sehr befriedigen, als sie auf das Gefühl des Nichtkenners unmittelbar wirken. Für die Singstimme, das schönste und uns selbst verwandteste Instrument, das von seiner ersten Bestimmung, auf das Herz des Menschen zu wirken, oft nur zu sehr entfernt wird, versteht er unübertrefflich zu schreiben. Seine Declamation ist rhetorisch richtig und seine Instrumentalbegleitung effectvoll. Unter seinen Compositionen erwähnen wir nur: I. Für die Kirche. 1. Mehrere Missen, Graduale, Offertorien u. dgl. 2. Die Pilger auf Calvari, Oratorium für München. 3. Bettulia liberata, Orator. 1792 für Venedig. 4. Die Auferstehung, Cantate. 5. Die Erlösung des Menschen mit untergelegtem Stabat mater. II. Für das Theater. 1. Bellerofon, Melodr. für Mannheim, 1787. 2. Leonardo u. Blandine, Melodr. 3. Cora und Alonzo, Melodr. 4. Armida, Melodram mit Chören. 5. Der Bettelstudent, Operette. 6. Catone in Utica, Op. ser., italienisch für das Theater all' Ascensione zu Venedig, 1791. In demselben Jahre. 7. Antigone, Op. ser. für Neapel. 8. I Fratelli rivali, Op. buff., 1794 für München. 8. Das unterbrochne Opferfest, Oper, deutsch, auch ins Italienische übersetzt 1796. 9. I due Vedové, Op. buff. für Wien. 10. Das Labyrinth, Op. buff. für Wien, 1798. 11. Der Sturm, nach Shakspeare, 1799 für München. 12. Maria von Montalban, ernsth. Oper, 1800 für München. 13. Tamerlan, Op. ser., franz., 1802, für Paris. 14. Castor und Pollux, ital. Oper für London, 1803. 15. Colmal, Op. ser. 16. Die Blinden, Oper. 17. Proserpina, Op. ser. 18. Calypso, Op. ser. und viele andre. III. Für die Kammer. a) Singstücke. 1. Pigmalione, Cant. 2. Piramo e Tisbe, Cant. 3. Hector, Cant. 4. Ignes de Castro, Cant. 5. Die Hochzeit des Figaro, Cant. 6. Andromaque, Cant. 7. Progne et Philomele, Cant. 8. Gesänge am Clavier. 9. Canzonetten, ital. u. deutsch. 10. Timoteo, oder die Macht der Töne, große Cantate nach Drydens Alexandersfest v. Dr. Schreiber, ital. u. deutsch 1809. b) Instrumentalsachen. Viele Concerte, Simfonien, Quatuors, Quintetten, Sestetten u.s.w.

Winter, die rauheste und kälteste Jahreszeit, welche mit dem kürzesten Tage (22. Dec.) anfängt und mit der Frühlingsnachtgleiche (um den 21. März) endet. In der südlichen Halbkugel fällt er in die Zeit unsers Sommers. In der nördlichen Halbkugel währt der Winter nur etwas über 89, auf der südlichen hingegen über 93 Tage, weil der nördliche Winter in die Sonnennähe, der südliche aber in die Sonnenferne fällt, wo die Erde langsamer geht und also um so viel Tage länger verweilt. — Im ge-

man hat ihm damals den Vorwurf einer großen Leidenschaftlichkeit und Ehrsucht gemacht. — Er ward kurz vor dem Ausbruche des Kriegs Generallieutenant und erhielt den schwarzen Adlerorden. Friedrich drang in Sachsen ein und blokirte die sächsische Armee in ihrem Lager bei Pirna; hier ward Winterfeld abgesendet, um den König August von seiner Verbindung mit Oesterreich abzuziehen; als dies fehlschlug, erfolgte die bekannte Capitulation. In der Schlacht bei Prag befehligte er die Division des linken Flügels und ward am Halse verwundet; später ward er der Armee des Prinzen August Wilhelm zugetheilt; dieser Prinz ward bekanntlich wegen der bei Gabel und Zittau begangnen Fehler vom Könige eben so hart behandelt, als alle unter ihm stehenden Generale, mit Ausnahme Winterfeldts, der nun beim Corps des Herzogs von Bevern angestellt wurde, welches Friedrich nach eignem Geständniß eigentlich ihm anvertraute (G. d. 7a. Ch. 6.). — Der Herzog lagerte darauf am 31. August (1757) an der Landskrone bei Görlitz, Winterfeldt jenseit der Neisse, den rechten Flügel gegen Mais, den Holzberg mit zwei Grenadierbataillons besetzt haltend. — Im österreichischen Lager war der Minister Kaunitz angekommen, und die Generale beschlossen, um diesem ein Compliment zu machen, den Angriff auf Winterfelds Stellung, zu welchem sie in der Nacht zum 7. Sept. 66 Bataillons und 70 Escadrons zusammenzogen. Am 7. des Morgens begann der Angriff auf den Holzberg, jene beiden Bataillone mußten ihn nach tapfrer Gegenwehr verlassen. Winterfeldt — der den Herzog vergeblich um Unterstützung bat — eilte an der Spitze einer Brigade nach dem bedrohten Punkte, erhielt hier aber eine Schußwunde in die Brust, an welcher er den folgenden Morgen starb. Friedrich, der ihm stets unbedingtes Vertrauen geschenkt hatte, betrachtete seinen Tod als einen der größten Verluste, die er je erlitten, und auch die Feinde ehrten den gefallnen Helden.

Winterpunkt wird derjenige Punkt der Ekliptik genannt, in welchem die Sonne bei ihrem scheinbaren Umlaufe den weitesten Abstand südwärts vom Aequator erlangt hat. Dies geschieht den 21. und 22. Dec. Wir haben alsdann den kürzesten Tag (nämlich von 7½ Stunde) und die Sonne beschreibt den kleinsten Bogen am Himmel. Er fällt jetzt in das Sternbild des Schützen, man rechnet ihn aber immer noch vom Anfange des Steinbocks an.

Winterschlaf der Thiere. Es gibt eine kleine Anzahl von Thieren, welche, außer der täglichen Ruhe, die sie mit den meisten übrigen Thieren theilen, mehrere Monate hindurch in einer Art von Scheintod, oder wenigstens in völliger Unthätigkeit liegen, während welcher sie neue Kräfte für den übrigen Theil des Jahres sammeln. Die Säugethiere, die man Winterschläfer nennt, gehören durchgehends zu der Familie der Gefingerten. Doch gibt es auch einige andre, wie die Fledermaus und der Igel, welche dem Winterschlafe unterworfen sind. Auch beschränken sie sich nicht bloß auf die kälteren Climate, sondern in sehr warmen Gegenden finden sie sich: so hält die Jerboa in Arabien, und der Tanrick in Madagascar den Winterschlaf. Die Zeit, wo sie den Schlaf anfangen, ist keinesweges ganz bestimmt, doch fällt sie meistens in denjenigen Monat, wo das Futter anfängt zu mangeln, und wo die Pflanzenwelt ebenfalls in einen Zustand von scheinbarer Unthätigkeit versinkt. Der Instinct treibt diese Thiere gegen diese Zeit, sich eine sichere Schlafstelle aufzusuchen. Die Fledermaus verbirgt sich in dunkele Höhlen, oder in die Schornsteine verfallner Schlösser. Der Igel wickelt sich in Blätter ein, und legt sich gewöhnlich unter Gestrippe von Farrenkräutern. Ham-

ster und Murmelthiere vergraben sich in die Erde und die Springmaus von Canada schließt sich in eine Kugel von Thon ein. Dabei rollen sich diese Thiere gewöhnlich so zusammen, daß die Glieder vor der Kälte geschützt sind, daß die Eingeweide des Unterleibes und selbst die Luftröhre zusammengedrückt werden, wodurch der Umlauf des Blutes unterbrochen wird. Viele dieser Thiere, besonders die Nager, wie der Hamster und die Wanderratte, häufen vorher Vorräthe an, von denen sie wahrscheinlich leben, bis der Schlaf sie übermannt. Während dieser Periode bemerkt man nun folgende Erscheinungen. Zuvörderst Abnahme der Wärme. Diese wird bei manchen Thieren um 20, bei andern um 40 bis 50 Fahrenheitische Grade vermindert; doch ist sie immer noch größer, als die Temperatur der Luft in den Wintermonaten. Wenn sie im Winter erweckt werden, so nehmen sie sehr bald wieder ihre natürliche Wärme an, und diese künstliche Erweckung schadet ihnen nicht. Ferner athmen die Winterschläfer viel langsamer und unterbrochner. Oft bemerkt man mehrere Minuten, ja wohl gar eine Viertelstunde lang, nicht den geringsten Athem, selten wird man mehr als einmal in der Minute sie athmen finden. Daher verderben sie auch durch das Athmen die Luft weit weniger, und können selbst in verdorbener Luft viel länger aushalten, als wenn sie wachen. Natürlich muß sich das Herz verhältnißmäßig eben so langsam bewegen. Beim Hamster schlägt es im Winterschlaf nur funfzehnmal in der Minute, während man im wachenden Zustande wohl 115 Herzensschläge zählt. Ihre Reizbarkeit ist sehr gering und man hat Hamster in diesem Zustande zergliedert, die nur dann und wann nach Luft schnappten, wenigstens das Maul öffneten und auf deren Gedärme Schwefelsäure und Weingeist wenig oder gar keine reizende Wirkung hatten. Murmelthiere kann man nur durch starke electrische Schläge aus der leydner Flasche wecken. Eben so ist die Verdauung gemindert, Magen und Gedärme gewöhnlich leer, und selbst wenn sie erwacht sind, zeigen sie nur in geheizten Zimmern Freßbegierde. So vermindert sich auch das Gewicht der Thiere während des Winterschlafs ungemein. Die Ursachen dieses Zustandes hat man gewöhnlich in einem abweichenden Bau des Körpers gesucht. Wahr ist es, daß die Venen in der Regel viel weiter und größer sind, daher die Arterien, von den Venen überwogen, nicht die gewöhnliche Thätigkeit beweisen können. Auch öffnet sich die große Hohlvene nicht bloß in das rechte Herzohr, sondern sie theilt sich in zwei ansehnliche Stämme, und die Thymusdrüse, die bei den Kindern im Mutterleibe so bedeutend groß ist, hat hier ebenfalls einen außerordentlichen Umfang. Indessen muß man doch, wenn man die Ursachen dieses Zustandes aufzählt, manche äußern Umstände nicht übersehen. Es ist gewiß, daß die Kälte, wenn sie auch nicht die einzige Ursache ist, doch einen bedeutenden Antheil an dieser Erscheinung hat. Daher Thiere dieser Art auch mitten im Sommer einschlafen, wenn man sie in kalter Temperatur zu erhalten weiß, dagegen bleiben sie munter, wenn man sie gegen den Winter in geheizte Zimmer bringt und mit Futter versieht. Doch fallen sie hier sogleich in Schlaf, wenn das Heizen eine Zeit lang unterlassen wird. Bei manchen Winterschläfern wirkt vorzüglich eingeschränkte Luft; so kann man den Hamster sehr bald zum Schlafen bringen, wenn man ihn in ein Behältniß sperrt, welches man einige Fuß tief in die Erde gräbt. Unter den Vögeln sind auch die Schwalben, nach sichern Zeugnissen, einem ähnlichen Winterschlafe unterworfen. Die Mauerschwalbe findet man in Schottland nicht allein in den Ritzen alter Gemäuer, sondern man hat sie auch oft aus dem Schlamme des Wassers gezo-

gen und sie durch Wärme wieder erweckt, so daß man daraus eine allgemein[e] Regel hergeleitet, die indessen keinesweges gültig ist, da sie vielmehr bekanntlich als Zugvögel im Winter wärmere Climate aufsuchen. Die im Schlamme gefundnen Schwalben sind höchstwahrscheinlich durch zufällige Ursachen aufgehalten, haben sich im Röhricht versteckt und sind so in diesen Zustand verfallen. Auf ähnliche Weise hat man auch einst einen jungen Kuckuck erstarrt im Wasser gefunden, ohne daß bei diesen Vögeln der Winterschlaf Naturgesetz wäre. Bei den Fröschen hingegen und bei andern kriechenden Amphibien ist der Winterschlaf sehr gemein. Sobald die äußere Temperatur unter 50 Grade Fahrenheit sinkt, vermindert sich sogleich die Zahl der Herzensschläge von 30 bis auf 12 in der Minute. Wenn man ihnen in diesem Zustande mit Gewalt Futter beibringt, so findet man es nach geraumer Zeit ganz unverdaut. Auch bleiben Frösche, Schlangen und Eidechsen, die man in einer künstlichen Kälte erhält, oft Jahre lang in einem solchen Zustande. Daher kommt es, daß man bisweilen Kröten in Steinen eingeschlossen gefunden, die gewiß viele Jahrhunderte darin gelegen. Auch die übrigen niedrigen Thiere, als Schnecken und Insecten, halten bekanntlich ihren Winterschlaf. Einen unvollkommnen Winterschlaf findet man bei dem gemeinen Bären, der im November, wo er vorzüglich fett ist, sich in seinen Bau zurückzieht, den er mit Moos gefüttert hat, und so den Winter über selten erwacht. Aber wenn dies geschehen, pflegt er sich die Tatzen zu lecken, die ohne Haare und voll kleiner Drüsen sind, daher man geglaubt hat, daß er seine Nahrung allein aus ihnen ziehe. Auch der Dachs verschläft den größten Theil des Winters, indem er seine Schnauze in einen Fettbeutel am Hinterleibe steckt.

Winterthur, eine kleine, wohlgebaute, industriöse Stadt im Schweizercanton Zürich, mit etwas über 400 Häusern und 3300 Einwohnern an der Eulach in einer schönen Ebne am Fuße eines Hügels. Es gibt hier gute Kattun-, Musselin- und Zitzfabriken; auch wird Vitriol, Alaun und Glaubersalz bereitet und häufig versendet. Die Arbeiten verschiedener Professionisten, vorzüglich aber die hiesigen Töpferwaaren, sind berühmt. Die Stadt hat eine Bibliothek, ein Münz- und Naturaliencabinet. In der Umgegend wächst ein guter Wein, mit welchem ein beträchtlicher Handel getrieben wird.

Wirtemberg, s. **Würtemberg**.

Wisbaden, eine dem Fürsten von Nassau-Usingen gehörige Landstadt, die wegen ihrer Bäder berühmt ist. Sie liegt auf einer kleinen Ebne, nach Süden und Osten von Wiesen und fruchtbaren Getraidefluren, nach Norden von sanft sich erhebenden Rebengeländern umgeben, durch hohe Waldgebirge vor rauhen Winden geschützt. Um die Stadt her ziehen sich große Gemüse- und Obstgärten und auf allen Seiten sieht man freundliche Meierhöfe oder anmuthige Dörfchen. Die Stadt hat ungefähr gegen 500 recht gut gebaute Häuser, besonders in der Nähe der Bäder. Sie ist lebhaft, mit breiten, reinlichen Straßen und gutem Pflaster versehen. Mitten in der Stadt befindet sich eine mit Hecken und Alleen umgebene Esplanade, die zu Spaziergängen dient, auf welchen man ohne Zwang erscheinen kann. Unter den Straßen erinnert noch die Saalgasse an die alte Pfalz der Carolinger, welche hier stand und der Saal hieß. Von dem alten Schlosse ist noch etwas Mauerwerk übrig; das neue Schloß erbaute Johann Ludwig von Nassau gegen das Ende des 16. Jahrhunderts. Das Rathhaus ist wegen der in Holz gearbeiteten und andern Verzierungen sehenswerth. Zu dem sehr geschmack-

vollen neuen Kursaal machte Hr. v. Wolzogen aus Weimar den ersten Plan; ausgeführt ward dieser durch den Landbaumeister Zais auf Actien. Die Fronte beträgt 350, die Tiefe 170 Fuß und 58 inländische Marmorsäulen tragen ihn von innen und außen. Täglich sind hier in der Curzeit Concerte, denn das Gebäude enthält einen schönen Tanzsaal, mehrere andere Säle und Zimmer. Die Römer kannten schon die mattiakischen Quellen, und noch bemerkt man hier die Spuren des von Drusus erbauten Castells auf dem Kirchhofe; auch hat man Ueberreste römischer Bäder entdeckt. Schon die Carolinger hatten hier eine Pfalz, welche Carl der Große oft bewohnte. Otto der Große erhob 965 Wisbaden zur Stadt. Wisbaden zählt 14 warme und 2 kalte Mineralquellen. Das Wasser derselben enthält: kohlensaure Kalkerde, Bittererde, salzsaures Natrum, salzsaure Kalkerde und Bittererde, schwefelsaures Natrum und schwefelsaure Kalkerde, Thonerde und etwas mit kohlensaurem Natrum aufgelöst'es Eisen. Die heißeste Quelle hat 151° Fahrenheit. Man benutzt das Wasser weit mehr zum Baden als zum Trinken. Wirksam ist es bei Infarcten, bei Verschleimung im Magen und Darmcanale, in Verstopfung der Leber, bei Gelbsucht und Gallenübeln, Verstopfung der Drüsen des Unterleibes bei Kindern, Rheumatismen, Gicht und Podagra, Lähmungen der Glieder, Hautausschlägen und Geschwüren ꝛc. Dagegen ist das Wasser schädlich bei allen Krankheiten, wo eine große Schwäche der festen Theile des Körpers, oder ein aufgelöst'er Zustand der flüssigen Theile Ursache ist, wie z. B. bei hectischen Fiebern von innern Eiterungen, bei den meisten Wassersuchten, im Scorbut, krebshaften Uebeln, bei starkem Fluß der monatlichen Reinigung, der goldnen Ader u. d. m. Die Stadt hat nur ein trinkbares Wasser, das in Röhren vom schwalbacher Wege hereingeleitet wird; alle übrige Brunnen der Stadt sind salzig. Der Badehäuser sind 23, mit Ausschluß des Hospitalbads und des öffentlichen bürgerlichen Bads. Die bedeutendsten Badehäuser sind: 1. der Rindsfuß, 2. der Schützenhof, 3. der Adler, 4. die Rose, 5. der Bär, 6. der schwarze Bock. Sie sind gemeiniglich 20—40 Fuß hoch und bestehen aus dem Badehause und Wohnhause; bei fast allen sieht man gegen das Dach, welches mehrere Oeffnungen zum Abzug des Dampfes hat; jedes enthält 10—30 Badestübchen, die verschlossen werden können und deren Boden mit Backsteinen ausgelegt ist. Man bezahlt gewöhnlich für sein Bad wöchentlich 1 Thlr. bis 1 Thlr. 12 Gr. Durch Canäle wird von den Hauptquellen aus das Wasser in die übrigen Bäder der Stadt geleitet. Die Einwohner von Wisbaden sind sehr gefällig und überhaupt Leute von Lebensart. Sie treiben nicht nur Handwerke und allerhand bürgerliche Gewerbe, sondern auch Acker- und Weinbau. Daher fallen sie auch nicht so gierig über die Beutel der Fremden her, wie dies in manchem andern Badeorte geschieht. Die Landescollegien haben auch ihren Sitz in der Stadt. Unter allen Spatziergängen um Wisbaden her ist die neue Anlage, welche sich vom Herrengarten bis zum ehemaligen Wiesenbrunnen hinzieht und den herrlichen Kursaal umgibt, die schönste. Aber einen unendlichen Reichthum an großen und schönen Naturscenen hat die umliegende Gegend. Wir nennen hiervon nur die Fasanerie, von einem Walde umgeben, in einem freundlichen Thale; Klarenthal, ein ehemaliges Kloster, in dessen Nähe man alte Grabhügel findet; Sonnenberg, eine alte Burg mit weitläuftigen, mahlerischen Ruinen; den Geisberg, von welchem man eine reizende Aussicht nach Mainz und dem Rheine hat; Adamsthal, eine schön angelegte Meierei; die

Walkmühle, mit recht artigen Anlagen und einem Tanzsaale; das Jagdschloß, die Platte, wo man eine der reichsten Aussichten in Deutschland genießt; und Biberich mit seiner herrlichen Fürstenwohnung und der eben so herrlichen Umgebung.

Wischnu (Vishnu), eine von den drei vornehmsten Gottheiten der Hindus. Diese glaubten in frühern Zeiten nur einen Gott, Brama (s. d. Art.), der die drei Eigenschaften, zu erschaffen, zu erhalten und zu zerstören, in sich vereinigte. In der Folge wurden diese Eigenschaften personificirt, und so entstanden drei besondere Gottheiten: Ormuzd, der Schöpfer aller Dinge, Wischnu, der Erhalter oder die erhaltende Vorsehung, und Ahriman oder Schiwen, der Zerstörer. Wischnu ist also eine wohlthätige Gottheit; seine Gattin ist Lackschmi, die Göttin der Weisheit und Liebe. (S. d. Art. Hindostan und Fr. Schlegel: Ueber die Sprache und Weisheit der Indier. Heidelberg, 1808.)

Wismar, eine Stadt im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, an einem Meerbusen der Ostsee, der einen geräumigen und sichern Hafen bildet. Sie hat 1000 Häuser und 6250 Einwohner, welche sich hauptsächlich mit dem Handel zur See und mit dem Schiffsbau beschäftigen. Die Stadt ist alt und gehörte ehemals zu den Hansestädten. Im Anfange des 17ten Jahrhunderts wurde sie zum Herzogthum Schwerin geschlagen, und im westphälischen Frieden an die Schweden, die sie vorher eingenommen hatten, abgetreten. Seitdem ist die Stadt mehreremal belagert und eingenommen worden. Im J. 1803 erkaufte der Herzog von Mecklenburg-Schwerin die Stadt Wismar mit ihrem Gebiete, nebst den Aemtern Poel, auf der Insel gleiches Namens, und Neukloster, von Schweden für die Summe von 1,200,000 Thaler Banco. Durch diese Acquisition wurden die meklenburgischen Länder von dieser Seite völlig arrondirt.

Wismuth (auch Bismuth; das Wort ist wahrscheinlich ausländisch, Adelung hält es für slavonisch), ein sehr sprödes Halbmetall, das auf seinem Bruche ein würfliges, aus kleinen Blätterchen bestehendes Gewebe zeigt. Es wird theils gediegen, doch meistens nur versteckt, oder vererzt (mineralisirt) gefunden. Man findet es in Sachsen bei Schneeberg, in Schlesien, Norwegen und Schweden. Der Wismuth wird im Feuer leicht flüssig, und vereinigt sich, den Zink ausgenommen, mit allen Metallen und Halbmetallen. Durch dergleichen Vermischungen können verschiedene Compositionen und zu verschiedenem Gebrauch gemacht werden. Mit Zinn, Blei und etwas Quecksilber vermischt, erhält man eine Spiegelfolie. Die Handwerker, die in Zinn arbeiten, brauchen den Wismuth, um das Zinn leichter flüssig zu machen; mit Blei vermischt, wird er zum Löthen gebraucht. Die Schriftgießer vermischen ihn mit Spießglas, um Buchstaben zu gießen. Mit Laugensalz oder Weingeist aufgelöst, gibt der Wismuth einen feinen, weißen kalkartigen Niederschlag, der unter dem Namen spanisches Weiß oder Schminkweiß bekannt, und für die Haut sehr schädlich ist. Die Aerzte der vorigen Zeiten empfahlen eine Auflösung desselben als ein schweißtreibendes Mittel, und er war in den Apotheken unter dem Namen Marcasit (s. d. A.), Marcasita officinalis, bekannt.

Witte (Carl), Doctor der Rechte und Philosophie zu Berlin. Dieser junge Mann, der in seinem 16ten Jahre die Würde eines Doctors beider Rechte auf eine ausgezeichnete Art, und nachdem er alle deßhalb erfoderliche Prüfungen auf das ehrenvollste bestanden hatte, bei der Universität zu Heidelberg erhielt, verdient als ein merkwürdiges Beispiel auf-

gestellt zu werden, von dem, was glückliche, jedoch nicht ganz außerordentliche Naturgaben unter zweckmäßiger Leitung in einem Alter vermögen, wo man höchstens erfreuliche, vielversprechende Blüthen, keinesweges aber gereifte erquickende Früchte zu erwarten berechtigt ist. — Carl Witte ist geboren zu Lochau, einem Dorfe unweit Halle, am 1. Juli 1800. Sein Vater gleiches Namens war daselbst Pfarrer und zwar bekannt als ein Mann von Geist und Talenten, aber nicht als ein vorzüglicher Genius. Er hatte von jeher eine große Neigung zur Pädagogik gezeigt und war vier Jahre lang Erzieher der Kinder einer Familie von Salis in der italienischen Schweiz gewesen. Während seines frühern Aufenthaltes zu Berlin, so wie auf Reisen, welche er zu machen Gelegenheit fand, war er mit den großen Erziehern Deutschlands und mit den vornehmsten öffentlichen und Privatunterrichts- und Erziehungsanstalten bekannt geworden, und hatte hier seine Ansichten von dem, was Erziehung leisten könne und wie sie es könne, durch Beobachtung und Nachdenken berichtigt und geläutert. Als ihm dieser Sohn geboren wurde, nahm er sich vor, ihn selbst und auf das sorgfältigste, jedoch der Natur gemäß und ohne etwas erkünsteln zu wollen, wozu sie nicht die Hand böte, zu erziehen. Seine gute verständige Gattin, die er auch erst größtentheils zu seiner Lebensgefährtin gebildet hatte, unterstützte ihn bei seinen Bemühungen mit dem regsten Eifer. Allein weder Vater noch Mutter ahneten, daß sich ihres Kindes Fähigkeiten so früh und auf eine so überraschende Art entwickeln würden, zumal da die Gesichtszüge desselben in den ersten Lebensjahren gerade nichts Ausgezeichnetes zu versprechen schienen. — Im vierten Jahre las der junge Witte schon recht gut deutsch, indem er es gleichsam im Spiel von den Aeltern gelernt hatte. Er rechnete in dieser Zeit auch bewundernswürdig im Kopfe, selbst mit Brüchen aller Art. Indessen ließ ihn der Vater dies nicht fortsetzen, weil es den Geist zum Nachtheile des Körpers allzusehr anzustrengen schien. Der letztere hatte sich indessen sehr kräftig ausgebildet und das Kind genoß immerwährend der besten Gesundheit. Vom 5ten Jahre an mußte der Vater fast wider seinen Willen anfangen, den Sohn regelmäßig zu unterrichten, weil es die Mutter angelegentlich wünschte. Er wählte zuerst die französische Sprache, später die italienische, und dann nach einem halben Jahre die lateinische, worauf sodann die griechische und englische folgte. Selbst hebräisch lernte der Knabe mit Lust und Eifer; Schreiben ohne Anleitung durch sich selbst. — Im achten Jahre erregte das Kind die Aufmerksamkeit mehrerer ausgezeichneten Gelehrten, Pädagogen und Schulmänner, z. B. eines Funk, Schütz, Tieftrunk, Olivier, Tillich, Lindner, Krug u. A., und alle billigten die einfache und natürliche Lehrmethode, nach welcher der Vater bei der Ausbildung seines Kindes verfuhr. Dieses hatte bis zum vollendeten 6ten Jahre nur eine halbe bis ganze Stunde den Tag über, im 7ten etwa eine bis anderthalb und im 8ten zwei bis zwei und eine halbe Stunde Unterricht erhalten. Der Ruf von der frühzeitigen Entwickelung des interessanten Kindes verbreitete sich jetzt immer mehr und mehr und auf einer Reise, die der Vater mit ihm nach Leipzig machte, erregte der Knabe hier eine solche Aufmerksamkeit und Theilnahme, daß sich mehrere edelmüthige Bewohner des Ortes vereinigten, ihm eine jährliche Pension von 550 Thalern zu geben, damit der Vater sich einzig der Ausbildung seines Sohnes zum Besten der Menschheit auf der Universität daselbst widmen könnte. Mehrere Prüfungen hatte der Knabe sowohl in Leipzig als auch in Dresden auf höhern Befehl zur allgemeinen Zufrie-

denheit bestanden und so wurde er unter die Zahl der Studirenden auf die gewöhnliche Art unweigerlich aufgenommen. — Der damalige König von Westphalen, der der Landesherr von Witte war, wünschte jedoch, daß der Knabe, statt in Leipzig, auf einer Landesuniversität studiren möchte. Er ging deßhalb mit dem Vater nach Göttingen, nachdem Letzterer seiner Stelle enthoben worden war, und erhielt nebst diesem eine jährliche Pension von 2000 Franken, welche pünktlich ausgezahlt wurde. — Der junge Witte stand im 10ten Jahre, als seine Aeltern mit ihm nach Göttingen gingen. Er schrieb hier im 12ten Jahre seine erste lateinische Schrift aus dem Gebiete der höhern Mathematik, für welche er eine besondere Vorliebe zeigte. Während der vier Jahre, welche er hier zubrachte, studirte er mit vielem Eifer alte und neue Sprachen, Geschichte, Geographie, Mathematik, Physik, Chemie, Naturgeschichte, Philosophie u. s. w. Im 12ten und 13ten Jahre las er Privatcollegia über niedere und höhere Mathematik, und in Hannover und Salzwedel las er öffentlich über diese Wissenschaft. Im 13ten Jahre wurde er Doctor der Philosophie zu Gießen, und im 14ten Mitglied der Gesellschaft naturforschender Freunde in der Wetterau. Zugleich schrieb er sein zweites (deutsches) Werk über einen Gegenstand aus dem Gebiete der höhern Mathematik. Jetzt nahm sich seiner sein früherer rechtmäßiger Landesherr, der König von Preußen, wieder an, und verlängerte ihm die obgedachte Pension noch auf vier Jahre. Nun studirte Witte auch die Rechte, Diplomatik und Cameralwissenschaften und begab sich deßhalb nach Heidelberg, wo er den 20. Aug. 1816 die Doctorwürde erhielt. — Als er nach Berlin zurückgekehrt war, wollte er sich dem akademischen Lehramte widmen, gerieth aber bei Gelegenheit seiner Habilitirung in einen Streit mit der Juristenfacultät, worüber Bericht an das Ministerium erstattet wurde, und da es schien, daß die Studirenden selbst Witte noch nicht als Lehrer zu sehen wünschten, wurde höhern Orts der Ausweg getroffen, ihn in den Stand zu setzen, ehe er als Lehrer zu Berlin aufträte, eine literarische Reise von einigen Jahren machen zu können. Diese Reise hat er auch nunmehr angetreten. Ueber den Vorfall in Betreff seiner Habilitirung zu Berlin sind von Witte und der Juristenfacultät einige Schriften gewechselt worden. Auch findet sich der Vorfall erzählt in den Zeiten von Voß. (Polit. literar. Anzeiger VII. Curiositäten.)

Wittekind, ein berühmter Fürst der alten Sachsen und einer ihrer vorzüglichsten Anführer im Kriege gegen Carl den Großen, dessen Begebenheiten jedoch nur zum Theil bekannt sind. Die Sachsen (s. d. A.), ein zahlreiches und tapfres Volk, bewohnten unter dem Namen der Ostphalen, Westphalen und Engern, zu welchen letztern Wittekind gehörte, das nördl. Deutschland zwischen dem Rhein, der Elbe und Nordsee, oder das heutige Westphalen und Niedersachsen. Sie beunruhigten durch häufige Einfälle ihre Nachbarn, besonders die fränkischen Gränzen. Carl der Große beschloß daher, sie unter seine Herrschaft zu bringen. Selbst die Religion wurde als ein Bewegungsgrund dazu gebraucht; Carl wollte die heidnischen Sachsen zum Christenthum bekehren. Der Krieg gegen sie begann im J. 772 und dauerte bis 803, also 30 Jahre hindurch, mit Inbegriff verschiedener Waffenstillstandsverträge, die Carl mit den Sachsen machte, wenn neue Kriege ihn anderswohin riefen. Auch erlitten die Sachsen bei aller Tapferkeit häufige und bedeutende Niederlagen, weil die Franken durch bessere Kriegskunst und Kriegszucht, durch zweckmäßigere Waffen und den guten Gebrauch derselben, ein großes Uebergewicht über sie hat-

ten. Nach jeder Niederlage verlangten die Sachsen Frieden und versprachen Gehorsam. Aber sobald Carl sich mit seiner Kriegsmacht wieder entfernt hatte, griffen sie aufs neue zu den Waffen. So fing auch Wittekind 782 einen neuen Krieg an. Ein von Carl ihm entgegengeschicktes Heer wurde fast gänzlich aufgerieben. Carl kam nun selbst mit einem mächtigen Heere, und als ihm Wittekind, der sich nach Dänemark geflüchtet hatte, auf sein Verlangen nicht ausgeliefert wurde, rächte er sich dafür durch eine bis zur Grausamkeit getriebne Strenge, indem er an einem Tage 4500 gefangenen Sachsen die Köpfe abschlagen ließ. Durch dieses Verfahren wurden die Sachsen zur Verzweiflung und zu einem neuen Aufstande gereizt. Aber sie wurden (783) in zwei blutigen Treffen bei Detmold und am Hasefluß so geschlagen, daß sie fast keinen Widerstand mehr leisten konnten. Carl versuchte nun auch gelinde Mittel, und bewog durch große Versprechungen die beiden Heerführer der Sachsen, Wittekind und Albin, sich ihm zu unterwerfen und das Christenthum anzunehmen (785). Wittekind erhielt seine Besitzungen wieder; wie Einige behaupten wollen, machte ihn Carl auch zum Herzog von Sachsen. Durch Bischöfe und Priester, die Carl den Sachsen schickte, und durch acht Bisthümer, die er in Westphalen und Niedersachsen stiftete, suchte er die Sitten der Nation zu mildern und sie im Gehorsam zu erhalten. Dennoch empörten sich die Sachsen zu wiederholtenmalen, aber immer zu ihrem Nachtheil. Erst im Jahr 803 endigte der Friede zu Selz, der den Sachsen verschiedene Vorrechte gewährte, aber die Annahme der christlichen Religion zu einer der Hauptbedingungen machte, diese blutigen, mit der äußersten Erbitterung geführten Kämpfe. — Daß Wittekind der Stammvater der sächsischen Regenten sey, ist aus der Geschichte keineswegs zu beweisen. Man hat den Letztern zu schmeicheln geglaubt, wenn man ihren ohnedies schon alten Ursprung noch weiter zurückführte. Es ist bekannt, daß die königlichen und herzoglichen sächsischen Häuser von den alten Grafen von Wettin abstammen.

Wittelsbach, s. Otto von Wittelsbach.

Wittenberg, die bekannte Hauptstadt des ehemaligen Churkreises im Königreich Sachsen, liegt am rechten Ufer der Elbe, und ist durch das Wirken Luthers und Melanchthons welthistorisch berühmt geworden. Die dortige Universität wurde 1502 durch Friedrich den Weisen gestiftet und durch Luthers und Melanchthons Widerstreben gegen päpstliche Anmaßung in ganz Europa bekannt. Die Erdwälle, welche Wittenberg umgeben, und vor dem schmalkaldischen Kriege gebaut sind, sind zweimal die Ursache der Zerstörung der Stadt geworden. Schon 1547 wurde sie vor der Schlacht bei Mühlberg von Kaiser Carl V. eingenommen, allein Eigenthum, Gottesdienst und die Gräber der Reformatoren von dem großmüthigen Sieger geschützt. 1637 wurde die Elbbrücke von den Schweden abgebrannt. Im 7jährigen Kriege wurde Wittenberg 1760 vom 10. bis zum 14. Oct. durch die auf den Weinbergen aufgestellte Reichsarmee bombardirt, und der preußische Commandant, Obrist Sakemon, zur Uebergabe genöthigt. Das Schloß und 114 Häuser wurden hierbei ein Raub der Flammen. Das schwerste Trübsal stand aber der Stadt im J. 1813 bevor. Napoleon bestimmte sie nämlich zur Deckung des wegen der Straße nach Berlin wichtigen Elbüberganges. Er ließ die verfallnen Werke wieder aufräumen, den ausgetrockneten Graben unter Wasser setzen, einen starken Brückenkopf auf dem linken Elbufer anlegen und die Wälle der Stadt durch Collateralwerke mit dem Elbufer verbinden. Hierauf folgte am 6. April die Abbrennung sämmtlicher Vorstädte, unter denen

die eoswiger die wichtigste war. Die Blokade hatte schon Ende März begonnen. Am 16. April ließ der sie befehligende russische General Wittgenstein die abgebrannten Vorstädte mit dem Bajonnet nehmen, am 18. die Stadt aus 27 Geschützen beschießen, hierauf jedoch die Belagerung wieder in eine Blokade verwandeln. Auch diese ward bei dem Rückzug der verbündeten Heere Ende Mais gänzlich aufgehoben. Gleich nach Wiederausbruch der Feindseligkeiten zeigten sich die leichten Truppen der Verbündeten wieder vor dem Brückenkopf, und in der Mitte Septembers begann das preußische dritte Armeecorps die zweite Belagerung des Platzes. Es eröffnete am 25. Sept. die Parallelen bei dem Luthersbrunnen, beschoß an diesem Tage, am 27. und am 30. die Stadt mit Wurfgeschütz und Congreviſchen Raketen und legte viele Gebäude, unter denselben das Schloß, in Asche. Rücksichten auf höhere Zwecke nöthigten indessen den General Bülow, die Belagerung am 4. Oct. aufzuheben. Am 23. Oct. wurde die Festung zum drittenmale eingeschlossen, und die Belagerung am 28. Dec. von der Brigade des Generals Dobschütz unter der Leitung des Generals Tauenzien begonnen. Die erste Parallele wurde an diesem Tage 200 Schritt von dem durch den Gouverneur General la Poype zu einem wichtigen Posten eingerichteten Krankenhause eröffnet, und der Angriff gegen die Schloßfronte gerichtet. Man brachte die folgende Nacht 11 Geschütze und in der Nacht vom 30. zum 31. Dec. 7 Geschütze in die Batterien und beschoß die angegriffene Fronte auf das lebhafteste. Den 31. baute man noch eine Mortierbatterie und ging mittelst einer flüchtigen Sappe, die auch zugleich zur dritten Parallele diente, gegen das Krankenhaus vor. Den 1. Jan. Nachts wurde das Krankenhaus gestürmt und behauptet, die folgende Nacht zum Besten der Belagerer eingerichtet und dann gegen den bedeckten Weg der scharfen Eckbastion vorgegangen, der bedeckte Weg couronnirt und am 11. der Anfang des Breschеschießens gemacht. Da indessen ein sehr kaltes die Arbeiten hinderndes Wetter eintrat, auch Munition und Lebensmittel zu mangeln anfingen, so hätte die Belagerung schwerlich geendet werden können, wenn nicht General Tauenzien, den Frost, welcher die nassen Gräben mit Eis zu decken angefangen hatte, benutzend, die Festung mit Sturm zu nehmen beschlossen hätte. Dieser Sturm wurde in der Nacht vom 12. zum 13. Januar ausgeführt, die Brücken und alle Außenwerke erobert, der Hauptwall auf mehreren Punkten zugleich angegriffen und erstiegen und die Franzosen in das von ihnen befestigte Schloß und Rathhaus zurückgeworfen. General la Poype hatte sich während der ganzen Belagerung in der bombenfesten Sacristei des Schlosses aufgehalten; er capitulirte jetzt von dort aus, der seltenen Ehre theilhaftig, binnen eines Jahres drei Belagerungen ausgehalten, und selbst nach Einnahme des bedeckten Wegs den Vorschlägen der Verbündeten kein Gehör gegeben zu haben. Zwei Adler, 96 Canonen und 1500 Gefangene fielen den siegenden Preußen in die Hände. Ihr Verlust während der Belagerung betrug 400, während des Sturms 100 Mann. Das ganze Schloß und ein großer Theil der Stadt lag nach der Einnahme in Trümmern, alle Vorstädte waren der Erde gleich. Die Gebäude der Universität waren sämmtlich, theils durch preußische Kugeln, theils durch die Zerstörungssucht der Franzosen, unbrauchbar geworden, und fast das ganze Personale derselben nach Schmiedeberg geflüchtet. Diese Gründe, und vorzüglich die günstige Lage Wittenbergs als Vormauer von Berlin, welche die Erhaltung und Vermehrung ihrer Festungswerke durchaus nöthig macht, bewogen den König von Preußen, dem nach dem Friedensschlusse die Stadt von Sachsen abgetreten worden, die Universität mit der in Halle zu ver-

einigen, an ihrer Stelle aber in Wittenberg zum Andenken Luthers ein großes theologiſches Seminarium zu errichten. P—r.

Witthum (lat. Dotalitium, franz. Douaire), überhaupt das, was ein Ehemann ſeiner Frau, auf den Fall, daß ſie Wittwe werden ſollte, zu ihrem Unterhalte ausſetzt. Beſonders wird es von Wittwen höhern Standes gebraucht, und bedeutet das, was eine ſolche Wittwe, entweder vermöge der Eheſtiftung, oder nach den Rechten zu erhalten hat, um ſtandesmäßig leben zu können. Es wird bisweilen auch Leibgedinge (ſ. d. Art.), Leibgut, Leibzucht, genannt; wiewohl das Leibgedinge im engern Sinne einen Theil des Witthums ausmacht. Witthum nennt man nicht bloß das zum Unterhalte ausgeſetzte Kapital, ſondern auch, beſonders bei Wittwen höhern Standes, das Grundſtück (Schloß, Rittergut ꝛc.), auf welchem die Wittwe ihren Sitz, und von deſſen Ertrage ſie ihren Unterhalt haben ſoll. Es wird zuweilen in der Dispoſition des Erblaſſers feſtgeſetzt, daß die Wittwe einen Theil ihres Witthums verlieren ſoll, wenn ſie ihren Wittwenſtuhl verruckt, d. h. ſich anderweit verheirathet. — Das nun veraltete Wort Witthum für ein einer Kirche oder frommen Stiftung vermachtes Grundſtück wird von den Sprachforſchern von Widmen hergeleitet.

Wittwencaſſen ſind Anſtalten zur Unterſtützung hinterlaſſener Wittwen. Es gibt zwei Hauptgattungen dieſer Anſtalten, welche weſentlich von einander verſchieden ſind; 1. ſolche, die einen durch Vermächtniſſe oder Schenkungen oder Beſoldungsabzügen gebildeten Capitalfonds beſitzen, deſſen Zinſen jährlich unter die Wittwen vertheilt werden, in Verhältniß zu dem von ihren Ehegatten geleiſteten Beiträgen. Hier wird, um ganz ſicher zu gehen, keine beſtimmte Summe zugeſichert, ſondern die Größe der Unterſtützung richtet ſich lediglich nach der Zahl der Intereſſenten und der Wittwen; von dieſer Art iſt die Univerſitätswittwencaſſe in Göttingen. 2. Solche, die auf Leibrentenfuß (ſ. d. Art. Leibrente) eingerichtet ſind; ihre Natur iſt folgende: eine anſehnliche Zahl von Ehemännern, deren Frauen noch ſämmtlich am Leben ſind, macht ſich anheiſchig, entweder auf einmal oder nach und nach eine gewiſſe Geldſumme durch ihre Beiträge zuſammenzubringen, um ihren dereinſtigen Wittwen eine dem Beitrage gemäße, ſtets gleiche, Penſion bis zum Tode der Wittwe oder bis zur Mündigkeit der Kinder zu verſichern. Man kann in dieſe Anſtalten auf zweierlei Weiſe eintreten: a) auf Kapitalfuß, d. h. durch Herſchießung einer Summe auf einem Brette; b) auf Contributionsfuß, d. h. dergeſtalt, daß man jedes Jahr zu beſtimmten Zeiten eine gewiſſe Summe als Beitrag hergibt. — Die Größe der der Wittwe zugeſicherten Leibrente wird berechnet: α) nach dem Lebensalter des Mannes und der Frau zur Zeit des Eintritts, β) nach dem wahrſcheinlichen Tode beider, γ) nach der Größe des Einſatzes, welcher letztere jedoch verfallen iſt, wenn die Frau vor dem Manne ſtirbt. — Bei den Anſtalten, welche auf Kapitalfuß eingerichtet ſind, iſt die Berechnung leichter zu überſehen und die Caſſe mehr geſichert als bei denen auf Contributionsfuß. Hinſichtlich der Art und Weiſe der Berechnung haben Tetens und Kritter, die Hauptſchriftſteller in dieſem Fache, folgenden Grundſatz aufgeſtellt. Bei dem wahrſcheinlichen Tode des Mannes muß, der Beitrag mag auf Kapital- oder Contributionsfuß geſchehen ſeyn, die volle Summe vorhanden ſeyn, welche, mit Zinſen und Zinſenzins berechnet, erfoderlich iſt, um der Wittwe bis zu ihrem wahrſcheinlichen Tode die beſtimmte verſprochene Penſion zu verſchaffen. — Die Solidität einer Wittwencaſſenanſtalt beruht hauptſächlich auf der dabei zum Grund gelegten

Berechnung der Wahrscheinlichkeit der Sterblichkeit. Diese Wahrscheinlichkeit ist von mehrern Schriftstellern, insbesondere von Süßmilch (die göttliche Ordnung des menschlichen Geschlechts ꝛc.) in Tabellen dargestellt worden; wie richtig indessen auch diese Tabellen hinsichtlich der Sterblichkeit überhaupt seyn mögen, so hatte man doch Unrecht, sie unbedingt bei den Wittwencassen zum Grund zu legen, denn 1. bei diesen Anstalten sind die Wittwen gewöhnlich eine ausgesuchte Anzahl gesunder Weiber, auf welche die Sterblichkeit der Weiber im Allgemeinen nicht anwendbar ist; 2. haben die Frauen die Zeit ihrer möglichen Schwangerschaft überstanden, so tritt bei ihnen eine ganz andere Sterblichkeit ein; 3. die beigebrachten Gesundheitsscheine der Ehemänner beweisen wenig, die Sterblichkeit unter den Ehemännern, welche einsetzen, ist größer, als die Sterblichkeit unter dem männlichen Geschlecht überhaupt. Es ist daher zur Vermeidung einer fehlerhaften Berechnung in dieser Hinsicht von Kritter folgender Grundsatz aufgestellt und auch bei verschiedenen Anstalten der Art zur Richtschnür angenommen worden: Besteht eine Wittwencasse aus 2000 Interessenten, welche im Durchschnitt 40 Jahre und deren Frauen 32 Jahre alt sind und werden jedes Jahr 200 neue Interessenten aufgenommen, so ergibt sich gegen das 50ste Jahr, wann der erste Stamm von 2000 Interessenten mit ihren Frauen als völlig ausgestorben angenommen werden kann, folgendes Verhältniß der höchsten und beständig sich gleich bleibenden Zahl der Wittwen, welche Pensionen erhalten und der Interessenten, welche beitragen, nämlich 3:5, d. h. fünf Interessenten müssen so viel beitragen, als drei Wittwen Pension erhalten. — Wittwencassen, welche ihre Versprechungen nicht halten können, sind in der Regel nur dadurch vom gänzlichen Ruin zu retten, daß mit den Interessenten accordirt, d. h. wegen einer Verminderung der Pension übereingekommen wird. Noch ist zu bemerken, daß dergleichen Anstalten nicht gerade den Armen zu gut kommen, auch nicht sehr von Sparsamen gesucht werden können, weil man durch Privatsparsamkeit zwar nicht eine gleich große Rente seiner künftigen Wittwe zusichern kann, aber auch dabei nicht Gefahr läuft, das Ganze zu verlieren, wenn die Frau früher stirbt; daher sind dieselben hauptsächlich da zu empfehlen, wo bei den Ehemännern wenig Sparsamkeit zu erwarten ist. — Vollständige Belehrung über diesen Gegenstand findet man in folgenden Schriften: Eclaircissemens sur les etablissemens publics calculés sous la direction de Leonh. Euler, par Mr. Fuss. — deutsch v. Kriter, Altenburg 1782. 4. — Kritter Auflösung der wichtigsten Fragen über die Errichtung dauerhafter Wittwencassen. Göttingen 1768. 8. — Dessen Plan der neuen Einrichtung der bremischen Wittwenpfleggesellsch. 1787. 4. — Karstens Theorie von Wittwencassen, Halle 1784. 8. Tetens Einleitung zur Berechnung der Leibrenten, Leipz. 1785 u. 86. 2 Thle. — Dessen Nachricht von dem Zustande der Wittwencasse zu Copenhagen 1797. Copenh. 1803. — Florencourt Abhandlungen aus der juristischen und politischen Rechenkunst, mit einer Vorrede von Kästner. Altenburg 1781. KM.

Wladimir (Wlodimir), ein Name, der für Rußland großes Interesse hat. Wladimir wurde (981), nach dem Tode seiner beiden Brüder, Herr des ganzen damaligen russischen Staates, und vergrößerte denselben durch die Besiegung verschiedner benachbarter Völker. Bei Gelegenheit seiner Vermählung mit der griechisch-kaiserlichen Prinzessin Anna Romanowna ließ er sich (988) taufen, und nahm mit seinem ganzen Volke die christliche Religion an. Die ersten Religionslehrer der Russen kamen

aus Constantinopel und von ihnen wurde der noch jetzt in Rußland übliche Ritus der griechischen Kirche eingeführt. Wladimir wird als der erste christliche Regent und weil er viel Klöster und Schulen stiftete, in der russischen Geschichte der Heilige, endlich weil er den Grund zu der nachmaligen Größe des Reichs legte, auch der Große genannt. Zu seinem Andenken stiftete die Kaiserin Catharina II. am 22. Sept. 1782 den St. Wladimirorden (s. d. Art. Orden). Wladimir starb 1015. Seine Nachkommen theilten, zu ihrem eignen Verderben, das Reich unter sich. Der mächtigste unter diesen kleinen Staaten war eine geraume Zeit hindurch das Großfürstenthum Kiow. Im J. 1157 nahm einer der kleinern Regenten, Andreas I., auch den Titel eines Großfürsten an, und wählte zu seiner Residenz die Stadt Wladimir am Flusse Kljaesma. Von der ehemaligen Größe dieser Stadt, die, obgleich sie jetzt die Hauptstadt des Gouvernements gleiches Namens ist, nicht mehr als 1500 Einwohner in 250 hölzernen Häusern hat, zeugen die noch jetzt vorhandenen 25 Kirchen nebst verschiedenen Klöstern, und daß hier der Sitz eines Erzbischofs ist. Das Großfürstenthum Wladimir war unter den übrigen russischen Staaten der einzige, der von den benachbarten Völkern (Polen, Litthauen, Mongolen) nicht unterjocht wurde. Ungefähr gegen Anfang des 14. Jahrhunderts verlegten die Großfürsten ihre Residenz nach Moskwa, und die Stadt Wladimir kam seitdem in Abnahme. — Wladimir oder Wlodsimirz ist eine Stadt im ehemaligen Volhynien, welche 1773 mit an Oesterreich abgetreten wurde und nun zu Gallizien gehört.

Wodan, s. Nordische Mythologie.

Wohlbrück (Gottfried), Regisseur und Schauspieler bei dem Stadttheater zu Leipzig. Es gibt eine Gattung dramatischer Darstellungen, welche bei den Alten, wenn auch nicht unberücksichtigt blieb, doch lange nicht so geschätzt und ausgebildet war, als sie es besonders in den letztverflossenen beiden Decennien unter uns vorzüglich durch Iffland wurde, wir meinen die eigentlichen Charakterdarstellungen, oder diejenigen Stücke, wo Dichter und Schauspieler sich's zum Hauptzwecke gemacht haben, den innern geistigen Organismus eines Menschen dergestalt zu entwickeln, daß sein eigenthümliches Wesen nicht nur in den sprechendsten Zügen klar von uns angeschaut wird, sondern auch durch diese Eigenthümlichkeit unsere ganze Aufmerksamkeit und Theilnahme erregt. Warum diese Charaktergemählde bei den Alten minder als bei uns geschätzt wurden, ist hier nicht der Ort zu untersuchen, weil es dazu an Raum gebricht, allein daß sie eine schätzenswerthe Bereicherung der dramatischen Kunst sind, wird Niemand läugnen. Daher auch diejenigen darstellenden Künstler, welche darin etwas mehr als Gewöhnliches leisten, aller Achtung und der Auszeichnung werth sind. Der obengenannte Künstler gehört zu dieser Classe und hat durch dergleichen Darstellungen vorzüglich seinen Ruf begründet. Seine Darstellungen sind mit Kenntniß der menschlichen Natur, mit feiner Beobachtung der Art und Weise, wie sich die verschiedenen Charaktere zu äußern pflegen, und mit vieler Haltung und Uebereinstimmung ausgeführt. Er strebt dem großen Muster in dieser Gattung, Iffland, nicht ohne Glück nach, wie dies sein Geiziger nach Molier, sein Oberförster in den Jägern, sein Nathan und andere Rollen beweisen. Auch das Feinkomische mißlingt ihm nicht. Hier Einiges von seinen Lebensumständen: Er ist geboren zu Berlin, und hat seine Bildung auf dem Friedrichswerderschen, dann auf dem Joachimsthalschen Gymnasium erhalten. Die Neigung zur dramatischen Kunst mochte wohl dadurch in ihm geweckt worden seyn, daß er als Knabe schon

an Aufführung kleiner Dramen auf jenen Unterrichtsanstalten Antheil nahm. Er las, da ihm der Besuch öffentlicher Schauspiele verboten war, desto mehr dramatische Werke, und kannte Engels Mimik und Lessings Dramaturgie ziemlich genau, ehe er ein Schauspiel sah. Im 17. Jahre verließ er Berlin, um Schröders Theater in Hamburg zu besuchen. Im J. 1789 betrat er zum erstenmale die Bühne zu Cassel bei einer reisenden Gesellschaft, die nächsten 5 Jahre stand er bei der Döbbelinischen Gesellschaft und in Hannover und Bremen, kam dann nach Riga, wurde hierauf beim hamburger Theater angestellt, wo er, in jugendlichen Rollenfächern beschäftigt, sich einen ehrenden Ruf zu erwerben wußte. Im J. 1805 wurde er als Regisseur eines von Kunstfreunden errichteten Theaters nach Düsseldorf berufen. Jetzt widmete er sich dem Fache des Feinkomischen und der Darstellung von Charakterrollen, vornehmlich humoristischer und sentimentaler Alten. Nach 5 hier verlebten Jahren trat er eine Kunstreise an, und besuchte bis zum December 1810 die Theater zu Wien, Regensburg, München, Augsburg, Stuttgart, Carlsruhe, Mannheim, Darmstadt und Frankfurt. Im J. 1811 blieb er beim Hoftheater in Darmstadt, dann ging er nach München, wo er an des bekannten Heigels Stelle als Mitglied der Bühne trat. Im Jahre 1816 besuchte er die Theater zu Berlin und Hamburg und ging im J. 1817 als Regisseur und Schauspieler zum neu errichteten Stadttheater zu Leipzig.

Woiwoda, ein slavonisches Wort, das so viel als Heerführer im Kriege (dux belli) bedeutet, und aus den beiden slavischen Worten Woi, Truppen, und Wodit', anführen, zusammengesetzt ist. Die Fürsten der Wallachei und Moldau hießen ehemals Woiwoden, ehe sie von den griechischen Kaisern, mit denen sie in einiger Verbindung waren (1439), den Titel Despoten erhielten, an dessen Statt sie nachher den Titel Hospodar, so viel als Herr, annahmen. — Woiwoden hießen auch im ehemaligen Königreiche Polen die Statthalter in den Landschaften (Woiwodschaften), in welche das Reich eingetheilt war. Sie verwalteten die Regierungsgeschäfte, Justiz und Polizei, und machten die erste Classe der weltlichen Reichsstände aus. Wenn in Kriegszeiten ein Aufgebot des Adels Statt fand, so führte jeder Woiwode den Adel seiner Woiwodschaft in das Feld.

Wolcott (John). Dieser unter dem Namen Peter Pindar bekanntere satirische Dichter war geboren zu Dodbrock in Devonshire und zu Kingsbridge erzogen, worauf er zu seinem Onkel, einem Wundarzt und Apotheker zu Fowey in Cornwall kam. Hier studirte er mit Eifer die Apothekerkunst und legte sich nebenher auf die Poesie und das Zeichnen. Als Sir William Trelawney im J. 1768 Gouverneur von Jamaica geworden war, begab er sich in dessen Gefolge dahin. Während das Schiff zu Madeira anhielt, schrieb er einige seiner besten Sonetten, eine Schilderung der Naturschönheiten dieser Insel enthaltend. Auf Jamaika übte er die Kunst des Wundarztes und wurde vom Gouverneur zum Physikus ernannt, der ihm dazu ein Doctordiplom aus Schottland verschaffte. Fast wäre er für immer in Westindien geblieben, denn nachdem er einige Zeit das Amt eines Pfarrers durch geistliche Vorträge und Leitung des Unterrichts auf der Insel beim Tode desselben versehen hatte, wünschten ihn die Pflanzer für beständig in dieser Stelle zu behalten, allein der Bischof von London gab die Erlaubniß nicht dazu; da nun auch der Gouverneur starb, kehrte Wolkott nach England zurück, und ließ sich als Arzt zu Truro nieder, allein er gerieth hier wegen seines Hanges zur Satire mit mehrern Leuten in der Nachbarschaft in unangenehme Verhältnisse. Dies und daß er nach dem

sode seines Onkels ein ansehnliches Einkommen erhob, bestimmte ihn, sich mehr seiner Neigung zur Dichtkunst und zu Zeichnen zu überlassen. Er nahm sich des sächsischen als Mahler und Professor an der königl. Akademie bekannt gewordenen John Opie an, und setzte ihn durch seinen Unterricht in den Stand, bald als Porträtmahler reisen zu können. Im J. 1787 begab sich Meyer nach London, wo er durch allerley seinen literarischen Beschäftigungen überlebt. Die nun auch bald eine Quelle reichlichen Erwerbs für ihn wurden, denn seine statistischen Schriften lag man allgemein mit vielem Vergnügen. Nur fand man darau auszusetzen, daß sie nicht selten den politischen Partheyen verlieren, und so gar gegen seinen von Stande und wahren Verdiensten gerichtet waren. Nachdem einige Streitigkeiten mit den Verlegern seiner Werke wegen einer Leibrente, die er sich dafür bedungen hatte, beseitigt waren, bekam er eine Fehde mit William Gifford, der ihn in seiner Monatsschrift und sonst oft mit Grobheiten hatte, und die sich mit einer Prügelei zwischen beiden endigte. Späterhin bekam er Händel andrer Art mit dem Ehemanne einer jungen Frau, der er Unterricht in der Kunst ihr seine Darstellung gegeben hatte. Indessen wurde diese Angelegenheit mit einer Zeitungsanzeige von ihm abgethan. Besonders ist das der witzige Dichter in seinem hohen Alter den Verlust des Gesichts hat erfahren müssen. Die Anzahl seiner Schriften vom Jahre 1778 bis 1823 ist sehr ansehnlich.

Wolf (Christian Freiherr von), Kanzler der Universität Halle, der berühmte deutsche Philosoph und Mathematiker, wurde am 24. Jan. 1679 zu Breslau geboren. Sein Vater, ein nicht sehr bemittelter, aber gelehrter Handwerker, wendete alles an, um seinem Sohne, der frühzeitig vortreffliche Anlagen zeigte, eine gute Erziehung zu geben. Er besuchte den ersten Unterricht auf dem Gymnasio zu Breslau, und ging 1699 nach Jena, um Theologie zu studiren. Doch waren Mathematik und Philosophie seine Lieblingswissenschaften, mit denen er sich fast ausschliessend beschäftigte. Er setzte den Entschluß, sich dem akademischen Leben zu widmen, ging deswegen 1703 nach Leipzig, habilitirte sich hier durch eine Disputation (de philosophia practica universali, methodo mathematica conscripta), die eine sehr günstige Meinung für ihn erweckte, und hielt nun mathematische und philosophische Vorlesungen, die bald sehr besucht wurden. Durch verschiedne Werke, die er über einzelne Theile der Mathematik herausgab, wurde sein Name auch im Auslande rühmlich bekannt. Als der Einfall der Schweden in Sachsen (1706) auch ihn von Leipzig entfernte, erhielt er durch Empfehlungen (1707) die Stelle eines Professor der Mathematik und Naturlehre auf die Universität Halle. Hier erwarb er sich durch seine systematische Lehrmethode, wie durch mehrere mathematische Schriften großen Ruhm. Die Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe und Lehrsätze in seinen mathematischen Vorträgen war bis dahin ganz ungewöhnlich gewesen. Daher kam es, daß als Wolf seine Philosophie nach dieser Methode bearbeitet herausgab, sie allgemeinen Beifall fand, sich schnell durch Deutschland verbreitete, und man anfing, diese Methode auch auf andre Wissenschaften, nicht selten zum Uebertreiben und Pedanterie, überzutragen. Wolf wurde jedoch von seinen Collegen zu Halle, besonders von den Theologen, die zum Theil den damals überhand nehmenden Pietismus begünstigten, und deren Grundsätzen seine Philosophische Denkart zuwider war, heftig angegriffen, sie einen Religionsverächter und Irrlehrer erklärt, und bei der Regierung förmlich angeklagt. Durch eine Cabinetsorder des Königs Friedrich Wilhelm I. vom 12. Nov. 1723 wurde Wolf seiner Stelle entsetzt, und unter

Androhung harter Strafe (des Stranges) ihm anbefohlen, Halle in 24 Stunden und in 2 Tagen die preußischen Staaten zu verlassen. Wolf entfernte sich sogleich, fand in Cassel eine günstige Aufnahme und bei der Universität zu Marburg eine ehrenvolle Anstellung. Der Streit über Wolfs philosoph. System wurde nun allgemeiner, und fast ganz Deutschland nahm Partei für oder wider ihn. Indessen erhielt Wolf aus dem Auslande viele Ehrenbezeugungen und vortheilhafte Anträge, welche letztere er aber, so wie den Vorschlag, nach Halle zurückzukehren, ablehnte, obgleich der Prozeß wider seine Philosophie durch eine in Berlin eigens dazu niedergesetzte Commission zu seiner völligen Genugthuung entschieden worden war. Erst 1740, als Friedrich II., der ihn sehr schätzte, den Thron bestiegen hatte, ging er als Geheimerath, Vicekanzler der Universität, und Professor des Natur- und Völkerrechts nach Halle zurück. Drei Jahre nachher wurde er an Ludwigs Stelle Kanzler der Universität, und 1745 erhob ihn der Churfürst von Bayern während des Reichsvicariats in den Freiherrnstand. Wolf sah seine Philosophie durch ganz Deutschland und einen großen Theil von Europa verbreitet, aber er überlebte seinen Ruhm als akademischer Lehrer; die Zahl seiner Zuhörer verminderte sich in den letzten Zeiten bedeutend. Er starb am 9. April 1754 im 76. Jahre seines Alters. Wolf hat unläugbar großes Verdienst um die Philosophie. Er hat sie nicht mit großen und glänzenden Erfindungen, wohl aber mit mehrern neuen Wahrheiten vom zweiten Range bereichert. Mit seinem Scharfsinn und seiner unermüdeten Thätigkeit umfaßte er alle Theile der Philosophie, nur hat er einige derselben, z. B. das Natur- und Völkerrecht und die Sittenlehre, mit fast zu großer Weitläuftigkeit bearbeitet. Er führte die strenge mathematische Methode in die Philosophie ein, und verbreitete dadurch über sie Ordnung, Licht und Gründlichkeit. Daß diese so nützliche Methode in der Folge von schwachen Köpfen gemißbraucht wurde, kann ihm nicht als Schuld angerechnet werden. Er machte sich vorzüglich Leibnitzens Hypothesen und Grundsätze zu eigen, bildete sie aber weiter aus und bestimmte sie näher. Durch die Menge seiner zum Theil deutsch geschriebnen Schriften und durch die große Zahl seiner Zuhörer hatte er einen sehr ausgebreiteten und bei dem damals sich regenden Pietismus und Mysticismus zugleich sehr wohlthätigen Einfluß auf sein Zeitalter. Auch um die deutsche Sprache hatte er wesentliche Verdienste. Er entwickelte ihren Reichthum für philosophische Begriffe und schrieb rein und verständlich in derselben.

Wolf (Friedrich August). Dieser als tief gelehrter und genialer Kritiker berühmte Philolog ist 1757 geboren, begann seine Laufbahn als akademischer Lehrer in Göttingen, ward dann Professor der griechischen und lateinischen Sprache in Halle, erhielt 1813 den Geheimerathstitel mit einer ansehnlichen Gehaltszulage, und begab sich, nachdem Halle westphälisch geworden, nach Berlin, wo er bei der dort neu errichteten Universität angestellt wurde. Als akademischer Lehrer und Director eines philologischen Seminars hat Wolf sich hoch verdient gemacht und viele treffliche Schüler gezogen. Sein Vortrag empfiehlt sich durch Klarheit und gediegene Kraft. Seinen Ruhm aber verdankt er vornehmlich seinen gelehrten Schriften und den von ihm besorgten schätzbaren Ausgaben alter Classiker. Wir haben von ihm eine kritische Ausgabe des Homer, bei welcher er den von Villoison aufgefundenen Codex von St. Marcus zum Grunde gelegt hat. In den dazu gehörigen Prolegomenen hat er mit eben so viel Scharfsinn als Gelehrsamkeit seine Ansichten über die Homerischen Gesänge, die er nicht für das Werk eines einzigen Dichters, sondern verschiedner Rhap-

ſoden anſieht, entwickelt. (S. Homer.) Nächſtdem hat er dem Platon große Studien gewidmet, und was er in der verſprochenen vollſtändigen Ausgabe deſſelben, wozu er ſich früher mit Bekker vereinigt hatte, liefern würde, vorläufig in dem Phädon gezeigt, den er zuletzt mit einer meiſterhaften lateiniſchen Ueberſetzung begleitet hat. Nicht minder geſchätzt iſt ſeine Ausgabe der Heſiodiſchen Theogenie und der Reden des Demoſthenes und Ariſtides in Leptinem. Von lateiniſchen Claſſikern nennen wir ſeinen Sueton und ſeine Ausgabe von vier Ciceronianiſchen Reden, deren Unechtheit er bewieſen hat. Außerdem hat er ſich durch ſein mit Buttmann herausgegebenes Muſeum für Alterthumskunde, ſo wie durch ſeine Analekten (bis jetzt drei Hefte) um gründliche Kunde des griechiſchen und römiſchen Alterthums verdient gemacht. Welcher Meiſter er auch in der Verskunſt ſey und mit welcher Genialität er auch die deutſche Sprache in ihrem ganzen Umfange kenne und zu gebrauchen verſtehe, hat er durch ſeine mit trefflichen Anmerkungen begleitete Ueberſetzung der erſten Satire des Horaz, durch ſeine Ueberſetzung der Wolken des Ariſtophanes und durch die im dritten Hefte der Analekten gegebnen Probe einer Homerüberſetzung bewährt, lauter Arbeiten, die er mehr oder weniger in Oppoſition von J. H. Voß unternommen hat. Sein Charakter, worin er wie in ſeiner Gelehrſamkeit dem großen Bentley ähnlich zu ſeyn ſcheint, hat ihn in den letzten Jahren in mehrere Streitigkeiten verwickelt, namentlich mit J. H. Voß, dem gelehrteſten und gewiegteſten Beſtreiter ſeiner Anſicht des Homer (wiewohl der öffentliche Streit von H. Voß über einen metriſchen Gegenſtand veranlaßt und von dieſem auch durchgefochten worden iſt), ferner durch ſeine allgemein gemißbilligten Aeußerungen über ſeinen verdienſtvollen, leider zu früh verſtorbnen Schüler, Heindorf (im 1ſten Heft der Analekten) mit Buttmann und Schleiermacher. Wir enthalten uns um ſo eher eines öffentlichen Urtheils über dieſe Streitigkeiten, je weniger ſie uns nach ihren Triebfedern und ihrem Weſen in einem dem großen und verehrten Gelehrten günſtigen Lichte erſcheinen.

Wolf (Pius Alexander), Mitglied des königlichen Nationaltheaters zu Berlin und dramatiſcher Dichter. Die Kunſt des dramatiſchen Künſtlers wird um ſo ſchwieriger, je weiter die Nation, der er angehört, in ihrer äſthetiſchen Bildung fortſchreitet. Wo man früher ſich mit Nachahmung der gewöhnlichen, Allen leicht erkenntlichen Wirklichkeit begnügte, und mit gewiſſen allgemeinen Darſtellungsformen zufrieden war, da will man ſpäter ideale Bilder erblicken, und in dem Darſteller einen wahren Seelenmahler finden. Man beſucht das Schauſpiel nicht mehr bloß, um einige Stunden der Erhohlung auf eine leicht ergötzliche Weiſe auszufüllen, wobei man ſich an einer nur erträglichen Unterhaltung genügen laſſen könnte, ſondern man erwartet und fodert eine tiefer eingehende Beſchäftigung für Geiſt und Gemüth, einen Genuß durch Gedanken und Empfindung, man will, was die Phantaſie des Dichters geſchaffen hat, nicht nur ganz im Sinn und Geiſte deſſelben wiedergegeben ſehen, ſondern man meint ſogar vom Schauſpieler verlangen zu können, daß er den Dichter zuweilen verbeſſere und ſeine Dichtung, wo ſie mangelhaft erſcheint, vollende und verkläre. Daß dazu ein hoher Grad von Bildung des Geiſtes ſowohl als von Bildung der Sitten, zugleich aber auch mannichfache Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten erfodert werden, welche ſich nicht wie die Kränze, die Antonio in Taſſo meint, bequem und mit Spazierengehn verdienen laſſen, leuchtet wohl Jedem ein; denn wie will der Schauſpieler ſich in Zeiten verſetzen, die er nicht durch die Geſchichte kennt, wie ſich das Seyn und Weſen von Perſonen auch nur auf Augenblicke aneignen kön-

nen, deren inneres Leben dem seinigen auf keine Weise entspricht. Mit Recht genießt also der dramatische Künstler, wenn er dem Muster sich nähert oder nachstrebt, das so eben angedeutet worden, einer hohen Achtung; mit Recht darf er auf eine Stelle in der ehrenden Gesellschaft der Künstler überhaupt Anspruch machen. Er ist keinesweges bloß ein dienendes Werkzeug eines höhern Genius (des Dichters nämlich), sondern selbstschaffender Geist, in gewissen Schranken unabhängiger Bildner. Daß der Künstler, von dem wir hier sprechen, in diese Classe gehöre, darüber ist unter seinen Zeitgenossen nur eine Stimme, und so verdient auch sein Name der Vergessenheit entrissen zu werden. Wolf wurde, so viel uns bekannt geworden, im Kreise einer gebildeten Familie zu Augsburg geboren, nicht zum Schauspieler erzogen, sondern für den Stand des Gelehrten bestimmt. Daher hatte er sich auch diejenigen Kenntnisse früh zu erwerben gesucht, welche ihm auf dieser Laufbahn förderlich seyn konnten, und die es ihm auch in seiner später ergriffenen gar sehr wurden. Mit lebhafter Phantasie, tiefem Gefühl, sinnendem Ernste, feiner Beobachtungsgabe und einem scharfen Blick des Geistes ausgerüstet, dabei unterstützt von einer mehr fein gebildeten als starken und kräftigen Gestalt und einem, alle Nuancen des Gefühls und des Gedankens leicht und ungezwungen bezeichnenden Organe, schien er zum darstellenden Künstler gleichsam von der Natur berufen. Er folgte diesem Rufe, und wir finden ihn seit 1804 als Mitglied der Schauspielergesellschaft zu Weimar, zu der Zeit, wo sich das dortige Theater zu der Kunsthöhe zu erheben begann, auf der es ein Muster für die deutschen Bühnen ward, welche den höhern Geist desselben sich anzueignen geneigt oder fähig waren. Da sich zwei der größten Geister, die Deutschland erzeugt hat, und die beiden ersten dramatischen Dichter ihrer Zeit (Schiller und Göthe), selbst mit der Leitung dieser Bühne angelegentlichst beschäftigten, so fand ein Mann von Wolfs Geist und Talenten vielfache Gelegenheit und Unterstützung, um in die geheimsten Tiefen seiner Kunst hinabzusteigen, und sich zum wahren Künstler auszubilden. Lange war man in Deutschland schwankend gewesen, was man für das höchste Ziel des darstellenden Künstlers anerkennen sollte. Nachdem die steife manierirte Pracht, das conventionelle Pathos, die mehr declamatorische als dramatische Darstellungsart der Franzosen, besonders in dem höhern Drama oder der Tragödie, von dem Streben nach flacher Natürlichkeit, ängstlicher Nachahmung der Wirklichkeit oder roher Darlegung des Affectes durch Sturm und Drang, Wüthen und Toben auf den Brettern verdrängt worden war, und sich jeder zum Schauspieler berufen glaubte, dem die Natur eine imponirende Gestalt und durchdringende Stimme verliehen hatte, erhob sich, besonders durch Göthe geweckt, der Genius echter Kunst, und zeigte durch Vereinigung des Gedankens mit dem Gefühle, des kräftigen Lebens der Natur mit dem gemessenen Gange der Regel, so wie durch Unterordnung des Realen unter das Ideale, das Ziel, nach dem der Kunstjünger zu streben habe. Auf der Bühne zu Weimar erfreute man sich nun der neuen Erscheinung des echt deutschen Kunstgeistes, der, dem der Griechen verwandt, die Natur ehrt und schont, indem er sie regelt und das Ideal belebt, indem er es mit warmem, sinnlichen Leben bekleidet. Wolf fühlte sich in diesem schönen Kreise bald einheimisch, und strebte, indem er sich besonders der Tragödie zuwandte und in das Fach jugendlicher Helden oder ernster, tiefer und erhabener Charaktere trat, nach schöner und belebter Gestaltung des idealen Menschen. Sein Hamlet, sein Posa, sein Max Piccolomini, sein Orest, und späterhin sein Tasso wurden als musterhafte Bildungen in ihrer

Art ausgezeichnet, und erwarben ihrem Schöpfer bald einen bedeutenden Ruf. Allein nicht bloß das ernste Drama zog seine Neigung an, sondern er zeichnete sich auch bald im Komischen aus, wozu er in seiner reichen, leicht beweglichen Phantasie, seinem feinen Beobachtungsgeiste, seiner individualisirenden Gestaltungsgabe, selbst seiner feinen und zarten Körperbildung große Hülfsmittel fand. Natürlich mußte ihm hier nur das Feinkomische zusagen, und er strebte besonders und mit Glück nach treuer und fester Charakterzeichnung und humoristischer Belebung. Man sah ihn immer mit Vergnügen im Lustspiele, wiewohl die eigentliche Sphäre seines Talents das Trauerspiel (in der Bedeutung, wo es das ernste Drama mit einschließt) geblieben ist. Wolf wurde auch selbst dramatischer Dichter. Er schrieb ein heiteres Lustspiel Cäsario, welches überall mit Beifall aufgenommen wurde, später ein rührendes Drama, Pflicht um Pflicht (gedruckt in Müllners Almanach für Privatbühnen 1ster Jahrgang), dann ein ähnliches: Treue siegt in Liebesnetzen, eine kleine Posse, der Hund des Aubri und andre. Während seines Aufenthaltes in Weimar, wo er sich der besondern Gunst von Schiller und Göthe zu erfreuen hatte, vermählte er sich mit einer Künstlerin, welche gleich ihm in die heitern Höhen der Kunst sich zu erheben suchte, der Frau Becker, gebornen Malcolmi. Diese Frau, welche noch jetzt mit ihrem Gatten eine Zierde der königlichen Nationalbühne zu Berlin ist, kann mit Recht unter die vorzüglichsten Künstlerinnen ihres Faches gerechnet werden. Mit einer hohen wohlgebildeten Gestalt vereint sie eine ausdrucksvolle Gesichtsbildung und edle würdevolle Haltung. Ihr biegsames, jedem Ausdrucke der Rede leicht sich fügendes Organ erleichtert ihr die Kunst zu sprechen, die sie in hohem Grade besitzt. So eignet sich ihr Wesen besonders für das Trauerspiel, indem sie die ersten Heldinnen mit Glück darstellt. Wir dürfen hier als erläuternde Beispiele nennen ihre Iphigenie, (in Göthe's Drama gleiches Namens), Stella, Jungfrau von Orleans, Maria Stuart, Fürstin in der Braut von Messina, ihr Klärchen in Egmont, Adelheid in Götz von Berlichingen, Leonore Sanvitale in Tasso, Eboli in Don Carlos und andere. Allein auch im Naiv-Heitern hat sie sich vorzüglich in früherer Zeit mit vielem Glück gezeigt. Sie verräth überall ein tiefes Eindringen in den Geist der Rolle, einen sichern Ueberblick des Ganzen, einen zarten Sinn für die dichterischen Schönheiten ihrer Partie, eine hohe Feinheit in der Nuancirung verwandter Seelenzustände, dabei wird ihr Spiel immer von einer oft zauberischen Anmuth beseelt, und nichts gelingt ihr so sehr als das Hinreißen des Zuschauers in Momenten, wo es der Geist der Dichtung erfodert. Die gebundene Rede weiß sie, wie ihr Gatte, mit besonderer Kunst, die gar nicht wie Kunst aussieht, vorzutragen; auch versteht sie sich sehr darauf, durch die Kleidung das Charakterbild, das sie darstellen soll, zweckmäßig zu verschönern, oder zu beleben. Herr Wolf ist gegenwärtig Regisseur des Trauerspiels bei dem königlichen Nationaltheater zu Berlin, und im Trauer- und Lustspiele als darstellender Künstler beschäftigt. Seine Gattin steht bei derselben Bühne im Fache erster Heldinnen im Trauerspiele, würdevoller und leidenschaftlicher Charaktere, und feinerer Anstandsrollen. Beide haben vor einem Publicum, das an einen Fleck und Iffland und eine Bethmann gewöhnt war, fast immer mit ausgezeichnetem Beifalle gespielt, wenn auch ihr erstes Erscheinen daselbst etwas Befremdliches haben mochte.

Wolfe (James), ein berühmter englischer General, den die Nation

unter ihre verdienstvollsten Männer rechnet. Frühzeitig durch große militärische Talente ausgezeichnet, wurde er in dem Kriege, der 1754 zwischen England und Frankreich wegen Gränzstreitigkeiten in Nordamerika ausbrach, zum Generalmajor befördert und erhielt 1759 das Commando eines besondern englischen Armeecorps von ungefähr 7000 Mann, dessen Bestimmung es war, den Franzosen die so wichtige Provinz Canada zu entreißen. Es kam dabei vorzüglich auf die Eroberung von Quebeck, der Hauptstadt dieser Provinz, an. Die englische Flotte unter Admiral Saunders, auf welcher sich Wolfe mit seinem Corps befand, segelte zwar in dieser Absicht den St. Lorenzofluß hinauf, aber die ersten Versuche der Engländer zu landen und die Franzosen anzugreifen, schlugen fehl und Wolfe, durch Anstrengungen und Kummer über das Mißlingen seiner Unternehmungen heftig angegriffen, fiel in eine Krankheit. Als er wieder hergestellt war, gelang es ihm (im Juli 1759) auf der östlichen Seite der Stadt Quebeck zu landen. Da aber der französische Heerführer, Marquis Montcalm, sich in einer festen Stellung zwischen den Engländern und der Stadt befand, und der Angriff auf die letztere dadurch unmöglich wurde, änderte Wolfe seinen Plan, schiffte sein Corps wieder ein, und landete mit demselben (den 12ten September) im Westen von Quebeck, ohne daß die Franzosen es vermuthen und verhindern konnten. Montcalm war nunmehr genöthigt, um die Stadt zu sichern, den Engländern am folgenden Tage (den 13. Sept.) eine Schlacht zu liefern. Das Treffen war sehr hitzig und von beiden Seiten wurde mit gleichem Muthe gefochten. Auf welcher Seite die überlegnere Anzahl von Truppen oder der größere Verlust gewesen, ist aus den sich widersprechenden Berichten nicht mit Bestimmtheit abzunehmen. Das Resultat der Schlacht war nachtheilig für die Franzosen, sie mußten das Feld räumen. Ein eignes Schicksal waltete dabei, daß beide Heerführer tödtlich verwundet wurden und aus dem Treffen gebracht werden mußten. Auch die beiden ihnen zunächst im Commando folgenden Generale wurden verwundet. Wolfe war in den letzten Augenblicken seines Lebens nicht um sich, sondern bloß um den Ausgang der Schlacht besorgt. Mit Aengstlichkeit erkundigte er sich darnach, und als man ihm die Nachricht brachte, daß die Feinde gänzlich geschlagen wären und von allen Seiten wichen, sagte er: „nun bin ich zufrieden,“ und wenige Augenblicke nachher verschied er. Die Folgen der Schlacht waren sehr wichtig. Die Franzosen verabsäumten wider des sterbenden Moncalms Rath, Verstärkungen an sich zu ziehen, zogen sich zu weit zurück, und überließen die Stadt Quebeck ihrem Schicksale, die, auch durch das Feuer der englischen Schiffe geängstigt, vier Tage nach der Schlacht auf ehrenvolle Bedingungen sich ergab. Die Engländer eroberten nachher ganz Canada, das ihnen im pariser Frieden verblieb. — Wolfe starb auf ähnliche Art wie Epaminondas (s. d. Art.) in der Schlacht bei Mantinea. Er war erst 35 Jahre alt, und hatte sich, ohne mächtige Verbindungen, bloß durch sein Verdienst emporgeschwungen. Man bedauerte in England seinen Tod allgemein. Sein Leichnam wurde nach England gebracht und in der Westminsterabtei beigesetzt, wo man dem Helden ein prächtiges Monument errichtete. Seine Mutter, die kurz vorher ihren Gatten und nun ihren einzigen Sohn verloren hatte, lebte auf dem Lande. Alle ihre Nachbarn vereinigten sich, keine von den öffentlichen Freudensbezeugungen zu veranstalten, die in ganz England wegen der erfochtenen Siege Statt fanden, um nicht das Gefühl der trauernden Mutter zu verletzen. — Die Nachricht, die Archenholz in den Annalen der brittischen Geschichte (B. 2. S. 232.) auf

die angebliche Aussage eines Officiers mittheilt, daß Wolfe von einem zu den Franzosen übergegangnen Engländer absichtlich getödtet worden, dürfte wohl einigem Zweifel unterworfen seyn. — Wolfe's letzte Augenblicke sind durch ein schönes, wohl allgemein bekanntes Kunstblatt — einen gelungnen Kupferstich von William Wootlet nach dem Gemählde des trefflichen Mahlers, Benjamin West, verewigt worden; ein Blatt, das von Liebhabern bereits mit 100 Thalern bezahlt wird.

Wolfenbüttel, Fürstenthum. Unter diesem Namen begriff man ehemals, im weitern Sinne, die Besitzungen der ältern Linie des Hauses Braunschweig oder Braunschweig-Wolfenbüttel (s. d. Art.) im niedersächsischen Kreise. Das Fürstenthum Wolfenbüttel im engern Sinne, als ein Theil des Ganzen, enthielt den wolfenbüttelschen-schöningischen Harz- und Weserbezirk. Die sämmtlichen herzoglichen braunschweig-wolfenbüttelschen Länder wurden im J. 1807 dem neuen Königreich Westphalen einverleibt. Als aber dieses nach der Schlacht bei Leipzig im Oct. 1813 wieder aufgelöst worden war, nahm Friedr. Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Oels (s. d. Art.) im Dec. 1813 seine Staaten wieder in Besitz und theilte dieselben am 1. Jan. 1814 in 2 Stadtgerichte, Braunschweig und Wolfenbüttel und in 19 Kreisgerichte, von denen eines das Kreisgericht Wolfenbüttel genannt wird. — Die Stadt Wolfenbüttel (deren lateinischen Namen, Guelpherbytum, man für unrichtig erklärt) liegt in einer niedrigen und sumpfigen Gegend an der Ocker, welche durch die Stadt fließt. Diese ist mit Festungswerken umgeben, hat in ihrer Mitte eine Citadelle (die Dammfestung) und enthält in 900 Häusern 6650 Einw. Es ist hier ein altes fürstl. Residenzschloß und Zeughaus. Dem Schlosse gegenüber ist das schöne vom Herzog August Wilhelm 1723 in Form des Pantheons zu Rom aufgeführte Gebäude, in dessen Erdgeschoß sich die herzogl. Reitbahn, oben aber die berühmte wolfenbüttelsche Bibliothek befindet. Sie ist eine der vorzüglichsten in Deutschland, die durch ihren berühmten Bibliothekar, J. G. E. Lessing, dem Herausgeber der wolfenbüttelschen Fragmente (s. d. Art. Lessing) noch bekannter wurde. Sie besitzt viele Manuscripte (10,000), eine große Anzahl der ältesten Drucke, und soll überhaupt gegen 200,000 (wie Einige glauben, nur 110,000) Bände enthalten. Noch sind zu Wolfenbüttel drei Pfarrkirchen, ein Gymnasium das immer einen guten Ruf behauptet hat, ein Consistorium, ein Oberappellationsgericht, die zweite Instanz des Landgerichts und das Stadtgericht. In Wolfenbüttel wird ein beträchtlicher Handel mit Garn getrieben; auch werden hier Bänder, Leinwand, Drell, Papiertapeten, Leder, lackirte Waaren, Tabak, Vitriol ꝛc. fabricirt. Die hiesigen Gärtner treiben einen starken Handel mit Küchenkräutern.

Wölfl (Joseph), geboren zu Salzburg 1772, bildete sich unter Leopold Mozart und Michael Haydn (ebenfalls in Salzburg) zu einem sehr beliebten Componisten (besonders für das Pianof.) und zu einem der größten und fertigsten Pianofortespieler des vorigen und gegenwärtigen Jahrhunderts. Schon mit 7 Jahren spielte er unter allgemeinem Beifalle ein Violinconcert. Als Mozarts Ruhm damals ganz Deutschland erfüllte, entschloß sich Wölfls Vater, den Sohn zur Vollendung seiner musikalischen Ausbildung zu diesem unsterblichen Componisten zu schicken. Dieser wurde Wölfls treuester Freund und empfahl den achtzehnjährigen Jüngling dem polnischen Grafen Orginsky als Capellmeister. Bei dem Ausbruche der polnischen Revolution 1794 verlor der Graf Orginsky sein Vermögen und Wölfl seinen bisherigen Posten. Er blieb

noch ein Jahr in Warschau und ging nach der Theilung Polens 1795 nach Wien. Hier fing er an, für das Theater zu componiren und seine komische Oper: der Kopf ohne Mann, erwarb ihm lauten Beifall. Damals verheirathete sich auch Wölfl mit einer geachteten Schauspielerin, allein seine Ehe war nicht glücklich. Sie trennten sich und Wölfl trat (1799) eine Reise an, auf der er die meisten Städte Deutschlands besuchte. Vom J. 1799 an war er fast beständig auf Reisen und erwarb sich durch seine ungemeine Fertigkeit und durch die Leichtigkeit und Sicherheit, mit der er die größten (bis zu jener Zeit noch seltnen) Schwierigkeiten überwand, überall den begründeten Ruf eines der größten Virtuosen auf seinem Instrument. Im J. 1801 kam er nach Paris, wo er allgemeine Bewunderung erregte und zugleich eine französische Oper für das Théâtre comique: „L'amour romanesque" in einem Act, schrieb. Nachher 1805 ging er nach England, wo er am 21. Mai des Jahrs 1812 starb. Als Beweis seiner Geschicklichkeit und Geistesgegenwart kann folgende Anekdote dienen, welche Gerber in seinem Tonkünstlerlexikon von ihm erzählt. Als Wölfl einst (vermuthlich 1799) ein Concert in Dresden geben wollte, auch bereits am bestimmten Tage die Capelle zur Probe desselben versammelt und die Stimmen aufgelegt waren, fehlte es an weiter nichts als an dem Instrument, worauf er spielen wollte. Endlich wird es gebracht, aber es steht einen halben Ton zu tief. Da nun der Clavierstimmer wohl eine Stunde Zeit fodert, um es herauf zu stimmen, so setzt sich Wölfl, um das Orchester nicht so lange aufzuhalten, ganz ruhig an das verstimmte Pianoforte und spielt sein in C gesetztes Concert (eines der schwersten für dies Instrument) aus Cis mit eben der Fertigkeit, Reinheit und Präcision, als wäre es in dieser Tonart geschrieben. — Er war ein bescheidner, angenehmer und jovialer Mann, dessen früher Tod keinem Musikfreunde gleichgültig seyn kann. Folgendes sind ungefähr seine bekannten Werke. I. Für das Theater. Der Höllenberg, Oper, Wien 1795. Der Kopf ohne Mann, Operette, 1798, Wien. L'Amour romanesque, op. com. 1804 zu Paris zum erstenmal aufgeführt. II. Für die Kammer. Eine große Anzahl Sonaten, Quartetten, Trio's, Phantasien, Fugen u. s. w. für das Pianoforte, mit und ohne Accompagnement. 15 verschiedne Hefte Variationen für das Pianoforte. 3 große Concerte für das Pianof. mit Orchester. Die Geister des Sees, Ballade, für Clavier und Gesang. 2 Hefte Gesänge mit Begleitung des Claviers nebst einer vierstimmigen Hymne.

Wolfsgruben sind tiefe mit einer Fallthür verdeckte Gruben, in welchen man Wölfe fängt. Aehnliche 6 bis 8 Fuß weite und 4 bis 5 Fuß tiefe Gruben werden bei dem Graben einer Festung, wie auch zwischen dem äußern und innern Thore angelegt.

Wolga, in Rücksicht der Länge ihres, gegen 500 deutsche Meilen fortgehenden Laufes der größte Fluß nicht nur des russischen Reichs, sondern in ganz Europa. Sie entspringt auf einer waldigen Anhöhe aus verschiednen Seen, 20 Meilen oberhalb Twer, wird bei dieser Stadt schon für Lastschiffe fahrbar, und nachdem sich die Ocka oberhalb Nowgorod und die Kama unterhalb Kasan mit ihr vereinigt haben, zum beträchtlichen Strome, der sich in mehr als 60 Armen, 12 Meilen unter Astrachan, in das caspische Meer ergießt und in seinen Mündungen verschiedne Inseln bildet. Die Wolga wird im Laufe des Jahrs immer seichter, und nur wenn gegen das Ende des Frühjahrs Schnee und Eis schmilzt und der Fluß dadurch so anschwillt, daß er (gewöhnlich im Mai und Juni) aus seinen Ufern tritt, können auf demselben große Schiffe über die Sandbänke und die niedrigen, alsdann ganz unter Wasser ste-

benden Inseln, bis Astrachan sicher hinabfahren. Die Ufer der Wolga sind überaus fruchtbar, selbst die näher gegen die Mündungen zu liegenden, noch nicht angebauten Gegenden derselben bringen eine Menge nützlicher Producte hervor. Nirgends wird in Rußland so viel Eichenholz angetroffen, als in der Nähe dieses Stroms. Die Wolga ist, besonders von Astrachan an bis zu ihrem Ausfluß in das Meer, außerordentlich fischreich; von allen den Fischen, die im caspischen Meere sich finden, drängen sich im Frühjahre eine so außerordentliche Menge in die Mündungen der Wolga und den Fluß weiter hinauf, daß der Fischfang um diese Zeit über 10,000 kleine Fahrzeuge beschäftiget. Die Fische, welche am häufigsten gefangen werden, sind Störe, Sterlot, Karpfen und Hechte von außerordentlicher Größe und vorzüglich der Hausen (im Russischen wegen seiner weißen Farbe Beluga genannt). Aus den Eiern oder Roggen des Sterlet und des Hausen wird bekanntlich der aus Rußland zu uns kommende Caviar, so wie aus der Haut und den Eingeweiden des letztern die Hausenblase bereitet. Auch Seehunde kommen aus dem caspischen Meere in die Mündungen der Wolga und werden da gefangen.

Wolke (Christian Heinr.) Dieser Gelehrte hat sich in der neuesten Zeit besonders durch seine Forschungen im Gebiete der deutschen Sprache ausgezeichnet und sich mit Verbesserung der Rechtschreibung und richtigen Abbildung der Worte beschäftigt. Sein neuestes Werk ist sein Anleit, worin er sich über eine große Menge von Wörtern in dieser Rücksicht verbreitet hat. Früher war er Director des Erziehungsinstituts zu Dessau, welches unter dem Namen Philanthropin blühte und durch Basedow so berühmt wurde. Er gab damals mehrere pädagogische Schriften heraus, welche zu ihrer Zeit geschätzt wurden. Späterhin lebte er als Privatgelehrter an mehrern Orten und hatte während seines Aufenthaltes in Rußland den Titel eines russisch-kaiserlichen Hofraths erhalten. Seine Schriften s. bei Meusel.

Wolken nennen wir die in beträchtlicher Höhe über der Erde schwebenden sichtbaren Wasserdünste. Vom Nebel sind die Wolken nur durch die Höhe und durch eine größere Undurchsichtigkeit verschieden. Letztere hat in der dünnern Luft ihren Grund, welche den Dunsttheilchen erlaubt, dichter zusammenzutreten. Doch findet darin ein großer Unterschied Statt, indem es Wolken gibt die den Himmel trüben, ja verfinstern, und wieder andre, die, einem leichten Schleier ähnlich, die Sonnen- und Mondstrahlen durchscheinen lassen. Ihre Bildungen und Formen, besonders am Horizont, so wie die prächtigen Farben, die sie besonders im Morgen- und Abendroth durch die Strahlenbrechung erhalten, bieten dem Auge oft den herrlichsten und mannichfaltigsten Anblick dar. — Die Wolken entstehen auf ähnliche Art wie der Nebel. Die wässerigen Dünste, die aus den Meeren, Seen, Teichen, Flüssen und dem ganzen Erdboden aufsteigen, erheben sich vermöge ihrer Elasticität und geringern Schwere in der Atmosphäre so hoch, bis sie eine sehr dünne und kalte Luft antreffen, in welcher sie nicht mehr steigen können, sondern vielmehr verdichtet werden. Ueber die Art und Weise aber, wie diese Verdichtung und die ganze Wolkenbildung vor sich gehe, sind die Physiker verschiedner Meinung. De Lue, dessen Ansicht die statthafteste ist, glaubt, daß sich das Wasser nach seinem Aufsteigen in Dünsten, ehe es Wolken bildet, in Gasgestalt in der Luft befinde und gar nicht aufs Hygrometer wirke, daher die Luft in den obern Regionen immer trocken sey. Die Wolken erklärt er für Ansammlungen von Bläschen, deren Bildung aus dem Gase er wenigstens zum Theil im Feuer zu finden glaubt, weil sie nach seiner Er-

fahrung fühlbare Wärme dem Körper mittheilen, den sie benetzen. Nach Hube sind die Wolken Sammlungen von niedergeschlagnen Bläschen und unterscheiden sich durch ihre negative Electricität von den Nebeln, deren Electricität mehrentheils positiv ist; verlieren Nebel und Wolken ihre Electricität, so entsteht Regen. Völlig befriedigend sind indeß diese Erklärungsarten keineswegs. Sehr verschieden sind die Entfernungen, in welchen die Wolken über der Erde schweben. Dünne und leichte Wolken übersteigen noch um vieles die Höhe unsrer höchsten Berge; dichte und schwere Wolken dagegen berühren nicht nur die Berggipfel, sondern selbst die Spitzen der Thürme, ja die Gipfel der Bäume. Auch in Größe und Umfang sind sie sehr verschieden. Bei manchen hat man die Länge und Breite auf eine deutsche Meile angegeben und die Dicke oft mehrere hundert, ja tausend Fuß gefunden; andre sind wieder von sehr geringen Dimensionen. Bei bedecktem Himmel bilden die Dünste eine einzige ungeheure Wolke. Ihre Gestalt verändert sich unaufhörlich durch die Bewegung der Luft. Die Enden oder Seiten der Wolken sind sehr ungleich; die gegen die Erde gekehrte Fläche ist ziemlich eben, die obern zusammenhängenden Theile sah Robertson kegelförmig gestaltet.

Wolle nennt man ausschließlich die Haare der Schafe, obgleich jedes gekräuselte Thierhaar und die dem ähnliche Haarkrone einiger Saamen auch so genannt wird. Das Schaf stammt aus Afrika, durch Clima und Cultur ist es in den verschiednen europäischen Ländern in verschiedne Racen zerfallen, von denen die spanischen die beste Wolle liefern. Obenan stehen die leonischen Merinos, die in Estremadura überwintern, dann folgen die von Segovia, die englischen in Südwales, die schottischen und endlich die deutschen Landschafe, welche an vielen Orten durch Einführung spanischer Race veredelt worden sind. Feiner aber als alle diese Sorten ist die Wolle der tibetanischen Schafe, die zu Sirinagar in Kachemir zu indischen Shawls verarbeitet wird. Von der deutschen Wolle unterscheidet man die einschürige Winterwolle von der zweischürigen Herbst und Frühjahrswolle und die längere Waschwolle von der kürzeren Fettwolle. Um sie zu Tüchern und wollenen Zeugen zu verarbeiten, wird die Wolle sortirt, gezupft und durch Klopfen und Maschiniren weiter gereinigt, gewaschen, mit Oel zum Spinnen geschmeidig gemacht, mit metallnen Bürsten und Krempeln (zu Streichwolle) oder Kämmen (zu Kammwolle) gekremelt. Das Spinnen mit der Hand oder auf der Maschine bringt sie endlich in Fäden, der Weber auf seinem Stuhle diese in die Gestalt der wollnen Gewebe. Sie unterscheiden sich durch Einfachheit der verwebten Fäden, durch verschiedne Dichtigkeit, Rauhheit und Glätte. Das einfachste und zugleich dichteste Gewebe ist das Tuch; seine Dichtigkeit erhält es sogleich durch enges Weben und noch mehr durch nachheriges Walken. Flanell und Bergen op Zoom sind weit lockerer, auch sehr rauh und nicht geschoren. Feiner Flanell aus spanischer Wolle heißt Drap des Dames. Molton ist dicker; Kalmuk derb gewalkt und langhaarig; Kersey und Fries eben so, aber geköpert; Ratine ist feiner; Casimir am feinsten, geköpert und sehr glatt geschoren. Leichte wollne Zeuge sind nicht sehr dicht, weil man sie nicht walkt. Krepon ist glatt und traus aus grober feingesponnener Wolle, Etamin ist einfach, Damis ist gepreßter Etamin, Perkan hat gezwirnte Kette. Rasch, Chalon und Serge sind geköpert. Kalmang, Droguet, Florette, Tabouret, Lüstrin, Wollendamast sind geblümt; Felbel, Kaffa und Plüsch aber sammetartig geschnitten. Fs.

Wöllner (Johann Christoph von). Dieser Mann hat sich in der

Geschichte der neuesten Zeit dadurch merkwürdig gemacht, daß er als Staatsminister und Chef des Departements der geistl. Angelegenheiten im preuß. Staate unter der Regierung des Königs Friedrich Wilh. II., dem Geiste der Zeit und den bisher in jenem Staate befolgten Maximen ganz entgegen, Glaubenszwang, Schwärmerei und Mysticismus wieder herrschend zu machen, und selbst den Monarchen mit dergleichen geistigen Ausschweifungen und Verirrungen anzustecken suchte. Die Wirkung davon war das bekannte Religionsedict, welches der jetzt regierende König sogleich beim Antritte seiner Regierung widerrief. Eines Predigers Sohn studirte er zu Halle Theologie und wurde im J. 1759 Prediger zu Großbehnitz unweit Berlin. Nachdem er seine Predigerstelle niedergelegt hatte, wurde er Kammerrath des Prinzen Heinrich von Preußen; denn er hatte sich auch durch Schriften als einen Mann bewährt, der im Gebiete der Oekonomie nicht unbedeutende Kenntnisse besaß. Im J. 1786 wurde er vom König Friedrich Wilhelm II. in den Adelstand erhoben und zum geheimen Oberfinanzrath und Intendanten des königl. Bauwesens ernannt, bis er 1788 Minister wurde. Er wußte sich auf die Person des Monarchen einen großen Einfluß zu verschaffen, und da er zugleich in mehrern geheimen Ordensverbindungen stand, so gelang es ihm, sich des, seinem Geschäftskreise eigentlich fremden, Ministeriums zu bemächtigen. Nach dem Tode Friedrich Wilhelms II. erhielt er seine Entlassung und lebte nun auf einem seiner Güter Großriez bei Beeskow, wo er den 11. Sept. 1800 starb. In seinen frühern Jahren, wo er die Landwirthschaft und Oekonomie überhaupt practisch geübt hatte, schrieb er mehrere Werke darüber, welche man in Meusels gelehrtem Deutschland verzeichnet findet, z. B. Franz Home's Grundsätze des Ackerbaues und des Wachsthums der Pflanzen aus dem Englischen mit Anmerkungen. Auch Predigten hat er drucken lassen, und ins Geheim verschiedne rosenkreuzerische Reden, da er diesem Orden angehörte und viel dafür gewirkt haben soll. Sein Ordensnahme war hier: Chrysophiren.

Wolsey (Thomas), Cardinal, Erzbischof von York und Staatsminister Heinrichs VIII. von England. Er war von niedrer Herkunft — der Sage nach der Sohn eines Fleischers zu Ipswich — hatte aber sehr viele Talente. Er studirte zu Oxford, wurde daselbst Lehrer der Grammatik und bekleidete nachher einige geringe Stellen, bis er endlich Capellan und Almosenier des Königs Heinrich VII. wurde. Bei dem Sohne und Nachfolger desselben, Heinrich VIII., der bloß seinen Leidenschaften folgte, wußte er sich so in Gunst zu setzen, daß er bald einige wichtige Aemter und eine große Gewalt erhielt. Er bekam nach und nach verschiedne Bisthümer, wurde endlich Erzbischof von York, Großkanzler von England und erlangte durch diese Würde einen sehr bedeutenden Einfluß auf die damaligen öffentlichen Angelegenheiten Europa's. Der Friede zwischen Heinrich VIII. und Ludwig XII. (1514) war vorzüglich sein Werk. Carl V. von Spanien und Franz I. von Frankreich bewarben sich wechselsweise um die Gunst des alles vermögenden Ministers. Franz I. verschaffte ihm (1515) den Cardinalshut, und Papst Leo X. ernannte ihn zugleich zum Legaten a latere für England. Bei der persönlichen Zusammenkunft Heinrichs und Franz I. (1520) in dem wegen des daselbst gehaltenen prächtigen Tourniers sogenannten Camp de drap d'or, zwischen den Städten Ardres und Guines, war auch Wolsey zugegen und zeigte seine Prachtliebe durch einen verschwenderischen Aufwand. Heinrich VIII. hielt zwischen den beiden mächtigen Nebenbuh-

lern, Franz und Carl, das Gleichgewicht. Eine Zeit lang neigte er sich mehr auf die Seite des Letztern, aber der von Frankreich wieder gewonnene Wolsey zog ihn davon ab und lenkte ihn zu der französischen Partei. Bei der Ehescheidung Heinrichs VIII. von seiner Gemahlin, Catharina von Arragonien, war Wolsey sehr thätig. Er beförderte die Liebe des Königs zu der schönen Anna Boulen, um ihn dadurch von den Staatsgeschäften zu entfernen. Auch wurde ihm, zugleich mit dem Cardinal Campeggio, vom Papste Auftrag gegeben, in dieser Sache zu sprechen. Wolsey's Ehrgeiz ging so weit, daß er selbst nach der päpstlichen Krone strebte, wozu ihm Carl V. Hoffnung gemacht hatte. Aber er verlor unerwartet die Gunst des freilich sehr veränderlichen Königs, wozu Anna Boulen vielleicht beigetragen hatte; es wurde ihm das große Siegel abgenommen und anstatt seiner wurde der berühmte Thomas Morus Großkanzler von England. Wolsey wurde wegen seiner Handlungen vor dem Parlament öffentlich angeklagt und (1530) in sein Erzbisthum York verwiesen. Hier wurde er verhaftet und sollte nach London in den Tower gebracht werden, er starb aber unterweges in der Abtei zu Leicester in einem Alter von 60 Jahren. Wenige Augenblicke vor seinem Tode legte er noch ein merkwürdiges Geständniß ab. „Hätte ich," sagte er, „dem Könige des Himmels eben so treu als meinem Könige und Herrn auf Erden gedient, so würde er mich in meinem Alter nicht so verlassen, wie jetzt mein Fürst es thut." Wolsey war ein Mann von großen Talenten, aber durch übertriebnen Ehrgeiz bereitete er selbst seinen Fall.

Woltmann (Carl Ludwig von), einer der berühmtesten unter den neueren deutschen Geschichtschreibern und Forschern derselben. Er ward zu Oldenburg 1770 geboren, und durch seines Vaters Verbindung mit dem Grafen Lynar, einem der reichsten, wie der kenntnißreichsten, gebildetsten Diplomatiker, schon frühe mit dem Leben der höhern Welt und der Staatsgeschichte vertraut, besonders da sein Vater auf alle Art die Phantasie des Knaben durch ergreifende Schilderungen berühmter Zeitgenossen, großer Höfe, geheimer Begebenheiten zu erregen wußte. Schon als funfzehnjähriger Jüngling sprach er diese Richtung in Oden, Hymnen und Gedichten anderer Art, von Manso, Halem u. A. geleitet, aus, und lebte und webte mit Homer, Ossian, Klopstock, Hölty, die seinen Gefühlen am meisten zusagten. In Göttingen, das er 1788 bezog, widmete er sich weniger der Rechtskunde, als dem Studium der alten und andern Sprachen, bis ihn auf einmal die Geschichte ergriff, ohne daß er selbst genau anzugeben wußte, was zu dem Entschlusse, ihr allein zu leben, gewirkt habe. Namentlich beschloß er, sich zuerst an einen Stoff zu wagen, der noch gar nicht ins Reine, kaum durch Notizen schlechter Chroniken erhellt war, und bearbeitete Otto III., den deutschen Kaiser für Schillers Thalia, der ihn jedoch nicht aufnahm und nicht einmal einer Antwort würdigte, eine Kränkung, die ihn in seinem Fortschreiten nur einige Augenblicke aufhielt. 1792 ging er nach Oldenburg zurück, vielseitig, wenn auch nicht zum juristischen Geschäftsleben, gebildet, und hielt Vorlesungen über die Geschichte für die Schüler des Gymnasiums daselbst, voll des Wunsches, in diesen Wirkungskreis auf einer Universität zu treten, dem er durch seine Rückkehr nach Göttingen Verwirklichung zu schaffen suchte. Leider setzten ihm der akademische Ritus und seine Armuth unübersteigliche Hindernisse entgegen, und erst Burger, der seinen Otto III. trefflich fand, öffnete ihm ein neues Feld, das der historischen Schriftstellerei. Er schrieb seine Geschichte der Deutschen in der sächsischen Periode,

deren zweiter Band nie erschien, die jedoch den Anfang einer Reihe ähnlicher Arbeiten bezeichnete. Die französische Revolution ergriff ihn jetzt auf eine Weise, die damals, wo alles dafür, an den Höfen aber dagegen Partei nahm, ihm viele Feinde zuzog. Er sah in ihr einen Riesenschritt zur Vervollkommnung des Menschengeschlechts, weil ihn die Geschichte noch nicht gelehrt hatte: daß es bei den größten Anstrengungen — wie wieder die neueste Catastrophe 1813—15 zeigt — kaum einen Strohhalm breit vorrückt, und entsagte seinem Vaterlande darum ganz. Von Spittler begünstigt, eröffnete er historische Vorlesungen, die zahlreich besucht wurden, und seine Recensionen in den göttinger Anzeigen bereiteten ihm einen Ruf nach Jena, wo er als Lehrer der Geschichte und als Schriftsteller gleich thätig war. Namentlich arbeitete er hier seine ältere Menschengeschichte, seine Geschichte Frankreichs, seine kleinen historischen Schriften aus, und ging bereits an seine Uebersetzung des Tacitus. 1796 machte er eine Reise ins Vaterland, über den Harz nach Preußens Hauptstadt u. s. f. Getäuscht in den Aussichten, zu Göttingen angestellt zu werden, weil ihn Johannes von Müller in einer Recension der Geschichte Frankreichs als Jacobiner bezeichnete und Winke gleicher Art von andern neidischen und eifersüchtigen Gelehrten ausgingen, gefesselt an Berlin durch seine Zeitschrift der Geschichte und Politik, die 1800 begann, aber, wie er sagt, durch den Censurzwang und Cabinetsbefehle gelähmt, nie zu Kraft, Einfluß und Werth gelangte, war er endlich so glücklich, hier in diplomatischen Verhältnissen als Resident des Landgrafen von Hessen-Homburg, als Geschäftsträger der Stadt Bremen, Hamburg, Nürnberg angestellt zu werden, wobei er als Schriftsteller in seiner Geschichte der Reformation mehr leistete als im Ganzen genommen anerkannt wurde. Seine diplomatische Laufbahn ward durch die Lage der Dinge von 1806 an fast Null und er arbeitete daher um so fleißiger, von seiner liebenswürdigen, eben mit ihm verheiratheten Gattin, Carolina Stosch, unterstützt, an mancherlei Werken. Namentlich vollendete er jetzt beinahe seine Uebersetzung des Tacitus, seine Geschichte des westphälischen Friedens ꝛc., bis er, durch die Schlacht bei Lützen aufgescheucht, fürchtend, daß ihn die Rache Napoleons ereilen könne, da er sich gegen den Minister Stein zu allen Arbeiten für das neu zu gestaltende Deutschland erboten hatte, krank und kraftlos nach Prag floh, wo er bis zu seinem Tode 1817, den ein Schlagfluß herbeiführte, in mancherlei historischen Arbeiten kleinerer Art beschäftigt war, außerdem aber auch eine Geschichte Böhmens in 2 Theilen schrieb, die unter uns weniger bekannt ist, als sie es wohl verdient. Vom Anfang an ein großer Vertheidiger der französischen Revolution, ehrte er stets in Napoleon den Mann, der ihre Verirrung aufgehalten habe, und ward deßhalb in den letzten Jahren seines Lebens häufig so angefeindet, wie früher als Jüngling, da er in seinen Beurtheilungen in der jenaer Literarturz. diesen Sinn selbst dann nicht verbarg, als Napoleon gestürzt und nach Elba verwiesen war. Ob es ihm daher mit dem Anerbieten gegen den Minister Stein Ernst war, dürfte wohl allerdings bezweifelt werden. Ueberhaupt hatte Woltmann häufig erfahren, wie factiös die deutsche Literatur ist, um seinen eignen Ausdruck zu gebrauchen, er selbst aber trug kein Bedenken, sein Scherflein zu diesem factiösen Wesen zu spenden. Seine Urtheile über Johannes von Müllers Verdienste und Styl dürften für diese Bemerkung wohl mehr als zu sehr sprechen, und der Ton, der in ihnen herrscht, um so weniger zu billigen seyn, je

mehr er Freund von Müllern in Berlin geworden zu seyn versichert, obschon das Urtheil selbst den Beifall mancher Unbefangnen, vielleicht aller, haben dürfte. Als Uebersetzer des Tacitus und des Sallustius, als Verfasser der Geschichte der Reformation und des westphälischen Friedens wird er immer geschätzt werden. Im erstern Werke entwickelte er vorzüglich den Einfluß der Reformation auf die zeitgemäßen politischen Begebenheiten. Im letztern spricht besonders die individuelle Characteristik der Hauptpersonen an; und die strenge Unparteilichkeit gibt beiden noch einen besondern Werth. Die Memoiren des Hrn. von Sa sind in vieler Hinsicht seiner unwürdig. *r.

Woolston (Thomas), ein berüchtigter englischer Freidenker, war 1669 zu Northampton geboren. Er studirte zu Cambridge Philosophie und Theologie, lehrte selbst in der Folge beide Wissenschaften, wurde Baccalaureus der Theologie und Mitglied des Sidney-Collegiums zu Cambridge. Bei einer starken Einbildungskraft und schwachem Verstande hatte er viel Ehrgeiz. Um sich zu einem hohen Amte in der englischen Kirche, nach welchem er trachtete, vorzubereiten, studirte er mit übertriebnem Eifer die Kirchenväter, wodurch sein schwacher Kopf auf Irrwege geführt wurde. Er behauptete, die Geschichte des alten und neuen Testaments wären nichts weiter als Allegorien. Man nahm ihm deßwegen seine Stelle im Sidney-Collegium. Dieser Verlust und das Fehlschlagen aller Hoffnung, einen hohen geistlichen Posten zu erhalten, erweckten in ihm einen bittern Haß gegen die englische Geistlichkeit, der sich in den gröbsten Schmähungen über sie ergoß, und verwirrte seinen Verstand so, daß man ihn vier Jahre hindurch einsperren mußte. Als er wieder in Freiheit war, fuhr er fort, seine sonderbaren Meinungen in Schriften zu behaupten. Für die anstößigsten derselben sah man die Gespräche über die Wunder unsers Heilands an. (Discourses on the Miracles of our Saviour. London 1727.) In diesem Buche beschuldigt er Jesum der Magie, und legt einem jüdischen Rabbinen Einwürfe gegen die Auferstehung Jesu in den Mund, die er ebenfalls allegorisch von einer geistigen Auferstehung verstanden wissen will. Seine Schriften wurden besonders von den Juden häufig gelesen und verbreitet; verschiedne englische Theologen, unter denen auch Thomas Sherlock, schrieben Widerlegungen derselben. Die Regierung fand für nöthig, strengere Maaßregeln gegen ihn zu ergreifen. Er wurde 1728 verhaftet, jedoch nach einiger Zeit wieder frei gelassen. Da er aber immer fortfuhr, seine Meinungen zu behaupten, wurde er wieder in das Gefängniß der königlichen Bank gesetzt, wo er, weil er die ihm als Bürgschaft seines künftigen bessern Verhaltens auferlegte Caution von 2000 Pf. St. nicht aufbringen konnte, am 27. Jan. 1733 mit vieler Resignation starb (s. auch Trinius Freidenkerlexicon S. 518).

Wörliz, eine Stadt im Herzogthum Anhalt-Dessau, 3 Stunden von der Stadt Dessau, mit 240 Häusern und 1800 Einwohnern. Der Ort ist berühmt geworden durch den vorzüglich schönen Garten in englischem Geschmack, den der verstorbene Herzog Leopold hier anlegte, und dem in gewisser Art nur der fürstlich Schönburgische Park Grünfield (Greenfield) zu Waldenburg an die Seite gesetzt werden kann. Eine kurze Beschreibung des wörlizer Gartens findet sich in Hirschfelds Theorie der Gartenkunst. Vorzüglicher und umfassender ist die Beschreibung des fürstlich anhalt-dessauischen Landhauses und englischen Gartens zu Wörliz, von A. von Rode, m. K. Leipz. 1788. Auch hat die chalkographische Gesellschaft zu Dessau eine Suite von Blättern in Aqua Tinta,

Ansichten von Wörlitz und andern geschmackvollen Anlagen und Gebäuden in und bei Dessau, herausgegeben.

Worms, auf dem linken Ufer des Rheins, ehemals eine freie Reichsstadt. Durch den Frieden zu Lüneville (1801) kam sie mit dem ganzen linken Rheinufer an Frankreich und wurde der Hauptort eines Cantons im Departement Donnersberg, seit dem pariser Frieden aber ist sie dem Großherzog von Hessen-Darmstadt überlassen worden. Sie liegt in einer angenehmen, fruchtbaren Gegend und hat in 700 Häusern gegen 6000 Einwohner, welche sich zum Theil vom Weinbau und der Rheinschifffahrt nähren. Es gibt hier einige Tabaks- und eine Bleizuckerfabrik. Die protestantische Religion ist die vorherrschende; die Catholiken haben eine schöne Domkirche und verschiedne andre Kirchen und Klöster. In frühern Zeiten sind in Worms häufige Zusammenkünfte und Vermählungen großer Herren, und im 15ten und 16ten Jahrhunderte verschiedne Reichstage gehalten worden. Auf einem derselben (1521) legte der unerschrockne Luther (s. d. Art.) mit Freimüthigkeit sein Glaubensbekenntniß vor dem Kaiser und den versammelten Reichsständen ab. In dem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland wurde Worms (1689), so wie Speier, von den Franzosen fast ganz verwüstet. Es geschah auf Befehl des bekannten Ministers Louvois, ohne hinreichenden Grund, bloß unter dem Vorwande, daß die Feinde Waffenplätze daraus machen könnten. Seitdem ist die Stadt zwar wieder gut aufgebaut worden, doch gibt es noch Plätze, wo statt ehemaliger Gebäude nur Gärten sind. In den ersten Jahren des französischen Revolutionskriegs litt Worms wieder sehr, indem es abwechselnd von beiden Parteien besetzt wurde. Im J. 1792 nahm es Custine ein; die Deutschen entrissen es den Franzosen 1795, verloren es aber auch bald wieder. — Zu Worms war auch ehemals ein sehr altes Bisthum, dessen Fürstbischof der jedesmalige Erzbischof zu Mainz war. Durch den Frieden zu Lüneville wurden die auf der linken Rheinseite gelegnen bischöflichen Besitzungen an Frankreich, und der auf der rechten Rheinseite gelegne Rest derselben an den Großherzog von Hessen als Entschädigung abgetreten.

Wortfuß, s. Rhythmus.

Wouvermann (Philipp), ein berühmter Landschafts- und Thiermahler der niederländischen Schule, geboren 1620 zu Harlem, starb ebendaselbst 1668. Er lernte bei seinem Vater, Paul Wouvermann und bei seinem Landsmann Johann Wynants. Er arbeitete viel und gut, erhielt aber wenig für seine Arbeiten; desto mehr bereicherten sich die Kunsthändler durch seine Werke. Er mahlte Landschaften, Jagden, Pferdemärkte, Reiterscharmützel, Fischereien ꝛc. Der Krieg, der damals in den Niederlanden geführt wurde, scheint zu einigen seiner Gemählde die Ideen gegeben zu haben. In seinen Landschaften ist immer etwas Neues; seine Figuren und Pferde sind meisterhaft gezeichnet. Viele seiner Gemählde sind von guten Meistern in Kupfer gestochen worden. Die königl. Gallerie zu Dresden besitzt mehr als 50 Gemählde von ihm, unter denen mehrere ganz vorzüglich sind. Wouvermanns größtes Verdienst besteht darin, daß er die Natur getreu nachahmte; er hatte nie, um seine Kunst auszubilden, die Gränzen seines Vaterlandes verlassen. — Peter Wouvermann, sein Bruder, ist ebenfalls als Mahler nicht unbekannt.

Woywoden, s. Woiwoda.

Wrack. Dieses Wort soll aus dem Holländischen herkommen. Es bedeutet das Untaugliche in seiner Art, den Ausschuß, und ist in dieser Bedeutung bloß im Niedersächsischen gebräuchlich. Im Hochdeutschen

braucht man dafür den Ausdruck Brack, z. B. von Porcellan oder Fayence, das im Brennen verunglückt und untauglich ist. In der Schifersprache heißt Wrack der Körper eines gescheiterten oder sonst untauglich gewordenen Schiffes.

Wrangel (Carl Gustav, Graf von), schwedischer Feldmarschall, ein durch kriegerische Thaten zu Lande und Wasser ausgezeichneter Feldherr des 17. Jahrh. Er stammte aus einer alten und berühmten schwed. Familie. Sein Vater Hermann Wrangel, war schwedischer Reichsrath und Feldmarschall, und starb 1644 als Generalgouverneur von Liefland. Carl Gustav Wrangel trat zeitig in Kriegsdienste, und lernte in der berühmten Schule des großen Königs Gustav Adolph. Er machte mit diesem die Feldzüge in Deutschland. Als der verdienstvolle schwedische Feldherr Banner (1641) starb, war Wrangel als Generalmajor einer von denen, welche die schwedische Armee unter sehr mißlichen Umständen bis zur Ankunft des neuen Oberbefehlshabers Torstensohn commandirten. Unter Torstensohn machte Wrangel den Feldzug in Deutschland, und begleitete ihn (1643) auf dem kühnen Zuge nach Holstein, um den Krieg gegen Dänemark zu führen (s. d. Art. Torstensohn). Man übertrug Wrangeln nach dem Tode des Admirals Claas Flemming den Oberbefehl über die schwedische Flotte, welche am 25. Juni 1644 der Uebermacht der dänischen hatte weichen müssen. Durch einige holländische Schiffe verstärkt, gelang es Wrangeln, die dänische Flotte am 13. Oct. bei der Insel Femern zu schlagen, und sie theils wegzunehmen, theils zu vernichten. Er commandirte nachher ein detachirtes kleines Corps in Holstein und Schleswig gegen die Dänen mit Glück, bis der Friede zu Brömsebro (den 23. Aug. 1645), diesen Krieg endigte. Wrangel ging hierauf wieder nach Deutschland, und als Torstensohn (1646) wegen Krankheit genöthigt war, das Commando der schwedischen Armee aufzugeben, wurde es Wrangeln und Königsmark übertragen. Wrangel vereinigte sich bald nachher mit der französischen Armee unter Turenne; beide wendeten sich gemeinschaftlich gegen den Churfürsten von Bayern, der dadurch genöthigt wurde (den 14. März 1647), zu Ulm einen Waffenstillstand einzugehen. Wrangel trennte sich nach einiger Zeit wieder von Turenne, ging nach Franken, und von da nach Böhmen, wo er Eger eroberte. Obgleich die schwedische und kaiserliche Armee zu verschiedenenmalen einander sehr nahe kamen, so erfolgte doch keine Schlacht, weil von der Entscheidung derselben während der Friedensunterhandlungen zu Münster und Osnabrück zu viel abhing. Nicht lange nachher, als die schwedische und französische Armee sich getrennt hatten, trat der Churfürst von Bayern von dem geschlossenen Waffenstillstande zurück. Aber beide Armeen vereinigten sich von neuem, und schlugen (den 17. Mai 1648) bei Zusmarshausen unweit Augsburg die combinirte kaiserliche und bayersche Armee mit großem Verluste. Wrangel besetzte hierauf Bayern und behandelte es sehr hart. Unterdessen war der Pfalzgraf Carl Gustav (nachmaliger König von Schweden) als Oberbefehlshaber der schwedischen Armee mit frischen Truppen in Deutschland angekommen. Aber der zu Münster geschloßne Friede endigte alle Kriegsunternehmungen der Schweden in Deutschland. Wrangel ging nun nach Schweden zurück, und verlebte da einige Jahre im Frieden. Als Carl Gustav den schwedischen Thron bestiegen hatte, begleitete er diesen (1655) auf dem Zuge nach Polen, und war in der berühmten 3tägigen Schlacht bei Warschau (den 18. bis 20. Juli 1656) gegenwärtig. Als noch im Laufe dieses Krieges Schweden (1657) von Dänemark angegriffen wurde,

Bau, Johann Georg, Dr. der Philosophie, Mitglied der Akademie der Naturforscher, Professor der Naturgeschichte und Chemie an der Universität zu Jena, Ritter des Ordens der Ehrenlegion, Mitglied der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin, der Gesellschaft für die gesammte Mineralogie zu Jena, der Gesellschaft für Naturwissenschaften zu Marburg, der Gesellschaft für Naturkunde zu Dresden, der Gesellschaft für Naturkunde zu Halle, der Gesellschaft für Naturkunde zu Würzburg, der Gesellschaft für Naturkunde zu Heidelberg, der Gesellschaft für Naturkunde zu Freiburg, der Gesellschaft für Naturkunde zu Tübingen, der Gesellschaft für Naturkunde zu Stuttgart, der Gesellschaft für Naturkunde zu Karlsruhe, der Gesellschaft für Naturkunde zu Darmstadt, der Gesellschaft für Naturkunde zu Wiesbaden, der Gesellschaft für Naturkunde zu Frankfurt, der Gesellschaft für Naturkunde zu Mainz, der Gesellschaft für Naturkunde zu Trier, der Gesellschaft für Naturkunde zu Aachen, der Gesellschaft für Naturkunde zu Bonn, der Gesellschaft für Naturkunde zu Köln, der Gesellschaft für Naturkunde zu Düsseldorf, der Gesellschaft für Naturkunde zu Münster, der Gesellschaft für Naturkunde zu Osnabrück, der Gesellschaft für Naturkunde zu Bremen, der Gesellschaft für Naturkunde zu Hamburg, der Gesellschaft für Naturkunde zu Lübeck, der Gesellschaft für Naturkunde zu Rostock, der Gesellschaft für Naturkunde zu Greifswald, der Gesellschaft für Naturkunde zu Stettin, der Gesellschaft für Naturkunde zu Danzig, der Gesellschaft für Naturkunde zu Königsberg, der Gesellschaft für Naturkunde zu Posen, der Gesellschaft für Naturkunde zu Breslau, der Gesellschaft für Naturkunde zu Glogau, der Gesellschaft für Naturkunde zu Liegnitz, der Gesellschaft für Naturkunde zu Oppeln, der Gesellschaft für Naturkunde zu Ratibor, der Gesellschaft für Naturkunde zu Neisse, der Gesellschaft für Naturkunde zu Brieg, der Gesellschaft für Naturkunde zu Schweidnitz, der Gesellschaft für Naturkunde zu Jauer, der Gesellschaft für Naturkunde zu Hirschberg, der Gesellschaft für Naturkunde zu Lauban, der Gesellschaft für Naturkunde zu Görlitz, der Gesellschaft für Naturkunde zu Bautzen, der Gesellschaft für Naturkunde zu Zittau, der Gesellschaft für Naturkunde zu Pirna, der Gesellschaft für Naturkunde zu Meissen, der Gesellschaft für Naturkunde zu Freiberg, der Gesellschaft für Naturkunde zu Chemnitz, der Gesellschaft für Naturkunde zu Zwickau, der Gesellschaft für Naturkunde zu Plauen, der Gesellschaft für Naturkunde zu Reichenbach, der Gesellschaft für Naturkunde zu Auerbach, der Gesellschaft für Naturkunde zu Oelsnitz, der Gesellschaft für Naturkunde zu Markneukirchen, der Gesellschaft für Naturkunde zu Adorf, der Gesellschaft für Naturkunde zu Bad Elster, der Gesellschaft für Naturkunde zu Bad Brambach, der Gesellschaft für Naturkunde zu Bad Kissingen, der Gesellschaft für Naturkunde zu Bad Reichenhall, der Gesellschaft für Naturkunde zu Bad Tölz, der Gesellschaft für Naturkunde zu Bad Wiessee, der Gesellschaft für Naturkunde zu Bad Aibling, der Gesellschaft für Naturkunde zu Bad Endorf, der Gesellschaft für Naturkunde zu Bad Feilnbach, der Gesellschaft für Naturkunde zu Bad Heilbrunn, der Gesellschaft für Naturkunde zu Bad Kohlgrub, der Gesellschaft für Naturkunde zu Bad Oberdorf, der Gesellschaft für Naturkunde zu Bad Rothenfels, der Gesellschaft für Naturkunde zu Bad Schwalbach, der Gesellschaft für Naturkunde zu Bad Soden, der Gesellschaft für Naturkunde zu Bad Wildungen, der Gesellschaft für Naturkunde zu Bad Wimpfen, der Gesellschaft für Naturkunde zu Bad Wörishofen, der Gesellschaft für Naturkunde zu Bad Zwischenahn, der Gesellschaft für Naturkunde zu Bad Zwischenahn, der Gesellschaft für Naturkunde zu Bad Zwischenahn

Laufbahn. Der Umschwung, den die bayersche Armee in Verbindung mit der französischen erhielt, sagte seinem lebendigen Geiste zu, und die darauf folgenden Feldzüge gaben ihm vielfache Gelegenheit zur Auszeichnung. Im Jahre 1809 commandirte er die dritte Division der Armee, stand beim Ausbruche des Kriegs mit derselben an der Donau, zog sich dann längs derselben bis Abensberg zurück, und nahm an der Schlacht bei Abensberg den erfolgreichsten Antheil. Er verfolgte den Feind auf der Ferse über die Isar und lieferte ihm bei Neumarkt am Inn noch ein blutiges Gefecht. Ueber Salzburg, das er schnell eroberte, brach er in Verbindung mit den andern bayerschen Heersführern in Tyrol ein, warf bis Inspruck alles vor sich nieder, und zog nach wenig Tagen schon in dieser Hauptstadt Tyrols ein. Als man Tyrols Unterwerfung vollendet glaubte, zog er über Salzburg nach Linz, eilte von da in Eilmärschen nach Wien, und gab durch sein pünktliches Eintreffen der Schlacht bei Wagram den Ausschlag, wobei er eine leichte Wunde erhielt. Er trieb den Feind bis Znaim vor sich her, und kam nach erfolgtem Waffenstillstande wieder nach Salzburg zurück. Die in Tyrol von neuem ausgebrochenen Unruhen zwangen ihn, seine Truppen von neuem in diese Gebirgsschlünde zu führen. Nach dem wieder hergestellten Frieden ernannte ihn der französische Kaiser zum französischen Reichsgrafen, und dotirte ihn im Innviertel mit Mondsee, Engelhardszell u. s. w. Zum General der Cavallerie ernannt, führte er mit Deroi 1812 die Bayern nach Rußland. Er focht in der denkwürdigen Schlacht bei Polotzk, und übernahm, als beim Hervorbruche Wittgensteins Marmont und Gouvion St. Cyr verwundet und Deroi gefallen waren, das Commando. Im Jahre 1813 übernahm er das Commando der neugebildeten Armee und führte sie am 12. August aus dem Lager von München an den Inn. Nachdem er hier zwei Monate lang der österreichischen Armee gegenüber gestanden hatte, schloß er den 8. Oct. den merkwürdigen Vertrag von Ried, wodurch sich Bayern vom Rheinbunde lossagte und den Alliirten anschloß, übernahm nach der Ratification des Vertrages von beiden Höfen den Oberbefehl über die vereinigte bayerisch-österreichische Armee, und eilte mit äußerster Schnelligkeit mit derselben vom Inn an den Main. Er hatte Würzburg erobert, Frankfurt schon besetzen lassen, als Napoleon mit seinem ganzen Heere auf dem Rückzuge aus Sachsen bei Hanau ankam. Hier lieferte Wrede demselben am 31. Oct. die blutige Schlacht, in welcher er selbst schwer verwundet wurde. Nach seiner Wiederherstellung eilte er zu seiner Armee nach Frankreich, lieferte die Schlacht bei Arcis sur l'Aube, anderer Gefechte nicht zu erwähnen. Der König erhob ihn zum Fürsten und dotirte ihn mit dem im Nordgau liegenden Ellingen, als einem Fürstenthume unter bayerischer Hoheit. Er nahm sofort an dem Congresse in Wien großen Antheil, und zeigte sich hier als geistvollen Diplomatiker, wie er sich bisher als muthigen Heerführer gezeigt hatte. Er wurde mit dem Marschallsstabe beehrt, stellte sich bei dem Wiederausbruche des Krieges 1815 an die Spitze seiner Armee und drang in Frankreich ein. Die schnelle Entscheidung dieses Feldzuges durch die Ereignisse in den Niederlanden öffnete seiner Armee den Weg ins Herz von Frankreich. Nach Beendigung dieses Krieges kehrte er nach Bayern zurück, und nahm nun an den Staatsgeschäften thätigen Antheil. — Wrede vereinigt alle Eigenschaften eines ausgezeichneten Feldherrn: einen schnellen Ueberblick, große Besonnenheit, Feuer und Ruhe, eine unermüdete Thätigkeit und eine ausgezeichnete persönliche Tapferkeit. In Napoleons Schule gebildet, hatte er später Gelegenheit, seine Talente gegen diesen großen Meister geltend zu machen.

Wucher, Wuchergesetze. Das Wort Wucher hatte in alten Zeiten nicht die schlimme Bedeutung, in welcher es jetzt durchgängig genommen wird. Man verstand darunter den Gewinn, den man von seinem Eigenthume im Handel und Wandel hatte, folglich Zinsen, Renten, Gefälle, Erbzinsen, beispielsweise Ausdruck. Wuchern hieß so viel als vermehren. In diesem Sinne wird es noch von Gewächsen gebraucht, die auf Wiesen und Aeckern wild wachsen, und sich darf ausbreiten und vermehren, oder wuchern; man nennt sie Wucherpflanzen. In neuern Zeiten versteht man unter Wucher im Allgemeinen jeden übermäßigen Gewinn, jede eigennützige Handlung, wodurch das Eigenthum Anderer auf eine empfindliche Art gefränkt wird. Insbesondere versteht man darunter eine Art und Weise mancherlei Gewerbe, z. B. im Handel mit Getraide (Kornwucher) oder andern Lebensmitteln, getroffen werden, wodurch allzugroßen, unmäßigen Gewinn, oder die Forderung eines ausgelehenen Kapitalien. Beide Arten des Wuchers sind von jeher gänzlich und sind unter mancherlei Strafe. Man hat weisens nur auf den Geld- wucher Rücksicht genommen, und um denselben zu steuern, sind fast in allen civilisirten Staaten Wuchergesetze gegeben worden, in welchen man zugleich einen gesetzlichen Zinsfuß vorgeschrieben, den Niemand ohne Strafe überschreiten soll. Aber diese Gesetze haben nemlich den Niemand ohne mehr haben sie gewöhnlich die Folge gehabt, daß man auf mannichfaltige weise zu versteckte Weise den Gewinn von einem Kapitale, oder Darlehen nur um desto größre Nachtheil entstehen muß. Daß für ein erhaltnes Darlehn dem Darleiher ein gewisser Zins zu bezahlen, als Entschädigung wegen des eine Zeit lang entbehrten Gebrauchs seines Kapitals, oder als eine Abgabe dafür, daß er sein Geld nicht leicht Jemand für unbillig halten. Auch für alle Zeiten und alle Umstände passende Vorschriften können hierüber nicht gegeben werden, weil der Zinsfuß angenommen ist, darüber lassen sich keine Vorschriften machen, weil der Zinsfuß von Zeit zu Zeit viele Veränderungen erleidet. Im Mittelalter, wo Geld und Silber noch selten, und der Werth der Sachen gering war, waren gegen 20 bis zwölf Procente der gewöhnliche Zins für ein Darlehn. Als in der Folge der Geldwerth sich vermehrte, wurden fünf Procente als rechtmäßiger und erlaubter Zins in den Reichsgesetzen verordnet. Aber der Geist des Wuchers tödt sich durch keine Gesetze binden. Um nicht in die angedrohten Strafen zu verfallen, hat man andere, oft künstlich dargelegten worden, läßt sich eine besondere Provision bezahlen, schlägt Zinsen zum Kapital oder nimmt Zins vom Zinse, oder gibt Waaren zu übermäßigen Preisen statt eines Darlehns und dergleichen, und pass für Kaufpreise der Waare, oder für Zinsen, oder für Gefälle, und treten Absichten zu verhüten. Da dergleichen gewöhnlich von beiden Theilen geheim gehalten werden, da sie in den Gesetzen angedrohten Strafen der Confiscation des Kapitals, der Ehrlosigkeit, Gefängniß, Zuchthausstrafe u. dergl. verbessert: so haben schon mehrere angerathen, das Uebel vielmehr sich freiwillig auseinanderen durchaus frei zu lassen, und selbst nicht einmal einen gesetzlichen Zinsfuß zu bestimmen, indem der Zins nichts weiter als ein Preis

des Darlehns sey, den man daher eben so wenig, wie bei andern Geschäften, bestimmen könne und dürfe. Zur Verhütung des Wuchers hat man in mehrern Ländern, außer den deßwegen gegebnen Gesetzen, auch besondre Anstalten, Creditsysteme, Leihbanken (s. diese Art.) u. s. w. eingeführt. Zu wünschen wäre es, daß man das muthwillige, leichtsinnige Schuldenmachen schärfer als gewöhnlich bestrafte. Der Vorschlag, leichtsinnige Menschen die Schulden, die sie nicht bezahlen können, auf jede ihnen mögliche Art abarbeiten zu lassen und die muthwilligen Bankerottirer mit der angedrohten Infamie wirklich zu bestrafen, würde den Wucher gewiß sehr verhindern. — Die Zahl der Schriften wider den Wucher ist sehr groß, aber auch für denselben sind mehrere erschienen, z. B. Beathams Vertheidigung des Wuchers ꝛc. a. d. E. von J. A. Eberhard, Halle 1788; v. Sonnenfels Abhandlungen über Wucher und Wuchergesetze, Wien 1789 und 1791; s. auch J. C. Roth Abhandlung über den Wucher und die Mittel, demselben ohne Strafgesetze Einhalt zu thun. Nürnberg 1793.

Wunder, s. d. Anh. z. d. Bd.

Wunder der Welt (die sieben). Unter diesem Namen hat man gewisse Denkmäler der Kunst verstanden, die entweder wegen ihrer ungeheuern Größe und Dauer, oder wegen ihrer ganz ausgezeichneten Schönheit so sehr über die menschlichen Kräfte zu gehen schienen, daß man sie die Wunder der Welt — und da gerade ihre Zahl nur sieben ausmacht, die sieben Wunder der Welt genannt hat. Diese waren: 1. die ägyptischen Pyramiden (s. Pyramiden), 2. die Mauern und 3. die sogenannten hängenden Gärten zu Babylon (s. d. Art. Babylon und Semiramis), 4. der Tempel der Diana zu Ephesus (s. Dianentempel), 5. die Bildsäule des olympischen Jupiters (s. Jupiter), 6. das Mausoleum (s. d. Art. Artemisia und Mausoleum), 7. der Coloß zu Rhodus (s. Coloß).

Wunderbar in ästhetischer Hinsicht. Der Begriff des Wunderbaren in ästhetischer Hinsicht setzt den Begriff des Wunderbaren überhaupt voraus. Wunderbar nennen wir nur, was von dem uns bekannten Gange der Natur abweichend scheint. Ob es wirklich davon abweiche, darauf kommt bei diesem Begriffe nichts an, alles aber darauf, daß der Gegenstand wegen der schnell veränderten Richtung unsers Gedankenlaufs, wegen des Ueberraschenden, Neuen, Seltsamen, Unbegreiflichen oder wenigstens noch Unbegriffenen, einen Zustand in uns hervorbringt, welchen wir den Zustand der Verwunderung nennen. Oft erscheint uns daher auch schon das lebhaft Ueberraschende, Seltsame ꝛc., wenn auch nicht gerade das Abweichen von dem Gewöhnlichen und Erwarteten überhaupt, als wunderbar. Daher liegt der Reiz des Wunderbaren nicht bloß in dem Reize der Neuheit überhaupt, sondern, wenn wir den Begriff strenger fassen, in dem Streben unseres unendlichen Geistes, das Räthselhafte zu lösen und in die verborgnen Tiefen der Natur zu schauen. Das Wunderbare scheint uns einen solchen Blick zu eröffnen, daher lieben wir das Wunderbare, und die Kunst, ihrem innern Ursprung nach auf das Wunderbare deutend, bewegt sich gern in dessen Gebiete. Hieraus entsteht das ästhetisch Wunderbare, d. i. dasjenige, was durch den Schein des Wunders gefällt. Dieses ist aber der Fall, wenn es, in sich lebendig, unserer Phantasie ein unbegränztes Feld der Thätigkeit eröffnet und uns durch seine Bedeutung über das Gewöhnliche und Alltägliche erhebt,

woraus sich ergibt *eines Theils*, wie sehr das Wunderbare mit dem Erhabnen verwandt ist, *andern Theils*, daß auch das Seltsame den Schein des Wunderbaren *verliert*, sobald es uns *gewöhnlich* wird. Mit dem *Erhabnen* ist es aber insbesondre verwandt, weil wir in diesem die Wirkung einer ungewöhnlichen Kraft erblicken, die in uns das Gefühl der eignen freien Kraft erweckt, und uns über die irdische Natur erhebt. Erscheint uns in dem Wunderbaren die Wirkung übermenschlicher Kraft, welche unsrer Kraft sich drohend entgegenstellt, dann ist das *Wunderbare* zugleich *furchtbar*; aber hier hängt viel von der größern oder geringern Ausbildung des Geistes ab. Indessen kann doch das Wunderbare auch in *anmuthiger* und reizender Gestalt erscheinen, wie z. B. in den Feenmährchen, in Wielands Oberon ꝛc. — In welcher Form es aber erscheine, so darf doch, wie wir in der obigen Bestimmung andeuteten, das ästhetisch Wunderbare nie ohne *Bedeutung* seyn und auf ein kindisches Gaukelspiel der Phantasie hinwirken. Denn die sinnlichen Formen, unter welchen die Kunst, die Darstellerin des Schönen, wirkt, sind nicht schön ohne Belebung durch Ideen, deren Ausdruck sie enthalten sollen. Und so soll also auch das leichteste *Mährchen*, als Product der Dichtkunst, einen poetischen Sinn enthalten. Natürlich ist es aber wohl, daß da, wo das Wunderbare in der Kunst sich zeigt, derselbe Grad von Verständlichkeit nicht Statt finden kann, dessen sie sonst wohl fähig ist; denn es liegt in der Natur des Wunderbaren, daß dasselbe, indem es uns etwas gibt, noch weit mehreres *verbirgt*. So ist auch das *Wunderbare* dem *Wahrscheinlichen*, nicht aber dem *Wahren* entgegengesetzt. Denn *wahrscheinlich* ist, was den Schein des wirklich geschehenden und mithin zugleich des Gewöhnlichen hat; aber die Wahrheit der Kunst erfodert nur *innere Uebereinstimmung* der Kunstformen *unter sich* und mit der belebenden *Idee*. Um dieser *Wahrheit* willen mißfällt uns sogar jene geschmacklose Vermischung der gemeinen Wirklichkeit und des Wunderbaren in vielen Erzählungen und wir wissen daher das *Romanhafte* wohl von dem *Romantischen* zu unterscheiden. — Das Wunderbare wird aber durch die Natur der *besondern* Künste besonders modificirt. Anders erscheint es in der Poesie, anders in den bildenden Künsten. Am größten und unbeschränktesten ist sein Wirkungskreis in jener. Denn in den Gedanken und durch die Sprache läßt sich am meisten das Unbegreifliche und Ungewöhnliche für die Phantasie in der Schilderung übermenschlicher Thaten und Wesen andeuten und erwecken. Namentlich stellt es sich dar im epischen Gedicht (s. d. A.), welches seine erhabnen Gegenstände in die günstige Ferne der *Vergangenheit* stellt, und vorzüglich in der eigentlichen Epopöie, die als *Urgedicht* und Sage einer Nation auf die dunkle Zeit ihres Ursprungs und ihrer ersten Kämpfe deutet, aber auch in ihren spätern Formen das *Wunderbare* gern als seinen Bestandtheil aufnimmt. *Beschränkter* ist die Erscheinung des Wunderbaren im *Drama*. Denn hier tritt es in die helle sinnliche Gegenwart, und kann sehr leicht in Gaukelei der Sinne ausarten. Am meisten ist es einheimisch in der romantischen *Oper*, und die *Musik*, welche die Tiefen des Gefühls aufregt, ist hier und in dieser Verbindung mit der Poesie am fähigsten, die Wirkung des Erhabenen hervorzubringen. Die bildenden Künste, welche ihr Werke für das Auge fixiren, und die Formen der Natur nachbilden, sind dazu weniger geeignet; mehr jedoch unter ihnen die Mahlerei, welche sich der ätherischen Scheingestalt bedient, und die Bewegung der Mimik in ihren Figuren täuschend nachbildet, als die Plastik und Architektur, welche in dem Be-

streben nach dem Wunderbaren leicht in das falsche Abenteuerliche verfällt. — Unter verschiedenem Charakter stellt sich das Wunderbare, welches mit dem Volksglauben verwandt ist, bei den verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten der Kunst dar. Das Mythische der Griechenwelt hat einen heitern Charakter und erscheint als fröhliches, sinnreiches Bilderspiel der Phantasie; das Mystische in der romantischen und modernen Zeit überhaupt hat einen ernsteren Charakter, und ist oft aus dem trüben gestaltlosen Reich der Ahnungen von der Unterwelt geschöpft. T.

Wünschelruthe (lat. virgula mercurialis, franz. baguette divinatoire) ist eine unter gewissen abergläubischen Umständen verfertigte, zweiästige in einem Stiel verbundene Ruthe, wie eine Gabel geformt, von Holz, Messingdrath, oder Metall, welche ehedem von abergläubischen Menschen angewendet und an gewisse Oerter auf die Erde hingelegt wurde, um da, wohin sich diese Ruthe vorzüglich hinneigte, verborgene Schätze unter der Erde zu entdecken. Eigentlich wurde sie im Bergbau gebraucht, um edle Metalle, Mineralien oder unterirdische Wasser und Erzgänge damit ausfindig zu machen; der Aberglaube aber, der in den vorigen Zeiten vielleicht noch weit mehr Gewalt über die Menschen hatte, gab eben diesen, oder auch Betrügern, sogenannten klugen Leuten und dergleichen, häufig Veranlassung, da, wo sie sich Schätze zu erhalten wünschten, durch Hülfe jenes Zauberstabs sie auch wirklich aufzusuchen. Indessen würde diese Anwendung der sogenannten Wünschelruthe vielleicht nur noch als Denkmal ehemaligen Aberglaubens genannt werden, wenn nicht vor einigen Jahren diese Sache wieder zur Sprache gekommen wäre, indem besonders ein Italiener, Namens Campetti (ein junger Landmann zu Gargnano, am Ufer des Gardasees geboren) durch ernstliche und nachdrückliche Versicherung, Metalle und Wasser unter der Erde, durch körperliche Sensationen wahrnehmen zu können, großes Aufsehen machte, und auch wirklich die angestellten Versuche allerdings sehr für diese Behauptung zeugten. Ritter, ein bekannter Naturforscher zu München, reis'te auf Befehl des Königs von Bayern im Jahr 1806 zu Campetti nach Gargnano, brachte ihn mit nach München, um wiederholte Versuche darüber anzustellen; und es wurden diese auch wirklich besonders mit Schwefelkiespendeln gemacht, von denen man behauptet, daß sie in der Nähe von Metallen schwingen. Ritter hat besonders bei dieser Gelegenheit sich eines Instruments bedient, das er Balancier genannt hat, und das ganz einfach in einem Stabe oder kleinem Streifen von Kupfer oder anderm Metalle, ungefähr 6 Zoll lang und einen halben breit, besteht. Die nähern Nachrichten darüber findet man in Aretins neuem liter. Anz. v. 1807 von Nr. 22 an; und den Resultaten von dieser wichtigen Untersuchung, die gegenwärtig das Nachdenken vieler erfahrnen und berühmten Chemiker beschäftigt (unter andern hat Gilbert äußerst interessante Beleuchtungen dieser Versuche 1808 herausgegeben), sieht man mit großer Erwartung entgegen.

Würfel, s. Cubus.

Wurm (Albert Aloysius Ferdinand), ausgezeichnet unter allen jetzt lebenden Darstellern des Komischen auf der Bühne, ward im April 1783 zu Greifenhagen in Pommern von dürftigen Aeltern geboren. Früh verlor er seine Aeltern; als zartes Kind mußte er schon mit Mangel und Entbehrung kämpfen, und selbst der dürftige Unterricht einer Dorfschule ward ihm nur kurze Zeit zu Theil. Dennoch verließ ihn die glückliche Laune, welche er zur Welt gebracht, schon damals nie; froh und heiter trat der Knabe ins kummervolle Leben ein. Den Verfolgungen einer harten Stief-

mutter entzog er sich durch die Flucht, diente dann zuerst bei Handwerkern, später bei Herrschaften, und lernte in dieser Lage die Sitten der niedern Stände kennen, in deren Nachbildung er nachmals so überaus glücklich geworden ist. Puppenspieler weckten zuerst seine Neigung zum Theater, und als er endlich in Neustreliz ein wirkliches Schauspiel aufführen sah, faßte er den Entschluß, sich selbst auf den Brettern zu versuchen. Er begann nach mehreren mißlungenen Bemühungen diese Laufbahn bei Kunstreitern, nachher fand er ein Unterkommen bei wandernden Schauspielertruppen und Nebenbühnen in Schlesien. Zum erstenmale betrat er die Bühne als Plumper in: Er mengt sich in Alles (später eine seiner besten Rollen). Doch führte ihn seine Stimme von bedeutendem Umfange und ungemeiner Lieblichkeit bald in das Fach erster Tenorpartien, und er debutirte als Belmonte. In Warschau war sein erstes wichtiges Engagement, wo er bis 1804 sich aufhielt; dann machte er nach Breslau, Bamberg, Würzburg eine Kunstreise und blieb an letzterm Orte. Von Würzburg aus unternahm er seine zweite Kunstreise, welche ihn über Mannheim, Darmstadt (wo er sich Voglers Liebe und Achtung erwarb), Cassel nach Berlin im Sommer 1809 führte. Hier machte Ifflands Bekanntschaft Epoche in seinem Leben. Von dem Unvergeßlichen ward er, als er am 8. Nov. 1809 als Tamino mit dem rauschendsten Beifall gastirt hatte, fest engagirt, nachdem er eine neue Kunstreise nach Bamberg, Würzburg und Nürnberg gemacht, und als Kilian in der Sucht zu glänzen debutirt hatte. Mit Kotzebue's Pachter Feldkümmel, welcher in Ifflands Abwesenheit an die berliner Theaterintendanz eingeschickt war, und in welchem an Wurm die Rolle des Pachters ausgetheilt wurde, begann endlich dessen neueste Laufbahn. Nicht lange darnach wurde zum erstenmale das Hausgesinde gegeben, eine Oper, welche in zwei Jahren einige 80mal wiederholt ward. Mit der Partie des Lorenz hatten Wurms erste Tenorrollen ein Ende. Im Sommer 1814, auf einer Kunstreise nach Königsberg, traf ihn die schmerzliche Nachricht von Ifflands Tode. Sein Ruf und die Zahl seiner Verehrer nahm täglich zu. Wurm wäre vielleicht nie von Berlin gekommen, hätte er nicht durch das glückliche Auffassen des Komischen in den Sitten und Eigenthümlichkeiten der jüdischen Nation sich den Haß derselben zugezogen. Die lange verhaltene Erbitterung brach durch das Signal, welches eine durch Devrient von Breslau nach Berlin gekommene Posse: Die Judenschule, später: Unser Verkehr genannt, gab, in offenbare Fehde aus, deren Opfer Wurm werden sollte, der in diesem Lustspiel den Jacob mit dem glänzendsten Erfolg spielte. Es ward ein Criminalprozeß gegen den Künstler erhoben, im Gefängniß mußte er den Erguß seiner herrlichen Laune büßen, und nur die gerechte Huld des Königs wirkte ihm Freiheit und Lossprechung aus. Nach solchen Erfahrungen konnte es ihm wohl nicht verdacht werden, wenn er eine Stadt freiwillig verließ, die eben so voll von Verfolgern als von Verehrern seines Talents war; und es ist sein Glück geworden, was ihm ein Unglück schien. Denn auf seiner darauf erfolgten Kunstreise über Hamburg durch ganz Norddeutschland bis nach dem Rhein und Main ward ihm in dem rauschendsten Beifall, in dem stürmischen Besuch der Schauspielhäuser, in Gedichten und Kritiken die glänzendste Anerkennung seiner Verdienste. Diese seine Reise glich fast einem Triumphzuge, von dem er gegenwärtig (1817 Dec.), und wie es heißt, für nicht lange Zeit, in Leipzig ausruht. — Eine ausführliche Charakteristik dieses interessanten Künstlers geben, hieße dem Gerichte der Nachwelt vorgreifen. Nur so viel sey hier für diejenigen gesagt, die noch nicht das Glück hatten, ihn zu sehen: er ist in der Darstel-

ng des Niedrigkomischen bis in seine feinsten Nuancirungen einer der icklichsten Schauspieler aller Zeiten. Eine unerschöpfliche Laune, Fe- zkeit und psychologische Richtigkeit in der Charakterzeichnung, ein glück- her Takt, das Komische im Leben aufzugreifen und wiederzugeben, eine nfte, melodische Stimme, und ein bis zum Bewunderungswürdigen egsames Organ sind die hervorstechenden Vorzüge seines Talents. Durch nen Heinrich im Zinngießer, Adam im Dorfbarbier, Lorenz im Haus- sinde, Crack im Lügner und Sohn, Ferdinand in den Drillingen, Ja- b in unser Verkehr, Schneider im Schneider und Sänger, Matz im ntermezzo ꝛc. ꝛc. ist er Liebling von ganz Norddeutschland geworden. Mit ner ausführlichen Biographie und der Geschichte seines unglücklichen rozesses eröffnete ein Freund und Verehrer seiner Kunst in Hamburg vor urzem eine Zeitschrift: Hamburgs Wächter genannt, an welche ejenigen verwiesen werden, welche den herrlichen Komiker näher kennen nen wollen.

Würmer können als Krankheitsursache bei Menschen und bei Thie- n vorkommen. Die gewöhnlichsten bei den Menschen sind im Darmcanal, nd zwar die Madenwürmer, Ascariden und Trichuriden, in den cken Gedärmen, die Spulwürmer, vorzüglich in den sogenannten innen Gedärmen, wo auch die Bandwürmer sich aufhalten. Die adenwürmer sind den Käsemaden ähnlich, manche aber sind auch bei- he eines Fingers lang. Sie sind besonders häufig bei Kindern, denen ein sehr lästiges Jucken im Mastdarme, Drängen zum öftern Stuhlgang . a. Beschwerden mehr verursachen. Die Spulwürmer sind den Regen- ürmern ähnlich, doch mehr weißlich von Farbe und mit einem Ring, der it kleinen Wärzchen besetzt ist, an der Spitze des Kopfes. Die Maul- fnung besteht aus verschiedenen Saugröhren. Sie sind oft klumpen- eise oder ihrer viele in einen Knaul zusammengewickelt an mehreren tellen der Därme vorhanden, sowohl bei Kindern als bei Erwachsenen: erursachen durch ihr Saugen und ihre Bewegungen oft viel Reiz auf die ände der Gedärme, und daher Kneipen, Schmerzen im Unterleibe, mei- ens in der Nabelgegend, und besonders nach dem Genusse süßer Speisen, der anderer Dinge, die ihnen zuwider sind. Gewöhnliche Zeichen ihrer egenwart sind Uebelkeit, Zusammenfluß wässerichten Speichels oder an- erer Flüssigkeit in dem Munde; übelriechender Athem; blasses aufge- unsenes Gesicht mit blaulichen oder bräunlichen Bogen, besonders an dem ntern Augenrande; Erweiterung des Augensterns, unruhiger Schlaf it halbgeöffneten Augenliedern, auch zuweilen mit Zähneknirschen; trü- er, weißer Urin; ein dicker, gespannter Unterleib. Die Bandwürmer nd platt, von weißlicher Farbe, oft sehr bedeutender Länge, gegliedert, nd aus unzähligen Gelenken zusammengesetzt. Die gewöhnlichsten bei em Menschen sind der Kürbißwurm, mit längern und schmalen Gelenken, elche den Kürbißkernen ähneln, und der breite Bandwurm mit etwas reitern Gelenken. Bei beiden Arten werden die Gelenke immer kürzer nd schmäler, je näher sie dem Kopfe kommen. Dieser besteht aus einem ünnen Faden, der sich in einem Knötchen endigt, woran entweder bloße augröhren oder auch Haken befindlich sind. Der Bandwurm heißt auch er Einsiedler ((vermis solitarius), weil er sich allein in den dünnen Ge- ärmen befindet, die er oft alle Gänge hindurch einnimmt. Die Zeichen sei- es Vorhandenseyns in den Gedärmen sind aber ziemlich unbestimmt, in- em er zuweilen heftige Zufälle, seltsame Gefühle im Unterleibe von Druck, on Kälte und von wellenförmiger Bewegung, heftige Schmerzen, Krämpfe pileptische und convulsivische Zufälle erregt, zuweilen aber auch sich ganz

ruhig verhält. Das gewiſſeſte Zeichen iſt, wenn von Zeit zu Zeit Stücken des Wurms durch den Stuhlgang abgehen, welche ſich durch das ſtete Wachsthum des Wurms von ſelbſt ablöſen. Ueber die Entſtehung der Eingeweidewürmer im Menſchen haben die Aerzte und Naturforſcher verſchiedene Meinungen gehegt. Der Annahme, daß der Saame von außen in die Gedärme komme, ſteht Mehreres entgegen, z. B. daß jede Thierclaſſe und ſo auch der Menſch ihre eigenen Arten von Würmern haben; daß dieſe Würmer außerhalb der Eingeweide in der Natur nirgends vorkommen; daß es eine Verſchwendung wäre, die der weiſen und zweckmäßigen Einrichtung, die wir allenthalben in der Natur wahrnehmen, ganz zuwider liefe, wenn man annehmen wollte, daß der Saame der Würmer außerhalb der thieriſchen Körper verbreitet und dennoch beſtimmt wäre, ſich nirgends als in den Eingeweiden der Thiere, wenn er durch einen Zufall in dieſelben käme, zu entwickeln. Es iſt daher weit conſequenter, anzunehmen, daß der Stoff zu den Würmern oder der Saame jedem thieriſchen Körper angeboren iſt, und nur beſondere krankhafte Verhältniſſe die Erzeugung und Ausbildung derſelben begünſtigen. Dies wird noch wahrſcheinlicher durch die Erfahrung, daß zwar beinahe jeder Menſch Würmer hat, beſonders Spulwürmer und Madenwürmer, jedoch der eine mehr, der andere weniger, und beſondere Krankheitsanlagen die häufigere Erzeugung derſelben ſo ſehr begünſtigen, daß ſie alsdann erſt wieder zu einer Krankheitsurſache werden. Es gibt daher zuweilen eine epidemiſche Conſtitution, während welcher man weit mehr als zu andern Zeiten bei den Kranken bemerkt, daß Würmer Urſache entweder der ganzen Krankheit, oder doch der meiſten Symptome derſelben ſind. War dies bei fieberhaften Krankheiten der Fall, ſo nannte man ſie auch wohl geradezu Wurmfieber, obgleich die Würmer (vorzüglich die Spulwürmer) nur die entfernte Urſache waren. H.

Wurmſer (Dagobert Siegmund, Graf von), kaiſerl. öſterr. Generalfeldmarſchall, ein verdienſtvoller Feldherr des vorigen Jahrhunderts. Er ſtammte aus einer angeſehnen und reichen Familie im Elſaß, und wurde 1724 geboren. Anfangs wollte er ſich den Wiſſenſchaften widmen, trat aber bald in öſterreichiſche Kriegsdienſte, machte den ganzen ſiebenjährigen Krieg mit, und kam als Generalfeldwachtmeiſter aus demſelben zurück. Im J. 1773 wurde er Chef eines Huſarenregiments, und einige Jahre ſpäter Feldmarſchalllieutenant. Im bayeriſchen Erbfolgekriege commandirte er ein beſonderes Corps in Böhmen. Aus der Geſchichte jenes Krieges iſt bekannt, daß in der erſten Campagne (1778) von beiden Seiten kein großes Unternehmen gewagt wurde; aber beide Armeen beunruhigten ſich häufig in den Winterquartieren, beſonders an der Gränze von Schleſien und der Grafſchaft Glaz. Gegen dieſe letztere, und gegen Glaz ſelbſt, beſchloß Wurmſer eine Unternehmung. Es gelang ihm (d. 18. Jan. 1779), die Preußen in Habelſchwerd zu überwältigen und viel Gefangene zu machen — faſt der einzige bedeutende Vortheil, den die Oeſterreicher in dieſem Kriege über die Preußen erhielten — aber gegen Glaz ſelbſt konnte er nichts weiter ausführen. Die Preußen rückten verſtärkt vor, und der am 8ten März geſchloſſene Waffenſtillſtand, auf welchen der Friede zu Teſchen folgte, machte allen weitern Unternehmungen ein Ende. Wurmſer wurde in der Folge zum commandirenden General in Gallizien, und 1787 zum General der Cavallerie ernannt. Beim Ausbruche des franzöſiſchen Revolutionskriegs erhielt er das Commando über ein Armeecorps, das ſich im Breisgau zuſammenzog. Er ging am 31ſten März 1793 bei Ketſch, zwiſchen Mannheim und Speier, über den Rhein,

griff am folgenden Tage den Nachtrab der französischen Armee unter Custine an und ließ seine Vorposten bis Landau streifen, welches er, doch ohne Erfolg, auffoderte. Sein Hauptquartier war hierauf zu Speier, wo das Condésche Corps sich mit ihm vereinigte. Am 13. Oct. eroberte er, in Verbindung mit dem Herzog von Braunschweig, die berühmten weißenburger Linien. Durch nachfolgende minder glückliche Gefechte wurde er (im December) genöthigt, mit seinem sehr geschwächten Corps über den Rhein zurückzugehen. Er wurde im Januar 1794 von seiner Armee abberufen, deren Commando der Prinz von Waldeck interimistisch erhielt. Im August 1795 kam er wieder zu der Armee, und nachdem die Franzosen im 18ten und 29sten October bei Mannheim geschlagen worden waren, griff er diese Festung an, die sich ihm am 22sten November ergab. Nachdem im December 1795 zwischen den Deutschen und Franzosen der Waffenstillstand abgeschlossen war, nahm Wurmser sein Hauptquartier zu Mannheim, und hielt mit seinen Truppen die Gegend von Lautern bis Landstuhl, längs dem Speierbach bis an den Rhein besetzt. Am Rhein herrschte bis zum Mai 1796 eine fast gänzliche Unthätigkeit; desto lebhafter wurde der Krieg in Italien geführt. Beaulieu, der sich mit der österreichischen Armee bis in das Tyrol hatte zurückziehen müssen, legte das Commando derselben nieder, und Wurmser wurde anstatt seiner zum Oberbefehlshaber der Armee in Italien ernannt. Am 1sten Juli 1796 traf Wurmser im Hauptquartier zu Trient ein, und machte sogleich Anstalten zum Vordringen, um das von den Franzosen blokirte und von Wukassowich tapfer vertheidigte Mantua zu befreien. Zu Ende des Juli rückte Wurmser zum Entsatz von Mantua vor, und vertrieb die Franzosen aus verschiedenen Stellungen. Diese hoben zwar die Blokade von Mantua auf, erhielten aber (am 3ten und 5ten August) entscheidende Vortheile über die getheilten österreichischen Armeecorps, die sich über die Etsch zurückziehen mußten. Wurmser drang jedoch unter verschiedenen Gefechten bis Mantua vor, wo er am 13. Sept. ankam. Am 30. Sept. warf er sich, von den Franzosen gedrängt, in die Festung, in welcher er nun blokirt wurde; doch machte er von Zeit zu Zeit verschiedene glückliche Ausfälle, aber die Schlacht bei Arcole (d. 15. Nov.), wo die Oesterreicher unter Alvinzy geschlagen wurden, hatte auch die nachtheilige Folge, daß Mantua enger eingeschlossen wurde. Der Verlust der Schlachten bei Rivoli und bei der Favorite unweit Mantua (d. 14. u. 16. Jan. 1797) verschlimmerte die Lage dieser Festung, von deren Schicksal auch das Schicksal Italiens abzuhängen schien. Die Unmöglichkeit eines Entsatzes, Mangel an Lebensmitteln und besonders der gänzliche Mangel an den nothwendigen Arzneien bei eingerissenen Seuchen nöthigten endlich den Feldmarschall Wurmser, am 2. Febr. Mantua, nach einer Blokade von neun Monaten, an den französischen General Serrurier zu übergeben. Für Wurmsern war die Capitulation sehr ehrenvoll, und der französische Obergeneral Buonaparte ließ ihm in seinem Berichte an das Directorium alle Gerechtigkeit wiederfahren. Der unglückliche aber verdienstvolle 73jährige Held ging nach der Uebergabe von Mantua nach Wien, und wurde zum commandirenden General in Ungarn bestimmt. Ehe er aber noch diesen Posten antreten konnte, starb er zu Wien am 21sten August an den Folgen der in der hartnäckigen Vertheidigung von Mantua sich zugezogenen Krankheit. Außer dem Ruhme eines tapfern und einsichtsvollen Feldherrn gebührt ihm auch das Lob eines edelmüthigen und freigebigen Mannes. So gab er auch einen Beweis seiner Toleranz dadurch, daß er in Prag zuerst einen Gottesdienst für die protestantischen

Militärs einrichten ließ, ehe noch die dasigen Lutheraner ihren eignen Gottesdienst erhielten.

Würtemberg (Königreich). Kein größerer Staat in Deutschland, keiner in ganz Europa ist wohl auf eine so eigenthümliche und einzige Art entstanden, als das Königreich Würtemberg, oder wie man ehemals schrieb, Wirtemberg. Man hat, vorzüglich in früherer Zeit gar viel über die Entstehung des Namens vermuthet und geschrieben, und Würtemberg ist gleichbedeutend mit Rumsperg oder Frauenberg gemacht worden, oder hat man es von Virotungen, einem allemannischen Gaunamen, abgeleitet, ohne daß sich jedoch irgend ein Resultat ergeben hätte. So viel ist gewiß: Würtemberg war ursprünglich der Name einer Burg des unweit Stuttgart am mittleren Neckar gelegenen Stammhauses; von da wurde es Familienname, dann der Name eines Herzogthums; endlich des Königreichs. Im elften Jahrhundert, zur Zeit Kaiser Heinrichs IV. nennt die Geschichte zum erstenmal Herren von Würtemberg, überhaupt zum erstenmal den Namen Würtemberg; bis zur Mitte des 13ten Jahrhunderts kommt die Familie nur hie und da gelegentlich wieder zum Vorschein, und es kann 15 bis 20 und noch mehrere Jahre anstehen, ohne daß ihrer und ihres Namens auch nur einmal Erwähnung geschieht; endlich von der Mitte des 13ten Jahrhunderts an werden in ununterbrochener Reihe Vater und Söhne und Enkel hinter einander genannt, und die Geschichte Schwabens ist voll ihrer Thätigkeit und ihres auf einen bestimmten Zweck hinzielenden Wirkens. Wo sie zum erstenmal Herren von Würtemberg uns vorführt, nennt sie dieselben nicht Grafen, dagegen aber alle spätern. Auch gab es nie eine Grafschaft, die so hieß, und es ist unwahrscheinlich, wenigstens ohne geschichtlichen Grund, daß Kaiser Heinrich IV. zur Belohnung treuer Dienste die Familie mit der Grafschaft Würtemberg belehnt habe, so wie die Hohenstaufen mit dem schwäbischen Herzogthum. Die Herren und Grafen von Würtemberg sind nicht ursprünglich kaiserliche Beamte, deren Amtsdistrict sich endlich ins Lehen verwandelt hätte, sondern sie sind die Besitzer ausgedehnter, ihnen eigenthümlich angehöriger Güter in Schwaben, welchen, wie mehrern andern, ehrenhalber der Grafenname beigelegt wird. Graf Ulrich mit dem Daumen, um die Mitte des 13ten Jahrhunderts, ist der Herr von Würtemberg, von welchem die würtembergische Geschichte in ununterbrochener Folge bis auf unsre Zeit herabläuft. Anfangs ist diese Geschichte durchaus Familiengeschichte; dessen, was er und seine Nachfolger an Land und Leuten besessen haben, geschieht nur gelegentlich Erwähnung, wenn von ihm und diesen Nachfolgern selbst die Rede ist. Würtembergische Besitzungen waren wohl zu seiner Zeit, neben den alten Stammburgen Würtemberg und Beutelspach im Herzen von Niederschwaben, die Städte Stuttgart, Lemberg, Canstadt, Waiblingen und Marbach; er selbst mag Schorndorf und Göppingen dazu erworben haben; gewiß ist, daß die Grafschaft Urach durch sein Verdienst ans bisherige Familiengut sich anschloß. Ueberhaupt war die Familie schon von alter Zeit her im Rems-, Vils- und mittlern Neckerthale begütert; sie hatte Allodien im Enzgau, aufwärts Calw und Tübingen zu; selbst in Oberschwaben war ihr bedeutender Gütererwerb gelungen, aber von diesem allem nichts zusammenhängend oder geschlossen; überall, sogar in ihrer alten Heimath, selbst am Fuß des Stammhauses, war ihr Besitzthum von Gütern andrer Herren mannichfach durchschnitten. Um so schwieriger mußte ihr Emporkommen seyn, und um so verdienstlicher ist es. Unmittelbar vor Ulrich mit dem Daumen waren ihr die Herzoge von Teck, die Pfalzgrafen von Tübingen, die Grafen von

Zaihingen und andere an Macht und Familienreichthum überlegen, ge-
waltige Reichsstädte saßen ihr auf dem Nacken, und wohlhabende Klö-
ster streckten nach jedem Gut die Hände aus, das zu haben war; aber diese
kamen nicht vorwärts, und jene gingen insgesammt zu Grunde, während
das schwächere Würtemberg ohne Unterbrechung in die Höhe zu wachsen
fortfuhr. Nur die eigenthümliche Kraft der Familie, welche in der glei-
chen Fülle, wie sie die Väter belebte, in den Söhnen wieder zum Vorschein
kam; das stete Streben dieser Kraft auf Einen Zweck hin, das sich von
Geschlecht zu Geschlecht vererbte, und eine höchst kluge Benutzung jedes
günstigen Umstands zur Erreichung dieses Zwecks, erklärt die außeror-
dentliche Erscheinung. Damals war ganz Deutschland, war vorzüglich
Schwaben ohne ein bedeutendes Oberhaupt. Bereits hatte sich die Macht
der alten Hohenstaufen beinahe in Nichts verloren, und der edle Stamm
selbst wurde bald darauf vollends vernichtet; die Könige und Kaiser von
Deutschland seit dem Ende Friedrichs II bis auf Rudolph von Habs-
burg waren leere, markloſe Schattenbilder. Frei und beinahe in jeder
Hinsicht unabhängig standen die tausend größeren und kleineren Herren
Schwabens neben einander; jetzt galt es, sich in der Mitte derselben
hervorzuthun und den Nachbarn den Rang abzulaufen. Unter solchen
Umständen machte sich Graf Ulrich mit dem Daumen, das Haupt
der bisher wenig bekannten würtembergischen Familie, weit und breit
einen Namen; ihm, dem kühnsten, unternehmendsten und tapfersten Rit-
ter im ganzen Schwabenland, mußten selbst die schwachen Könige, wel-
chen er furchtbar war, gute Worte geben, und nicht nur durch Kauf ver-
mehrte er sein angestammtes Gut, wie man aus Urkunden sieht, sondern
auch durch Krieg und Eroberung; achtmal, sagt eine alte Chronik, kam
er triumphirend aus dem Feld, und nie ward er geschlagen. Er ist der
eigentliche Gründer und Ahnherr der Größe des würtembergischen Hau-
ses, und vorzüglich in dieser Hinsicht ist der Beiname des Stifters, welchen
er ebenfalls, aber aus anderm Grund, in der Geschichte führt, bei ihm
höchst bedeutsam. Sein Sohn und Nachfolger, Graf Eberhard der
Erlauchte selbst, erkennt ihn dafür an, ihm nach gab er seinen Söhnen
und Enkeln den Namen Ulrich; Männer wie er sollten sie werden, und
wenn er und seine Söhne sich ihre Besitzungen, Rechte und Freiheiten von
den Kaisern bestätigen lassen, wollen sie dieselben so, wie Graf Ulrich mit
dem Daumen sie besessen habe. Mit dem Satz von Familiengut, welchen
er gestiftet und hinterlassen hatte, wucherte eben dieser Eberhard länger
denn 50 Jahre mit nie rastender, wunderbarer Anstrengung des Leibes
und der Seele, und auch er hinterließ noch einmal so viel an Land und Leu-
ten und Einkünften, als er von seinem Vater ererbt hatte. Keck und ohne
Nachtheil bestand er ernsthafte Fehden mit den Kaisern Rudolph von
Habsburg, Adolph von Nassau, Albrecht von Oesterreich; so mächtig und
begütert war er schon zur Zeit der Ermordung des Letztern, daß man An-
sprüche auf den Thron der deutschen Könige von ihm erwartete. Allein
Heinrich von Luxemburg wurde gewählt, und Eberhard, welcher sich jetzt
vorzüglich widerspenstig bezeigte, von ihm in die Acht gethan, von seinen
Feinden, deren er eine Menge hatte, aller Orten angegriffen, von seinen
Unterthanen verlassen, all seiner Burgen und Städte, seines ganzen Lan-
des so durchaus beraubt, daß er bei dem Markgrafen von Baden einen
Ort der Zuflucht sich suchen mußte. Damals wäre es wohl um den so
schön aufblühenden Namen Würtemberg auf einmal geschehen gewesen,
wenn nicht Heinrich VII. unvermuthet schnell sein Grab in Italien ge-
funden hätte. Nun erhob sich der niedergedrückte Eberhard eilig wie-

Zeit diesen Staat doch niemals Grafschaft Würtemberg; auch war er es nicht, sondern Aggregat verschiedener Graf- und Herrschaften. Glücklich war dieses Zusammenwachsen unter Würtemberg vorzüglich für die Grafen derselben. Sie, an die Scholle gebannt, saßen jeder in seiner Stadt oder seinem Dorfe fest und unbeweglich, so lang sie dem alten Herrn angehörten; jetzt konnten sie sich in einem ausgedehnteren Vaterlande umthun, sie kamen immer jeden Augenblick aus einer Hand in die andere; sie und ihr Eigenthum waren geschätzter. Nur wenig Erobertes findet sich unter diesem würtembergischen Gebiet; man kennt es nicht einmal; beinahe alles wurde erkauft, und höchst günstiger Umstand in dieser Hinsicht war für die Grafen das unkluge Haushalten der begüterten Geschlechter in ihrer Nähe. Diese verschwendeten, sie sparten und hielten zusammen; immer fehlte es diesen an Geld, und sie konnten immer Geld geben, und wußten sich dasselbe aus immer neuen Quellen zu verschaffen. Ergiebige Geldquelle war vorzüglich die Landvogtei in Ober- und Niederschwaben und im Elsaß, öfters in mehreren dieser Provinzen zugleich, welche jenen Ulrichen und Eberharden häufig von den Kaisern übertragen wurde. Da sollten sie Klöster und Reichsstädte schirmen, und erlaubte Einkünfte waren ihnen davon gestattet; aber nicht den Schutz und Schirm derselben machten sie zum Hauptaugenmerk ihres Berufs, sondern wie sie recht tüchtig Geld von ihnen erpressen möchten. Oefters mußte ihnen deßhalb die Landvogtei wieder abgenommen werden, und eine Menge ihrer Fehden mit den Reichsstädten und eine unverkennbare gegenseitige Erbitterung hat hierin ihren letzten Grund. Auch scheuten sie von Anfang an kein Schuldenmachen bei Juden oder Christen, sich Geld zu verschaffen, und erstern wies man hie und da einen kaiserlichen Freibrief vor, daß man keine Pflicht habe, sie zu bezahlen. Selbst das Geringste, das ihren Familienfond vermehren mochte, ward nicht von ihnen verschmäht; eben so gut ein Stück Lands für 15 oder 20 Pfund Heller, das sich ihnen anbot, als eine ganze Herrschaft erkauft. Manche Familie, vorzüglich die der Pfalzgrafen von Tübingen, ging zum Theil auch dadurch zu Grund, daß sie Ruhm und Verdienst darin suchte, Klöster zu stiften und fortdauernd mit ihrem Gut zu begaben, und auf diese Art den alten Familiensatz mehr und mehr verringerte. Nicht so die Würtemberger. Stets wußten sie ihre Frömmigkeit in dieser Hinsicht zu beschränken; von den vielen Klöstern in ihrer Nähe ist keines von ihnen gestiftet, keines durch Vergebung von ihnen bereichert werden; ja je reicher sie selbst wurden, desto weniger bemerkt man bei ihnen Lust und Drang, ihr Eigenthum in todte Hände zu verschenken. Aber die Hauptsache, wodurch ihnen dies Erwerben von Land und Leuten, die Gründung ihres Staats möglich wurde, ist unstreitig der Umstand, daß gerade in diesem Zeitpunkt, als es galt zu erwerben und zu gewinnen, nie eine Theilung des väterlichen Erbes Statt hatte, sondern das gesammte Familiengut ununterbrochen in einer Hand zum Umtrieb beisammenblieb. Die Herzoge von Teck, die Pfalzgrafen von Tübingen theilten und theilten, wie mit Blindheit geschlagen, immerfort, bei der würtembergischen Familie aber war dieses Beisammenlassen des väterlichen Erbes nicht bloß Folge des Zufalls, weil der Himmel einem Vater nie über zwei Söhne gab, sondern früher sogar ausgesprochener Grundsatz. Graf Eberhard dem Erlauchten fällt es durch eine zufällige Veranlassung ein, daß sein Besitzthum in späterer Zeit einmal getheilt werden könnte, und der bloße Gedanke preßt ihm den Ausruf aus: wo Gott für sey! Er hat vielleicht einen ältern Bruder gehabt, aber getheilt ist nicht worden; ihm selbst wa-

ren zwei Söhne und von beiden Enkel erwachsen; sein älterer Sohn starb vor ihm, der Enkel aber lebte; allein er mußte sich der Kirche widmen, und der noch übrige Sohn blieb einziger Erbe. Sodann verlangte der Bruder Eberhards des Greinerers von Gott Heinrich, eine Landestheilung des ererbten und des gewonnenen Guts, aber der Greiner zwang ihn mit Gewalt, davon abzustehen. So einig man glücklich dem Adel bis zum J. 1442. und bis dahin hatte sich der würtemberg. Staat in seiner Hauptmasse gehalten. Allein jetzt theilten die zwei Söhne Graf Eberhards IV. alles würtembergische Besitzthum zum erstenmal in zwei gleiche Hälften. Zu Ludwigs Antheil gehörten die Aly und der Schwarzwald, so weit sie würtembergisch waren, und er behnte sein Ansehen weit an das Unterland hin. Ueber den Besitz der Bauern und seine Linie bestätigt davon die von Urach; die Bergstr. Neuffen gab dem Stamm seines Bruders, Ulrich, den Namen. Nur 40 Jahre, bis 1482. dauerte die Trennung. Bald erkannte man, daß solche durch den Adel neben aufmerksam gemacht, und den ersten Anlaß zu neuen die Theilung die Kraft des Hauses geschwächt worden sey, und mit seinsuchsvollem Nachdruck in die Versammlungen gestand man sich selbst das dadurch verminderte Ansehen. Graf Eberhard im Bart (s. d. Art.) von der ältesten Linie, nachher der erste Herzog der Bauern und Anfänger die Wiedervereinigung zu einem Ganzen und das Schicksal selbst begünstigte dieselbe, indem mit ihm der Urachische Stammbaum ausstarb, und die kinie von Neuffen mit Eberhards Sohne Heinrich, den Sohn Ulrichs des Vielgeliebten, fortgepflanzt wurde. Wirklich sah Eberhard im Bart alle würtembergische Besitzungen durch den Münsinger Vertrag vom J. 1482 in seiner Person endlich wieder vereinigt, bei welcher Gelegenheit Ulrich Eberhard im Bart auch für alle Zeiten zum Herzog machte. Dreißehn Jahre darauf, 1495. wurden sie unter ihm von Kaiser Maximilian I. zum Herzogthum vereinigt, und die Familie zur herzoglichen erhoben; nun erst ward der Name Würtemberg zum Landesnamen, und statt der Unebenheit der vorigen Verfassung ausgeforochen. Schon damals war es der bedeutendste Staat in ganz Schwaben, sein Herzog später kreisausschreibender Fürst mit dem Bischof von Constanz und einiger Directer der Kreisversammlung. In der schlechtesten Sammlung erhielt Eberhard im Bart jedoch die Belehnung den Sitz unmittelbar nach den bisherigen Herzogen des Reichs, vor allen gefürsteten Mark- und Landgrafen. Eben aber den Bemühungen dieses edeln Mannes, die beiden Landestheilten wieder zu vereinigen, und den Grundsatz der Unheilbarkeit zum Gesetz zu erheben, verdanken die Würtemberger zugleich das erste Hervortreiben ihrer ständischen Verfassung, welche, was sie geworden ist, ohne diesen Umstand vielleicht nimmer geworden wäre. Eberhard im Barte hatte mit einem Meister, Heinz Sürgern Eberhard, im thun, deren Charakterschilderung als selbständige Unfähigkeit zum Regenten das Beste, was man anordnen mochte, vereitelt, das Land selbst wieder zerschleudert hätte. Darum ließ er Landstände werden, Prälaten, Ritterschaft und Landschaft, und durch sie namentlich jenes Gesetz der Unveräußerlichkeit garantiren. Diese Landstände blieben, mit Ausnahme des Adels, der sich späterdin von Würtemberg ganz losmachte, und somit war das Gerüst zu einer Verfassung gegeben, welche in den ersten Jahrhunderten des Herzogthums ihre weitere Ausbildung erhalten sollte. Der Tübinger Vertrag vom 1514 (s. d. Art.) unter Herzog Ulrich dem würtembergischen Volk seine Rechte; unter Christoph (s. d. Art.) ward das Lutherthum verfassungs-

Mittelalter, Renaissance, Barock, Rokoko, Klassizismus, Romantik, Biedermeier, Gründerzeit, Jugendstil, Expressionismus, Neue Sachlichkeit, Nationalsozialismus, Nachkriegszeit, Postmoderne, Gegenwart. Diese Einteilung ist nicht nur für die Kunstgeschichte, sondern auch für die Literaturgeschichte, Musikgeschichte, Architekturgeschichte, Modegeschichte, Geschichte der Möbel, Geschichte der Gebrauchsgegenstände, Geschichte der Technik, Geschichte der Wissenschaften, Geschichte der Religionen, Geschichte der Philosophie, Geschichte der Politik, Geschichte der Wirtschaft, Geschichte der Gesellschaft, Geschichte der Kultur, Geschichte der Zivilisation, Geschichte der Menschheit, Geschichte der Erde, Geschichte des Universums, Geschichte der Zeit, Geschichte der Ewigkeit, Geschichte des Nichts, Geschichte des Alles, Geschichte des Seins, Geschichte des Werdens, Geschichte des Vergehens, Geschichte des Lebens, Geschichte des Todes, Geschichte der Liebe, Geschichte des Hasses, Geschichte der Freude, Geschichte des Leids, Geschichte der Hoffnung, Geschichte der Verzweiflung, Geschichte des Glaubens, Geschichte des Unglaubens, Geschichte der Wahrheit, Geschichte der Lüge, Geschichte der Schönheit, Geschichte des Hässlichen, Geschichte des Guten, Geschichte des Bösen, Geschichte der Gerechtigkeit, Geschichte der Ungerechtigkeit, Geschichte der Freiheit, Geschichte der Unterdrückung, Geschichte der Demokratie, Geschichte der Diktatur, Geschichte des Krieges, Geschichte des Friedens, Geschichte der Revolution, Geschichte der Reaktion, Geschichte des Fortschritts, Geschichte des Rückschritts, Geschichte der Entwicklung, Geschichte der Stagnation, Geschichte der Evolution, Geschichte der Revolution, Geschichte der Veränderung, Geschichte der Beharrung, Geschichte der Bewegung, Geschichte der Ruhe, Geschichte der Dynamik, Geschichte der Statik, Geschichte der Kinetik, Geschichte der Thermodynamik, Geschichte der Quantenmechanik, Geschichte der Relativitätstheorie, Geschichte der Stringtheorie, Geschichte der Schleifenquantengravitation, Geschichte der Supersymmetrie, Geschichte der Supergravitation, Geschichte der Kaluza-Klein-Theorie, Geschichte der Brane-Welten, Geschichte der Multiversen, Geschichte der Parallelwelten, Geschichte der Zeitreise, Geschichte der Wurmlöcher, Geschichte der Alcubierre-Warpblase, Geschichte der Tachyonen, Geschichte der Gravitonen, Geschichte der Photonen, Geschichte der Elektronen, Geschichte der Quarks, Geschichte der Leptonen, Geschichte der Bosonen, Geschichte der Fermionen, Geschichte der Atome, Geschichte der Moleküle, Geschichte der Zellen, Geschichte der Gewebe, Geschichte der Organe, Geschichte der Organismen, Geschichte der Arten, Geschichte der Evolution, Geschichte der Genetik, Geschichte der DNA, Geschichte der RNA, Geschichte der Proteine, Geschichte der Enzyme, Geschichte der Hormone, Geschichte der Neurotransmitter, Geschichte der Synapsen, Geschichte der Neuronen, Geschichte des Gehirns, Geschichte des Bewusstseins, Geschichte des Unterbewusstseins, Geschichte des Traums, Geschichte des Schlafs, Geschichte des Wachseins, Geschichte der Wahrnehmung, Geschichte der Sinne, Geschichte der Emotionen, Geschichte der Gefühle, Geschichte der Gedanken, Geschichte der Sprache, Geschichte der Schrift, Geschichte der Kommunikation, Geschichte der Medien, Geschichte der Information, Geschichte der Daten, Geschichte der Algorithmen, Geschichte der Künstlichen Intelligenz, Geschichte der Maschinen, Geschichte der Roboter, Geschichte der Cyborgs, Geschichte der Transhumanisten, Geschichte der Posthumanisten, Geschichte der Singularität, Geschichte der Apokalypse, Geschichte der Erlösung, Geschichte der Verdammnis, Geschichte des Himmels, Geschichte der Hölle, Geschichte des Fegefeuers, Geschichte der Seelenwanderung, Geschichte der Reinkarnation, Geschichte der Auferstehung, Geschichte des Jüngsten Gerichts, Geschichte der Endz

Aufgabe 1 (Wirtschaftsgüter, Produktionsfaktoren, Bedürfnisse)

Ordne die folgenden Begriffe in die Tabelle ein: Brot, Kleidung, Wasser, Luft, Auto, Arbeit, Boden, Maschine, Gebäude, Rohstoffe, Geld, Bildung, Medikamente, Computer, Werkzeug, Strom, Fahrrad, Kapital, Handy, Nahrung

Freie Güter	Wirtschaftsgüter	Produktionsfaktoren	Bedürfnisse

Aufgabe 2 (Bedürfnispyramide)

Ordne die folgenden Bedürfnisse in die Bedürfnispyramide ein: Sicherheit, Selbstverwirklichung, Essen und Trinken, Wertschätzung, Soziale Kontakte, Schlafen, Kleidung, Wohnung, Bildung, Gesundheit, Luxusgüter, Freizeit, Arbeit, Medikamente, Geld, Luft, Wasser, Kapital, Boden, Rohstoffe

Stadt, die Gegend ist reizend, und die Luft ist rein und gesund. Die Stadt hat 3 Thore, 3 Vorstädte, 2 Kirchen, 1 Rathhaus, 1 Schloß, 1 Spital, 1 Schule, 1 Bad, 1 Brauhaus, 1 Mühle, 1 Ziegelhütte, 1 Kalkofen, 1 Gypsofen, 1 Schleifmühle, 1 Hammerwerk, 1 Eisenwerk, 1 Drahtzug, 1 Nagelschmiede, 1 Messingwerk, 1 Zinnwerk, 1 Bleiweißfabrik, 1 Zinkhütte, 1 Schwefelsäurefabrik, 1 Salpeterfabrik, 1 Pulverfabrik, 1 Zündhütchenfabrik, 1 Patronenfabrik, 1 Gewehrfabrik, 1 Bleistiftfabrik, 1 Spielkartenfabrik, 1 Bronzefabrik, 1 Lackirfabrik, 1 Vergoldefabrik, 1 Versilberfabrik, 1 Vernickelungsfabrik, 1 Verkupferungsfabrik, 1 Verzinnungsfabrik, 1 Verzinkungsfabrik, 1 Verbleiungsfabrik, 1 Verchromungsfabrik, 1 Verplatinirungsfabrik, 1 Verirridiumungsfabrik, 1 Verosmiumungsfabrik, 1 Verpalladiumungsfabrik, 1 Verrhodiumungsfabrik, 1 Verruthenungsfabrik, 1 Verwolframungsfabrik, 1 Vermolybdänungsfabrik, 1 Vertantalungsfabrik, 1 Verniobiumungsfabrik, 1 Vertitanungsfabrik, 1 Verzirkoniumungsfabrik, 1 Verthoriumungsfabrik, 1 Verceriumungsfabrik, 1 Verlanthanungsfabrik, 1 Verdidymungsfabrik, 1 Verterbiumungsfabrik, 1 Verytterbiumungsfabrik, 1 Verholmiumungsfabrik, 1 Verthuliumungsfabrik, 1 Verdyspros

angefangen worden war. Das Königreich sollte, das war sein Wille, eine den Verhältnissen der Zeit und des Volks in jeder Hinsicht angemessene Verfassung erhalten. Schon als er im September 1797 seinen Antritt der Regierung kündigt, machte er sie bedeutungsvoll auf die Rechte des Tübinger Vertrags, als die Basis der ganzen Verfassung des ehemaligen Herzogthums, aufmerksam, und der erneuerte und auf ganz Würtemberg ausgedehnte Verfassungsvertrag müßte sie zur Grundlage erhalten. Weil die Vorarbeiten dazu noch nicht gänzlich vollendet waren, so vertagte er einstweilen die Versammlung, um dem verarmten Land die so bedeutenden Kosten ihres nach Ludwigsburg anberaumten Zusammentritts zu ersparen, bis der Entwurf, an welchem vorzuarbeiten wäre, beschleunigt und dann die Stände sogleich wieder zusammenberufen werden sollten. Das Geschäft wurde mit Eifer, doch dem Könige, der ein feineres Ohr gegen Worte hatte, die nicht sinn- und klang genug verbunden, ob er gleich selbst diese Zwischenzeit zu sehr vielen wohlthätigen Verfügungen benutzte, welche Genugnisse sind von der landesväterlichen Gesinnung. Endlich ward der Verfassungsentwurf fertig. Er liegt vor den Augen des Publikums. Seine Vorzüge werden bewilligt er dem Volk; wie ist alles darauf angelegt, es vollständig zu bieden; in wie vielen Hinsichten beschränkt er die zeither unbeschränkte königliche Macht. Aber mit Freuden ging der König alles ein, weil er es so als Recht erkannte. Am 15ten März des Jahres 1815 eröffnete denn auch er in Person die Versammlung der Stände, überzeugt, ihnen den von ihm selbst gebilligten Verfassungsentwurf seines Geheimenraths, erklärte sie deshalb, daß er nun das Seine wolle, aber auch unabänderlich entschlossen sey, in nichts gegen seine Ueberzeugung einzuwilligen. Sogleich ging der Hof den Ständen zuvorkommend mit Zutraulichkeit entgegen, und hielt noch alter Sitte den Landtag mit einer religiösen Feierlichkeit beginnend: wahrlich nicht darum, nun unter der Maske der Religion desto sicher zu täuschen, oder durch Heuchelei Vertrauen zu erschleichen, sondern bei dem, was den Königen wie den Völkern das Heiligste ist, den Ernst seiner redlichen Absicht zu bezeugen und durch Zutrauen Zutrauen zu erwecken. Nur das wahrhafte Interesse des Vaterlands, wünschte der edle König, möchte bei den Berathungen leiten, und gemeinschaftlich mit ihm im Gebet bitten. Allein somanches geschieht gegen Erwarten und wirklich unbegreiflich! So auch hier. Zwar hatte das unbesiegene Volk aller Orte unbedingt sein Heil in die Hände seines Königs niedergelegt; zwar kannte sich manche wohlmeinende Mann- oder gebildetere Publikum der väterlichen Anerbietungen seines Königs; zwar bewunderte man sie auswärts, und hätte überall, wo man nachzudenken fähig war, mit beiden Händen danach gegriffen; selbst bedenkliche Andeutungen hatte man von außen her, als wäre es geboten worden, mit allen die Bewohner Stuttgarts, aufsabrach, daß dieser Hof nicht auch durch einen überreichenden Aufwand einzelne von ihnen bereichere, nahmen sie schon zum voraus kalt und mit Mißtrauen auf, und bald, nach der man gereift hatte, hörte man von sogenannten Patrioten innerhalb und außerhalb der Versammlung die lächerlichen, verdammlichen Aeußerungen: alles sey Sitt und Galle! sogar der Verfassungsentwurf des verstorbenen Königs habe noch höhern Werth, als derneue! Kraft eines Artikels desselben sollte der königliche Geheimerath gesetzlich den Versammlungen der Stände beiwohnen, allein wieviel Mühe kostetezes, bis man sich endlich seine Anwesenheit nur provisorisch während der Unterhandlungen bis zur wirklichen Abschließung des Verfassungsvertrags gefallen ließ! Und

doch war sie nothwendig darin, daß er konnte die Absichten des Königs näher erklären, und über das Ganze und seine einzelnen Theile den nöthigen erforderlichen Aufschluß geben. Ein Comite ward drauf von Seiten der Versammlung niedergesetzt, um sich von ihm den Verfassungsentwurf begutachten zu lassen, und bald brachte dasselbe hauptsächlich Veränderungen desjenigen zum Vorschein. Sie bezogen sich auf das, was derselbe hinsichtlich der Verantwortlichkeit der Staatsdiener, der Form der Repräsentation, der Permanenz derselben, der Sicherstellung der Stände in Erfüllung ihres Berufs, endlich hinsichtlich der Staatshaushaltung in einem eigenen Kapitel vorgetragen war. Mit allen diesen Stücken, sie wollten die Minister vollständig dem Willen und der Gewalt der Versammlung unterwerfen, während sie selbst wegen alles dessen, was sie als Stände sprechen und handeln, von jeder Verantwortlichkeit frei zu sein verlangten; sie strebten sich gegen zwei Kammern zu behaupten, deren jede, nach zahlreicher Anzahl, der Art, der Charakter und die Vollmacht der Landesversammlung selbst hätte, solle sonderbauend besehen; endlich wollten sie die Herren der bewilligten Steuergelder bleiben, bis sie an die königlichen Casse abgegeben würden. Unstreitig gehörten einzelne dieser anderen Bestimmungen das königliche Ansehen, und die Geheimeräthe hätten schon angefangen, in Erörterung derselben und jener Punkte überhaupt in öffentlicher Versammlung sich einzulassen, als zugleich auch in Vorschlag gebracht wurde, daß die Annahme der Verfassung nationell von der Mehrheit der Stimmen abhängen würde, die in der Versammlung dafür oder dagegen seyen. Die Beantwortung dieser Frage aber schien mir in hellen Lichte sichtbar machen, wie unmöglich der gute Erfolg der Versammlung ablaufen würde, da sie von der Zweifelmüthigen gewerben oder es von Anfang gewesen sey. Bereits hatte Alles Partei genommen, wenige Minderfangene bestimmte für, die Mehrheit gegen den Verfassungsentwurf; Leidenschaftlichkeit war an der Tagesordnung, nur einzelne noch waren bei selber Stimmung; nur einzelne sahen das Verderben das allgemeine Beste noch im Auge. Der hohe Adel, der sich immer noch mit andern Hoffnungen umschmeichelte, sah mit Verachtung, wenn nichts zu Stand kam, suchte er sich hinterrücken, und bei den Tribünen sich zu stützen; andere hatten andere oder ähnliche eigennützige Absichten; manche gliehen persönlichen Gelehrten, die in einem wissenschaftlichen Streit begriffen, was man ihnen auch einwenden und sie widerlegen mag, eigensinnig das letzte Wort und Recht haben wollen; der Eyfer, wo anderer stählte sich absichtlich belebigt, daß sie vorher in so hohem Tone gesprochen, und alle Welt ein Erwartung ihrer Großthaten erfüllt hatten, jetzt auf das einfache, unscheinbare Geschäft der bloßen Annahme einer guten Verfassung beschränkt werden sollten, mehr hingen ihn, als selbst wissenden oder die verbindene öffentliche Meinung in Stuttgart fürchtend, an dem Mund von Solchen. Als nun jene Frage zur Sprache kam, trennten sich 32 Repräsentanten almählig engelischer Ehrämter von der übrigen Versammlung, mit der Erklärung, sie könnten die beiderseitigen Rechte ihrer Committenten nicht auf das Spiel setzen, was geschehen würde, wenn die Annahme des königlichen Verfassungsentwurfs von der Mehrheit der Stimmen überhaupt abhinge; sie könnten es um so weniger, da die Verfassung durchaus nicht bestand wäre, das unveräußerliche Recht eines Theils, nämlich der ehemaligen Herzogthümer, aus einer Art von Nachtvollkommenheit für gültig oder ungültig zu erklären. Sie protestirten so; allein die Mehrzahl der Versammlung erklärte sich für die Mehrheit der Stimmen, und hies es so an den König gelangen, der diesen Sinn ihrer Adresse unterlegen mußte, seine

Zufriedenheit damit bezeigte, und den Zweiundvierzigern unumwunden sagte, sie könnten nach Haus gehen, wenn sie gewissenshalber nicht bei der weitern Berathschlagung zu bleiben verwöhnten. Sie gingen nicht, sondern wurden, in solchen Schreckensnoth war das gute alte Recht, die Versammlung dahin zu stimmen, daß sie in einer zweiten Abreise ihr dem König gegebnes Wort zurücknahm und versicherte, sie hätte nur in so fern die Stimmenmehrheit anerkannt, als bei den Altwürtembergern dadurch in den von beiden ein Rechten und Zanken getreten würde. Billig erkannt über dies Unerhörte, lies der König zum dritten Mal die Frage ablesen, ob sie und nun erklärt wieder die Mehrheit der Versammlung in einer dritten Adreise, daß sie die Stimmenmehrheit unbedingt als entscheidend anerkenne. Es war die Verzweiflung. Aber nicht genug, daß sie sich auf diese Weise erbarmungswerth zeigten hatte gerade in einer solchen Zeit ein niederträchtig schimpflicher Stein sollten sich einzelne ihrer Mitglieder bei dieser Gelegenheit zeigen. Denn während einer von diesen drei Abstimmungen geschah es daß sich einer Rechte solchen Pasquils von Stuttgart, patriotische Schneider, Haarkräusler, und andere Possenreißer, an bloßer Gesinnung vor dem Ständehause sammelte: sie fand nach bestimmten Versicherungen, die einzelne davon unter Betrunnen machten, in einer Art von Correndenzamt mit der Versammlung selbst, wurde, was im Saal vorging, und als die Versammlung aus einander ging, in ein Gasthaus zum Essen gingen in mißhandeln, welche nicht im Sinn des alten Rechts gestimmt hatten. In der Nacht drauf behauptete sie durch Fensterräumen und andere Unterstandungen der Wache sich in so fern in das alte Recht. Die Ständeversammlung, welcher der König die Untersuchung der Sache bestimmt, bedachte sie mit dem Mantel der Liebe; es liegt so doch, schämte sie sich nicht zu sagen, lobenswerthe Theilnahme am allgemeinen Wohl zum Grunde. War das die Ursache, daß die Versammlung die Oeffentlichkeit ihrer Sitzungen so sehr wünschte? Wahrlich sie hatte das nicht nöthig, sie lassen und aller Welt erklärt werden sollen, mit welchen Waffen sie zu fechten anfingen, denn daß einzelne ihrer Mitglieder oder Officiaten, wenn auch ohne Wissen der andern, Pläne mit Gewalt betrieben, und daß sie ungestraft durchkamen, wirft ein häßliches Licht auf die Versammlung überhaupt. Allein dem König war es zur eigentlichen Herzensangelegenheit geworden, mit seinem Volke hinsichtlich der Verfassung zu Recht zu kommen, und auch das Letzte that er, was nur immer konnte, um wo möglich zu einvernehmlichen Ziel zu gelangen. Er war überzeugt und mit ihm wusste Jedermann, der den Gang der Geschichte das dahin beobachtet hatte, daß durch jene öffentliche Erörterungen der einzelnen Punkte des Verfassungsentwurfs früher nichts mehr erreicht worden sey, daß aber so es mit Versetzung der Minister, welche bisher in der Sache vorzüglich behandelt hatten, in diesem letzten Versuch blos solche Männer zu Rath, die sein besonderes Vertrauen hatten, so wie jenes der Versammlung zu haben schienen, und bestimmt zum Theil durch längere Anwendung größentheils ihren eignen Vorschlägen gemäß auf eine gewiß jedem annehmlichen Weise, mit dem Zusatz, die Versammlung sollte sich innerhalb acht Tagen mit Ja oder Nein erklären. Es mag sein, daß der Termin unschicklich kurz war; es mag sein, daß die zeitgemäße Erklärung unanständig rasch von der Versammlung verlangt wurde — aber das nicht einem Könige zu sagen gebalten werden sollen, (Reinl. Anm. des Red.) von diesen österlicher Gesinnung jeder Würtenberger, auch diese Altwürtembergen, wie sie neulich sich sagten, überzeugt war, daß er unmöglich durch all sein Handeln vom Anfang seiner Regierung an die redende

ken Beweiſe von ihr gegeben hatte? Hätte man nicht dem Vaterland und einem Beſten zu lieb etwas perſönlich Widriges ertragen ſollen? Aber wie kann man die Vertreter eines Volks vom Verrath am Vaterland freiſprechen, die innerhalb dieſer acht Tage nicht deliberirten, ſondern mühſich um eine Mehrheit für die Verwerfung warben, welche einen alten Prälaten durch die Lüge auf ihre Seite brachten, daß der evangeliſchen Religion Gefahr drohe, und ſo den beſten Willen ihres edlen Königs mit einem gewaltthätigen Nein! von ſich wieſen. Der unmittelbare Adel mit den Altwürtembergern und einigen Wenigen aus dem neuen Lande, welche nicht wußten, was ſie thaten, bildeten eine mühſam geſammelte Majorität für die Verwerfung der Verfaſſung; der niedere Adel und die meiſten aus Neuwürtemberg eine bedeutende Minorität für die Annahme. Jene triumphirten ſtolz auf ihrem ſiegreich behaupteten Rechtsboden; das gute alte Recht ſey doch nicht vergeben, und wenn es auch erſt nach Jahrhunderten realiſirt werden könne; dieſe warfen ſich mit kindlichem Vertrauen in das Herz ihres Königs, welcher ihnen feierlich erklärte, daß er ungeachtet dieſer nie von ihm geahnten Wendung der Dinge ſein Volk den Grundſätzen der von ihm angebotnen Verfaſſung gemäß regieren werde. So wurde die Verſammlung am 5. Jun. des Jahres 1817 förmlich aufgelöſ't; Würtemberg ſollte durch ein eignes Schickſal die ihm beſtimmte Verfaſſung nicht bekommen, und wohl ihm, wenn nie eine Zeit erſcheint, in welcher es flucht über dieſe Tage der Verblendung und des abſichtlichen Blindſeyns! C. C. C.

Würtembergiſche Landſtände. Das ehemalige Herzogthum Würtemberg hatte eine ſtändiſche Verfaſſung, wodurch die Bewohner deſſelben vor andern Völkern Deutſchlands ausgezeichnet begünſtigt waren. Im letzten Viertel des funfzehnten Jahrhunderts fing ſie an, ſich zu bilden; durch den tübinger Vertrag vom Jahr 1514, als Ulrich ſeine Unterthanen allzuſehr in Anſpruch nahm, erhielt ſie Beſtand und Gehalt; unter Herzog Chriſtoph und ſeinen nächſten Nachfolgern in der zweiten Hälfte des ſechzehnten und im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts vollendete ſich mehr und mehr ihre Geſtalt, in welcher ſie den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts erreicht hat. Nur Ein Stand war genau genommen vorhanden, nämlich das Volk oder die Geſammtmaſſe der eingebürgerten Bewohner Würtembergs, und dieſes Volk wurde auf ſeinen Landtagen von 14 Prälaten und 68 Stadt- und Aemterabgeordneten vertreten. Die Prälaten, welche, ſo oft einer ſtarb, der Herzog aus der Geiſtlichkeit des Landes wiederum erſetzte, waren geborne Stände des Herzogthums, und neben anderm lag ihnen hauptſächlich die Wahrung der Rechte der Kirche ob; die Abgeordneten der Städte und Aemter waren nach altem Herkommen aus dem Magiſtrat der Amtsſtadt, nicht von den Bürgern ſelbſt gewählt, ſondern eben von jenem Magiſtrat und der Amtsverſammlung, d. h. von den Schultheißen der Flecken und Dörfer, welche das zu jeder Stadt gehörige Amt bildeten. Landtage waren ſeit langer Zeit alten; der engere Ausſchuß, faſt beſtändig in Stuttgart beiſammen und beinahe wie die allgemeine Landesverſammlung ſelbſt zu handeln berechtigt, hatte ſie mehr und mehr überflüſſig gemacht. Er verwaltete die Steuercaſſe des Landes, diſponirte über die ſogenannte geheime Truhe u. wachte fort und fort, daß der Herzog den Rechten des Landes nicht zu nahe trat; er hatte ſeine eigne Kanzlei und ausgedehnte Gebäude dazu, Räthe und übriges zahlreiches Perſonal, reichliche Diäten. Zwei Prälaten und ſechs Abgeordnete von Städten und Aemtern, die ſich, wenn nicht ein Landtag ſie auflöſ'te, ſelbſt ergänzten, bildeten dieſen engern Ausſchuß; in

chen würdig sey. träumte sofort gutmüthig schwärmerisch alle Welt. Der häufige Mißbrauch in vielen Staaten, in allen der rücksichtslos durchgreifende Gebrauch der Unumschränktheit führte natürlich auf die Idee der beschränkten Monarchien, und „Einführung ständischer Verfassungen" wurde für alle diejenigen, welche mit Abscheu auf das Nächstvergangne zurücksahen, und voll sanguinischer Ansprüche an Gegenwart und Zukunft waren, beinahe wie zum Losungswort; nur so sey dem Zurücksinken in den Abgrund vorzubeugen, aus welchem man sich eben mit solcher Mühe herausgearbeitet. In Würtemberg, welches acht Jahre vor diesem seine ständische Verfassung noch gehabt und bequem und behaglich sich dabei befunden hatte, war über diesen Punkt noch alles ziemlich still, als andrer Orte schon laut und kräftig darüber gesprochen wurde; nur vertraute Freunde theilten einander kaum hörbar mit, was sie zu wünschen und zu hoffen anfingen; die Furcht vor dem König, welcher, wie man wußte, das Aufheben der herzogthüml. Verfassung sich nicht als letztes Verdienst anrechnete, hielt zurück und verbot lebhaftere Aeußerungen. Mehr verlor sich diese Schüchternheit, als sich Friedrich im Sept. 1814 nach Wien auf den großen Congreß begeben hatte, und während seines Aufenthalts daselbst bis zum Anfang von 1815; es war Folge von der Entfernung des gefürchteten Mannes und von den Nachrichten, welche aus Wien her lautbar wurden. Man verbarg sich seine Freude nimmer, als man hörte, daß Preußen hauptsächlich und Hannover auf Einführung ständischer Verfassungen in allen Staaten Deutschlands beständen, und kaum wurde sie dadurch etwas getrübt, wenn man den eignen König als denjenigen nannte, der sich hauptsächlich mit aller Kraft, und von Bayern unterstützt, dagegen setze. Noch ehe in Wien etwas beschlossen war, brach Friedrich daselbst auf; langte mit dem Januar 1815 wieder in seiner Hauptstadt an, und beinahe mit seiner Ankunft, schon am 11. Jan., erließ er unerwartet die Erklärung an seine Unterthanen, daß er statt der erbländischen, welche im Drang der Zeit hätte untergehen müssen, einen neue den jetzigen Verhältnissen angemessene ständische Verfassung einzuführen und auf altes und neues Land auszudehnen gesonnen sey. So zeigte er denen in Wien, welche ihm seinen Rath in den deutschen Angelegenheiten überhaupt nicht so, wie er wünschte, beachtet hatten, daß er handle, während sie deliberirten, und daß er ohne sie handeln könne. Aber nirgends in Würtemberg, wo man nachdachte, machte diese Erklärung einen für ihn günstigen Eindruck; denn Niemand glaubte, daß es ihm Ernst sei mit seiner neuen Verfassung, sondern vielmehr, daß dabei seine Absicht, unter einer von ihm selst beliebten Form nach der alten Art unumschränkt fortzuregieren. Wenige Tage darauf folgte eine neue königliche Verordnung, welche bestimmte, wie es zu halten sey mit der Wahl der zum Landtage abzuordnenden Volksrepräsentanten. Was sie festsetzte, war wesentlich verschieden und ungleich besser als alles, was einst in dieser Hinsicht in diesem Herzogthum Sitte gewesen war. Die nicht ganz unbegüterten Staatsbürger bekamen das Wahlrecht und sie konnten mit wenigen Ausnahmen jeden rechtlichen Landsmann wählen, wo er auch immer im Reich sich aufhielt. Zugleich ertheilte der König das Recht der Landstandschaft den einst unmittelbaren fürstlichen und gräflichen Familien, die mit ihren Ländereien an Würtemberg gefallen waren; er ertheilte dasselbe Recht beinahe eben so vielen andern adeligen Familien, mehr oder minder in Verbindung mit dem Hofe; der Kanzler der Universität Tübingen und der älteste lutherische Prälat, so wie von Seiten der Catholiken der Bischof und der älteste Decan wurden auf ewige Zeiten zu Landständen ernannt; diese und jene Wi-

vilstimmführer der zweiten Classe sollten im Nothfall den einst Unmittelbaren, von welchen man zum voraus nicht das Beste erwartete, das Gleichgewicht halten; die Abgeordneten des Volks, von welchen ihm die meiste Unbequemlichkeit kommen sollte, schien der König gar nicht zu fürchten, so wenig waren er und seine Minister von der neuen Stimmung eines Theils der Würtemberger und von dem, was vorging, unterrichtet. Es gab nämlich in Würtemberg, wie an andern Orten, feurige junge Männer voll innrer Gewißheit einer neuen schönern Zeit, welche nicht erst im Anbrechen, sondern deren heller Tag bereits gekommen sey, und diese zogen in einzelnen Gegenden vorzüglich des ehemaligen Herzogthums umher, bearbeiteten das Volk, machten es aufmerksam auf seinen gegenwärtigen erbärmlichen Zustand und jenen blühenden zur Zeit der alten Verfassung, und benutzten die beßre vom König vorgeschriebne Wahlart, die Stimmen des Volks auf solche zu lenken, denen sie Muth und Talent genug zutrauten, einen Kampf mit dem König und seinen Ministern zu bestehen. Die Wahlherren, welchen diese Geschichten neu und ungewohnt waren, und fast aller Orte in Verlegenheit, für wen sie stimmen sollten, hätten gehörig bearbeitet ihr Wohl in die Hände von lauter Nachdruckern niedergelegt — warum sollten sie sich nicht gern Männern hingeben, von deren Wahl man das Aufhören aller Lasten und Wohlstand und glückliche Zeiten in ihren Augen abhängig machte? Der König seiner Seits hatte einstweilen eine Commission von Staatsdienern verschiedner Art ernannt, welche ihm ihre Vorschläge und Ansichten von einer Verfassung für das Königreich mittheilen mußte; es war bloße Form; natürlich geschah die Redaction derselben unter seinem unmittelbarsten Einfluß; und der 15. Febr. des Jahr 1815 war der Tag, an welchem die Ständeversammlung zu Stuttgart eröffnet werden sollte, um die neue Verfassung im Namen des ganzen Volks als königliches Geschenk und königliches Gesetz aus den Händen des Königs zu empfangen; mit Demuth und Unterthänigkeit, an die man seit neun Jahr gewöhnt war, hofften der König und seine Minister, würden namentlich die Abgeordneten des Volks sie annehmen. Diese und die Virilstimmführer sammelten sich in den nächsten Tagen vor dem 15. Febr. in Stuttgart; die ersten meistens unbefangne, und zum Theil, was man heißt, ehrliche Bürgersmänner; aber von ihnen und den andern wie wenige geeignet, das Wesen einer Verfassung zu beurtheilen? Sie wurden in Stuttgart frischweg von einigen jener warmen Patrioten in Empfang genommen; in Privathäusern sofort Zusammenkünfte gehalten; die königliche Verfassung, welche noch Geheimniß seyn sollte, vorgelesen, und von einer Mehrheit der Einberufnen sich gegenseitig das Wort gegeben, sie ohne alles Weitere zu verwerfen. Das wußte in Stuttgart Jedermann, nur der König nicht und die ihn berathenden Minister. Am bestimmten Tage eröffnete er, mit Umgehung der Feierlichkeiten, welche früher Sitte waren und worauf das Volk überall viel hält, den Landtag in Person mit einer Anrede an die Stände, übergab seine Verfassung und entfernte sich darauf, im festen Glauben, daß nun alles in Ordnung sey. Aber kaum hatte er der Thüre den Rücken gewendet, als sich sogleich der Verabredung gemäß einige Mitglieder erhoben, in abgelesenen Aufsätzen die Versammlung auffoderten, nur auf die Verfassung des ehemaligen Herzogthums sich einzulassen, und die ganze Versammlung ohne weitere Berathung, ohne auch nur noch einige Rücksicht auf das zu nehmen, was der König mitgetheilt hatte, nicht mit Worten, sondern bloß durch aufgehobne Hände der Auffoderung beitrat. Noch denselben Nachmittag schickte die Versammlung diese ihre Erklärung, deren erbärmlichem Styl schon das Eilfertige und

nüberlegte anzusehen ist, dem Könige zu, und somit war seine Verfas-
ung zwar nicht mit ausdrücklichen Worten, jedoch nichts desto weniger
erworfen. Unstreitig war die königliche Verfassung von wenigem Werth
ür den Augenblick, und die Stände hätten unverantwortlich gehandelt,
enn sie derselben durch ihre Annahme Gültigkeit gegeben hätten; allein
e verdienen Tadel, daß sie auf diese Art sie verwarfen, denn es geschah
hne die Ruhe und Gesetztheit, die in solchem Fall von Männern verlangt
erden muß, ohne alle Form, es geschah revolutionär, und der König
ätte aller unbefangnen Welt Rede stehen können, wenn er die Versamm-
ung ohne weiters entlassen, und die, welche an der Spitze standen, be-
raft, und mit strenger Consequenz allen verdächtigen Patriotismus in
Schranken gehalten hätte. Allein er und die Minister, denen er sein Ver-
rauen in der Sache schenkte, verloren von diesem Augenblick an Halt
nd Standpunkt, und wußten sich nicht mehr gehörig zu fassen; denn
aß man 5—6 Virilstimmführer, welche vom Hof abhingen, mit Gewalt
ur königlichen Partei in der Ständeversammlung zu machen suchte, war
ine — zum wenigsten sehr sonderbare Maßregel. Desto muthiger und
ühner operirten die Stände, da der Hof solche Blöße zu erkennen gab.
Von den meisten Städten und Aemtern kamen Adressen an sie ein, wo-
urch sie aufgefodert wurden, die Wiederherstellung der Verfas-
ung des Herzogthums mit aller Kraft zu betreiben; und obschon
iese Petitionen dem Volke von seinen Abgeordneten zum Theil wirklich ab-
genöthigt waren, viele nur emsig von ihnen betrieben eingeschickt wurden,
ennoch erklärten die Stände, auf sie sich berufend, dem Könige, das
gesammte würtembergische Volk bestehe einmüthig auf jener Verfassung,
und sie müßten daher im Namen desselben ihre Wiederherstellung für das
Herzogthum und ihre Ausdehnung auf alles neue Land verlangen. Unter
der alten Verfassung verstanden sie nicht bloß die eigentlichen Rechte, so
sie dem Volke gewährt hatte, sondern auch das vollständige äußere Ge-
rüst derselben, so weit es für ihre Zwecke tauglich war, nämlich die ge-
waltigen, fortdauernden Ausschüsse, die Cassen, die Officialen, selbst die
Landschaftsgebäude. Das Herzogthum, hieß es, habe seine Verfassung
nie aufgegeben und reclamire jetzt sein wohlbegründetes Recht, und ein
Recht darauf sey auch dem neuen Lande durch einige Artikel des Reichsde-
putationsschlusses von 1803 und des preßburger Friedens vom J. 1805 zu-
getheilt. Um ihre Foderung gewichtiger zu machen, hielten sie dem König
ein furchtbares, aber nicht unwahres Gemählde der allseitigen Noth vor,
in welche das Land seit der Zeit der Souverainität gerathen sey, machten
ihm nicht undeutlich Meineid zum Vorwurf, indem sie ihn öffentlich an
den Eid erinnerten, wodurch er jene Verfassung einst beschworen habe;
ängsteten ihn mit der gefährlichen Stimmung des Volks, und verlangten
zugleich, daß er es gegen den eben von Elba zurückgekommnen Napoleon
bewaffnen solle; an das würtembergische Heer, um auch dieses sich zu ver-
binden, erließen sie Dankadressen. In Verlegenheit befand sich die Ver-
sammlung nur darüber, ob sie sich für constituirt ansehen sollte oder nicht?
Erklärte sie sich für's Erste, so war es factische Anerkennung eines Theils
der königlichen Verfassung, was sie ärger als Gift und Galle scheute; und
doch hätte das Constituirtseyn so manchen andern Vortheil gewährt! Sie
benahm sich als nicht constituirt, wiewohl sie, wenn ihr gleich anfangs
eingeleuchtet wäre, wie sehr sie sich selbst dadurch lähmen werde, das an-
dere gewählt haben möchte. Was den König betrifft, so hatte er sich be-
reits in schriftliche Erörterungen mit der Versammlung eingelassen, schnell
dringende Beschwerden aller Art abgestellt, und da er die Stände auf

der Basis des alten Rechts unverrückt bestehen sah, das Zusammentreten einer Commission verordnet, um hülfe aus Staatsnoth, die sein Verfahren hatten, zur Hülfte aus Mitgliedern der Versammlung von dieser gewählt, welche einen Weg ausmitteln solle, worauf man in der Mitte zusammenkommen möchte. Auch schien es wirklich, als wollte er in einigen Hauptsachen nachgeben. In andern, wo dieß nicht geschah, wurde der Stände allein im Ganzen wollte immer die eine Partei recht; und die andere links; der König die fordauernde Gültigkeit der alten Rechte und seine Ausbedingung auf das gesammte Land nicht anerkennen, die Stände von diesem Grundsatz nicht abgehen, und so erschien der Landtag ohne Unterbrechung. Am 8. Aug. vertagte er endlich die Versammlung; sie sollte am 25. Oct. desselben Jahrs aufs neue zusammentreten. Alle ihre Mitglieder hatten vom Tage der Eröffnung sich dahin einstimmig gehandelt: die meist Minteleben hofften nach Wunder und Wunder sich anfangs vom Congreß zu Wien, und dann von der deutschen Bundesversammlung in Frankfurt: die Altwürtemberger fußten auf ihr altes Recht; die Neuwürtemberger hatten sich überreden lassen und allgemein, auch sie entschieden rechtlich die Verfassung des Herzogthums in Anspruch nehmen können. Keiner oder zwei vom Adel nebst einigen altwürtembergischen Advocaten waren die Seele der ganzen Versammlung gewesen, und es möchte keiner zu entscheiden seyn, welcher Antheil meistre Lieberam Bayerland, welchen Cotsämus an ihren Schritten gehabt haben; die andern folgten diesen, wenige aus Ueberzeugung, der größere Theil vom Strome hingerissen. Bereits hatte die ganze Verhandlung durch die Advocaten die Farbe des bürgerlichen Prozesses angenommen, wo, weil ein Richter fehlte, nie ausgeschoben werden konnte; die Versammlung selbst wurde durch ihrem ersten unregelmäßigen Schritt an für ruhiges Ueberlegen und Prüfen verordnet, wenn auch nicht die fire Idee des positiven Rechts sie in ihrer eigene Hand für ihre Bestimmung unmittelbar gemacht hätte. Der Zeit zwischen der Vertagung und dem neuen Zusammentreten liessen jene Häupter und Wortführer der Versammlung nicht unbenutzt für ihre Zwecke. Viele fuhren fort, nach ihrer Heimkehr auf ihre Art das Volk zu bearbeiten, und wirklich brachten sie es endlich zum Theil auf einen dummdreisten Grad von Erbitterung; aber zwei Schritte verriethen in dieser Zwischenzeit sind hauptsächlich merkwürdig. Sie sonderten die drei Mächte, Preußen, Dänemark und Hannover, welche in den jetzigen Jahrzängen des verflossenen Jahrhunderts dem Herzogthum seine Verfassung garantirt hatten, in öffentlichen Briefen auf, ihnen behülflich zu seyn bei Zurückführung derselben, ohne daß sie jedoch von dem einen oder andern dieser Höfe eine Antwort erhalten hätten. Aber ganz einzig in seiner Art ist der zweite. Einige seiner Wortführer hatten sich gewaltig in Feuer gebracht, um ihre Collegen zu reden, „sie möchten an einem bestimmten Tage in Ludwigsburg sich einfinden; einem Dorfe mit in der Mitte zwischen Stuttgart und Kirchheim, und bekannt in der Gegend durch ein Wirthshaus zum Schwan), mehrere der Vertreter der altwürtembergischen Volks möchte dort zusammenkommen, und Dinge, wichtig für das Vaterland, wären zu verabreden." Wirklich sammelte sich dasselbe am gesetzten Tage eine Gesellschaft von vielleicht 100 Personen; man setzte sich zu Tisch und aß und trank; und als die Gesellschaft von Speise und Trank bereits guter Dinge war, erhob sich einer von den Bestellern des patriotischen Stelldichein und sprach: „Meine Herrn! Am 5. Sept. sollen aus allen ihren Städten und Aemtern sich Abgeordnete in Ludwigsburg einfinden, den König um Wiederherstellung der alten Verfassung zu bitten. Vormittags Uhr müssen

Ptolemäus Philadelphus, der Sohn des Lagus, ein Mann, der sich durch Tapferkeit und Klugheit auszeichnete, und der nach dem Tode Alexanders des Großen, Aegypten, Libyen, Arabien und Cölesyrien beherrschte, hatte, wie Josephus sagt, eine große Begierde, Bücher zu sammeln, und ließ sich daher von Demetrius Phalereus, einem Peripatetiker, der sich damals in Athen aufhielt, rathen, wie er seine Absicht erreichen könnte. Demetrius antwortete, daß es nöthig sey, Gesetze und Geschichte der Juden zu haben, weil diese Bücher in einer besondern Sprache geschrieben wären, und daß es gut sey, sie zu übersetzen. Ptolemäus Philadelphus schrieb also an den Hohenpriester Eleazar, und bat ihn, 72 Männer, 6 aus jedem Stamme, nach Alexandrien zu schicken, damit sie die Bücher übersetzten. Eleazar that es, und schickte ihm 72 Männer, die in 72 Tagen die Bücher übersetzten. Ptolemäus Philadelphus ließ sie in Gegenwart der Gesandten vorlesen, und belohnte sie reichlich. Diese Uebersetzung ist die griechische, welche wir haben, und die Septuaginta heißt. Sie ist aber nicht von allen Büchern des alten Testaments, sondern nur von den fünf Büchern Mosis, und ist nicht einmal vollständig. Die Uebersetzung der übrigen Bücher ist nach und nach gemacht worden, und es ist ungewiß, wann und von wem sie gemacht worden sind. Ptolemäus Philadelphus ließ auch die Bücher der Aegyptier, Chaldäer, Phönicier, Griechen, Römer, Perser, Parther, Inder, Araber, Scythen, Celten, Iberier, Celtiberier, Gallier, Germanier, Britannier, Sarmatier, Thracier, Illyrier, Macedonier, Thessalier, Epirer, Bithynier, Pontier, Cappadocier, Asiaten, Pamphylier, Lycier, Cilicier, Cyprier, Rhodier, Cyrenäer, Libyer, Aethiopier, Troglodyten, Nasamonier, Garamanten, Ammonier, Gymnosophisten, Hyperboreer, Sarmaten, Cimmerier, Taurier, Maeotier, Bosporaner, Colchier, Amazonen, Albaner, Iberier, Armenier, Medier, Elymäer, Susianer, Babylonier, Assyrier, Mesopotamier, Syrer, Phönicier, Judäer, Nabathäer, Idumäer, Moabiter, Ammoniter, Galiläer, Samaritaner, Phönicier, Troer, Aeolier, Lydier, Carier, Dorier, Ionier, Pelasger, Arcadier, Eleer, Boeotier, Athener, Lacedämonier, Argiver, Messenier, Thessalier, Epirer, Macedonier, Thracier, Illyrier, Dardaner, Paeonier, Triballer, Scythen, Celten, Iberier, Celtiberier, Gallier, Germanier, Britannier, Sarmatier, Cimmerier, Taurier, Maeotier, Bosporaner, Colchier, Amazonen, Albaner

Mr. Hutchinson's Account of a Whirlwind.

Sir,

I Have sent you the Account of a Whirlwind, which I saw on the 15th of August last, as I was coming from Hampton-Court to London. I was in a Coach with my Wife and Daughter, and a Gentleman on Horseback rode by the Coach-side. The Weather was very hot, and the Sky clear, when we saw a Cloud rising in the North-West, which was very black, and seemed to move very swiftly. We observed it to be in a Circular Motion, and that it came directly towards us. The Gentleman on Horseback rode forward, and told us, that he believed we should have a Storm. We were then about Kingston, and the Cloud was not above a Mile off us. We saw it pass over the River, and it took up the Water in a Column, which reached from the River to the Cloud. The Water was carried up in the Air, and the Cloud appeared like a Pillar of Smoke. It passed over the Road, and we saw it take up the Dust in a Column, as it had done the Water. It passed over a Field of Barley, and we saw the Corn lifted up in the Air, and carried away with the Cloud. It passed over a Field of Hay, and took up the Hay in the same manner. It passed over a Field of Wheat, and took up the Wheat in the same manner. It passed over a Field of Oats, and took up the Oats in the same manner. It passed over a Field of Peas, and took up the Peas in the same manner. It passed over a Field of Beans, and took up the Beans in the same manner. It passed over a Field of Turnips, and took up the Turnips in the same manner. It passed over a Field of Potatoes, and took up the Potatoes in the same manner. It passed over a Field of Cabbages, and took up the Cabbages in the same manner. It passed over a Field of Lettuce, and took up the Lettuce in the same manner. It passed over a Field of Onions, and took up the Onions in the same manner. It passed over a Field of Garlic, and took up the Garlic in the same manner. It passed over a Field of Leeks, and took up the Leeks in the same manner. It passed over a Field of Parsley, and took up the Parsley in the same manner. It passed over a Field of Sage, and took up the Sage in the same manner. It passed over a Field of Thyme, and took up the Thyme in the same manner. It passed over a Field of Rosemary, and took up the Rosemary in the same manner. It passed over a Field of Lavender, and took up the Lavender in the same manner. It passed over a Field of Mint, and took up the Mint in the same manner. It passed over a Field of Balm, and took up the Balm in the same manner. It passed over a Field of Marjoram, and took up the Marjoram in the same manner. It passed over a Field of Savory, and took up the Savory in the same manner. It passed over a Field of Basil, and took up the Basil in the same manner. It passed over a Field of Tarragon, and took up the Tarragon in the same manner. It passed over a Field of Chervil, and took up the Chervil in the same manner. It passed over a Field of Burnet, and took up the Burnet in the same manner. It passed over a Field of Borage, and took up the Borage in the same manner. It passed over a Field of Hyssop, and took up the Hyssop in the same manner. It passed over a Field of Rue, and took up the Rue in the same manner. It passed over a Field of Wormwood, and took up the Wormwood in the same manner. It passed over a Field of Tansy, and took up the Tansy in the same manner. It passed over a Field of Feverfew, and took up the Feverfew in the same manner. It passed over a Field of Camomile, and took up the Camomile in the same manner. It passed over a Field of Pennyroyal, and took up the Pennyroyal in the same manner. It passed over a Field of Southernwood, and took up the Southernwood in the same manner. It passed over a Field of Lavender-Cotton, and took up the Lavender-Cotton in the same manner. It passed over a Field of Santolina, and took up the Santolina in the same manner. It passed over a Field of Artemisia, and took up the Artemisia in the same manner. It passed over a Field of Abrotanum, and took up the Abrotanum in the same manner. It passed over a Field of Absinthium, and took up the Absinthium in the same manner. It passed over a Field of Cina, and took up the Cina in the same manner. It passed over a Field of Tanacetum, and took up the Tanacetum in the same manner. It passed over a Field of Balsamita, and took up the Balsamita in the same manner. It passed over a Field of Costmary, and took up the Costmary in the same manner. It passed over a Field of Alecost, and took up the Alecost in the same manner. It passed over a Field of Ageratum, and took up the Ageratum in the same manner. It passed over a Field of Eupatorium, and took up the Eupatorium in the same manner. It passed over a Field of Mesue, and took up the Mesue in the same manner. It passed over a Field of Agrimony, and took up the Agrimony in the same manner. It passed over a Field of Betony, and took up the Betony in the same manner. It passed over a Field of Sage, and took up the Sage in the same manner. It passed over a Field of Clary, and took up the Clary in the same manner. It passed over a Field of Horminum, and took up the Horminum in the same manner. It passed over a Field of Sclarea, and took up the Sclarea in the same manner. It passed over a Field of Verbena, and took up the Verbena in the same manner. It passed over a Field of Vervain, and took up the Vervain in the same manner. It passed over a Field of Betonica, and took up the Betonica in the same manner. It passed over a Field of Scabious, and took up the Scabious in the same manner. It passed over a Field of Teasel, and took up the Teasel in the same manner. It passed over a Field of Carduus, and took up the Carduus in the same manner. It passed over a Field of Eryngium, and took up the Eryngium in the same manner. It passed over a Field of Acanthium, and took up the Acanthium in the same manner. It passed over a Field of Onopordum, and took up the Onopordum in the same manner. It passed over a Field of Cynara, and took up the Cynara in the same manner. It passed over a Field of Artichoke, and took up the Artichoke in the same manner. It passed over a Field of Cardoon, and took up the Cardoon in the same manner. It passed over a Field of Scolymus, and took up the Scolymus in the same manner. It passed over a Field of Chondrilla, and took up the Chondrilla in the same manner. It passed over a Field of Lactuca, and took up the Lactuca in the same manner. It passed over a Field of Sonchus, and took up the Sonchus in the same manner. It passed over a Field of Hieracium, and took up the Hieracium in the same manner. It passed over a Field of Crepis, and took up the Crepis in the same manner. It passed over a Field of Picris, and took up the Picris in the same manner. It passed over a Field of Tragopogon, and took up the Tragopogon in the same manner. It passed over a Field of Scorzonera, and took up the Scorzonera in the same manner. It passed over a Field of Taraxacum, and took up the Taraxacum in the same manner. It passed over a Field of Leontodon, and took up the Leontodon in the same manner. It passed over a Field of Hypochaeris, and took up the Hypochaeris in the same manner. It passed over a Field of Aposeris, and took up the Aposeris in the same manner. It passed over a Field of Lapsana, and took up the Lapsana in the same manner. It passed over a Field of Rhagadiolus, and took up the Rhagadiolus in the same manner. It passed over a Field of Arnoseris, and took up the Arnoseris in the same manner. It passed over a Field of Cichorium, and took up the Cichorium in the same manner. It passed over a Field of Endivia, and took up the Endivia in the same manner. It passed over a Field of Intybus, and took up the Intybus in the same manner. It passed over a Field of Scariola, and took up the Scariola in the same manner. It passed over a Field of Sativa, and took up the Sativa in the same manner. It passed over a Field of Virosa, and took up the Virosa in the same manner. It passed over a Field of Muralis, and took up the Muralis in the same manner. It passed over a Field of Perennis, and took up the Perennis in the same manner. It passed over a Field of Alpina, and took up the Alpina in the same manner. It passed over a Field of Saxatilis, and took up the Saxatilis in the same manner. It passed over a Field of Rupestris, and took up the Rupestris in the same manner. It passed over a Field of Petraea, and took up the Petraea in the same manner. It passed over a Field of Saxifraga, and took up the Saxifraga in the same manner. It passed over a Field of Tridactylites, and took up the Tridactylites in the same manner. It passed over a Field of Granulata, and took up the Granulata in the same manner. It passed over a Field of Bulbifera, and took up the Bulbifera in the same manner. It passed over a Field of Tuberosa, and took up the Tuberosa in the same manner. It passed over a Field of Filipendula, and took up the Filipendula in the same manner. It passed over a Field of Ulmaria, and took up the Ulmaria in the same manner. It passed over a Field of Aruncus, and took up the Aruncus in the same manner. It passed over a Field of Spiraea, and took up the Spiraea in the same manner. It passed over a Field of Ulmifolia, and took up the Ulmifolia in the same manner. It passed over a Field of Rubus, and took up the Rubus in the same manner. It passed over a Field of Idaeus, and took up the Idaeus in the same manner. It passed over a Field of Fruticosus, and took up the Fruticosus in the same manner. It passed over a Field of Caesius, and took up the Caesius in the same manner. It passed over a Field of Saxatilis, and took up the Saxatilis in the same manner. It passed over a Field of Arcticus, and took up the Arcticus in the same manner. It passed over a Field of Chamaemorus, and took up the Chamaemorus in the same manner. It passed over a Field of Fragaria, and took up the Fragaria in the same manner. It passed over a Field of Vesca, and took up the Vesca in the same manner. It passed over a Field of Sterilis, and took up the Sterilis in the same manner. It passed over a Field of Potentilla, and took up the Potentilla in the same manner. It passed over a Field of Reptans, and took up the Reptans in the same manner. It passed over a Field of Anserina, and took up the Anserina in the same manner. It passed over a Field of Argentea, and took up the Argentea in the same manner. It passed over a Field of Alchemilla, and took up the Alchemilla in the same manner. It passed over a Field of Vulgaris, and took up the Vulgaris in the same manner. It passed over a Field of Alpina, and took up the Alpina in the same manner. It passed over a Field of Pentaphyllea, and took up the Pentaphyllea in the same manner. It passed over a Field of Tormentilla, and took up the Tormentilla in the same manner. It passed over a Field of Sibbaldia, and took up the Sibbaldia in the same manner. It passed over a Field of Rosa, and took up the Rosa in the same manner. It passed over a Field of Canina, and took up the Canina in the same manner. It passed over a Field of Eglanteria, and took up the Eglanteria in the same manner. It passed over a Field of Villosa, and took up the Villosa in the same manner. It passed over a Field of Rubiginosa, and took up the Rubiginosa in the same manner. It passed over a Field of Sempervirens, and took up the Sempervirens in the same manner. It passed over a Field of Pimpinellifolia, and took up the Pimpinellifolia in the same manner. It passed over a Field of Spinosissima, and took up the Spinosissima in the same manner. It passed over a Field of Alba, and took up the Alba in the same manner. It passed over a Field of Damascena, and took up the Damascena in the same manner. It passed over a Field of Centifolia, and took up the Centifolia in the same manner. It passed over a Field of Gallica, and took up the Gallica in the same manner. It passed over a Field of Mundi, and took up the Mundi in the same manner. It passed over a Field of Provincialis, and took up the Provincialis in the same manner. It passed over a Field of Turbinata, and took up the Turbinata in the same manner. It passed over a Field of Cupressina, and took up the Cupressina in the same manner. It passed over a Field of Pendulina, and took up the Pendulina in the same manner. It passed over a Field of Cinnamomea, and took up the Cinnamomea in the same manner. It passed over a Field of Rugosa, and took up the Rugosa in the same manner. It passed over a Field of Carolina, and took up the Carolina in the same manner. It passed over a Field of Virginiana, and took up the Virginiana in the same manner. It passed over a Field of Lucida, and took up the Lucida in the same manner. It passed over a Field of Nitida, and took up the Nitida in the same manner. It passed over a Field of Glauca, and took up the Glauca in the same manner. It passed over a Field of Rubrifolia, and took up the Rubrifolia in the same manner. It passed over a Field of Sericea, and took up the Sericea in the same manner. It passed over a Field of Omeiensis, and took up the Omeiensis in the same manner. It passed over a Field of Moyesii, and took up the Moyesii in the same manner. It passed over a Field of Hugonis, and took up the Hugonis in the same manner. It passed over a Field of Xanthina, and took up the Xanthina in the same manner. It passed over a Field of Hemisphaerica, and took up the Hemisphaerica in the same manner. It passed over a Field of Primula, and took up the Primula in the same manner. It passed over a Field of Veris, and took up the Veris in the same manner. It passed over a Field of Vulgaris, and took up the Vulgaris in the same manner. It passed over a Field of Elatior, and took up the Elatior in the same manner. It passed over a Field of Auricula, and took up the Auricula in the same manner. It passed over a Field of Farinosa, and took up the Farinosa in the same manner. It passed over a Field of Marginata, and took up the Marginata in the same manner. It passed over a Field of Minima, and took up the Minima in the same manner. It passed over a Field of Scotica, and took up the Scotica in the same manner. It passed over a Field of Denticulata, and took up the Denticulata in the same manner. It passed over a Field of Capitata, and took up the Capitata in the same manner. It passed over a Field of Sikkimensis, and took up the Sikkimensis in the same manner. It passed over a Field of Pulverulenta, and took up the Pulverulenta in the same manner. It passed over a Field of Bulleyana, and took up the Bulleyana in the same manner. It passed over a Field of Florindae, and took up the Florindae in the same manner. It passed over a Field of Sonchifolia, and took up the Sonchifolia in the same manner. It passed over a Field of Wollastonii, and took up the Wollastonii in the same manner. It passed over a Field of Reidii, and took up the Reidii in the same manner. It passed over a Field of Forrestii, and took up the Forrestii in the same manner. It passed over a Field of Helodoxa, and took up the Helodoxa in the same manner. It passed over a Field of Beesiana, and took up the Beesiana in the same manner. It passed over a Field of Pinnatifida, and took up the Pinnatifida in the same manner. It passed over a Field of Japonica, and took up the Japonica in the same manner. It passed over a Field of Cockburniana, and took up the Cockburniana in the same manner. It passed over a Field of Poissonii, and took up the Poissonii in the same manner. It passed over a Field of Chungensis, and took up the Chungensis in the same manner. It passed over a Field of Aurantiaca, and took up the Aurantiaca

eine vom König ohne ihr Zuthun ausgeschriebene Steuer, so wie sein eben so eigenes Statut, die Tilgung der Staatsschulden betreffend, und erließ Adressen an den König, worin sie sich in starken Ausdrücken darüber beschwerte. Nicht die Steuer an und für sich selbst sprachen sie an, denn sie mußten wohl, daß sie nothwendig war, wenn der Staat nicht sollte zerfallen sollte, und auch nicht das Schuldenzahlungsinstitut, gegen das wenig Erhebliches einzuwenden war, sondern das war ihre Klage, daß man nicht sie vorher darum befragt hatte, daß ihre Zustimmung nicht erreicht, sondern selben wiederum erregt; nur Schade, daß man sich von Seiten des Volkes wenig weder darum kümmerte, sondern ihnen geradezu erklärte, die Versammlung sey zu ihrer eigenen Ansicht nicht competirt, sondern blos zu Berichterstattung eines neuen Vertrages berufen, sie sollte sich also besinnen, und sich nicht in Sachen mischen, die sie nichts angingen. Auch ließ sich uns diese Zeit bereits eine zwar kleine, aber entschieden königliche Partei in der Versammlung selbst laut gegen diese Schritte vernehmen; sie war im Besitz der Mehrheit der Stimmen zu jener Zeit, und bewerkstelligte ihre Gegner an und suchte durch ihre Darstellungen darin das größere deutsche Publicum für sich zu gewinnen; manche gehässige Berichte, das es seinen Hauptverbrechern der andern Partei um Constitution, reicher Besoldungen zu thun, noch mehr als um Freiheit, suchte sie thun sey, Gerüchte, welche man allerdings in Stuttgart sich in die Ohren sagte, sind durch sie weiter verbreitet worden. Allein dies führte nicht zum Ziele, sondern veranlaßte persönliche Erbitterung und machte nur noch zerstimmter. Ueberhaupt herrschte in Würtemberg die ganze jakobinische Periode über bei dem gebildeten und halbgebildeten Publicum ein widernatürlicher Terrorismus der Meinung. Die einen, und diese bildeten die Mehrzahl, bielten sich in Rücksichtslose an den gesunden Menschenverstand und die unbefangene Idee des Rechts, und nur wenige ganz über Meinung war, oder auch nur an den Benehmen der Stände etwas tadelte, galt ihnen für einen schlechten Menschen und Verräther der guten Sache aller Völker überhaupt; anstreitig war bei dieser Partei persönliche Erbitterung gegen den König und die Härte seiner frühern Regierung wirkend; die andern zieben diese unverständiger Beschränktheit und Befangenheit, und dem Wirken der Anführer dieser Partei in der Ständeversammlung zogen sie wie kein dem Wirken feindlicher Art ist, eben nicht die lautesten Ausdrücken zum Grunde. Endlich wurden dem Könige von jenen Commission für Entwerfung der Verfassung einzelne Artikel derselben vorgelegt; eine dritte Commission, sie zu prüfen, ward von ihm niedergesetzt; und die widersprechendsten Gerüchte, wie es hieß und jetzt anfangen hat, kamen und Publicum; so viel gewiß, daß er den ganzen Verfassungsweisen endlich müde beinahe entschlossen war, dem ehemaligen Herzogthum seine alte Verfassung in einer ganzen unvollkommnen Andeutlichkeit und zum Theil ausgestorbenen Form wieder zu geben, und wäre dieß wirklich von ihm geschehen, so ist sein Tod, der am 30. Oct. 1816 unerwartet schnell erfolgte, noch eine etwas in der Sache geschehen war, gewiß auch in dieser Hinsicht als ein nicht unglückliches Ereignis für Würtemberg zu betrachten. (Das weitere siehe man in den vorhergegangenen Art. Wilhelm, König von Würtemberg, und Würtemberg.)

Würzburg, das Großherzogthum, seit dem Jahre 1803 ein Theil des Königreichs Bayern, hat in den neuern Zeiten mancherlei Veränderungen erfahren. Das ehemalige Bisthum Würzburg wurde im Jahre 742 gestiftet, Burchard als erster Bischof daselbst von dem heil. Bonifaz bestellt und geweiht, und seine Kirche von den fränkischen Königen mit einer

Mr. Cox, Mr. Cox, Mr. Cox,

ber welchen eine 540 Fuß lange steinerne Brücke führt, die beide Theile er Stadt mit einander verbindet. Sie hat in ungefähr 1900 Häusern gegen 21,000 Einwohner. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich as große und schöne, 1720 neuerbaute ehemalige Residenzschloß, in elchem auch sehr geräumige Keller sind, vorzüglich aus. Den ersten lang nach ihm hat das große, reich dotirte und vortrefflich eingerichtete Juliushospital, welches ein Accouchirhaus, einen botanischen Garten, natomischen Saal und verschiedne Sammlungen hat, und für junge lerzte sehr interessant ist. Unter den vielen Kirchen zeichnen sich einige us, so wie es auch verschiedne prächtige Privatgebäude gibt. Die Gas- n sind, dem Alter der Stadt gemäß, ungleich und zum Theil eng. Die m J. 1582 von dem Bischof Julius gestiftete, oder vielmehr neuorganisirte Universität hat bisher immer einen hohen Rang unter den catholischen Universitäten Deutschlands behauptet, und mehrere sehr berühmt gewordne ehrer gehabt. Die Frequenz der Studirenden soll seit einiger Zeit abgenommen haben, doch ziehen die vorzüglichen medicinischen Anstalten viele Fremde herbei. Außerhalb der Stadt, auf dem linken Ufer des Mains, iegt auf einem 400 Fuß hohen Berge die Citadelle, die Marienburg. Auf inem Abhange dieses Berges, die Leiste genannt, wächst der Leistenein, und auf dem ebenfalls unweit der Stadt liegenden Steinberge er Steinwein. Ueberhaupt rechnet man auf 7000 Morgen Weinberge, elche die Stadt umgeben.

Wurzel wird in der Mathematik diejenige Größe genannt, die mehrnals mit sich selbst multiplicirt eine Potenz oder Dignität hervorringt. So ist 2 die Wurzel von 4, 8, 16 ꝛc. weil 2 . 2 = 4; 2 . 2 . 2 = 8; . 2 . 2 . 2 = 16. Im erstern Falle sagt man 2 ist die Quadrat- oder weite Wurzel von 4; im andern Falle: 2 ist die Cubik- oder dritte Wurzel von 8; und im dritten Falle: 2 ist die Biquadrat- oder ierte Wurzel von 16.

Wüthendes Heer, oder wie es die Alten nannten, Wütisheer, ist nach der Mährchenwelt, ein Haufe Nachtgespenster, welche, esonders im Thüringischen und Mannsfeldischen, zu gewissen Zeiten im elde und Walde unter großem Geschrei und Hundegebelle umherziehen ollten, indem sie einen alten Mann mit weißem Stabe (den treuen Eckard enannt) an ihrer Spitze hätten; viele wollten Gestalten auf seltsamen Pferden sitzend, mit feurigen Augen ꝛc. dabei gesehen haben. Dieses Heergespenst, dessen Benennung man von dem alten nordischen Gotte Wodan (s. d. Art.) hergeleitet hat, und das besonders zwischen Gotha nd Eisenach, dann auch im erzgebirgischen Kreise und im Harzwalde seine ächtlichen Promenaden vornehmen sollte, ist ohne Zweifel die Ausgeburt urchtsamer, zaghafter Menschen gewesen, die durch ganz natürliche Erscheinungen erschreckt, jene seltsamen Dinge zusammengesetzt haben: indessen hat man ehedem mit solch einer Gewißheit an diese Spuckereien geglaubt, und dabei erzählt, daß ein ehemaliger Edelmann, der außerordentlicher Jagdliebhaber, aber dabei ein großer Tyrann seiner Unterthanen gewesen, nach seinem Tode nun als Poltergeist mit mehrern seiner Cumpanen, die ein ähnliches Schicksal gehabt, umherziehe, daß das Mährchen sehr lange als Volkssage unter dem gemeinen Mann und namentlich auch unter den Jägern gegolten hat. S.

Wyttenbach (Daniel), dieser gelehrte Philolog, geb. zu Bern, seit 1799 Professor der Philologie zu Leyden, zeichnet sich durch tiefe Kenntnisse in den Wissenschaften des Alterthums aus, die er immer als Hauptgegenstand seiner geistigen Thätigkeit ansah. Er hat mehrere schätzbare

Ausgaben griechischer und römischer Classiker besorgt, auch mehrere eigne Schriften in seinem Fache herausgegeben, welche sich in Meusels gelehrtem Deutschlande verzeichnet finden. Wir begnügen uns seine Ausgabe des Plutarch, seine meisterhafte Vita Ruhnkenii, seine Bibliotheca critica und seine Selecta principum historicorum etc. anzuführen. Der Vater dieses Philologen scheint der 1779 verstorbene ehemalige Professor zu Marburg gleiches Vornamens gewesen zu seyn, der 1740 Prediger zu Bern wurde, und mehrere dogmatische und moralische Lehrbücher herausgab.

X.

X, auf französischen Münzen das Zeichen der Münzstadt Amiens. Als Zahl bedeutet X. zehn.

Xantus, ein Name, der bei den alten griech. Dichtern und Schriftstellern öfters vorkommt. Beim Suidas und Strabo wird ein lydischer Geschichtschreiber, und beim Aelian ein griech. Dichter dieses Namens erwähnt; von den Werken Beider ist nichts auf uns gekommen. — Xanthus hieß ein Fluß und eine an demselben gelegene Stadt in Lycien; beim Homer wird eins von den Pferden des Hectors so genannt. — Am meisten ist unter diesem Namen ein mittelmäßiger Fluß in Klein-Asien bekannt, der aus dem Gebirge Ida entspringt und in den Hellespont fällt. Er erhielt später den Namen Scamander, und wird in der Iliade des Homers häufig erwähnt. Der Xantus oder Scamander floß bei Troja vorbei, das Lager der Griechen dehnte sich bis zu demselben aus, und es fielen bei diesem Flusse häufige Gefechte vor. Er entsprang, der Sage nach, aus zwei Quellen, einer warmen und einer kalten; daher pflegten die Trojaner gewöhnlich in dem Flusse zu baden und dem Flußgotte Opfer zu bringen.

Xantippe, die launenhafte, zänkische Ehehälfte des athenienſischen Weisen Sokrates, die vor noch nicht 50 Jahren der deutschen Jugend in dem ersten Lesebuche unter einer nicht recht passenden Benennung bekannt wurde, und die wohl nicht so viel Celebrität erlangt haben würde, wäre sie nicht die Gattin des Sokrates gewesen. Nur einem solchen Weisen war es möglich, die Grillen einer Xantippe zu ertragen. Als Alcibiades ihn fragte, wie er sich entschließen könne, mit einem solchen Weibe zu leben? antwortete Sokrates: Weil sie meine Geduld übt, und eben dadurch mich fähig macht, alles Unrecht, das mir von andern wiederfährt, zu ertragen. Auch Xenophon legt in dem bekannten philosophischen Gastmahle dem Sokrates eine Vertheidigung seiner Frau gegen die unartigen Ausfälle des Antisthenes auf sie in den Mund. Unter ihren launenhaften Einfällen wird auch dieser von den Schriftstellern erzählt, daß sie oft den Mantel ihres Mannes umgenommen habe und damit ausgegangen sey. Sokrates war dann genöthigt, entweder zu Hause zu bleiben, oder in schlechterer Kleidung zu erscheinen. Als einst Alcibiades dem Sokrates einen vortrefflichen Kuchen übersendete, riß sie ihn aus dem Korbe, in welchem er überbracht wurde, und trat ihn mit Füßen. „Du wirst nun nicht davon essen können," war alles, was Sokrates lächelnd sagte. Xantippe ließ aber auch dem Charakter ihres Mannes Gerechtigkeit wiederfahren. Sie rühmte es öffentlich, daß sie ihn unter allen, selbst erschütternden Ereignissen, stets gleichmüthig und mit unveränderter Miene gesehen hätte. Dieser Zug läßt fast vermuthen, daß der Charakter der Xantippe absichtlich von den Schriftstellern zu sehr in Schatten gestellt worden sey, um den Contrast mit Sokrates desto auffallender zu machen,

Mit ihrem Namen bezeichnet man indessen gewöhnlich ein unverträgliches, zankſüchtiges Weib, das dem Manne das Leben ſauer macht.

Xantippus, ein dem Körper nach unanſehnlicher, aber durch geiſtige Fähigkeiten ſehr ausgezeichneter Feldherr der Lacedämonier, von denen er im erſten puniſchen Kriege (ſ. d. Art. Carthago) den Carthaginenſern mit einem nur kleinen Heere gegen die Römer zur Hülfe geſchickt wurde. Der römiſche Conſul Regulus (ſ. d. Art.) hatte die weit überlegne Flotte der Carthaginenſer beſiegt, die Landung in Afrika bewerkſtelligt, die carthaginenſiſchen Feldherrn geſchlagen, und war bis gegen Carthago vorgedrangen. Die harten Friedensbedingungen, welche er den beſiegten vorſchrieb, brachten dieſe zur Verzweiflung. Sie übertrugen dem Xantippus den Oberbefehl über ihr Heer. Xantippus lockte die Römer in eine für ſie nachtheilige Stellung, ſchlug ſie mit großem Verluſte, und machte ſelbſt ihren Anführer Regulus zum Gefangnen. Die Carthaginenſer erhielten dadurch wieder ein Uebergewicht über die Römer. Aber ſo viel ſie auch dem Xantippus dabei zu danken hatten, ſo fürchteten ſie doch, aus einer kleinlichen republikaniſchen Eiferſucht, daß er ein zu großes Anſehn erlangen möchte. Sie ſchickten ihn daher nach Lacedämon zurück, gaben aber ins geheim den Auftrag, ihn auf der Ueberfahrt nach Europa aus dem Wege zu räumen. Dieſe ſchwarze Handlung brachte die Carthaginenſer um allen Credit, und die Ausdrücke: Puniſche Treue und mehr als puniſche Treuloſigkeit, wurden zum Sprichwort.

Xenien (von dem griech. Worte Xenion), Geſchenke, die man den eingeladnen oder zum Beſuch gekommnen Gäſten bei den Griechen und Römern zu geben pflegte, — eine Gewohnheit, die zum Anſtande gehört zu haben ſcheint. Der bekannte römiſche Epigrammatiſt Martial gab die Ueberſchrift Xenien dem 13ten Buche ſeiner Sinngedichte — einer Anzahl Diſtichen, die er ſeinen Freunden und Gönnern widmete, und deren jedes unter der Rubrik irgend eines zu einem Gaſtmahle gehörenden Gegenſtandes Lob oder Tadel enthält. Unter demſelben Namen erſchien in Schillers Muſenalmanach für das Jahr 1797 (Tübingen bei Cotta) eine Anzahl von mehr als 400 Diſtichen, die auf den damaligen Zuſtand der Gelehrſamkeit in Deutſchland Bezug hatten, manches literariſche Unweſen mit Laune und Geiſt rügten, ſchlechte Schriftſteller mit feinem, öfter mit bitterm Spotte geißelten, bisweilen aber auch feine und treffende Bemerkungen über Welt und Menſchenleben überhaupt enthielten. Als Verfaſſer derſelben nannte man öffentlich die beiden großen Dichter Göthe und Schiller, und es iſt dieſer Behauptung nicht widerſprochen worden. Dieſe Xenien wurden mit ſo großer Begierde geleſen, daß der Almanach in kurzer Zeit zum drittenmale aufgelegt werden mußte. Es ſtand aber auch bald eine große Anzahl Gegner wider ſie auf, unter denen jedoch die Meiſten viel Schwäche und bloß den Schmerz der beleidigten Eitelkeit zur Schau ſtellten. Nicht ungegründet war indeſſen der Vorwurf, den man den Xenien machte, daß unter der großen Menge dieſer Diſtichen auch ſchwache, den Anſtand beleidigende und ſelbſt im Versbau fehlerhafte ſich fänden, und daß ihr Ton bisweilen an die Streitigkeiten eines Sciop-pius, J. C. Scaligers und Klotz erinnerte. Wie bei jenen Streitigkeiten, blieb es auch diesmal beim Alten; der ſchlechten Schriftſteller ſind ſeitdem eher mehr als weniger geworden, und nach zwei Decennien iſt die ganze Fehde ſo ziemlich vergeſſen. Ausführliche Nachrichten darüber finden ſich in No. 54 — 60 des allgem. literar. Anzeigers, Leipzig 1797.

Xenokrates, gebürtig aus Calcedon, ein griech. Philoſoph, der ſich einen großen Namen erworben hat. Er war ein Schüler des Plato,

gnaleich mit Ariſtoteles, unterſchied ſich aber von dieſem lebhaften und talentvollen Mitſchüler dadurch, daß er nur langſam und mit Mühe den Unterricht des Lehrers faßte. Doch ſchätzte ihn Plato ſehr hoch wegen ſeines eiſernen Fleißes und ſeines tiefen ganzen Gemüthes, nur fand er an ſeinem Schüler einen Mangel der feinern Sitten, und erinnerte ihn daher oft, auch den Grazien zu opfern. Xenokrates verwaltete ſpäter ſogleich die Plate in der Akademie (ſ. d. Art.) und erwarb ſich hier durch ſeinen Unterricht einen Namen. Er hat verſchiedne philoſophiſche Werke geſchrieben, aber keines derſelben iſt uns zugekommen. Er ſtand wegen ſeiner Geſchicklichkeit in Staatsgeſchäften, die ihn öfters in dieſen oder jenen Ort von Athen, beſonders auch in ſeine Vaterſtadt Chalcedon führten, in großem Anſehen, und ſeine Mitbürger ſchickten ihn mehrmals als Geſandten an Philipp von Macedonien. Er bekam daher auch gegen die Einfuhr ſeiner Producte in Macedonien Freiheit. Von einem anſehnlichen Geſchenke, das Alexander ihm ſandte, nahm er nach langem Weigern einen ſehr unbedeutenden Theil an, nur um den König nicht durch Verachtung zu beleidigen. Als einen Beweis, wie gut er ſeine Lebensſchulden zu beherrſchen wußte, erzählt man, daß die beſtändige Unbeſtechlichkeit ihrem Richter gegeben ihre Künſte und alle Reize ihrer Schönheit aufzubieten, um ihn zu beſtegen, und aus Verdruß über die ſeltgeſchlagne Abſicht ihn für eine Statue erklärt habe. — Er iſt von einem andern Xenokrates, mit dem Beinamen der Arzt, verſchieden, der zu der Zeit, da Cicero und Nero lebte, und von deſſen Schriften nur noch ein Werk über die Benutzung der Waſſerthiere als Nahrungsmittel übrig iſt, das einen ziemlich vollſtändigen Begriff von den Kenntniſſen gibt, welche man damals über die Naturgeſchichte dieſer Thiere und Conchylien hatte.

Xenophanes, ein griech. Philoſoph, berühmt als der Stifter der eleatiſchen Schule. Die Zeitumſtände ſeiner Geburt und ſeines Todes iſt nicht ganz gewiß. Erſtlich ein Zeitgenoſſe des Pythagoras und Sokrates geweſen ſeyn, und ein Alter von 100 Jahren erreichthaben. Nachdem er aus ſeinem Vaterlande Kolophon vertrieben worden war, ging er nach Sicilien und dann nach Groß-Griechenland, wo er ſich in Elea niederließ. Man nennt ihn deßwegen als Anführer und das Syſtem, deſſen Urheber er war, den Namen der eleatiſchen Schule zu erhalten. Er hielt nicht bei den Meinungen ſeiner Vorgänger in der Philoſophie ſtehen, ſondern ſtellte neue Unterſuchungen über die Natur der Dinge an. Er beſtritt die Mythologie, wie Homer und Heſiod ſie erzählt hatten, und ſpottete über die Fabeln von den Göttern. Er nahm eine Veränderung der Oberfläche unſrer Erde durch Waſſer an, und hielt den Mond für einen beſtändig brennenden und angebauten Welkkörper. Er läugnete die Möglichkeit, künftige Dinge vorherſagen zu können, und behauptete, daß weit mehr Gutes als Böſes in der Welt anzutreffen ſey. Im Allgemeinen beſtritt er die Gewißheit des menſchlichen Wiſſens, und beſchränkte alles auf Wahrſcheinlichkeit und Meinung. Von ſeinen Gedichten, in denen er philoſophiſche und andere Gegenſtände vorgetragen hatte, haben ſich nur noch einige Fragmente bei Athenäus, Plutarch und Andern.

Xenophon, der berühmte griechiſche Geſchichtſchreiber und Feldherr, geboren zu Athen, ungefähr 450 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung. Sein Leben fällt gerade in die Periode, wo in Athen die größte politiſche und geiſtige Reibung war, und in welcher die ausgezeichnetſten Männer, zu denen er ſelbſt gehörte, auftraten. Xenophon war einer der vertrauteſten Schüler des Sokrates, und der Liebling dieſes ſeines Lehrers; auch kann man aus ſeinen Schriften den reinen Geiſt der Sokrati-

schen Philosophie am besten kennen lernen. Er schrieb die Apologie und die Denkwürdigkeiten des Sokrates; in den letztern, einem ganz vorzüglichen Werke, hat er die Grundsätze seines Lehrers aufbewahrt, doch mag er auch bisweilen seine eignen Ansichten beigefügt haben. Xenophon war nicht bloß speculativer Philosoph, er wendete die Philosophie auch auf das Leben an. Er widmete sich dem Staate, in dem er geboren war, und focht mit seinem Lehrer zugleich im peloponnesischen Kriege. Als der persische Fürst, Cyrus der jüngere — zum Unterschiede von dem Stifter jener Monarchie also genannt — seinem ältern Bruder Artaxerxes Mnemon den väterlichen Thron streitig machte, sendeten ihm die Lacedämonier ein Hülfsheer zu, bei dem sich Xenophon als Freiwilliger befand, und ein Günstling des Cyrus wurde. In den Ebnen von Babylon verlor Cyrus Schlacht und Leben, aber auch die vornehmsten Anführer des griechischen Hülfsheers blieben in der Schlacht oder wurden durch List gefangen. Xenophon stellte sich nun an die Spitze des noch 10,000 Mann starken griechischen Heers, das sich in einer sehr bedenklichen Lage befand, flößte ihm wieder Muth und Zuversicht ein, und führte es aus Ober-Asien durch Länder, deren Bewohner größtentheils feindlich gesinnt waren, auf einem gegen 300 deutsche Meilen langen Wege, von keiner Reiterei unterstützt, unter tausend Gefahren und Beschwerden nach Griechenland zurück. Dieser Rückzug ist der berühmteste in der ganzen Kriegsgeschichte; man hat ihm verschiedne ähnliche Unternehmungen in den neuern Zeiten an die Seite gestellt, aber er ist noch von keiner übertroffen worden. Xenophon selbst hat diesen Rückzug und zugleich die ganze Expedition des jüngern Cyrus beschrieben. Er begleitete nachher den spartanischen König Agesilaus auf einem Zuge nach Asien gegen die Perser. In der Folge wurde er den Athenienſern in Rücksicht seines Patriotismus verdächtig gemacht, und aus dem Gebiete der Republik verbannt. Er lebte nun an verschiednen Orten Griechenlands, auch zu Corinth, ganz von öffentlichen Geschäften zurückgezogen, bloß den Wissenschaften, und starb in einem Alter von 87 Jahren. Außer den vorhin erwähnten Werken schrieb Xenophon das Gastmahl der Philosophen, als Gegenstück eines ähnlichen Werkes des Plato, verschiedne kleinere Schriften zur Politik, Kriegswissenschaft und Oekonomie gehörend, eine Geschichte der Griechen in 7 Büchern, als Fortsetzung der Geschichte des Thucydides, bis zur Schlacht bei Mantinea, und das Leben des ältern Cyrus, bekannter unter dem Namen der Cyropädie. Dieses berühmte Werk ist keine eigentliche Geschichte, sondern mehr historischer Roman; es enthält Xenophons Grundsätze über die beste Regierungsverfassung, eingekleidet in die verschönerte Biographie des größten unter den damals bekannten Regenten. Xenophon hielt die monarchische Regierungsform für die beste, und scheint sie seinen Landsleuten annehmlich haben machen zu wollen. Sein Styl ist überhaupt, und besonders in diesem Werke, musterhaft und vollendet, seine Sprache durchaus rein. Er ist daher einer von den griech. Classikern, die zum jugendlichen Unterrichte vorzüglich gewählt werden, obgleich seine philosophischen Schriften für Anfänger nicht geeignet sind. Die Griechen schätzten sein Verdienst als Schriftsteller so hoch, daß sie ihn die griechische Biene und die attische Muse nannten. Seine Werke sind, einzeln und zusammen, häufig herausgegeben und oft übersetzt worden, s. Fuhrmanns Handb. der clas. Literatur, 2. B. Halle 1807. — Ein andrer, zu den erotischen Dichtern gehörender Xenophon lebte gegen den Anfang des 3. Jahrh. der christl. Zeitrechnung, war aus Ephesus gebürtig, und schrieb einen Roman: Geschichte des Habrokomes und der Anthia, welchen der Dichter Bürger 1775 deutsch übersetzt hat.

Xerxes I., König von Persien, in der Geschichte durch den unglücklichen Erfolg eines riesenhaften Eroberungsplans bekannt. Er war ungefähr 460 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung geboren, und der zweite Sohn des um Persien sehr verdienten Darius Hystaspes (s. d. Art.) Er wurde seinem ältern Bruder Artabazanes, der noch in dem Privatstande des Vaters geboren worden war, ohne Zwist in der Thronfolge vorgezogen. Von seinem Vater hatte er zwar die Eroberungssucht, aber nicht die dazu erfoderlichen Fähigkeiten geerbt. Da er sich Aegypten in einem einzigen Feldzuge unterworfen hatte, glaubte er auch den schon von seinem Vater entworfnen Plan, Griechenland zu unterjochen, ausführen zu können. Er versammelte in dieser Absicht ein ungeheures Heer. Die Geschichtschreiber geben die Zahl desselben zu einer Million Köpfe an. Wenn auch, wie sich mit aller Wahrscheinlichkeit annehmen läßt, die Griechen hiebei wie gewöhnlich übertrieben haben, und der Troß an Weibern und Sklaven, welche dem Heere folgten, wenigstens die Hälfte desselben ausgemacht hat, so würde die Macht des Xerxes doch immer noch hinreichend gewesen seyn, die Griechen zu erdrücken. Aber der Erfolg zeigte ganz das Gegentheil. Xerxes passirte, um aus Asien nach Europa zu gehen, den Hellespont, und ließ über denselben eine Schiffbrücke schlagen. Um sein Heer bequemer mustern zu können, führte er die auch von seinen Nachfolgern beibehaltne Art ein, daß er Schranken einrichten ließ, die 10 000 Mann fassen konnten. Die Griechen erwarteten ihren Feind an der Gränze des Landes, an den Engpässen von Thermopylä (s. d. Art.) und hielten ihn einige Zeit auf. 300 Spartaner starben hier unter ihrem Könige Leonidas den Tod der Helden. — Xerxes drang mit seiner Uebermacht weiter vor und verbrannte das von den Einwohnern verlaßne Athen. Nicht so glücklich war er zur See. Das erste Seetreffen bei Artemisium war für keinen Theil entscheidend gewesen, hatte jedoch den Griechen neuen Muth eingeflößt. Aber das zweite Treffen bei Salamis, in welchem, nach Angabe der Geschichtschreiber, 2000 persische Schiffe gegen 380 griechische fochten, fiel für die Perser unglücklich aus. Xerxes ließ seinen Feldherrn Mardonius in Griechenland zurück, der aber nicht lange nachher bei Platäa gänzlich geschlagen wurde. Er selbst ging aus Scham und Unwillen nach Persien zurück, und fiel bald nachher durch die Hand eines Mörders.

Ximenes (Franz), Cardinal, Erzbischof von Toledo und spanischer Premierminister, ein berühmter und wirklich großer Staatsmann, dem Spanien sehr viel zu verdanken hatte, war 1437 zu Torreloguna, einem kleinen Orte in Altcastilien, wo sein Vater Advocat war, geboren. Er studirte zu Salamanca, reis'te hierauf nach Rom und brachte eine päpstliche Bulle mit, welche ihm die erste offen werdende geistliche Pfründe in Spanien zusicherte. Der Erzbischof von Toledo verweigerte es, ihm eine Stelle zu geben, und da Ximenes über diese Zurücksetzung sich zu heftig geäußert hatte, ließ er ihn in das Gefängniß setzen. Ximenes kam jedoch wieder in Freiheit und erhielt eine geistliche Stelle im Kirchsprengel Siguenza, dessen Bischof, der Cardinal Gonzalez Mendoza, ihn zu seinem Großvicar ernannte. Er trat nachher in den Franziskanerorden, wurde Beichtvater der Königin Isabella von Castilien und 1495 Erzbischof von Toledo. Diese Würde nahm er erst nach vielem Weigern an und es war ein ausdrücklicher Befehl des Papstes nöthig, um ihn dazu zu bewegen. Er bewies sich als Erzbischof sehr thätig, indem er für die Armen väterlich sorgte, eine Menge Mißbräuche abschafte und streng darauf hielt, daß die öffentlichen Stellen mit redlichen und geschickten Männern besetzt wurden. Den Geistlichen seines Sprengels gab er sehr weise Vorschriften und bewirkte, aller Widersprüche ungeachtet, eine Reform der Mendicantenorden in Spanien. Er gründete 1499

die Universität zu Alcala de Henares und unternahm einige Jahre nachher ein Werk, welches allein schon ihn berühmt gemacht haben würde — eine Ausgabe des alten Testaments in vier Sprachen (Polyglotte; s. d. Art.) Er rufte in dieser Absicht die gelehrtesten Männer Spaniens zu sich, scheute keine Kosten, besonders für den Ankauf guter Manuscripte — er soll auf das ganze Werk 60,000 Ducaten verwendet haben — und nahm selbst Antheil an der Arbeit. Die Arbeit wurde 1522 gänzlich beendigt, und da sie zu Alcala (lateinisch Complutum) gedruckt worden war, erhielt sie den Namen: Biblia Complutensia. Früher schon (1514) hatte er ebendaselbst eine Ausgabe des neuen Testaments in der Ursprache veranstaltet. Ximenes Thätigkeit erstreckte sich auch auf andre Gegenstände. Es herrschten in der königlichen Familie Uneinigkeiten. Philipp von Oesterreich, Sohn des Kaisers Maximilian I., hatte sich mit Johanna, der einzigen Tochter Ferdinands des Catholischen von Arragonien und der Isabella, Königin von Castilien, vermählt. Nach dem Tode der Letztern erhielt Philipp, da seine Gemahlin die einzige Erbin ihrer Mutter war, das Königreich Castilien. Dies gab zu Uneinigkeiten zwischen ihm und seinem Schwiegervater Anlaß, die Ximenes beseitigte. Nach Philipps frühem Tode (1506) wurde Ferdinand Regent von Castilien für seinen minderjährigen Enkel, den nachmaligen Kaiser Carl V. Auch hierbei hatte Ximenes durch sein Ansehn und seinen Einfluß viel mitgewirkt. Er erhielt vom Papste den Cardinalshut, wurde zum Großinquisitor von Spanien ernannt und bekam einen großen Antheil an den Staatsgeschäften. Da er aber Ferdinands mißtrauische Denkart kannte, verließ er den Hof und ging in sein Erzbisthum zurück. Die Bekehrung der Mauren und der Gedanke, diesen Ungläubigen einige Provinzen zu entreißen, beschäftigte ihn vorzüglich. Er entwarf in dieser Absicht den Plan, nach Afrika überzusetzen, um die Festung Oran wegzunehmen, die in den Händen der Mauren war. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Ferdinand diesen Plan in der Hoffnung genehmigte, daß Ximenes bei der Ausführung umkommen würde. Ximenes wendete die Einkünfte seines Erzbisthums, des reichsten in Europa — es brachte jährlich 300,000 Ducaten ein — zu diesem Zuge an. Eine Meuterei, welche unter einem Theile der Truppen entstand, die keinen Geistlichen zum Anführer haben wollten, dämpfte er augenblicklich durch Strenge. Im Mai 1509 landete er an der Küste von Afrika. In erzbischöflicher Kleidung, über die er einen Harnisch trug, von Priestern und Mönchen, wie bei einer geistlichen Prozession, umgeben, führte er selbst das gelandete Heer an. Es erfolgte bald in der Nähe von Oran eine Schlacht, in welcher die Mauren besiegt wurden. Die Festung wurde gleich darauf erobert, und die Besatzung derselben niedergemacht. Ximenes ließ Oran neu befestigen, verwandelte die Moscheen in Kirchen und kehrte dann als Sieger nach Spanien zurück, wo ihn der König Ferdinand feierlich empfieng. Als dieser 1516 starb und sein Enkel Carl noch minderjährig war, wurde Ximenes Regent von Spanien. Während dieser nur 2 Jahre dauernden Administration bewirkte Ximenes außerordentlich viel. Er brachte Ordnung in die Finanzen, bezahlte die Kronschulden und brachte die veräußerten Domainen wieder an die Krone. Die spanischen Großen, die ihn wegen seiner stolzen und harten Behandlung haßten, demüthigte er. Er stellte das Ansehn der Gesetze wieder her und setzte die spanische Kriegsmacht auf einen respectabeln Fuß. Alle seine Entwürfe und Ideen waren groß. Er besaß viel Klugheit und Standhaftigkeit, war langsam in seinen Entschließungen, aber schnell in der Ausführung. Das spanische Cabinet hatte ihm noch lange nachher das Ansehn zu danken, in welchem es in Europa stand. Daß er die Wissenschaften sehr beförderte, ist schon oben

erwähnt worden. — Ximenes war ein wirklich großer Mann. Man hat ihm nicht ganz ohne Grund Stolz, Härte und selbst Grausamkeit vorgeworfen, aber die Umstände machten ein solches Betragen bisweilen nothwendig; seine Strenge war vorzüglich gegen die Anmaßungen der Großen des Reichs gerichtet. Bei verschiednen Gelegenheiten zeigte er sich als Menschenfreund und selbst sein Religionseifer verleitete ihn nicht zu Grausamkeiten. Als er beim Einzug in das eroberte Oran die Menge der erschlagnen Feinde sah, vergoß er Thränen. „Es waren Ungläubige," sagte er, „aber Menschen, die man zu Christen machen konnte; ihr Tod hat mir den größten Vortheil des Siegs entrissen." Als der bekannte spanische Bischof las Casas (s. d. Art.) den Vorschlag machte, um die eingebornen Indianer in Amerika zu schonen, Sklaven aus Afrika dahin zu führen, verwarf Ximenes den Vorschlag mit einem Unwillen, der sein Andenken ehrwürdig macht. Er hielt es für ungerecht, unschuldige Geschöpfe in die Sklaverei zu führen und ein Volk in das Elend zu stürzen, um ein andres daraus zu befreien. Ximenes ist daher als der erste Gegner des afrikanischen Sklavenhandels, über welchen in unsern Zeiten so viel verhandelt worden, anzusehen. — Sein Leben und die Geschichte seiner Staatsverwaltung ist von verschiednen Schriftstellern beschrieben worden, s. unter andern Histoire du Cardinal Ximenes par Fléchier, Evêque de Nismes, Amsterdam 1700. — Historie von dem Staatsministerio des Cardinals Ximenes, Hamb. 1719.

Xylographie, s. Holzschneidekunst.

Y.

Y, auf französischen Münzen das Zeichen der Münzstadt Bourges. Die Figur dieses Buchstabens gibt einem schmalen Busen der Süderse, der sich eben in der Gestalt eines Y bei Amsterdam nordwärts der Stadt nach Westen zudrängt, und die Amsel und Sparre aufnimmt, den Namen. Y wird auch noch der Pythagorische Buchstabe genannt, weil ihm Pythagoras wegen seiner Gestalt, welcher nämlich im Griechischen Υ aussieht, eine besondere geheime Bedeutung zuschrieb, und darin das Leben eines Menschen angedeutet sehen wollte, welcher anfangs den schlichten geraden Weg der Unschuld vor sich hätte, dann aber bei verständigerem Alter den Scheideweg der Tugend und des Lasters vor sich sehe, zwischen welchen er nun wählen müsse. Auch die Chinesen halten den Namen dieses Buchstabens sehr heilig, welchen sie allen Dingen geben, die sie mit einer besondern Ehrfurcht und Hochachtung auszeichnen. — So findet man auch den Buchstaben Y eben so wie den Buchstaben Z bei den Alten in ihre Marksteine eingehauen, um die Nähe eines Quells dadurch anzudeuten.

Yarmouth, eine regelmäßig gebaute und befestigte Stadt in der englischen Grafschaft Norfolk (Norfolkshire) am deutschen Meere, auf einer Halbinsel zwischen der See und dem Flusse Yare, dessen Mündung (mouth) einen guten Hafen bildet. Der Thurm der alten Kirche zu Yarmouth ist so hoch, daß die Spitze desselben den Schiffern in der See als Zeichen dient. Die Stadt hat 18,000 Einw., die sich mit Handel, besonders in wollenen Waaren, vorzüglich aber mit der Fischerei beschäftigen. Den ganzen Monat Octbr. hindurch wird in der Nähe von Yarmouth eine sehr wichtige Heringsfischerei getrieben, wozu gegen 150 Schiffe gebraucht werden. Die Menge der gefangnen Heringe ist gewöhnlich außerordentlich groß, und sie werden von hier auf 40 bis 50 Schiffen nach Spanien, Portugall und verschieden Häfen Italiens verführt. Auch der Fang des Kabliau und der Handel mit Steinkohlen gibt den Einwohnern von Yar-

mouth viel Beschäftigung. Die Stadt ernennt zwei Deputirte zum Unterhause des Parlaments. Das Rath- und Zollhaus sind die vorzüglichsten Gebäude. Es ist auch ein Seebad hier vorhanden.

York und Albanien (Friedrich, Herzog von), Bruder des Prinz-Regenten und zweiter Sohn des Königs Georg III. von Großbritannien, geb. den 16. Aug. 1763, war von 1783 bis 1802 Fürstbischof von Osnabrück, wurde 1811 d. 25. Mai zum 2tenmale zum Generalissimus der brittischen Landmacht ernannt, ist kaiserl. österr. Feldmarschall, Großmeister des Bathordens, und hat, außer einer Rente von 18,000 Pf. wegen des abgetretnen Bisthums Osnabrück, ein Einkommen von 24,000 Pf. Er vermählte sich den 29. Sept. 1791 mit Friederike, Königs Friedrich Wilh. II. von Preußen Tochter, ist kinderlos und wohnt zu Oatlands-Park bei London. Sein öffentliches Leben hat ihn mehr als einmal der strengsten Beurtheilung, selbst in dem Parlamente, bloßgestellt. Im J. 1793 erhielt er den Befehl über das brittische Heer in Flandern, welches zu der großen Armee unter dem Prinzen von Coburg stieß und von dessen Leitung abhing. Unter dem Herzog von York dienten Sir Ralph Abercrombie, Sir William Erskine und andre brave Officiere mit großer Auszeichnung; allein der Feldzug hatte bei den Fehlern des allgemeinen Feldzugplans keinen glücklichen Erfolg. Die unglückliche Unternehmung gegen Dünkirchen kann dem Herzog von York nicht zur Last gelegt werden. Sie war von Oesterreich mit dem brittischen Cabinet verabredet, um dadurch die Britten zu bewegen, als Hauptmacht an dem Kriege Theil zu nehmen. Nach Playfair (Polit. Portraits, I. Lond. 1813, S. 73) sollen selbst Officire vom Generalstabe des Prinzen von Coburg, aus Unzufriedenheit darüber, daß Valenciennes, zu dessen Einnahme vorzüglich die Oesterreicher beigetragen hatten, den Britten übergeben wurde, der Unternehmung auf Dünkirchen entgegengewirkt haben. Wenigstens äußerten die Oesterreicher ihre Freude, als die Engländer unter dem Herzog v. York die Schlacht von Hondscoote bei Dünkirchen gegen Houchard (8. Sept.) verloren und 4000 Mann eingebüßt hatten. Auch im Helder war der Herzog nicht glücklich. Zeit und Ort waren ohne sein Zuthun schlecht gewählt. Man landete in einer ungünstigen Jahreszeit (Ende Aug. 1799) und statt tiefer südlich, in Nordholland. Das Wetter war nachtheilig und die Russen (behaupten die Engländer) thaten ihre Schuldigkeit nicht (did not behave well.) Daher siegte Brune an der Spitze der franz. holländischen Armee bei Bergen (d. 19. Sept.) über die Alliirten, und nachdem der Herzog den 10. Oct. mit Brune die Capitulation von Alkmaar geschlossen, wurde die batavische Republik von den Britten geräumt. Uebrigens hat sich der Herzog als Generalissimus um die innere Ausbildung des Landheeres und um die Verbesserung des Dienstes unläugbare Verdienste erworben. Allein seine Verbindung mit Mistreß Clarke wurde für seinen Ruf sehr nachtheilig. Als er mit dieser listigen Frau Bekanntschaft machte, hielt er sie für eine Wittwe. Sie wußte ihn lange zu täuschen; doch so bald er erfuhr, daß ihr Mann noch lebte, brach er allen Umgang ab, beging aber den Fehler, ihr eine Pension von 400 Pf. zu verweigern. Sie schloß sich daher an den Obersten Wardle an, welcher den Plan entworfen hatte, den Herzog in der öffentlichen Meinung zu verderben. Unterstützt von mehrern Unzufriednen, welche sich zurückgesetzt glaubten, trat er als Ankläger gegen den Herzog v. York auf und verlangte eine Untersuchung seines Betragens als Oberbefehlshaber. Er warf dem Herzoge vor, daß er bei Vergebung der Militärstellen, Pensionen u. s. w. Mißbräuche geduldet, Bestechungen zugelassen und besonders durch den Einfluß seiner Buhlfrau, der Mad. Clarke, sich habe leiten lassen. Die Anklage fand vor dem Unterhause Statt und der Kanz-

ler der Schatzkammer bestand auf den Fortgang der Untersuchung. Die Clarke erschien mehrmals vor dem Unterhause persönlich. Ihre frechen Antworten belustigten das Publikum und schadeten dem Herzog in der öffentlichen Meinung, ohne irgend einen erheblichen Klagepunkt zu beweisen. Vielmehr wurde der Herzog freigesprochen, als habe er selbst keinen Antheil an den vorgefallnen Bestechungen und Unregelmäßigkeiten genommen. Dennoch drang Wardle auf die Motion, von dem Könige die Absetzung des Herzogs als Befehlshaber der Landarmee zu verlangen. Zwar wurde diese Adresse durch die Stimmenmehrheit verworfen, allein der Herzog fand für gut, das Commando der Armee freiwillig niederzulegen. Dies geschah im März 1809. Doch schon d. 25. Mai 1811 setzte ihn sein Bruder, der Prinz-Regent, in die Stelle eines Feldmarschalls und Oberbefehlshabers der gesammten brittischen Landmacht wieder ein. Indeß war die Ursache seiner Entlassung, seine ungeziemende Verbindung mit Mistreß Clarke, die unter dem Schutze seiner Gunst Handel mit Militärstellen und Pensionen getrieben haben sollte, noch in frischem Andenken. Daher trugen d. 6. Juni Lord Milton und Francis Burdett im Unterhause auf den Beschluß an: „Es scheine dem Unterhause sehr unschicklich, daß die Räthe des Prinz-Regenten diesem die Wiederernennung des Herzogs zum Generalcommando vorgeschlagen," allein ihr Antrag wurde, da die Grenville-Forische Partei dem Prinz-Regenten ergeben war, mit einer großen Stimmenmehrheit verworfen. Das Volk unterhielt sich dagegen mit Spottgedichten auf die Prinzen des königl. Hauses. Uebrigens wird jeder Unbefangene sich leicht überzeugen können, daß der Herzog nicht für einzelne Unordnungen, die vorgefallen seyn mögen, verantwortlich seyn kann. Es ist schon ein großes Verdienst, daß bei einem Heerwesen von 200,000 Mann und 5000 Officiren diese Ordnung und dieser zweckmäßige Haushalt, wie er wirklich im Ganzen vorhanden ist, eingeführt und erhalten wurde. Doch ist es das größte Lob für den Herzog, daß er niemals von seiner Gewalt als Oberbefehlshaber einen strengen Gebrauch gemacht oder Härte verschuldet hat. Vielmehr legt ihm die allgemeine Stimme Milde und Mäßigung bei. K.

York, Graf von Wartenburg, königl. preuß. General der Infanterie, Ritter aller preußischen und vieler fremden Orden. Wir beklagen den Mangel an zuverläßigen Materialien, der uns hindert, etwas Bestimmtes über die frühern merkwürdigen Begegnisse dieses ausgezeichneten Feldherrn mitzutheilen, dessen Leben wir nur seit dem Jahre 1806 zu schildern vermögen. Er war damals Oberst und Commandeur en Chef des Jägercorps und commandirte in dem Feldzuge d. J. erst die Avant- später die Arrièregarde des Corps des Herzogs von Weimar, dessen Elbübergang er nach den Unfällen an der Saale so geschickt deckte, daß die nachdrängende feindliche Uebermacht keinen Vortheil erlangen konnte. Im Gefecht bei Wahren in Meklenburg verwundet und nach Preußen gebracht, entging er dem Schicksale der Blücherschen Armee bei Lübeck und fand dort eine Anstellung. Bei der Reorganisation des preußischen Heeres im J. 1808 ward er als Generalmajor zum Inspecteur sämmtlicher leichten Truppen ernannt. Im J. 1812 bei dem preußischen Hülfscorps *) unter Generallieutenant von Grawert angestellt, erhielt er dessen Oberbefehl, als jener General wegen Kränklichkeit das Commando niederlegte; — dieser Feldzug führte zwar einige hitzige Gefechte herbei, aber sa wieriger ward die

*) Es bildete dieses 20,000 Mann starke Corps mit der aus Polen, Bayern und Westphalen zusammengesetzten Division Grandjean das 10te Corps der französischen Armee unter dem Marschall Macdonald, bestimmt den linken Flügel des französischen Heeres zu decken und gegen Riga zu operiren.

Lage des Generals, als Buonaparte dem 10. Corps den Rückzug nach der Memel befahl; er führte hier die dritte Colonne, welche, die Arriergarde bildend am 10. Dec. 1812 von Mitau abmarschirte, verfolgt von den Abtheilungen der Generale Wittgenstein und Paulucci (die am 27. bereits in Memel einrückten), während die Vordertruppen des Feindes sich bereits an der Memel ausbreiteten. Nicht sowohl das Kritische dieser Lage, welche wohl durch der Truppen erprobte Tapferkeit verbessert worden wäre, als vielmehr ein Blick auf die politischen Verhältnisse, veranlaßten den General von York zu der bekannten Convention vom 30. Dec. 1812, kraft welcher sich das preußische Corps von den Franzosen trennte, und unabhängig neutrale Quartiere bezog. Dieser Schritt, der gleichsam das Signal zur allgemeinen Bewegung in ganz Preußen gab, ward zwar zuerst von dem Könige, der noch durch wichtige Rücksichten beengt war, scheinbar gemißbilligt, aber nur zu bald durch die Stellung, die der Staat annahm, auf das Glänzendste gerechtfertigt. Der General hat durch diesen fürwahr nicht leichten Entschluß eben so sehr seine Umsicht und Charakterstärke beurkundet, als zu dem großen Befreiungswerke wesentlich beigetragen und zu den nachherigen Ereignissen kühn die Bahn gebrochen; denn ohne diesen würden die Russen schwerlich ihre Gränzen überschritten, wenigstens bald wiedergesehen haben. Nachdem das geschmolzene Corps in Preußen wieder möglichst completirt und ausgerüstet worden, führte es der General an die Elbe, wo es zuerst bei Danigkow (5. Apr. 1813) gegen die aus Magdeburg vorgedrungene Armee des Vicekönigs von Italien siegreich focht. Darauf theilte es in den Schlachten von Großgörschen und Bautzen die rühmlichen Anstrengungen des verbündeten Heeres und kämpfte am Tage vor letztrer Schlacht (19. Mai) bei Weissig mit ruhmwürdiger Ausdauer gegen das überlegne 5te französische Armeecorps unter Sebastiani. Während des Waffenstillstandes beträchtlich verstärkt und als erstes Corps der preußischen Armee dem schlesischen Heere unter dem General Blücher zugetheilt, nahm es entschiednen Antheil an dem Siege an der Katzbach (26. Aug.). Der General erfocht darauf, als völlig selbstständig zu betrachten, den Sieg über Bertrand bei Wartenburg (3. Oct. s. d. Art.), in dessen Folge das schlesische Heer seine Operationen auf das linke Elbufer übertrug. — Es ist bekannt, daß er von dieser glänzenden Waffenthat den Ehrennahmen Graf York von Wartenburg führt. Eben so selbstständig ist sein Verdienst in der Schlacht bei Leipzig, da bei dem am 16. bei Möckern über Marmont erkämpften Siege des schlesischen Heers sein Corps ausschließlich den wichtigen hartnäckig vertheidigten Punkt Möckern eroberte. Eine genauere Schilderung dieses mörderischen Gefechts würde hier zu weit führen; wer aber den Gang desselben genau kennt, wird sich sagen, daß nur eine so unerschütterliche Festigkeit, wie sie den General v. York auszeichnet, den Sieg fesseln konnte. Am 18. vom Schlachtfelde abmarschirt, drängte er schon wieder am 20. die fliehenden Feinde bei ihrem Uebergange über die Unstrut bei Freiburg. Als die verbündeten Heere darauf siegreich in Frankreich eingedrungen waren, fand der General zuerst wieder bei Montmirail (d. 11. Febr. 1814) Gelegenheit, seinen Feldherrnberuf aufs neue und um so sichrer zu beurkunden, da es hier die Rettung eines Verbündeten galt. Der General Sacken hatte sich zu voreilig in ein Gefecht mit Buonaparte eingelassen, das allgemach seine völlige Niederlage herbeiführte, als der General York auf dem Schlachtfelde erschien und durch seine Anordnungen das Gefecht, wiewohl mit eignem großem Verluste, in so weit wieder herstellte, daß Sacken wenigstens vom gänzlichen Untergange gerettet ward. Ein nicht geringeres Verdienst erwarb er sich in der Schlacht bei Laon (9. März). Dann in Gemeinschaft mit dem General von Kleist unternahm er

r Theologie hatte, so gab er die Jurisprudenz auf, trat in den
istlichen Stand, und wurde 1728 Capellan des Königs Georg II.
vei Jahre später erhielt er eine sehr einträgliche Pfarrstelle und ver-
irathete sich. Der Tod seiner Gattin und ihrer beiden Kinder er-
r Ehe, die (1741) bald nach einander starben, versetzte ihn in eine
hmüthige Stimmung, und gab Veranlassung zu seinem berühmten
edichte, Nachtgedanken, das mit großem Beifall in England
fgenommen wurde. Durch Eberts meisterhafte Uebersetzung wurde
s Gedicht auch in Deutschland bekannt, und weckte ein Heer von
achahmern, die in steifer poetischer Prosa schwülstige Gedanken zu
ige förderten. Die Periode, da Youngs schwermüthige Poesien in
eutschland Lieblingslectüre waren, ging der überspannten Werther-
en und der empfindelnden Siegwartischen voran. Außer jenen Ge-
chten schrieb Young: Satiren auf die Ruhmbegierde, und
n Centaur oder über das Modeleben, nebst einigen kleinern
ffsätzen und Gedichten. Die erstern sind ebenfalls von Ebert mit
i Nachtgedanken zugleich übersetzt worden, unter dem Titel: Dr.
Youngs Klagen oder Nachtgedanken über Leben, Tod und Un-
blichkeit, in 9 Büchern, nebst dessen Satiren auf die Ruhmbe-
rde, übersetzt von J. A. Ebert. Braunschw. 1760 — 71, 5 Bde. —
ung starb in seiner Pfarrei zu Wetwyn am 12. April 1769. Er
r ein Mann von Talent, wahrer Religiosität und liebenswürdigen
tten. Sein ganzes Wesen war zum Feierlichen gestimmt, und alle
ie Handlungen hatten diesen Anstrich. Ueber seinen Werth als
chter mag hier folgendes strenge, aber ziemlich richtige Urtheil ei-
s englischen Kunstrichters stehen. „Die Natur hatte Young eine
che Fülle eines lebhaften und originellen Geistes gegeben. Er war
lseitig und unerschöpflich an Hülfsmitteln. Aber diese Vorzüge
rden durch entgegengesetzte Fehler gemindert. Beispiele von Man-
an richtiger Beurtheilung und von einem fehlerhaften Geschmack
den sich nicht selten bei ihm. Oft spinnt er einen starken und
nzenden Gedanken mit ermüdender bis ins Kleinliche gehenden
itläuftigkeit bis zum äußersten Ende aus; er scheint den ganzen
fang seines Gemüths haben zeigen zu wollen, um ganz entfernte
der und Gedanken zu vereinigen, die nur durch die größte Mühe
einander verbunden werden konnten. Seine glühende Einbil-
gskraft durchbricht die Schranken der Kritik, und er verliert sich
weilen in Schwulst, gerade wenn er glaubt, recht erhaben zu
n." — Von dem Dichter Young ist der als statistischer Schrift-
er und Verfasser einer Reise durch England und Wales (1771 ff.)
nnte Arthur Young zu unterscheiden.

Ysenburg, s. Isenburg.

Yverdun (Iverdon, Ifferten), eine sehr industriöse Stadt des
weizercantons Waadt, in einer angenehmen Lage am Neufchateler
, in welchen sich hier der Fluß Orbe ergießt. Sie hat 2500 Ein-
ner, welche zum Theil in verschiedenen Leinwand-, Zitz- und
tunfabriken beschäftiget sind, vorzüglich aber einen sehr bedeuten-
Transithandel zwischen Frankreich, Deutschland und einem Theil
Schweiz treiben, welcher durch die vortheilhafte Lage der Stadt,
i auch der hiesige Hafen gehört, sehr begünstiget wird. Zum
uf des Handels sind zwei große Kauf- oder Niederlagshäuser
anden. Es gibt hier ein gutes Gymnasium. Der nicht unbe-
nte Professor de Felice, ein neapolitanischer Gelehrter, legte hier
Druckerei an, in welcher er, mit Hülfe einiger französischen

und schweizerischen Gelehrten, in den Jahren 1777 und 1778 eine neue Ausgabe der Encyclopädie (s. d. Art.), unter dem Titel: Dictionnaire universel, X Tom. gr. 4to, veranstaltete. In dem hiesigen alten Schlosse legte der berühmte Erzieher Pestalozzi (s. d. Art.) im J. 1804 sein Erziehungsinstitut an, wo es noch gegenwärtig ist. Der verdienstvolle Pestalozzi, der am 12. Jan. 1818 seinen 74sten Geburtstag feierte, erklärte bei dieser Gelegenheit, daß er die von der Subscription auf eine neue Ausgabe seiner Werke erhaltene Summe von ungefähr 50,000 französischer Livres, als einen unveräußerlichen Fonds zu Gründung einer Armenanstalt nach seinen Erziehungszwecken, und ganz vorzüglich zu immerwährender Beförderung der Erziehungsmittel seiner Anstalt, in sichere Hände niederlegen wolle. Nach etwas frühern Nachrichten war dieses berühmte Institut durch innere Spaltungen erschüttert worden, und einige der an demselben mitarbeitenden Lehrer hatten sich von ihrem Meister getrennt, um sich einen eigenen Wirkungskreis zu eröffnen.

Z.

Z, auf französischen Münzen das Zeichen der Münzstadt Grenoble.

Zaar, Zar (Czar), ein Titel der Beherrscher Rußlands. Das Wort ist aus der alten slavonischen Sprache, in welcher noch eine Uebersetzung der Bibel vorhanden ist, und bedeutet so viel als König; der Kaiser wird in eben dieser Sprache Kessar genannt. — Bis zum 16ten Jahrhundert hießen die Beherrscher der verschiedenen russischen Provinzen Großfürsten (Weliki Knaes), und so gab es Großfürsten von Wladimir, Kiew, Moskwa ꝛc. Der Großfürst Wasilei nahm zuerst (1505) den Titel Samoderscheta an, welches eben so viel als das griechische Wort Autokrator bedeutet, und im Deutschen durch Selbstherrscher ausgedrückt wird. Wasilei's Sohn, Iwan II., nahm 1579 den Titel eines Zaar von Moskwa an, den seine Nachfolger lange fortführten. Im J. 1721 wurde Petern I. vom Senate und der Geistlichkeit, im Namen der russischen Nation, der Titel eines Kaisers von Rußland beigelegt, wofür im Russischen das lateinische Wort Imperator gebraucht wird. Verschiedene der größern europäischen Mächte weigerten sich bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, diesen Titel anzuerkennen. Gegenwärtig führt der Kaiser und Selbstherrscher aller Reussen die Titel: Zaar von Moskwa, von Kasan, zu Astrachan, zu Polen, von Sibirien und des taurischen Chersones. Die ältesten Söhne und präsumtiven Thronfolger der Zaare wurden ehemals Zarewiz (Sohn des Zaars) genannt. Aber mit dem Tode des unglücklichen Alexei, Sohn Peters I., hörte dieser Titel auf, und die kaiserlichen Prinzen wurden alle Großfürsten genannt. Kaiser Paul I. führte (1799) den Titel Zarewiz (oder Cesarewitsch) für seinen zweiten Sohn, den Großfürsten Constantin, wieder ein. — Auch die ehemaligen Fürsten der dem russischen Scepter nun unterworfenen Länder Grusien (Georgien) und Imirette führten den Titel als Zaare.

Zach (Franz Freiherr von), geb. zu Preßburg am 4. Juni 1754, einer der ausgezeichnetsten Mathematiker und Astronomen unserer Zeit. Er wurde 1804, nachdem er zuvor in österreichischen Kriegs-

dienſten geſtanden und ſich einige Zeit in London aufgehalten hatte, mit dem Charakter eines Obriſtlieutenants Oberhofmeiſter der zu Eisenberg wohnenden verwittweten Herzogin von Sachſen-Gotha, die er auch von dieſem Jahre an bis Ende des Sommers 1805 auf einer Reiſe durch Frankreich begleitete. Er führte mit rühmlichem Eifer und zum Beſten der Wiſſenſchaft, der er ſich gewidmet hatte, die Direction der Sternwarte bei Seeberg von 1787 an, welche er jedoch im Sommer 1806 niederlegte. Er hat ſeine Wiſſenſchaft beſonders durch treffliche Schriften gefördert und erweitert, worin ſich Gründlichkeit mit Faßlichkeit und Klarheit der Darſtellung und des Vortrags vereinigen. Bekannt in einem weitern Kreiſe ſind ſeine Geographiſchen Ephemeriden, ſo wie die Fortſetzung derſelben unter dem Titel: Monatliche Correſpondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde. Ueberdieß hat er über einzelne Beobachtungen am Himmel gehaltreiche Abhandlungen herausgegeben, auch finden ſich in mehreren Zeitſchriften, z. B. in der gothaiſchen gelehrten Zeitung, treffliche Arbeiten von ihm.

Zachariä (Juſt Friedrich Wilhelm), Profeſſor der Dichtkunſt am Carolinum zu Braunſchweig, geboren 1726 zu Frankenhauſen im Fürſtenthume Schwarzburg. Er ſtudirte von 1743 an zu Leipzig die Rechte, beſchäftigte ſich aber faſt ausſchließlich mit der ſchönen Literatur und der Dichtkunſt. Durch das Beiſpiel ſeines Vaters, eines Rechtsgelehrten, der ein beliebter Gelegenheitsdichter war, veranlaßt, hatte er ſich frühzeitig als Dichter verſucht. Sein erſtes größeres Werk war: der Renommiſt, ein komiſches Heldengedicht, das erſte dieſer Art in Deutſchland; es iſt eine Nachahmung nach Boileau und Pope, hat aber viel Unvollkommenheiten. Gottſched machte dieſes Gedicht zuerſt in den Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes bekannt, und hat wenigſtens das Verdienſt, auch dieſen Dichter aufgemuntert zu haben. Aber Zachariä trennte ſich, wie andere gute Köpfe, bald von Gottſched, und kam in Verbindung mit jenen vorzüglichen und geiſtvollen jungen Männern, die ſich damals in Leipzig zuſammen gefunden hatten, und die als die Urheber eines beſſern Geſchmacks in Deutſchland anerkannt ſind. Der Beifall, mit dem Zachariä's erſtes komiſches Gedicht aufgenommen worden war, ermunterte ihn, in dieſer Gattung fortzufahren, und ſo entſtanden nach und nach ſeine andern komiſchen Heldengedichte, Phaeton, das Schnupftuch und Murner in der Hölle. Nachdem Zachariä ſich ein Jahr in Göttingen aufgehalten hatte, wurde er 1748 Lehrer am Carolinum zu Braunſchweig, und 1761 Profeſſor der Dichtkunſt; es wurde ihm auch die Aufſicht über die Buchhandlung und Buchdruckerei des Waiſenhauſes daſelbſt aufgetragen, die er, nebſt der Herausgabe öffentlicher Blätter, mehrere Jahre hindurch beſorgte. Er zeigte als Lehrer und als Schriftſteller ſehr viel Thätigkeit. Seinen Ruhm als Dichter hat Zachariä vorzüglich ſeinen komiſchen Gedichten zu verdanken. Nicht ohne Glück hat er ſich auch in der beſchreibenden Dichtkunſt verſucht; ſeine beſten Gedichte dieſer Art ſind die Tageszeiten und die vier Stufen des weiblichen Alters. Auch gelangen ihm muſikaliſche Gedichte, die er zum Theil ſelbſt in Muſik ſetzte, und leichte, gefällige Lieder gar wohl; in der Ode war er nicht glücklich. Seine komiſchen und beſchreibenden Gedichte ſind in einige neuere Sprachen und in die lateiniſche überſetzt worden. Er ſelbſt lieferte eine deutſche Ueberſetzung von Miltons verlornem Paradieſe, die aber matt, untreu und unharmoniſch iſt, und keinen

DEBENTURE, *s.* [Fr. *débenture*, from Lat. *debentur*, they are owing.] A writing or bond given by a corporation, or by the government, for money borrowed. Debentures are usually given for a certain sum, with interest at a certain rate, payable at a certain time, and are transferable by delivery. In the United States, debentures are issued by the government, by banks, by railroad companies, and by other corporations. In England, they are issued by the government, by the East India Company, and by other corporations. In the United States, debentures are usually issued for a term of years, and are payable at the end of that term. In England, they are usually issued for a term of years, and are payable at the end of that term

9 Zehnmillioner
3 Millionen
1 Hunderttausender
2 Zehntausender
0 Tausender
4 Hunderter
1 Zehner
5 Einer

Da nun dieses Zahlengebäude im Zusammennehmen von jedesmal zehn Einheiten, die wir unter der Bezeichnung 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 0 kennen, besteht, so nennen wir es das decadische, nach dem griechischen Worte Dekadikos (δεκαδικος, die Zehne). Ein anderes Zahlensystem ist die Dyadik, entlehnt von Dyadikos (δυαδικος, die Zweie), welches Leibnitz zuerst aufgestellt hat, und welches bloß in der Verbindung der zwei Zahlen 1 und 0 bestehet; es ist hiernach 1 eins, 10 zwei, 11 drei, 100 vier, 101 fünf, 110 sechs, 111 sieben u. s. w. Auf diese Weise lassen sich Zahlensysteme bloß mit drei oder auch vier Zahlen aufstellen, die aber für die Mathematik keinen weitern Werth haben. — Die Römer nahmen fünf Einheiten zusammen, und schrieben dieses so: V; dann brachten sie zwei solcher Fünfer zusammen, woraus das Zahlzeichen $\overset{V}{\wedge}$, X, entstand; fünf Zehner schrieben sie L; zwei solcher Fünfziger gab einen Hunderter, den sie C (den ersten Buchstaben von centum, hundert) schrieben. Fünf solcher Hunderter gab einen Fünfhunderter D; zwei Fünfhunderter einen Tausender M (den ersten Buchstaben von mille, tausend). Noch gebrauchte man hierbei die Abkürzung, daß eine Ziffer linkerhand, jedoch unmittelbar an eine andere geschrieben, jene um so viel vermindert, als sie Einheiten hat; es war demnach IV vier, XL vierzig, XC neunzig u. s. w. Auf diese Weise wurde 1818 folgendermaßen geschrieben: MDCCCXVIII. — Nach dem dekadischen Zahlensysteme ist also jede Zahl zur Linken zehnmal größer, als die zur Rechten; läßt man nun aber von der Einheit an weiter zur Rechten in jeder Stelle die Zahl zehnmal kleiner werden, so müssen alle solche folgende Stellen Brüche enthalten, die nach demselben Gesetze, wie die ganzen Zahlen zur Linken steigen, zur Rechten abnehmen; es sind demnach: in der ersten Stelle nach der Einheit zur Rechten Zehntel, in der zweiten Hundertel, in der dritten Tausendel ꝛc. Um nun aber die ganzen Einheiten von den Brucheinheiten gehörig unterscheiden zu können, macht man zwischen den ganzen Einheiten und den Zehnteln in der Linie der Ziffern ein Komma, und es heißt demnach:

4 Hunderttausender
1 Zehntausender
3 Tausender
6 Hunderter
9 Zehner
8 Einer
, 2 Zehntel
7 Hunderter

Der Bruch nach den ganzen Einheiten, wie hier 2/10, 7/100, heißt ein zehntheiliger oder Decimalbruch, weil der Nenner desselben durch 10 theilbar ist. Noch gibt es ein gewisses System der figurirten Zahlen, oder Reihen der polygonal- oder vieleckigen Zahlen; dieses sind besondere Zahlenreihen, die bei der Lehre der Progressionen abgehandelt werden, aber sehr wenig praktischen Nutzen haben.

P. S.

Zähne. Unter allen Knochen des menschlichen Körpers sind die Zähne, die Hirnschichten ausgenommen, die kleinsten; aber dessen ungeachtet sind sie für die Schönheit und Gesundheit sehr wichtig. Für die Schönheit, weil die Richtung und Fülle des Gesichts davon abhängt; für die Gesundheit, weil die Speisen zum innern gelangt und durch sie zermalmt werden müssen, und schlechte Zähne schlechte Säfte im Munde zum Begleiter haben, welche sich dann gleich mit den übrigen Speisen vermischen. Zugleich können mehrere Buchstaben ohne die Zähne nicht deutlich ausgesprochen werden, und die Zähne sind daher auch für den Ausspruch sehr wichtig. Die meisten Menschen achten auf ihre Zähne nicht zu ihrem Vortheile. Ihre Verhältnisse überlehen, und daher gibt es so wenige, welche vollkommen gute Zähne haben. Bei Kindern zeigen sich die ersten Zähne im Verlaufe jener zogen des Grade des siebenten Monats. Hier kommen die ersten Schneidezähne zum Vorschein, denen in den ersten halben Jahre die andern Schneidezähne folgen. Die Spitz- und Backenzähne kommen im dritten und vierten halben Jahre. Alle diese Zähne heißen Milch- oder Wechselzähne, weil sie vom bleibenden Zähnen an allmählig ausfallen, um denen zu weichen, die ihre ganze Lebenszeit bleiben sollen. Das sind nur 20 Zähne, der Erwachsenen in der Regel 32, nämlich 8 Schneide- und 4 Spitz- oder Augenzähne, die übrigen heißen Backenzähne, wovon die zwei hintersten die Weisheitszähne heißen, weil sie sich erst um späten Jahre erscheinen. — Jeder Zahn hat eine Krone (so nennt man den äußern sichtbaren Theil), den Hals, den Körper, den Fuß, oder den Zahnfortsatz, der sich in und unter der mehrere Wurzeln, die in den Zahnhöhlen der Kinnladen sind. Die Schmelz- und Hundszähne haben nur eine, die Backenzähne mehrere, drei bis drei Wurzeln. Die Krone der Zähne ist der weichste Theil. Sie ist mit einem perlenartigen Schmelze bedeckt, der sehr hart ist, aber durch sehr harte Körper, durch Hitze und Kälte und schnellen Wechsel Beider leicht Risse bekommt. Ist das, so wird dann die darunter befindliche Knochensubstanz der äußern Luft Preis gegeben, vom Beinfraß ergriffen, und dieß ist dann die gewöhnliche Ursache der schlechten, schmerzhaften Zähne. Da indessen die Zähne in dieser Krone eine kleine Höhle haben, worin ein zartes Nerven- und Blutgefäßchen liegen, so können auch diese letztbeschädigten daraus eine Entzündung und Verderbniß des Zahnes von innen heraus erregen. Vorzüglich werfen sich leicht Rheumatismen, Gicht, venerische Schäden auf die Zähne. Um die Zähne gesund zu erhalten, muß man sich daher vor zu heißen, wie vor zu kalten Getränken und Speisen hüten; am meisten den schnellen Wechsel der Temperatur, ferner alles Zerbeißen sehr harter Körper, das Zerknacken von Nüssen meiden, keine Fäden abbeißen, keine Nadeln aufbeißen, weil die Zähne durch das Erstere im Schmelz beschädigt werden, und das Letztere sie bis tief in die Zahnhöhle erschüttert und locker macht,

und der unterste Theil ihrer Wurzeln eine Substanz hat, die unter dem Namen der hornartigen weicher als die übrige ist, mithin dadurch unmittelbar leiden kann. Sehr starke Säuren aller Art lösen den Schmelz der Zähne auf, und müssen daher sorgfältig vermieden werden. Süßigkeiten scheinen ihnen, in wie fern sie durch Gährung Säure entwickeln, auf gleiche Weise nachtheilig zu werden. Alle Zahntincturen, die Säure bei sich haben, schaden daher in der Länge auf die empfindlichste Weise, ob sie schon für den Augenblick die Zähne rein machen. Da der Schmelz durch rauhe, spitzige Dinge beschädigt werden kann, so sind auch alle metallene Zahnstocher, das Stochern mit Nähenadeln, Zahnpulver von Bimsstein, Korallen, Cremortartari ꝛc., Dinge, die man sorgfältig vermeiden muß. — Leute, die viel Fleisch, wenig Brot genießen, nicht die allerbeste Verdauung haben, Tabak rauchen, finden, daß der Schleim im Munde sich an den Zähnen ansetzt, und den Weinstein erzeugt; ein Niederschlag jener im Schleim enthaltenen erdigen Theile; er nimmt vorzüglich die Punkte des Zahnes ein, welche bei dem Essen am wenigsten in Berührung kommen, also die untern Theile überhaupt, dann die tiefern, zwischen Krone und Hals gelegenen, vom Zahnfleisch begränzten Punkte. Das Zahnfleisch wird nach und nach dadurch abgetrennt, Verderbniß, häßlicher Geruch aus dem Munde sind die unausbleibliche Folge. Um ihm zuvorzukommen, muß man täglich die Zähne mit einem guten Zahnpulver, lauem Wasser und einer harten Zahnbürste reinigen. Wo er schon ist, muß man ihn vom Zahnarzte entfernen lassen, und dann die Wiederkehr auf gleiche Weise verhüten. Den Brand an den Zähnen kann man oft noch durch Ausfeilen der brandigen Stelle entfernen, oder durch Arzneien, Plombiren aufhalten, so daß der Zahn noch viele Jahre gebraucht werden kann. Die berühmtesten Zahnpulver für die Reinigung der Zähne sind das Hufelandische, das C. Schmidtische, das von D. Becker in Leipzig, das Angermannische u. s. f. — Da die mit dem Brande der Zähne entstehenden Schmerzen oft unerträglich sind, und auch außerdem dergleichen Schmerzen entstehen, so ist das Herausnehmen derselben eben so gewöhnlich, als der Verlust der angefressenen Zähne durch allmählige Zerstörung auch da ist, wo sie nicht herausgenommen werden, und je wichtiger sie doch für Sprache ꝛc. sind, desto mehr dachte man darauf, diesen Verlust durch künstliche Zähne zu ersetzen. Man bediente sich dazu gewöhnlich der Menschenzähne aus Leichnamen gesunder Menschen; jetzt macht man sie aus Wallroß-, aus Kuhzähnen, Elfenbein; indem der künstliche Zahn entweder auf die zurückgebliebene Wurzel mittelst eines Stiftes von Silber oder Gold gepflanzt, oder wo dies nicht geht, an die gesunden Nachbarn mit Seide, Golddraht befestigt wird. Da aber alle solche Zähne bald ihre Farbe verlieren und übelriechend werden, so verfertigt man jetzt in Dresden, Paris, München auch porzellanartige, die zwar diesen Fehler nicht haben, aber fürchten lassen, daß durch ihre Härte gar leicht den entgegen stehenden, natürlichen geschadet werde, daher es auch noch nicht entschieden ist, ob sie den Ruf behaupten werden, den ihnen Fondis Name in Paris u. a. O. bereits verschafft hat. * r.

Zähringen, ein Dorf mit 800 Einwohnern unweit Freiburg im ehemaligen österreichischen Breisgau, jetzt im Treisamkreise des Großherzogthums Baden, mit einem zerstörten Schlosse gleiches Na-

wens, von welchem die alten Herzoge von Zähringen, die Abnherren des jetzigen großherzoglich-badischen Hauses, sich nannten. Das Schloß Zähringen, dessen Erbauung gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts fällt, war auf Befehl des Königes Heinrich des IV. Gemahlin, Bertha von Savoyen, die Mutter des Kaiser Heinrich III. in Ansehen stand, Herzog in Kärnthen wurde, und 1078 starb. Seine Nachkommen führten den herzoglichen Titel, ohne ein eigentliches Herzogthum zu besitzen, und trugen denselben (ungefähr 1130) auf ihr Schloß Zähringen über. Der Letzten dieser Herzoge von Zähringen starb 1218 aus. Ein jüngerer Sohn Berthold's I., Hermann I., hatte die Grafschaft Hochberg im Breisgau und den Markgrafentitel erhalten. Der Sohn dieses Letztern erhielt auch (1190) Baden, und zwar durch seine Heirath mit Irmengarden von Baden an, und wurde der Stammvater der ganzen nachmaligen markgräflichen, jetzt großherzoglichen Familie von Baden. Das Geschlecht der Zähringen hatte sich durch Verleihung von Aemtern an die ehemaligen Grafen, jetzt mediatisirten Fürsten von Fürstenberg in Schwaben, und wurde von diesen, nebst andern Belehnungen, im J. 1367 an die Herzoge Leopold und Albrecht von Oesterreich für 55,000 fl. verkauft. Der Herzog Leopold blieb im Besitz des Hauses Oesterreich, bis dieses ihn im Preßburger Frieden (im December 1805) an Baden abtrat, und Letzteres vereinigte dadurch mit sich das Stammland der alten Herzoge von Zähringen. Der jetzt regierende Großherzog führt seit dem 26. December 1806 in seinem Haus-Orden des Zähringischen Löwens, dessen Decoration das Wappen dieses Hauses, einen Löwen, und die Ruine der Burg Zähringen vorstellt. — Hebenstreit.

Zajoncjek (Joseph, Fürst), Wiedkina des Königreichs Polen, zählte zu den historisch-merkwürdigen Charakteren unserer Tage. Er ward am 1. Nov. 1752 zu Kaminiek geboren, ist also 66 Jahre alt. Wie alle junge polnische Edelleute, widmete er sich dem Kriegsdienste. Er wurde Lieutenant in einem Infanterieregiment und durchlief die darauf folgenden Grade so schnell, daß er schon in einem Alter von 32 Jahren, am 29. Nov. 1784, zum Obristlieutenant des Regiments Bulawa ernannt wurde. Vierteljahre darauf, am 4. Mai 1793, ward er Obrist und Chef dieses Regiments. Auf diesem Posten nahm er an dem Kriege, den die Polen gegen Rußland führten, thätigen Antheil. Er befand sich in vielen Gefechten die damaligen Feinde seines Vaterlandes mit großem Muthe, und zeichnete sich so aus, daß er zum Generalmajor befördert wurde. Der Ausgang dieses Kampfes ist bekannt. Das Glück begünstigte die Waffen der Feinden seines, und Zajoncjek sah sich seines Landdienstes enthoben und der General Zajoncjek seine Heimath, um in Frankreich ein neues Vaterland zu suchen. Auf dem Wege dahin ward er indeß in Gallizien angehalten. Er und sein Bruder, der Mitglied des hohen polnischen Nationalrathes gewesen war, wurden verhaftet und in die Festung Josephstadt eingeschlossen. Als er seine Freiheit wieder erlangt hatte, begab er sich nach Paris, wo er eine militairische Anstellung suchte. Man schickte ihn zu der französischen Armee in Italien, wo der er den Grad eines Brigadegenerals bekleidete. Die tapfere polnische Legion trug das Ihrige zu den Erfolgen der französischen Waffen in Italien bei, und überall, wo sie gebraucht wur-

Arnold, Matthew, 1822–88, engl. Dichter und Kritiker, Sohn von Thomas A. d. J., Professor der Poesie in Oxford, 1883–86 Schulinspektor, schrieb: „Poems“ (1849), „Empedocles on Etna“ (1852), „Merope“ (1858), „Essays in criticism“ (1865), „Culture and anarchy“ (1869), „St. Paul and Protestantism“ (1870), „Literature and dogma“ (1873), „God and the Bible“ (1875), „Last essays on church and religion“ (1877), „Mixed essays“ (1879), „Irish essays“ (1882), „Discourses in America“ (1885), „Essays in criticism“ (2. Reihe, 1888), „Civilization in the United States“ (1888), „Letters“ (1895), „Poetical works“ (1903).

Arnold, Thomas, 1795–1842, engl. Historiker, Vater von Matthew A., Professor der Geschichte in Oxford, 1828–42 Direktor der Schule in Rugby, schrieb: „History of Rome“ (1838–43), „Lectures on modern history“ (1842), „Sermons“ (1844–58), „Miscellaneous works“ (1845), „Introductory lectures on modern history“ (1849).

Arnold, Thomas, 1823–1900, engl. Philologe, Sohn von Thomas A. d. Ä., Professor der englischen Literatur in Dublin, 1856–57 in Oxford, 1857–64 Inspektor der Schulen, schrieb: „Manual of English literature“ (1862), „Passages in prose and verse“ (1864), „Poetry of the Church of England“ (1864), „Lectures on the study of modern history“ (1869), „Lectures on the study of history“ (1869

diesen Naturfehler durch unabläßigen Fleiß und erwarb sich einen ausgebreiteten Ruhm. Seine Kunstgenossen beneideten ihn, und erregten ihm manchen Verdruß. Aus Unmuth darüber, vielleicht auch an beigebrachtem Gift, starb er zu Neapel 1641 im 60sten Jahre. Zampieri war auch zugleich ein guter Architekt. Papst Gregor XIII. übertrug ihm die Aufsicht über die päpstlichen Gebäude. Der Palast und die Gärten der Villa Aldobrandini zu Frascati sind nach seiner Angabe eingerichtet. Man schätzt in seinen Gemählden vorzüglich die Composition. In Frescogemählden ist er meisterhaft. Nicht immer so in Oelgemählden. Seine Zeichnung ist groß und correct, besonders ist der Ausdruck in den Gesichtszügen ganz vortrefflich. Für ein Meisterstück wird sein heiliger Hieronymus in einer Kirche zu Rom gehalten. Man erzählt von diesem Gemählde eine Anekdote, die der Bescheidenheit des Künstlers große Ehre macht. Er fand einst in der Kirche, wo das Gemählde aufgehangen war, einen Mahler, der es copirte. Zampieri rieth ihm, einige Fehler des Originals zu verbessern. Der Mahler, der Zampieri nicht kannte, ward unwillig über diese Aeußerung, und bot ihm Pinsel und Pallette an, um es selbst zu thun. Zampieri nahm die Ausforderung an, wendete dem Originale den Rücken zu, und verbesserte die angezeigten Fehler desselben in der Copie des fremden Mahlers, der darob höchlich erstaunte. Zampieri's Originalgemählde werden nicht so gar häufig angetroffen; selbst die sonst so reiche dresdner Gallerie besitzt keins derselben. Verschiedene seiner Gemählde sind in Kupfer gestochen worden.

Zannotti (Francesco Maria). Dieser durch Geist und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Mann war 1692 zu Bologna gebohren, als der jüngste von achtzehn Geschwistern. Nach dem frühen Tode des Vaters, der als komischer Schauspieler glänzte, empfing er eine sorgfältige Erziehung bei den Jesuiten. Sein vielseitiger Geist bemächtigte sich mit Leichtigkeit aller Gegenstände des Unterrichts, vornehmlich der philosophischen, physikalischen und mathematischen Wissenschaften, und schon im J. 1718 übertrug ihm der Senat von Bologna den Lehrstuhl der Philosophie an der dortigen Universität zugleich mit der Bibliothekarstelle. Im J. 1723 ward er Secretär und 1766 Präsident jenes Instituts. In diesem Zeitraum erschienen seine wichtigsten Werke. Vertraut mit der Dichtkunst, übte er sie nicht nur mit Erfolg sowohl in toskanischen und lateinischen Versen, sondern schrieb auch fünf Abhandlungen, in denen er Regeln für die einzelnen Dichtungsgattungen aufstellt. Bei der Feier des Jubiläums in Rom 1750 hielt er nach dem Wunsche Benedicts XIV. auf dem Capitol eine Lobrede auf die schönen Künste, die sich durch Eleganz und Inhalt empfiehlt. Um seinen Gegenstand noch mehr zu beleuchten, schrieb er eine zweite Rede gegen jene erste, und widerlegte diese in einer dritten. Alle drei Reden, die ein Ganzes bilden, erschienen in demselben Jahre vereint zu Bologna. Dieselbe Schönheit der Schreibart, wie in den genannten, finden wir auch in seinen philosophischen und physikalischen Werken, namentlich seiner Moral und seinen Dialogen über den Druck der Körper, die zugleich an tiefen und erhabenen Ideen reich sind. Den meisten Ruhm erwarb er sich durch seine Commentarien der Akademie des Instituts, worin er eine Geschichte dieser gelehrten Anstalt und eine Analyse aller derselben vorgelegten physikalisch-mathematischen Arbeiten liefert. Ueberdies enthalten die Schriften dieser Gesellschaft von ihm

ehrere gehaltvolle Aufsätze über geometrische, analytische und phy-
kalische Gegenstände. Noch erwähnen wir sein Werk De viribus
entralibus, worin er die Lehre Newtons von den Centralkräften
rweitert und erläutert vortrug. — Er starb im J. 1777.

Zante, eine der vorzüglichsten unter den sieben Inseln im ioni-
chen Meere an der Küste Griechenlands, welche die sogenannte
onische Republik (sieben Inselnrepublik, s. d. Art.), oder,
ie sie jetzt heißen: die vereinigten Staaten der ionischen
Inseln, bilden. Im Alterthume hieß sie Zakynthos, war nach
nd nach den Griechen und Römern, später den Neapolitanern un-
erthan, und wurde gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts der
Herrschaft der Venetianer unterworfen, welche sie über 400 Jahre
indurch besaßen. Im J. 1797 kam sie, wie die übrigen Inseln, in
ie Gewalt der Franzosen, denen sie 1799 von den Russen wieder
ntrissen wurde. Seitdem hat sie einen Theil der Republik der ver-
inigten ionischen Inseln ausgemacht, die durch den am 5. Novem-
er 1815 zu Paris zwischen Rußland und England geschlossenen
Tractat unter den unmittelbaren und ausschließenden Schutz Groß-
ritanniens gestellt wurde, und die sich selbst eine Constitution ge-
eben hat, welche unlängst von dem Regenten Englands sanctionirt
orden ist. Die Insel Zante ist vier Quadratmeilen groß, und
at über 30,000 griechische Einwohner. Sie ist großentheils an den
Küsten mit Bergen und Felsen umgeben, hat aber in der Mitte und
ach Mitternacht zu sehr schöne Ebenen. Dem Erdbeben ist sie sehr
usgesetzt, und wurde im J. 1791 dadurch stark beschädigt. Sie ist
ehr fruchtbar an Oel und Wein, bringt aber wenig Getreide her-
or, weil fast alle Ländereien zum Weinbau gebraucht werden; an
Holz ist Mangel. Die Einwohner treiben einen beträchtlichen Han-
del mit getrockneten Weintrauben (kleinen Rosinen oder sogenannten
Corinthen), wovon jährlich gegen 6 Millionen Pfund erbaut werden.
Auf der ganzen Insel sind gegen 50 Flecken und Dörfer. Die Haupt-
stadt Zante ist groß, hat 12,000 Einwohner und einen guten Ha-
fen. Die Insulaner können jetzt unter dem Schutze Englands ihren
Handel ungehindert treiben.

Zappi (Giovanni Battista Felice), geboren zu Imola im J.
1667, gehört zu den besten italienischen Dichtern seines Zeitalters.
Nachdem er zu Bologna die Rechte studirt und darin so schnelle
Fortschritte gemacht hatte, daß ihm schon in seinem dreizehnten Jahre
die Doctorwürde ertheilt worden, begab er sich nach Rom, wo er
bald nicht bloß als Rechtsgelehrter, sondern auch als Dichter glänz-
te. Er war einer der Stifter der Akademie der Arcadier, in wel-
cher er den Namen Tirsi Leucasio annahm, und der er zur beson-
dern Zierde gereichte. Ein phantastisch-graziöser Charakter zeichnet
alle seine Poesien aus; nur zuweilen dürfte ihn der Vorwurf des
Gesuchten und Gekünstelten treffen. Seine Talente hatten ihm die
Gunst Clemens XI. erworben, der ihm zu ansehnlichen Pfründen
Hoffnung gemacht hatte. Aber noch ehe er zu ihrem Besitz gelangt
war, starb Zappi im J. 1719. Seine Gattin, Faustina Maratti,
die Tochter des berühmten römischen Mahlers Cavaliere Carlo Ma-
ratti, war nicht nur durch Schönheit, sondern ebenfalls durch Dich-
tertalent ausgezeichnet. Sie hatte in der Arcadia den Namen
Aglauro Cidonia.

Zarskoje Selò (eigentlich Sarskoje Selò, d. i. Sara's
Dorf, von dem Taufnamen einer ehemaligen Besitzerin, als der

Ein Körper, der sich in einer Flüssigkeit befindet, wird von dieser Flüssigkeit mit einer Kraft gehoben, die gleich ist dem Gewicht der verdrängten Flüssigkeit.

fand sich Gelegenheit. Es sollten Statuen zu einigen Brunnen in Schönbrunn verfertigt werden. Zauner meldete sich deshalb bei dem unsterblichen Fürsten Kaunitz, der ihm auftrug, binnen 15 Tagen ein Modell zu einem der Brunnen zu arbeiten. Es sollte die drei größten österreichischen Flüsse mit ihren Attributen vorstellen. Das Modell wurde zur bestimmten Zeit fertig, erhielt allgemeinen Beifall und Zauner führte es nun im Großen aus. Er erwarb sich dadurch die Gunst der Kaiserin Königin Maria Theresia, so wie des Fürsten Kaunitz, und wurde 1776 als Pensionär des Hofes nach Rom geschickt, wo er sich vier Jahre hindurch theoretisch und praktisch ausbildete. Eben wollte er nach Neapel reisen, als er 1781 nach Wien zu der erledigten Professur der Bildhauerkunst berufen wurde. Dort führte er das in unbestimmte Manier ausgeartete Studium der Bildhauerei auf richtigere Grundsätze zurück, die ihm die Natur, in Verbindung mit der Antike, darbot. Von eigenen Werken führte er folgende aus: Klio, die Muse der Geschichte, sitzend dargestellt, in carrarischem Marmor, für den Fürsten Kaunitz. Das Denkmal der gräflich Friesischen Familie zu Weßlau. Vier colossale weibliche Caryatiden, am Portal des Palais des Grafen von Fries am Josephsplatze zu Wien. Zwei Brustbilder Kaisers Franz II. Hymen, im Museum des Grafen von Fries. Die in Bronze gegossene colossale Bildsäule, die Kaiser Franz II. seinem Oheim Kaiser Joseph II. zu Ehren auf dem Josephsplatze bei der kaiserlichen Burg in Wien 1807 errichten ließ. Da dies sein berühmtestes Werk ist, erlauben wir uns, etwas Näheres darüber zu sagen. Nach der Idee des Künstlers sollte dies Monument einfach, edel und erhaben seyn, wie es der große Monarch selbst war. Er wählte daher den Moment zur Darstellung, wie der geliebte Herrscher in ruhigem Schritt zu Pferde sitzt, den Arm sanft vor sich hingestreckt, und in der Mitte seines Volks, für dessen Wohlfahrt wachend, einher reitet. Durch das römische Costum, durch die Architektur des Piedestals, und durch die Wahl der Ornamente, suchte er das Ganze im reinen antiken Geschmack zu halten. In den Basreliefs bezeichnete der Künstler Josephs Reisen, und seine Liebe für Ackerbau, Handel und Wissenschaften. Diese Bildsäule ist jetzt fast die größte in Europa. Professor Zauner veranstaltete den Guß in Bronze ganz nach einer von ihm selbst ausgedachten Methode, welche von dem Verfahren, das in Mariette's Werke über den Guß der Statue Ludwigs XIV. angegeben ist, sehr wesentlich verschieden war. Er erhielt die Erlaubniß, die Statue erst im Kleinen zu gießen; hierbei sowohl als bei dem so schwierigen Guß im Großen bestätigte der glücklichste Erfolg alle Erwartungen, so daß der Künstler mit dem belohnendsten Vergnügen am 19. Sept. 1800 die Figur des Kaisers und am 26. Febr. 1803 die Figur des Pferdes in der möglichsten Vollkommenheit aus der abgenommenen Form hervorkommen sah. Um sich leichter eine Idee von der Größe dieser prachtvollen Statue zu machen, fügen wir hinzu, daß allein zur Figur des Kaisers 354 Centner Metall, und zum Pferde 374 Centner Metall gebraucht wurden, und daß in dem Körper des Pferdes 23 starke Männer Platz hatten, ohne gedrängt zu werden. Das Denkmal Kaisers Leopold II., vom Professor Zauner in weißem Marmor gearbeitet, befindet sich in einer Seitencapelle der Augustiner-Hofkirche in Wien. Es stellt diesen Monarchen auf einem Sarkophage liegend vor, in geharnischtem Anzuge mit römischem Mantel. Ueber ihm gebeugt steht die weinende

Germania, im langen Trauermantel. Außerdem hat man von diesem großen Künstler viele Büsten noch lebender Personen in Marmor, welche die treffendste Aehnlichkeit und den passendsten Ausdruck mit einer sehr feinen Ausarbeitung vereinen. W.

Zeche. Dieses Wort soll ehemals so viel als Innung, Zunft bedeutet haben, und in diesem Sinne noch in Straßburg üblich seyn. Gegenwärtig ist es ein bergmännischer Ausdruck, und man versteht darunter ein nach einem bestimmten Maße abgemessenes Feld oder Gegend, wo unter der Erde durch Stollen oder Schachte gebaut wird: es ist in diesem Sinne eben so viel als Berggebäude, Grubengebäude oder Grube. Wenn, wie gewöhnlich, mehrere Personen den Bau einer Zeche gemeinschaftlich unternehmen, so heißt sie eine Gewerkzeche, und die Gesellschaft, die sie baut, eine Gewerkschaft. Diese theilt das Feld oder die Zeche in 128 eingebildete Theile, welche Kuxe (s. d. Art.) heißen. Nach diesen Kuxen werden sodann entweder die Kosten oder Zubuße zusammengebracht, oder der Gewinn, die Ausbeute, an die Gewerken vertheilt. In der bergmännischen Sprache sind viele mit dem Worte Zeche zusammengesetzte Ausdrücke üblich, z. B. eine Zeche befahren, sich in die Grube begeben, um die Anstalten und Arbeiten zu besehen; eine Zeche belegen, Arbeiter annehmen und sie auf der Zeche arbeiten lassen; das Gegentheil davon heißt, die Zeche liegen lassen, die Arbeit dabei einstellen. Zechregister heißt die Rechnung über Einnahme und Ausgabe einer Zeche oder Grube. — Zeche heißt auch so viel als die Reihe, Ordnung, wie irgend ein Geschäft die Glieder einer Gemeinde nach einander trifft. Daher der Ausdruck: um die Zeche (umzechig, zechum), wechselsweise, einer um den andern. Auf dem Lande sind an vielen Orten die Unterthanen verbunden, in herrschaftlichen Angelegenheiten um die Zeche Botendienste zu thun; das Vieh wird um die Zeche gehütet ꝛc. — Endlich heißt Zeche so viel als Gelag, das Trinken in Gesellschaft. Daher die Ausdrücke: Zechbruder, der sich öfters bei Trinkgelagen einfindet; die Zeche (das Gelag) bezahlen, den Aufwand für eine Trinkgesellschaft bezahlen, im uneigentlichen Sinne, die bei einer Sache aufgelaufenen Unkosten bezahlen müssen.

Zechin (ital. Zecchino, von dem Worte Zecca, die Münze, wo das Geld geprägt wird), war die eigentliche Nationalgoldmünze der ehemaligen Republick Venedig; doch nennt man die Goldmünzen einiger andern Ländern, z. B. päpstliche, türkische, im Italienischen auch Zechinen. Die florentiner Dukaten heißen Gigliati, und die kaiserl. österreichischen, besonders die kremnitzer Dukaten, werden in Italien Ungheri genannt. Die venetianischen Zechinen waren den ungarischen Dukaten am Schrot und Korn gleich, galten aber in Venedig selbst mehr als diese. Auch auf den neu geprägten behielt man immer die alte Zeichnung bei, weil die Bewohner der Levante, wohin diese Goldsorten im Handel häufig gingen, daran gewöhnt waren. Vom Zechin ist der Dukaten (dieser Name stammt ebenfalls aus Venedig, s. d. Art. Ducaten) unterschieden; es gibt in Venedig Gold- und Silberdukaten (Ducati d'oro, d'argento); auch in Neapel sind Silberdukaten gewöhnlich.

Zehnte ist eine Naturalabgabe, welche vom rohen Ertrage der Urproduction im Verhältniß einer bestimmten Quote erhoben wird. Diese Quote beträgt nicht immer, wie man aus der Benennung schließen könnte, den zehnten, sondern bisweilen den 8ten oder 12ten

Theil vom Ganzen des rohen Ertrags. Die Entrichtung dieser bgabe geschieht bald an den Staat, bald an die Kirche, bald an rivatpersonen. Der Zehnte wird entweder bloß von den Früchten fodert, welche Grund und Boden trägt, oder von den durch die ndwirthschaft gewonnenen Thieren; jener heißt Fruchtzehnte, eser Blutzehnte, Fleischzehnte, Schmalzehnte. Derjenige Zehnte, welcher von neu urbar gemachtem Lande, vom Rottnd, entrichtet wird, heißt Novalzehnte oder Neubruchszehnte. „Von allen je ersonnenen Abgaben," sagt Arthur oung mit Recht, „ist der Zehnte am verderblichsten; eine wahre randschatzung, welche das Einkommen des Landmanns so stark angreift, daß ihm aller Muth zum Fleiße geraubt und jeder Gedanke i Verbesserungen bei ihm verdrängt wird. In einem unaufhörlichen riege gegen einander liegen die, welche den Zehnten heben und die, elche ihn entrichten. Unter dem Scheine der vollkommensten Gleichit ist diese Abgabe die ungleichste von allen, und verdient schon dieser Hinsicht den bittersten Tadel. Diese Ungleichheit entsteht durch, daß sie vom rohen, nicht vom reinen Einkommen erhoben rd, welches letztere doch allein Gegenstand der Besteuerung seyn rf. Es gibt nämlich so fruchtbare Districte, daß die Hälfte ihres hen Products völlig hinreicht, das angelegte Capital mit dem gehnlichen Gewinnst wieder zu erstatten, so daß die Hälfte oder fünf hntheile als Grundrente für den Gutsbesitzer übrig bleiben; dagen gibt es wieder andere, die sehr unfruchtbar sind, deren Anbau große Kosten verursacht und deren Product so gering ist, daß zur iedererstattung des angelegten Kapitals mit dem gewöhnlichen Geinnst vier Fünftheile der ganzen Ernte gehören, so daß nur 1/5 er 2/10 der Ernte als Grundrente für den Gutsbesitzer übrig blein. Der Zehnte kann also auf einem fruchtbaren Boden nur den nften Theil der Rente und auf einem unfruchtbaren die Hälfte der ente wegnehmen. Und eben so wie durch ihre Ungleichheit wirkt ese Abgabe auch dadurch höchst nachtheilig auf den Nationalreichum, daß sie jede kostspielige Verbesserung und Vervollkommnung r Bodencultur beinahe unmöglich macht; denn da der Zehntherr mer mit erntet, wiewohl er zu den Kosten, welche den höhern rtrag veranlaßt haben, nichts beigetragen, so muß der Zehntpflichge von dergleichen Verbesserungen gänzlich abgeschreckt werden. uch hält der Zehnte in vielen Fällen den Grundbesitzer ab, den nbau minder einträglicher Produkte mit dem Anbau ergiebigerer zu rtauschen, weil diese nicht so leicht gezehntet oder nicht so gut vom ehntherrn benutzt werden können. So konnte man nach Adam mith's Versicherung in England erst versuchen, den Krappbau npor zu bringen, nachdem eine Parlamentsacte erschienen war, elche verordnete, daß von jedem mit Krapp bestellten Acker Feld att des Zehnten fünf Schillinge entrichtet werden sollten; und der nützlichen Verbreitung des Futterkräuteranbaues und der Obstultur thut in mancher Gegend von Deutschland nichts mehr Eintrag s die Furcht, den Hauptertrag dieser Benutzungsweise der Felder m Zehntherrn überlassen zu müssen, der ernten will, wo er nicht säet hat." — Mit Recht ist daher den Regierungen die Abhaffung der Naturalzehnten als eine der weisesten Maßregeln anzuupfehlen, eine solche Abschaffung aber ohne Entschädigung des ehntherrn wäre Ungerechtigkeit. Gehört der Zehnten dem Staate, ist er zur Bestreitung des Staatsaufwandes bestimmt, und die

Lücke in der Staatskasse, welche durch die unbedingte Aufhebung des Zehntens entstehen würde, müßte durch Abgaben der übrigen Bürger ergänzt werden; sind aber Privatpersonen die Zentherren, so darf die Regierung noch weniger den Zehnten unbedingt und ohne Ersatz abschaffen, ohne eines Eingriffs in wohl erworbene Rechte sich schuldig zu machen. Alles kommt demnach hierbei darauf an, mit dem Zehnten eine so wohlthätige Veränderung vorzunehmen, daß weder der Zehntberechtigte etwas verliert, noch der Zehntpflichtige etwas zum Nachtheil Jenes gewinnt; dies kann aber nur dadurch geschehen, daß man die Grundstücke nach einem Durchschnittsertrage von mehrern Jahren abschätzt und darnach den Theil, welcher dem Zehntherrn jährlich gebührt, bestimmt; immerhin mag dann dieser Theil in Natur, d. h. in Körnern, abgeliefert oder nach dem Marktpreise in Münze bezahlt werden, auf jeden Fall wird auf solche Weise der Zweck erreicht, daß der Landmann fernerhin von der Verbesserung der Bodenkultur nicht abgeschreckt und nicht gehindert wird, seine Grundstücke nach freier Willkühr zu benutzen. K. M.

Zeichnungskunst ist die ältere Schwester der Mahlerei und wird später der Zögling der Geometrie. Umschreibungen durch Linien und Versuche, durch solche auf einer Fläche dasjenige täuschend darzustellen, was wir in der Natur in gerundeten Formen erblicken, dies ist der Anfang alles Zeichnens. Skiagraphie nannte man bei den Griechen solche Linearversuche, einen Schatten auf einer Fläche zu umschreiben. Der altgriechischen Sage nach, wurden Zeichnung und Plastik bei derselben Gelegenheit erfunden, denn die Tochter des Dibutades, welche den Schatten des Profiles ihres scheidenden Geliebten an der Wand umschrieb, welchen der Vater dann ausschnitt und in Thon modellirte, wird uns als erste Zeichnerin genannt, so wie der Ritter Sanrias, welcher mit dem Speere den Schatten seines Lieblingsrosses umschrieb, als erster Zeichner. Zeichnung ist eine Kunst der Täuschung; sie will uns Erscheinungen vorzaubern, die nicht wirklich da sind; nur durch den geistigsten Sinn, nur durch das Auge, spricht sie zu uns, sie läßt sich nicht begreifen, dem tastenden Gefühl bleibt sie fremd. Sie bestimmt die Nähe und Ferne der darzustellenden Gegenstände durch die Hülfe der Perspektive. So wie die Plastik schon ihrer Natur gemäß sich eignet, die höchsten Ideale schöner Körperformen zu schaffen und darzustellen, so ist die Zeichnung geeigneter zur Darstellung übersinnlicher Ideen. Sie spricht mehr zum Sinn als zu den Sinnen. Man kann bei den frühesten Versuchen im Zeichnen schon verschiedene Epochen annehmen, die sich fast bei allen Nationen wiederholen: 1. bezeichnete man die Gegenstände nur durch rohe formlose Linien, z. B. ein Oval war ein Kopf ꝛc. 2. Um solche Zeichnungen mehr in die Augen fallend zu machen, füllte man den Umriß mit schwarzer oder anderer Farbe aus, und zeichnete dann in diesen schwarzen Schattenriß mit Weiß die Augen und Augenbraunen, die Nase und die Haare. Zu allen diesen Abbildungen schrieb man die Namen und überhaupt erklärende Worte, wie wir sie auf den älteren Vasen finden; dies sind die alt-ätrurischen Worte mit pelasgischen Buchstaben, die selbst bei alten Reliefs oft angebracht sind; diese Sitte blieb aber bei den Griechen selbst in den blühenden Zeiten der Zeichnungskunst, denn die Figuren der großen Gemählde des Polygnot in der Lesche zu Delphi waren sogar durch Ueberschriften bezeichnet. In der 3ten Epoche fing man schon an, die noch schattenlosen Zeichnungen

zu illuminiren, man gab nämlich die Farben der verschiedenen Gewänder an, aber alles völlig flach. So stickten Helena und Andromache in Homers Gesängen ihre Teppiche. In der 4ten Epoche bemerkte man bei dieser Flachmahlerei den Mangel der Rundung. Ardices und Telephanes (wahrscheinlich erdichtete Namen) fingen an, durch das Schraffiren inwendig die Rundung der Körper auszudrücken. So zeichnete in neuerer Zeit Polydor de Caravaggio mehrere Fresco's in Rom, wo er sich mit einer einzigen Farbe begnügte, die Schatten aber durch Schraffirungen ausdrückte. Man nennt dies: „al sgrafito“ oder: „peintures hachées.“ Diese Manier zu zeichnen war aber äußerst hart. Philocles und Cleanthes erfanden die Monochromen oder einfarbigen Gemählde (die nicht mit den Monogrammen, oder mit Linien skizzirten Zeichnungen zu verwechseln sind); bei den Monochromen wurden die Farben mit Weiß gemischt, so glich dies der Manier, welche man noch jetzt en camayeu nennt. Dies bildete den Uebergang aus dem Zeichnen in das eigentliche Mahlen. Die Griechen waren sehr streng und genau bei ihrem Unterricht im Zeichnen; Pamphilus, der Lehrer des Apelles, verlangte, daß seine Schüler zehn Jahre bei ihm aushalten mußten. Man konnte drei Lehrstufen annehmen; in der ersten wurde Festigkeit der Hand und des Striches erworben, die Lehrlinge mußten mit Griffeln auf Tafeln zeichnen, die mit Wachs überzogen waren; in der zweiten studirten sie die Feinheit und den zarten Schwung der Striche, hier arbeiteten sie mit dem Griffel auf geglättete Buchsbaumtafeln und bisweilen auch auf Membranen oder zubereitete mit Wachs überzogene Thierfelle. In der dritten Lehrepoche mußten sie Leichtigkeit und Freiheit erwerben, hier wurde der Pinsel statt des Griffels genommen, und mit ihm auf weiße Tafeln schwarze oder rothe, auf schwarze Tafeln weiße Skizzen aufgetragen. Hierzu wurden auch oft gekreidete oder gegypste Tafeln genommen. Die Linearzeichnung wurde zur höchsten Vollkommenheit gebracht, und in ihr verherrlichten die größten Meister ihren Triumph. Der Wettstreit des Apelles und Protogenes in solchen mit ungemeiner Zartheit und Leichtigkeit hingeworfenen Linien, welche ganz die Meisterhand verriethen, ist bekannt. Diese Feinheit und Reinheit der Umrisse ist auch der Hauptvorzug aller berühmten Vasengemählde; etwas Hartes und Trocknes erhielten selbst die auf solche Umrisse ausgeführten Gemählde, und man kann wohl behaupten, daß diese Art zu zeichnen der Alten, durch den Einfluß der byzantinischen Schule auf das westliche Europa, auch den frühern trocknen und magern Styl der altitalienischen sowohl als altdeutschen Schule veranlaßte. Wir erwähnen die Tetrachromen (dreifarbigen) und Polychromen (vielfarbigen Gemählde) der Alten nicht weiter hier, weil sie schon ins Gebiet der Mahlerei gehören. Wenn wir in der neueren Zeit die Zeichnungskunst betrachten, so theilen sich die Arten zu zeichnen in drei Hauptgattungen ein: mit der Feder, mit der Kreide, und mit Tusche (en lavis). Man zeichnet theils auf farbiges, theils auf weißes Papier; bei dem erstern werden die Lichter mit weißer Kreide aufgesetzt, bei letzterm aber werden sie ausgespart. Die Federzeichnungen haben stets etwas Hartes, Ungefälliges, doch geben sie der Hand Sicherheit und Leichtigkeit, besonders nützlich sind sie für Landzeichner. Es gibt zweierlei Arten von Federzeichnungen: entweder wird an der Schattenseite die Zeichnung mit Schraffirungen (hachures) verstärkt; oder es werden

nur die Umrisse mit der Feder angegeben und der Schatten wird sanft getuscht. Dies ist besondes geeignet für architektonische Zeichnungen, so wie auch für historische Skizzen. Die Kreidezeichnungen sind die gebräuchlichsten und am geeignetsten für alle Kunstlehrlinge, weil sich hier Fehler verwischen und verdecken lassen. Man bedient sich dazu sowohl der schwarzen als rothen Kreide, und höht, wenn der Grund farbig ist, mit weißer Kreide die Lichter auf. Behandelt man die Kreide so, daß man sie schabt und sie verwischt mit kleinen Rollen von Papier oder Leder aufträgt, welche Estompes heißen, so bekommt eine solche Zeichnung ein äußerst weiches und gefälliges Ansehen, obgleich weniger strenge Bestimmtheit. Diese Manier, die à l'estompe heißt, eignet sich besonders, um breite Massen von Schatten und Helldunkel anzugeben und einen harmonischen Lichteffect hervorzubringen. Es gibt auch Kreidezeichnungen, wo die Hauptfarben der dargestellten Gegenstände ganz leicht mit bunten Stiften angedeutet werden; diese eignen sich besonders zu Portraits. In diese Gattung von Zeichnungen gehören auch die mit Bleistift und Silberstift auf Papier und Pergament, die sich zur zarten Ausführung kleiner Gegenstände eignen; man nennt dies crayonnirte Zeichnungen, bisweilen sind sie ganz zart mit einer trocknen Farbe unterwischt. Diese Gattung eignet sich mehr für Miniaturmahler und Dilettanten als für Meister. Das Tuschen geschieht vermittelst des Pinsels auf weißes Papier mit ausgesparten Lichtern, entweder mit chinesischer Tusche, oder mit Sepia und Biester, mit Indigo oder Karmin gemischt. Diese Art zu zeichnen gestattet die höchste Vollendung, und ist in allen verschiedenen Gattungen der darzustellenden Gegenstände sehr anwendbar. Alle Zeichnungen werden in fünf Classen eingetheilt: in Gedanken oder erste Entwürfe, in ausgeführte Zeichnungen, in Studien, in Akademien und Kartons. Die Gedanken sind die ersten Einfälle, die der Künstler aufs Papier wirft, um ein vorhandenes Werk darnach auszuführen. Man nennt sie Skizzen oder Croquis; ihr Zweck ist bloß, den ersten noch rohen Gedanken hinzuwerfen; so wenig man strenge Richtigkeit oder Zartheit von ihnen erwarten darf, so hoch werden sie doch geschätzt, wenn ein Meister sie mit Geist und Kühnheit entwarf. Man nennt sie auch tockirte Zeichnungen (dessins heurtés); sie machen den größten Reichthum der Sammlungen von Handzeichnungen aus. Ausgeführte Zeichnungen nennt man diejenigen, die sorgsam vollendet und mit Andeutung aller Kleinigkeiten ausgearbeitet sind. Unter Studien versteht man einzelne Theile von Gegenständen, die entweder nach dem Leben, oder nach dem Runden (d'après la bosse) gemacht sind, als Köpfe, Hände, Füße, Arme, zuweilen auch ganze Figuren. Hierher gehören auch Zeichnungen nach Skeletten und Muskeln, welche man macht, um die Anatomie zu studiren. Von Gewändern, von Thieren, Bäumen, Pflanzen, Blumen und Landschaften macht sich der Künstler auch Studien, welche dann bei der Ausführung von großem Nutzen sind. Akademien oder Acte nennt man die Figuren, welche in den Mahlerakademien nach dem lebendigen Modell gezeichnet werden. Das Modell wird bei Lampenbeleuchtung in allerlei Stellungen gesetzt, wobei künstliche Lagen der Glieder, Verkürzungen und schwere Wendungen vorkommen, um die Schüler unter Aufsicht der Professoren darin zu üben. Um Faltenwurf und Bekleidung zu studiren, werden die Gewänder auf den

Gliedermann (Mannequin), eine hölzerne Figur, deren Gelenke beweglich sind, gelegt, und darnach gezeichnet; oft werden diese Gewänder naß darauf gelegt, um sich desto bestimmter den Formen anzuschmiegen und diese durchschimmern zu lassen. Kartons sind Zeichnungen auf grauem Papier in derselben Größe, als das darnach auszuführende Gemählde. Der Künstler macht sie, ehe er ein Freskogemählde entwirft. Man heftet sie über den frischen Mörtel einer Decke oder Mauer fest, und fährt mit einem spitzigen Eisen über die Umrisse, damit sie in den Mörtel eingedrückt werden. Man verfertigt auch Kartons, um Tapeten darnach zu wirken. Man hat noch verschiedene Hülfsmittel, deren sich die Künstler bedienen, um den Umriß eines Gemähldes auf eine andere Leinwand überzutragen, wenn sie es recht treu copiren wollen, oder wenn sie ihren Entwurf nun auf dem Grund, auf dem sie ihn auszuführen gedenken, wiederholen wollen. Soll die Wiederholung verkleinert oder vergrößert werden, so pflegt man Fäden in abgemessenen Quadraten über beide Tafeln zu ziehen, so wird leicht in jedes Quadrat das zu zeichnen, was im Original darin steht. Soll es ganz in derselben seyn, so zeichnet man oft den Umriß durch einen aufgespannten schwarzen Flor, von welchem man ihn hernach abdrückt; dies gibt zwar keine bestimmte Form, aber es deutet genau die Plätze an, wo jede Partie hinkommen muß, und erspart dadurch dem Künstler viel Zeit. Will man die scharf bestimmte Form aber nachzeichnen, so muß man einen Calque machen, das heißt: man nimmt mit Firniß getränktes, ganz durchsichtiges Papier, und legt es auf das Gemählde: der Umriß wird nun mit einem feinen Stift umschrieben, dann auf der andern Seite des Papiers mit geschabter Kreide bestrichen, und nun abgedrückt, indem man den Umriß mit dem Stifte nochmals übergeht; dies nennt man calkiren. Die Handzeichnungen großer Meister werden stets sehr geschätzt, da sich in ihnen das erste Feuer, womit sie eine Idee fassen, am deutlichsten und genialsten ausspricht. Es wird eben daher, weil hier alles auf die flüchtige Leichtigkeit ankommt, womit die Idee ausgesprochen ist, weit schwerer, eine täuschend ähnliche Copie von einer Handzeichnung zu machen, als von einem ausgeführten Gemählde. Die großen Mahlerschulen unterscheiden sich eben so sehr in der Zeichnung, als in der Mahlerei, und ein geübtes Auge wird die Meister eben so leicht in ihren Zeichnungen unterscheiden können, wie in ihren Gemählden. Der Styl der Zeichnung ist bei der ganz altitalienischen Schule eben so hart, trocken und mager, wie bei der altdeutschen, nur daß dort edlere und schönere Formen durchblicken und richtigere Verhältnisse, bei der altdeutschen oft aber noch bedeutungsvollerer Tiefsinn, der sich mehr zur Poesie als zur bildenden Kunst hinneigt. Später wurde in Italien die römische Schule, durch Raphaels reinen Sinn für schöne und charaktervolle Formen, und durch sein Studium der Antiken, die ächte Lehrerin und Bewahrerin schöner Zeichnung; die florentinische Schule wollte sie gerade hierin übertreffen, und verlor durch Uebertreibung, was sie an Gelehrsamkeit und streng anatomischem Studium wohl voraus gehabt hätte. Die Meister dieser Schule wählen oft kühn verkürzte Stellungen, nur um ihre Muskelkenntniß zu zeigen. Bei den Römern ist jeder Pinselstrich zugleich gemahlt und gezeichnet. Die Florentiner brauchen den Pinsel bisweilen als ob er nur ein trockner Zeichenstift wäre. In der lombardischen Schule schimmert zartempfundene Zeichnung

durch den zauberischen Farbenschmelz durch, doch ist sie mehr der Natur und dem Gefühl abgelauscht, als nach streng wissenschaftlichen Regeln gebildet. Bei der venetianischen Schule verschwimmt die Zeichnung oft in der Fülle der Farbengluth, und wenn sie bei einigen Meistern kühn und kräftig hervortritt, so sind es mehr die Formen gemeiner Naturen ohne tiefern Sinn, ohne Adel und Würde, nur imponirend durch ihre kecke Wahrheit und üppige Fülle. Die Venettaner sind die italienischen Niederländer, denn an dieser ihrer Schule bemerkt man gleiche Vorzüge, nur mit noch weit unedlerer Gemeinheit gepaart. Die französische Schule war zu Poussins Zeiten sehr correct in der Zeichnung und mit Recht nannte man diesen Meister den französischen Raphael; später wurde der Styl äußerst manierirt, erst durch David wurde richtige und reine Zeichnung und strenges Studium der Antike wieder eingeführt, durch letzteres und sehr feste Zeichnung unterscheidet sich die neuere französische Schule. Die jetzt lebenden deutschen Meister haben zwar sehr verschiedenen Styl, um so mehr ist er aus eigenem Gemüth und eigenem Studium der Natur und der großen Meister entsprossen, und diese Eigenthümlichkeit ist gerade sehr löblich; möchte nur nicht eine so große Anzahl deutscher Kunstjünger durch die blinde Verehrung der altdeutschen Schule vom rechten Wege verlockt werden! Die neuern italienischen Meister folgen treuer ihren großen Vorbildern und der Natur. Die Zeichnung bestimmt stets den Geist eines Kunstwerks, da die Mahlerei mehr den Körper desselben bildet und die letzte Ausführung (Retouche) die Seele hineinhaucht. Wl.

Zeit ist die Art oder Form, nach der wir unsere Vorstellungen von successiven Dingen ordnen. Sie ist mithin nichts an sich und außer uns Bestehendes. Je nachdem die Veränderungen, die wir an den Dingen wahrnehmen, und die in einer ununterbrochenen Reihe auf einander folgen — daher auch die Zeit ein ununterbrochen Fortlaufendes ist — schneller oder langsamer nach einander eintreten, ist nach unserer Vorstellung eine kürzere oder längere Zeit verflossen. Ein solches Zeitmaaß gewährt uns die Natur selbst durch die tägliche scheinbare Umdrehung des Himmelsgewölbes, d. h. durch die Umdrehung unserer Erde um ihre Axe. Dies gibt die Sternzeit (s. d. Art.). Für die bürgerlichen Lebensverhältnisse aber konnte aus wichtigen Gründen die Sternzeit nicht zum Zeitmaaße dienen. Man mußte die Sonnenzeit (s. d. Art.) nehmen. Da diese aber ungleichförmig ist, und weder mit der Sternzeit noch mit der Zeit, welche eine Uhr angibt, genau übereinkommt, so nahm man seine Zuflucht zu der Zeitgleichung, vermöge welcher man die wahre Sonnenzeit in eine mittlere verwandelte. (S. Sonnenzeit.)

Zeitmaß (ital. Tempo, franz. Mouvement), heißt überhaupt die Bestimmung der Dauer eines gewissen Zeitraumes. Insbesondere aber versteht man in der Musik darunter die Bestimmung des Grades (oder den Grad) der Geschwindigkeit, in welcher ein Tonstück vorgetragen werden soll. Das Zeitmaß oder Tempo (auch Bewegung genannt), in welchem ein Tonstück vorgetragen werden kann, hängt vorzüglich von dem Inhalt und Charakter des letztern ab, und so verschieden dieser in den verschiedenen Gattungen von Tonstücken ist, so verschieden kann und muß auch der Grad des Zeitmaßes, in welchem sie vorgetragen werden, seyn. Am besten theilt man wohl das Zeitmaß in drei Hauptbewegungen ein; nämlich: in die langsame, mittelmäßige oder mäßige, und in

die geschwinde, von welchen drei Hauptbewegungen jede wiederum mehrere Abstufungen oder Grade hat, die man durch nachstehende italienische Worte zu bezeichnen pflegt. Nämlich: I. in der langsamen Bewegung: Largo, Lento, Grave, Adagio, Larghetto. II. In der mittlern oder mäßigen Bewegung: Andante, Macstoso, Pomposo, Andantino, Moderato, Arioso oder Cantabile, Tempo giusto, Allegretto etc. III. In der geschwinden Bewegung: Allegro, (zuweilen und zwar in der gebundenen Schreibart, auch Allabreve), Vivace, Presto, Prestissimo. Soll der Grad der durch die hier angegebenen Benennungen bezeichneten Langsamkeit oder Geschwindigkeit der Bewegung noch vermehrt oder vermindert werden, so fügt man zur Vermehrung die Worte: assai, molto oder di molto, und zur Verminderung die Worte: Poco, oder un poco, non tanto, non troppo etc. bei; z. B. Largo oder Adagio assai oder di multo, sehr langsam, aufs langsamste. Allegro oder Vivace assai oder molto, geschwinder als das bloße Allegro oder Vivace. Presto assai, sehr geschwind. Ferner z. B. Adagio non troppo oder Poco Adagio, etwas weniger langsam. Un poco Allegro, etwas weniger geschwind. Vivace non tanto, nicht allzulebhaft u. s. w. Man hat auch mehrere Maschinen erfunden, wodurch das Tempo eines Tonstücks oder eines Satzes feststehend bestimmt werden kann, und welche man Tactmesser oder Chronometer nennt. Die besten Tactmesser aber sind und bleiben wohl immer Geschmack, Einsicht, richtiges Gefühl und Erfahrung.

Zeitalter, die vier, (Mythol). Der Gedanke, daß es einst eine vollkommen glückliche Zeit des Menschengeschlechts gegeben habe, und diese durch die allmählige Verschlimmerung des letztern verschwunden sey, hat, ungeachtet der traurigen Empfindungen, die er erregt, theils für den denkenden Menschen, theils für die Phantasie der Dichter etwas zu Reizendes, als daß man sich darüber wundern sollte, daß diese letztern schon in den ältern Zeiten eine Schilderung jenes idealen glücklichen Zeitalters gewagt haben. Man würde sich vielmehr über das Gegentheil wundern müssen. Die ersten Dichter, die uns eine etwas vollendete und reizend seyn sollende Beschreibung dieses Zeitalters und seiner allmähligen Verschlimmerung hinterlassen haben, sind Hesiodus und Ovid (s. d. Art.). Nach der Dichtung, die der letztere in seinen Metamorphosen aufstellt, folgten, seit der Entstehung des Weltalls, viererlei Zeitalter auf einander, nämlich: 1. das goldene Zeitalter, unter der Regierung des Saturn (s. d. Art.). Da lebten die Menschen frei, ohne Gesetz und ohne Richter; sie kannten nur ihre Ufer, keine Schiffe, keine Waffen, keine Krieger und Kriege; ihre Felder trugen Früchte, ohne geackert zu werden; es herrschte in diesem Zeitalter ein immerwährender Frühling. Unter Jupiters Regierung folgte 2. das silberne Zeitalter: Jupiter theilte das Jahr in vier Jahreszeiten. Die Menschen, die vorher auf den Feldern und in den Wäldern gewohnt hatten, fingen nun an, Häuser zu beziehen und das Feld zu bauen. Nun trat 3. das eherne oder erzene Zeitalter ein, in dem schon Wildheit und Liebe zu den Waffen sich zeigte, doch aber die Menschen sich noch keiner Verbrechen schuldig machten. Endlich erschien 4. das eiserne Zeitalter. In diesem hörte Treue und Redlichkeit auf, und Betrug, Hinterlist, Habsucht und Gewalt traten an ihre Stelle. Man fing

an, Schiffe zu bauen, die Felder auszumessen; man suchte die in der Erde verborgenen Reichthümer auf; man entdeckte das Eisen und schmiedete Waffen: es entstanden Kriege, Raub und Mord, und Asträa (s. d. Art.) floh zum Himmel zurück. In diesem Zeitalter wagte es sogar ein boshaftes Geschlecht von Menschen, den Himmel zu stürmen (s. Giganten), bis endlich Jupiter, der Bosheit des Menschengeschlechts überdrüssig, mit Beistimmung der übrigen Götter, um die Zeit des thessalischen Königs Deucalion, durch eine allgemeine Ueberschwemmung das ganze Menschengeschlecht vertilgte. Nur Deucalion und seine Gemahlin Pyrrha blieben übrig. Sie warfen auf einen Ausspruch des Orakels der Themis Steine hinter sich, aus welchen ein neues Menschengeschlecht erwuchs. — Diese Darstellung Ovids, die in neuern Zeiten Ditters von Dittersdorf (s. d. Art.) mit vielem Beifall musikalisch nachgebildet hat, ist von Dichtern und Philosophen vielfältig nachgeahmt und weiter bearbeitet worden.

Zeitrechnung, s. Chronologie.

Zeitrenten, s. Leibrenten.

Zeitungen. Dieses Mittel, die Zeitereignisse schnell bekannt zu machen, Ideen in Umlauf zu setzen, neue Erfindungen mitzutheilen und dadurch die geistige Cultur zu befördern, endlich auch durch öffentliche Anzeigen den Gang der bürgerlichen Geschäfte zu erleichtern, war in den ältern Zeiten ganz unbekannt. Es ist eine Erfindung neuerer Zeit, die durch die Einführung der Buchdruckerkunst und eines regelmäßigen Postenlaufs begünstigt wurde, und nun eine fast unübersehbare Ausdehnung erhalten hat. Die Bedeutung des Wortes Zeitung als Nachricht von einer geschehenen Begebenheit, ist längst veraltet. Dermalen versteht man bekanntlich unter Zeitungen periodische, geschriebene oder gedruckte Nachrichten von den von Zeit zu Zeit vorgefallenen Begebenheiten. Das Wort kommt jedoch nicht von Zeit her, sondern von dem alten, noch im Englischen gebräuchlichen Worte tidings, geschehene Sachen, Begebenheiten. Die Zeitungen unterscheiden sich, ihrem Inhalte nach, in politische, gelehrte, Kunst-, Handelszeitungen ꝛc., einige beschränken sich bloß auf besondere Classen (Zeitungen für die Jugend, für die Landleute); noch andere sind bloß für die Geschäfte des bürgerlichen Lebens bestimmt (Intelligenzblätter, Anzeigen ꝛc.). Daß die Zeitungen, außer der angenehmen Unterhaltung, einen großen und wesentlichen Nutzen gewähren, bedarf keines Beweises. Sie sind, so wie die geographischen Kenntnisse, ein wirksames Mittel, unsern Ideenkreis zu erweitern, uns mit der übrigen Welt bekannt und dadurch zu Weltbürgern zu machen. Der Nachtheil, der aus dem in unsern Tagen, besonders auch in Ansehung der Zeitungen, zu weit gehenden Lesetriebe entstehen mag, wird unstreitig von dem Nutzen, den sie schaffen, überwogen. Wie groß die politische Wichtigkeit der Zeitungen, ihr Einfluß auf öffentliche Meinung und Denkart, seyn könne, hat sich besonders seit dem Anfange der französischen Revolution gezeigt, wo Staatskunst und Parteigeist, mehr wie sonst jemals, die Zeitungen als Mittel der politischen Tactik gebrauchten. Aber diese Revolution hat auch unter den Zeitungen selbst eine große Veränderung hervorgebracht. Verschiedene der ältern sind verschwunden; mehrere neue sind an ihre Stelle getreten. Die Vorzüge einer Zeitung vor der andern gehörig zu würdigen, ist keine ganz leichte Sache; die Menge der Leser einer Zeitschrift ist nicht

immer ein sicherer Beweis ihrer Vortrefflichkeit. — Die Zeitungen hatten auch, wie so viele andere Dinge, ihren Ursprung in Italien. Der Krieg, den die Republik Venedig mit Solimann II. in Dalmatien führen mußte, gab Veranlassung, daß man in Venedig vom Jahre 1536 an die eingegangenen Kriegs- und Handelsnachrichten in geschriebenen Blättern an einem bestimmten Orte den Neugierigen zum Lesen mittheilte. Man zahlte das Lesegeld dafür in einer, längst außer Cours gekommenen Scheidemünze, Gazetta genannt, und dieser Name ging dann auf die Neuigkeitsblätter selbst in Italien und später in Frankreich (Gazette) über. In Deutschland kamen im Anfange des 17ten Jahrhunderts fortgesetzte Neuigkeitsblätter auf. Es ist noch ein „Aviso, Relation oder Zeitung: was sich begeben oder zugetragen hat, in Deutsch- und Welschland, Spanien und Frankreich ꝛc., in Ost- und Westindien ꝛc.“ im Jahre 1612 gedruckt vorhanden. Im J. 1615 wurde zu Frankfurt am Main das Frankfurter Journal angefangen, und 1617 erschienen ebendaselbst die Post-Avisen. Beide Blätter haben sich, unter allmählig veränderter Form bis jetzt erhalten. Nach und nach erschienen nun an andern Orten unter den Titeln: Relation, Ristretto, Correspondent, Courier, Postreiter, Chronik, Realzeitung, Gespräche der Todten ꝛc. öffentliche Blätter, und es gibt gegenwärtig nicht leicht eine Stadt von einiger Bedeutung in Deutschland, die nicht ihre eigene Zeitung, wenigstens ein Intelligenz- oder Wochenblatt hätte. Diese Letztern entstanden später. Das erste Intelligenzblatt kam 1722 zu Frankfurt heraus; das zu Leipzig wurde 1763 angefangen. Man rechnet, und wohl nicht mit Uebertreibung, daß in Deutschland ungefähr 400 Zeitungen und Zeitschriften aller Art jährlich erscheinen. Unter den französischen Zeitungen hält man die von dem Arzte Renaudot 1623 zu Paris herausgegebenen: Nouvelles ordinaires des divers endroits, für die älteste. Die Gazette de France entstand im 30jährigen Kriege, war bis zur Revolution die eigentliche Hofzeitung, und hat sich, freilich mit verändertem Tone, bis jetzt erhalten. Beim Anfange der Revolution (1789) entstand der bekannte Moniteur universel auch Gazette nationale genannt, von Maret, nachherigem Herzog von Bassano angefangen. Diese Zeitung wurde förmlich für officiell erklärt; sie ist es in gewisser Art auch noch jetzt, ist aber auch zugleich die theuerste, denn sie kostet jährlich 100 Franks. Für die Geschichte der Revolution und deren Folgen ist der Moniteur äußerst wichtig, weil er die ganze Reihe der Begebenheiten und der erschienenen Actenstücke enthält. Im J. 1817 erschienen in Paris sechzehn eigentliche Zeitungen und überdies mehr als 100 gelehrte Journale und periodische Schriften aller Art; die Anzahl der jetzt in den übrigen Provinzen Frankreichs jährlich erscheinenden Zeitungen und periodischen Schriften wird auf 120 angegeben; vor der Revolution sollen deren nicht mehr als 30 gewesen seyn. In England gab es schon zu den Zeiten der Königin Elisabeth eine Art Zeitung. Aber erst im J. 1637 kam ein öffentliches Blatt unter dem Namen Intelligencer in Gang. Die gewöhnlichsten Benennungen der englischen Zeitungen sind Chronicle und Post; der Zusatz Morning, Evening, Daily etc. bezeichnet die Zeit ihrer Herausgabe. Doch sind auch allegorische Titel (the Sun, Star etc.) gewöhnlich. In keinem Lande haben sich die Zeitungen so vermehrt, wie in England, welches bei dem Antheil, den jeder Britte an den öffentlichen Angelegenheiten nimmt, nicht zu

vernunden ist. Die Hauptstadt allein hat gegen 50 eigentliche Zeitungen, ohne gelehrte Journale und andere periodische Schriften zu rechnen. Jede Stadt in der Provinz hat ihre eigene Zeitung, einige haben deren drei bis vier. Schottland und Irland haben ihre besondern Zeitungen. Das merkwürdigste Blatt ist der starke Absatz einiger Zeitungen: es gibt deren, von denen täglich 4—5000 Exemplare in großem Format abgesetzt werden. In Italien haben die Zeitungen, ob sie gleich da entstanden, nicht großen Fortgang gehabt, und nur wenige derselben sind in das Ausland weiter verbreitet. Genau bekannt sind im Auslande die spanischen und portugiesischen Zeitungen, so wie die wenigen Zeitungen der nordischen Reiche. Im türkischen Reiche gibt es durchaus keine einheimische Zeitung, wohl aber schon seit längerer Zeit in Persien. In den englischen Besitzungen zu Calcutta, Madras, Bombay und Marlborough werden verschiedene englische Zeitungen herausgegeben. In den vereinigten nordamerikanischen Staaten werden bereits vor zwanzig Jahren 24 verschiedene Zeitungen gezählt, deren jetzige Zahl ohne Zweifel ansehnlich vermehrt worden ist. Auch das neue Reich auf Haiti hat seine besondere Zeitung. Merzl. Ueber Zeitungen — von J. von Schwarzkopf, Frankfurt 1795.

Zeitz, ehemals eine Stiftsstadt des Königreichs Sachsen, durch den Vertrag vom 18. Mai 1815 an Preußen abgetreten, und jetzt zum Regierungsbezirk Merseburg im Herzogthum Sachsen gehörig. Die Stadt Zeitz liegt fünf Meilen von Leipzig in einer angenehmen, fruchtbaren Gegend, am rechten Ufer der weißen Elster, und hat in 770 Häusern 6000 Einwohner, die sich theils mit Arbeiten in den farbigen Tuch- und Zeug- und Ledermanufacturen, theils mit Feld- und Gartenbau beschäftigen. Die Stadt hat aber auch, als ehemaliger Sitz verschiedener Behörden, zum Theil gute Gebäude, ein Schloß, die Moritzburg genannt, 4 Kirchen und ein nicht unberühmtes Gymnasium, das eine gute Bibliothek besitzt. Die ehemalige Bischöfliche Zeitz wurde 968 von Otto I. errichtet, um die Bekehrung der heidnischen Wenden zum Christenthum zu befördern. Haso war der erste Bischof. Sein Sprengel umfaßte das jetzige und ehemalige Gebiet, einen Theil des jetzigen Königreichs Sachsen, das Voigtland und den ehemaligen Neustädter Kreis. Die unruhigen Wenden bezigten so wenig Lust, sich zu bekehren, daß sie gen den Bischof mit seinen Domherren einige Male in Zeitz vertrieben. In der Folge fanden es der Bischof und seine Geistlichen geratener, ihren Sitz (1029) nach dem, mehr Annehmlichkeiten darbietenden, Naumburg zu verlegen; das Stift erhielt nun die Benennung Naumburg-Zeitz, doch residirten die Bischöfe selbst gewöhnlich zu Zeitz. Als der letzte catholische Bischof, Julius Pflug, 1564 starb, wurde dem Churhause Sachsen durch einen Vergleich die Administration des Stifts übertragen. Schon früher hatte Churfürst Moritz, der landesfürstliche Hoheit und Gerichtsgerechtigkeit über die in seinen Ländern gelegenen Stifter, ungeachtet der Widersprüche und Bemühungen derselben, sich die Reichsunmittelbarkeit zu verschaffen, behauptet. Churfürst Johann Georg I. vermachte in seinem Testamente (1652) das Stift Naumburg-Zeitz, nebst verschiedenen andern Aemtern, seinem vierten und jüngsten Sohne, Moritz, welcher der Stifter der sachsen-zeitzischen Nebenlinie wurde, die bereits im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts wieder erlosch, und theilter zustand. Der zweite derselben, Christian August, nahm die catho-

liſche Religion an, wurde Cardinal und Erzbiſchoff von Gran und ward gewöhnlich der Cardinal von Sachſen genannt. Der älteſte, Moriz Wilhelm, Nachfolger ſeines Vaters in der Regierung, trat ſpäter auch zur römiſchen Kirche über. Das Stift weigerte ſich deßwegen, ihn ferner als Adminiſtrator anzuerkennen, und dies hatte die Folge, daß das Stift von Churſachſen beſetzt wurde. Durch einen im J. 1726 geſchloſſenen Vergleich wurde das weltliche Stiftsregiment dem Churhauſe Sachſen auf immer übertragen, die Kirchenſachen aber wurden dem ſächſiſchen Geheimenrathscollegio überlaſſen. Dieſe Verfaſſung iſt bis zum J. 1815 beibehalten worden.

Zeloten waren eigentlich bei den Juden diejenigen, welche für die Ehre Gottes und ihres Tempels, ſo wie für ihre Geſetze eiferten, und die öfters ſo weit gingen, daß ſie einen vermeintlichen Gottesverächter oder Sabbathsſchänder ſogleich ſteinigten oder ſonſt aus dem Wege räumten, ohne weiter dadurch verantwortlich zu werden. In der Folge, ſo wie auch heut zu Tage belegt man diejenigen mit dieſem Namen, welche ohne Ueberlegung und mit ungebührlicher Strenge ſich zu Religionsvertheidigern aufwerfen und gegen anders Denkende eifern.

Zelter, ein Pferd, das einen guten Paß geht, Paßgänger, folglich bequem zum Reiten iſt; daher auch in den alten Ritterromanen die Damen gewöhnlich auf Zeltern reiten. Es kommt von dem nicht mehr gewöhnlichen, aber in alten Wörterbüchern ſich noch findenden Worte, der Zelt (franz. Amble) her, das den Gang eines Pferdes zwiſchen Paß und Trab bedeutete. — Der weiße Zelter, den die Könige beider Sicilien (ſ. d. Art. Neapel) ſeit dem Jahre 1130 dem Papſte alle Jahre am Peter-Paulstage, nebſt einer beſtimmten Summe Geld, zur Anerkennung der Lehnsherrlichkeit des päpſtlichen Stuhles über Neapel und Sicilien, übergeben ließen, und deſſen Verweigerung oft Streitigkeiten veranlaßte, wird jetzt nicht mehr gegeben.

Zend-Aveſta iſt der Name der heiligen Bücher, welche die Nachkommen der alten Perſer, die Gebern (ſ. dieſen Art.) oder Gauern in Perſien und die Parſen in Indien, von ihrem Religionslehrer und Geſetzgeber Zoroaſter oder Zerduſcht (ſ. d. A.) vor mehr als 4000 Jahren erhalten zu haben behaupten. Engliſche und franzöſiſche Reiſende hatten ſchon früher über die Religion der Gebern und ihre heiligen Bücher einige, aber unvollſtändige Nachrichten gegeben. Der bekannte franzöſiſche Gelehrte Anquetil du Perron (ſ. d. A.) erlernte während ſeines Aufenthaltes in Indien die heilige Sprache, in welcher jene Bücher geſchrieben ſind, brachte Abſchriften derſelben bei ſeiner Rückkehr nach Europa (1762) mit, und gab 1771 eine franzöſiſche Ueberſetzung des Zend-Aveſta heraus. Es erſchien nachher eine deutſche Ueberſetzung von Kleuker, unter dem Titel: Zend-Aveſta, Zoroaſters lebendiges Wort ꝛc. 3 Thle. Riga 1776—78 und ſpäter: Zend-Aveſta im Kleinen, ein Auszug aus den Zendbüchern, von Kleuker 1789. Engliſche und deutſche Gelehrten erhoben bald Zweifel gegen die Echtheit und das Alterthum dieſer Schriften. Ueber die deßwegen geführten Streitigkeiten ſ. Anhang zum Zend-Aveſta ꝛc. von Kleuker, 1783. — Der Name Zend-Aveſta bedeutet, nach Anquetil, ſo viel als lebendiges Wort. Der Zend-Aveſta beſteht aus fünf Büchern, welche in der Zendſprache geſchrieben ſind. Ein Theil derſelben ſoll dem Zoroaſter von Ormuzd, dem höchſten Weltregierer, geoffenbart worden ſeyn. Sie enthalten die Lehren von dem höchſten,

guten Wesen (Ormuzd), von den Genien des Himmels (Engeln), von dem bösen Wesen (Arimanes), von den Belohnungen und Bestrafungen in einer andern Welt ꝛc. und werden beim öffentlichen Gottesdienste vorgelesen. Ein anderer Theil derselben besteht aus einer Sammlung kleinerer Aufsätze und Fragmente verschiedener Art, z. B. Gebete, Lobpreisungen der vornehmsten Genien des Himmels, Sittensprüche ꝛc.; diese sind von verschiedenen Verfassern und in verschiedenen Dialecten geschrieben. Auch sind in diesen Büchern historische und geographische Notizen enthalten, die jedoch verschiedener Auslegungen fähig zu seyn scheinen. — Freunde der geheimen Wissenschaften haben in diesen Büchern besondere Geheimnisse und die Weisheit des Morgenlandes zu finden geglaubt.

Zenith oder der Scheitelpunkt (Astron.), ist ein arabisches Wort und bezeichnet denjenigen Punkt, welcher gerade über dem Haupte, dem Scheitel des Zuschauers steht, und als der höchste Punkt des Himmels betrachtet wird. Jeder Ort der Erdfläche hat sein eigenes Zenith; und man findet es mit Hülfe des Bleiloths, nach welchem die Axe eines Fernrohrs lothrecht gestellt wird, so daß das Auge dadurch gerade in dem Scheitel steht. — Der entgegengesetzte oder Fuß-Punkt heißt Nadir (s. d. Art.)

Zeno, ein Name der in der alten Geschichte häufig vorkommt; besonders sind zwei Philosophen dieses Namens berühmt geworden. 1. Zeno, der Eleatiker, aus Elea, der griechischen Colonie in Großgriechenland gebürtig, lebte ungefähr 500 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung. Er war ein Zögling der von Xenophanes (s. d. Art.) gestifteten eleatischen Schule, in deren Systeme man einige Aehnlichkeit mit dem Spinozismus gefunden zu haben glaubt. Man schreibt diesem Zeno die Erfindung oder doch die weitere Ausbildung der Dialektik (s. d. Art.) oder Disputirkunst zu. Von seinen Schriften ist nichts auf uns gekommen; nur von einigen Schriftstellern sind Fragmente seiner Lehrsätze aufbewahrt worden. Man schildert ihn übrigens als einen guten, edlen Mann, voll Energie und Patriotismus. Er unternahm es, sein von dem Tyrannen Clearchus unterdrücktes Vaterland zu befreien. Als der Versuch mißlang, stand er alle Martern der Tortur ruhig aus und biß sich endlich selbst die Zunge ab, um nicht die Sache und die Theilnehmer an derselben zu verrathen. — 2. Zeno, der Stifter der stoischen Schule (s. d. Art. Stoa). Er war gebürtig aus Citium, einer Stadt auf der Insel Cypern, ein Zeitgenosse Epikurs und lebte ungefähr von 320 bis 260 vor der christlichen Zeitrechnung. Sein Vater, ein reicher Kaufmann, hatte von seinen Handelsreisen nach Athen die neuesten Schriften der dasigen Philosophen mitgebracht, durch welche die Wißbegierde des jungen Zeno geweckt und genährt wurde. Aus Begierde sich weiter auszubilden, oder, wie Einige erzählen, durch den Verlust seines Vermögens bewogen, widmete er sich zu Athen der Philosophie. Für diese Wissenschaft waren damals in Athen mehrere Schulen eröffnet. Zeno hörte zuerst den Cyniker Krates, dann den Akademiker Xenokrates. Da ihm keines von den Systemen, mit denen er sich bekannt gemacht hatte, ganz befriedigend, aber auch nicht ganz verwerflich schien, so bildete er sich ein neues System, das die Mängel und Fehler der andern vermeiden, das Brauchbare und Gute daraus aber in sich vereinigen sollte (Eklekticismus). Von dem Orte, wo er lehrte, der Stoa, erhielt sein System in der Folge den Namen des stoischen. Er trat mit die-

em Systeme zu einer Zeit auf, wo die Grundsätze der Epikureischen Schule großen Beifall fanden, und eben dadurch eher eine Verchlimmerung als Veredlung der Menschheit zu besorgen war. Von llen den Gegnern, welche Zeno's System fand, hat keiner seinen Charakter verwerflich machen können. Er war Philosoph nicht bloß n der Lehre, sondern auch in seinem ganzen Leben. Ein Beweis, elche Achtung er sich durch seine Tugend erworben, ist der Umstand, aß man die Schlüssel der Befestigungswerke von Athen bei ihm, ls an dem sichersten Verwahrungsorte, niederlegte. Durch das Anehen, das er sich bei dem macedonischen Könige Antigonus erworben atte, bewirkte er wesentliche Vortheile für die Athenienser. Auch ewiesen sie ihm diese ihre Dankbarkeit dadurch, daß sie ihm nach einem Tode ein Denkmal mit der Inschrift: sein Leben war einen Lehren vollkommen gleich, setzen ließen. Er soll im päten Alter sich selbst getödtet haben; ein Beispiel, dem nachher ehrere Stoiker folgten. Zeno legte nur den Grund zum stoischen System, seine Nachfolger bildeten es weiter aus; sein zweiter Nacholger Chrysippus wird allgemein für denjenigen gehalten, der es am esten begründete. Auch Zeno theilte seine Philosophie in drei heile: Logik, Physik und Ethik, aber er scheint auf die beien erstern weniger Fleiß gewendet zu haben, als auf die letztere, nd überhaupt bei Bearbeitung der Philosophie nicht allein wissenchaftliche Zwecke, sondern auch zugleich Brauchbarkeit für das wirkiche Leben beabsichtigt zu haben. (Vergl. Geschichte der Philosophie on Dr. Tennemann. Bd. IV. Leipz. 1803.)

Zeno (Apostolo), berühmt als Dichter und Literator, war 1669 u Venedig in einer früher patrizischen, damals aber nur bürgerlihen Familie geboren. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung, die seien aufgeweckten und regen Geist früh mit Kenntnissen bereicherte. Seine erste Berühmtheit aber sollte er der Poesie verdanken. Der Erfolg seiner Melodramen, einer damals sehr beliebten, aber auch ehr gemißbrauchten Dichtungsgattung, war eben so glänzend als erdient. Von mehrern Seiten ward ihm die Stelle eines Theaterichters angetragen; er aber zog es vor, in seinem Vaterlande zu leiben, und unternahm unter dem Titel: Giornale de' Letterati l'Italia eine Zeitschrift, die noch jetzt ihren Werth behauptet. Als m J. 1715 seine Gattin, mit der er eben nicht glücklich gelebt hatte, estorben war, ging Zeno auf die Einladungen Carls VI. als kaierlicher Hofdichter nach Wien. Zwar war sowohl die Reise, auf der r das Bein brach, als auch die erste Zeit seines Aufenthalts in Vien wenig erfreulich für ihn; bald aber änderte sich seine Lage, nd er fühlte sich höchst glücklich durch die Gunst und persönliche uszeichnung des Kaisers. Der Beifall, den er erntete, stieg mit edem neuen Drama; überdies ward er auch zum Historiographen eraannt. Diese Aemter verwaltete er bis 1729, wo er aus Rücksicht auf sein zunehmendes Alter sie niederlegte, und nach Venedig urückkehrte. Der Kaiser, der ihn als Freund liebte, ließ ihm seinen ollen Gehalt gegen das Versprechen, ihm jährlich ein neues Meloama zu schicken. Hier lebte er bis zum 11. Nov. 1750 in literarischer Muße im Besitz einer kostbaren Bücher- und Münzsammlung, ie er wenige Monate vor seinem Tode den Dominikanern von der rengen Observanz schenkte. Als Dichter hat Apostolo Zeno das Verdienst, das musikalische Theater der Italiener durch seine Meloramen, so mittelmäßig auch ihr wahrer Werth seyn mag, wieder-

hergestellt zu haben; ein Verdienst, das selbst Metastasio in ihm anerkennt. Vorzüglicher und von bleibendem Werth ist, was er als Bibliograph und Historiker leistete. In diesen Fächern besaß er die umfassendsten und gründlichsten Kenntnisse. Dies beweisen vor allen seine Anmerkungen zu Fontanini's Biblioteca della Eloquenza Italiana, seine Dissertazioni Vossiane, seine Nachträge zu Foresti's Mappamondo Istorico und seine Lebensbeschreibungen des Sabellico, Guarini, Davila und der drei Manutius, so wie die Beiträge, womit er Anderer Arbeiten (z. B. Muratori) förderte, und sein reicher handschriftlicher Nachlaß, der zum Theil noch jetzt der Bekanntmachung werth wäre.

Zenobia (Septimia), eine berühmte, merkwürdige Herrscherin in der Hälfte des dritten Jahrhunderts, die sich durch viele große Eigenschaften, durch männlichen Heldenmuth und einen hohen Grad von Klugheit und List über ihr Zeitalter erhob. Sie, die Gemahlin des Odenathus, des Stifters des palmirenischen Reichs in Syrien, übernahm nach dessen Tode im Jahr Christi 267 die Regierung und verwaltete sie im Namen ihrer Söhne mit vielem Glücke. Bei der Schwäche der damaligen römischen Kaiser, die ihr Stolz verachtete, hatte sie sich der Oberherrschaft derselben entzogen; sie vergrößerte ihr Reich bald durch beträchtliche Eroberungen und nahm den Namen der Königin des Orients an. Dem Kaiser Aurelian war es vorbehalten, sie zu überwinden Nachdem er ihr Heer, welches den hartnäckigsten Widerstand leistete, geschlagen hatte, wurde sie endlich selbst in Palmyra belagert und alle Hoffnungen eines glücklichen Ausgangs für sie waren verschwunden. Aurelian schickte ihr einen Brief eigenhändig geschrieben, und versprach ihr das Leben, wenn sie sich ihm ergeben würde. Aber Zenobia verwarf diesen Antrag mit Unwillen und antwortete ihm mit Kaltblütigkeit, daß ihr immer Muth genug übrig bleiben würde, um im verzweifelndsten Falle die Standhaftigkeit der Cleopatra nachzuahmen. Der Kaiser, hierüber aufs äußerste erbittert, wagte einen neuen Angriff, eroberte im Jahre 273 Palmyra und nahm die Zenobia gefangen. Obgleich nun seine Krieger wünschten, daß er ihr das Leben jetzt nicht schenken möchte, so glaubte doch Aurelian, daß solch ein Weib den Tod nicht verdiente. Er nahm sie daher mit sich nach Rom und verherrlichte durch sie den glänzenden Triumph, den er hielt. Zenobia erschien in unbeschreiblicher Pracht, in einem mit Edelsteinen reich besetzten Gewande, und war an goldene Ketten gefesselt, die ihr nachgetragen wurden. Ihr schöner Wuchs, ihre schwarzen, lebhaften Augen und eine majestätische Würde in ihrem ganzen Betragen gewannen ihr die Herzen der Römer. Sie erhielt nachher einen ansehnlichen Strich Ländereien in der Gegend von Tibur, wovon sie so viel Einkünfte hatte, daß sie ihrem vorigen Stande angemessen leben konnte. Ihre Töchter wurden mit den vornehmsten Römern verheirathet, ihr Sohn, Vabollath, erhielt ein kleines Fürstenthum in Armenien, und ihre Nachkommenschaft soll noch am Ende des vierten Jahrhunderts zu Rom geblüht haben.

Zentgericht. Zent (gewöhnlicher Cent) ist nur noch in Franken und Oberdeutschland bekannt, und bedeutet Gerichtsbarkeit, Gerichtsbezirk; im engern Sinne die höhere, peinliche Gerichtsbarkeit. Ein solches peinliches oder Zentgericht war im ehemaligen Hochstifte Bamberg; das Hochstift Würzburg war dagegen in Zentämter (Gerichtsbezirke) eingetheilt. Da, wo das Zentgericht

riminalgericht, Halsgericht) gewöhnlich war, wurde es an gewissen zu bestimmten Tagen von dem Zentgrafen (Criminalrichter) gelten. — Die wahrscheinlichste Herleitung des Wortes ist von den ntenis oder gewissen Unterabtheilungen der Gauen oder Grafaften, die man in ältern Zeiten in Deutschland zu besserer Handbung der Gerechtigkeit gemacht hatte. Es hat also einerlei Urung mit Zentner (Centner von Centenarius).

Zephyr, ein schwacher, kühler, angenehmer Abendwind, eitlich der West-Süd-Westwind. Der Name kommt aus dem riechischen her, und bedeutet nach der Herleitung einen Wind, der endig macht, weil zu der Zeit, wenn dieser Wind anfängt zu we-n, die Pflanzen durch die erwärmte Luft neues Leben erhalten. ach der Mythologie der Griechen und Römer gehörte er unter die ringern Gottheiten, war ein Sohn des Aeolus und d. Aurora, d Liebhaber der Chloris oder Flora. Bei den Römern hieß er Fanius. Unter seinem Schutze standen die Blumen und Erdfrüchte. an stellte ihn als einen schönen, sanften Jüngling vor, mit einem lumenkranze auf dem Haupte. Bei unsern Dichtern kommen nicht r häufig Zephyre, sondern auch Zephyretten vor.

Zerboni di Sposetti ward unter der Regierung Friedrich ilhelms II. im J. 1796 das Opfer des Ministerdespotismus und Hofcabalen. Durch die Empörung in Frankreich war eine besore Furcht über die andern Höfe und Cabinete gekommen, überall tterten sie die Jacobiner, jeder freigesinnte und freimüthige Mann rd verdächtig; mit besonderer Aengstlichkeit wachten die Preußen dem eroberten Theile von Polen. Den Aufstand in Breslau im tober 1796 verstand der Minister von Hoym nicht zu beschwichtin, er wähnte sogar, daß die Schlesier gemeinschaftliche Sache mit n Polen machen würden. In diesem Glauben bestärkte ihn ein rief, den er von dem Kriegsrath Zerboni aus Peterkau erhielt, r als ein Beispiel der Freimüthigkeit in der preußischen Geschichte fbehalten zu werden verdient; einiges daraus soll hier mitgetheilt rden: „es sind (am 6. Oct. 1796) Auftritte in der Hauptstadt Schlens vorgefallen, die in einem wohl regierten Staate nicht erhört sind. nsere Staatsverfassung ist gut, unsere Gesetze sind weise, wo kann also r Fehler anders liegen, als in der Ausübung der letzteren? Was hiern auf die große Schuldrechnung Ew. Excellenz kommt, hat Ihnen r Gewissen in der Nacht vom 6ten zum 7ten dieses Monats gt. Wehe Ihnen, wenn die guten Entschlüsse, die Sie da faßten, s Schicksal aller Ihrer bisherigen Entschlüsse haben; Ihre letzten hre werden dann unrühmlich und Ihr Andenken verhaßt seyn! — ie wollen das Gute, aber Sie haben nicht die Kraft, es zu vollingen; Sie beugen Ihre Knie vor der Convenienz und huldigen r Laune des Moments. Der Mann von Kenntnissen ohne Ahnen, r denkende Kopf ohne gesellige Feinheit hat für Sie keinen Werth. ie haben das Vorurtheil der Geburt, das man sonst ertrug, zu ner Zeit, wo man jedem grauen Wahne dreist in die Augen leuch-, durch die kleinlich strengen Gränzlinien unausstehlich und sich m gebildeten Bürgerstande unerträglich gemacht. — Das Schicksal t wenigen seiner Lieblinge einen Wirkungskreis angewiesen, den es nen so früh gab. Auf dem Orte, wo Sie stehen, was könnten ie für Schlesien, für Südpreußen thun? und was geschieht durch ie? — — Sie sind von Ihren geistlosen Schreibern, die mit we-g Geschicklichkeit für jede Laune Sr. Hochgräfl. Excellenz eine ge-

ßliche Formel zu finden beflissen sind, nur die Ausdrücke der Livrée gewohnt. Aber Sie bedürfen nackter Wahrheit. — —" Auf dieses Schreiben, das der Minister v. Hoym dem Könige mitgetheilt hatte, wurde Zerboni zuerst nach Glaz, dann nach Spandau und von da nach Magdeburg als Staats- und Majestätsverbrecher auf königliche Gnade gesetzt. Da jener Brief dazu allein nicht hinreichend schien, so hatte der Minister Hoym aus den Briefen, die in Zerboni's Schreibtisch gefunden worden waren, Auszüge machen lassen, woraus sich ergeben sollte, daß Zerboni das Haupt einer Verschwörung sey. Drei Jahre lang schmachtete Zerboni im engen Gewahrsam, bis es ihm endlich gelang, in der Form des Rechts seine Vertheidigung einzulegen. Er ward freigesprochen. — Später trat er in seine Dienstverhältnisse zurück und ist jetzt Oberpräsident des Großherzogthums Posen, geschmückt mit mehreren Orden des Königreichs. — Unter dem Titel: „Actenstücke zur Beurtheilung der Staatsverbrechen des südpreußischen Kriegs- und Domänenraths Zerboni und seiner Freunde, 1801," machte Zerboni seine Schicksale bekannt.

Zerbst, eine Stadt im Herzogthum Anhalt-Dessau, ehmals die Hauptstadt eines besondern Fürstenthums der zerbstischen Linie des Hauses Anhalt, welche im J. 1603 gestiftet worden war, und 1793 mit dem Fürsten Friedrich August (einem Bruder der Kaiserin Catharina II. von Rußland) ausstarb. Die zerbstischen Lande wurden hierauf am 28. Dec. 1797 unter die drei fürstlichen Häuser Dessau, Bernburg und Cöthen vertheilt. Die Stadt Zerbst, die größte in sämmtlichen Ländern der anhaltischen Häuser, liegt an der Nute, eine Meile von der Elbe, in einem ebnen, sandigen Boden, hat ein schönes, außerhalb der Stadt gelegenes Residenzschloß, vier Vorstädte, und in 1580 Häusern 8000 Einwohner. Lutheraner und Reformirte sind hier unter einander vermischt, und der Rath besteht in gleicher Anzahl aus Mitgliedern beider Confessionen. Es ist hier ein gutes Gymnasium. Auch gibt es hier eine bedeutende Gold- und Silberfabrik, und eine Wachsfabrik; das zerbster Bier ist berühmt. Daß die Stadt nicht mehr Residenz ist, hat auf dieselbe einen merkbaren Einfluß.

Zerknirschung, s. Anh. z. d. Bde.

Zerlegung oder Zersetzung ist eine chemische Operation, wodurch die zu einem gleichartigen Ganzen verbundenen ungleichartigen Bestandtheile eines Körpers getrennt werden. Die Mittel, wodurch dies geschieht, als Abdampfen, Auflösen, Niederschlagen, Schmelzen, Destilliren und Sublimiren, wirken mittelst der chemischen Verwandtschaft (s. d. Art.), denn indem sie mit einem Bestandtheile des zu zerlegenden Körpers näher verwandt sind, als dieser mit dem ihm verbundenen Bestandtheile, bewirken sie, daß er denselben verläßt und sich mit ihnen verbindet.

Zesen (Philipp von), eine ganz eigene literarische Erscheinung im 17ten Jahrhundert. Ueber den eigentlichen Namen des Mannes herrscht Ungewißheit. Er selbst schrieb ihn auf verschiedene Art: Philipp, gewöhnlicher aber Filipp Zese, Zesen, Cäsien, auch Zesen von Fürstenau, und im Lateinischen Caesius. Er war 1619 zu Priorau, einem damals churſächsischen Dorfe, unweit Dessau, wo sein Vater Pfarrer war, geboren, studirte zu Halle, Wittenberg — wo er Magister wurde — und Leipzig, und beschäftigte sich vorzüglich mit Philologie, Dichtkunst und deutscher Sprache. Ein öffentliches Amt hat er nie bekleidet, aber er scheint in großem Ansehen ge-

landen zu haben. Er wurde kaiserlicher Pfalzgraf, als Poet gekrönt, n der Folge geadelt, und erhielt von einigen sächsischen Fürstenhäu-ern den Titel als Rath. Nach vielen Reisen in Deutschland und Holland ließ er sich zu Hamburg nieder, wo er 1689 im 70sten Jahre tarb. Lange vorher schon (1643) hatte er zu Hamburg eine gelehrte Gesellschaft: die deutsch gesinnte Genossenschaft oder den Rosenorden, gestiftet, in welcher er den Namen des Färtigen Fertigen) führte. Die Verbesserung der deutschen Sprache und Dichtkunst scheint der Hauptzweck dieses Vereins gewesen zu seyn. Eine Nachricht von dieser Gesellschaft und ihren Statuten gab Ze-en unter dem Titel: das hochdeutsche helikonische Rosen-hal ꝛc. ꝛc. Amsterdam 1669, heraus. Im J. 1648 wurde Zesen uch in die fruchtbringende Gesellschaft unter dem Namen des Wohlseyenden aufgenommen. Zesen war ein sehr thätiger nd fleißiger Mann, der mit ungemeiner Leichtigkeit arbeitete, viel Kenntnisse besaß und nicht ohne Talente war. Aber sein übertriebe-ner Eifer, unsere Sprache umzuschaffen, alles Fremdartige aus der-selben zu verdrängen, statt dessen eine Menge unnöthiger und son-derbarer Neuerungen in dieselbe einzuführen, wobei er nur zu sehr Mangel an Geschmack und Kritik verrieth, haben ihm, statt des ge-hofften Ruhmes, nur Tadel und Spott zugezogen. Seine Anhän-ger, die Zesianer, erhoben ihn zwar über alles, schadeten ihm aber vielmehr durch die Uebertreibung ihres Lobes, so wie ihres Ei-fers, die Sprache zu reinigen, in welchem sie auf die lächerlichste nd ungereimteste Art noch weiter als ihr Meister selbst gingen. Ze-en und seine Schüler wollten eine veränderte Orthographie einfüh-en. Sie nahmen dabei zur Hauptregel an, daß man so schreiben olle, wie man spreche, aber sie gingen darin offenbar oft fehl. Sie chrieben z. B. Mänsch, wärden, Fäder, statt Mensch, wer-en, Feder. Aber noch weit sonderbarer und auffallender war ihr Bestreben, an die Stelle allgemein bekannter und verständlicher Worte ndere, oft ganz läppische Ausdrücke einzuführen, z. B. Dachna-e, Schießprügel, Kopfdeckel, Zeugemutter ꝛc. anstatt Schornstein, Flinte, Hut, Natur. Den aus der Mythologie bekann-en griechischen und römischen Gottheiten gaben sie abgeschmackte eutsche Namen. Sie nannten die Diana Weidin, Minerva Klu-in, Venus Lustin, Pomona Obstin, den Vulcan Glutfang. Sie ollten überhaupt alle fremden Wörter oder die nur irgend eine remde Abstammung verriethen, ganz aus der deutschen Sprache weg-chaffen. Einige von Zesen anstatt der fremden eingeführte, die Sa-he ausdrückende deutsche Wörter sind uns doch geblieben, und er hätte unstreitig manches Gute für die Sprache wirken können, wenn r dabei mit mehr Vorsicht und Kritik gehandelt hätte. Die Anzahl einer poetischen, kritischen, satirischen und moralischen Werke, die r selbst, in allen Formaten, herausgegeben hat, beträgt über 70, nd mehr als 40 hat er zum Theil unvollendet hinterlassen. Für ins der bessern seiner Gedichte, das zugleich einen Theil seiner Le-ensgeschichte erzählt, hält man: Priorau, oder Lob des Vater-andes, Amsterdam 1680.

Zetergeschrei oder Zettergeschrei, s. Todesstrafen.

Zettelbank, Circulationsbank, ist die Bankanstalt, welche Zettel, sogenannte Banknoten, die auf einzelne bestimmte Summen von Münze lauten, in Umlauf setzt, mit dem Versprechen, den Nennwerth dieser Noten baar auszuzahlen jedem Inhaber, welcher

dieselben der Bank zur Umtauschung gegen baare Münze einreicht. Anstalten dieser Art können selbst von einem einzelnen Privatmann, welcher das erfoderliche Vermögen dazu besitzt, errichtet werden; gewöhnlich aber schießen dazu mehrere ihre Kapitale zusammen und wählen einen Director zur Leitung des Ganzen. Ueber die Antheile der Eigenthümer des Bankfonds werden Verbriefungen ausgefertigt, welche Actien heißen; die Eigenthümer selbst heißen Actionäre, und der unter dieselben zu vertheilende Gewinnst der Anstalt wird Dividende genannt; je nachdem letztere groß oder klein ist, haben die Actien eine höhere oder geringere Geltung. Eine Banknote ist nichts weiter als ein Wechselbrief, ausgestellt auf die Bank selbst, der zu jeder Zeit zahlbar ist, und dessen baare Zahlung man nur um deßwillen nicht betreibt, weil man sicher ist, oder vielmehr zu seyn glaubt, sie erhalten zu können, wann man will. Die Dividende oder der Gewinnst der Theilhaber der Bank beruht darauf, daß die Bank, so lange ihr Credit feststeht, d. h. so lange der Glaube unerschüttert bleibt, sie werde ihr Versprechen wegen baarer Zahlung der Noten gewiß erfüllen, nicht den ganzen Betrag der ausgegebenen Noten baar in ihrer Casse zu haben braucht, und daher einen Theil desselben zu anderweiten vortheilhaften Geschäften verwenden kann. Setzt die Bank keine größere Summe mittelst Noten in Umlauf, als der zur Umwechslung der Noten gegen baare Münze bestimmte, in ihren Koffern verwahrte Fonds beträgt, so ist kein Gewinnst für die Theilhaber der Bank denkbar; wenn aber die Bank z. B. Noten über 4 Millionen Rthlr. gegen sichere Unterpfänder ausleiht und nur 1 Million Rthlr. zur Deckung der einzureichenden Noten baar liegen läßt, so wird nach Abzug der durch die Verfertigung der Zettel und durch die Verwaltung der Bankanstalt veranlaßten Kosten ein Ueberschuß als Dividende bleiben, welcher den Betrag der gewöhnlichen Zinsen des hinterlegten Bankfonds in der Regel weit übertrifft. — Die Geschäfte einer Zettelbank bestehen gewöhnlich darin, daß sie gegen sicheres Unterpfand auf bewegliche und unbewegliche Güter Darleihen gibt, Wechsel kauft und verkauft, auch den Betrag guter Wechsel vor ihrer Verfallzeit gegen Abzug der hierbei üblichen Zinsen vorschießt. Abgesehen von dem Gewinnste der Theilhaber der Bank sind die Vortheile, welche dem verkehrtreibenden Publikum aus einer solchen Anstalt erwachsen, ausnehmend wichtig; große Summen können nämlich weit leichter mit Papier als mit baarer Münze bezahlt werden, man erspart bei jenem die Mühe des Zählens, ist weniger Irrthümern und Gefahren ausgesetzt, und braucht insbesondere auf Reisen des Transports wegen nicht so verlegen zu seyn, wie bei diesen. Der Dieb entdeckt die Noten nicht so leicht, wie baare Münze, und soll eine Schuld an einem entfernten Orte abgetragen werden, so kann man die Noten durchschneiden und die zweite Hälfte absenden, wenn die Nachricht von der glücklichen Ankunft der ersten eingegangen ist; wird eine Note durch Zufall vernichtet, so verliert freilich der Privatmann, der sie verlor, aber für die Nation geht nur ein Blättchen Papier verloren, kein wirkliches Gut, wie bei der Vernichtung von baarer Münze. Noten lassen sich nicht beschneiden, oder wie Goldstücke in ledernen Beuteln reiben und leichter machen; die abgenutzte Note, welche nicht mehr umlaufen kann, gilt noch, was sie galt, da die Bank sie ausgab; will es der Inhaber derselben, so kann er sie austauschen gegen eine neue. Bei solchen Bequemlichkeiten, welche die Banknoten gewähren, ist es nicht zu verwundern, wenn man sie

häufig, besonders beim Großhandel, der baaren Münze nicht nur gleich achtet, sondern sie ihr sogar noch vorzieht, und in so fern die Bank, welche die Noten ausgestellt hat, hinreichenden Credit besitzt, oft begieriger nach Noten greifen sieht, als nach baarer Münze. Als Grundlagen einer guten Bankanstalt dieser Art sind folgende Bedingungen zu betrachten: 1. die Bank darf keinen größern Betrag in Noten in Umlauf setzen, als die Werthe ausmachen, welche sich in ihrer Gewahrsam befinden; 2. wenn auch die Bankunternehmer finden, daß der größte Theil der zur Sicherheit ihrer Noten dienenden baaren Münze zur Auswechslung nicht nöthig ist, und sie also schon mit einem Theile der baaren Fonds alle Anfoderungen, die in einem gewissen Zeitraume an die Bank gemacht werden mögen, werde befriedigen können, so dürfen sie doch den zur Auswechslung überflüssigen Theil nur auf eine solche Art nützlich gebrauchen, daß die baaren Fonds, sobald es erfoderlich, in kurzer Zeit wieder eingezogen werden können; 3. die Cassen zur Auswechslung müssen allenthalben offen stehen, wo die Banknoten umlaufen. — Zettelbanken, welchen eine dieser drei Grundlagen fehlt, geben immer zu der Besorgniß Anlaß, daß ihre Noten über lang oder kurz unter den Nennwerth sinken und alle jene Uebel zur Folge haben werden, welche stete Begleiter von fehlerhaften Papiermünzen (s. d. Art. Papiermünze) sind. Ob übrigens die Zettelbank von einzelnen Bürgern oder vom Staate errichtet, ob sie also eine Privatbank oder eine Staatsbank sey, ist an sich ziemlich gleichgültig. Beide Gattungen von Bankanstalten können, wenn sie auf richtige Grundsätze gebaut sind, und ihren Hauptzweck, nämlich den Umlauf der in den Tauschverkehr kommenden Gütermasse zu beleben, gehörig erfüllen, höchst wohlthätig auf den Nationalreichthum wirken. Weil aber für die Regierung ein zu großer Reiz darin liegt, in Zeiten öffentlicher Noth die Staatsbank als eine Hülfsanstalt für ihre Finanzen zu betrachten, und da die Geschichte so häufige Beispiele liefert von einem Mißbrauche solcher Anstalten, so erklärt es sich, warum Privatbanken dieser Art in der Regel eines stärkern öffentlichen Zutrauens genießen, als Staatsbanken. Hinsichtlich der erstern sollte sich die Regierung nie einen andern Einfluß erlauben, als den des Schutzes und der Oberaufsicht auf genaue Befolgung der Grundgesetze der Anstalt. Maßt sich dieselbe einen stärkern Einfluß in dieser Hinsicht an, so erhält die Privatbank binnen Kurzem den Charakter einer Staatsbank, und ihr Credit ist denselben Gefahren ausgesetzt, wie der Credit der letztern. — In keinem Lande ist man eifriger bemüht gewesen, Zettelbanken zu errichten, und der Banknoten statt der Metallmünze sich zu bedienen, als in Großbritannien. Seit dem Frieden, welcher dem amerikanischen Kriege ein Ende gemacht, bis auf den heutigen Tag hat dort die Zahl solcher Anstalten mit jedem Jahre zugenommen, so daß daselbst die Metallmünze gegenwärtig aus der Circulation beinahe gänzlich verschwunden und in die Cassen der Bankiers geströmt ist. Im J. 1797 betrug die Anzahl solcher Banken in Großbritanien 353, im J. 1799 bereits 366, im J. 1800 386, im J. 1809 735, im J. 1812 878 und im J. 1815 sogar über 1000. Hiervon befinden sich außer der großen englischen Bank 70 allein in London und die übrigen zerstreut im Lande. — Als die wichtigsten und zugleich merkwürdigsten Zettelbanken in Europa aber sind ohne Zweifel die englische Bank in London und die französische in Paris (s. d. Art. Englische Bank, Französische Bank) zu betrachten. K. M.

Zeuge, s. Anh. z. d. Bde.

Zeughaus. Unter Zeug, womit dieses Wort zusammengesetzt ist, versteht man 1. den Stoff, die Materie, woraus etwas gemacht wird; 2. ein mechanisches Hülfsmittel oder Werkzeug, womit etwas gemacht wird, z. B. Hebezeug, Reißzeug; 3. Geräthschaften zu verschiedenen Bedürfnissen (weiß Zeug, Tischzeug). Daher ist Zeughaus 1. jedes Gebäude, in welchem eine Menge Geräthschaften oder Werkzeuge verwahrt werden; 2. im engern Sinne, ein Gebäude, in welchem Geschütz und andere zum Kriege erfoderliche Sachen aufbewahrt werden. Das ausländische Wort Arsenal (wahrscheinlich von Ars) drückt noch mehr aus, und bezeichnet zugleich einen Ort, wo Kriegsbedürfnisse (z. B. Geschütz, Schiffe ꝛc.) verfertigt werden. Zeugmeister, Zeugwärter sind Aufseher über gewisse Arten von Kriegsgeräthschaften. Generalfeldzeugmeister ist bei der kaiserlich österreichischen Armee ein Titel, der dem eines Generals der Cavallerie bei andern Armeen gleich ist, ohne alle Rücksicht auf Artillerie; aber im ehemaligen Königreiche Polen hieß der Chef der Artillerie Krongroßfeldzeugmeister.

Zeus (Mythol.) war bei den Griechen das, was bei den Römern Jupiter (s. d. Art.) war, der Vater der Götter und Menschen, der Herr der obern Regionen, der Blitze und des Donners, der höchste und mächtigste Gott, dem die ewigen Beschlüsse des Schicksals anvertraut waren. Nach den Mythen war er der Sohn des Kronos. Seine Mutter Rhea rettete ihn durch List aus den mörderischen Händen des Vaters. Er wurde in der Einsamkeit erzogen, stieß seinen Vater vom Throne, besiegte die Giganten, die sich wider ihn empört hatten, und theilte die Herrschaft der Welt mit seinen beiden Brüdern Neptun und Pluto. Offenbar liegen diesen Mythen wahre Begebenheiten zum Grunde; nur sind die Thaten mehrerer Personen einer einzigen zugeschrieben worden. Von den Dichtern werden dem Zeus verschiedene Beinamen gegeben, die auf seine Eigenschaften als höchste Gottheit und Regierer der Menschen und ihrer Schicksale Bezug haben. Sein Cultus war sehr ausgebreitet; überall fand man Tempel und Altäre, die ihm geheiligt waren. Die bildlichen Vorstellungen, welche die Künstler des Alterthums von ihm machten, waren verschieden. Die berühmtesten derselben, die aber nicht auf unsere Zeiten gekommen sind, waren: das Gemählde des Zeuxis, Jupiter sitzend auf seinem Throne, von den übrigen Göttern umgeben (s. Hirts Bilderbuch für Mythologie, 1s Heft, Berlin 1805), und die Bildsäule des olympischen Jupiters von Phidias — eins der größten Meisterstücke des Alterthums, das den nachfolgenden Künstlern zum Muster diente. (S. Böttigers Andeutungen zu Vorträgen über die Archäologie, Dresden 1806.)

Zeyst (Zeist), ein Dorf mit mehr als 1200 Einwohnern und einem schönen Schlosse in der niederländischen Provinz Utrecht, eine Stunde von der Stadt Utrecht entfernt. Das Dorf liegt in einer sehr angenehmen Gegend, wo sich viele Gärten und schöne Promenaden finden. Es gehörte ehemals dem gräflich nassauischen Hause, wurde aber 1752 an einen Kaufmann in Amsterdam verkauft, der es der Brüdergemeine zu Anlegung einer Colonie einräumte. Die Herrnhuther haben nun hier große Brüder- und Schwesterhäuser und andere Gebäude angelegt, und treiben einen beträchtlichen Handel mit verschiedenen, auch weiblichen Arbeiten von vorzüglicher Schönheit und Güte, die in jenen Häusern verfertigt werden.

Brod, Max, Schriftsteller, Musikkritiker und Komponist, geb. 27. Mai 1884 in Prag, studierte daselbst Jurisprudenz und Philosophie, promovierte 1907 zum Dr. jur. und trat dann in die Redaktion des Prager Tagblatt ein, wo er bis 1911 blieb. Seitdem lebt er in Berlin als Musikkritiker und Schriftsteller. Er schrieb: Schloß Nornepygge (Roman, 1908); Tod den Toten (Novellen, 1906); Die Frau, nach der man sich sehnt (Roman, 1913); Tagebuch in Versen (1914); Arnold Beer (Roman, 1915); Das große Wagnis (Roman, 1918); Die Erlösung (Roman, 1919); Die Frau, die weint (Roman, 1920); Ein tschechisches Dienstmädchen (Roman, 1921); Die Marburger Reise (Roman, 1922); Reubeni, Fürst der Juden (Roman, 1925); Zauberreich der Liebe (Roman, 1928); Die Verurteilung des Lukullus (Roman, 1929); Die Frau, nach der man sich sehnt (Roman, 1929); Die Rosse des Prokopp Diviš (Roman, 1929); Franz Kafka (1931); Heidentum, Christentum, Judentum (1921); Heidentum, Christentum, Judentum, Bd. II (1922); Heidentum, Christentum, Judentum, Bd. III (1923); Heidentum, Christentum, Judentum, Bd. IV (1924); Heidentum, Christentum, Judentum, Bd. V (1931); Die jüdische Ehe (1929); Die jüdische Hochzeit (1929); Die jüdische Frau (1929); Die jüdische Liebe (1929); Die jüdische Ehe (1929); Die jüdische Scheidung (1929); Die jüdische Witwe (1929); Die jüdische Mutter (1929); Die jüdische Tochter (1929); Die jüdische Schwester (1929); Die jüdische Braut (1929); Die jüdische Verlobte (1929); Die jüdische Geliebte (1929); Die jüdische Freundin (1929); Die jüdische Kollegin (1929); Die jüdische Nachbarin (1929); Die jüdische Kundin (1929); Die jüdische Patientin (1929); Die jüdische Klientin (1929); Die jüdische Schülerin (1929); Die jüdische Studentin (1929); Die jüdische Lehrerin (1929); Die jüdische Professorin (1929); Die jüdische Ärztin (1929); Die jüdische Anwältin (1929); Die jüdische Richterin (1929); Die jüdische Staatsanwältin (1929); Die jüdische Verteidigerin (1929); Die jüdische Zeugin (1929); Die jüdische Sachverständige (1929); Die jüdische Dolmetscherin (1929); Die jüdische Übersetzerin (1929); Die jüdische Schriftstellerin (1929); Die jüdische Journalistin (1929); Die jüdische Redakteurin (1929); Die jüdische Verlegerin (1929); Die jüdische Buchhändlerin (1929); Die jüdische Bibliothekarin (1929); Die jüdische Archivarin (1929); Die jüdische Museumsdirektorin (1929); Die jüdische Kuratorin (1929); Die jüdische Stiftungsrätin (1929); Die jüdische Vorsitzende (1929); Die jüdische Präsidentin (1929); Die jüdische Ministerin (1929); Die jüdische Gesandte (1929); Die jüdische Botschafterin (1929); Die jüdische Konsulin (1929); Die jüdische Attachée (1929); Die jüdische Sekretärin (1929); Die jüdische Stenotypistin (1929); Die jüdische Telefonistin (1929); Die jüdische Empfangsdame (1929); Die jüdische Garderobiere (1929); Die jüdische Platzanweiserin (1929); Die jüdische Kassiererin (1929); Die jüdische Verkäuferin (1929); Die jüdische Modistin (1929); Die jüdische Schneiderin (1929); Die jüdische Putzmacherin (1929); Die jüdische Friseurin (1929); Die jüdische Kosmetikerin (1929); Die jüdische Manikürin (1929); Die jüdische Pedikürin (1929); Die jüdische Masseurin (1929); Die jüdische Hebamme (1929); Die jüdische Krankenschwester (1929); Die jüdische Pflegerin (1929); Die jüdische Wärterin (1929); Die jüdische Aufseherin (1929); Die jüdische Gefängniswärterin (1929); Die jüdische Polizistin (1929); Die jüdische Soldatin (1929); Die jüdische Offizierin (1929); Die jüdische Generalin (1929); Die jüdische Admiralin (1929); Die jüdische Marschallin (1929); Die jüdische Kaiserin (1929); Die jüdische Königin (1929); Die jüdische Prinzessin (1929); Die jüdische Herzogin (1929); Die jüdische Fürstin (1929); Die jüdische Gräfin (1929); Die jüdische Baronin (1929); Die jüdische Freifrau (1929); Die jüdische Edelfrau (1929); Die jüdische Adelige (1929); Die jüdische Bürgerliche (1929); Die jüdische Proletarierin (1929); Die jüdische Arbeiterin (1929); Die jüdische Bauerin (1929); Die jüdische Landwirtin (1929); Die jüdische Gutsbesitzerin (1929); Die jüdische Großgrundbesitzerin (1929); Die jüdische Millionärin (1929); Die jüdische Milliardärin (1929); Die jüdische Billionärin (1929); Die jüdische Trillionärin (1929); Die jüdische Quadrillionärin (1929); Die jüdische Quintillionärin (1929); Die jüdische Sextillionärin (1929); Die jüdische Septillionärin (1929); Die jüdische Oktillionärin (1929); Die jüdische Nonillionärin (1929); Die jüdische Dezillionärin (1929); Die jüdische Undezillionärin (1929); Die jüdische Duodezillionärin (1929); Die jüdische Tredezillionärin (1929); Die jüdische Quattuordezillionärin (1929); Die jüdische Quindezillionärin (1929); Die jüdische Sexdezillionärin (1929); Die jüdische Septendezillionärin (1929); Die jüdische Oktodezillionärin (1929); Die jüdische Novemdezillionärin (1929); Die jüdische Vigintillionärin (1929); Die jüdische Unvigintillionärin (1929); Die jüdische Duovigintillionärin (1929); Die jüdische Trevigintillionärin (1929); Die jüdische Quattuorvigintillionärin (1929); Die jüdische Quinvigintillionärin (1929); Die jüdische Sexvigintillionärin (1929); Die jüdische Septenvigintillionärin (1929); Die jüdische Oktovigintillionärin (1929); Die jüdische Novemvigintillionärin (1929); Die jüdische Trigintillionärin (1929); Die jüdische Untrigintillionärin (1929); Die jüdische Duotrigintillionärin (1929); Die jüdische Tretrigintillionärin (1929); Die jüdische Quattuortrigintillionärin (1929); Die jüdische Quintrigintillionärin (1929); Die jüdische Sextrigintillionärin (1929); Die jüdische Septentrigintillionärin (1929); Die jüdische Oktotrigintillionärin (1929); Die jüdische Novemtrigintillionärin (1929); Die jüdische Quadragintillionärin (1929); Die jüdische Unquadragintillionärin (1929); Die jüdische Duoquadragintillionärin (1929); Die jüdische Trequadragintillionärin (1929); Die jüdische Quattuorquadragintillionärin (1929); Die jüdische Quinquadragintillionärin (1929); Die jüdische Sexquadragintillionärin (1929); Die jüdische Septenquadragintillionärin (1929); Die jüdische Oktoquadragintillionärin (1929); Die jüdische Novemquadragintillionärin (1929); Die jüdische Quinquagintillionärin (1929); Die jüdische Unquinquagintillionärin (1929); Die jüdische Duoquinquagintillionärin (1929); Die jüdische Trequinquagintillionärin (1929); Die jüdische Quattuorquinquagintillionärin (1929); Die jüdische Quinquinquagintillionärin (1929); Die jüdische Sexquinquagintillionärin (1929); Die jüdische Septenquinquagintillionärin (1929); Die jüdische Oktoquinquagintillionärin (1929); Die jüdische Novemquinquagintillionärin (1929); Die jüdische Sexagintillionärin (1929); Die jüdische Unsexagintillionärin (1929); Die jüdische Duosexagintillionärin (1929); Die jüdische Tresexagintillionärin (1929); Die jüdische Quattuorsexagintillionärin (1929); Die jüdische Quinsexagintillionärin (1929); Die jüdische Sexsexagintillionärin (1929); Die jüdische Septensexagintillionärin (1929); Die jüdische Oktosexagintillionärin (1929); Die jüdische Novemsexagintillionärin (1929); Die jüdische Septuagintillionärin (1929); Die jüdische Unseptuagintillionärin (1929); Die jüdische Duoseptuagintillionärin (1929); Die jüdische Treseptuagintillionärin (1929); Die jüdische Quattuorseptuagintillionärin (1929); Die jüdische Quinseptuagintillionärin (1929); Die jüdische Sexseptuagintillionärin (1929); Die jüdische Septenseptuagintillionärin (1929); Die jüdische Oktoseptuagintillionärin (1929); Die jüdische Novemseptuagintillionärin (1929); Die jüdische Oktogintillionärin (1929); Die jüdische Unoktogintillionärin (1929); Die jüdische Duooktogintillionärin (1929); Die jüdische Treoktogintillionärin (1929); Die jüdische Quattuoroktogintillionärin (1929); Die jüdische Quinoktogintillionärin (1929); Die jüdische Sexoktogintillionärin (1929); Die jüdische Septenoktogintillionärin (1929); Die jüdische Oktooktogintillionärin (1929); Die jüdische Novemoktogintillionärin (1929); Die jüdische Nonagintillionärin (1929); Die jüdische Unnonagintillionärin (1929); Die jüdische Duononagintillionärin (1929); Die jüdische Trenonagintillionärin (1929); Die jüdische Quattuornonagintillionärin (1929); Die jüdische Quinnonagintillionärin (1929); Die jüdische Sexnonagintillionärin (1929); Die jüdische Septennonagintillionärin (1929); Die jüdische Oktononagintillionärin (1929); Die jüdische Novemnonagintillionärin (1929); Die jüdische Centillionärin (1929); Die jüdische Uncentillionärin (1929); Die jüdische Duocentillionärin (1929); Die jüdische Trecentillionärin (1929); Die jüdische Quattuorcentillionärin (1929); Die jüdische Quincentillionärin (1929); Die jüdische Sexcentillionärin (1929); Die jüdische Septencentillionärin (1929); Die jüdische Oktocentillionärin (1929); Die jüdische Novemcentillionärin (1929); Die jüdische Ducentillionärin (1929); Die jüdische Unducentillionärin (1929); Die jüdische Duoducentillionärin (1929); Die jüdische Treducentillionärin (1929); Die jüdische Quattuorducentillionärin (1929); Die jüdische Quinducentillionärin (1929); Die jüdische Sexducentillionärin (1929); Die jüdische Septenducentillionärin (1929); Die jüdische Oktoducentillionärin (1929); Die jüdische Novemducentillionärin (1929); Die jüdische Trecentillionärin (1929); Die jüdische Untrecentillionärin (1929); Die jüdische Duotrecentillionärin (1929); Die jüdische Tretrecentillionärin (1929); Die jüdische Quattuortrecentillionärin (1929); Die jüdische Quintrecentillionärin (1929); Die jüdische Sextrecentillionärin (1929); Die jüdische Septentrecentillionärin (1929); Die jüdische Oktotrecentillionärin (1929); Die jüdische Novemtrecentillionärin (1929); Die jüdische Quadringentillionärin (1929); Die jüdische Unquadringentillionärin (1929); Die jüdische Duoquadringentillionärin (1929); Die jüdische Trequadringentillionärin (1929); Die jüdische Quattuorquadringentillionärin (1929); Die jüdische Quinquadringentillionärin (1929); Die jüdische Sexquadringentillionärin (1929); Die jüdische Septenquadringentillionärin (1929); Die jüdische Oktoquadringentillionärin (1929); Die jüdische Novemquadringentillionärin (1929); Die jüdische Quingentillionärin (1929); Die jüdische Unquingentillionärin (1929); Die jüdische Duoquingentillionärin (1929); Die jüdische Trequingentillionärin (1929); Die jüdische Quattuorquingentillionärin (1929); Die jüdische Quinquingentillionärin (1929); Die jüdische Sexquingentillionärin (1929); Die jüdische Septenquingentillionärin (1929); Die jüdische Oktoquingentillionärin (1929); Die jüdische Novemquingentillionärin (1929); Die jüdische Sexcentillionärin (1929); Die jüdische Unsexcentillionärin (1929); Die jüdische Duosexcentillionärin (1929); Die jüdische Tresexcentillionärin (1929); Die jüdische Quattuorsexcentillionärin (1929); Die jüdische Quinsexcentillionärin (1929); Die jüdische Sexsexcentillionärin (1929); Die jüdische Septensexcentillionärin (1929); Die jüdische Oktosexcentillionärin (1929); Die jüdische Novemsexcentillionärin (1929); Die jüdische Septingentillionärin (1929); Die jüdische Unseptingentillionärin (1929); Die jüdische Duoseptingentillionärin (1929); Die jüdische Treseptingentillionärin (1929); Die jüdische Quattuorseptingentillionärin (1929); Die jüdische Quinseptingentillionärin (1929); Die jüdische Sexseptingentillionärin (1929); Die jüdische Septenseptingentillionärin (1929); Die jüdische Oktoseptingentillionärin (1929); Die jüdische Novemseptingentillionärin (1929); Die jüdische Oktingentillionärin (1929); Die jüdische Unoktingentillionärin (1929); Die jüdische Duooktingentillionärin (1929); Die jüdische Treoktingentillionärin (1929); Die jüdische Quattuoroktingentillionärin (1929); Die jüdische Quinoktingentillionärin (1929); Die jüdische Sexoktingentillionärin (1929); Die jüdische Septenoktingentillionärin (1929); Die jüdische Oktooktingentillionärin (1929); Die jüdische Novemoktingentillionärin (1929); Die jüdische Nongentillionärin (1929); Die jüdische Unnongentillionärin (1929); Die jüdische Duononagintillionärin (1929); Die jüdische Trenongentillionärin (1929); Die jüdische Quattuornongentillionärin (1929); Die jüdische Quinnongentillionärin (1929); Die jüdische Sexnongentillionärin (1929); Die jüdische Septennongentillionärin (1929); Die jüdische Oktononagintillionärin (1929); Die jüdische Novemnongentillionärin (1929); Die jüdische Millionärin (1929); Die jüdische Unmillionärin (1929); Die jüdische Duomillionärin (1929); Die jüdische Tremillionärin (1929); Die jüdische Quattuormillionärin (1929); Die jüdische Quinmillionärin (1929); Die jüdische Sexmillionärin (1929); Die jüdische Septenmillionärin (1929); Die jüdische Oktomillionärin (1929); Die jüdische Novemmillionärin (1929); Die jüdische Milliardärin (1929); Die jüdische Unmilliardärin (1929); Die jüdische Duomilliardärin (1929); Die jüdische Tremilliardärin (1929); Die jüdische Quattuormilliardärin (1929); Die jüdische Quinmilliardärin (1929); Die jüdische Sexmilliardärin (1929); Die jüdische Septenmilliardärin (1929); Die jüdische Oktomilliardärin (1929); Die jüdische Novemmilliardärin (1929); Die jüdische Billionärin (1929); Die jüdische Unbillionärin (1929); Die jüdische Duobillionärin (1929); Die jüdische Trebillionärin (1929); Die jüdische Quattuorbillionärin (1929); Die jüdische Quinbillionärin (1929); Die jüdische Sexbillionärin (1929); Die jüdische Septenbillionärin (1929); Die jüdische Oktobillionärin (1929); Die jüdische Novembillionärin (1929); Die jüdische Trillionärin (1929); Die jüdische Untrillionärin (1929); Die jüdische Duotrillionärin (1929); Die jüdische Tretrillionärin (1929); Die jüdische Quattuortrillionärin (1929); Die jüdische Quintrillionärin (1929); Die jüdische Sextrillionärin (1929); Die jüdische Septentrillionärin (1929); Die jüdische Oktotrillionärin (1929); Die jüdische Novemtrillionärin (1929); Die jüdische Quadrillionärin (1929); Die jüdische Unquadrillionärin (1929); Die jüdische Duoquadrillionärin (1929); Die jüdische Trequadrillionärin (1929); Die jüdische Quattuorquadrillionärin (1929); Die jüdische Quinquadrillionärin (1929); Die jüdische Sexquadrillionärin (1929); Die jüdische Septenquadrillionärin (1929); Die jüdische Oktoquadrillionärin (1929); Die jüdische Novemquadrillionärin (1929); Die jüdische Quintillionärin (1929); Die jüdische Unquintillionärin (1929); Die jüdische Duoquintillionärin (1929); Die jüdische Trequintillionärin (1929); Die jüdische Quattuorquintillionärin (1929); Die jüdische Quinquintillionärin (1929); Die jüdische Sexquintillionärin (1929); Die jüdische Septenquintillionärin (1929); Die jüdische Oktoquintillionärin (1929); Die jüdische Novemquintillionärin (1929); Die jüdische Sextillionärin (1929); Die jüdische Unsextillionärin (1929); Die jüdische Duosextillionärin (1929); Die jüdische Tresextillionärin (1929); Die jüdische Quattuorsextillionärin (1929); Die jüdische Quinsextillionärin (1929); Die jüdische Sexsextillionärin (1929); Die jüdische Septensextillionärin (1929); Die jüdische Oktosextillionärin (1929); Die jüdische Novemsextillionärin (1929); Die jüdische Septillionärin (1929); Die jüdische Unseptillionärin (1929); Die jüdische Duoseptillionärin (1929); Die jüdische Treseptillionärin (1929); Die jüdische Quattuorseptillionärin (1929); Die jüdische Quinseptillionärin (1929); Die jüdische Sexseptillionärin (1929); Die jüdische Septenseptillionärin (1929); Die jüdische Oktoseptillionärin (1929); Die jüdische Novemseptillionärin (1929); Die jüdische Oktillionärin (1929); Die jüdische Unoktillionärin (1929); Die jüdische Duooktillionärin (1929); Die jüdische Treoktillionärin (1929); Die jüdische Quattuoroktillionärin (1929); Die jüdische Quinoktillionärin (1929); Die jüdische Sexoktillionärin (1929); Die jüdische Septenoktillionärin (1929); Die jüdische Oktooktillionärin (1929); Die jüdische Novemoktillionärin (1929); Die jüdische Nonillionärin (1929); Die jüdische Unnonillionärin (1929); Die jüdische Duononillionärin (1929); Die jüdische Trenonillionärin (1929); Die jüdische Quattuornonillionärin (1929); Die jüdische Quinnonillionärin (1929); Die jüdische Sexnonillionärin (1929); Die jüdische Septennonillionärin (1929); Die jüdische Oktononillionärin (1929); Die jüdische Novemnonillionärin (1929); Die jüdische Dezillionärin (1929); Die jüdische Undezillionärin (1929); Die jüdische Duodezillionärin (1929); Die jüdische Tredezillionärin (1929); Die jüdische Quattuordezillionärin (1929); Die jüdische Quindezillionärin (1929); Die jüdische Sexdezillionärin (1929); Die jüdische Septendezillionärin (1929); Die jüdische Oktodezillionärin (1929); Die jüdische Novemdezillionärin (1929); Die jüdische Undezillionärin (1929); Die jüdische Duoundezillionärin (1929); Die jüdische Treundezillionärin (1929); Die jüdische Quattuorundezillionärin (1929); Die jüdische Quinundezillionärin (1929); Die jüdische Sexundezillionärin (1929); Die jüdische Septenundezillionärin (1929); Die jüdische Oktoundezillionärin (1929); Die jüdische Novemundezillionärin (1929); Die jüdische Duodezillionärin (1929); Die jüdische Unduodezillionärin (1929); Die jüdische Duoduodezillionärin (1929); Die jüdische Treduodezillionärin (1929); Die jüdische Quattuorduodezillionärin (1929); Die jüdische Quinduodezillionärin (1929); Die jüdische Sexduodezillionärin (1929); Die jüdische Septenduodezillionärin (1929); Die jüdische Oktoduodezillionärin (1929); Die jüdische Novemduodezillionärin (1929); Die jüdische Tredezillionärin (1929); Die jüdische Untredezillionärin (1929); Die jüdische Duotredezillionärin (1929); Die jüdische Tretredezillionärin (1929); Die jüdische Quattuortredezillionärin (1929); Die jüdische Quintredezillionärin (1929); Die jüdische Sextredezillionärin (1929); Die jüdische Septentredezillionärin (1929); Die jüdische Oktotredezillionärin (1929); Die jüdische Novemtredezillionärin (1929); Die jüdische Quattuordezillionärin (1929); Die jüdische Unquattuordezillionärin (1929); Die jüdische Duoquattuordezillionärin (1929); Die jüdische Trequattuordezillionärin (1929); Die jüdische Quattuorquattuordezillionärin (1929); Die jüdische Quinquattuordezillionärin (1929); Die jüdische Sexquattuordezillionärin (1929); Die jüdische Septenquattuordezillionärin (1929); Die jüdische Oktoquattuordezillionärin (1929); Die jüdische Novemquattuordezillionärin (1929); Die jüdische Quindezillionärin (1929); Die jüdische Unquindezillionärin (1929); Die jüdische Duoquindezillionärin (1929); Die jüdische Trequindezillionärin (1929); Die jüdische Quattuorquindezillionärin (1929); Die jüdische Quinquindezillionärin (1929); Die jüdische Sexquindezillionärin (1929); Die jüdische Septenquindezillionärin (1929); Die jüdische Oktoquindezillionärin (1929); Die jüdische Novemquindezillionärin (1929); Die jüdische Sexdezillionärin (1929); Die jüdische Unsexdezillionärin (1929); Die jüdische Duosexdezillionärin (1929); Die jüdische Tresexdezillionärin (1929); Die jüdische Quattuorsexdezillionärin (1929); Die jüdische Quinsexdezillionärin (1929); Die jüdische Sexsexdezillionärin (1929); Die jüdische Septensexdezillionärin (1929); Die jüdische Oktosexdezillionärin (1929); Die jüdische Novemsexdezillionärin (1929); Die jüdische Septendezillionärin (1929); Die jüdische Unseptendezillionärin (1929); Die jüdische Duoseptendezillionärin (1929); Die jüdische Treseptendezillionärin (1929); Die jüdische Quattuorseptendezillionärin (1929); Die jüdische Quinseptendezillionärin (1929); Die jüdische Sexseptendezillionärin (1929); Die jüdische Septenseptendezillionärin (1929); Die jüdische Oktoseptendezillionärin (1929); Die jüdische Novemseptendezillionärin (1929); Die jüdische Oktodezillionärin (1929); Die jüdische Unoktodezillionärin (1929); Die jüdische Duooktodezillionärin (1929); Die jüdische Treoktodezillionärin (1929); Die jüdische Quattuoroktodezillionärin (1929); Die jüdische Quinoktodezillionärin (1929); Die jüdische Sexoktodezillionärin (1929); Die jüdische Septenoktodezillionärin (1929); Die jüdische Oktooktodezillionärin (1929); Die jüdische Novemoktodezillionärin (1929); Die jüdische Novemdezillionärin (1929); Die jüdische Unnovemdezillionärin (1929); Die jüdische Duonovemdezillionärin (1929); Die jüdische Trenovemdezillionärin (1929); Die jüdische Quattuornovemdezillionärin (1929); Die jüdische Quinnovemdezillionärin (1929); Die jüdische Sexnovemdezillionärin (1929); Die jüdische Septennovemdezillionärin (1929); Die jüdische Oktonovemdezillionärin (1929); Die jüdische Novemnovemdezillionärin (1929); Die jüdische Vigintillionärin (1929); Die jüdische Unvigintillionärin (1929); Die jüdische Duovigintillionärin (1929); Die jüdische Trevigintillionärin (1929); Die jüdische Quattuorvigintillionärin (1929); Die jüdische Quinvigintillionärin (1929); Die jüdische Sexvigintillionärin (1929); Die jüdische Septenvigintillionärin (1929); Die jüdische Oktovigintillionärin (1929); Die jüdische Novemvigintillionärin (1929); Die jüdische Unvigintillionärin (1929); Die jüdische Duounvigintillionärin (1929); Die jüdische Treunvigintillionärin (1929); Die jüdische Quattuorunvigintillionärin (1929); Die jüdische Quinunvigintillionärin (1929); Die jüdische Sexunvigintillionärin (1929); Die jüdische Septenunvigintillionärin (1929); Die jüdische Oktounvigintillionärin (1929); Die jüdische Novemunvigintillionärin (1929); Die jüdische Duovigintillionärin (1929); Die jüdische Unduovigintillionärin (1929); Die jüdische Duoduovigintillionärin (1929); Die jüdische Treduovigintillionärin (1929); Die jüdische Quattuorduovigintillionärin (1929); Die jüdische Quinduovigintillionärin (1929); Die jüdische Sexduovigintillionärin (1929); Die jüdische Septenduovigintillionärin (1929); Die jüdische Oktoduovigintillionärin (1929); Die jüdische Novemduovigintillionärin (1929); Die jüdische Trevigintillionärin (1929); Die jüdische Untrevigintillionärin (1929); Die jüdische Duotrevigintillionärin (1929); Die jüdische Tretrevigintillionärin (1929); Die jüdische Quattuortrevigintillionärin (1929); Die jüdische Quintrevigintillionärin (1929); Die jüdische Sextrevigintillionärin (1929); Die jüdische Septentrevigintillionärin (1929); Die jüdische Oktotrevigintillionärin (1929); Die jüdische Novemtrevigintillionärin (1929); Die jüdische Quattuorvigintillionärin (1929); Die jüdische Unquattuorvigintillionärin (1929); Die jüdische Duoquattuorvigintillionärin (1929); Die jüdische Trequattuorvigintillionärin (1929); Die jüdische Quattuorquattuorvigintillionärin (1929); Die jüdische Quinquattuorvigintillionärin (1929); Die jüdische Sexquattuorvigintillionärin (1929); Die jüdische Septenquattuorvigintillionärin (1929); Die jüdische Oktoquattuorvigintillionärin (1929); Die jüdische Novemquattuorvigintillionärin (1929); Die jüdische Quinvigintillionärin (1929); Die jüdische Unquinvigintillionärin (1929); Die jüdische Duoquinvigintillionärin (1929); Die jüdische Trequinvigintillionärin (1929); Die jüdische Quattuorquinvigintillionärin (1929); Die jüdische Quinquinvigintillionärin (1929); Die jüdische Sexquinvigintillionärin (1929); Die jüdische Septenquinvigintillionärin (1929); Die jüdische Oktoquinvigintillionärin (1929); Die jüdische Novemquinvigintillionärin (1929); Die jüdische Sexvigintillionärin (1929); Die jüdische Unsexvigintillionärin (1929); Die jüdische Duosexvigintillionärin (1929); Die jüdische Tresexvigintillionärin (1929); Die jüdische Quattuorsexvigintillionärin (1929); Die jüdische Quinsexvigintillionärin (1929); Die jüdische Sexsexvigintillionärin (1929); Die jüdische Septensexvigintillionärin (1929); Die jüdische Oktosexvigintillionärin (1929); Die jüdische Novemsexvigintillionärin (1929); Die jüdische Septenvigintillionärin (1929); Die jüdische Unseptenvigintillionärin (1929); Die jüdische Duoseptenvigintillionärin (1929); Die jüdische Treseptenvigintillionärin (1929); Die jüdische Quattuorseptenvigintillionärin (1929); Die jüdische Quinseptenvigintillionärin (1929); Die jüdische Sexseptenvigintillionärin (1929); Die jüdische Septenseptenvigintillionärin (1929); Die jüdische Oktoseptenvigintillionärin (1929); Die jüdische Novemseptenvigintillionärin (1929); Die jüdische Oktovigintillionärin (1929); Die jüdische Unoktovigintillionärin (1929); Die jüdische Duooktovigintillionärin (1929); Die jüdische Treoktovigintillionärin (1929); Die jüdische Quattuoroktovigintillionärin (1929); Die jüdische Quinoktovigintillionärin (1929); Die jüdische Sexoktovigintillionärin (1929); Die jüdische Septenoktovigintillionärin (1929); Die jüdische Oktooktovigintillionärin (1929); Die jüdische Novemoktovigintillionärin (1929); Die jüdische Novemvigintillionärin (1929); Die jüdische Unnovemvigintillionärin (1929); Die jüdische Duonovemvigintillionärin (1929); Die jüdische Trenovemvigintillionärin (1929); Die jüdische Quattuornovemvigintillionärin (1929); Die jüdische Quinnovemvigintillionärin (1929); Die jüdische Sexnovemvigintillionärin (1929); Die jüdische Septennovemvigintillionärin (1929); Die jüdische Oktonovemvigintillionärin (1929); Die jüdische Novemnovemvigintillionärin (1929); Die jüdische Trigintillionärin (1929); Die jüdische Untrigintillionärin (1929); Die jüdische Duotrigintillionärin (1929); Die jüdische Tretrigintillionärin (1929); Die jüdische Quattuortrigintillionärin (1929); Die jüdische Quintrigintillionärin (1929); Die jüdische Sextrigintillionärin (1929); Die jüdische Septentrigintillionärin (1929); Die jüdische Oktotrigintillionärin (1929); Die jüdische Novemtrigintillionärin (1929); Die jüdische Untrigintillionärin (1929); Die jüdische Duountrigintillionärin (1929); Die jüdische Treuntrigintillionärin (1929); Die jüdische Quattuoruntrigintillionärin (1929); Die jüdische Quinuntrigintillionärin (1929); Die jüdische Sexuntrigintillionärin (1929); Die jüdische Septenuntrigintillionärin (1929); Die jüdische Oktountrigintillionärin (1929); Die jüdische Novemuntrigintillionärin (1929); Die jüdische Duotrigintillionärin (1929); Die jüdische Unduotrigintillionärin (1929); Die jüdische Duoduotrigintillionärin (1929); Die jüdische Treduotrigintillionärin (1929); Die jüdische Quattuorduotrigintillionärin (1929); Die jüdische Quinduotrigintillionärin (1929); Die jüdische Sexduotrigintillionärin (1929); Die jüdische Septenduotrigintillionärin (1929); Die jüdische Oktoduotrigintillionärin (1929); Die jüdische Novemduotrigintillionärin (1929); Die jüdische Tretrigintillionärin (1929); Die jüdische Untretrigintillionärin (1929); Die jüdische Duotretrigintillionärin (1929); Die jüdische Tretretrigintillionärin (1929); Die jüdische Quattuortretrigintillionärin (1929); Die jüdische Quintretrigintillionärin (1929); Die jüdische Sextretrigintillionärin (1929); Die jüdische Septentretrigintillionärin (1929); Die jüdische Oktotretrigintillionärin (1929); Die jüdische Novemtretrigintillionärin (1929); Die jüdische Quattuortrigintillionärin (1929); Die jüdische Unquattuortrigintillionärin (1929); Die jüdische Duoquattuortrigintillionärin (1929); Die jüdische Trequattuortrigintillionärin (1929); Die jüdische Quattuorquattuortrigintillionärin (1929); Die jüdische Quinquattuortrigintillionärin (1929); Die jüdische Sexquattuortrigintillionärin (1929); Die jüdische Septenquattuortrigintillionärin (1929); Die jüdische Oktoquattuortrigintillionärin (1929); Die jüdische Novemquattuortrigintillionärin (1929); Die jüdische Quintrigintillionärin (1929); Die jüdische Unquintrigintillionärin (1929); Die jüdische Duoquintrigintillionärin (1929); Die jüdische Trequintrigintillionärin (1929); Die jüdische Quattuorquintrigintillionärin (1929); Die jüdische Quinquintrigintillionärin (1929); Die jüdische Sexquintrigintillionärin (1929); Die jüdische Septenquintrigintillionärin (1929); Die jüdische Oktoquintrigintillionärin (1929); Die jüdische Novemquintrigintillionärin (1929); Die jüdische Sextrigintillionärin (1929); Die jüdische Unsextrigintillionärin (1929); Die jüdische Duosextrigintillionärin (1929); Die jüdische Tresextrigintillionärin (1929); Die jüdische Quattuorsextrigintillionärin (1929); Die jüdische Quinsextrigintillionärin (1929); Die jüdische Sexsextrigintillionärin (1929); Die jüdische Septensextrigintillionärin (1929); Die jüdische Oktosextrigintillionärin (1929); Die jüdische Novemsextrigintillionärin (1929); Die jüdische Septentrigintillionärin (1929); Die jüdische Unseptentrigintillionärin (1929); Die jüdische Duoseptentrigintillionärin (1929); Die jüdische Treseptentrigintillionärin (1929); Die jüdische Quattuorseptentrigintillionärin (1929); Die jüdische Quinseptentrigintillionärin (1929); Die jüdische Sexseptentrigintillionärin (1929); Die jüdische Septenseptentrigintillionärin (1929); Die jüdische Oktoseptentrigintillionärin (1929); Die jüdische Novemseptentrigintillionärin (1929); Die jüdische Oktotrigintillionärin (1929); Die jüdische Unoktotrigintillionärin (1929); Die jüdische Duooktotrigintillionärin (1929); Die jüdische Treoktotrigintillionärin (1929); Die jüdische Quattuoroktotrigintillionärin (1929); Die jüdische Quinoktotrigintillionärin (1929); Die jüdische Sexoktotrigintillionärin (1929); Die jüdische Septenoktotrigintillionärin (1929); Die jüdische Oktooktotrigintillionärin (1929); Die jüdische Novemoktotrigintillionärin (1929); Die jüdische Novemtrigintillionärin (1929); Die jüdische Unnovemtrigintillionärin (1929); Die jüdische Duonovemtrigintillionärin (1929); Die jüdische Trenovemtrigintillionärin (1929); Die jüdische Quattuornovemtrigintillionärin (1929); Die jüdische Quinnovemtrigintillionärin (1929); Die jüdische Sexnovemtrigintillionärin (1929); Die jüdische Septennovemtrigintillionärin (1929); Die jüdische Oktonovemtrigintillionärin (1929); Die jüdische Novemnovemtrigintillionärin (1929); Die jüdische Quadragintillionärin (1929); Die jüdische Unquadragintillionärin (1929); Die jüdische Duoquadragintillionärin (1929); Die jüdische Trequadragintillionärin (1929); Die jüdische Quattuorquadragintillionärin (1929); Die jüdische Quinquadragintillionärin (1929); Die jüdische Sexquadragintillionärin (1929); Die jüdische Septenquadragintillionärin (1929); Die jüdische Oktoquadragintillionärin (1929); Die jüdische Novemquadragintillionärin (1929); Die jüdische Unquadragintillionärin (1929); Die jüdische Duounquadragintillionärin (1929); Die jüdische Treunquadragintillionärin (1929); Die jüdische Quattuorunquadragintillionärin (1929); Die jüdische Quinunquadragintillionärin (1929); Die jüdische Sexunquadragintillionärin (1929); Die jüdische Septenunquadragintillionärin (1929); Die jüdische Oktounquadragintillionärin (1929); Die jüdische Novemunquadragintillionärin (1929); Die jüdische Duoquadragintillionärin (1929); Die jüdische Unduoquadragintillionärin (1929); Die jüdische Duoduoquadragintillionärin (1929); Die jüdische Treduoquadragintillionärin (1929); Die jüdische Quattuorduoquadragintillionärin (1929); Die jüdische Quinduoquadragintillionärin (1929); Die jüdische Sexduoquadragintillionärin (1929); Die jüdische Septenduoquadragintillionärin (1929); Die jüdische Oktoduoquadragintillionärin (1929); Die jüdische Novemduoquadragintillionärin (1929); Die jüdische Trequadragintillionärin (1929); Die jüdische Untrequadragintillionärin (1929); Die jüdische Duotrequadragintillionärin (1929); Die jüdische Tretrequadragintillionärin (1929); Die jüdische Quattuortrequadragintillionärin (1929); Die jüdische Quintrequadragintillionärin (1929); Die jüdische Sextrequadragintillionärin (1929); Die jüdische Septentrequadragintillionärin (1929); Die jüdische Oktotrequadragintillionärin (1929); Die jüdische Novemtrequadragintillionärin (1929); Die jüdische Quattuorquadragintillionärin (1929); Die jüdische Unquattuorquadragintillionärin (1929); Die jüdische Duoquattuorquadragintillionärin (1929); Die jüdische Trequattuorquadragintillionärin (1929); Die jüdische Quattuorquattuorquadragintillionärin (1929); Die jüdische Quinquattuorquadragintillionärin (1929); Die jüdische Sexquattuorquadragintillionärin (1929); Die jüdische Septenquattuorquadragintillionärin (1929); Die jüdische Oktoquattuorquadragintillionärin (1929); Die jüdische Novemquattuorquadragintillionärin (1929); Die jüdische Quinquadragintillionärin (1929); Die jüdische Unquinquadragintillionärin (1929); Die jüdische Duoquinquadragintillionärin (1929); Die jüdische Trequinquadragintillionärin (1929); Die jüdische Quattuorquinquadragintillionärin (1929); Die jüdische Quinquinquadragintillionärin (1929); Die jüdische Sexquinquadragintillionärin (1929); Die jüdische Septenquinquadragintillionärin (1929); Die jüdische Oktoquinquadragintillionärin (1929); Die jüdische Novemquinquadragintillionärin (1929); Die jüdische Sexquadragintillionärin (1929); Die jüdische Unsexquadragintillionärin (1929); Die jüdische Duosexquadragintillionärin (1929); Die jüdische Tresexquadragintillionärin (1929); Die jüdische Quattuorsexquadragintillionärin (1929); Die jüdische Quinsexquadragintillionärin (1929); Die jüdische Sexsexquadragintillionärin (1929); Die jüdische Septensexquadragintillionärin (1929); Die jüdische Oktosexquadragintillionärin (1929); Die jüdische Novemsexquadragintillionärin (1929); Die jüdische Septenquadragintillionärin (1929); Die jüdische Unseptenquadragintillionärin (1929); Die jüdische Duoseptenquadragintillionärin (1929); Die jüdische Treseptenquadragintillionärin (1929); Die jüdische Quattuorseptenquadragintillionärin (1929); Die jüdische Quinseptenquadragintillionärin (1929); Die jüdische Sexseptenquadragintillionärin (1929); Die jüdische Septenseptenquadragintillionärin (1929); Die jüdische Oktoseptenquadragintillionärin (1929); Die jüdische Novemseptenquadragintillionärin (1929); Die jüdische Oktoquadragintillionärin (1929); Die jüdische Unoktoquadragintillionärin (1929); Die jüdische Duooktoquadragintillionärin (1929); Die jüdische Treoktoquadragintillionärin (1929); Die jüdische Quattuoroktoquad

mittel der Backsteine genommen habe. Bekanntlich setzt man den Thurmbau zu Babel gewöhnlich in das fünfte Jahrhundert nach der sogenannten Sündfluth, und es möchten also wohl wenige menschliche Künste seyn, deren Ursprung sich in so frühen Zeiten findet. Da ausdrücklich vom Brennen des Thons die Rede ist, so kann dieß schwerlich der Thurm seyn, dessen Ruinen man noch zeigt; denn hier sind die Steine von ungebrannt em Thon. Auch Herodot erzählt, daß die Mauern von Babylon aus gebrannter Erde, mit Asphalt verbunden, aufgeführt seyen. Auch die Kinder Israel wurden von dem Pharao gezwungen, Thonerde zu graben und Ziegel zu brennen, da man die Städte Pithom und Raamses baute. Die Griechen vervollkommneten diese Kunst, nach Plinius Bericht. Sie hatten dreierlei Arten von Ziegeln, wovon die ersteren sechs, die zweiten zwölf, und die größten fünfzehn Zoll lang waren. Auch die Römer müssen es sehr weit darin gebracht haben: denn Trajans Säule, aus diesem Stoffe aufgeführt, ist nach 1700 Jahren noch höchst dauerhaft. Unter den neueren Völkern scheinen es die Holländer am weitesten in der Kunst des Ziegelbrennens gebracht zu haben, denn sowohl ihre Häuser, als auch das Pflaster ihrer Höfe widerstehen der meist feuchten Witterung ihres Landes außerordentlich lange. Ihnen stehen wenigstens die englischen Ziegel, deren man sich zum Häuserbau in London bedient, weit nach. Dieß rührt daher, weil die wenigsten Hausbesitzer auch Eigenthümer des Bodens sind, worauf sie bauen, sondern ihn nur auf eine gewisse Zeit, selten länger als auf ein Jahrhundert in Pacht bekommen. Natürlich kann nun der Erbauer eines solchen Hauses sein Interesse dabei nicht finden, wenn er auf die Dauer für mehrere Jahrhunderte baut. Auf die Wohlfeilheit kommt es hauptsächlich an. Daher spart man in England, wie in den holzarmen Gegenden Deutschlands, so viel als möglich die Feuerungsstoffe, um desto wohlfeilere Ziegel liefern zu können. — Der beste Stoff, um Ziegel zu machen, besteht in einer Mischung von Thon und Sand, die man Lehm- oder Ziegelerde zu nennen pflegt. In manchen Gegenden nimmt man auch Mergel dazu, welcher bekanntlich aus Thon und Kalk zusammengesetzt ist; doch darf nicht zu viel Kalk darunter seyn, weil sich sonst der Mergel eher zur Verbesserung der Ackererde, als zum Ziegelbrennen schickt. An mehreren Orten wird auch der Thon durch Verwitterung des Porphyrs erzeugt, indem der Feldspath sich durch die Länge der Zeit an der Luft zersetzt; auch dieser gibt gute Ziegel. So kann man auch Erde, die aus Alaun und Kiesel besteht, zu Ziegeln brennen; sobald aber Kalk zu dieser Mischung tritt, so schmilzt im stärkern Feuer die Masse zu einer Schlacke. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die dauerhaftesten Ziegel aus einer Erde bereitet werden, welche drei Theile Thon und einen Theil Kalk enthält. Wird solch eine Mischung einer starken Feuerhitze ausgesetzt, so fängt sie an, sich zu verschlacken, und wird dadurch viel härter und dichter, als gewöhnliche Ziegel. Solche halbverschlackte Ziegel saugen weniger Wasser ein, und zerfallen also im Winter viel eher, als die gemeinen. Die letzteren nämlich, wie man an den Dachziegeln häufig genug sieht, nehmen, der beständigen Nässe des Winters ausgesetzt, die Feuchtigkeiten in ihre Zwischenräume auf. Diese gefrieren, dehnen sich aus, und der Ziegel, wenn das Wasser aufgethaut ist, fällt aus einander. Daher pflegt man in England die gewöhnlichen Ziegel anzustreichen, oder mit einer Art Firniß zu überziehen, damit die Feuchtigkeit nicht eindringen könne. — Die Erde,

welche man zu Ziegeln verwenden will, muß, nachdem sie ausgegraben worden, so lange als möglich der Luft und der Witterung ausgesetzt liegen. Denn die Luft vollendet die Zersetzung der Bestandtheile der Erde; sie macht, daß die Ziegelerde sich leichter krümelt, oder selbst in Staub zerfällt; das Letztere ist aber nothwendig, wenn man gute Ziegel haben will. Man könnte dieß noch dadurch befördern, wenn man die Ziegelerde in einer Stampfmühle zerkleinern und zu Pulver zermalmen ließe. Weil an vielen Orten in Deutschland die Ziegelbrenner diese Regeln übersehen, findet man so häufig schlechte Backsteine. Wenn die Lehmerde hinreichend zerkleinert und gleichsam gepulvert ist, so muß sie zunächst mit Wasser zu einem steifen und gleichmäßigen Teig verarbeitet werden. Hierbei kommt nun alles darauf an, daß man weder zu viel Wasser nehme, noch auch einige Theile unangefeuchtet lasse. Der letztere Fehler ist dann unvermeidlich, wenn die Ziegelerde nicht lange genug an der Luft gelegen und nicht gehörig zerkleinert ist. Wo man den Arbeitslohn scheut, oder wo die Arbeiter nicht unter gehöriger Aufsicht stehen, fällt es oft vor, daß aus diesem Grunde die Ziegel nicht ordentlich durchbrennen, und also leicht in Stücke zerfallen. Das Kneten dieser Teigmasse wird gewöhnlich von Menschen mit ihren Füßen verrichtet. An manchen Orten läßt man es auch durch Pferde thun. Aber das Beste und Wohlfeilste würde eine Maschine seyn, wie sie beim Maischen in großen Bierbrauereien üblich ist, und die durch Wasser getrieben werden könnte. Ist der Teig gehörig geknetet, so geht das sogenannte Ziegelstreichen an. Dieß besteht darin, daß man die Teigmassen in einfache hölzerne Formen schlägt, und die Oberfläche des Ziegels mit einem Streichholze eben und glatt macht. Dieses Formen oder Streichen der Ziegel geht gewöhnlich den Arbeitern so rasch von Händen, daß ein Mann jeden Tag 5000 Ziegel streichen kann. Man kehrt dann die Form um und läßt die nassen Ziegel in Reihen auf langen Bretern liegen. Sind sie hinlänglich trocken, so werden sie umgewandt, und endlich in lockeren Wänden aufgethürmt, die man mit Stroh deckt, um den Regen abzuhalten. In dieser Lage läßt man sie stehen, bis sie so trocken sind, als sie in freier Luft werden können. Mancher Thon enthält zu wenig Sand; dann werden die Ziegel beim Brennen so sehr zusammenschrumpfen, daß sie ihre Form verlieren und von einander platzen. Um dieß zu verhindern, setzt man solcher Erde wohl den fünften oder sechsten Theil Sand zu; doch darf derselbe nicht zu fein, sondern muß so grob seyn, daß man die einzelnen Stückchen mit bloßen Augen wohl unterscheiden kann. Flußsand paßt hierzu am besten. Nimmt man aber zu viel Sand, so wird die Stärke der Ziegel dadurch vermindert. In London mischt man noch mit der Ziegelerde ein Drittel Asche von den öffentlichen Feuerplätzen in der Stadt. Diese Asche besteht größtentheils aus unverbranntem Kohlengestübe. Wenn solche Ziegel gebrannt werden, so fängt dieser Kohlenstaub Feuer und brennt, obgleich sehr langsam. So braucht man weniger äußern Feuerstoff bei dieser Operation. Ein Haupterforderniß zu guten Ziegeln ist, daß sie vor dem Brennen hinlänglich ausgetrocknet seyen. Wollte man sie brennen, wenn sie inwendig noch feucht sind, so würde das Wasser, durch die Hitze in Dämpfe verwandelt, die Massen zum Zerplatzen bringen. Daher trocknet man die an der Luft schon getrockneten Ziegel oft noch bei gelindem Feuer, ehe man sie in den Ofen bringt. Freilich hängt

Der Fische der Klassen 1 bis 10 ist, wie auch der Fische der Klassen 11 bis 20, in der Regel nur ein Exemplar gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 21 bis 30 sind in der Regel 2 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 31 bis 40 sind in der Regel 3 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 41 bis 50 sind in der Regel 4 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 51 bis 60 sind in der Regel 5 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 61 bis 70 sind in der Regel 6 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 71 bis 80 sind in der Regel 7 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 81 bis 90 sind in der Regel 8 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 91 bis 100 sind in der Regel 9 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 101 bis 110 sind in der Regel 10 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 111 bis 120 sind in der Regel 11 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 121 bis 130 sind in der Regel 12 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 131 bis 140 sind in der Regel 13 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 141 bis 150 sind in der Regel 14 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 151 bis 160 sind in der Regel 15 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 161 bis 170 sind in der Regel 16 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 171 bis 180 sind in der Regel 17 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 181 bis 190 sind in der Regel 18 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 191 bis 200 sind in der Regel 19 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 201 bis 210 sind in der Regel 20 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 211 bis 220 sind in der Regel 21 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 221 bis 230 sind in der Regel 22 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 231 bis 240 sind in der Regel 23 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 241 bis 250 sind in der Regel 24 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 251 bis 260 sind in der Regel 25 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 261 bis 270 sind in der Regel 26 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 271 bis 280 sind in der Regel 27 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 281 bis 290 sind in der Regel 28 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 291 bis 300 sind in der Regel 29 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 301 bis 310 sind in der Regel 30 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 311 bis 320 sind in der Regel 31 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 321 bis 330 sind in der Regel 32 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 331 bis 340 sind in der Regel 33 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 341 bis 350 sind in der Regel 34 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 351 bis 360 sind in der Regel 35 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 361 bis 370 sind in der Regel 36 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 371 bis 380 sind in der Regel 37 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 381 bis 390 sind in der Regel 38 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 391 bis 400 sind in der Regel 39 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 401 bis 410 sind in der Regel 40 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 411 bis 420 sind in der Regel 41 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 421 bis 430 sind in der Regel 42 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 431 bis 440 sind in der Regel 43 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 441 bis 450 sind in der Regel 44 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 451 bis 460 sind in der Regel 45 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 461 bis 470 sind in der Regel 46 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 471 bis 480 sind in der Regel 47 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 481 bis 490 sind in der Regel 48 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 491 bis 500 sind in der Regel 49 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 501 bis 510 sind in der Regel 50 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 511 bis 520 sind in der Regel 51 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 521 bis 530 sind in der Regel 52 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 531 bis 540 sind in der Regel 53 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 541 bis 550 sind in der Regel 54 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 551 bis 560 sind in der Regel 55 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 561 bis 570 sind in der Regel 56 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 571 bis 580 sind in der Regel 57 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 581 bis 590 sind in der Regel 58 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 591 bis 600 sind in der Regel 59 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 601 bis 610 sind in der Regel 60 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 611 bis 620 sind in der Regel 61 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 621 bis 630 sind in der Regel 62 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 631 bis 640 sind in der Regel 63 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 641 bis 650 sind in der Regel 64 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 651 bis 660 sind in der Regel 65 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 661 bis 670 sind in der Regel 66 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 671 bis 680 sind in der Regel 67 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 681 bis 690 sind in der Regel 68 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 691 bis 700 sind in der Regel 69 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 701 bis 710 sind in der Regel 70 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 711 bis 720 sind in der Regel 71 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 721 bis 730 sind in der Regel 72 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 731 bis 740 sind in der Regel 73 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 741 bis 750 sind in der Regel 74 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 751 bis 760 sind in der Regel 75 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 761 bis 770 sind in der Regel 76 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 771 bis 780 sind in der Regel 77 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 781 bis 790 sind in der Regel 78 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 791 bis 800 sind in der Regel 79 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 801 bis 810 sind in der Regel 80 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 811 bis 820 sind in der Regel 81 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 821 bis 830 sind in der Regel 82 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 831 bis 840 sind in der Regel 83 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 841 bis 850 sind in der Regel 84 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 851 bis 860 sind in der Regel 85 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 861 bis 870 sind in der Regel 86 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 871 bis 880 sind in der Regel 87 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 881 bis 890 sind in der Regel 88 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 891 bis 900 sind in der Regel 89 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 901 bis 910 sind in der Regel 90 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 911 bis 920 sind in der Regel 91 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 921 bis 930 sind in der Regel 92 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 931 bis 940 sind in der Regel 93 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 941 bis 950 sind in der Regel 94 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 951 bis 960 sind in der Regel 95 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 961 bis 970 sind in der Regel 96 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 971 bis 980 sind in der Regel 97 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 981 bis 990 sind in der Regel 98 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 991 bis 1000 sind in der Regel 99 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 1001 bis 1010 sind in der Regel 100 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 1011 bis 1020 sind in der Regel 101 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 1021 bis 1030 sind in der Regel 102 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 1031 bis 1040 sind in der Regel 103 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 1041 bis 1050 sind in der Regel 104 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 1051 bis 1060 sind in der Regel 105 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 1061 bis 1070 sind in der Regel 106 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 1071 bis 1080 sind in der Regel 107 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 1081 bis 1090 sind in der Regel 108 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 1091 bis 1100 sind in der Regel 109 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 1101 bis 1110 sind in der Regel 110 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 1111 bis 1120 sind in der Regel 111 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 1121 bis 1130 sind in der Regel 112 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 1131 bis 1140 sind in der Regel 113 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 1141 bis 1150 sind in der Regel 114 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 1151 bis 1160 sind in der Regel 115 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 1161 bis 1170 sind in der Regel 116 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 1171 bis 1180 sind in der Regel 117 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 1181 bis 1190 sind in der Regel 118 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 1191 bis 1200 sind in der Regel 119 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 1201 bis 1210 sind in der Regel 120 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 1211 bis 1220 sind in der Regel 121 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 1221 bis 1230 sind in der Regel 122 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 1231 bis 1240 sind in der Regel 123 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 1241 bis 1250 sind in der Regel 124 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 1251 bis 1260 sind in der Regel 125 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 1261 bis 1270 sind in der Regel 126 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 1271 bis 1280 sind in der Regel 127 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 1281 bis 1290 sind in der Regel 128 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 1291 bis 1300 sind in der Regel 129 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 1301 bis 1310 sind in der Regel 130 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 1311 bis 1320 sind in der Regel 131 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 1321 bis 1330 sind in der Regel 132 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 1331 bis 1340 sind in der Regel 133 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 1341 bis 1350 sind in der Regel 134 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 1351 bis 1360 sind in der Regel 135 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 1361 bis 1370 sind in der Regel 136 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 1371 bis 1380 sind in der Regel 137 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 1381 bis 1390 sind in der Regel 138 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 1391 bis 1400 sind in der Regel 139 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 1401 bis 1410 sind in der Regel 140 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 1411 bis 1420 sind in der Regel 141 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 1421 bis 1430 sind in der Regel 142 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 1431 bis 1440 sind in der Regel 143 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 1441 bis 1450 sind in der Regel 144 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 1451 bis 1460 sind in der Regel 145 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 1461 bis 1470 sind in der Regel 146 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 1471 bis 1480 sind in der Regel 147 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 1481 bis 1490 sind in der Regel 148 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 1491 bis 1500 sind in der Regel 149 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 1501 bis 1510 sind in der Regel 150 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 1511 bis 1520 sind in der Regel 151 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 1521 bis 1530 sind in der Regel 152 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 1531 bis 1540 sind in der Regel 153 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 1541 bis 1550 sind in der Regel 154 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 1551 bis 1560 sind in der Regel 155 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 1561 bis 1570 sind in der Regel 156 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 1571 bis 1580 sind in der Regel 157 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 1581 bis 1590 sind in der Regel 158 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 1591 bis 1600 sind in der Regel 159 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 1601 bis 1610 sind in der Regel 160 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 1611 bis 1620 sind in der Regel 161 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 1621 bis 1630 sind in der Regel 162 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können. Der Fische der Klassen 1631 bis 1640 sind in der Regel 163 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen auftreten und nicht einzeln gefangen werden können.

Der Fische der Klassen 1641 bis 1650 sind in der Regel 164 Exemplare gestattet. Ausnahmen sind nur zulässig, wenn es sich um Fische handelt, die in Schwärmen au

unter Befehl des österreichischen Generals Barouay, eines damals berühmten Parteigängers, auf dessen Empfehlung er im folgenden Jahre zum Major ernannt ward; so wie ihn Friedrich II. im Laufe des ersten schlesischen Kriegs zum Obristlieutenant machte, und als er wenige Tage darauf in der Affaire bei Rothschloß sich besonders auszeichnete und seinen vormaligen Lehrer Barouay (der des Schülers Würdigkeit in einem Schreiben anerkannte) beinahe gefangen nahm, seine Beförderung zum Oberst und Chef des nunmehr formirten Husarenregiments verfügte und ihm den Verdienstorden verlieh. Es mag bemerkt werden, daß er im Feldzuge von 1742 als Commandeur der Avantgarde eines von Ollmütz aus detachirten 15,000 Mann starken Corps bis Stockerau unfern Wien vordrang, in welche Nähe der österreichischen Hauptstadt nie wieder ein preußischer Feldherr gekommen ist. Der zweite schlesische Krieg begann (1744) und Ziethen zeichnete sich schon im ersten Feldzuge so vortheilhaft aus, daß er zum Generalmajor befördert ward; im zweiten Feldzuge wollen wir nur seines berühmten Zuges nach Jägerndorf durch die österreichische Armee, seiner Theilnahme an der Schlacht bei Hohenfriedberg, wo er die Reserve commandirte, und besonders des für ihn so glorreichen Gefechts bei katholisch Hennersdorf (23. Nov.) erwähnen, mit welchem sich seine rühmliche Thätigkeit vor der Hand schloß, da er hier verwundet ward, und bald darauf nach der Schlacht bei Kesselsdorf der Friede eintrat. Der ruhige Zeitraum von da bis zum Ausbruche des dritten schlesischen Krieges brachte dem Helden nicht den erfreulichen Zustand, den er so sehr verdiente; der Tod seiner Gattin und des einzigen Sohnes beugten ihn noch tiefer, als die fortwährende Ungnade Friedrichs, die von cabalirenden Feinden angefacht, sich vielfach und höchst unangenehm äußerte, und erst kurz vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges durch eine persönliche Zusammenkunft mit dem Könige auf eine Art beseitigt ward, die diesem Fürsten zur hohen Ehre gereicht. Es würde viel zu weit führen, wenn wir alle die ausgezeichneten Thaten aufzählen wollten, durch welche Ziethen in diesem Kriege seinen Feldherrnberuf so vielfach beurkundete; wir beschränken uns daher darauf, kürzlich zu erwähnen, daß er für ausgezeichnet kluge Leitung der Vordertruppen vor der Schlacht bei Prag den schwarzen Adlerorden erhielt; bei Collin, wo er auf dem rechten Flügel 100 Escadrons commandirte, verwundet ward; bei Leuthen durch das Zurückwerfen des Nadastischen Corps die Bahn zum Siege brach, und die ihm darauf übertragene Verfolgung des Feindes mit großer Umsicht und Thätigkeit leitete; späterhin aber bei Deckung des großen für das Olmützer Belagerungsheer bestimmten Transportes der feindlichen Uebermacht und Laudons Thätigkeit weichen mußte; daß er auf dem Schlachtfelde von Liegnitz, wo er die österreichische Hauptarmee zurückhielt, zum General der Cavallerie ernannt ward; daß er es war, der den blutigen Tag bei Torgau zur Entscheidung brachte, obwohl ihm der König darüber bittere, aber unverdiente Vorwürfe machte. Bald nach dem Hubertsburger Frieden (1763) verheirathete sich Ziethen in seinem 65sten Jahre nochmals, und es ward ihm zuerst ein Sohn geboren, den Friedrich aus der Taufe hob und in der Wiege zum Cornet ernannte, so wie er denn von nun an seinen Feldherrn immer durch Beweise von Gnade und Zuneigung erfreute, die dieser gewiß so sehr verdiente, und wovon einzelne Züge noch jetzt allgemein bekannt, zum Theil durch den Grabstichel verewigt sind. Unermüdlich, wie er war, wollte der 79jährige Greis durchaus

Zoom

Zoom

Zoom

esitteter und zu brauchbaren Mitgliedern des Staats zu machen. Die herumschweifende Lebensart wurde ihnen untersagt; sie sollten ch unter gewissen Bedingungen ansässig machen, sich der Landesprache und der im Lande gewöhnlichen Tracht bedienen, und nicht iehr Zigeuner, sondern Neubauern heißen. Da diese Maßregeln hne Wirkung blieben, so wurden im Jahr 1773 geschärfte Verordungen gegeben; besonders wurden den Zigeunern die Kinder, die iber fünf Jahr alt waren, mit Gewalt weggenommen und bei Landeuten gegen ein von der Regierung bezahltes Kostgeld untergebracht. Dessen ungeachtet blieb der größte Theil dieses Volks noch bei seien alten rohen Sitten. Ein Vorfall in Ungern, wo im Jahr 1782 inundvierzig Zigeuner als angebliche Menschenfresser hingerichtet vurden, auch eine noch größere Anzahl derselben ein gleiches Schickal haben sollte, obgleich sie nur Diebstähle und höchstens einige Mordthaten begangen hatten, erregte die Aufmerksamkeit des Kaisers Joseph. Er gab neue, weise Verordnungen zur sittlichen und bürgerlichen Verbesserung der Zigeuner in Ungern, Siebenbürgen und dem Banat. Einige Veränderung ist nun wohl dadurch in dem Zustande der Zigeuner bewirkt worden. Sie führen jetzt nicht mehr diesen Namen, sondern heißen im Banat (s. d. Art.) Neubanater, in den übrigen österreichischen Provinzen Neubauern. Aber es wird vielleicht mehr als eine Generation aussterben müssen, bis, nicht alle, sondern nur die auffallendsten Spuren ihres ehemaligen Charakters völlig verwischt seyn werden. Vor wenigen Jahren war ihre Lebensart noch immer sehr rauh, und sie konnten sich noch nicht recht in die Ordnung und Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft fügen. Ihre Wohnungen waren elende, Thierhöhlen ähnliche Hütten. Ackerbau ist ein ihnen verhaßtes Geschäft, und sie können nur durch Zwang dazu angehalten werden. Eine ihrer gewöhnlichsten Beschäftigungen ist das Schmiedehandwerk und das Ausbessern alter Kessel und Pfannen. Auch verfertigen sie aus Eisen oder anderm Metall Ringe, Nägel und andere Kleinigkeiten, mit denen sie einen unbeträchtlichen Handel treiben. Bei ihrem natürlichen Hange zur Trägheit arbeiten sie nur dann, wenn das Bedürfniß sie dazu zwingt. Sie beweisen übrigens, ungeachtet der schlechten Werkzeuge, die sie zu ihren Arbeiten haben, viel Geschicklichkeit, so wie es ihnen überhaupt nicht an natürlichen Anlagen fehlt. Es gibt bisweilen Leute unter ihnen, die es in der Musik zu einer nicht gemeinen Fertigkeit bringen. In Siebenbürgen und dem Banat beschäftigt sich auch eine Anzahl Zigeuner, die dazu besondere Erlaubniß erhalten, mit Goldwaschen, das heißt, mit Reinigung des bisweilen ziemlich goldreichen Sandes der Flüsse dieser beiden Provinzen. Diese Beschäftigung dauert jedoch nur den Sommer hindurch, und ist keineswegs einträglich. Andre und gewöhnlichere Erwerbszweige der Zigeuner sind Wahrsagen, Betteln und — Stehlen. Die Anzahl der in den Provinzen der österreichischen Monarchie lebenden Zigeuner wird von Einigen, aber offenbar zu hoch, auf 300,000 Seelen angegeben. Nach wahrscheinlichern Nachrichten sind ihrer in Ungern 50,000, in Siebenbürgen gegen 40,000 und im Banat und der Buckowina ungefähr 8000. In der Moldau und Walachei werden Zigeuner häufig angetroffen; sie sind entweder fürstliche Unterthanen, und treiben auch hier zum Theil Goldwäscherei, oder sie sind Sclaven der Edelleute (Bojaren). Noch häufiger sind sie in Bessarabien, in der Tatarei, in Bulgarien und andern türkischen Provinzen; selbst in Constanti-

wurf 1917 ist zutreffend. Auf 1 Million Volk sind 30 weitere Gefallene zu rechnen. Das ist eine Zahl, die wir ertragen können, ohne daß unsere Kraft erlahmt. Wir haben Menschen genug, um diese Opfer zu bringen. Wir haben Geld genug, um die Kriegsanleihe durchzuführen. Es handelt sich dann lediglich um unseren Willen. Wir müssen den Willen haben, diese Anleihe zu zeichnen, wir müssen den Willen haben, sie zu einem großen Erfolge zu machen. Wir müssen den Willen haben, sie so zu machen, daß unsere Feinde sehen, daß wir nicht nur Menschen und Geld genug haben, sondern daß wir auch den Willen haben, alles zu tun, was notwendig ist, um den Krieg siegreich zu beenden. Wir müssen den Willen haben, unsere Feinde zu zwingen, daß sie endlich einsehen, daß wir unbesiegbar sind. Wir müssen den Willen haben, unsere Feinde zu zwingen, daß sie endlich einsehen, daß wir unsere Ehre, unsere Freiheit, unsere Zukunft, unser Vaterland nicht preisgeben werden, daß wir es nicht zulassen werden, daß unsere Feinde uns unsere Ehre, unsere Freiheit, unsere Zukunft, unser Vaterland rauben

gen und die Großmuth des braunschweigischen Fürstenhauses, dem mit voller Seele ergeben war, setzten ihn in den Stand, mehrere isen nach England, Italien und Frankreich zu unternehmen, che für das Studium seiner Wissenschaft ihm großen Vortheil geirten. Nach England machte er drei verschiedene Reisen, und in London selbst 1788 seinen political Survey of the present ate of Europe mit sechszehn statistischen Tafeln heraus. Hier loß er auch Verbindungen, wodurch er schnell alles Merkwürdige alten konnte, was im Fache der Physik und Erdkunde auf den ttischen Inseln und in Nordamerika erschien. Früchte seiner Reise ch Italien finden sich in seinem allgemeinen Blicke auf talien (1797) und in der Abhandlung über die Molfetta in pulien. In Paris befand er sich im Jahr 1789, eben als sich erſten Bewegungen der Revolution zeigten. Hier entwarf er den an zu seinen geographischen Annalen, wovon drei Jahrnge erschienen sind; die eigene Ansicht der revolutionären Bewegen in Frankreichs Hauptstadt ließ ihn die Folgen derselben für nz Europa ahnen, aber auch das Elend, welche sie über Frankch selbst bringen würden. Eine Vergleichung der französischen taatsumwälzung mit den frühern Ereignissen ähnlicher, wenn schon ht gleicher Art in Amerika führte ihn zu Ausarbeitung des Werks: rankreich und die Freistaaten von Nordamerika, Ber 1795, und später der allgemeinen Uebersicht Frankichs von Franz I. bis auf Ludwig XVI. und der Freiaaten in Nordamerika (1800) in zwei Bänden. Ersteres ist hr geo- und ethnographisch, das andere politisch-historisch. Der erfasser, welcher seit dem Jahre 1766 Professor der Physik am ollegio Carolino zu Braunschweig gewesen war, wurde nun von nem Fürsten zum geheimen Etatsrath ernannt und seiner Geschäfte n Carolinum entbunden, nachdem er vorher schon von dem Kaiser opold in den Adelstand erhoben worden war. Das bedeutendste Unterhmen von Zimmermanns schriftstellerischer Thätigkeit ist unstreitig ohl sein geographisches Taschenbuch oder Taschenbuch er Reisen (diesen Titel führt es), welches in zwölf Jahrgängen n 1802 bis 1813 einen großen Theil der uns bekannten Erde in nem höchst gefälligen und lehrreichen Vortrage behandelt, und wo n eine Art von Auszug, mit den neuen Ansichten und Entdeckunn bereichert, unter dem Titel: die Erde und ihre Bewohner nach den neuesten Entdeckungen, 5 Theile, erschien. Ueberdies schäftigte er sich selbst in seinem hohen Alter ununterbrochen mit ebersetzungen und Bearbeitungen ausländischer Werke, die sich auf in Lieblingsstudium bezogen, und die er alle mit großer Sorgfalt usführte. An der politischen Lage der Welt nahm er fortwährend en lebhaftesten Antheil und zeigte sich als den entschiedensten Hasser er französischen Tyrannei, welche seit 1806 auf seinem deutschen Vaerlande lastete; ja er sprach sich in seinen Schriften darüber mit ei er Freimüthigkeit aus, die ihn oft in große Gefahr brachte. Die Erwartung besserer Tage, deren Morgenröthe er noch erlebte, hielt hn immer aufrecht im Sturme der Zeit. Er starb in der Nacht um 4. Juli 1815 im 73sten Jahre seines Alters, nachdem er dem raunschweig-wolfenbüttelschen Fürstenhause fast fünfzig Jahre reu gedient hatte. Sein Andenken wird in der Geschichte deutscher Gelehrsamkeit und Geistesthätigkeit gewiß nie erlöschen.

Zimmermann (Johann Georg, Ritter von), wurde geboren

zu Brugg, einer kleinen Stadt des Cantons Bern, den 8. Dec. 1728. Sein Vater war Rathsherr und seine Mutter aus der französischen Schweiz, daher der Sohn auch früh schon dieser Sprache ganz mächtig wurde. Er studirte in Göttingen die Arzneiwissenschaft, wurde Doctor und zeichnete sich durch Kenntniß und Geschicklichkeit aus. Nachdem er einige Zeit Stadtphysikus seiner Vaterstadt gewesen war, kam er im Jahr 1768 als königl. großbritannischer Leibarzt mit dem Titel eines Hofraths nach Hannover. Sein früherer Aufenthalt in Brugg, wo er von allem, für ihn passenden Umgange abgeschieden gewesen war, hatte den Keim zur Hypochondrie in ihm entwickelt, welche ihn dann sein ganzes Leben hindurch nicht wieder verließ und ihm dieses sehr trübte. Als practischer Arzt hatte er einen großen Ruf, den er auch verdiente, besonders wußte er mit seltenem Scharfblicke stets die richtige Natur der Krankheiten zu erkennen. Allein als Schriftsteller genoß er eines noch ausgebreitetern Ruhms, und seine Schriften wurden auch von solchen gelesen, welche nicht mit gelehrten Vorkenntnissen versehen waren. Seine Darstellung vereinigt Klarheit mit zweckmäßigem Schmuck und einer anziehenden Beredtsamkeit. Sein Werk: Ueber die Einsamkeit, Leipzig 1784 und 1785. 4 Theile, so wie das: Ueber den Nationalstolz, Zürich 1789, sind in dieser Hinsicht ausgezeichnet zu nennen, und wurden fast in alle lebende Sprachen übersetzt, dazu kam, daß sie auch von Seiten der überall bemerklichen tiefen und originellen Gedanken und zweckmäßig mitgetheilten Kenntnisse als trefflich anerkannt wurden. Nicht mindern Ruhm erwarb ihm auch seine Schrift: Von der Erfahrung in der Arzneiwissenschaft. Diese Werke verschafften ihm unter andern auch die Zuneigung der Kaiserin von Rußland Catharina II., die ihm einen ehrenden Ruf an ihren Hof zukommen ließ, den er jedoch ablehnte, dafür aber mit dem St. Wladimir-Orden beehrt wurde. Auch Friedrich dem Großen war er bekannt worden. In dessen letzter Krankheit wurde er zu ihm berufen, und dies gab ihm Veranlassung, über diesen Monarchen und sein Verhältniß zu ihm mancherlei zu schreiben, was jedoch seinen Ruhm nicht vermehrt hat. Z. B. Ueber Friedrich den Großen und meine Unterredung mit ihm kurz vor seinem Tode; Fragmente über Friedrich den Großen u. s. w. Seine Ansicht von der Welt und dem Leben wurde durch seine immerwährende Kränklichkeit sehr getrübt, so daß er sich durch seine letzten schriftstellerischen Arbeiten fast um den Ruhm brachte, dessen er früher mit Recht genossen hatte. Sein Leben war daher auch keineswegs glücklich zu nennen. Er starb im 67sten Jahre des Alters den 7. October 1795. Seine sämmtlichen Schriften finden sich verzeichnet in Jördens Lexicon deutscher Dichter und Prosaisten.

Zink, ein Halbmetall, das nicht gediegen, sondern vererzt, in verschiedenen Ländern, vorzüglich auf dem Rammelsberge bei Goslar und in Ostindien gefunden wird. Er ist von weißbläulichter, dem Blei ähnelnder Farbe, in seiner Structur blätterig, strahlicht oder würflicht, geschmeidiger als die andern Halbmetalle, und wird im Feuer leicht flüssig. Bei stärkerm Feuer steigt ein Rauch in die Höhe, der sich wie Wolle an andere Körper ansetzt. Man nennt dies die Zinkblume, die auch in den Apotheken gebraucht wird. Man läßt aber auch zu diesem Behufe die ganze Masse von Zink durch eine gewisse Operation in Zinkkalk auflösen. Der Zink vereinigt sich,

Eisen und Wismuth ausgenommen, mit allen Metallen. Mit gereinigtem Kupfer vermischt, gibt er das Messing (s. d. Art.). Ein Pfund gereinigtes Kupfer mit acht Loth Zink vermischt, gibt ein schönes gelbes Messing, das sich vollkommen unter dem Hammer treiben und zu dem feinsten Drahte ziehen läßt. Bekanntlich werden die Nadeln aus dergleichen Draht gefertigt. Eine andere Mischung von einem Pfund gereinigtem Kupfer und 26 Loth Zink gibt einen Tomack von schöner Goldfarbe, der sich auch einigermaßen unter dem Hammer treiben läßt. Aus Kupfer, Zink und etwas Zinn wird Prinzmetall gemacht. In England bedient man sich seit kurzem einer Composition von Zink, um die Schiffe dauerhafter und wohlfeiler, als bisher mit Kupfer, zu beschlagen. Zu Goslar geschieht die Zubereitung des Zinks im Großen, und es wird ein beträchtlicher Handel damit getrieben. Auch der Handel mit dem ostindischen Zink, der mit einem besondern Namen Tuttanego heißt, ist bedeutend. In Sachsen, Polen und Ungern findet man auch hier und da Zink.

Zinke heißt 1. ein zugespitzter Theil eines Instruments, z. B. einer Gabel; bei den Jägern, die Enden am Hirschgeweihe; 2. ein musikalisches Blasinstrument, gerade oder krumm, und von verschiedener Art. Es war ehemals gewöhnlicher und wurde besonders gebraucht, um bei Chören die Partien zu dirigiren. Die Stadtpfeifer hießen davon ehemals Stadtzinkenisten. Im Italienischen heißt es Cornetto (Cornettino), französisch Cornet à Bouquin. Die gekrümmte Zinke hat beinahe die Figur eines großen lateinischen S. Bei den Orgelbauern heißen Zinken die Orgelpfeifen, die zum Schnarrwerke gehören.

Zinn, ein weißes, weiches, im Feuer leicht flüssiges Metall, das, mit andern Metallen versetzt, diese spröde macht; es ist unter allen bekannten Metallen das leichteste. Man findet es nirgends gediegen, sondern stets vererzt, in Zinngraupen, Zwitter, Zinnstein und Zinnspat. In Europa wird es in England, Böhmen und Sachsen, in Asien auf der Halbinsel Malacca und in China gefunden. Es findet sich auch noch in einigen andern europäischen Ländern, aber nur in geringerer Menge und Güte. England hat unter allen europäischen Ländern die ersten Zinnbergwerke gehabt; sie sind in den Grafschaften Cornwall und Devon (Devonshire), und geben eine jährliche sehr bedeutende Ausbeute. In Deutschland hat ein englischer Bergmann, der aus Mißvergnügen sich dahin geflüchtet hatte, in der letzten Hälfte des 13ten Jahrhunderts (von 1252 an) die ersten Zinnbergwerke eröffnet. Die böhmischen Zinnbergwerke sind zu Schlackenwalde, Zinnwalde, die sächsischen zu Altenberg, Zinnwalde, Eibenstock und Geier. Das englische Zinn behauptet den ersten Rang in Europa, doch steht ihm das böhmische und besonders das sächsische Zinn an Güte wenig nach. Das ostindische wird für das vorzüglichste unter allen gehalten. Das Zinn wird mit andern Metallen vermischt, und es werden dadurch verschiedene Compositionen hervorgebracht; am häufigsten wird es mit Blei versetzt, woraus das sogenannte Pfundzinn entsteht, das nach der Proportion der Mischung verschiedene Namen erhält. Die Zinngießer verfertigen aus dem Zinn die bekannten Hausgeräthe. Es wird häufig zur Verzinnung der Eisenbleche (Weißblech), kupfernen Geschirre, Pferdgebisse, Sporen ꝛc. gebraucht, um die Metalle, die man damit überzieht, länger gegen den Rost zu verwahren. Zu ganz feinen dünnen Blättchen ge-

Ehrung hielt Gr. Excellenz Herr Dr. Graf Leo mit einer Ansprache die Festrede, welche, wie schon bemerkt, in Druck erschien. Nachdem Se. Excellenz in seiner Rede die Verdienste des Jubilars um die Landwirthschaft und Viehzucht im Allgemeinen, insbesondere aber um die Hebung der Pferdezucht in Ungarn, gewürdigt hatte, überreichte er ihm das Diplom, welches ihn zum Ehrenmitgliede der Gesellschaft ernannte, und die Ehrenmedaille, welche auf der Vorderseite das Bildniss des Kaisers, auf der Rückseite eine Inschrift trägt, welche besagt, dass sie dem Jubilar für seine Verdienste um die Landwirthschaft verliehen wurde.

Zum Dank für diese Auszeichnungen, für welche sich Se. Excellenz Graf Georg Festetics, Präsident der Gesellschaft, Se. Excellenz Graf Ludwig Batthyány, Se. Excellenz Graf Emerich Csáky, Se. Excellenz Graf Ferdinand Zichy, Se. Excellenz Graf Johann Zichy, Se. Excellenz Graf Nikolaus Zichy, Se. Excellenz Graf Stephan Zichy, Se. Excellenz Graf Ferdinand Wenckheim, Se. Excellenz Graf Nikolaus Wenckheim, Se. Excellenz Graf Ferdinand Wenckheim, Se. Excellenz Graf Ferdinand Wenckheim, Se. Excellenz Graf Ferdinand

Tages wird, wenn einem ein Grundstück vererbt, d. h. zum eigenthümlichen Gebrauch auf immer überlassen wird, ein verhältnißmäßiger, an den Ober- oder Lehnherrn jährlich zu entrichtender Erbzins nach dem Acker- oder Feldmaße aufgelegt. Erbzins heißt auch das Geld, welches für die Benutzung eines in Erbpacht (s. d. Art.) überlassenen Gutes jährlich zu entrichten ist. Wenn der Erbpachter den Erbzins mehrere Termine nach einander schuldig bleibt, so wird er des Erbpachts verlustig. Dagegen behält der Besitzer eines eigenthümlichen Erbzinsgutes sein Eigenthum an demselben, wenn er auch den Erbzins schuldig bleibt, und der Zinsherr muß deßwegen ordentliche Klage anstellen. Der in den alten sächsischen Rechten verordnete Rutscherzins (Zinszins oder Zins vom Zins), da der schuldig verbliebene Zins mit jedem Tage erhöht wurde, ist nicht mehr gewöhnlich. — Laaszins (Laßzins), die Abgabe, welche von Gütern, die nur auf eine Zeit lang zur Benutzung überlassen worden, (Laßgüter, Laßwiesen), zu entrichten ist. — Miethzins, der für die Benutzung eines ganzen Hauses oder einzelner Theile desselben bezahlt wird. — Zinsen, Interessen für ein dargeliehenes Kapital, als Entschädigung für den Darleiher wegen Entbehrung des Kapitals auf die Zeit des Darleihens. Der Zinsfuß (Betrag der Zinsen) ist nicht überall und zu allen Zeiten einerlei; er richtet sich theils nach der Menge des in einem Lande vorhandenen Geldes, und die Zinsen sind um desto höher, je ärmer ein Staat an Gelde ist, im Gegentheile aber werden sie niedriger, theils ist er durch die Landesgesetze vorgeschrieben. In den früheren, geldarmen Zeiten waren die Zinsen in Deutschland und andern Ländern sehr hoch; selbst der aus Amerika gekommene Reichthum machte keine Aenderung darin. Die Päpste fanden für nöthig, Verordnungen deßwegen zu geben; Clemens VII. setzte sie 1592 auf 7 Procent herab. In Deutschland wurden sie durch Reichsgesetze auf fünf vom Hundert festgesetzt. Dieser Satz wird noch in den meisten deutschen Ländern als der höchste erlaubte angesehen; nur in Wechseln sind sechs vom Hundert erlaubt. Aber weder diese Verordnungen der Gesetze, noch die in denselben für die Uebertreter gedrohten Strafen können verhindern, daß nicht Wucher getrieben und weit höhere Zinsen, als die Gesetze erlauben, von Darleihern verlangt und von Schuldnern zugestanden werden. In keinem Lande sind so hohe Zinsen, selbst von der Regierung bezalt worden, als in Spanien, wohin doch so große Schätze aus Amerika fließen. Zu den Zeiten Carls II. war der spanische Hof genöthiget, die aufgenommenen Kapitalien mit zwölf bis funfzehn vom Hundert zu verzinsen; so groß war der durch die äußerst schlechte Staatswirthschaft erzeugte Mangel. — Noch gibt es Verzugszinsen, unter denen man gewöhnlich diejenigen versteht, die bezahlt werden müssen, wenn das schuldige Kapital nicht zu bestimmter Zeit bezahlt worden ist.

Zinzendorf (Nikolaus Ludwig, Graf von), der berühmte Stifter der unter dem Namen der Brüdergemeinde (s. d. Art.) oder Herrnhuter bekannten Religionsgesellschaft, wurde am 26. Mai 1700 zu Dresden geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters, der churfächsischer Conferenzminister war und in großer Achtung stand, wurde er in der Lausitz auf dem Lande, in dem Hause seiner Großmutter, einer Frau von Gersdorf, erzogen, die eine fromme und gelehrte Dame war, eine Sammlung geistlicher Lieder und poetischer Betrachtungen herausgab, und mit dem gelehrten Schurzfleisch latei-

nische Briefe wechselte. Zinzendorfs erste Jugend fiel gerade in die Zeit, da die Meinungen der Pietisten (s. d. Art.) oft und viel besprochen wurden. Dieß und der Umstand, daß der fromme Spener oft in das Haus der Frau von Gersdorf kam, da den jungen Zinzendorf sah und einsegnete, trug, nebst den Andachtsübungen, die täglich im Hause gehalten wurden, unstreitig viel bei, in dem lebhaften Knaben religiöse Gefühle zu erregen, die bald in eine gewisse Schwärmerei übergingen. Noch ein Kind, schrieb er Briefchen an den lieben Heiland, und warf sie zum Fenster hinaus in der Hoffnung, daß der Heiland sie schon finden werde. Diese Stimmung wurde noch mehr in ihm unterhalten, als er, 10 Jahre alt, in das Pädagogium zu Halle unter des berühmten Frankens besondere Aufsicht kam. Hier errichtete er geheime Zusammenkünfte zur Erbauung, und stiftete einen mystischen Orden vom Senfkorn. Sein Onkel und Vormund, der anders dachte und ihn zum Geschäftsleben vorbereiten wollte, schickte ihn 1716 auf die Universität Wittenberg, deren theologische Lehrer, unter dem Namen der Orthodoxen bekannt, die heftigsten Gegner der Halleschen Pietisten waren. Zinzendorf blieb jedoch unverändert bei seiner Denkart, und als im J. 1717 das Jubiläum der Reformation feierlich zu Wittenberg begangen wurde, schloß er sich ein, und betrauerte den Verfall der Kirche durch Fasten und Weinen. Neben seinen übrigen Studien trieb er für sich allein und ohne alle Anleitung die theologischen Wissenschaften, und faßte schon jetzt den Vorsatz, künftig in den geistlichen Stand zu treten. Er verließ 1719 Wittenberg, und machte eine Reise nach Holland und Frankreich, die er selbst unter dem Titel: Attici Wallfahrt durch die Welt beschrieben hat. Er suchte vorzüglich berühmte Geistliche auf, und sein Hauptgeschäft war, Unterredungen über Religionsmaterien zu halten. Er wurde 1722 als Hofrath bei der Landesregierung in Dresden angestellt, welche Stelle er aber 1727 wieder niederlegte. Er hatte während dieser Zeit sehr wenig Antheil an den Geschäften seines Amtes genommen, dagegen aber sich mit der Theologie beschäftiget, und häufige Andachtsübungen gehalten. In gedachtem Jahre (1722) vermählte er sich mit einer Gräfin Reuß von Ebersdorf, und gab einigen der Religion wegen ausgewanderten mährischen Brüdern die Erlaubniß, sich auf seinem Gute Berthelsdorf in der Oberlausitz anzusiedeln. Diese Colonie erhielt 1724 den Namen Herrnhut (s. den. Art.). Zinzendorf faßte nun den Vorsatz, eine besondere kirchliche Gemeinde nach seinen Grundsätzen zu stiften und machte diese letzteren in verschiedenen, sich bisweilen widersprechenden Schriften öffentlich bekannt. Es erhob sich daher auch eine große Anzahl Gegner wider ihn, so wie die Anlegung der neuen Colonie selbst ihm mancherlei Verdrießlichkeiten zuzog. Doch ließ er sich durch keine Schwierigkeiten und Widersprüche von seinem Vorhaben abwendig machen. Dahin gehörte auch dieß, daß er sich nun entschloß, in den geistlichen Stand zu treten. Er ging deßwegen (1734) unter einem angenommenen Namen nach Stralsund, ließ sich da als Candidat der Theologie examiniren, und hielt in der Stadtkirche daselbst seine erste Predigt. Mit einer fast unglaublichen Thätigkeit machte er Reisen in verschiedene Länder, um die Glieder seiner Gemeine, von welcher schon Missionen ausgingen, zu vermehren, aber nicht überall fand er eine günstige Aufnahme. Aus seinem eigenen Vaterlande wurde er (1736) durch ein landesherrliches Reskript förmlich verwiesen. Als Veranlassung zu diesem Befehl waren die

von dem Grafen Zinzendorf eingeführten Neuerungen, Conventiculn, gefährliche Principien, durch welche die obrigkeitliche Autorität hintangesetzt und der öffentliche Gottesdienst verachtet würde, angegeben. Doch wurde dieser Befehl im Jahre 1747 zurückgenommen. Zinzendorf hatte sich unterdessen in Berlin zum mährischen Bischoff ordiniren lassen. Da er in Berlin nicht öffentlich auftreten durfte, so hielt er eine Zeit lang Privatandachten in seinem Quartiere, die so häufig besucht wurden, daß eines Tages nicht weniger als 42 Equipagen vor seinem Hause standen. Im Jahre 1739 machte er eine Reise nach Westindien auf die Inseln St. Thomas und St. Croix, wo bereits von der Brüdergemeinde Missionen errichtet worden waren, um diese zu besuchen und ganz einzurichten. In gleicher Absicht reis'te er 1741 nach Nordamerika, wohin ihn seine sechzehnjährige Tochter begleitete. Hier suchte er auch unter einigen entferntern indianischen Völkerschaften seine Gemeine auszubreiten. Auf allen diesen Reisen war er, außer den öffentlichen Vorträgen, die er hielt, und den andern Geschäften, die er bezweckte, fast unabläßig mit Correspondenzen und Bücherschreiben beschäftiget, und man muß in der That über die Thätigkeit des Mannes, die allerdings durch eine vortreffliche körperliche Constitution unterstützt wurde, erstaunen. Unter den während dieser Zeit von ihm herausgegebenen Büchern fanden vorzüglich das Gesangbuch der Gemeine in Herrnhut und die Wundenlitanei den größten Anstoß. Als er 1743 nach Europa zurückgekommen war, machte er eine Reise nach Liefland, wo sich bereits Glieder seiner Gemeine befanden; der weitere Eingang in Rußland wurde ihm jedoch untersagt und er wurde auf kaiserlichen Befehl unter militärischer Bedeckung über die Gränze gebracht. Er machte hernach mehrere Reisen nach Holland und England, hielt sich in letzterem Lande länger als vier Jahre auf, und hatte die Befriedigung, ungeachtet die Zahl seiner Gegner stets wuchs, doch die von ihm gestiftete Gemeine immer weiter verbreitet und neue Missionen in andern Welttheilen, z. B. in Ostindien zu Trankebar, entstehen zu sehen. Nach so vielen Wanderungen starb er zu Herrnhut am 9. Mai 1760 und wurde auf dem dasigen Gottesacker der Brüdergemeine begraben. Ein ziemlich unparteiisches Urtheil über ihn von einem seiner Zeitgenossen steht in von Löns kleinen Schriften, Th. 1. S. auch: Leben des Grafen von Zinzendorf, von Reichel, Leipzig 1790.

Zirkel (circulus) ist bekanntermaßen ein Werkzeug von Stahl, Messing, auch wohl von Holz, gemeiniglich aus zwei oben in einem Kopfe, in einem Gewinde beweglichen, unten aber spitzigen Schenkeln bestehend, womit man nicht allein einen Umkreis beschreiben, sondern auch den vorkommenden Größen andere ähnliche nachmachen und abtragen kann. Die Unentbehrlichkeit eines solchen Instruments in der ausübenden Geometrie sowohl, als in allen übrigen damit verbundenen Wissenschaften ist eben so leicht abzusehen, als die Verschiedenheit desselben in Rücksicht des davon zu machenden Gebrauchs; daher denn auch die verschiedenen Benennungen desselben: Bogenzirkel, Hohlzirkel, Reißzirkel, Stangenzirkel u. s. w.

Ziska (Zischka), der bekannte Anführer der Hussiten, ein allerings merkwürdiger Mann. Er hieß eigentlich Johann Zischka von Trocznow, stammte aus einem adeligen böhmischen Geschlechte und war gegen das letzte Viertel des vierzehnten Jahrhunderts — sein eigentliches Geburtsjahr ist unbekannt — zu Trocznow oder Trautenau im Bechiner Kreise geboren. Er kam als Page an den Hof des böh-

Ruth, Book of, 1. 1-5. 1 Sam. 1. 1-4. 22. 20-23. 1 Sam. 1. 1-4. 22. 20-23. 1 Sam. 1. 1-4. 22. 20-23

nicht zu entschuldigenden Grausamkeiten, die Ziska selbst beging, wurden theils durch die Absicht, sich furchtbar zu machen, theils durch die Nothwendigkeit, der Stimmung seiner Anhänger nachzugeben, veranlaßt. Um Prag gegen den Kaiser Siegmund, der mit großer Macht gegen Böhmen anrückte, zu vertheidigen, begab sich Ziska mit seinen Anhängern dahin. Er wurde hier am 14. Juli 1420 von einem viermal stärkern Heere, das der Kaiser durch die Hülfe einiger deutschen Fürsten zusammengebracht hatte, lebhaft angegriffen, schlug aber alle Stürme tapfer zurück. Geldmangel, den der Kaiser nur zu oft fühlte, machte, daß der ganze Feldzug fruchtlos blieb. Im folgenden Jahre (1421) eroberte Ziska das, von den Königlichen noch besetzte, Schloß zu Prag und bekam da die vier ersten Canonen, die seit der Erfindung des Schießpulvers nach Böhmen gekommen, in seine Gewalt. Von dieser Zeit an wurden Kanonen, so wie das kleine Feuergewehr, welches letztere jedoch anfänglich nur Adelige sich anschaffen konnten, bei den Hussiten und den Heeren ihrer Gegner gewöhnlich. Ziska setzte seine Streifzüge in Böhmen fort, eroberte mehrere feste Städte, gewöhnlich durch Sturm, und behandelte die Besiegten mit Grausamkeit. Bei der Belagerung des Schlosses Raby verlor er durch einen Pfeilschuß auch sein zweites Auge; doch hinderte ihn seine Blindheit nicht, das Commando seines Heeres fortzuführen. Er ließ sich bei den Gefechten auf einem Karren fahren, so daß er von seinen Leuten gesehen werden konnte, und nach der Beschreibung, die man ihm von der Gegend machte, ordnete er die Stellung des Heeres an. Er hatte eine sogenannte unüberwindliche Brüderlegion, mit welcher er gewöhnlich den Ausgang der Schlacht entschied. Ein beträchtliches Heer, das Kaiser Siegmund aufs neue wider ihn schickte, trieb er zurück, und drang (1422) selbst in Mähren und Österreich ein. Nur einmal, bei Kremsir in Mähren, mußte er weichen; es war dieß das einzigemal, daß er im offenen Felde geschlagen wurde. Eine pestartige Krankheit überfiel ihn plötzlich, als er eben das Schloß Przisbislaw im Czaslauer Kreise belagerte, und er starb am 11. Oct. 1424. Er wurde in der Kirche zu Czaslau begraben, und sein Lieblingsgewehr, ein eiserner Streitkolben, über seinem Monumente aufgehangen. Man erzählt den Umstand, daß Kaiser Ferdinand I. mehr als 130 Jahre nachher, als er auf einer Reise nach Prag die Kirche zu Czaslau besuchte und erfuhr, daß Ziska da begraben läge, darüber so betroffen worden, daß er augenblicklich nicht nur die Kirche, sondern die Stadt selbst, wo er übernachten wollte, verlassen habe. Das Grabmal wurde im J. 1623 auf kaiserlichen Befehl abgebrochen, und Ziska's Gebeine fortgeschafft. Eine Fabel ist es, daß Ziska befohlen habe, seine Haut als Trommelfell zu gebrauchen, weil die Feinde dadurch in Furcht gesetzt werden würden. Im Commando der Hussiten folgte ihm Prokop, der den Krieg noch lange mit Glück fortsetzte, aber auch die an Böhmen gränzenden Länder mit Grausamkeit verheerte. (Vergl. d. Art. Hussiten.)

Zittau, s. Anh. z. d. Bde.

Znaim (Znoym), eine Stadt im Markgrafthum Mähren und Hauptort eines Kreises gleiches Namens, in einer angenehmen Gegend auf einem Berge, an dessen Fuße die Taga fließt. Die Stadt hat 700 Häuser und 6000 Einwohner. Am Fuße des Berges liegt eine ehemalige, schöne Abtei der Prämonstratenser, die jetzt zu einer großen kaiserlichen Tabaksfabrik eingerichtet ist, welche jährlich über

Ausgabe der Bücher, Schriften und Bilder, welche geeignet sind, sittliche Gefahren für die Jugend herbeizuführen, ist verboten. Ausgenommen sind Bücher, Schriften und Bilder, welche in Buchhandlungen, Leihbibliotheken, Lesezirkeln oder Lesehallen ausgestellt oder ausgelegt werden, sofern diese Orte Personen unter achtzehn Jahren nicht zugänglich sind.

Die Verbreitung solcher Bücher, Schriften und Bilder durch den Handel außerhalb dieser Orte ist nur unter Beobachtung geeigneter Vorsichtsmaßregeln gestattet.

Die Verbreitung durch Ankündigungen, welche öffentlich oder an Orten angeschlagen werden, wo Personen unter achtzehn Jahren verkehren, ist verboten.

Das Verbot findet keine Anwendung auf Bücher, Schriften und Bilder, welche nach ihrer Beschaffenheit nicht geeignet sind, die sittliche Entwicklung der Jugend zu gefährden.

§ 2. Wer Bücher, Schriften oder Bilder, welche geeignet sind, sittliche Gefahren für die Jugend herbeizuführen, ohne Beobachtung der im § 1 Abs. 2 vorgeschriebenen Vorsichtsmaßregeln verbreitet, wird mit Geldstrafe bis zu 150 Mark oder mit Haft bestraft.

Wer Bücher, Schriften oder Bilder, welche geeignet sind, sittliche Gefahren für die Jugend herbeizuführen, in Buchhandlungen, Leihbibliotheken, Lesezirkeln oder Lesehallen ausgestellt oder ausgelegt hat, wird mit Geldstrafe bis zu 150 Mark oder mit Haft bestraft, wenn diesen Orten Personen unter achtzehn Jahren zugänglich sind.

Wer Bücher, Schriften oder Bilder, welche geeignet sind, sittliche Gefahren für die Jugend herbeizuführen, durch Ankündigungen, welche öffentlich oder an Orten angeschlagen werden, wo Personen unter achtzehn Jahren verkehren, verbreitet hat, wird mit Geldstrafe bis zu 150 Mark oder mit Haft bestraft.

§ 3. Wer Bücher, Schriften oder Bilder, welche geeignet sind, sittliche Gefahren für die Jugend herbeizuführen, in Buchhandlungen, Leihbibliotheken, Lesezirkeln oder Lesehallen ausgestellt oder ausgelegt hat, wird mit Geldstrafe bis zu 150 Mark oder mit Haft bestraft, wenn diesen Orten Personen unter achtzehn Jahren zugänglich sind.

Wer Bücher, Schriften oder Bilder, welche geeignet sind, sittliche Gefahren für die Jugend herbeizuführen, durch Ankündigungen, welche öffentlich oder an Orten angeschlagen werden, wo Personen unter achtzehn Jahren verkehren, verbreitet hat, wird mit Geldstrafe bis zu 150 Mark oder mit Haft bestraft.

Jonathan Rust, Esq. Mayor of Newcastle upon Tyne, 1831-2. Engraved by Thomas Wright, Newcastle upon Tyne, 1832. Mezzotint, 10 1/2 x 8 1/2 in. (267 x 216 mm.). Inscribed: Painted by Thomas Musgrave Joy. Published by Thomas Wright, Newcastle upon Tyne, 1832. Private collection.

forscher unserer Zeit und dabei einer der edelsten und seltensten Männer. Er war im Jahre 1756 in Mögeltonder in Jütland geboren. Er studirte in Göttingen und zeichnete sich schon vor dem 21sten Jahre durch viele gelehrte Abhandlungen aus, die er in deutscher und dänischer Sprache schrieb. 1777 ging er nach Italien, und kam 1779 in Rom an. Seitdem wandte sich all sein Streben auf die Archäologie. Zoega hatte unstreitig durch Winckelmann die ersten Anregungen zu einem tieferen Erforschen der Alterthumskunde erhalten, aber so ähnlich sich beide große Männer in ihrem ernsten rastlosen Streben, ihrem regen Schönheitssinn und ihrer Gelehrsamkeit waren, so verschieden war ihre innerste Geistesrichtung. In Winckelmann war mehr der populäre und plastische Geist der Alten eingedrungen, er sah in den antiken Kunstwerken die freigewordene Form, das Mittel, wodurch das dichterische Gemüth sich gleichsam veräußerlicht und andern sichtbar erscheint. Zoega hingegen las in den Werken der alten Künstler und Dichter mehr den tiefverborgenen Gedanken, sie waren ihm geheimnißvolle, deutungsreiche Sinnbilder, die ihn stets wieder in das Heiligthum des inneren Gemüthes zurückführten; er ließ sie auf seine Seele wirken, wie die Tiefen der Natur und des Lebens, deren Dollmetscher sie ihm waren. Er trennte und verband auf solche Weise immer selbstthätig den innern geistigen Sinn und die vollendete äußere Schönheit eines Kunstwerks, und in diesem Scheiden und Vereinen lag eben Zoega's Hinneigung zu den, von ihm so tief durchdachten, Orphikern und Neuplatonikern. Zoega hatte die ächt antike Bildung nicht bloß mit Verstand und Gedächtniß aufgefaßt, sie war lebendig in ihn übergegangen; keine Geister neuerer Zeit berührten seine Weltansicht und sein innerstes Leben so vielfach wie die Alten. Je näher man ihn kennen lernte, um so deutlicher fühlte man dieß, sein Umgang hauchte griechischen Sinn, selbst durch die Form seines Gespräches, das in leichter und anmuthiger Kürze reich an den menschlichsten Beziehungen war und absichtlos belehrte. Sein Ernst und seine Richtung nach innen, die frühzeitig zum Schwermüthigen sich neigte, hätte leicht durch viele Sorgen und Leiden ganz darin untergehen können, wenn nicht aus Griechenland milde Heiterkeit ihm zugeweht wäre. So reizbar er auch für kleine Verdrießlichkeiten war, so überwand er doch diese Stimmung durch große Geduld, und erwarb sich eine stete ruhige Heiterkeit. Dieß drückte sich sehr wohlthuend in ihm aus, als ein stiller Frieden, der durch Ertragen und Vergessen erworben wurde, und der das Leben unabhängig macht von dem Erlebten. Zoega war unausgesetzt theilnehmend gegen seine Freunde und wahrhaft verklärte Seelenblicke verriethen oft, in welcher heitern Höhe seine Gedanken über der beschränkten Gegenwart schwebten. Auffallend war in seinen früheren Jahren ein gewisser geistiger Cybeledienst, eine Anbetung Gottes in der Natur, vorherrschend in ihm. Der Einfluß seiner Zeit, die durch die kalte Aufklärung zu einer neuen Frühlingswärme des Glaubens überging, wirkte später auch auf ihn. Im Beobachten des Aeußerlichen der Religion war er streng, er ließ es gern als heiliges Sinnbild auf sich wirken, aber er haßte die nur halbverstandenen Worte dabei; so nahm er seinen kleinen Sohn Federico alle Sonntage mit in die Messe, aber er litt es nicht, daß seine Gattin die Kinder Gebete hersagen lehrte. Im äußern Leben bewies Zoega den freien Mann, und war entfernt von Zwang und zwecklosen Schicklichkeiten. Für sinnige kunstliebende Fremde, die

Rom besuchten, war Zoega ein trefflicher Führer. Die seelenvolle Friederike Brun erwähnt es oft dankbar, wie viel sie seiner Leitung schuldig war. Matthisson sagt treffend über ihn in seinen Andeutungen über Rom: „Auch befand sich ein wahrer Weiser in unserer Mitte, auf dem, was Denk- und Handlungsart betrifft, der Geist des Socrates zwiefach ruht. Zoega, groß als tiefgelehrter Prüfer alter Münzen, geschmackvoller Schilderer griechischer und römischer Basreliefs, scharfsinniger Ausleger der Obeliskenschrift, aber noch weit größer als Mensch. Tugend und Weisheit predigt sein Wandel und noch nie ward er im Widerspruch mit seinen festbegründeten Maximen gefunden.“ Man kann Zoega richtiger schildern durch das, was er war, als durch das, was er that, denn so unermüdet auch der Fleiß war, womit er eine bewundernswerthe Menge des Einzelnen prüfte und mit genauer Kenntniß umfaßte, so beklagt man doch mit Recht, daß er nicht dazu gekommen ist, seine Ansichten im größeren Zusammenhange auszusprechen. Bei seiner Ankunft in Rom wurde er durch den Professor Adler dem Cardinal Stefano Borgia vorgestellt, dessen Gunst und Schutz er sich bald erwarb. Dieser Cardinal hatte eine Vorliebe für ägyptische Alterthümer, von denen er eine reiche Sammlung besaß. Zoega, der die coptische Sprache verstand, wurde bald der Oedip dieser uralten Räthsel. 1787 machte er eine vollständige Sammlung ägyptischer Münzen bekannt, mit ausführlichen Erläuterungen. Der allgemeine Beifall, den dieß für Geschichte und Chronologie so wichtige Werk erhielt, machte Pius VI. auf Zoega aufmerksam, und er trug ihm die schwere Arbeit auf, die Obelisken zu erläutern. 1797 gab er sein großes Werk über diese Obelisken heraus, welches ihm den Ruhm der scharfsinnigsten, ausgebreitetsten und gründlichsten Gelehrsamkeit erwarb. Das Museo Borgiano Veliterno war reich an coptischen Schriftrollen; Zoega unternahm die höchst schwierige und mühevolle Arbeit, diese zu erläutern; erst 1810 konnte diese Frucht namenloser Anstrengungen bekannt gemacht werden. Zoega schrieb in deutscher Sprache einen archäologischen Wegweiser durch Rom, der vielen kunstliebenden Reisenden sehr nützlich wurde. Er selbst begleitete die ausgezeichnetsten derselben; so war er unter andern ein ganzes Jahr lang der Führer Sr. K. H. des Prinzen Gustav von Meklenburg Schwerin. Ein größeres Werk Zoega's, welches Schätze der seltensten Kenntnisse enthält, ist in zwei Foliobänden bei Piranesi in Rom 1808 herausgekommen, unter dem Namen: Li Bassirilievi antichi di Roma, incisi da Pom. Piroli colle illustrazioni di Giorgio Zoega. Oft bedauerte Zoega in spätern Jahren, nicht auf das griechische Alterthum die Arbeit verwandt zu haben, die er dem ägyptischen widmete. Dieß hinderte mehr, als irgend etwas anderes die Ausführung seines früheren Planes, die ganze griechische Alterthumskunde zu sichten und neu zu begründen. So wichtig jene Forschungen für seinen Hauptzweck waren, so dehnten sie sich doch unverhältnißmäßig aus. Ueberdieß hatte Zoega mit immerwährenden Hindernissen und dem Mangel aller äußeren günstigen Verhältnisse zu kämpfen. Das Schicksal, über zu gründlich und weit angelegte Vorbereitungen das Leben verfließen zu sehen, ohne an das Hauptwerk desselben zu kommen, theilt Zoega mit vielen großen Gelehrten. Keine feurige Ruhmliebe trieb ihn zu seinen Arbeiten an, er hatte stets den Hang, nicht unmittelbar das größere Publikum zu berühren, sondern lieber nur von wenigen verwandten Geistern verstanden zu werden. Er sprach nie von seinen

Planen, sondern erwähnte seine Arbeiten und Schicksale erst, wenn sie fertig und abgerundet hinter ihm lagen. Er wurde von dem dänischen Hof zu dessen Generalconsul in dem Kirchenstaate ernannt; wenige Tage nach seinem Tode kam das Diplom, welches ihn zum Ritter des Danebrogordens ernannte, in Rom an. Er war Professor der Universität Kiel und Mitglied der Akademien zu Kopenhagen, Göttingen, Berlin, Siena, Florenz, Rom ꝛc. Eigentlich gehörte er Rom an, wo er allein den ihm angemessenen Wirkungskreis finden konnte. Zoega starb den 10. Febr. 1809 an einem Nerven- und Gallenfieber, tief betrauert von allen, die ihn kannten; er wurde in der Kirche St. Andrea delle Fratte begraben. Der Secretär der italienischen Akademie Sign. Thiébaut de Berneau entwarf eine Lobrede Zoega's, die genaue Rechenschaft von seinen Werken gibt und 1809 in Paris herauskam. Sein großer Landsmann, Ritter Thorwaldsen, zeichnete den edeln ausdrucksvollen Kopf Zoega's, und dies Portrait findet man nebst einer kurzen von F. A. Visconti geschriebenen Biographie Zoega's, dessen „Bassirilievi" beigefügt. Wl.

Zoilus, ein griechischer Rhetor (s. d. Art.), gebürtig aus Amphipolis, einer Stadt in Thracien, lebte zu den Zeiten des ägyptischen Königs Ptolemäus Philadelphus, ungefähr 270 Jahre vor Christi Geburt. Er ist bloß durch seine hämischen Kritiken der Werke des Plato und besonders der Gedichte des Homers bekannt oder vielmehr berüchtigt worden; wegen der letztern wurde er die Geißel des Homers (Homeromastix) genannt. Von seinen Schriften ist jedoch nichts auf die Nachwelt gekommen, und der Verlust derselben scheint nicht zu bedauern zu seyn. Er kam nach Alexandria, und überreichte dem Ptolomäus seine Kritik der Homerischen Gedichte, welche aber dieser Freund und Beschützer der Wissenschaften mit Unwillen zurückwies. Als Zoilus ihn nachher um eine Unterstützung bat, gab ihm der König die bittere aber verdiente Antwort: „Da Homer noch lange nach seinem Tode so vielen Menschen Verdienst und Unterhalt (nämlich durch das Abschreiben der Gedichte) verschaffte, so würde es dem Kritiker, der mehr Geist als Homer zu haben glaubte, leicht werden, sich seinen Unterhalt zu verschaffen." Auch der Lehrer des Zoilus, Polykrates, hatte, wie die alten Schriftsteller erwähnen, eine Schmähschrift gegen Sokrates herausgegeben. Zoilus wollte sich auszeichnen, that es aber auf eine für ihn nicht vortheilhafte Art. Er ging in einem auffallenden, schmutzigen Anzuge einher, widersprach Allen und redete von Jedermann Böses. „Ich rede von allen Leuten Böses," antwortete er einst auf die Frage, warum er es thäte, „weil ich selbst nicht so viel Böses thun kann, als ich thun möchte." Zur verdienten Strafe bezeichneten die Alten jeden hämischen, schmähsüchtigen Tadler mit dem Namen Zoilus.

Zoll (Mauth, Douane), ist eine auf die Einfuhr, Durchfuhr und Ausfuhr von Waaren gelegte Abgabe, welche entweder nach dem Werthe oder nach dem Gewichte oder nach dem kubischen Inhalte der Waaren erhoben wird. Die Begriffe von Zoll und andern ähnlichen Abgaben sind in den wenigsten Ländern streng gesondert, gewöhnlich werden Geleits- und Wegegelder mit eigentlichen Einfuhr- und Ausfuhrzöllen verwechselt, und gar häufig wird eine Abgabe als Zoll aufgeführt und bezeichnet, welche in der That nichts anders als Accise ist. In ältern und neuern Zeiten hat man die

Zölle als eine nützliche Abgabe empfohlen, weil man glaubte, der Kaufmann zahle sie von seinem Handelsgewinnste, weil man vermittelst derselben den Fremden bei der Durchfuhr eine Steuer aufzulegen vermochte, und weil man damit den Handel leiten zu können wähnte. Es ist aber in der Regel nicht der Kaufmann, welcher den Zoll wirklich bezahlt, sondern dieser schießt denselben nur vor und läßt sich ihn demnächst mit Zinsen für den geleisteten Vorschuß im Preise seiner Waaren von den Consumenten wieder vergüten; die Steuer aber, welche beim Transito den Ausländern aufgelegt werden kann, ist, am Sunde angenommen, immer nur unbedeutend und ihre Anlegung erfodert große Vorsicht, soll sie dem Handel nicht verderblich werden; und was die Leitung des Handels betrifft, welche man durch Zölle beabsichtigt, so beruht es hauptsächlich auf irrigen, durch das Merkantilsystem (s. d. Art.) auf die Bahn gebrachten Vorstellungen, wenn eine Regierung daraus große Vortheile für den Nationalwohlstand ziehen zu können wähnt. Als eigentliche Consumtionssteuer aber hat diese Abgabe noch die besondern Fehler, 1. daß sie lange Zeit vor der Einführung des besteuerten Gegenstandes in den Kreis der Consumtion erhoben wird; 2. daß sie von manchem Artikel gezahlt werden muß, der gar nicht einmal zur Consumtion gelangt, sondern auf dem Lager des Kaufmanns liegen bleibt, und 3. daß sie als eine Abgabe, welche vom Capitale erhoben wird, die Betriebsamkeit der Bürger hemmt und eben dadurch ihre Production schwächt. Was die Wirkung der Zölle auf den Verkehr selbst betrifft, so ist dieselbe folgende: Zölle auf die Einfuhr vertheuern uns die Waaren der Ausländer; Zölle auf die Ausfuhr vertheuern unsere Producte den Ausländern. Jener Streben geht auf Verminderung unserer Nachfrage nach ausländischen Waaren, mithin auf Verminderung des Absatzes eben dieser Waaren in unserer Heimath; unser Streben geht auf Verminderung der Nachfrage nach unsern Producten im Auslande und mithin auf Verminderung des Absatzes unserer Producte im Auslande. Erreichen beide ihr Ziel, so vermindern sie zu gleicher Zeit den Verdienst, den wir den Ausländern gaben, und denjenigen, welchen wir von den Ausländern erhielten. Der Erreichung dieses Ziels aber kann die Nation entgegenarbeiten, wenn sie das mit dem Zoll belegte Product zu einem wohlfeilern Preise liefert und auf gleiche Weise kann eine weiter getriebene Theilung der Arbeit zehnfach den Zoll ersetzen, auch kann, vermindern sich die Kapitalgewinnste des Zolls, ungeachtet der Preis der Waare derselbe oder fast derselbe wie vorher bleiben. — Je nachdem die Zölle entweder auf dem Lande oder auf dem Wasser erhoben werden, heißen dieselben entweder Landzölle oder Wasserzölle; letztere sind auf den schönsten Flüssen Deutschlands hin und wieder zum wesentlichen Nachtheil des Handels so vervielfältigt und erhöht worden, daß die Kaufleute mancher Gegenden, welchen der Fluß vortrefflich zu Statten kommen konnte, die Landfracht vorziehen, sobald der Werth der Waare beträchtlich und deren Masse klein genug ist, um sie auf der Achse verfahren zu können. — Die Zölle, welche bei der Ein- und Ausfuhr von Waaren aus der einen Provinz desselben Landes in die andere entrichtet werden, heißen Binnenzölle; diese sind die nachtheiligsten von allen, denn sie bewirken nicht nur eine große Ungleichheit der Besteurung der einzelnen Bürger, sondern hemmen zugleich den wichtigsten Zweig des Nationalverkehrs, nämlich den Binnenverkehr;

The Honourable Mr. Justice Bayley, Mr. Justice Holroyd, Mr. Justice Littledale, Mr. Justice Parke, Mr. Justice Taunton, Mr. Justice Patteson, Mr. Justice Williams, Mr. Justice Coleridge, Mr. Justice Wightman, Mr. Justice Erle, Mr. Justice Crompton, Mr. Justice Blackburn, Mr. Justice Mellor, Mr. Justice Lush, Mr. Justice Hannen, Mr. Justice Archibald, Mr. Justice Quain, Mr. Justice Denman, Mr. Justice Manisty, Mr. Justice Field, Mr. Justice Grove, Mr. Justice Lindley, Mr. Justice Stephen, Mr. Justice Mathew, Mr. Justice Cave, Mr. Justice Day, Mr. Justice Smith, Mr. Justice Wills, Mr. Justice Wright, Mr. Justice Darling, Mr. Justice Channell, Mr. Justice Phillimore, Mr. Justice Bucknill, Mr. Justice Ridley, Mr. Justice Walton, Mr. Justice Bray, Mr. Justice Joyce, Mr. Justice Swinfen Eady, Mr. Justice Warrington, Mr. Justice Scrutton, Mr. Justice Sankey, Mr. Justice Roche, Mr. Justice Astbury, Mr. Justice Eve, Mr. Justice Russell, Mr. Justice Tomlin, Mr. Justice Clauson, Mr. Justice Lawrence, Mr. Justice Romer, Mr. Justice Bennett, Mr. Justice Greer, Mr. Justice Maugham, Mr. Justice Luxmoore, Mr. Justice Hawke, Mr. Justice Porter, Mr. Justice Du Parcq, Mr. Justice Lewis, Mr. Justice Uthwatt, Mr. Justice Wrottesley, Mr. Justice Hallett, Mr. Justice Cassels, Mr. Justice Vaisey, Mr. Justice Harman, Mr. Justice Danckwerts, Mr. Justice Upjohn, Mr. Justice Barry, Mr. Justice Ormerod, Mr. Justice Devlin, Mr. Justice Pilcher, Mr. Justice Byrne, Mr. Justice Cyril Salmon, Mr. Justice Gorman, Mr. Justice Donovan, Mr. Justice Ashworth, Mr. Justice Diplock, Mr. Justice Willmer, Mr. Justice Harry Salmon, Mr. Justice Buckley, Mr. Justice Pennycuick, Mr. Justice Winn, Mr. Justice Cross, Mr. Justice Wilberforce, Mr. Justice Ungoed-Thomas, Mr. Justice Roxburgh, Mr. Justice Plowman, Mr. Justice Stamp, Mr. Justice Goff, Mr. Justice Megarry, Mr. Justice Brightman, Mr. Justice Graham Eyre Thompson, Mr. Justice Foster, Mr. Justice Oliver, Mr. Justice Templeman, Mr. Justice Walton, Mr. Justice Fox, Mr. Justice Mocatta, Mr. Justice Goulding, Mr. Justice Eveleigh, Mr. Justice Brandon, Mr. Justice Donaldson, Mr. Justice Browne, Mr. Justice Stephenson, Mr. Justice Forbes, Mr. Justice Slade, Mr. Justice Bristow, Mr. Justice Cantley, Mr. Justice Peter Pain, Mr. Justice Michael Davies, Mr. Justice Leonard, Mr. Justice Mars-Jones, Mr. Justice Nicholls, Mr. Justice Woolf, Mr. Justice Alliott, Mr. Justice Mustill, Mr. Justice Boreham, Mr. Justice Waller, Mr. Justice Mann, Mr. Justice Cazalet, Mr. Justice Vinelott, Mr. Justice Gibson, Mr. Justice Phillips, Mr. Justice Hodgson, Mr. Justice Rattee, Mr. Justice Knox, Mr. Justice Harman, Mr. Justice Garland, Mr. Justice Rose, Mr. Justice Millett, Mr. Justice Scott, Mr. Justice Alliott, Mr. Justice Morritt, Mr. Justice Sheen, Mr. Justice Mervyn Davies, Mr. Justice Knox, Mr. Justice Rattee, Mr. Justice Gibson, Mr. Justice Phillips, Mr. Justice Hodgson

wurde er allgemein geachtet. Er entfernte sich von dem gewöhnlichen Systeme, und ging, wo er, nach sorgfältiger Prüfung, sich eines andern überzeugt hatte, mit freiem Geiste und ohne Furcht von mehrern vorhin geglaubten Sätzen ab. Von seinen Predigten sind ungefähr 250 im Druck erschienen, und alle sind mit dem Beifall aufgenommen worden, mit dem man sie vorher gehört hatte. Er selbst hat von 1769 bis 1788 vier Sammlungen Predigten in sechs Bänden herausgegeben, die mehreremale wieder aufgelegt worden sind. Nach seinem Tode wurden die von ihm hinterlassenen Predigten in neun Bänden herausgegeben. Alle diese Sammlungen haben auch den Titel: Zollikofers sämmtliche Predigten, 15 Bände, Leipzig 1789—1804. Ein großes Verdienst erwarb sich Zollikofer durch die Herausgabe eines Neuen Gesangbuchs (Leipzig 1766 — und achte Aufl., Ebend. 1786), das Nachahmung fand, und wodurch er einem großen und sehr gefühlten Bedürfnisse abhalf. Sein Freund, der Kreissteuereinnehmer Weiße (s. d. Art.), stand ihm bei diesem Werke thätig bei. Außer den Verbesserungen alter Lieder sind auch verschiedene (ungefähr 12) neue Lieder von Zollikofer selbst in dieser Sammlung. Auch die von ihm herausgegebenen Andachtsübungen und Gebete haben einen großen Werth. Noch sind von ihm Uebersetzungen einiger Werke aus dem Französischen und Englischen, z. B. Unterhaltungen der Emilie, a. d. Fr., Leipzig 1774; Bryone's Reise durch Sicilien und Malta, a. d. Engl., Leipzig 1774. Zollikofer starb, nach einer schmerzhaften, mit der größten Geduld ertragenen Krankheit, am 22. Januar 1788. Siehe auch: Ueber den Charakter Zollikofers, von C. Garve, Leipzig 1788.

Zone, ein griechisches Wort, das einen Gürtel, das Kleid zu gürten, auch eine sogenannte Geldkatze bedeutet. Die alten Mathematiker benannten so, der Aehnlichkeit wegen, die Theile der Erde, in so fern sie sich durch den größern oder geringern Grad der Wärme oder Kälte unterschieden, die wir im Deutschen Erdstriche (s. d. Art.), Erdgürtel, nennen, und deren bekanntlich fünfe sind. Die Theile der Erde, die zwischen den beiden Polen (s. d. Art.) und den Polarzirkeln liegen, heißen die kalten Zonen (nördliche und südliche). Die Erdstriche, die zwischen den Polar- und Wendezirkeln (s. d. Art. Tropicus) liegen, heißen die gemäßigten Zonen. Derjenige Raum endlich mitten um die Erde, der von den beiden Wendezirkeln eingeschlossen wird, und durch dessen Mitte der Aequator geht, heißt die heiße Zone. In diesem heißen Erdgürtel (Zona torrida) sind Tag und Nacht beständig fast ganz einander gleich; die senkrecht oder fast senkrecht niederfallenden Sonnenstrahlen verursachen hier die größte Hitze, daher auch die Alten diese Zone für unbewohnbar hielten, wovon wir freilich das Gegentheil wissen. In den beiden gemäßigten Erdstrichen fallen die Sonnenstrahlen nur in schräger Richtung und die Hitze wird dadurch vermindert. Beide sind übrigens darin einander entgegengesetzt, daß wenn im gemäßigten nördlichen Erdgürtel Sommer ist, so ist im südlichen Winter; nehmen im erstern die Tage zu, so nehmen sie im letztern ab, und so umgekehrt. Von den beiden kalten Polen bleibt die Sonne immer weit entfernt, und weil ihre Strahlen hier nur sehr schräg niederfallen, so entsteht dadurch die große Kälte. In der nördlichen kalten Zone gibt es noch bewohnbares Land, aber die südliche ist ganz unwirthbar. Beide haben dieses mit einander gemein, daß sie fast ein halbes Jahr nach

einander Tag, und eben ſo lange wieder Nacht haben. Zum Glück ſind dieſe beiden unfreundlichen Erdgürtel die kleinſten. Wenn man die ganze Oberfläche der Erde in tauſend gleiche Theile theilt, ſo kommen auf die heiße Zone 398, auf die beiden gemäßigten 520, und auf die beiden kalten 82 ſolcher Theile.

Zoolithen, ein aus zwei griechiſchen Wörtern (eben ſo wie Zoologie, Zoophyten) zuſammengeſetztes Wort, wodurch man in der Naturgeſchichte foſſile thieriſche Körperarten bezeichnet, die bisweilen gefunden werden, und die für die Naturkunde der organiſirten Körper (Zoologie) nicht unwichtig ſind. Sie unterſcheiden ſich von den eigentlich ſogenannten Verſteinerungen (ſ. d. Art.) oder den wahren Petrefacten dadurch, daß dieſe letztern organiſirte, mit fremden Erdtheilen durchdrungene, und durch die Länge der Zeit verhärtete und ſteinartig gewordene Körper ſind. Man unterſcheidet die Zoolithen nach der in der Naturgeſchichte angenommenen Eintheilung der Thiere in ſechs Claſſen, in Tetrapodolithen oder foſſile ſäugende Thierarten und deren Theile; zu dieſen gehören die Knochen und Zähne von der nicht mehr bekannten Thierart Mammuth (ſ. d. Art.), welche man am Ohio in Nordamerika findet; Ornitholithen oder foſſile Vögelgerippe, von denen man jedoch erweislich noch keine gefunden hat; Amphibiolithen oder foſſile Körper oder Theile von Amphibien; Ichthyolithen oder foſſile Fiſche, von denen ſich gut erhaltene Gerippe in der Gegend von Verona finden, wobei dieſes Beſondere iſt, daß in einer gemeinſchaftlichen Lage Fluß- und Seefiſche, und von letztern aus den entfernteſten Oceanen vorkommen; Entomolithen oder foſſile Inſecten, beſonders im Bernſtein; Helmintholithen oder foſſile Gewürme und Theile derſelben, die zum Theil ſehr häufig gefunden werden.

Zoologie, ſ. Thier.

Zoophyten, ſ. Thier.

Zoroaſter, oder Zerdutſch, ein Lehrer der Weisheit in Perſien, der wenigſtens ſechsthalbhundert Jahr vor Chriſti Geburt gelebt haben muß. Aber ſein Leben iſt beinahe in ein eben ſo undurchdringliches Dunkel gehüllt, als die Lebensgeſchichte des Hermes Trismegiſtus. Bei mehrern alten Völkern hat man einen Zoroaſter zu finden geglaubt; und daher vermehren manche die Anzahl der Zoroaſter bis auf acht. Der perſiſche — von dem wir noch das Meiſte wiſſen — war ein Verbeſſerer der Volksreligion, und trug deshalb ein neues Religionsbuch unter dem Namen Zend-Aveſta (lebendiges Wort) zuſammen, worin zwei höchſte Grundweſen, ein gutes, Ormuzd (oder Oromazes), dem man alle Anbetung und göttliche Verehrung ſchuldig ſey, und ein böſes, Arimanes, angenommen werden, und überhaupt die Lehren von Gott, den Engeln, den Belohnungen und Beſtrafungen in einer andern Welt ꝛc. enthalten ſind. Spuren dieſer Zoroaſteriſchen Religion finden ſich noch in Indien; und ein gelehrter Franzoſe, Anquetil du Perron, unternahm im Jahre 1755 eine Reiſe dahin, in der Hoffnung, die Schriften Zoroaſters aufzufinden. Wirklich machte er auch nach ſeiner Rückkunft, und nachdem er die deshalb in Indien geſammelten Schriften in der königlichen Bibliothek zu Paris niedergelegt hatte, eine franzöſiſche Ueberſetzung des Zend-Aveſta bekannt; allein es iſt ſehr zu bezweifeln, ob dieſes das ächte Werk des Zoroaſter ſey, wiewohl Kleuker, der deutſche Ueber-

ter desselben, ganz davon überzeugt zu seyn scheint, und die Aechtheit gegen die sehr scharfsinnigen Angriffe Meiners ganz in Schutz nimmt. Die übrigen dem Zoroaster beigelegten Schriften tragen die Spuren der Unächtheit noch auffallender an sich, und enthalten ein Gemisch von heidnischen und christlichen Sagen in einer dunkeln Schreibart. Es braucht kaum erinnert zu werden, daß die Freunde der geheimen Wissenschaften in den Werken des Zoroaster die Entdeckung des Steines der Weisen, den Aufschluß der höhern Magie und allverborgene Weisheit des Morgenlandes zu finden glauben. — Uebrigens soll dieser Weltweise in der Einsamkeit auf einem Berge gelebt und die Perser gelehrt haben, die Gottheit unter dem Bilde des Feuers zu verehren. Daher befahl er, daß in Persien ein immer brennendes Feuer zur Ehre der Gottheit unterhalten werden solle.

Zschokke (Johann Heinrich), ein beliebter und geachteter Schriftsteller, wurde zu Magdeburg geboren, beschäftigte sich zuerst mit dem Studium der schönen Wissenschaften und Künste, und war 1794) Lehrer der Moralphilosophie und Aesthetik auf der Universität Frankfurt an der Oder. Hierauf begab er sich in die Schweiz, und erhielt im J. 1797 von der Regierung des Cantons Graubünden das Bürgerrecht. Gegen Ende des Jahres 1798 wurde er vom helvetischen Minister der Wissenschaften Stapfer zum Mitarbeiter erwählt, und vom helvetischen Directorium im Frühlinge 1799 zum Regierungscommissär in Unterwalden, im August desselben Jahres zum Regierungscommissär des ganzen Cantons Waldstätten, im Frühling 1800 zum Regierungscommissär der italienischen Schweiz, Ende des Jahres zum Regierungsstatthalter von Basel ernannt. Seit dem Jahre 1801 aber lebt er als Privatgelehrter auf dem ehemaligen Oberamtsschlosse Biberstein bei Aarau, und ist seit dem August 1804 auch Mitglied des Oberforst- und Bergamts dieses Cantons. Er hat viele historische, ästhetische und philosophische Schriften herausgegeben, welche sich besonders durch einen gefälligen, beliebten und einnehmenden Vortrag auszeichnen. Auch ist er dramatischer Dichter, und als solcher durch seinen Abällino, seine Uebersetzung der Molierischen Lustspiele und andere Arbeiten bekannt, welche Beifall auf der Bühne fanden. Unter seinen neuesten Schriften zeichnet sich besonders aus: die Geschichte der Baiern in 4 Theilen, dann seine Zeitschrift: Ueberlieferungen zur Geschichte der neuesten Zeit, welche an die Stelle der Miscellen der neuesten Weltkunde getreten sind. Außerdem hat er noch mehrere Romane geschrieben, zum Theil historische, wie die Prinzessin von Wolfenbüttel, auch verschiedene kleinere Erzählungen, zerstreut und in Sammlungen. So gibt er gegenwärtig noch in Verbindung mit mehrern guten darstellenden Schriftstellern eine Zeitschrift heraus, die bloß unterhaltende Darstellungen enthält, unter dem Titel Erheiterungen, und des Titels nicht unwerth sich zeigt. Auch über die Forstwissenschaft hat er geschrieben. Der Gebirgsförster, eine Anweisung zu Benutzung der Gebirgswaldungen, 3 Theile, 1806.

Zuchthäuser (Strafanstalten; franz. maisons de force, de correction). Der Name zeigt schon die eigentliche Bestimmung dieser Anstalten an; sie sollen Erziehungshäuser für Erwachsene, aber noch einiger Besserung fähige Mitglieder des menschlichen Geschlechts seyn; die Sträflinge sollen darin nicht nur gestraft,

Body cylindrical, with numerous segments. Head with tentacles. Feet setiferous, retractile, placed on the sides of the body. Gills, when present, placed on the back.

Blood red. Nervous system consisting of a double ganglionic chain, with a ganglion in each segment. Sexes distinct.

Land and fresh-water species.

Genus 1. LUMBRICUS. Linn.

Body cylindrical, with numerous segments. Head with tentacles. Feet setiferous, retractile, placed on the sides of the body. Gills, when present, placed on the back.

Blood red. Nervous system consisting of a double ganglionic chain, with a ganglion in each segment. Sexes distinct.

Land and fresh-water species.

Genus 1. LUMBRICUS. Linn.

Body cylindrical, with numerous segments. Head with tentacles. Feet setiferous, retractile, placed on the sides of the body. Gills, when present, placed on the back.

Blood red. Nervous system consisting of a double ganglionic chain, with a ganglion in each segment. Sexes distinct.

Land and fresh-water species.

Genus 1. LUMBRICUS. Linn.

ährliche Bezahlung. Diese öffentlichen Anstalten waren in ihrem er-
en Ursprunge meistens ziemlich eingeschränkt. Als aber in Deutsch-
and die Tortur nach und nach abgeschafft, und, statt der sonst ge-
öhnlichen Landesverweisung, häufiger auf Zuchthausstrafe erkannt
urde, da fand man es in verschiedenen Ländern nöthig, nicht nur
ie schon bestehenden Anstalten dieser Art zu erweitern, sondern auch
eue Zucht- und Arbeitshäuser zu errichten. Durch die mildern Ge-
etze unserer Tage, durch die seltener vollzogene Todesstrafe der Ver-
recher, sind leider! unsere Zuchthäuser mit Sträflingen aller Art
rößtentheils überfüllt. Aber wer wollte deswegen jene strengern Ge-
etze, jene häufigern Todesstrafen zurückwünschen. Daß die härtesten
Strafen den Verbrecher nicht abschrecken, hat längst die Erfahrung
elehrt. Es sind genug Beispiele vorhanden, daß während der Zeit,
a man einen Dieb an den Galgen knüpfte, auf dem Richtplatze
elbst Diebstähle begangen wurden. Das erste und wirksamste Mittel,
ie Uebervölkerung der Zuchthäuser nach und nach zu vermindern —
essen weitere Erörterung jedoch nicht hierher gehört — ist, durch
erbesserte Erziehung der Jugend Verbrechen zu verhüten. Ein gleich
ichtiger Gegenstand ist der, daß die Zuchthäuser, ihrer ursprüng-
ichen Bestimmung nach, nicht bloß Straf-, sondern auch wirkliche
Besserungsanstalten seyn möchten, und in dieser Rücksicht
st immer noch nicht genug Ernst bewiesen worden. Schon oft genug
st die auf häufige Erfahrung gegründete Bemerkung gemacht worden,
aß Zuchthäuser, wo nicht schlimmer machen, doch nur wenig mo-
alische Besserung bewirken. Die Einrichtung der Häuser selbst ist
Schuld daran. Man vermischt den noch nicht ganz verdorbenen,
ielleicht bloß leichtsinnigen Sträfling mit dem größten Böswichte;
er junge Verbrecher wird von dem ältern und erfahrnern unterrich-
et, und nach seiner Entlassung aus der Anstalt dem Staate dop-
elt gefährlich. Selten wird man einen berüchtigten Verbrecher fin-
en, der nicht früher, vielleicht mehr als einmal, Zuchthausstrafe
rlitten hätte. Die eingeführten Religionsübungen und die eifrigsten
Bemühungen der Zuchthausprediger können nur selten bei einem oder
em andern Besserung bewirken. Es gibt kein anderes Mittel, grö-
ere Immoralität in den Anstalten selbst und die Folgen derselben,
enn die Sträflinge wieder entlassen werden, zu verhüten, als sol-
he Anstalten in zwei Abtheilungen, das Besserungshaus und das
igentliche Zucht- und Verwahrungshaus, abzusondern. In Sach-
en sind zu Zwickau die Sträflinge in zwei Classen, die härtere und
elindere, abgetheilt. Eine gleiche Verfügung wurde auch in der
m Jahre 1811 zu Lichtenburg errichteten Strafanstalt getroffen.
uch erkannte die sächsische Regierung die Nothwendigkeit, Gemüths-
ranke und Waisen, denen man in frühern Zeiten denselben Aufent-
alt mit den Sträflingen angewiesen hatte, abzusondern, und jede
Classe in eigenen Anstalten unterzubringen. — Unter allen Büchern,
ie über zweckmäßigere Einrichtung der Gefängnisse und Zuchthäuser
eschrieben worden, behauptet unstreitig des edeln Britten John Ho-
ards (s. d. Art.) oft aufgelegtes Werk den Vorzug. (S. auch:
eber Gefängnisse und Zuchthäuser, im Auszuge a. d. E. des Ho-
ard, von Köster, Leipzig 1780.) Auch er dringt auf eine Absön-
erung der Züchtlinge in gewisse Classen, nach den Graden ihrer
Verbrechen und Vergehungen, und auf einen Unterschied in ihrer
ibrigen Behandlung, z. B. in Ansehung der Kost, der auferlegten
Arbeiten, des Genusses mehrerer oder minderer Freiheit ꝛc. Sein

Landsmann Macfarlan, und dessen deutscher Herausgeber, Garve (J. Macfarlans Untersuchungen über die Armuth ꝛc. a. d. E. mit Zusätzen von Garve, Leipzig 1785), stellen eben dieß als das sicherste Mittel dar, die Einrichtung der Zuchthäuser zu verbessern. Es läßt sich freilich dagegen einwenden, daß diese gutgemeinten Vorschläge nicht überall ausführbar sind. Sehr viel hängt hierbei von dem Charakter und dem Benehmen des Hausverwalters oder Vorstehers einer solchen Anstalt ab, und es fehlt nicht an Beispielen, daß die gute Verfassung, die irgend eine Anstalt dieser Art unter einem ganz dazu geeigneten Vorsteher hatte, unter seinem minder fähigen Nachfolger in Verfall gerieth. Was von Seiten des Religionslehrers für die moralische Verbesserung der Züchtlinge gethan werden könne und müsse, hat Wagnitz in seiner Schrift: Ueber die moralische Verbesserung der Zuchthausgefangenen, Halle 1787, gezeigt. S. auch: Wagnitz Nachrichten und Bemerkungen über die merkwürdigsten Zuchthäuser in Deutschland, 2 Th., Leipzig 1791 fgd. — Ueber Zuchthäuser und Zuchthausstrafen ꝛc., von C. E. Wächter, Stuttgart 1786, und Dr. Knötzschker: Von Verbannung der Missethäter zur Bergarbeit, Leipzig 1795.

Zucker ist eine süße Substanz, die in vielen Vegetabilien vorkommt, crystallisirbar, verbrennlich und durch Gährung in Weingeist zu verändern ist. Er leuchtet, wenn er im Finstern geschlagen wird; durch Salpetersäure wird er in der Siedhitze in Zuckersäure verändert. Man kann ihn durch Eindicken des abgeklärten Saftes der Weintrauben, der Möhren, Runkelrüben erhalten. Hundert Pfund Runkelrüben liefern durch Auspressen ihres Saftes, der sogleich geschäumt und mit Kalk geklärt wird, durch nachheriges Einkochen und Abscheiden von allen trüben Theilen zwei Pfund guten Zucker. Der Saft der Ahornbäume gibt mit Blut und Kalk behandelt ebenfalls Zucker. Der mehrste aber wird aus dem Zuckerrohre gewonnen. Schon die Soldaten Alexanders des Großen sollen auf dem indischen Zuge Rohr mit süßem Safte gefunden haben; auch erzählt man von den Kreuzfahrern, daß sie das jetzige Zuckerrohr von Tripolis mitgebracht hätten. Mit Gewißheit aber ist nur so viel bekannt, daß es im 15ten Jahrhundert in Sicilien einheimisch war und von dort 1419 durch den Herzog von Vislo nach Canaria und Madeira verpflanzt ward; 1643 kam es nach Barbados; 1648 nach Guadeloupe. Es gleicht dem Schilfe, hat sehr schwammiges Mark, erreicht an 6 Fuß Höhe, einen halben Zoll Dicke, und hat einen knotigen, blätterigen Halm. Man schneidet es, sobald die Blätter abfallen wollen, bricht diese ab, und quetscht durch Walzen den Saft aus den Halmen. Dieser sogenannte Zuckerwein läuft in einer Rinne in den großen Kessel ab, worin er sogleich mit Kalk oder Potasche aufgekocht wird, um alle Säure wegzunehmen, die sonst eine schnelle Gährung einleiten würde. Der klare Saft wird in einen andern Kessel genommen, dort nochmals gekocht, auch wohl mit Blut oder dem eiweißstoffhaltigen Fruchtsafte des Robirous esculentus geklärt, und dieses Verfahren so lange wiederholt, bis der Saft beim Auskühlen gerinnt. Das Gerinnen sucht man durch heftiges Rühren in Kühltrögen zu befördern. Sobald es eintritt, schüttet man den Saft in Fässer mit Bodenlöchern und läßt ihn zu Rohzucker oder Moscovade erstarren. Nach dem Erstarren tröpfelt durch die geöffneten Löcher der Syrup oder die Melasse ab. Bisweilen wird der Rohzucker mit feuchtem Thone bedeckt und dadurch noch mehr von der Melasse befreit, er bekommt

ann den Namen Sucre terré. Die Rohzucker werden in Kisten erpackt, als Castonade oder Cassonade nach Europa versandt; die chlechtesten Sorten heißen Thomaszucker, die bessern Martinique und Guadeloupe, die besten Canarien- und Madeirazucker. Diese Rohucker reinigt man nochmals von anhängenden färbenden und schleinigen Theilen in der Raffinerie. So wird das Haus genannt, das n Erdgestock mehrere Kessel zum Klären, Sieden, Schäumen, Läuern und Pfannen zum Kühlen hat, in dessen obern Bodenräumen Platz genug ist, die gefüllten Zuckerformen aufzunehmen und den geeinigten Zucker zu trocknen. Zu dem Ende wird der Rohzucker mit einem Kalkwasser gekocht, Rindsblut zum Abklären zugesetzt und er geklärte Saft durch Flanell geseihet. Der durchgeseihete bekommt urch rasches Einkochen die gehörige Dicke, in der er sich körnen ann, wird darauf in einer besondern Kühlpfanne gerührt, und wenn r zu erstarren anfängt, in thönerne kegelförmige Formen gegossen. Diese Formen sind von verschiedener Größe, haben an ihrer Spitze ine verstopfte Oeffnung, und werden vor dem Füllen vier Tage in Wasser eingeweicht, worauf man sie ablaufen läßt und mit der Spitze n Untersetztöpfe stürzt. Hat sich der Zucker in ihnen gekörnt, so stellt man selbige auf den Trockenboden, öffnet die Löcher an ihrer Spitze, damit der nicht geronnene Syrup ablaufe, und schlägt über den erstarrten Zucker eine Decke von feuchtem, wohl gereinigtem und geschlämmtem Thone, dessen Wasser durch den Zucker sickert und den anhängenden Syrup in den Untersetztopf mit sich nimmt. Der so gereinigte Zucker (von seiner Form Zuckerhut, Zuckerbrot genannt) muß außer der Form vollends trocknen, wird geputzt und in Papier gepackt. Der feinste, Canaria Königszucker, wird durch dreimaliges Raffiniren gewonnen; ihm folgen in der Güte: 1. super Fein, 2. ordinär Fein, 3. fein Raffinade, 4. mittel Raffinade, 5. ordinär Raffinade, 6. fein klein Melis *), 7. fein groß Melis, 8. ordinär groß Melis, 9. fein Lumpen, 10. mittel Lumpen, 11. ordinär Lumpen. Farinzucker und Syrup sind Abfälle. Kandiszucker wird durch Crystallisation aus einer nicht zu dicken Auflösung des Zuckers erhalten; der braune Kandis wird absichtlich gefärbt. Das Raffiniren des Zuckers ward in Venedig erfunden; seit 1570 bestehen aber schon in Deutschland Zuckerraffinerien. Sonst kann man auch aus Stärke, durch Sieden mit Schwefelsäure und nachherige Entfernung derselben mittelst Kalks, eine zuckerähnliche Masse erhalten, welche als Stärkenzucker zur Zeit der Continentalsperre den Rohrzucker ersetzen half, und dessen Bereitung durch den Petersburger Akademiker Kirchhoff entdeckt ward. Fs.

Zugvögel, s. Vögel.

Zumsteeg (Johann Rudolph), war der Sohn eines würtembergischen Kammerlakais. Er wurde im J. 1760 zu Sachsenflur im Schüpfergrunde im Rittercanton Odenwald geboren, und auf die Bitte seines Vaters später in die militärische Pflanzschule auf der Solitude bei Stuttgart aufgenommen. Anfänglich bestimmte man ihn zum Bildhauer, aber sein musikalisches Talent sprach sich zu laut und mächtig aus, als daß man noch länger anstehen konnte, ihn von einer Bahn zurückzuhalten, auf der er in der Folge mit so vielem Ruhme wandelte. Die herzogliche Capelle war damals reich an vorzüglichen Mitgliedern, Zumsteeg genoß den Unterricht der vorzüglichsten Mei-

*) Melis hat seinen Namen ursprünglich von der Insel Malta.

ster mit vielem Erfolge. Schon während seiner akademischen Laufbahn componirte er mehrere Singspiele, Cantaten und die Gesänge zu Schillers Räubern, dessen Jugendgefährte und vertrauter Freund er war. Als er hierauf als Hofmusikus bei der herzoglichen Capelle angestellt wurde, componirte er Klopstocks Frühlingsfeier, eine Messe und mehrere Balladen und Lieder, wodurch er sich den Beifall des Hofes und des Publikums in dem Grade erwarb, daß er nach dem Abgange des Capellmeisters Poli zum herzoglichen Concertmeister ernannt wurde. Am 27. Jan. 1802 endete ein Schlagfluß sein thätiges Leben, zu früh für die Kunst, der er so viel war. Er war der erste deutsche Componist, der sich in Balladencompositionen mit entschiedenem Glück versuchte; der Beifall, den seine Büßende, des Pfarrers Tochter von Taubenheim u. a. m. erhielten, war allgemein und gerecht. Auch seine Lieder sind ausgezeichnet gelungen, besonders ist seine Kolma ein herrliches Product. Unter seinen Opern sind die Geisterinsel, Elbondokani und das Pfauenfest die gelungensten. Nicht nur als Künstler, auch als Mensch war Zumsteeg hoher Achtung werth.

Zündwurst, ein wurstähnlicher, mit Pulver gefüllter Sack, vermittelst dessen beim Miniren das Feuer an den bestimmten Ort geleitet wird.

Zünfte, s. Gilde.

Zunge. Mit dem Namen der Zunge bezeichnen wir den fleischigen, mit Haut umgebenen Körper in der Mundhöhle, und theilen sie in die Wurzel, die im Rachen am Zungenbeine befestigt ist, in den Körper und in die Spitze. Die Haut, welche sie umgibt, ist eine Fortsetzung der, die den Mund im Innern überhaupt überzieht. Im Ganzen genommen ist sie sehr gefäßreich, auf der Fläche sehr feucht, weil ihre Gefäße viel Säfte absondern und der Schleim im Munde sie befeuchtet. Unten schlägt sich diese Haut zusammen und bildet das Zungenbändchen, das bei neugebornen Kindern bisweilen zu weit vorgeht und dann einen kleinen Einschnitt fodert. — Die Zunge ist das Organ des Geschmacks. Zu diesem Zwecke wurden ihr die Zungenwärzchen am hintern Theile, davon zwischen 7 — 12 von bedeutender Größe und noch viel mehr von minder bedeutender Größe sind. Es bestehen diese Wärzchen aus feinen Gefäßenden und Nervenenden. Die Zunge selbst besteht aus Muskeln, die ihr, da sie nur hinten im Rachen befestigt ist, erlauben, sich nach allen Richtungen im Munde zu bewegen und auf alle Weise zu verändern, um so die Speisen nicht nur zu schmecken, sondern auch theils zwischen die Zähne zu bringen, theils in die Speiseröhre zu leiten, theils um zur Sprache zu dienen u. s. f. Der Gefäße und Nerven hat sie eine große Menge; von den Nerven aber ist nur einer, der vorzüglich als Geschmacksnerv zu betrachten ist, in wie fern er sich bis in die Geschmackswärzchen verfolgen läßt.

Zungen wurden die Nationen oder Provinzen genannt, in welche sich sonst der Maltheserorden theilte. Diese waren Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragonien, Deutschland, Castilien und England. (S. Johanniterorden.)

Zurechnung, s. Anh. z. d. Bde.

Zürich, der erste der 22 Cantons der helvetischen Eidgenossenschaft, nach der im J. 1814 unter ihnen festgesetzten Rangordnung, und einer der drei Vororte oder Cantons, welche abwechselnd die Bundesangelegenheiten leiten (s. d. Art. Helvetien). Der Canton

Zürich enthält auf 45 Quadratmeilen 182,123 Einwohner, folglich über 4000 Menschen auf einer Quadratmeile, er gehört daher zu den am meisten bevölkerten Gegenden der Schweiz. Der Canton enthält Berge, Thäler und Ebenen, und gehört zu den ebenern Theilen Helvetiens, in welchen sich keine eigentlichen Alpen finden; nur einige Aeste derselben durchziehen ihn. Die Thäler und Ebenen sind sehr fruchtbar. Getreide wird überall, doch nicht mit gleichem Erfolge und für die starke Bevölkerung nicht hinreichend erbaut; das fehlende wird durch Zufuhr aus Schwaben ersetzt. Auf den Bergen ist gute Viehzucht, und in einigen Gegenden, besonders am Züricher See und an der Thur, wächst viel Wein. An Mineralien finden sich bloß verschiedene Thonerden, Steinkohlen und Torf; Metalle und Salz fehlen gänzlich. Die Cultur des Landes wird mit dem größten Fleiß und Sorgfalt betrieben; man findet kein unangebautes Stück Land, obgleich viele Dorfbewohner Manufacturisten sind. Die kaufigen Dörfer haben, besonders in der Nähe der Hauptstadt, ein schönes Ansehen. Der Canton gibt, nach dem Verhältnisse seiner Bevölkerung, das stärkste Contingent zum Bundesheere, 454 Mann, und den stärksten Beitrag zu den allgemeinen Kosten, 91,695 Schweizerfranken. Der Canton ist, in Rücksicht seiner besondern Staatsverwaltung, aristo-demokratisch. Die Regierung ist in den Händen des großen und kleinen Raths. Jener, aus 195 Mitgliedern bestehend, deren jedes wenigstens 30 Jahre alt seyn und ein Vermögen von 30,000 Schweizerfranken besitzen muß, gibt die Gesetze und übt die souveräne Gewalt aus; der kleine Rath, den 25 aus dem großen Rathe gewählte Mitglieder bilden, hat die Vollziehung der Gesetze und entscheidet in letzter Instanz, legt aber dem großen Rathe Rechnung von seiner Verwaltung ab. Zwei Bürgermeister führen abwechselnd ein Jahr hindurch den Vorsitz in beiden Räthen. Ueber geistliche Angelegenheiten führt der Kirchenrath, über Schulsachen der Erziehungsrath, beide aus mehreren Mitgliedern bestehend, besondere Aufsicht. Der ganze Canton ist in 11 Districte abgetheilt, deren jedem ein Oberamtmann vorsteht. Die erste Instanz machen die Friedensrichter. Der größte Theil der Einwohner ist der reformirten Religion zugethan. Die Einkünfte des Cantons betragen über 671,000 Schweizerfranken, die Ausgaben etwas weniger. Der Betrag der von dem Canton an das Ausland geliehenen Capitalien wurde vor einigen Jahren zu 1,400,000 Schweizerfranken angegeben. — **Zürich**, die Hauptstadt des Cantons, liegt an der schnell fliessenden Limmat, da, wo diese aus dem Züricher See heraustritt, in einer überaus angenehmen und fruchtbaren Gegend. Die **Limmat**, welche im Canton Glarus entspringt, anfangs die Linth heißt, und erst bei Zürich den Namen Limmat erhält, theilt die Stadt in zwei ungleiche Theile, welche durch Brücken mit einander verbunden sind. Die Stadt ist mit Wall und Graben umgeben, und hat in 1160 Häusern 10,600 Einwohner. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich vorzüglich aus: das große Münster, in welchem der Staatsschatz verwahrt und bei welchem ein Chorherrnstift ist, das Frauenmünster, das ansehnliche Rathhaus, das sehr zweckmäßig eingerichtete Waisenhaus und das große Bürgerspital. Zu den vielen öffentlichen Promenaden, die zum Theil in der Stadt selbst sind, gehört der **Schützenplatz**, wo des Idyllendichters, Salomon Gessners, marmornes Denkmal steht. An dem 1520 gestifteten akademischen Gymnasio oder der Akademie sind 15 Professoren angestellt. Die vom Professor Usteri

im Jahr 1773 errichtete Töchterschule ist das Muster für andere Anstalten dieser Art geworden. Zürich enthält verschiedene literarische, Kunst- und andere Sammlungen, z. B. die Stadtbibliothek nebst dem Münzcabinet, die an Handschriften reiche Bibliothek der Chorherren; die physikalische Gesellschaft besitzt eine gute Bibliothek, ein Naturaliencabinet und vortreffliche Instrumente. Auch Privatpersonen haben ausgezeichnete Sammlungen. Die Züricher Gelehrten haben sich unter allen Schweizern am meisten ausgezeichnet. Ulrich Zwingli, zwar nicht in Zürich geboren, hielt hier am 1. Jan. 1519 seine erste Predigt, und legte hier den Grund zu der Glaubensänderung, die sich von Zürich aus weiter in der Schweiz verbreitete. Die Namen Bodmer — als Literator, weniger als Dichter — und Breitinger (beide rüstige literarische Kämpfer gegen Gottsched), Conrad Geßner, Salomon Geßner, Heidegger, Lavater, sind in der Geschichte der deutschen Literatur bekannt. Auch die Landleute der Umgegend von Zürich haben zum Theil viel Bildung; Hirzels philosophischer Bauer liefert ein Beispiel davon. Die Sitten der Einwohner Zürichs sind einfacher und strenger, als in verschiedenen andern großen Städten der Schweiz; Pracht- und Polizeigesetze halten sie immer in gewissen Schranken. In Zürich herrscht große Industrie; diese Stadt ist nebst den zunächst liegenden Dörfern der Mittelpunkt, in welchem sich die verschiedenen Zweige von Manufacturen, die durch den größten Theil des Cantons verbreitet sind, vereinigen. Die Baumwollen- und Musselinmanufacturen sind die wichtigsten unter allen; bedeutend sind auch die Manufacturen leichter seidener Stoffe, weniger wichtig die Leinwand-, Wollen- und Ledermanufacturen, obgleich auch mit diesen Fabrikaten ein nicht unbeträchtlicher Handel getrieben wird. Außer dem Handel mit Manufacturwaaren beschäftigen auch der Speditionshandel mit Gütern zwischen Deutschland und Italien und die dadurch entstehenden Wechselgeschäfte einen Theil der Einwohner Zürichs, unter denen man zwar viele wohlhabende, aber doch keine außerordentlich reiche Personen findet. Auch Zürich hat in den neuern Zeiten mancherlei Schicksale erfahren. Eine schon lange gedauerte Spannung zwischen den Regenten und Regierten erleichterte die 1798 von den Franzosen bewirkte Revolution, von welcher jedoch dieser Canton verhältnißmäßig weniger als andere litt. In dem Kriege, den die zweite Coalition (1799) gegen Frankreich führte, und der auch die mit der fränkischen Republik verbundene Schweiz traf, war Zürich ein sehr bedeutender militärischer Punkt. Am 4. und 5. Juni 1799 focht hier der Erzherzog Carl gegen die Franzosen mit Glück, und besetzte am 7. Juni die Stadt. Im August fielen neue Gefechte bei Zürich vor. Am 24. Sept. schlug Massena die vereinten österreichisch-russischen Truppen, und dieser Sieg veranlaßte den Rückzug derselben aus der Schweiz. Das sonst berühmte und gefüllte Zeughaus zu Zürich, in welchem man, unter andern Merkwürdigkeiten, Wilhelm Tells Armbrust aufbewahrte, wurde unter diesen Umständen geleert.

Züricher See, nach dem Genfer See der größte in der Schweiz, 5 Meilen lang, aber in der größten Breite nur 1 1/2 Stunde breit. Er wird in den obern und untern See unterschieden. Der obere See fängt in der Gegend von Uznach vom Einfluß der Linth in denselben an, und geht in einer Länge von 4 Stunden bis Rapperswyl, wo eine hölzerne, 1850 Fuß lange Brücke über denselben führt. Der untere See geht von Rapperswyl bis Zürich, welches

im Ende desselben liegt, ist 6 Stunden lang, gegen 100 Klaftern tief und sehr fischreich. Da, wo er an Zürich stößt, geht die Linth, welche hier den Namen Limmat erhält, aus demselben hervor (s. d. Art. Zürich). Der See ist sehr wichtig für den Transitohandel mit Kaufmannswaaren, die aus Deutschland und Italien kommen oder dahin gehen. Die Ufer desselben sind, besonders in der Nähe von Zürich, überaus reizend mit Weinbergen und vielen großen und gut gebauten Manufacturdörfern besetzt. Ueber den Weinbergen erheben sich nach und nach andere Berge, die immer höher ansteigen, und zuletzt erblickt man die Gletscher von Glarus, Schwyz und Bündten. Im Gasthause zum Schwert in Zürich hat man eine vortreffliche Aussicht auf den See. Noch mehr Genuß durch die sich nach und nach öffnenden mannigfaltigen Aussichten gewährt die Fahrt auf dem See selbst, die von allen, die sie gemacht haben, gerühmt wird, und von Dichtern oft besungen worden ist. Sie erzeugte auch Klopstocks treffliche Ode: „Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht." Auf der kleinen, unweit Rapperswyl gelegenen Insel Ufnau, von welcher aus man eine vortreffliche Aussicht hat, war in einer Capelle das nun zerstörte Grab Ulrichs von Hutten (s. d. Art.), der aus den Stürmen der Welt zurückgezogen 1523 hier starb. So wie Zürich selbst im Revolutionskriege (1799) ein wichtiger militärischer Punkt war, so wurde auch der See in gleicher Absicht benutzt. Eine Flotille von bewaffneten Kanonirschaluppen unter dem Befehle des Engländers Williams sollte auf dem See die Operationen der Verbündeten zu Lande unterstützen.

Zuyder See (Süderse), ein 60 Quadratmeilen großer See, oder eigentlich Meerbusen, welchen die Nordsee (das deutsche Meer) im 13ten Jahrhunderte durch Ueberschwemmungen, die einen beträchtlichen Theil des festen Landes verschlangen, gebildet hat. Er wird von den niederländischen Provinzen Holland, Utrecht, Geldern, Oberyssel und Friesland umgeben. Ein Arm des Rheins, die Yssel, ergießt sich in denselben. Als Ueberreste des ehemaligen festen Landes sind in dem See noch einige Inseln vorhanden; die kleinsten derselben sind Urk und Schokland, die von Seeleuten und Fischern bewohnt, und auf welchen Feuerbaken unterhalten werden, nach denen sich die Schiffer in der Nacht richten. Das Harlemer Meer, ein Landsee, steht mit der Süderse durch das Y (holländisch het Y, het ey) oder das breite Wasser, welches bei Amsterdam vorbeigeht, und dessen Ausfluß der Pampus heißt, in Verbindung. Die Süderse ist für den Handel der niederländischen Provinzen äußerst wichtig, aber die Einfahrt in dieselbe ist, besonders zwischen Texel und Helder (s. d. Art.), wegen der seichten Stellen und Sandbänke nicht blos schwierig, sondern selbst bisweilen gefährlich.

Zwanzigguldenfuß, s. Conventionsfuß.

Zweibrücken (französisch Deux-Ponts), eine jetzt zum Königreich Bayern gehörende Stadt in der am linken Ufer des Rheins gelegenen Provinz, ehemals die Hauptstadt eines besondern Fürstenthums gleichen Namens im oberrheinischen Kreise. Nach dem Aussterben der ehemaligen Grafen von Zweibrücken kam dieses Land (1390) an das Haus Pfalz. In der Folge wurde es das Fürstenthum Zweibrücken genannt. Aus diesem Hause stammte Carl Gustav, der, als seine Verwandte, die Königin Christina von Schweden, 1654 die Regierung niederlegte, von den schwedischen Ständen zum König gewählt wurde. Nach dem Tode seines Enkels, Carls XII.,

Ephraim, Benjamin, Machir, Sebulon, Issaschar, Naphthali, Ruben, Gad, Asser, Dan, Juda, Simeon, Levi, Joseph, Manasse,

nd so kam denn die barbarische Gewohnheit auf, zum Beweise sei-
er Behauptungen sich auf sein Schwert zu berufen. Beim gänzli-
)en Mangel einer ordentlichen Gerichtsverfassung und bestimmter
Gesetze wurde das Schwert als die einzige Richtschnur des Rechts
nd Unrechts angesehen. Bei diesen Zweikämpfen waren gewisse For-
ien festgesetzt, die genau beobachtet wurden. Die Richter trugen
ntweder selbst auf den Zweikampf an, oder der Beleidigte foderte
inen Gegner dazu heraus, um seine Unschuld zu beweisen. Selbst
ie Zeugen waren verbunden, ihre Aussagen durch den Zweikampf zu
estätigen. Wenn die Parteien an dem vorherbestimmten Tage und
)rte erschienen, wurden Kampfrichter (Grieswärtel) bestellt,
eren Amt es war, genau Acht zu geben, daß keiner von den Strei-
:nden einen überwiegenden Vortheil über den Andern haben möchte.
)ie Waffen wurden untersucht, und Sonne und Wind unter beide
ctheilt, so daß keinem die Sonnenstralen oder der Wind beschwer-
cher als seinem Gegner fallen konnten. Der Ueberwundene oder der,
elcher sich dem Sieger ergab, wurde für ehr- und rechtlos, oft
uch für vogelfrei erklärt und seine Güter wurden confiscirt. Betraf
ies Schicksal den Kläger, so mußte er noch dem Richter und dem
Beklagten eine Geldstrafe erlegen. Wenn der Ueberwundene im Zwei-
ampfe blieb, so wurde er nicht ehrlos und erhielt ein anständiges
Begräbniß. Dem Sieger war es erlaubt, dem Besiegten, wenn er
icht um Leben und Schonung bat, den letzten Todesstoß zu geben.
Nicht die Adeligen allein, sondern alle Freigebornen überhaupt hat-
:n das Recht, ihre Sache durch den Zweikampf zu entscheiden,
eil kein freier Mann mit Leibesstrafen belegt werden durfte. Wer
en Zweikampf ausschlug, wurde sogleich für schuldig erkannt. Per-
)nen, die nicht selbst fechten konnten, als Geistliche, Weiber, Greise
nd Schwache, mußten Verfechter stellen, die sich für sie schlugen.
)iese gerichtlichen Zweikämpfe dauerten lange Zeit fort, ob man
leich das Barbarische und Unzweckmäßige derselben erkannte. Die
Kaiser errichteten selbst privilegirte Kampfgerichte, von denen das zu
Hall in Schwaben sich am längsten erhielt. Jeder konnte seinen Geg-
er an einem solchen Orte zum Zweikampf herausfodern. Durch die
Einführung der päpstlichen Decretalen (1235) und einer bessern Ge-
ichtspflege wurden auch die gerichtlichen Zweikämpfe, so wie die Or-
alien, nach und nach abgeschafft. Als im eilften Jahrhundert der
Geist des Ritterwesens sich ausbildete, wurden auch außergericht-
iche Zweikämpfe gewöhnlich, die vor selbstgewählten Schiedsrich-
ern gehalten wurden, um über Ehrensachen zu entscheiden. Auch
iese verschwanden in der Folge. An ihre Stelle kamen die Duelle
s. d. Art.) auf, die noch jetzt in allen gesitteten Staaten mehr oder
eniger üblich, weder durch Gesetze, noch durch angedrohte Strafen
nterdrückt worden sind, und, wie sehr man auch im Allgemeinen
on ihrer Immoralität überzeugt zu seyn scheint, wohl nicht leicht
anz aufhören werden, weil man sie in einzelnen Fällen für ein noth-
endiges Uebel ansieht. Ueber die gerichtlichen Zweikämpfe s. Meiers
Geschichte der Ordalien, insbesondere der gerichtlichen Zweikämpfe in
Deutschland, Jena 1795.

Zwerge sind eine bloße Spielart, keine besondere Gattung des
Menschengeschlechts. Die Pygmäen (s. d. Art.) der Alten, die Qui-
no's, die Commerson (s. d. Art.) gefunden haben will, und andere
Zwergnationen sind bloß Geschöpfe der Einbildungskraft. Es ist bis-
weilen der Fall, daß unter den großen und starken Kindern gleich

Bücher, Zeitschriften, Kunstblätter, Musikalien, Landkarten, Atlanten, Globen, Lehrmittel, Schreibmaterialien, Papier, Lithographien, Kupferstiche, Holzschnitte, Photographien, Stahlstiche, Stereotypen, Galvanoplastik, Buchdruckerei, Lithographie, Kupferdruck, Buchbinderei, Papierfabrikation, Schriftgießerei, Schriftzeichnen, Schriftschneiden, Schriftgießen, Schriftsetzen, Schriftdrucken, Schriftbinden, Schriftpapierfabrikation, Schriftschreiben, Schriftlesen, Schriftverstehen, Schriftkennen, Schriftwissen, Schriftkunst, Schriftwissenschaft, Schriftgeschichte, Schriftgeographie, Schriftstatistik, Schriftökonomie, Schriftpolitik, Schriftrecht, Schriftphilosophie, Schriftpsychologie, Schriftpädagogik, Schriftdidaktik, Schriftmethodik, Schriftkritik, Schriftästhetik, Schriftethik, Schriftreligion, Schriftgeschichte, Schriftgeographie, Schriftstatistik, Schriftökonomie, Schriftpolitik, Schriftrecht, Schriftphilosophie, Schriftpsychologie, Schriftpädagogik, Schriftdidaktik, Schriftmethodik, Schriftkritik, Schriftästhetik, Schriftethik, Schriftreligion.

Bücher, Zeitschriften, Kunstblätter, Musikalien, Landkarten, Atlanten, Globen, Lehrmittel, Schreibmaterialien, Papier, Lithographien, Kupferstiche, Holzschnitte, Photographien, Stahlstiche, Stereotypen, Galvanoplastik, Buchdruckerei, Lithographie, Kupferdruck, Buchbinderei, Papierfabrikation, Schriftgießerei, Schriftzeichnen, Schriftschneiden, Schriftgießen, Schriftsetzen, Schriftdrucken, Schriftbinden, Schriftpapierfabrikation, Schriftschreiben, Schriftlesen, Schriftverstehen, Schriftkennen, Schriftwissen, Schriftkunst, Schriftwissenschaft, Schriftgeschichte, Schriftgeographie, Schriftstatistik, Schriftökonomie, Schriftpolitik, Schriftrecht, Schriftphilosophie, Schriftpsychologie, Schriftpädagogik, Schriftdidaktik, Schriftmethodik, Schriftkritik, Schriftästhetik, Schriftethik, Schriftreligion, Schriftgeschichte, Schriftgeographie, Schriftstatistik, Schriftökonomie, Schriftpolitik, Schriftrecht, Schriftphilosophie, Schriftpsychologie, Schriftpädagogik, Schriftdidaktik, Schriftmethodik, Schriftkritik, Schriftästhetik, Schriftethik, Schriftreligion.

wei Sternen überm Haupte, gesetzt. Die Seefahrer besonders riefen
iese Gestirne bei gefährlichen Stürmen um Rettung an, die ihnen
enn auch, sobald jene am Himmel erschienen, wiederfuhr.

Zwingli (Ulrich). Dieser mit Luthern gleichzeitige Reformator
urde zu Wildenhausen in der schweizerischen Grafschaft Toggenburg
m 1. Jan. 1484 geboren. Er legte von seinem zehnten Jahre an
ie Grundlage zu seiner künftigen Gelehrsamkeit in Basel und Bern,
o er besonders unter der Anleitung des in der damaligen Zeit als
Dichter und Gelehrten berühmten Heinrich Wölflein die Alten
tudirte. Seine fernere Ausbildung erlangte er theils auf der Uni-
ersität zu Wien, wo er sich der Philosophie, und dann in Basel
nter Wyttenbach der Theologie widmete. Er wurde 1506 Pfarrer
n Glarus, und hier that er, was Luther im Augustinerkloster
u Erfurt that, er las nämlich die heilige Schrift fleißig. Die
Briefe Pauli schrieb er in der Grundsprache ab und lernte sie aus-
endig, was ihm hernach bei seinen Disputationen gute Dienste
hat. 1516 wurde er als Prediger in das, durch die vielen Wallfahr-
en berühmte Kloster, Maria-Einsiedeln, wo in der Vorzeit beson-
ers ein altes und der Sage nach wunderthätiges Marienbild hoch
erehrt wurde, berufen. Hier zeigte sich sein Geist als erhaben über
en Geist der damaligen Zeit, und ihm weit vorstrebend, als er mit
iner bessern Einsicht ausgerüstet, wider die in der Kirche eingerissenen
nd für sie selbst in moralischer Hinsicht so verderblichen Mißbräuche,
a sogar wider die Wallfahrten und die Verehrung der Maria mit
Eifer predigte, und die Bischöffe zu Sitten und Costanz aufforderte,
ie Verbesserung der Religionssätze nach Anleitung des göttlichen
Wortes thätig zu befördern. 1518 kam er als Pfarrer im großen
Münster nach Zürich, wo er 1521 in die Zahl der Chorherren aufge-
ommen wurde. In seinem jetzigen Pfarramte that er sich besonders
urch seine Predigten über die biblischen Bücher hervor und man
ann als sicher annehmen, daß diese Predigten nebst denen wider
Irrthümer, Aberglauben und Laster den Grund zu seinem nachmali-
en Reformationswerk legten. Er hatte eben dieselbe Veranlassung
azu, die Luther hatte. 1518 fand sich nämlich Bernardin
Samson, ein Franziskaner aus Mailand, in der Schweiz ein, in
er Absicht, für den päpstlichen Hof durch den Ablaßkram Geld zu
ewinnen. Zwingli, der bei Samsons erstem Erscheinen noch
n Einsiedeln predigte, widersetzte sich ihm sowohl hier als in Zürich
nit der ganzen Gewalt seiner Kanzelberedtsamkeit, und erlangte, da
er Ablaß schon überall verhaßt geworden war, doch so viel, daß er
n Zürich nicht in die Stadt gelassen wurde. Sogar der Bischoff
on Constanz, den Samsons mönchische Arroganz sehr beleidigt hatte, unterstützte Zwingli in seinem Angriffe auf Samson.
Von nun an ging Zwingli mit dem einstimmigsten Beifall der Zü-
icher und eines großen Theils der übrigen Schweizer immer wei-
er: denn die Obrigkeit in Zürich unterstützte seine Verbesserungen
ergestalt, daß sie schon 1520 einen Befehl durch ihr Gebiet ergehen
ieß, vermöge dessen das Wort Gottes ohne menschliche Zusätze ge-
ehrt werden sollte. 1522 wurde daselbst die Reformation auch in
inßerlichen Sachen vorgenommen. In eben diesem Jahre schrieb
wingli sein erstes Buch gegen die Fasten der römischen Kirche.
Die von Adrian VI. an Zwingli gemachten Anerbietungen zu
ohen klericalischen Ehrenstellen machten diesen nicht wankend. 1523
ud der Stand Zürich alle Theologen, die Zwingli eines bessern

überführen könnten, zu einer Unterredung nach Zürich ein. Bei dieser Disputation waren an 600 geistliche und weltliche Personen beisammen. Zwingli hatte seine Glaubensartikel, welche der Gegenstand derselben seyn sollten, an der Zahl 67, aufgesetzt; allein die Einwendungen des berühmten Johann Fabers, nachmaligen Bischoffs zu Wien, schienen der Obrigkeit zu Zürich so wenig befriedigend, daß sie vielmehr Zwingli's Lehrart als richtig anerkannte und denselben nebst seinen Gehülfen bei derselben bestätigte. Die zweite Disputation, bei welcher Zwingli nebst seinem Amtsgenossen in Gegenwart von mehr als 900 Personen die Verwerfung des Bilderdienstes und der Messe mit solchem Erfolge vertheidigte, daß sie auf obrigkeitlichen Befehl einen Unterricht für die Prediger des züricher Gebiets entwerfen mußten, damit diese einen richtigen Begriff von Zwingli's Lehren bekämen, fällt in eben dasselbe Jahr und hatte die Entfernung aller Werke der bildenden Künste aus den Kirchen der Stadt Zürich und ihres Gebiets, so wie 1524 die Abschaffung der Messe zur unmittelbaren Folge. Zwingli trat in eben diesem Jahre in den Ehestand, gab im folgenden sein Glaubensbekenntniß von der wahren und falschen Religion heraus und hatte somit in wenig Jahren das Reformationswerk in seinem Vaterlande auf einen ziemlich festen Fuß gebracht. Mit Eifer fuhr er in demselben fort, und die Obrigkeit zu Zürich, die ihn immer sehr thätig unterstützt hatte, schaffte jetzt die Bettelmönche ab, zog die Ehesachen vor die weltlichen Gerichte und ordnete eine bessere Verwaltung der Kirchengüter an. Zwingli war mit Luthern und den übrigen deutschen Reformatoren völlig einig. Er nahm wie sie die Bibel zum einzigen Entscheidungsgrunde an, verwarf alle menschlichen Zusätze, bestritt die Herrschaft und den Eigennutz der Geistlichkeit so wie den Aberglauben mit Kraft und Erfolg, und wollte mit einem Worte die christliche Kirche wieder auf die Einfalt der ersten Jahrhunderte zurückgebracht wissen. Nur in einigen Punkten, von welchen indessen die Lehre von der Gegenwart Christi im Abendmahl der einzige wichtige war, da die andern fast sämmtlich Gegenstände der Liturgie betrafen, war seine Ansicht von der ihrigen verschieden. Um auch diese Verschiedenheit in der Lehre vom Abendmahle und eine seit 1524 ausgebrochene Absonderung der beiden neuen Religionsparteien Luthers und Zwingli's zu heben, wurde vom Landgrafen zu Hessen, Philipp dem Großmüthigen, eine Zusammenkunft zwischen den sächsischen und schweizerischen Reformatoren 1529 zu Stande gebracht. Von Seiten der erstern erschienen als Hauptpersonen Luther und Melanchthon und von Seiten der Schweizer Zwingli und Oecolampadius. Man unterredete sich mit Sanftmuth und besonders behandelte der sonst so heftige Luther den wackern Zwingli mit brüderlicher Liebe. Ob nun zwar der Endzweck einer völligen Vereinigung nicht erreicht wurde, so kam doch so viel zur Wirklichkeit, daß man einen Vergleich zu Stande brachte, in dessen dreizehn ersten Artikeln man vollkommen übereinstimmend die vornehmsten Glaubenslehren bestimmte und im vierzehnten festsetzte, daß, wenn man gleich nicht übereinstimme, ob im Abendmahle der wahre Leib und Blut Christi gegenwärtig sey, man sich doch gegenseitig mit christlicher Liebe begegnen wolle. 1531, als im vorhergegangenen Jahre Zwingli einigen Verfolgungen und persönlichen Nachstellungen nur mit Mühe entgangen war, brach ein offener Krieg zwischen Zürich auf einer und den catholischen Can-

nen Luzern, Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug auf
er andern Seite aus, und Zwingli mußte auf Befehl des züri-
er Raths mit dem Panner des Cantons, dessen Führer jederzeit
n Geistlicher war, zu Felde ziehen. Es kam am 11. Oct. zum An-
riff und Zwingli rief seinen Landsleuten zu, „Gott zu vertrauen.“
da aber die Gegner den Zürichern mehr als doppelt überlegen und
urch besser angeführt waren, so wurden die letztern geschlagen und
wingli war unter denen, die im Kampfe den schönen Tod für
as Vaterland starben. Durch Calvin erhielt hernach das refor-
irte Glaubensbekenntniß die Gestalt, die es noch jetzt hat, obgleich
wingli sein erster Urheber ist. W—r.

Zwirn wird von vorzüglicher Güte zu Mecheln, Ryssel und
ntwerpen gemacht, sonst liefert das sächsische Erzgebirge ebenfalls
iel davon. Die älteste Art des Zwirnens ist die mit der Spindel,
euer schon das Zwirnen auf dem Spinnrade und auf der Zwirnma-
hine, auf welcher mehrere hundert Spulen zugleich zwirnen. Es
ird so vorgenommen, daß mehrere einfache, gebleichte oder unge-
eichte Fäden von Flachs oder Hanf fest zu einem einzigen zusam-
engedreht werden. F.

Zwischenact (Entre-Act) nennt man im Allgemeinen über-
upt bei theatralischen Vorstellungen diejenige Zeit, welche (gleich-
m als ein Ruhepunkt zur Erholung für die Schauspieler und für
as Publikum) entweder zwischen zwei verschiedenen Stücken oder
ischen den verschiedenen Abtheilungen eines Stückes (welche
cte, französisch Acts heißen) Statt findet. In Deutschland wird
ährend dieser Zeit jedesmal die vordere Gardine (der Vorhang)
rabgelassen, welches aber in Frankreich nicht, oder nur dann
schieht, wenn während dieser Zeit die Decorationen zu verändern
der sonst andere Verkehrungen zur folgenden Abtheilung auf dem
heater zu treffen sind. Bei Dramen, Schauspielen, Lustspielen u.
rgl. wird (wenigstens in Deutschland) diese Zwischenzeit gewöhnlich
it Instrumentalmusik, welche entweder zur Handlung des Stückes
ssend ausgesucht, oder auch eigends dazu componirt ist, ausgefüllt.
aber nennt man auch die Musikstücke (und vorzüglich die eigends
erzu componirten), durch welche jene Zeit ausgefüllt wird, Entre-
cts (Zwischenacte). Bei Opern und großen pantomimischen Bal-
ts fällt dies jedoch in Deutschland in der Regel weg, um die Zu-
rer nicht mit Musik zu überladen. In Frankreich finden auch bei
n Opern solche Entre-Acts Statt, welche vom Componisten als
ne Art kurzer Ouverturen oder Einleitungen mit charakteristischer
eziehung auf die Handlung des folgenden Acts eigends dazu com-
nirt werden. Von dem größten Theil des Publikums (an jedem
rte) werden solche Zwischenacte gewöhnlich als etwas Außerwesent-
hes und durchaus Willkührliches und Zufälliges unbeachtet ge-
ssen. Für den verständigern (freilich aber überall kleinern) Theil
er sind sie keineswegs eine bloße bedeutungslose Zeitverkürzung,
ndern stehen (oder sollen es ihrem Zwecke nach wenigstens) in ge-
uer Verbindung mit der Wirkung der ganzen Darstellung. Zweck
d Bestimmung dieser Entre-Acts ist: dem Zuschauer oder Zuhörer
nen Ruhepunkt zu geben, um durch zu anhaltende Anstrengung der
ele und des Gemüths nicht Ueberspannung oder Erschlaffung zu
zeugen, zugleich aber auch, um zu vermeiden, daß die Seele des-
ben nicht während dieser Zeit durch andere heterogene Gegenstände
nzlich allen Zusammenhang des Vorhergegangenen mit dem Fol-

Ivy, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40,

örig ausgebildet, oder sie sind weiblichen Geschlechts, ohne daß die ußern Theile ihre Vollkommenheit erreicht hätten. Der Grund die- er mangelhaften Ausbildung liegt in dem Fehler des Stehenbleibens uf den frühern Stufen der Bildung. Denn, je näher der Embryo einem Ursprung ist, desto weniger kann man ein Geschlecht bei ihm nterscheiden. Nicht allein sind die Hoden verborgen, sondern man eht auch an männlichen Embryonen weit mehr Spaltung der Ru- he; man kann diese, da sie undurchbohrt ist, eher mit der Cli- oris vergleichen, und, was später Hodensack wird, ist dann bloße aut, die in der Mitte eine längliche Spalte hat. Bleibt diese Bil- ung, so ist es natürlich, daß man ein solches Geschöpf für einen Zwitter halten muß. Es gibt nun aber solche Mißbildungen nicht elten, die man wohl Androgyne zu nennen pflegt. Sie haben eine Hoden; der Hodensack hat in der Länge eine Spalte, die aber icht in den Unterleib führt; doch kennt man einzelne Beispiele, wo irklich diese Spalte in einen blinden Sack überging und sogar ei- en periodischen Blutfluß erlitt, der aber von fehlerhafter Richtung er Hämorrhoiden herrührte. Gewöhnlich ist die männliche Ruthe ehr klein und undurchbohrt, oder sie ist in der Mitte gespalten, wie ie es im frühesten Zustande des Embryo's war, woraus dann wie- er der Verdacht der weiblichen Natur entsteht. Es gibt Fälle, wo olche Geschöpfe in den Jahren der Mannbarkeit starke Brüste be- ommen, wie Baillie einen solchen Fall erzählt. In jenen Jahren ntscheidet sich aber gewöhnlich das Geschlecht. Die, welche vorher ür Mädchen gehalten wurden, zeigen sich auf einmal als Knaben, oder vielmehr als Jünglinge, durch Ausbrüche des Geschlechtstriebes nd durch Aufrichtung der Ruthe, auch Ausfließen des Saamens, enn sie stärker gereizt werden. Indessen sind solche Geschöpfe oft chwächlich, und es dauert oft lange, ehe sie einmal den Geschlechts- rieb fühlen. Seltener sind die Fälle, wo Zwitter ursprünglich weib- ichen Geschlechts sind, aber durch ungemein große Clitoris und durch erengte Scheide, deren Lefzen vielleicht herabhängen, als Männer rscheinen. Solche Zwitter (Gynandrae) sind leicht zu erkennen. enn die Clytoris ist nie durchbohrt; der Urin fließt immer aus der och so engen Spalte der Scheide; und, wenn auch die Brüste platt leiben, so stellt sich der Monatsfluß aus der Scheide, als ein siche- es Merkmal des Geschlechts, ein.

Zwölftafelgesetze, s. Rom.

Zygia, die Bindende, ein Beiname der Juno als Schützerin er Ehen.

Il diserto equivoco fra Gesù per cenere ed i gelsi
bianchi.

o sind sie darum doch als sehr wesentlich zu betrachten; denn ohne ie ausharrende Vertheidigung jener Stellung wäre wenigstens ein so ntscheidender Sieg bei Beeren nicht denkbar gewesen. Fast eben so erhält es sich mit seiner Theilnahme an dem glorreichen Siege von Dennewitz; denn nachdem eine Brigade seines Corps am 5. Sept. ei Zahne der von Wittenberg vordringenden Ney'schen Armee festen Widerstand entgegensetzte und dadurch des Feindes Meinung, er abe die Hauptmacht der Verbündeten vor sich, bestärkte, mußte asselbe am folgenden Tage vorwärts Jüterbogk aufgestellt, eine Zeit ang den überlegenen Angriff aushalten und ward auch zurückge drängt. Während dieses Kampfes waren aber die Colonnen des Bülow'schen Corps in des Feindes linker Flanke angekommen, das Gefecht wendete sich nun hauptsächlich gegen sie, und ward auf die bekannte ruhmwürdige Weise beendet. (Der Graf Tauentzien gerieth am Tage vorher, von einer Conferenz mit dem General Bülow zurückkehrend, in die auf dem Marsche befindlichen feindlichen Truppen und rettete sich nur durch Geistesgegenwart, indem er sich für einen französischen General ausgab, vor der Gefangenschaft). Als sich nach der Schlacht bei Dennewitz die Nordarmee der Elbe näherte, deckte der Graf Tauentzien den linken Flügel derselben und folgte ihr dann über diesen Fluß. Da aber die schlesische und Nordarmee vereinigt am 11. Oct. über die Saale gingen, um Buonaparte auszuweichen, ward sein Corps mit dem Auftrage bei Dessau zurückgelassen, die Brücke bei Roßlau zu decken, so wie Brandenburg, besonders aber die Hauptstadt zu schützen. Dies ward auch bald genug nöthig, da sich zwei französische Colonnen (das vierte und siebente Corps) gegen Dessau und Wittenberg bewegten, wovon die letztere besonders gefährlich war. Der General zog sich daher, nachdem er das Blokadecorps von Wittenberg aufgenommen, über Zerbst und Görzke nach Baumgartenbrück bei Potsdam, wo er in der Nacht zum 15. Oct. ankam und nicht wissend, daß bereits alle französischen Corps wieder zur Schlacht bei Leipzig zurückberufen seyen, zur Deckung der Hauptstadt mehrere Tage stehen blieb, die indessen zur Wiederherstellung der Bekleidung der Truppen bestmöglichst benutzt wurden. Wie nun die siegreichen Heere dem Rheine zueilten, ward ihm die Belagerung von Torgau und Wittenberg, so wie die Blokade von Magdeburg übertragen. Die erste Festung ging nach einer lebhaft geführten Belagerung und Bombardement am 26. Dec. durch Capitulation über, kraft welcher die Besatzung kriegsgefangen ward. Wittenberg, bis dahin eigentlich nur blockirt, wurde nunmehr ernstlich belagert und in der Nacht zum 13. Jan. 1814 durch Sturm genommen. Der General ward dafür mit dem Großkreuz des eisernen Kreuzes belohnt, und seinem Familiennamen (bei der spätern Erhebung mehrerer Heerführer in den Grafenstand) der Name Wittenberg hinzugefügt. Den Rest dieses Feldzugs füllt die Blockade von Magdeburg aus, die durch keine besonders merkwürdigen Ereignisse bezeichnet ist. Im Jahre 1815 erhielt der Graf Tauentzien das sechste preußische Armeecorps, welches nebst dem fünften an der Elbe zurückgehalten, erst nach der Schlacht von Belle-Alliance nach Frankreich marschirte und dort in die Bretagne verlegt, durch die eingetretenen friedlichen Verhältnisse verhindert ward, sich mit dem Feinde zu messen.

Türkische Sprache und Literatur. So wie die Türken oder Osmanen ein tartarischer Stamm sind, so ist auch ihre

Sprache eine tartarische Mundart. Sie ist ihrem ganzen Bau nach sowohl von der persischen, als von der arabischen, und den mit dieser verwandten Sprachen durchaus verschieden; alle diese Sprachen weichen unter einander eben so ab, wie die russische und die derselben verwandten Sprachen von der lateinischen und deutschen. Die türkische Sprache hat für das Ohr etwas Volltönendes, aber zugleich Rauhes und Ernstes. Die Morgenländer haben verschiedene Sprichwörter, wodurch sie den Charakter der drei jetzt in einem großen Theile Asiens herrschenden Hauptsprachen, der arabischen, persischen und türkischen, zu bezeichnen pflegen; z. B. die arabische Sprache überrede, die persische schmeichle, die türkische strafe; Arabisch habe im Paradiese die Schlange unsere Stammmutter angeredet, persisch haben Adam und Eva sich von Liebe und Gegenliebe unterhalten, türkisch habe der Engel gesprochen, als er den ersten Aeltern das Paradies versagen müssen. Die türkische Sprache ist zwar in ihrem grammatischen Bau sehr regelmäßig, aber an sich ist sie arm. Dieser Armuth ihrer Sprache haben die Türken jedoch dadurch abgeholfen, daß sie den ganzen arabischen und persischen Sprachschatz sich angeeignet und mit ihrer Sprache so verschmolzen haben, daß man ohne Kenntniß des Arabischen und Persischen zu keiner gründlichen Kenntniß des Türkischen gelangen kann. Durch die Vermischung drei so ganz verschiedener und sich ungleicher Sprachen wird aber auch die Erlernung des Türkischen sehr schwierig; denn eigentlich türkische, arabische und persische Wörter und ganze Redensarten wechseln sowohl in der Sprache des gemeinen Lebens, als in Schriften ohne Unterschied mit einander ab. Das Persische ist den Türken nöthig, ihrer Sprache im Umgang, in der Poesie, und in alle dem, was zum feinen Geschmack gehört, Annehmlichkeit und Zierlichkeit zu verschaffen; das Arabische aber, um wissenschaftliche und religiöse Begriffe und Gegenstände mit Bestimmtheit und Würde auszudrücken. Sie bedienen sich der arabischen Buchstaben mit einigen geringen Veränderungen, und lesen auch, wie die Juden und Araber, von der Rechten zur Linken. Sie schreiben auf eben diese Weise. Das Papier erhalten sie aus Europa, meistens aus Venedig, lassen es aber vor dem Gebrauche so glätten, daß es wie unsere Glanzleinwand aussieht. Ihre Federn werden von einem feinen Rohre geschnitten, und ihre Dinte gleicht unserer Buchdruckerfarbe. Sie schreiben auf den Knieen, und höchstens dient ein Pappdeckel zur Unterlage. Die Lautbuchstaben oder Vocale, welche in kleinen geraden oder gekrümmten Strichen bestehen, und bald über, bald unter die Consonanten gesetzt werden, sind, den Koran ausgenommen, selten beigeschrieben. Das Lesen wird überdieß noch durch die vielen ungleichen Alphabete und Charaktere, deren man sich im Schreiben bedient, ungemein erschwert; ein ganz anderes Alphabet wird in der Kanzlei, ein anderes in Briefen, ein anderes in den Gerichten, ein anderes in wissenschaftlichen Aufsätzen, ein anderes in Rechnungen u. s. w. gebraucht. Wer das eine recht fertig lieset, kann darum noch nicht ein Wort in dem andern lesen. — Die türkischen Horden, welche sich zuerst in Klein-Asien setzten, und von da in der Folge nach Europa übergingen, waren in dem dreizehnten Jahrhundert von den hinter ihnen hervorstürmenden Mongolen aus dem westlichen Theile der großen Tartarei in größern und kleinern Haufen in das mittlere und vordere Asien getrieben worden, und hatten, einzeln nicht stark genug zu eigenen Unternehmungen, bei den Dynastien, in

die sich damals Vorderasien getheilt hatte, Kriegsdienste genommen. Während dieser Lage traten sie zu Mohammeds Religion über, und nahmen mit dem Koran zugleich die arabische Schrift an. Aus jener früheren Periode ist keine Spur eines schriftlichen Denkmals vorhanden, welches vermuthen ließe, daß sich die Türken mit Wissenschaften beschäftiget hätten. Erst nachdem sie mit dem Mohammedanischen Religionsbuch eine Schrift erhalten, und, zu Anfang des 14ten Jahrhunderts, unter einem ihrer Emire, Osman, in Kleinasien auf den Trümmern des griechischen Kaiserreichs von Byzanz eine selbstständige Macht begründet hatten, fingen sie allmählig an, das Bedürfniß wissenschaftlicher Bildung zu fühlen. Schon Sultan Orkhan, Osmans Nachfolger, obgleich mit Krieg und Eroberungen beschäftiget, stiftete im J. 1336 zu Brussa in Natolien eine wissenschaftliche Lehranstalt (Mädräsa), welche durch die Gelehrsamkeit der dabei angestellten Lehrer so berühmt wurde, daß selbst Araber und Perser es nicht verschmähten, Schüler der Osmanen zu werden. Ihre eigenen Geschichtschreiber bemerken, daß die Monarchen dieser Dynastie, von Osman, ihrem Gründer, bis auf Achmed den Ersten, obgleich sie ihre Regierungen nicht alle in gleichem Maße durch rühmliche Unternehmungen und Regententugenden verherrlichten, sich doch alle durch ihre Liebe zu den Wissenschaften, und durch die Aufmunterungen, die sie denselben zu Theil werden ließen, auszeichneten. Das goldene Zeitalter der türkischen Literatur war (in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung) die Regierung Suleimans, mit dem Zunamen der Gesetzgeber, des Urenkels Mohameds II., dessen Siege dem römischen Reich ein Ende machten. In den türkischen Schulen und höheren Lehranstalten, die gemeiniglich mit Moscheen verbunden sind, und deren Zahl sich in Constantinopel auf mehrere Hundert beläuft, wird hauptsächlich arabische Grammatik, Logik, Rhetorik, Dialektik nach Lehrbüchern gelehrt, die im Mittelalter von Arabern in ihrer Sprache abgefaßt worden sind. Ueberhaupt sind die Araber des von uns sogenannten Mittelalters in Philosophie, Mathematik, Physik, Heilkunde, Gesetzwissenschaft und Theologie noch immer die Lehrer der Türken, über die sie sich nie zu erheben vermochten. Schriften über Astrologie, Traumdeuterei, und alle Arten von Wahrsagungskünsten machen keinen unbeträchtlichen Theil der türkischen Literatur aus, und werden noch immer studirt. Besonders behauptet die Astrologie bei den Türken nicht nur noch immer den Rang einer Wissenschaft, sondern sie ist auch von bedeutendem Einflusse auf alle Staats- und Privatangelegenheiten. Der Munedschim Baschi, d. i. der Ober- oder Hofastrolog ist einer der wichtigsten Hofbeamten, indem die Zeit der wichtigsten Geschäfte von ihm bestimmt wird. Unter seiner Aufsicht werden auch die jährlichen Calender gefertiget. Allein die Werkzeuge, ohne welche die Untersuchungen des scharfsinnigsten Physikers unvollkommen bleiben würden, sind in der Türkei entweder ganz unbekannt oder man kennt sie bloß als kindisches Spielzeug, das Anstaunen der Unwissenheit zu erregen, oder eine leere Neugierde zu befriedigen. Das Teleskop, das Vergrößerungsglas, die Elektrisirmaschine und andere dergleichen Hülfsmittel der Naturwissenschaften wissen die Türken nicht zweckmäßig zu gebrauchen. Selbst des Compasses bedienen sie sich bei ihrer Schifffahrt nicht allgemein. Es ist daher natürlich, daß Nautik, Astronomie, Geographie, Ackerbau, Chemie, und alle

die Wissenschaften, die nach den großen Entdeckungen der beiden letztverflossenen Jahrhunderte, fast ganz umgeschaffen worden sind, bei den Türken in einem höchst unvollkommenen Zustand seyn müssen. Geschichte lieben die Türken; aber ihre Geschichtswerke sind größtentheils entweder in einem trockenen Chronikenstyl, oder in einer schwülstigen, mit Bildern überladenen, poetisch-prosaischen Schreibart abgefaßt. Einer ihrer ältesten und geschätztesten Annalisten ist Saad-ed-din, der, nachdem er Lehrer und Erzieher zweier Sultane gewesen war, als Mufti zu Constantinopel im J. 1599 starb. Seine Chronik hat den Titel Tadsch-et-tawarich, d. i. die Krone der Annalen, und geht vom Ursprung der Osmanen bis auf Selims I. Tod (1520), und wird von den Türken als ein classisches Werk betrachtet. Es ist von Launclavius in die lateinische, von Bratutti in die italienische, und von Podesta in die deutsche und lateinische Sprache übersetzt worden. In den Werken Naima's Raschid's und Tschelebisade's sind die Annalen des türkischen Reiches vom Jahre 1592 bis 1727 in ununterbrochener Folge fortgeführt. Ausgezeichnet durch seine unter türkischen Gelehrten ungewöhnlichen historischen und literarischen Kenntnisse war Hadschi Chalfa, mit dem Zunamen Tschelebisade, der als Beisitzer des Centralrechnungsbureau (Basch Muhasseba) im Jahr 1657 zu Constantinopel starb. Unter dem Titel: Aufgedeckte Bücher- und Wissenschaftskunde verfaßte er ein vielumfassendes encyclopädisches und bibliographisches Werk, worin die Namen aller von den Arabern, Persern und Türken gepflegten Wissenschaften, und die Titel aller in den Sprachen dieser drei Völker geschriebenen Werke vom ersten bis zum tausend und funfzigsten Jahre der Hedschra (1640 der christlichen Zeitrechnung) aufgeführt sind. Dieses Werk diente zur Grundlage der Encyclopädischen Uebersicht der Wissenschaften des Orients (von Joh. von Hammer), Leipzig 1804, welcher Hadschi Chalfa's Lebensbeschreibung, von ihm selbst verfaßt, vorgesetzt ist. Außer jenem bibliographischen Werke verfaßte Hadschi Chalfa mehrere Schriften, unter welchen besonders Chronologische Tafeln bemerkt zu werden verdienen, die von Adam beginnen, und bis zum Jahr 1640 gehen. Die von Reiske verfertigte lateinische Uebersetzung derselben befindet sich noch ungedruckt auf der königlichen Bibliothek zu Coppenhagen. Wie in den Wissenschaften, so sind auch in der Dichtkunst den Türken Araber und Perser die Muster, die sie nachahmen. Der Inhalt ihrer Gedichte ist größtentheils auf Mystik, Moral und Liebe beschränkt. Auch Räthsel, Logogryphen, Chronogrammen und andre dergleichen poetische Künsteleien sind bei ihnen sehr beliebt. Alle ihre dichterischen Erzeugnisse sind gereimt. Die Prosodie und die poetische Technik ist ganz dieselbe, wie die der Araber und Perser. Mesnevi ist ein langes Gedicht, worin jedes Distichon seinen besondern Reim hat; Gasel und Kasside sind Oden oder Lieder mit einem Reim; das Rubaii (Tetrastichon ist meistens epigrammatisch; das Kitaa hat vier bis acht Strophen mit verschiedenen Reimen, und ist auf alle Gegenstände anwendbar. Nachrichten von türkischen Dichtern und Proben aus ihren Dichtungen enthält Latifi, oder biographische Nachrichten von vorzüglichen türkischen Dichtern, nebst einer Blumenlese aus ihren Werken. Aus dem Türkischen des Monla Abdul Latifi und des Aschik Hassan Tschelebi, übersetzt von

Thomas Chabert, Zürich, 1800, 8. — Im J. 1727, unter der Regierung Achmeds III., wurde von einem aus Ofen gebürtigen Renegaten, Namens Ibrahim, mit Beihülfe eines Prager Juden, Chacham Jonas und durch Unterstützung des Großvesirs, Ibrahim Pascha, zu Constantinopel eine türkische Buchdruckerei errichtet, in welcher bis zum Jahr 1742 siebzehn Werke in 23 Bänden und 13,000 Exemplaren gedruckt wurden. Nach einem Stillstand von 43 Jahren ward die Buchdruckerei im J. 1783 unter der Regierung des Sultans Abdolhamid wieder hergestellt. Doch arbeitete sie nur etwa zwei Jahre, nach welchen sie wieder durch sieben andere unthätig stand. Im J. 1793 wurde sie von Abdorrhaman Efendi, einem verdienstvollen türkischen Geometer, welcher der Pforte als Abgränzungscommissär nach dem Frieden zu Sistov gute Dienste geleistet hatte, wieder in Thätigkeit gesetzt, und mit der in Chaskoi (einer Vorstadt Constantinopels auf der Seite Pera's) neu errichteten Ingenieurschule verbunden. Hier blieb sie jedoch nur einige Jahre, und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts ward sie in die Skutari angelegten Casernen der neuen Miliz verlegt. Bis zum Jahr 1806 wurden in derselben 26 Werke gedruckt. In den Stürmen der beiden Revolutionen von 1807 und 1809 wurde aber auch diese Buchdruckerei zerstört, jedoch von dem jetzt regierenden Sultan Mahmud IV. sogleich im J. 1809 wieder hergestellt. Ein vollständiges Verzeichniß der in Constantinopel bis zum J. 1813 gedruckten Werke hat von Hammer in der Leipziger Literaturzeitung Nr. 42. des J. 1813 und Nr. 197 u. 198 des J. 1814 gegeben. Vergl. auch Toderini's Türkische Literatur, den ganzen dritten Band und Hüdecke's Beschreibung des türkischen Reichs 3r Th. S. 51 fgg. Alle in die Theologie und in die Gesetzwissenschaften einschlagenden Bücher sind vom Druck ausgeschlossen; die Verbreitung aller übrigen wissenschaftlichen Bücher durch den Druck ist durch besondere Gutachten der Ulema's (Gesetzgelehrten), welche einigen der vorzüglichsten Werke vorgedruckt sind, gut geheißen und empfohlen. — In Europa begann das Studium der türkischen Sprache erst mit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts. Der kaiserliche Historiograph, Hieronymus Megiser, gab im J. 1612 die erste Türkische Sprachlehre heraus. Seitdem wurde das Studium der türkischen Sprache vorzüglich zu Wien betrieben, da Oesterreich und die Pforte durch Nachbarschaft und durch mannigfaltige Unterhandlungen in Angelegenheiten des Kriegs, des Friedens und der Handlung stets in Berührung mit einander standen, wobei es der erstern Regierung immer einleuchtender werden mußte, wie viel besser ihr Interesse bei der Pforte durch Gesandte und Geschäftsmänner, welche selbst der türkischen Sprache mächtig wären, würde wahrgenommen werden, als durch gewöhnliche Dollmetscher, wie sie der Zufall in dem Augenblicke des Bedürfnisses und der Geschäfte darbot. Das größte Verdienst um das Studium der türkischen Sprache erwarb sich Franz von Mesgnien Meninski, kaiserlicher Hofkriegsrath und Hofdollmetscher, welchem man nicht nur die beste türkische Sprachlehre (in lateinischer Sprache, zuerst Wien, 1680, Fol.), sondern auch das vollständigste türkische Wörterbuch verdankt. Die erstere wurde, mit Verbesserungen im Analysiren und Lesestücken vermehrt von Kollar (Wien, 1756, 4.), das letztere, gleichfalls stark vermehrt, von Jenisch, auf kaiserliche Kosten (Wien 1780 — 1803) aufs Neue herausgegeben. Türkische Sprachlehren in französischer Sprache, in

...ing a whole, and the other two parts equal to the half of the first part, and the half of the second part. Let the first part be x, the second y, and the whole z. Then $x = \frac{1}{2}z + \frac{1}{2}y$, and $y = \frac{1}{2}x + \frac{1}{2}z$. Multiplying the first equation by 2, and the second by 3, we have $2x = z + y$, and $3y = \frac{3}{2}x + \frac{3}{2}z$. Multiplying the first equation by $\frac{3}{2}$, we have $\frac{3}{2}x = \frac{3}{2}z + \frac{3}{2}y$. Subtracting this from the second equation, we have $3y - \frac{3}{2}x = \frac{3}{2}x - \frac{3}{2}y$. Adding $\frac{3}{2}y$ to both sides, we have $3y = 3x$. Dividing by 3, we have $y = x$. Substituting x for y in the first equation, we have $2x = z + x$. Subtracting x from both sides, we have $x = z$. Therefore the first part is equal to the whole, which is impossible.

ei Sorten nehmen nicht recht dieselbe Farbe an, sondern es wird vielleicht eine dunkler als die andere. So würde also leicht eine ungenehme Ungleichheit der Farbe entstehen. Indessen lassen sich alle Arten levantischer Baumwolle zusammen färben und können mithin auch ohne Unterschied zusammen gesponnen werden. Das Garn kommt entweder zum Weber oder es wird verschickt. Wassergarn wird in der Quantität von 10 Pfund, und Mulegarn in der von 5 oder 6 Pfund eingepackt. Jenes wird mit grauem, und dieses erst mit weißem oder hellblauem und dann mit grauem Papier umwickelt. Die Päckchen werden mittelst einer besondern Packmaschine ganz fest zusammengeschraubt. Wenn Weft verschickt werden soll, so wird es gemeiniglich gehaspelt. Dieses ist aber sehr unnöthig. Denn wenn Weftgarn gewebt werden soll, so muß man es doch wieder auf Spulen bringen. Am besten geschieht daher die Versendung in Kops, d. h. so wie das Garn von der Spule kommt. Der Unterschied der Benennungen von Reeled Weft und Kop Weft bezieht sich auf das oben gemeldete, und zeigt also keine verschiedene Quantität an. — Ein Päckchen Weft hält zwölf Pfund. (Poppe und Schedels Waar. Lex.)

Tyrol, eine gefürstete zu den deutschen Staaten des Erzhauses Oesterreich gehörige Grafschaft. Sie wird westlich von Helvetien und zwar vom Canton Bünden und von dem Vorarlberge, südwestlich und südlich von dem lombardisch-venetianischen Königreiche, östlich vom Königreiche Illyrien, und von dem Kreise Salzburg des Landes ob der Ens, nordwärts vom Königreiche Baiern begränzt. Vorarlberg, obgleich nur ein Kreis Tyrols, wird bei seiner eigenen ständischen Verfassung und abgesonderten Verwaltungszweigen besonders behandelt. Tyrol zählt 443 1/2 Quadratmeilen, in 29 bewohnten Thälern und mehr als 80,000 Häusern, achtzehn Städten (Insbruck, Hall, Rattenberg, Kufstein, Kitzbühl, Sterzing, Bruneken, Lienz, Brixen, Clausen, Botzen, Meran, Glurns, Trient, Ritna, Arko, Ala, Roveredo), neunzehn Marktflecken, 1653 Dörfern, gegen 619,000 Individuen (ohne Vorarlberg), mithin auf eine Quadratmeile 1375 Seelen, so daß die Population Tyrols noch unter jener der Schweiz ist, die auf einer Quadratmeile über 1700 Menschen zählt. — Die Conscription von 1788 wies um mehr als ein Drittheil mehr Familien als Häuser, auf jedes Haus mehr als sieben Menschen nach, und schon der fünfte Mensch war ein Familienvater, während das benachbarte Kärnthen um 1/49 mehr Häuser als Familien zählte, und etwa sechs Menschen auf ein Haus trafen, indem dort erst der sechste Mensch ein Familienvater war. — Eben diese Conscription zählt 55,300 Bauern, 13,600 Bürger in den Städten und Professionisten auf dem Lande, 1500 Beamte, 3100 Adelige, 4024 Geistliche, wovon auf das Hochstift Trient allein über 1300, also auf 151 Menschen ein Geistlicher kam. Der Ueberschuß der Gebornen über die Verstorbenen war im Jahre 1806 bei der Abtretung Tyrols an Baiern 1514. — Der große Unterschied der Bevölkerung unter sich (im Landgerichte Lienz auf eine Quadratmeile 804 Seelen, und in Trient 7340) ergibt sich sehr natürlich durch die Verschiedenheit der größern oder geringern Productivität des Landes. Unter die Ausfallenheiten der Bevölkerung gehört auch, daß das vom Landgericht Roveredo durch die zunehmende Seidenfabrikation 1706 nicht volle 7200, und 1806 über 21,000 Seelen zählte. — 1807 waren unter 21,220 Geburten 541 unehe-

Bon, a town of Africa, in the province of Algiers, with a harbour, and a castle on a rock. It is the residence of a governor, and is inhabited by Moors, Turks, and Jews. It is 120 miles E. of Algiers. Lon. 8. 10. E. Lat. 36. 50. N.

Bon, Cape, a cape of Africa, on the coast of Algiers, opposite to Sicily. Lon. 11. 0. E. Lat. 37. 0. N.

Bon, Cape, a cape of Africa, on the coast of Guinea, in the country of Barbary. Lon. 10. 0. W. Lat. 4. 30. N.

Bon, Cape, a cape of Africa, on the coast of Natolia, opposite to the island of Rhodes. Lon. 28. 0. E. Lat. 36. 30. N.

Bon, Cape, a cape of Africa, on the coast of Zanguebar. Lon. 49. 0. E. Lat. 11. 0. S

Jahren aus Baiern, aus Südschwaben, aus dem Mantuanischen ingeführt werden. 30,000 Menschen wandern alljährlich, venn der Winter weicht, aus, suchen in der Fremde Nahung und Verdienst, und kehren im Spätherbst mit dem Erworbenen wieder in die Heimath zurück. — Die Verschiedenheit der Maße und Gewichte zeigen gleichfalls das Gränzland zwischen Deutschland und Italien. Der Weinbau gab in guten Jahren chon bei 500,000 Ihren, davon gibt das Landgericht Botzen ganz llein mehr als den vierten Theil. Der darauf gewendete unglaubiche Fleiß verwandelt dort die Gegend in den anmuthigsten Garten. Alle Nebengeländer sind von beschnittenem Holze. Die Erde wird äufig bewässert und gedüngt, die lachenden Abhänge der Berge Leiten, Colline) sind terrassenförmig mit ungeheuern trocknen Mauern unterstützt. Verschiedenheit der Weinbereitung macht, daß er tyroler Wein (den das Ausland meist als ungarischen trinkt, ls tyroler aber nur einen halb gegohrnen süßen Most, den in Tyol selbst niemand genießen kann) schon im ersten Jahre trinkbar ird, dagegen aber um so weniger das Alter aushält. Beinahe urch ganz Europa ist das edle tyroler Obst bekannt. Ein Botzner Bauer, Namens Oswald, versuchte zwischen 1730 — 40 die erste flanzung der Citronen im kalten Grunde, und nun trägt jeder Baum im kalten Grunde im guten Jahre ein Tausend bis zwei Tausend Stück. Die Ausfuhr geht bis in das tiefste Rußland. — Der yrolische Handelsverkehr zeigt die seltsamsten Anomalien, die Obstucht war dem Lande immer ein bedeutender Nebengewinn, dennoch etrug 1779 die Einfuhr der Früchte um 280,000 Pfund mehr als ie Ausfuhr. Die Handelsbilanz stand immer gegen Tyrol. Die ohen Producte (Vieh, und jene der Milchwirthschaft, Holz, Früche, Salz, Metalle) waren immer die bedeutendsten Ausfuhrartikel Tyrols, welches sich dagegen mit allen und jeden Kunsterzeugnissen nd mit einem großen Theile seines Getreides aus dem Auslande ersehen mußte. Dennoch nehm das Land bis 1806 zur Abtretung n Baiern in seinem Wohlstande beständig zu, statt immer mehr zu erarmen, wie es nach dem sogenannten kaufmännischen System unusbleiblich hätte geschehen müssen! Von Handelskräutern sind Tak, Flachs und Hanf sehr bedeutend. Der Flachs von Winsing nd Axam steht nicht weit hinter dem brabanter. Ungeschickte ältere Jersuche zur Beschränkung des Tabak- und Weinbaues und zur rzwungenen Aufnahme des Getreidebaues standen so ganz im Gensatze mit jener berühmten Forderung des französischen Kaufannsstandes an den Minister Colbert: „Laissez nous faire!“ elches in der That die erste Grundbedingung alles Gelingens im eiche der Wissenschaften, des Handels, ja selbst der innern Adiniſtration ist. Schlechte Haushaltung mit dem großen Holzeichthum dieses Gebirgslandes, obgleich wenigstens im Innale die Salinen und Hüttenwerke schon von den ältesten eiten her strengere Grundsätze über das Forstregale veranlaßten. Die auffallend, daß das nördliche Tyrol Holz aus Graubünden infuhrte, unfähig, sein Bedürfniß selbst zu decken, wogegen m Wälschtyroler der Lauf der aus dem Lande hinausströmenden tsch, Brenta und Piave sein Holz wohlfeil und schnell, vorzüglich m Schiffbau nach Venedig zu verflößen vergönnten. Nebst dem cker- und Weinbau, dann dem Holzwachs, gibt die Viehzucht noch ne vorzügliche Nahrungsquelle. Man zählt bei 15,000 Pferde und

41,000 Ochsen. Die Ausfuhr von Käse betrug über 5000 Centner, die von Butter und Schmalz 1400. Es wird viel junges Vieh aufgekauft und dann nach Italien als Mast- oder Lebvieh verkauft. Die Schafzucht ist noch bedeutend zurück. Die Seidencultur in Wälschtyrol bringt dort ein Capital jährlicher 3,000,000 Fr. in Umlauf. Die Feldzüge von 1796 und 1800 schadeten nicht wenig, die Nachfrage fiel, das Interesse des Königreichs Italien war der tyrolischen Seidencultur nicht günstig. Die steigende Theurung förderte dagegen den Acker- und Weinbau, welchen die Maulbeerbäume durch ihre austrocknenden Wurzeln schaden. Im Mineralreiche behauptet Tyrol einen vorzüglichen Platz. Die Silber- und Kupfergruben des untern Innthales hatten einst eine europäische Wichtigkeit. Nun ist der Bergbau im Ganzen so verfallen, daß der Gewinn vom Bau der unedlen Metalle (Eisen, Kupfer, Blei) nicht mehr hinreicht zur Deckung der Einbuße, die sich aus dem Bau der übrigen ergibt. Wenig glänzend sind die Resultate der sogenannten Industrie, die mit Recht nur eine Nebenbeschäftigung neben der Viehzucht, dem Acker-, Wein- und Bergbau ist. — Baumwollenspinnerei und Strickerei in Schwaz, Leinwandweberei im Oetzthal, Pusterthal und zu Axam, Deckenweberei zu Welsberg, Spitzenklöppeln in Riez, Traufers und Gründen, die berühmten Holzwaaren in Gründen, Eisenwaaren in Stubai, der Kupferstichhandel der Tesineser (von welchen allen in Rußland, Holland, Spanien, ja selbst in Amerika, große tyrolische Handlungshäuser existiren), die Fabrikation der Seide, des Tabaks, der künstlichen Blumen zu Garzzano bei Civezzano, der Hauptbekleidung des Landmannes, der sogenannten Lodens, eines dicken Wollenzeuges ꝛc. Aber selbst diese wenig bedeutenden Industriezweige erhielten nur Schwung durch die bedeutenden Zollbegünstigungen in Oesterreich, deren Entbehrung bei der Abtretung des Landes 1806 um so bitterer empfunden wurde. Eigentliche (Entreprise) Fabriken erhielten sich in Tyrol nur, wenn das Local oder andere bedeutende Umstände sich als Monopolisten begünstigte, wie die Seidenspinner und Färbereien zu Roveredo, oder in so fern sie einen rohen Stoff bearbeiten, der durch die Verfrachtung zu sehr im Preise steigen würde, wie bei den Metallfabriken; beide Rücksichten sind anwendbar auf Tabak, Glashütten und Papiermühlen. Von unendlicher Wichtigkeit ist der tyrolische Transito, weil in diesem Lande die niedrigsten Pässe und die herrlichsten Straßen über die Alpen gehen. Die vier botzner Märkte, schon über sechs Jahrhunderte im Schwunge, beförderten ungemein die Circulation von Waaren und Geld, und waren ein äußerst wichtiger Stapelplatz zwischen Oberdeutschland, Oberitalien und der Schweiz. Schwerlich ist außer der Schweiz noch ein Land in ganz Europa, welches, durch verschiedene Stämme bevölkert, auf keiner Seite von der Natur begränzt, wohl aber durch sie zerschnitten und getrennt, bei aller Verschiedenheit von Himmelsstrich und Anbau, von Verfassung, Sprache, Sitten und Charakter der Bewohner, im Laufe von sieben Jahrhunderten aus lauter abgerissenen Stücken größerer Länder zusammengesetzt, dennoch eine solche Einheit des Willens und der Kraft bewiesen hätte, wie Tyrol. Dem römischen Weltjoch unterworfen durch Augustus Stiefsöhne, Drusus und Tiber, bevölkert mit Römern, und damals ein Theil von Rhätien, Windelizien, den beiden Norikum, im fünften Jahrhunderte die Heerstraße der aus dem rauhen Norden nach Italiens mildem Himmel ziehenden

Barbaren, in der folgenden Zeit der Tummelplatz der Ostgothen, Longobarden und Franken, und ein Theil der von ihnen nach einander gestifteten Reiche, im siebenten von Osten her bedrohet, slowakisch zu werden, im Süden italienisch, in ungewissen schwankenden Landmarken, im Norden deutsch, unter einem Herrn, als Carl der Große den wankenden Thron des longobardischen Desiderius endlich gestürzt, und bei Thassilo's Treubruch auch das agilolfingische Herzogthum Baiern mit seiner Krone vereinigt hatte, und durch Grafen verwalten ließ. — In der gewaltigen Zeit des Mittelalters war Tyrol fortwährend zwischen Deutschland und Italien, zwischen vielen geistlichen und weltlichen Herren getheilt. Die Kaiser selbst befestigten diese Theilung, damit kein Einzelner gebieterische Oberhand gewinne in diesen Bergen, die ihnen für die Heerfahrten nach Italien so ungemein wichtig waren. Ein allzumächtiger Baierherzog, wie Otto von Nordheim oder die Welfen auf Papstes Seite, hätte dem Kaiser gar leicht Italien verschließen können. Es herrschten im Süden die Bischöffe von Trient im beständigen hartnäckigen Kampfe zwischen Adel und Städten, Feudalsystem und Communalwesen, mehr als einer aus ihnen von den mächtigen und eifersüchtigen Landherrn ermordet oder vertrieben, am schwersten bedroht von denen, welche sie hätten beschützen sollen, von den Grafen zu Tyrol, ihres Hochstiftes Schirmvögten. Im Etschthale saß ein übermächtiges und übermüthiges Geschlecht welfischer Abkunft, die Grafen von Eppan, Ulten und Greifenstein. In unaufhörlicher Ahnenfeindschaft mit ihnen, im Veitschgau und tief in Engadein bis in Hohenrhätien, die Gaugrafen, Schirmvögte von Trient, deren Hauptschloß, Tyrol, in der Folge dem ganzen Lande seinen Namen gab. Am Inn und Eisack waren verschiedene Zweige der Häuser Andechs (späterhin Herzoge von Dalmatien, Croatien und Meran) und von Scheyern-Wittelsbach mächtig, welches Haus durch Heinrichs des Löwen Fall noch größer geworden. Im Pusterthale an der Rienz und Drau herrschten die Gaugrafen von Lurn, späterhin Grafen von Görz, Pfalzgrafen in Kärnthen. Langsam, aber mit Macht, erhoben sich die Städte, Botzen insonderheit und Insbruck, auch Trient, oft gegen seinen Bischoff. Durch den italienischen und levantischen Waarendurchzug floß ein guter Theil des Reichthums von Venedig, Genua, Pisa und Florenz in ihre Hände, keine Zölle drückten. — Niederlagen und Rottordnungen und frühe Abstellung alles Faustrechts lockten den Kaufmann und seine Waare. Das Hirtenleben war einförmig, der Wein- und Ackerbau beschwerlich, der dienst- und lehnspflichtige Adel verschuldet durch lange und weite Heeresfolge, durch die Kreuzzüge ins heilige Land, nach Aegypten, später wider die Tartarn und Mongolen. — Gern gaben sie allzu weitläufige Grundstücke um geringen Preis, meist nur um Grundzins oder Ehrung an Freigelassene oder Bauleute, welche abzustiften nicht mehr in ihrer Macht stand. Auch waren die Zeiten vorüber, wo Feldbau und Handarbeit die Beschäftigung der Mönche gewesen sind. Adel und Geistlichkeit haben die Aufnahme des vierten oder Bauernstandes auf diese Weise unwillkührlich mit gefördert. Schon im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts erscheinen zahlreich in Urkunden freie Gutseigenthümer aus dem Bauernstande oder sogenannte Freisassen. Gerade in der Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, während des doppelten großen Zwischenreichs in Oesterreich

und im Reiche, erloschen die Herzoge von Meran, und die Grafen von Eppan, auch die alten Grafen von Tyrol. Ihr Erbe war Mainhard von Görz, der zugleich die Macht von Brixen, Trient, Chur und Aquileja, als Schirmvogt aller dieser Hochstifter, vereinigte. Funfzigjährige Fehden und drückende Heerfahrten hatten den Bürger und Bauer (bei ihnen, den Juden und Kowertschen, war in denselben Zeiten alles baares Geld) allzuwohl überzeugt, erträglicher sey die Gewalt eines Einzigen, als Vieler! — Was vierzig Jahre später unklug und darum auch mit ungünstigem Erfolge sein Schwager, König Albert, versuchte, die Waldstädte durch den Druck unmenschlicher Reichsvögte zu zwingen, zu Habsburg zu schwören, führte Mainhard langsamer und sicherer aus. Er stritt für Bürger und Bauern wider die häufigen Schloßtyrannen von Adel, lohnte die Gehorsamen mit Lehen, Anwartschaften, Aemtern und Würden, den Ungehorsamen warf er ihre Burgen nieder, trieb sie aus dem Lande, und schlug ihre reiche Habe seiner Kammer zu. Die von den Hochstiftern erhaltene Gewalt ihres Schirmvogts kehrte er wider sie selbst, die Zeiten des Zwischenreiches kamen ihm zu Statten. Nach dem Pfalzgrafen Ludwig hatte er den größten Antheil an der Wahl Rudolphs von Habsburg, mit dessen Sohn Albrecht seine ältere Tochter Elisabeth verlobt war. Als seine Söhne, Otto, Ludwig und Heinrich (Kronprätendent von Böhmen und Polen, wider Luxemburg, als Gemahl Anna's, der ältesten Schwester Wenzels IV., des Letzten von der eingebornen Przemyslischen Dynastie) nach Mainhards Tode gemeinschaftlich regierten, ohne seinen Geist, schwach und uneinig, hob der Adel sein Haupt von neuem, und machte die beschenkte Geistlichkeit, Bürger und Landvolk auf die Folgen der Gewalt aufmerksam, welche sie mit unweiser Hitze Mainharden in die Hände gespielt, und wirklich versammelten sich im Juli 1323 zu Botzen „die Herren, Ritter und Knechte, Städte, Märkte, Gericht und Thäler der Grafschaft zu Tyrol, und der Landschaft an der Etsch und in dem Innthal, und der drei Bisthümer zu Trient, zu Chur und Brixen" und schwuren, nicht ferner gefährden zu lassen die Freiheiten, Rechte und Gewohnheiten, so sie von ihren Altvordern ererbt hätten. Die tyrolischen Stände sind die ältesten in ganz Deutschland. Der letzte Schatten der alten Freiheit sank, und die Landeshoheit arbeitete sich vollends aus, als durch die Vermählung der Enkelin Mainhards und Görzischen Erbtochter, Margarethens der Maultasche, mit dem böhmischen Johann Heinrich und dem Baiernherzoge Ludwig dem Brandenburger, die ganze Macht der beiden eifersüchtig um die Kaiserkrone ringenden Geschlechter Luxemburg und Wittelsbach auf das Land fiel, und selbiges 1363 von Margarethen, mit Zustimmung der Stände und mit Vorbehalt ihrer Rechte, an die Herzoge von Oesterreich, Rudolph, Albrecht und Leopold, Urenkel Rudolphs von Habsburg, überging. — Dieses bei Sempach von den Schweizern erschlagenen Leopolds Sohn, Friedrich, zugenamt mit der leeren Tasche (weil er dem Papste Johann das für dessen persönliche Sicherheit auf dem Constanzer Concilium gegebene Wort treu gehalten, und darüber in Reichsacht und Bannfluch verfallen und fast alles verloren), erhielt das Land durch die Treue der Bürger und Bauern sowohl gegen die verführerische Stimme der Freiheit und Gleichheit aus den Thälern Appenzells, als gegen die seinem Bruder, Herzog Ernst dem Eisernen, anhängenden Prälaten

und Edlen. Er gab dem Bauer gänzliche Freiheit, Eigenthum und Landstandschaft. Er vergönnte ihm, an der Seite derjenigen zu sitzen, vor welchen er ehehin auf den Knieen lag. In diesen Bergen hatte die schwere geschlossenene Streitsart der Ritter keinen Vorzug, und der, welcher die spröden Felsen bezwang und anbaute, leistete in der That mehr als derjenige, der ihn in seltenen Fällen mit Schwert und Lanze verfocht! — Die österreichischen Fürsten handhabten auch diese gesetzliche Freiheit und Verfassung, welche die schöne Oeffentlichkeit, und das allgemeine Interesse republikanischer Form mit der belebenden Willens- und Kraftseinheit monarchischer Regierungsform auf das Glücklichste vereinigt. Darum blieb auch Tyrol unwandelbar getreu dem Glauben, der Sitte, der Constitution und dem Fürsten seiner Väter, auch als die verführerische Stimme des großen Bauernkrieges und jene der Reformation Luthers ertönten, als in allen andern österreichischen Provinzen Aufruhr, Bürger- und Religionskrieg wütheten, Thron- und Nachfolgezwiste eintraten, der Winterkönig Pfalzgraf Friedrich und Bethlen Gabor die Krone Böhmens und Ungarns trugen. An den Felsen Tyrols scheiterte die Gewalt der schmalkaldischen Bundesverwandten, der Schweden, Gewalt und List der Franzosen. — Als mit Wallensteins Ermordung zugleich die letzte Hoffnung und die bängste Furcht des Kaisers gefallen war, vereinigten sich, nach sechzigjährigem Kaltsinn, in Tyrol wiederum die deutsche und die spanische Linie Habsburgs, kamen unter dem Cardinal-Infanten jene Truppen, die den Sieg bei Nördlingen entschieden, und dadurch den Prager Frieden. — Im spanischen Successionskriege vereinigten sich hier zwei der größten Helden, der baierische Churfürst Max Emanuel, des Kaisers Schwiegersohn, und der einzige gleiche Gegner Eugens, Vendome, um aus Tyrol nach Kärnthen und Untersteyer vorzubrechen, und den ungarischen Mißvergnügten die Hand zu bieten, welche bis an die Thore der Kaiserstadt streiften, und das Marchfeld verheerten. Sie fanden in Tyrol Niederlage und schimpfliche Flucht. Dieselbe tapfere Treue gewährten die Tyroler in der großen Bedrängniß Theresiens, als dem baierischen Churfürsten und Kaiser Carl VII. in Linz und Prag bereits gehuldigt war. Im französischen Religionskriege hinderte Tyrol wiederum beständig die Vereinigung der feindlichen Armee im Herzen der Monarchie. Im Sommer 1796 bedrohten es Buonaparte im Süden, Moreau im Norden; im März 1797, als Buonaparte gegen Wien vordrang, vertrieben die Tyroler seinen linken Flügel unter Joubert; 1799 drang Lecourbe mit dem Mordstahl und der Brandfackel, aber mit geringem Glücke ein. Der Vorarlberger Heldenmuth vereitelte bei Feldkirch Massena's wüthende Stürme, die den Erzherzog Carl um alle Früchte seiner glorreichen Siege bei Stockach und Stockach hätten bringen können; 1800 wurde im Süden und Norden des Landes rühmlich widerstanden. Kraft des Steyrer Waffenstillstandes wurde es nur durch beiderseitige Sauvegarden besetzt, wie es überhaupt gar niemals durch Waffengewalt erobert, sondern nur evacuirt, oder durch einen Vertrag übergeben wurde. Die Wunder seines Muthes und seiner Begeisterung für den alten Herrn und das alte Recht im Kriege von 1809 sind weltbekannt. Im Spätjahre desselben, nach dem Wiener Frieden, wurde es nach höchst unnatürlichen und widersinnigen Gränzlinien zwischen Baiern, Illyrien und Italien in drei Theile zerrissen. Im September und October 1813 wurde der illyrische und italienische Antheil durch den

F. Z. M. Baron Hiller erobert, der baierische durch den Pariser Vertrag zurückgewonnen, und im Juni 1814 das ganze Land wieder unter Oesterreich vereinigt, unter dessen mildem Scepter es 443 Jahre lang glücklich und unüberwindlich gewesen. — Die tyroler ständische Verfassung wurde vom Kaiser Franz unterm 24sten März 1816 feierlich wieder hergestellt, und am 30. Mai, gerade am Jahrestage, als die Tyroler 1809 zum zweitenmale in ihre wiedereroberte Hauptstadt einrückten, empfing der Monarch die feierliche Erbhuldigung. Die Nationalrepräsentation war vierfach: 1. die beiden perennirenden ständischen Activitäten in Inspruck und Botzen; 2. der engere oder kleinere Ausschuß; 3. der weitere oder größere Ausschuß; 4. der offene Landtag. Ihnen präsidiren der Landeshauptmann und der Landmarschall. Die erstere Stelle ist jetzt mit jener des Landesgouverneurs vereinigt. — Der erste Grundpfeiler der Verfassung ist die Pflicht der Selbstvertheidigung, welche die größte Aehnlichkeit mit dem alten Heerbann hat, weil die Vertheidigungspflicht auf dem Grundeigenthume beruht, und nur innerhalb der Landmarken zum Dienste verpflichtet, einige mit dem spätern Feudalsystem, weil zu Dienst und Ablösung bestimmte Fristen festgesetzt sind. — Die Fundamentalgesetze der tyrolischen Vertheidigung waren das Landlibell Maximilians I. von 1511, verbunden mit den Landtagsschlüssen von 1508. Tyrol war der Knoten, Stützpunkt und Hebel der militärischen Operationen Max I. und Carls V. wider Venedig und Frankreich, ein Beobachtungsposten gegen die an Frankreich festgeketteten Eidgenossen. Gegenwärtig, in den alten glücklichen, heißersehnten und blutig wieder verdienten Verhältnissen wird Tyrol seinen alten Beruf mit erneuerter Kraft bewähren, das Bollwerk, die Vormauer, die feste Burg Oesterreichs zu seyn.

Ukräne, das fruchtbare Land, welches sich auf beiden Seiten des Dnepr bis tief in Rußland erstreckt, die Wohnorte der Kosacken umfaßt und bis auf Peter den Großen der stete Zankapfel zwischen Rußland und Polen gewesen ist. Es war ein Theil von Kleinrußland, und wegen seiner herrlichen Weiden, seiner Pferde und Ochsen berühmt. Der Name ist jetzt meistens verschwunden, und lebt bloß noch in dem Gouvernement der slobodischen Ukräne.

Umdrehung der Erde. Copernicus war der erste, der die Umdrehung der Erde um ihre Achse lehrte, welche Lehre nachher durch Newtons Entdeckung von der Abplattung der Erde bestätigt wurde, so wie durch die Versuche über die Abnahme der Schwere gegen den Aequator (s. d. Art.). Ebenfalls lehrte Newton: daß man durch sehr genaue Versuche mit fallenden Kugeln entscheiden könne, ob die Erde sich um ihre Achse drehe. Denn wenn sie sich um ihre Achse drehe, so müssen die Kugeln, die von einer großen Höhe, z. B. von 300 Fuß fielen, etwa einen halben Zoll nach Osten abweichen. Denn wenn die Kugel in der Spitze des Thurms hänge, so sey sie von der Achse entfernter, als der Fuß des Thurms, sie habe also einen größern Schwung nach Osten. Diesen verliere sie nicht während des Fallens, und sie falle daher nicht in der Lothlinie, sondern eile dieser ein wenig vor, und schlage daher unten nicht im Lothpunkte auf, sondern einen halben Zoll nach Osten. Die Versuche, so Guglielmini und Benzenberg hierüber in Bologna, Hamburg und Schlebusch gemacht haben, und wodurch dieser Satz von Newton bestätigt worden, finden sich in dem Artikel: Bewegung der Erde, angeführt.

Upsala, eine alte schwedische Stadt und Hauptstadt eines gleichnamigen Läns im vormaligen Upland mit 4897 Einwohnern; berühmt als Sitz eines Erzbischofs, der besuchtesten Universität Schwedens und mehrerer gelehrten Vereine. Hier lehrte einst der berühmte Linné. — Eine Meile im Norden von der Stadt liegt das alte oder Gamla Upsala, wo in Schwedens Urgeschichte der Nationaltempel, den alle nordische Stämme ehrfurchtsvoll besuchten und der Sitz der Oberkönige belegen war, und eine Meile im Südosten auf einer Wiese die Morasteine, bei welchen Schwedens Könige im Mittelalter feierlich installirt wurden.

Ural, ein großes russisches Gebirge, das in geographischer Hinsicht als der Scheidepunkt zwischen Asien und Europa betrachtet werden kann. Es zieht sich durch die ganze Breite des Reichs von seinen Wurzeln am caspischen und aralschen See bis zum Eismeer, erreicht zwar nirgends Alpenhöhe, ist aber im hohen Norden fast durchaus mit ewigem Schnee bedeckt und in seiner Mitte reich an Erzen und mancherlei Mineralien. Von demselben lösen sich mehrere Bergketten ab, wie der Obtschaisyrt, der Ulutân, das Alginskische, Mangischlakische und Nowaja Semljasche Gebirge.

Verfangenschaft, das Verfangenschaftsrecht, Verfangsrecht ist in gewissen Gegenden von Oberdeutschland dasjenige Recht, welches den Kindern erster Ehe auf die von ihren Aeltern nachgelassenen unbeweglichen Güter zusteht (welche ihnen verfangen gewesen), doch so, daß dem übergebliebenen Gatten die Nutznieſſung davon bleibt. Doch nennen auch einige die sonst sogenannten Fideicommisse oder Stammgüter — verfangene Güter.

Verfassung, Staatsverfassung. So lange die Menschen einzeln lebten, war keine Gesellschaft und kein Staat vorhanden, und keine Staatsverfassung. Als die Familien sich bildeten, so entstand Familienverfassung und väterliches Hausregiment. Diese patriarchalische Verfassung ist die älteste, weil der Mensch nirgends einzeln lebt, sondern sich zu seinem Weibe hält und zu den Kindern, die sie ihm geboren. Diese Familienverfassung ist noch heutiges Tages bei Jägervölkern und Hirten, welche einen großen Raum zu ihrem Jagdbezirke und zu ihren Viehtriften bedürfen, und wo die Familien daher immer entfernt von einander wohnen müssen, wie wir dieses in der Geschichte von Abraham und Loth sehen. Verbinden sich mehrere Familien, die desselben Geschlechts und Ursprungs sind, mit einander, so entsteht ein Stamm, der größer oder geringer an Volksmenge nach der Zahl der verbundenen Familien ist. Diese Form der Gesellschaft finden wir noch in Arabien, in Asien, in Amerika und überhaupt bei allen Völkern, die in kleinen Staaten oder Verbindungen leben, weil keine großen unter ihnen möglich sind. Diese Einrichtung war bei unsern Vorvätern, als die Römer unter Julius Cäsar zuerst Deutschland entdeckten. Die kleinen Völkerschaften führten vielfach Kriege unter sich, wie dieses immer benachbarte Staaten thun, sie mögen klein oder groß seyn. Da immer nur eine kleine Völkerschaft mit der andern kriegte, und höchstens nur zwei oder drei mit einander verbunden waren, so ward ihre Staatseinrichtung auch nur auf diese kleinen Kriege eingerichtet, und sie vermochten nicht, den Römerheeren zu widerstehen, weil diese von einem großen Staat ausgingen, der auf den Krieg im Großen eingerichtet war. Die erste Verbindung der kleinen deutschen Völkerschaften brachte Hermann zu Stande, und mit Hülfe dieser Verbindung schlug und vernichtete er

den Varus mit seinen Legionen, als er ihn im Teutoburger Walde unter nachtheiligen Umständen zu einer Schlacht zwang. Als 16 Jahre später Germanicus mit einem frischen Heere nach Deutschland kam, so vermochte Hermann nicht, zum zweiten Male einen Bund zu Stande zu bringen, der mächtig genug gewesen, den Römern zu widerstehen. Diese hatten in ihrem Cäsar eine große Einheit gefunden, und August hatte damals alle Macht in seiner Hand vereinigt. Auch führte er diesen Krieg mit aller Anstrengung, da er eines mächtigen Feindes bedurfte, um seiner Regierung Ansehen, seiner Familie Lorbeeren und einigen unruhigen Köpfen einen rühmlichen Untergang zu verschaffen. Hermann wurde geschlagen, da ihm alle Versuche mißlangen, die kleinen Völkerschaften zu einem großen Staate zu vereinigen, der auf den Krieg im Großen eingerichtet wäre. Er erregte vielmehr die Eifersucht der Kleinen, welche glaubten, daß er so wie der römische Cäsar nach Alleinherrschaft strebe, und der Befreier des Vaterlandes wurde von den Seinigen ermordet, nachdem er sein 36stes Jahr erreicht und das 12te seiner Feldherrnschaft. — Man sieht an diesem Beispiele, daß es ungemein schwer ist, eine Anzahl kleiner Völkerschaften auf dem Wege der Ueberredung und der Gründe zu einer grössern Gesellschaft, zu einem größern Staate zu vereinigen. Jeder fürchtet, an seiner Freiheit zu verlieren, und eine allgemeine Eifersucht regiert: daß ein Anderer etwas voraus haben möge. Hierzu kommt noch, daß Niemand vorhanden, der Kenntniß von der Einrichtung eines großen Staates hat, und der weiß, wie es zu machen, daß die Gleichheit der Rechte geschützt werde, und daß die Freiheit des Einzelnen nicht verloren gehe, indem das Ganze stark werde. Man weiß wohl, wie man einen kleinen Staat einrichten soll, allein nicht, wie ein großer Menschenverein zu ordnen sey. — Man ist in Deutschland immer auf Bundesstaaten gekommen; zuerst der Bund der Markomannen, den die Sueven gegen die über die Elbe eindringenden Völker stifteten. Darauf der Bund der Allemannen, der wieder von den Sueven ausging. Dann der Völkerverein, der unter dem Namen des Frankenbundes im Jahr 70 nach Christo entstand. Endlich der Sachsenbund, bei dem der Stamm der Cherusker das ausschreibende Volk war. Als an der Spitze des Frankenbundes das Haus der Merovinger blühte, dehnte dieser seine Eroberungen nach dem Main hin und nach Thüringen und der Weser hin aus, und als dieses Haus durch den Major Domus gestürzt worden, als dieser die Krone auf den Degen stellte, fand Deutschland endlich jene Einheit, nach der Hermann 800 Jahre früher vergeblich gestrebt. Carl war der große Germane, der den alten Thron der Cäsaren bestieg, und als Kaiser alle Gauen Deutschlands zu einem Reiche vereinigte. In 33jährigen Kriegen hatte er den Sachsenbund zertreten und unterjocht, und so Deutschlands Einheit mit dem Schwerte erzwungen. — Will man von Staatsverfassung reden, so ist es am besten, daß man vorher sieht, wie die Staaten, wie die Menschenvereine entstehen, man erkennt dann am leichtesten, welchen Gesetzen diese Vereine ihrer innern Natur nach folgen müssen. Das Meiste hängt von der Größe derselben ab, und indem ein kleiner Staat andere Einrichtungen hat, wie ein großer, so kann man deßwegen noch nicht sagen, daß diese unvernünftig sind. Aus diesem Gesichtspunkte muß man die Staatseinrichtungen des Mittelalters beurtheilen, welche für ihre Zwecke sehr gut eingerichtet waren, und die nur manches Unbequeme hatten, weil sie alle aus einer Menge

kleiner Staaten zusammengesetzt waren, die alle souverän waren. Die ganze Einrichtung war auf den Krieg berechnet, der von allen alten Völkern als der Naturzustand des Menschen angesehen wurde, wo hingegen der Friede nur die Ausnahme sey. Um den Krieg glücklich führen zu können, um Freiheit und Eigenthum zu erhalten, vereinigten sich mehrere Familien zu einem Geschlechte, mehrere Geschlechter zu einem Stamme, mehrere Stämme zu einem Volke. Im Kriege wurde Alles an Alles gesetzt, und das Volk, welches geschlagen wurde, verlor Freiheit und Eigenthum. Die Sieger, die bei diesem Kriegsspiele ebenfalls Alles an Alles gesetzt, theilten die Beute und die Wohnsitze des unterjochten Volkes. Gewöhnlich nahmen sie die Hälfte oder ein Drittel aller Ländereien für sich, und die übrigen überließen sie wieder an die unterjochte Nation gegen Zins. Die Ländereien, welche sie für sich nahmen, gehörten nicht dem Einzelnen, sondern der Gesellschaft, dem Staate, welcher sie an Einzelne zu Lehn überließ. Auf diese Weise entstanden bei den Römern die großen Gemeineländer von Hunderten und Tausenden von Quadratmeilen (ager publicus), der nachher die Veranlassung zu dem agrarischen Gesetze wurde, welches den Gracchen fallend so großen Ruhm verlieh. (S. d. Art. Gracchen.) So nahmen die Franken, als sie Gallien eroberten, den dritten Theil aller Ländereien für sich, welche nun dem Frankenstaate gehörten, und die dieser auf Lehn gab, so daß der, welcher Ländereien vom Staate zu Lehn hatte, gehalten war, auf seine eigene Kosten ins Feld zu rücken, sobald der Lehnherr ihn rief. Die Franken waren kein einzelnes Volk, sondern ein Verein von Völkerschaften, die der Frankenbund gestiftet, an deren Spitze die Edelinge und Grafen standen, welche nun fortwährend kleine Staaten bildeten, die alle souverän waren, und die, wenn sie eben keinen auswärtigen Feind hatten, gegen den sie sich vereinigten, mit einander Krieg führten. Als das Haus der Carolinger gefallen und Hugo Capet König wurde, vereinigte er die Domänen, welche er besaß, mit dem königlichen Domän, und bildete so ein neues großes Domän, welches die Domänen der Vasallen durchschnitt, indem es sich von den Mündungen der Somme bis nach Blois erstreckte. Nach und nach vereinigte er und seine Nachfolger immer mehr Domänen mit dem königlichen Domän, nachdem Eudes, Graf von Arpin, mit dieser Vereinigung den Anfang gemacht, indem er seine Grafschaft Berry an den König abtrat. Theils durch Heirath, theils durch Kauf, theils durch Krieg waren zu Carls VII. Zeiten schon alle Domänen der Vasallen mit dem Krondomän verbunden, und bloß das der Herzoge von Burgund war noch übrig. Indem so alle kleine Staaten in einen großen verschmolzen wurden, mußten natürlich die Unbequemlichkeiten, die aus den kleinen Staaten entstanden waren, wegfallen, wozu besonders gehörte: ihr Recht, sich zu bekriegen, ihr Recht zu münzen, ihre besondern Gerichtssprengel u. s. w. Indem die königliche Münze münzte, erhielten alle Münzen gleichen Werth, so ungleich sie früher gewesen. Indem der Königsfriede herrschte, konnten die einzelnen Provinzen sich unter einander nicht mehr bekriegen, und bei der Anlegung von Landstraßen und Kanälen wurden jetzt bloß allgemeine Verhältnisse berücksichtigt, statt daß bei der frühern Verschiedenheit der Territorien fast nichts Gemeinsames konnte zu Stande kommen. Carl der Große hatte überall Städte angelegt und begünstigt, um die rohe Zeit zu zähmen, und indem der Geldreichthum und die Gewerbe mächtig wurden, hatten die Könige an

ihnen immer eine Hülfe gegen ihre mächtigen Vasallen, die sehr schwer an die Unterwerfung unter die Krone gingen, da ihr Domän ursprünglich so frei und so bevorrechtet gewesen, wie das königliche. Ungefähr in fünf Jahrhunderten haben die französischen Könige mit Hülfe der Städte und des dritten Standes es dahin gebracht, daß der Staat die Einheit erhielt, die er jetzt hat, daß die kleinen Staaten, aus denen er früher bestand, verschwanden, und daß sich das Ganze in ein zusammenhängendes und gleichförmiges Königthum verwandelte. Wenn man jetzt von Verfassung redet, so geschieht es häufig so, als wenn dieß eine ganz neue Erfindung wäre, und als wenn vor 1789 noch keine vorhanden gewesen. Alle diese kleinen Staaten hatten ihre Verfassung, die für ihren Zweck wohl geordnet war. Als aber das Geld und die Städte mächtig wurden, als die Magnetnadel erfunden, Amerika entdeckt, als der Welthandel eine neue Richtung genommen, als die Buchdruckerei, die Zeitungen, die Posten eine andere Art des gesellschaftlichen Zustandes herbeigeführt, da mußte sich die Gesellschaft, wenn sie [illegible] dauern wollte, nach andern Formen bewegen, und sich eine andere Einrichtung und eine andere Verfassung geben. — Es würde uns hier zu weit führen, von den verschiedenen Verfassungen reden zu wollen, die unter den europäischen Völkern Statt gefunden haben. Wir wollen hier nur von dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft reden und das Wort Verfassung in dem Sinne nehmen, in dem es seit 1789 gebraucht worden. Die kurze historische Einleitung, die wir vorausgesendet, wird uns eine hinlängliche Basis geben. Der Hausvater ist das erste Element des Staates. Er ist das Haupt des kleinen Staates, den man eine Familie nennt, und vertritt diesen in Wort und That. Frauen, Kinder, Gesinde stehen unter der Mundbarkeit des Hausherrn. Wohnen mehrere Familien auf einem gemeinschaftlichen Hofe, so entsteht Hofesverfassung — ein ganz kleiner Staat, von dem in einem besondern Artikel geredet wird (s. Bauerhof). — Vereinigen sich mehrere Männer zu einem Manne, so entsteht ein kleiner Staat, der eine kleine Republik ist (und so wie Rom eine Republik von Königen), da in jedem Hausvater die priesterliche und königliche Gewalt wohnt, mit der er auf seinem Ackerhofe herrscht. Ist Adel vorhanden, so entsteht eine Aristokratie. Um die Natur der Aristokratie zu begreifen, müssen wir vorher der Natur des Adels gedenken. Unter allen europäischen Völkern ist Adel, und diesem verdankt Europa wohl zum großen Theile seine Ueberlegenheit an Sitte und Zucht vor den andern Welttheilen. Nur die Türken haben keinen Adel als ein asiatisches Volk. In seiner Tiefe beruht der Adel darauf, daß der Mensch nicht bloß ein einzelnes Wesen ist, sondern mit andern Wesen, die er seine Familie nennt, zusammenhängt — und daß er hierdurch nicht allein der Gegenwart gehört, sondern der Vergangenheit und Zukunft. — Alles aber ist göttliche Natur, das diesen Zusammenhang der Menschen unter sich beurkundet — das zeigt, daß der Mensch nicht bloß ein Einzelnwesen ist. — Doch ist die Ehe, diese gesetzliche Verbindung zweier Wesen zur Fortpflanzung des Geschlechts, stets göttlicher Natur gewesen. So finden wir sie selbst in den heidnischen Gesetzgebungen. In Rom konnten nur die Patricier rechtsgültige Ehen schließen und Geschlechter (gentes) stiften. Sie hatten die Geheimnisse der Gesetze und der Religion; die Plebejer hingegen lebten nur in einer Art von Concubinat, und vermehrten sich, ohne Geschlechter zu stiften. Erst später, als die

Plebejer zahlreich geworden und ihre Macht gefühlt, erkämpfte Canuleius den Plebejern das Recht, rechtsgültige Ehen (connubia parum) gleich den Patriciern schließen zu dürfen und Geschlechter zu ften. Und als sie dieses erkämpft, so entwickelte sich unter ihnen ener niedere Adel Roms, der bald mächtiger wurde, als der alte ohe Adel der Patricier, weil er fast alle große Magistraturen des Staates erhielt, und endlich im Senate selbst den Mittelpunkt seiner Stärke hatte. Rom verdankte seine Größe seinen Gesetzen, und seine Gesetze seinem Adel; da gerade dadurch, daß der Adel in Familien Geschlechter — gentes) fortlebte, sich in diesen Familien eine gewisse Verständigkeit entwickelte, politische Staatsmaximen, die vom Vater auf den Sohn erbten, und nun als beständige Größe fortwirken, da sie nicht in jeder Generation verloren gingen, wie solches immer der Fall ist, wenn die Menschen nicht in Geschlechtern leben. Die Plebejer hatten bessere Kenntniß von der Natur des Adels, als unsere modernen Schriftsteller, die über ihn geschrieben, und sie sahen wohl ein, daß sie zu nichts gelangen könnten, wenn sie keine rechtsgiltige Ehe schließen könnten und Geschlechter stiften, in denen sich ie politischen Maximen eben so fortpflanzten, wie in den Geschlechtern der Patricier. Bei den alten Deutschen, wo jeder Erbe eine chtsgültige Ehe schloß, und auf seinem Erbe (Ackerhofe) sein Geschlecht fortpflanzte, war jeder Bauer, jeder Wehre adelig, sobald er if wehrigem Gute saß. Unter ihnen entwickelte sich der Adel in derer Weise. Da die Vertheidigung des Landes eine Erbelast war, e auf der Größe des Heerbanns-Gutes beruhte, so entstand aus n Besitzern der großen Oberhöfe ein Adel, weil diese zu Anführern d Richtern gewählt wurden. Dieses war ein Bauernadel, so wie den Cantonen Schwyz, Uri und Unterwalden die Herren von Attinghausen, von Reding u. s. w., die seit langen Zeiten zu Landammännern von den andern gewählt worden, weil sie zu den Meistbeerten gehören. — Bei den Franken, die nicht wie die Sachsen auf schlossenen Höfen wohnten, sondern ihren Boden nach Belieben eilten, beruhte der Adel auf der Kriegsehre und auf adeligem Grundsitz — auf der Allode. Ein Adel ohne Grundbesitz ist heimathlos d irrend. Ein heimathlicher Boden muß vorhanden seyn, auf dem s Geschlecht wurzelt und fortlebt. Als die Franken Gallien erobert tten, entstand eine neue Art Adel. Die siegende Nation wird immer für edler und tapferer gehalten, als die besiegte, weil man gee der größern Tapferkeit den Sieg verdankt, der als ein Gottesheil über beide Nationen gerichtet hat. Jeder Franke war im rgleich mit dem unterworfenen Gallier ein Edelmann. In Hint der Volksmenge mochten die Franken vielleicht nur ein Zehntel i der Volksmenge der Gallier seyn, und sie konnten daher füglich die Edelleute unter ihnen wohnen. Als beide Nationen mehrere hrhunderte vermischt gelebt hatten — als sie dieselbe Sprache rede— die lingua romana rustica — und vielfach durch einander eirathet, so wurden einzelne gallische Familien gegen eine Abgabe den Staat in den Stand der Franken aufgenommen. Diese Cenie hieß affranchir und war eine Art Adeln. So wie überall Territorialhoheit mächtig wurde, und diese im Lande durch ihre mte herrschte, so entwickelte sich eine neue Art Adel, der Dienstel. So ist in vielen Ländern der Geheimerath adelig, so wie auch Major, wenn auch beide bürgerlichen Ursprungs sind. Carl der ße hatte den Grund zum Dienstadel gelegt, indem alle seine Kron-

Ich habe mich bemüht, die Bedeutung der Wörter, wo sie nicht aus dem Zusammenhange klar ist, durch Beispiele zu erläutern, und bin dabei so weit gegangen, als es mir nöthig schien, um Jedem, der nur einigermaßen mit der Sprache vertraut ist, das Verständniß zu ermöglichen. Wo ich mich kurz gefaßt habe, ist es, weil ich glaubte, daß Jeder, der sich mit dem Studium der Sprache ernstlich befaßt, sich ein Wörterbuch anschaffen wird, und daß es nicht nöthig ist, Alles, was in einem Wörterbuche steht, hier zu wiederholen.

Ich habe mich bemüht, die Bedeutung der Wörter, wo sie nicht aus dem Zusammenhange klar ist, durch Beispiele zu erläutern, und bin dabei so weit gegangen, als es mir nöthig schien, um Jedem, der nur einigermaßen mit der Sprache vertraut ist, das Verständniß zu ermöglichen. Wo ich mich kurz gefaßt habe, ist es, weil ich glaubte, daß Jeder, der sich mit dem Studium der Sprache ernstlich befaßt, sich ein Wörterbuch anschaffen wird, und daß es nicht nöthig ist, Alles, was in einem Wörterbuche steht, hier zu wiederholen.

[illegible] [illegible] [illegible] [

Ehe, 1. Ehe, 2. Ehe, 3. Ehe, 4. Ehe, 5. Ehe, 6. Ehe, 7. Ehe, 8. Ehe, 9. Ehe, 10. Ehe, 11. Ehe, 12. Ehe, 13. Ehe, 14. Ehe, 15. Ehe, 16. Ehe, 17. Ehe, 18. Ehe, 19. Ehe, 20. Ehe,

Satz, und zwar in der Weise, daß die Zeilen nicht mehr wie bisher in Kolumnen, sondern in Kolumnen, sondern in Kolumnen, sondern

Mr. Bell's Life of Thomas Bewick, the Water-Colour Exhibitions, Mr. Ruskin's Lectures on Art, Mr. Hamerton's Etching and Etchers, Mr. Wedmore's Studies in English Art, Mr. Hamerton's Graphic Arts, Mr. Stephens's Nineteenth Century Art, Mr. Monkhouse's Pre-Raphaelitism, Mr. Hamerton's Painting in France after the Decline of Classicism, Mr. Hamerton's Contemporary French Painters, Mr. Hamerton's Landscape, Mr. Hamerton's Portfolio Papers, Mr. Hamerton's Imagination in Landscape Painting, Mr. Hamerton's Human Intercourse, Mr. Hamerton's Intellectual Life, Mr. Hamerton's Round My House, Mr. Hamerton's Thoughts about Art, Mr. Hamerton's Wenderholme, Mr. Hamerton's Sylvan Year, Mr. Hamerton's Isles of Loch Awe, Mr. Hamerton's Chapters on Animals, Mr. Hamerton's Unknown River, Mr. Hamerton's Modern Frenchmen, Mr. Hamerton's Life of Turner, Mr. Hamerton's Life of Sir Joshua Reynolds, Mr. Hamerton's Life of Rembrandt, Mr. Hamerton's Life of Leonardo da Vinci, Mr. Hamerton's Life of Michelangelo, Mr. Hamerton's Life of Raphael, Mr. Hamerton's Life of Titian, Mr. Hamerton's Life of Correggio, Mr. Hamerton's Life of Tintoretto, Mr. Hamerton's Life of Veronese, Mr. Hamerton's Life of Giorgione, Mr. Hamerton's Life of Bellini, Mr. Hamerton's Life of Mantegna, Mr. Hamerton's Life of Perugino, Mr. Hamerton's Life of Pinturicchio, Mr. Hamerton's Life of Signorelli, Mr. Hamerton's Life of Luini, Mr. Hamerton's Life of Sodoma, Mr. Hamerton's Life of Andrea del Sarto, Mr. Hamerton's Life of Fra Bartolommeo, Mr. Hamerton's Life of Lorenzo di Credi, Mr. Hamerton's Life of Ghirlandaio, Mr. Hamerton's Life of Botticelli, Mr. Hamerton's Life of Filippino Lippi, Mr. Hamerton's Life of Masaccio, Mr. Hamerton's Life of Giotto, Mr. Hamerton's Life of Cimabue, Mr. Hamerton's Life of Duccio, Mr. Hamerton's Life of Simone Martini, Mr. Hamerton's Life of Lorenzetti, Mr. Hamerton's Life of Orcagna, Mr. Hamerton's Life of Gaddi, Mr. Hamerton's Life of Taddeo Gaddi, Mr. Hamerton's Life of Andrea Orcagna, Mr. Hamerton's Life of Nardo di Cione, Mr. Hamerton's Life of Jacopo di Cione, Mr. Hamerton's Life of Andrea di Cione, Mr. Hamerton's Life of Bernardo Daddi, Mr. Hamerton's Life of Giovanni da Milano, Mr. Hamerton's Life of Pietro Lorenzetti, Mr. Hamerton's Life of Ambrogio Lorenzetti, Mr. Hamerton's Life of Simone Martini, Mr. Hamerton's Life of Duccio, Mr. Hamerton's Life of Cimabue, Mr. Hamerton's Life of Giotto, Mr. Hamerton's Life of Masaccio, Mr. Hamerton's Life of Filippino Lippi, Mr. Hamerton's Life of Botticelli, Mr. Hamerton's Life of Ghirlandaio, Mr. Hamerton's Life of Lorenzo di Credi, Mr. Hamerton's Life of Fra Bartolommeo, Mr. Hamerton's Life of Andrea del Sarto, Mr. Hamerton's Life of Sodoma, Mr. Hamerton's Life of Luini, Mr. Hamerton's Life of Signorelli, Mr. Hamerton's Life of Pinturicchio, Mr. Hamerton's Life of Perugino, Mr. Hamerton's Life of Mantegna, Mr. Hamerton's Life of Bellini, Mr. Hamerton's Life of Giorgione, Mr. Hamerton's Life of Veronese, Mr. Hamerton's Life of Tintoretto, Mr. Hamerton's Life of Correggio, Mr. Hamerton's Life of Titian, Mr. Hamerton's Life of Raphael, Mr. Hamerton's Life of Michelangelo, Mr. Hamerton's Life of Leonardo da Vinci, Mr. Hamerton's Life of Rembrandt, Mr. Hamerton's Life of Sir Joshua Reynolds, Mr. Hamerton's Life of Turner, Mr. Hamerton's Modern Frenchmen, Mr. Hamerton's Unknown River, Mr. Hamerton's Chapters on Animals, Mr. Hamerton's Isles of Loch Awe, Mr. Hamerton's Sylvan Year, Mr. Hamerton's Wenderholme, Mr. Hamerton's Thoughts about Art, Mr. Hamerton's Round My House, Mr. Hamerton's Intellectual Life, Mr. Hamerton's Human Intercourse, Mr. Hamerton's Imagination in Landscape Painting, Mr. Hamerton's Portfolio Papers, Mr. Hamerton's Landscape, Mr. Hamerton's Contemporary French Painters, Mr. Hamerton's Painting in France after the Decline of Classicism, Mr. Monkhouse's Pre-Raphaelitism, Mr. Stephens's Nineteenth Century Art, Mr. Hamerton's Graphic Arts, Mr. Wedmore's Studies in English Art, Mr. Hamerton's Etching and Etchers, Mr. Ruskin's Lectures on Art, the Water-Colour Exhibitions, Mr. Bell's Life of Thomas Bewick.

Minister ernsthaft zu ihnen reden und ihnen die Gefahr zeigen, in welche sie den Staat bringen — und nicht bloß das Ministerium. Endlich regelt man die Deputirtenkammer durch das aristokratische Element der Pairskammer, das jeden Beschluß der Deputirtenkammer lähmen kann, indem es nicht denselben Beschluß faßt und hierdurch keine Zustimmung gibt. Hierzu kommt, daß es zu den Vorrechten der Krone gehört, daß sie in jedem Augenblicke die Deputirtenkammer vertagen kann, oder aber auflösen und dann von den Meistbeerbten eine neue kann wählen lassen. In dieser Einrichtung liegt eigentlich das Geheimniß der Erhaltung; denn wie auch eine Deputirtenkammer beschaffen seyn mag, die Krone kann sie zum Stillstande bringen, weil sie die Maschine auflösen und in ihre Bestandtheile zerlegen kann, wo dann alle Deputirten sich gleich wieder unter das Volk verlieren und ihr Urtheil von den Meistbeerbten empfangen, indem sie vor den Richterstuhl der Wahlen gestellt werden. Tacitus sagt (33, 878): „Denn alle Nationen und Städte werden entweder vom Volke, oder den Vornehmsten, oder von einem Einzigen regiert. Ein Staat, wo das Beste von jeder dieser drei Regierungsformen vereinigt erscheint, ist leichter anzupreisen, als hervorzubringen, und kann, wenn er auch einmal zur Wirklichkeit kommt, von keiner Dauer seyn." Das Urtheil eines Mannes, der so viel über Staatsverfassung nachgedacht und so sehr in der großen Welt gelebt, ist von einem großen Gewichte. Aber Tacitus kannte die neuen Formen der Gesellschaft nicht, welche diese angenommen, seit durch die Erfindung des Papiers, der Druckerei, der Zeitungen und der Posten eine öffentliche Meinung anderer Art entstanden ist, welche über die ganze Fläche des Staates zerstreut ist, und nicht bloß in der Hauptstadt concentrirt, wie in den Staaten der Alten. Das flache Land und die Städte in den Provinzen reden ebenfalls mit, und da sie die Mehrheit der Stimmen haben, da 3/4 aller Einwohner immer auf dem Lande wohnen, so kann keine Faction in der Hauptstadt gegen sie aufkommen. In diesem Verständigtseyn über das allgemeine Interesse des Staates liegt die Möglichkeit der Erhaltung der Staatseinrichtung, und dieses ist jetzt durch den leichten Verkehr, in welchem alle gebildete Männer mit einander durch Bücher und Zeitungen stehen, leichter möglich, als zu den Zeiten der Römer. Soll die öffentliche Meinung gut unterrichtet seyn, so muß über das Oeffentliche auch öffentlich geredet werden. Dieses geschieht in der Kammer der Gemeinen, in welcher die Minister mit den Verständigsten des Landes die Angelegenheiten desselben verhandeln, und indem diese Verhandlungen in den Zeitungen gedruckt werden, verbreitet sich eine große Verständigkeit über die Landesangelegenheiten, da jeder hört, wie die Männer darüber reden, die am besten unterrichtet sind, und dieß sind doch unstreitig die Minister. Noch ein Umstand darf nicht unerwähnt bleiben, der ungemein zur Erhaltung dieser Verfassung beiträgt, wenn sie einmal im Staate vorhanden ist. Der Fürst lernt alle Talente kennen, die in der Nation vorhanden, da diese durch den natürlichen Mechanismus der Dinge in die Höhe getragen werden, selbst wenn sie auch bloß als Advocat oder Zeitungsschreiber ihre politische Laufbahn anfangen. Unter diesen Talenten wählt er seine Minister. Er hat keine Ursache, daß er den beschränkten Köpfen den Vorzug geben sollte, und am Ende hält sich auch einer Kammer gegenüber immer nur ein talentvolles Ministerium. — Denn sobald größere Talente in der Kammer sind, muß entweder das Mi-

nisterium fallen, oder es muß sie an sich ziehen und in sich aufnehmen. Hierdurch kommt es dann, daß stets die größten Talente im Ministerio sind, wie man auch jetzt solches in Frankreich sieht, wo von Allem, was in der Kammer gesprochen wird, stets das beste, das klarste, das stärkste von der Seite der Regierung und der Minister kommt. Eine Regierung, die stark ist und aus großen Talenten besteht, ist zugleich eine kühne, und eine solche geht nicht zu Grunde. Hierzu kommt noch, daß bei dieser Staatseinrichtung das Ministerium immer aus gleichartigen Elementen besteht — indem es sich durch eine Coalition bildet — und daß es immer einig ist, weil es sich immer verheidigen muß. Ein Fürst von großem Geiste — so wie die beiden Antonine es waren — wird eine solche Verfassung als die würdigste erkennen und zugleich als die, in welcher es ihm am leichtesten ist, das ganze Leben des Staates zu übersehen und seine Pflicht als Fürst zu erfüllen. Das Königthum ist keine Magistratur und ein Fürst soll nicht arbeiten wie ein Regierungsrath und nichts thun, was einer seiner Diener eben so gut thun kann oder vielleicht besser. Seines Amtes ist es, den Staat zu erhalten, indem er die Ordnung der Gesellschaft erhält, in der sie sich bewegt. Die Bewegung selbst überläßt er aber der Gesellschaft, so wie der Natur die Folge der Jahreszeiten. Ein solcher Staat ist eigentlich eine Republik in monarchischen Formen. Jeder Staat ist ein Gemeinwesen, jedes Gemeinwesen ist nach Gesetzen geordnet, und ob die Einrichtung nun so oder anders gemacht, ob die Maschine so oder anders berechnet, das ist gleich, der Staat ist immer ein Gemeinwesen; und so lange man den Begriff eines Gemeinwesens nicht verläßt, wird man jedem Gliede desselben immer seine richtige Stelle anweisen können, dem Könige, dem Adel, den Ministern, dem Volke. An diesen Begriff des Gemeinwesens hat auch wohl Friedrich der Große gedacht, als er sagte: der König wäre der erste Beamte des Staates. Aber der Ausdruck war irrig, denn das Königthum ist keine Magistratur. — Jede Gesellschaft ist, so wie jede Ehe, göttlicher Natur, und indem das Königthum der Gipfel der Gesellschaft ist und der Mittelpunkt aller Institutionen, ist in ihm jenes Göttliche in höherem Grade vorhanden, als in jedem andern Theile der Gesellschaft, so wie im Haupte des Menschen mehr von jenem göttlichen Lichte wohnt, als in seinen übrigen Gliedern, obgleich alle zu demselben Körperbunde gehören. Aus der Lehre des Papstthums hat sich ein Wahnbegriff von der göttlichen Sendung der Könige entwickelt, und aus diesem jene Lehre des blinden Gehorsams, zu dem die Völker verpflichtet wären, weil ihnen Gott die Könige als seine Statthalter gesendet. Diese Lehre hat England lange bewegt, und die Stuarts, welche sie behaupteten, um einen der schönsten Throne von Europa gebracht *). Bei den Germanen konnte

*) Das gratia Dei, welches die Könige in ihren Titeln haben, ist anderen Ursprungs. Bei den Germanen konnte kein Mann den andern strafen, da alle in ihrer Wehre mit priesterlicher und königlicher Gewalt herrschten. Nur der Priester der Manni war beim Zuge der Generalgewaltiger und er konnte strafen, allein nicht auf Befehl eines Menschen, sondern als auf den Befehl Gottes, „gratia Dei.“ Hierdurch blieb die Würde des Mannes ungekränkt. Die gesalbten Könige nahmen dieses gratia Dei mit in ihren Titel als Zeichen, daß die priesterliche und königliche Würde in ihnen vereinigt sey.

jeder Hausherr (Wehre), der in eine Mannie getreten, sich von dieser trennen und in den Naturzustand des Krieges zurücktreten, vermöge der souverainen Gewalt, die in jedem Hausvater wohnte, der auf seinem Ackerhofe und dessen Umwallung als Priester und König herrschte. Indem nun die Gesellschaft sich gegen ihn bewaffnete, strafte sie ihn, wenn er unterlag, nicht jure imperii, sondern jure belli. Und so ist es auch noch, und alle Rednerei, die man über die Rechtmäßigkeit des Aufruhrs geführt, ist leer, wenn man nicht von diesem Gesichtspunkte ausgeht (s. d. Art. Aufruhr). Es leidet keinen Zweifel, daß jeder Hausherr sich von dem Staatsvereine, in den er getreten, wieder lossagen kann, vermöge der priesterlichen und königlichen Gewalt, die in jedem Hausherrn wohnt. Er tritt dann in den Naturzustand des Krieges zurück, in welchem er seine Gefahr auf seine eigene Hand bestehen mag. Da er nicht mehr im schützenden Vereine der Gesellschaft lebt und wenn er in diesem Kriege unterliegt und Gut und Leben verliert, so verliert er dieses jure belli und nicht jure imperii. Anders ist es mit den Schutzverwandten, welche zwischen den Staatsbürgern wohnen. Diese werden als Aufrührer gestraft, die sich gegen die Gesellschaft auflehnen, in deren Schutz sie sich begeben. Man hat eine Staatseinrichtung wie die angeführte oft auf eine unrichtige Weise eine Verfassung genannt, in der die Gewalt getheilt sey. Dieses ist nicht. Die ganze Gewalt wohnt im Könige, und es ist sicher ein großes Unglück, wenn in einem Staate zweierlei Gewalt ist. Eben so hat man sie eine beschränkte Monarchie genannt. Auch dieser Ausdruck ist unrichtig. Eine Monarchie, die sich nach Gesetzen bewegt, ist deßwegen keine beschränkte, so wenig als ein Mensch, der Gesetzen gehorcht, ein Sklave kann genannt werden. Wenn ein Fürst wie Carl der Große oder Friedrich der Große regiert, so handelt und denkt der ebenfalls nach Gesetzen, auch wenn sie nicht geschrieben sind, und das Königthum ändert seine Natur nicht, sobald es sich nach geschriebenen Gesetzen bewegt, statt nach ungeschriebenen. Nur die Despotie, in welcher es jeden Tag anders ist, bewegt sich nicht nach Gesetzen, so wie der Tolle, der jeden Tag eine andere fixe Idee hat, nicht nach Gesetzen denkt. Eine Monarchie, wie die angeführte, ist das vollendete Königthum. Ihre Grundlage ist das regierende Haus, das im Laufe der Jahrhunderte mit dem Volke zu einem Ganzen verwachsen ist. Ihre Stärke liegt in der Einheit, die der regierende König gibt und in der Vollkommenheit der Gesetzgebung, da der ganze Staat sich nach Gesetzen bewegt. Eine Theilung der Gewalt findet nicht Statt. Die ganze Gewalt wohnt in dem Könige, der zu gleicher Zeit Gesetzgeber, Regent und Richter ist. Nur in den Gliedern des Staates findet eine Theilung der Geschäfte Statt. Die, welche Recht sprechen, haben keinen Theil an der Verwaltung, und die, welche Einfluß auf die Entwerfung der Gesetze haben (die Volksdeputirten), haben keinen auf die Ausführung derselben; sie sprechen kein Recht nach diesen Gesetzen und sie haben keinen Antheil an der Verwendung der Steuern, die sie bewilligt. Durch diese Theilung der Geschäfte hält eine Institution immer die andere in den Schranken der Verfassung und verhindert sie, ihre Gränze zu überschreiten, zu der jede geneigt. Die Institution der Minister hält die Institution der Deputirten in ihren Schranken und diese wieder jene. Das Wesentliche dieser Staatseinrichtung beruht darauf, daß jeder Act der Verwaltung und der Rechtspflege sich auf ein Gesetz beziehen muß, das vom Könige

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 6.

Fig. 7.

Fig. 8.

Fig. 9.

Fig. 10.

Fig. 11.

Fig. 12.

Fig. 13.

Fig. 14.

Fig. 15.

Fig. 16.

Fig. 17.

Fig. 18.

Fig. 19.

Fig. 20.

Fig.

wande, deßhalb aber auch mit großen Kosten verbunden war, konnte diese Vervielfältigung und der Vertrieb der dadurch erhaltenen Exemplare nicht wohl ein Gegenstand kaufmännischer Speculation werden, weil das darauf zu verwendende Kapital und der zu erwartende Absatz in keinem Gewinn versprechenden Verhältnisse gestanden haben würden. Erst als durch Erfindung der Buchdruckerei die Möglichkeit gegeben war, Geisteswerke auf eine solche Art zu vervielfältigen, daß die Menge der in kurzer Zeit und mit verhältnißmäßig geringern Kosten zu verfertigenden Exemplare einen Preis zuließen, der die Hoffnung eines sichern und schnellen Absatzes derselben verbürgte, erst dann konnte der Handel mit Schriften und andern durch die Presse vervielfältigten Geistesproducten, wie Kupferstiche, Holzschnitte, Landkarten u. s. w. ein Gegenstand der Speculation des Kaufmanns oder desjenigen werden, der jene Werke selbst erzeugt hatte. Der Verlag eines Geisteswerkes ist nämlich nichts anders, als die Erwerbung des Eigenthumsrechtes an demselben in dem Maße, daß der Erwerber davon auf seine Kosten eine bestimmte oder beliebige Anzahl von Exemplaren verfertigen lassen, und dieselben zu seinem Vortheile ausschließlich verkaufen darf. Der Verlag erstreckt sich also nicht bloß auf Bücher, sondern auch auf Kupferstiche, Landkarten, Holzschnitte u. dergl. Es ist nie bestritten worden, daß der Erzeuger eines Geisteswerkes der vollständigste Eigenthümer desselben sey, folglich damit ganz nach seiner Willkühr verfügen, es daher auch zum Gegenstande einer Handelsspeculation machen könne, in so fern die Gesetze eines Staats darüber nicht besondere beschränkende Verfügungen enthalten, welches jedoch in keinem deutschen Staate wenigstens der Fall ist. Dies ist das angestammte Verlagsrecht, und wenn der Erzeuger des Werkes solches ausübt, der Selbstverlag. Hat er jedoch dieses unbestrittene Verlagsrecht einem Dritten überlassen, sey es durch Kauf oder schenkungsweise, dann tritt zwischen ihn und das Publikum der Verleger, meistens ein Buch- oder Kunsthändler, d. i. ein Mann, der den Handel mit Geisteswerken zum Hauptgeschäfte seines Lebens gemacht hat, und als solcher dem Staate seine Verpflichtungen leistet, z. B. Steuern zahlt und andere Lasten trägt. Jetzt entstehen Rechtsfragen, welche vorher nicht denkbar waren. Zuerst die: Wie darf der Verleger sein Verlagsrecht benutzen? — Antw. Ganz in dem Maße, wie es der Erzeuger selbst konnte, oder in Gemäßheit des mit diesem geschlossenen Vertrags. Ist daher die Zahl der zu vervielfältigenden Exemplare nicht bestimmt, so kann der Verleger, wie es der Erzeuger konnte, so viele davon machen lassen, als er will, und diese so lange verkaufen, als er will. Ist die Zahl der Exemplare bestimmt, so hört mit dem Verkaufe des letzten das Verhältniß auf, und der Verleger darf ohne Vorwissen und Genehmigung des Autors keine neue Auflage des Werkes machen. Ein Werk wieder auflegen, heißt eben, es von neuem vervielfältigen lassen zum Behuf des Verkaufs. Eine neue Ausgabe aber ist eine neue vom Verfasser selbst oder jemanden anders auf rechtmäßigem Wege besorgte und veranstaltete Erscheinung des Werkes, sey es in der ersten oder in einer neuen Gestalt. Das mit einer bestimmten Zahl von Exemplaren übertragene Verlagsrecht — als das am meisten vorkommende — ist nur auf die erste Ausgabe beschränkt und der Verleger hat kein Recht, zu verlangen, daß der Autor mit ihm eher, als mit einem Andern über

Ihnen und Ihrem Gatten, und ich bin sicher, daß Sie mir nicht
zürnen werden, wenn ich Ihnen sage, daß ich Ihnen beiden
Glück wünsche. Ich bin sicher, daß Sie mir nicht zürnen

So lange die Erbfolge überhaupt dauert. Demnach würden die Werke eines Gelehrten oder Künstlers nie Gemeingut des Volkes oder der Menschheit? Nein, als Handelsgegenstand nie! oder bis sie als eine herrnlose Sache (Res nullius, oder derelicta) zu betrachten sind. Allein läugnen läßt sich wohl nicht, daß es ersprießlich ist für die Verbreitung von Geistesbildung, wenn der Staat eine Zeit bestimmt, nach deren Verfluß die Schriften und Werke von verstorbenen Gelehrten und Künstlern, die ein Gegenstand der Handelsthätigkeit geworden, auch wenn rechtmäßige Erben der Verfasser da sind, für Gemeingut der Nation in dem Maße erklärt werden, daß Jeder nach Belieben sich mit Veranstaltung neuer Ausgaben derselben befassen darf. Dies ist z. B. in Frankreich der Fall, wo der erwähnte Zeitpunkt, wenn wir nicht irren, auf zehn Jahre nach dem Tode des Autors bestimmt ist. Wir haben im Obigen bei Bestimmung des Begriffes vom Verlagsrechte ein Merkmal in demselben aufgenommen, welches als wesentlich zu demselben gehörend noch immer von Vielen bestritten wird, nämlich das des ausschließlichen Verkaufs der vervielfältigten Exemplare. Man glaubt nämlich dagegen Folgendes einwenden zu können: wer ein Exemplar von einem Buche oder Kupferstiche u. dergl. rechtmäßig erworben hat, kann damit als mit seinem Eigenthume nach Gefallen schalten und verfügen, folglich muß er es auch vervielfältigen, und davon allen möglichen Vortheil ziehen können. Diejenigen, welche diese Schlußfolge nicht für statthaft halten, nennen eine solche Vervielfältigung eines Geisteswerks ohne Verlagsrecht darauf Nachdruck (auch Nachstich bei Kupfern und Landkarten) und erklären sie für eine Beeinträchtigung der eigentlichen Verleger, welche schon durch Vernunftgründe als unrechtlich sich nachweisen lasse. Das Naturrecht, sagen sie, worauf sich die Vertheidiger des Nachdrucks berufen, kennt das ganze Verhältniß des Bücherverlags nicht, sondern dieses ist erst in einer geordneten menschlichen Gesellschaft denkbar, die sich sehr über den Naturstand erhoben hat, und wo die Verhältnisse der Menschen gegen einander sich dergestalt modificirt haben, daß man ohne die genaueste Kenntniß derselben über die aus ihnen abzuleitenden Rechte nicht entscheiden kann. Man muß daher bei jedem Geschäfte oder Verhältnisse den Zweck betrachten, zu dessen Erreichung es eingegangen wurde. Dieser Zweck kann als verstanden, anerkannt und gebilligt vorausgesetzt werden von jedem, der sich in der Gesellschaft befindet, sobald er selbst daran Theil nimmt oder zu demselben stillschweigend mitwirkte. Die Verhältnisse eines Verlegers zum Verfasser und zum Publikum müssen daher auch als bekannt angenommen werden, indem sich jeder wenigstens leicht davon unterrichten kann, sobald er es soll. Kauft man also ein Buch, so erkennt man stillschweigend die Gültigkeit des Verhältnisses des Verlegers zu dem Publikum an, muß ihm also auch das Recht des ausschließlichen Verkaufs zugestehen, weil sonst sein ganzes Unternehmen, als darauf berechnet, vereitelt und ihm die Aussicht auf einen Gewinn entzogen werden würde, die ihm auf rechtmäßige Art eröffnet worden. Wollte man einwenden: alle diese Voraussetzungen seyen erkünstelt und nur scheinbar verbindend, so läßt sich entgegnen: daß kein verständiger Mensch dem Erzeuger eines Geisteswerkes das Eigenthum an demselben und die möglich größte Nutzung absprechen wird, weil es sonst gar kein Eigenthum davon geben könnte. Vervielfältigt er es und verkauft er die Exemplare davon, so thut er es, um von dieser Vervielfältigung

Bell, Sir Charles, K.H., F.R.S., Edinburgh, 1774–1842. Anatomist, physiologist, and surgeon. Studied at the Royal High School and University of Edinburgh. Settled in London, 1804. Professor of Anatomy, Royal College of Surgeons, 1824. Knighted, 1831. Author of *Anatomy and Philosophy of Expression*, 1806; *Nervous System of the Human Body*, 1830; *Bridgewater Treatise*, 1833; *Nervous Pairs*, 1835; *Hand*, 1837; *Physiology and Philosophy*, 1839; *Nervous Diseases*, 1841.

Bell, Sir Isaac Lowthian, Bart., F.R.S., Washington, Durham, 1816–1904. Chemical manufacturer and ironmaster. Educated at Durham and Bonn. Founded chemical works at Washington, 1844. Founded iron works at Port Clarence, 1852. Established blast furnaces at Middlesbrough, 1862. Baronet, 1885. Author of *Chemical Phenomena of Iron Smelting*, 1872; *Principles of the Manufacture of Iron and Steel*, 1884.

Bell, Sir Lewis, K.C.M.G., Montreal, 1815–1882. Lawyer and author. Educated at Montreal. Called to the Bar, 1838. Solicitor-General, Lower Canada, 1854. Judge, Court of Queen's Bench, Montreal, 1857. Knighted, 1867. Author of *Reports of Cases in Lower Canada*, 1851–1857; *Reports of Cases in Upper Canada*, 1857–1861; *Reports of Cases in Canada*, 1861–1865.

Bell, Robert, LL.D., Quebec, 1800–1890. Educationist and author. Educated at Quebec. Master of Quebec Grammar School, 1824. Inspector of Schools, Quebec, 1846. Author of *Canadian Poems*, 1850; *Canadian Ballads*, 1855; *Canadian Poems and Lays*, 1864; *Canadian Poems and Ballads*, 1865; *Canadian Poems and Poets*, 1867; *Canadian Poems and Miscellanies*, 1869; *Canadian Poems and Poetry*, 1870; *Canadian Poems and Songs*, 1871; *Canadian Poems and Verse*, 1872; *Canadian Poems and Rhymes*, 1873; *Canadian Poems and Ballads*, 1874; *Canadian Poems and Lyrics*, 1875; *Canadian Poems and Sonnets*, 1876; *Canadian Poems and Odes*, 1877; *Canadian Poems and Elegies*, 1878; *Canadian Poems and Epics*, 1879; *Canadian Poems and Idylls*, 1880; *Canadian Poems and Romances*, 1881; *Canadian Poems and Tales*, 1882; *Canadian Poems and Stories*, 1883; *Canadian Poems and Fables*, 1884; *Canadian Poems and Parables*, 1885; *Canadian Poems and Allegories*, 1886; *Canadian Poems and Dramas*, 1887; *Canadian Poems and Comedies*, 1888; *Canadian Poems and Tragedies*, 1889; *Canadian Poems and Farces*, 1890.

Bell, Robert, M.D., Dublin, 1800–1880. Physician and author. Educated at Dublin. Professor of Medicine, Royal College of Surgeons, Dublin, 1835. Author of *Elements of Pathology*, 1838; *Elements of Practice of Medicine*, 1840; *Elements of Clinical Medicine*, 1842; *Elements of Diseases of Children*, 1844; *Elements of Diseases of Women*, 1846; *Elements of Diseases of the Nervous System*, 1848; *Elements of Diseases of the Skin*, 1850; *Elements of Diseases of the Eye*, 1852; *Elements of Diseases of the Ear*, 1854; *Elements of Diseases of the Throat*, 1856; *Elements of Diseases of the Chest*, 1858; *Elements of Diseases of the Abdomen*, 1860; *Elements of Diseases of the Liver*, 1862; *Elements of Diseases of the Kidneys*, 1864; *Elements of Diseases of the Bladder*, 1866; *Elements of Diseases of the Prostate*, 1868; *Elements of Diseases of the Urethra*, 1870; *Elements of Diseases of the Penis*, 1872; *Elements of Diseases of the Testicle*, 1874; *Elements of Diseases of the Scrotum*, 1876; *Elements of Diseases of the Perineum*, 1878; *Elements of Diseases of the Anus*, 1880.

Bell, Robert, M.D., Edinburgh, 1800–1880. Physician and author. Educated at Edinburgh. Professor of Medicine, University of Edinburgh, 1835. Author of *Elements of Pathology*, 1838; *Elements of Practice of Medicine*, 1840; *Elements of Clinical Medicine*, 1842; *Elements of Diseases of Children*, 1844; *Elements of Diseases of Women*, 1846; *Elements of Diseases of the Nervous System*, 1848; *Elements of Diseases of the Skin*, 1850; *Elements of Diseases of the Eye*, 1852; *Elements of Diseases of the Ear*, 1854; *Elements of Diseases of the Throat*, 1856; *Elements of Diseases of the Chest*, 1858; *Elements of Diseases of the Abdomen*, 1860; *Elements of Diseases of the Liver*, 1862; *Elements of Diseases of the Kidneys*, 1864; *Elements of Diseases of the Bladder*, 1866; *Elements of Diseases of the Prostate*, 1868; *Elements of Diseases of the Urethra*, 1870; *Elements of Diseases of the Penis*, 1872; *Elements of Diseases of the Testicle*, 1874; *Elements of Diseases of the Scrotum*, 1876; *Elements of Diseases of the Perineum*, 1878; *Elements of Diseases of the Anus*, 1880.

Bell, Robert, M.D., Glasgow, 1800–1880. Physician and author. Educated at Glasgow. Professor of Medicine, University of Glasgow, 1835. Author of *Elements of Pathology*, 1838; *Elements of Practice of Medicine*, 1840; *Elements of Clinical Medicine*, 1842; *Elements of Diseases of Children*, 1844; *Elements of Diseases of Women*, 1846; *Elements of Diseases of the Nervous System*, 1848; *Elements of Diseases of the Skin*, 1850; *Elements of Diseases of the Eye*, 1852; *Elements of Diseases of the Ear*, 1854; *Elements of Diseases of the Throat*, 1856; *Elements of Diseases of the Chest*, 1858; *Elements of Diseases of the Abdomen*, 1860; *Elements of Diseases of the Liver*, 1862; *Elements of Diseases of the Kidneys*, 1864; *Elements of Diseases of the Bladder*, 1866; *Elements of Diseases of the Prostate*, 1868; *Elements of Diseases of the Urethra*, 1870; *Elements of Diseases of the Penis*, 1872; *Elements of Diseases of the Testicle*, 1874; *Elements of Diseases of the Scrotum*, 1876; *Elements of Diseases of the Perineum*, 1878; *Elements of Diseases of the Anus*, 1880.

Bell, Robert, M.D., Aberdeen, 1800–1880. Physician and author. Educated at Aberdeen. Professor of Medicine, University of Aberdeen, 1835. Author of *Elements of Pathology*, 1838; *Elements of Practice of Medicine*, 1840; *Elements of Clinical Medicine*, 1842; *Elements of Diseases of Children*, 1844; *Elements of Diseases of Women*, 1846; *Elements of Diseases of the Nervous System*, 1848; *Elements of Diseases of the Skin*, 1850; *Elements of Diseases of the Eye*, 1852; *Elements of Diseases of the Ear*, 1854; *Elements of Diseases of the Throat*, 1856; *Elements of Diseases of the Chest*, 1858; *Elements of Diseases of the Abdomen*, 1860; *Elements of Diseases of the Liver*, 1862; *Elements of Diseases of the Kidneys*, 1864; *Elements of Diseases of the Bladder*, 1866; *Elements of Diseases of the Prostate*, 1868; *Elements of Diseases of the Urethra*, 1870; *Elements of Diseases of the Penis*, 1872; *Elements of Diseases of the Testicle*, 1874; *Elements of Diseases of the Scrotum*, 1876; *Elements of Diseases of the Perineum*, 1878; *Elements of Diseases of the Anus*, 1880.

Bell, Robert, M.D., Dundee, 1800–1880. Physician and author. Educated at Dundee. Professor of Medicine, University of Dundee, 1835. Author of *Elements of Pathology*, 1838; *Elements of Practice of Medicine*, 1840; *Elements of Clinical Medicine*, 1842; *Elements of Diseases of Children*, 1844; *Elements of Diseases of Women*, 1846; *Elements of Diseases of the Nervous System*, 1848; *Elements of Diseases of the Skin*, 1850; *Elements of Diseases of the Eye*, 1852; *Elements of Diseases of the Ear*, 1854; *Elements of Diseases of the Throat*, 1856; *Elements of Diseases of the Chest*, 1858; *Elements of Diseases of the Abdomen*, 1860; *Elements of Diseases of the Liver*, 1862; *Elements of Diseases of the Kidneys*, 1864; *Elements of Diseases of the Bladder*, 1866; *Elements of Diseases of the Prostate*, 1868; *Elements of Diseases of the Urethra*, 1870; *Elements of Diseases of the Penis*, 1872; *Elements of Diseases of the Testicle*, 1874; *Elements of Diseases of the Scrotum*, 1876; *Elements of Diseases of the Perineum*, 1878; *Elements of Diseases of the Anus*, 1880.

Bell, Robert, M.D., Perth, 1800–1880. Physician and author. Educated at Perth. Professor of Medicine, University of Perth, 1835. Author of *Elements of Pathology*, 1838; *Elements of Practice of Medicine*, 1840; *Elements of Clinical Medicine*, 1842; *Elements of Diseases of Children*, 1844; *Elements of Diseases of Women*, 1846; *Elements of Diseases of the Nervous System*, 1848; *Elements of Diseases of the Skin*, 1850; *Elements of Diseases of the Eye*, 1852; *Elements of Diseases of the Ear*, 1854; *Elements of Diseases of the Throat*, 1856; *Elements of Diseases of the Chest*, 1858; *Elements of Diseases of the Abdomen*, 1860; *Elements of Diseases of the Liver*, 1862; *Elements of Diseases of the Kidneys*, 1864; *Elements of Diseases of the Bladder*, 1866; *Elements of Diseases of the Prostate*, 1868; *Elements of Diseases of the Urethra*, 1870; *Elements of Diseases of the Penis*, 1872; *Elements of Diseases of the Testicle*, 1874; *Elements of Diseases of the Scrotum*, 1876; *Elements of Diseases of the Perineum*, 1878; *Elements of Diseases of the Anus*, 1880.

Bell, Robert, M.D., Inverness, 1800–1880. Physician and author. Educated at Inverness. Professor of Medicine, University of Inverness, 1835. Author of *Elements of Pathology*, 1838; *Elements of Practice of Medicine*, 1840; *Elements of Clinical Medicine*, 1842; *Elements of Diseases of Children*, 1844; *Elements of Diseases of Women*, 1846; *Elements of Diseases of the Nervous System*, 1848; *Elements of Diseases of the Skin*, 1850; *Elements of Diseases of the Eye*, 1852; *Elements of Diseases of the Ear*, 1854; *Elements of Diseases of the Throat*, 1856; *Elements of Diseases of the Chest*, 1858; *Elements of Diseases of the Abdomen*, 1860; *Elements of Diseases of the Liver*, 1862; *Elements of Diseases of the Kidneys*, 1864; *Elements of Diseases of the Bladder*, 1866; *Elements of Diseases of the Prostate*, 1868; *Elements of Diseases of the Urethra*, 1870; *Elements of Diseases of the Penis*, 1872; *Elements of Diseases of the Testicle*, 1874; *Elements of Diseases of the Scrotum*, 1876; *Elements of Diseases of the Perineum*, 1878; *Elements of Diseases of the Anus*, 1880.

Bell, Robert, M.D., Stirling, 1800–1880. Physician and author. Educated at Stirling. Professor of Medicine, University of Stirling, 1835. Author of *Elements of Pathology*, 1838; *Elements of Practice of Medicine*, 1840; *Elements of Clinical Medicine*, 1842; *Elements of Diseases of Children*, 1844; *Elements of Diseases of Women*, 1846; *Elements of Diseases of the Nervous System*, 1848; *Elements of Diseases of the Skin*, 1850; *Elements of Diseases of the Eye*, 1852; *Elements of Diseases of the Ear*, 1854; *Elements of Diseases of the Throat*, 1856; *Elements of Diseases of the Chest*, 1858; *Elements of Diseases of the Abdomen*, 1860; *Elements of Diseases of the Liver*, 1862; *Elements of Diseases of the Kidneys*, 1864; *Elements of Diseases of the Bladder*, 1866; *Elements of Diseases of the Prostate*, 1868; *Elements of Diseases of the Urethra*, 1870; *Elements of Diseases of the Penis*, 1872; *Elements of Diseases of the Testicle*, 1874; *Elements of Diseases of the Scrotum*, 1876; *Elements of Diseases of the Perineum*, 1878; *Elements of Diseases of the Anus*, 1880.

Bell, Robert, M.D., Ayr, 1800–1880. Physician and author. Educated at Ayr. Professor of Medicine, University of Ayr, 1835. Author of *Elements of Pathology*, 1838; *Elements of Practice of Medicine*, 1840; *Elements of Clinical Medicine*, 1842; *Elements of Diseases of Children*, 1844; *Elements of Diseases of Women*, 1846; *Elements of Diseases of the Nervous System*, 1848; *Elements of Diseases of the Skin*, 1850; *Elements of Diseases of the Eye*, 1852; *Elements of Diseases of the Ear*, 1854; *Elements of Diseases of the Throat*, 1856; *Elements of Diseases of the Chest*, 1858; *Elements of Diseases of the Abdomen*, 1860; *Elements of Diseases of the Liver*, 1862; *Elements of Diseases of the Kidneys*, 1864; *Elements of Diseases of the Bladder*, 1866; *Elements of Diseases of the Prostate*, 1868; *Elements of Diseases of the Urethra*, 1870; *Elements of Diseases of the Penis*, 1872; *Elements of Diseases of the Testicle*, 1874; *Elements of Diseases of the Scrotum*, 1876; *Elements of Diseases of the Perineum*, 1878; *Elements of Diseases of the Anus*, 1880.

Bell, Robert, M.D., Dumfries, 1800–1880. Physician and author. Educated at Dumfries. Professor of Medicine, University of Dumfries, 1835. Author of *Elements of Pathology*, 1838; *Elements of Practice of Medicine*, 1840; *Elements of Clinical Medicine*, 1842; *Elements of Diseases of Children*, 1844; *Elements of Diseases of Women*, 1846; *Elements of Diseases of the Nervous System*, 1848; *Elements of Diseases of the Skin*, 1850; *Elements of Diseases of the Eye*, 1852; *Elements of Diseases of the Ear*, 1854; *Elements of Diseases of the Throat*, 1856; *Elements of Diseases of the Chest*, 1858; *Elements of Diseases of the Abdomen*, 1860; *Elements of Diseases of the Liver*, 1862; *Elements of Diseases of the Kidneys*, 1864; *Elements of Diseases of the Bladder*, 1866; *Elements of Diseases of the Prostate*, 1868; *Elements of Diseases of the Urethra*, 1870; *Elements of Diseases of the Penis*, 1872; *Elements of Diseases of the Testicle*, 1874; *Elements of Diseases of the Scrotum*, 1876; *Elements of Diseases of the Perineum*, 1878; *Elements of Diseases of the Anus*, 1880.

Bell, Robert, M.D., Kirkcudbright, 1800–1880. Physician and author. Educated at Kirkcudbright. Professor of Medicine, University of Kirkcudbright, 1835. Author of *Elements of Pathology*, 1838; *Elements of Practice of Medicine*, 1840; *Elements of Clinical Medicine*, 1842; *Elements of Diseases of Children*, 1844; *Elements of Diseases of Women*, 1846; *Elements of Diseases of the Nervous System*, 1848; *Elements of Diseases of the Skin*, 1850; *Elements of Diseases of the Eye*, 1852; *Elements of Diseases of the Ear*, 1854; *Elements of Diseases of the Throat*, 1856; *Elements of Diseases of the Chest*, 1858; *Elements of Diseases of the Abdomen*, 1860; *Elements of Diseases of the Liver*, 1862; *Elements of Diseases of the Kidneys*, 1864; *Elements of Diseases of the Bladder*, 1866; *Elements of Diseases of the Prostate*, 1868; *Elements of Diseases of the Urethra*, 1870; *Elements of Diseases of the Penis*, 1872; *Elements of Diseases of the Testicle*, 1874; *Elements of Diseases of the Scrotum*, 1876; *Elements of Diseases of the Perineum*, 1878; *Elements of Diseases of the Anus*, 1880.

Bell, Robert, M.D., Wigtown, 1800–1880. Physician and author. Educated at Wigtown. Professor of Medicine, University of Wigtown

phe, Stanze, Gesatz oder Absang zu sagen. Eben so hat das Wort Versmaß, welches für Metrum gebraucht wird, eine mehrfache Bedeutung. Einmal nämlich ist es das Verhältnißmaß der Arsis und Thesis, oder des Bildes und Gegenbildes (s. Strophe). Mit erweiterter rhythmischer Form aber wird das Hauptmoment der metrischen Periode, der Fuß, Versmaß. Endlich wird die metrische Periode selbst noch mehr erweitert Maß des Verses. Verskunst ist die Anwendung dieses Maßes. — Da bereits in den angeführten Artikeln hinlänglich, so weit es die Gränzen dieses Werks gestatten, über das Wesen des Rhythmus und Metrum gesprochen worden ist, so ist eine Wiederholung überflüssig. Eben so wenig kann hier von dem Folgerichtigen, in den Zahlen Zwei und Drei, oder im Geraden und Ungeraden liegenden Princip der Reimstellung gehandelt werden. Wir erinnern nur kurz, daß Rhythmus ohne Tact nicht denkbar sey; daß es geraden und ungeraden Tact gebe, mithin dreierlei Metra, a. das spondeische = Zwei- oder Viervierteltact; b. das molossische = schweren Dreivierteltact; c. das trochäische = leichten Sechs- oder Neunachteltact. Die Versarten in ungeradem Tact sagen mehr dem Antiken, die in geradem mehr dem Modernen zu. Die alten Grammatiker maßen nach Fußen und wurden dadurch zu manchen Irrthümern verleitet. Denn Fuß ist nur Form eines einzelnen Hauptmoments der metrischen Periode (des Tactes), oder prosodische Composition (s. Rhythmus), dessen verhältnißmäßiger Gehalt eben erst rhythmisch und metrisch bestimmt zu werden verlangt, also erst an diesen meßbar, nicht aber ihr Maß ist. Dies Maß führt nun aber auf eine, früherhin ganz unbekannte, oder doch mindestens nur dunkel und verworren gefühlte, obgleich in der Tonsprache aufbewahrte, dreizeitige Länge, wie auf einen doppelten, nämlich leichten, dem dreizitigen, und schweren, dem geraden Tact angehörigen, Daktylus. Diese von dem gründlichen Kenner Apel gemachte Entdeckung mußte, zumal für accentuirende Sprachen, von wichtigen Folgen seyn, indem damit die Gebiete des Prosodischen und Metrischen schärfer abgemarkt, aber auch innerhalb ihrer selbst genauer vermessen und bestimmt wurden (s. Prosodie). Die Grammatiker dagegen, deren Fuß nur ein Sylbenhaufwerk war, suchten, um das Maß zu bestimmen, einen Grund- und Hauptfuß, der im Ganzen waltete, auf. Da sie nur Lang und Kurz, nicht aber das Wie lang und Wie kurz kannten, dies aber gerade, nämlich das verschiedene Verhältniß, auch Verschiedenheit der Bewegung gab, so entstanden hieraus allerlei Willkührlichkeiten, Verkennungen und Verwirrungen, welche zu Gesetzen erhoben wurden, wodurch die Wahrnehmung des Rhythmus nur mehr verdeckt und erschwert wurde. Mißt man dagegen, wie es das Ohr und die seine Rechte behauptende folgebeständige Wissenschaft fodert, musikalisch und tactmäßig, so sucht man die regelmäßig wiederkehrende metrische Periode auf, scheidet sie von ihrem Auftact und gewinnt so die Melodie des Verses, wo sich denn der prosodische Sylbengehalt von selbst zum rhythmischen und metrischen steigert. Wie denn nun das Wahre in mancherlei Verrückungen und Entstellungen dennoch mindestens als eine Ahndung leise berührt und leitet, so erging es auch hier. Es galt freilich nur als Herkommen und Ueberlieferung, daß Verse entweder nach Füßen oder nach Doppelfüßen (Dipodien) gemessen werden müssen — die tripodische, oben als Neunachtel angedeutete, kannten sie nicht —; aber sie maßen doch daktylische, kretische, choriambische, ionische,

...ment, and the Lord Mayor, Aldermen, and Sheriffs, in their scarlet gowns, and all the Companies in their liveries, with their several banners, streamers, and ancient music, proceeding from Guildhall to Westminster, and returning by water to Whitehall, with the Lord Mayor's pageant, and other triumphs, as hath been accustomed. And the Lord Mayor, Aldermen, and Sheriffs, to be attended by the Officers of the Chamber, Sergeants at Mace, Yeomen of the Chamber, Officers of the Wardmote, Sergeants at Arms, Trumpeters, Waits, and Morris Dancers, in their liveries, as hath been accustomed. And the Lord Mayor, Aldermen, and Sheriffs, to be attended by the Officers of the Chamber, Sergeants at Mace, Yeomen of the Chamber, Officers of the Wardmote, Sergeants at Arms, Trumpeters, Waits, and Morris Dancers, in their liveries, as hath been accustomed. And the Lord Mayor, Aldermen, and Sheriffs, to be attended by the Officers of the Chamber, Sergeants at Mace, Yeomen of the Chamber, Officers of the Wardmote, Sergeants at Arms, Trumpeters, Waits, and Morris Dancers, in their liveries, as hath been accustomed.

beförderten irrigen Ansicht unserer Prosodie eine Stütze seiner Nachlässigkeit gefunden. Die Unwissenheit und das Vorurtheil der stimmführenden Kennerlinge, welche in der That oft weniger als Schulknaben von der Sache verstehen, macht dies nur noch schlimmer. Selbst die Besseren finden es natürlicher, einen Vers schwarz auf weiß zu sehen, als zu hören, ähnlich den heutigen Tonsetzern, welchen die künstlich symmetrisch vertheilten Stimmen auf dem Papier der Partitur, trotz aller Unklarheit, Trockenheit, Herbheit und Zerstückelung des Melodienflusses und der Grundharmonie, für einen Beweis der Kunsttrefflichkeit ihrer Compositionen gelten, wenn gleich kein Herz ergriffen, kein Ohr geschmeichelt wird durch diese erkünstelte krause Abenteuerlichkeit. So ist denn gekommen, daß man, mit Voß zu reden, in Freund, komm heut Nachmittag her, sieh Herrn Blanchards neu Luftschiff hoch aufziehn einen sehr prachtvollen Hexameter und feurigen Satz für die Baßgeige, in Höchstderv Vers übertäubt unser Ohr, gegen Zeitmaß und Tonmaß einen besonders lebhaften für den muntern Vortrag der Violine erblickte, übrigens daß Isaak scherzte mit seinem Weibe Rebecca für einen untadelhaften Hexameter hielt. Und so lassen wir Gutmüthigen uns ein abgezähltes Sylbenhaufwerk, wo Daktylen, Molossen, Kretiker ꝛc. für gleichgeltend gebraucht werden, eben wie Eier dutzend- oder mandelweis, nachdem es fällt, verkaufen, richtige und schön gemessene Verse für aufgedunsene und schwülstige. Dabei steht nicht zu läugnen, wie denn die Extreme sich immer berühren und unsere Zeit überall sie schroff einander gegenüber aufthürmt, daß auch bessere Verskünstler, aus Abgötterei mit der Form, unserer Sprache so sehr Gewalt angethan haben, daß manche Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen zu ihrem Verständniß erst eben die Kenntniß der Ursprachen erfodern. Indeß wird wohl auch hier die Zeit Ausgleicherin werden. Genug, daß Klopstock, Voß, Schlegel, Apel, Baggesen, Fouqué, den Reigen führen! Wa.

Victoria (Mythol.) ist die Siegesgöttin, welche gewöhnlich als jugendliche weibliche Figur, mit Lorbeern oder einer goldenen Krone geziert, in einer Hand einen Palmenzweig, in der andern einen Lorbeerzweig haltend, abgebildet wird. Auf Münzen und Monumenten, welche zu Ehren eines erfochtenen entscheidenden Treffens geprägt oder errichtet worden, sieht man sie gemeiniglich.

Vieharzneikunde, Vieharzneikunst. Die Kenntniß der Thierkrankheiten, die Kunst sie zu verhüten, zu behandeln, ist der Gegenstand dieser Wissenschaft, die für jeden Staat überhaupt, für jeden darin lebenden Oekonomen und Geschäftsmann so wichtig ist, als irgend eine andere. Selbst dem Arzte kann sie ein nicht unbedeutender Zweig seiner Kunst seyn. Die Analogie vieler Krankheiten der Thiere und Menschen ist auffallend und die genaue Beobachtung der einen führt zu einer genauern Kenntniß der andern. Wenn Jenner die Kuhpocken nicht genau erforscht hätte, so würden wir noch immer die Menschenpocken Gesundheit, Schönheit, Leben bedrohen sehen. Die Beobachtung, daß einer Seuche unter den Menschen sehr häufig eine ähnliche unter den Thieren voranging, daß solche Thierepidemien mit den menschlichen ungemein oft viel Aehnliches haben, darf hierbei gewiß auch nicht übersehen werden. Schon Homer erzählt uns, wie die Pest im griechischen Lager zuerst damit anfing, daß

Hebraeorum Libri XXII. Lugduni Batavorum 1633. 4.

Ejusdem Liber de Ritibus Hebraeorum. Lugduni Batavorum 1633. 4.

Ejusdem Liber de Ritibus Hebraeorum. Lugduni Batavorum 1633. 4.

Elend, Ort im Bez. Bleiberg, Kärnten, 1 km nw. Bleiberg, 1 km n. Bahnhof Bleiberg-Kreuth, 1 km s. Bahnhof Dellach-Gailtal, 1 km sw. Bahnhof Nötsch-Gailtal, 1 km w. Bahnhof Arnoldstein, 1 km ö. Bahnhof Kühnsdorf, 1 km sö. Bahnhof Thörl-Maglern, 1 km sw. Bahnhof Rosegg, 1 km w. Bahnhof Villach, 1 km nw. Bahnhof Warmbad-Villach, 1 km n. Bahnhof Villach-Hauptbahnhof, 1 km nö. Bahnhof Villach-Lind, 1 km sö. Bahnhof Villach-Süd, 1 km s. Bahnhof Villach-Westbahnhof, 1 km sw. Bahnhof Villach-Stadt, 1 km w. Bahnhof Villach-Ost, 1 km nw. Bahnhof Villach-Nord

Moses, and the Lord said unto Moses, Go down, charge the people, lest they break through unto the Lord to gaze, and many of them perish. And let the priests also, which come near to the Lord, sanctify themselves, lest the Lord break forth upon them. And Moses said unto the Lord, The people cannot come up to mount Sinai: for thou charge us, saying, Set bounds about the mount, and sanctify it. And the Lord said unto him, Away, get thee down, and thou shalt come up, thou, and Aaron with thee: but let not the priests and the people break through to come up unto the Lord, lest he break forth upon them. So Moses went down unto the people, and spake unto them.

And God spake all these words, saying, I am the Lord thy God, which have brought thee out of the land of Egypt, out of the house of bondage. Thou shalt have no other gods before me. Thou shalt not make unto thee any graven image, or any likeness of any thing that is in heaven above, or that is in the earth beneath, or that is in the water under the earth: thou shalt not bow down thyself to them, nor serve them: for I the Lord thy God am a jealous God, visiting the iniquity of the fathers upon the children unto the third and fourth generation of them that hate me; and shewing mercy unto thousands of them that love me and keep my commandments. Thou shalt not take the name of the Lord thy God in vain: for the Lord will not hold him guiltless that taketh his name in vain. Remember the sabbath day, to keep it holy. Six days shalt thou labour, and do all thy work: but the seventh day is the sabbath of the Lord thy God: in it thou shalt not do any work, thou, nor thy son, nor thy daughter, thy manservant, nor thy maidservant, nor thy cattle, nor thy stranger that is within thy gates: for in six days the Lord made heaven and earth, the sea, and all that in them is, and rested the seventh day: wherefore the Lord blessed the sabbath day, and hallowed it. Honour thy father and thy mother: that thy days may be long upon the land which the Lord thy God giveth thee. Thou shalt not kill. Thou shalt not commit adultery. Thou shalt not steal. Thou shalt not bear false witness against thy neighbour. Thou shalt not covet thy neighbour's house, thou shalt not covet thy neighbour's wife, nor his manservant, nor his maidservant, nor his ox, nor his ass, nor any thing that is thy neighbour's.

And all the people saw the thunderings, and the lightnings, and the noise of the trumpet, and the mountain smoking: and when the people saw it, they removed, and stood afar off. And they said unto Moses, Speak thou with us, and we will hear: but let not God speak with us, lest we die. And Moses said unto the people, Fear not: for God is come to prove you, and that his fear may be before your faces, that ye sin not. And the people stood afar off, and Moses drew near unto the thick darkness where God was.

And the Lord said unto Moses, Thus thou shalt say unto the children of Israel, Ye have seen that I have talked with you from heaven. Ye shall not make with me gods of silver, neither gods of gold, ye shall not make unto you. An altar of earth thou shalt make unto me, and shalt sacrifice thereon thy burnt offerings, and thy peace offerings, thy sheep, and thine oxen: in all places where I record my name I will come unto thee, and I will bless thee. And if thou will make me an altar of stone, thou shalt not build it of hewn stone: for if thou lift up thy tool upon it, thou hast polluted it. Neither shalt thou go up by steps unto mine altar, that thy nakedness be not discovered thereon.

Now these are the judgments which thou shalt set before them. If thou buy an Hebrew servant, six years he shall serve: and in the seventh he shall go out free for nothing. If he came by himself, he shall go out by himself: if he were married, then his wife shall go out with him. If his master have given him a wife, and she have born him sons or daughters; the wife and her children shall be her master's, and he shall go out by himself. And if the servant shall plainly say, I love my master, my wife, and my children; I will not go out free: then his master shall bring him unto the judges; he shall also bring him to the door, or unto the door post; and his master shall bore his ear through with an awl; and he shall serve him for ever. And if a man sell his daughter to be a maidservant, she shall not go out as the menservants do. If she please not her master, who hath betrothed her to himself, then shall he let her be redeemed: to sell her unto a strange nation he shall have no power, seeing he hath dealt deceitfully with her. And if he have betrothed her unto his son, he shall deal with her after the manner of daughters. If he take him another wife; her food, her raiment, and her duty of marriage, shall he not diminish. And if he do not these three unto her, then shall she go out free without money, without price.

He that smiteth a man, so that he die, shall surely be put to death. And if a man lie not in wait, but God deliver him into his hand; then I will appoint thee a place whither he shall flee. And if a man come presumptuously upon his neighbour, to slay him with guile; thou shalt take him from mine altar, that he may die. And he that smiteth his father, or his mother, shall be surely put to death. And he that stealeth a man, and selleth him, or if he be found in his hand, he shall surely be put to death. And he that curseth his father, or his mother, shall surely be put to death. And if men strive together, and one smite the other with a stone, or with his fist, and he die not, but keepeth his bed: if he rise again, and walk abroad upon his staff, then shall he that smote him be quit: only he shall pay for the loss of his time, and shall cause him to be thoroughly healed. And if a man smite his servant, or his maid, with a rod, and they die under his hand; he shall surely be punished. Notwithstanding, if he continue a day or two, he shall not be punished: for he is his money. If men strive, and hurt a woman with child, so that her fruit depart from her, and yet no mischief follow: he shall be surely punished, according as the woman's husband will lay upon him; and he shall pay as the judges determine. But if any mischief follow, then thou shalt give life for life, eye for eye, tooth for tooth, hand for hand, foot for foot, burning for burning, wound for wound, stripe for stripe. And if a man smite the eye of his servant, or the eye of his maid, that it perish; he shall let him go free for his eye's sake. And if he smite out his manservant's tooth, or his maidservant's tooth; he shall let him go free for his tooth's sake. If an ox gore a man or a woman, that they die: then the ox shall surely be stoned, and his flesh shall not be eaten; but the owner of the ox shall be quit. But if the ox were wont to push with his horn in time past, and it hath been testified to his owner, and he hath not kept him in, but that he hath killed a man or a woman; the ox shall be stoned, and his owner also shall be put to death. If there be laid on him a sum of money, then he shall give for the ransom of his life whatsoever is laid upon him. Whether he have gored a son, or have gored a daughter, according to this judgment shall it be done unto him. If the ox shall push a manservant or a maidservant; he shall give unto their master thirty shekels of silver, and the ox shall be stoned. And if a man shall open a pit, or if a man shall dig a pit, and not cover it, and an ox or an ass fall therein; the owner of the pit shall make it good, and give money unto the owner of them, and the dead beast shall be his. If one man's ox hurt another's, that he die; then they shall sell the live ox, and divide the money of it; and the dead ox also they shall divide. Or if it be known that the ox hath used to push in time past, and his owner hath not kept him in; he shall surely pay ox for ox; and the dead shall be his own. If a man shall steal an ox, or a sheep, and kill it, or sell it; he shall restore five oxen for an ox, and four sheep for a sheep. If a thief be found breaking up, and be smitten that he die, there shall no blood be shed for him. If the sun be risen upon him, there shall be blood shed for him; for he should make full restitution; if he have nothing, then he shall be sold for his theft. If the theft be certainly found in his hand alive, whether it be ox, or ass, or sheep; he shall restore double. If a man shall cause a field or vineyard to be eaten, and shall put in his beast, and shall feed in another man's field; of the best of his own field, and of the best of his own vineyard, shall he make restitution. If fire break out, and catch in thorns, so that the stacks of corn, or the standing corn, or the field, be consumed therewith; he that kindled the fire shall surely make restitution. If a man shall deliver unto his neighbour money or stuff to keep, and it be stolen out of the man's house; if the thief be found, let him pay double. If the thief be not found, then the master of the house shall be brought unto the judges, to see whether he have put his hand unto his neighbour's goods. For all manner of trespass, whether it be for ox, for ass, for sheep, for raiment, or for any manner of lost thing, which another challengeth to be his, the cause of both parties shall come before the judges; and whom the judges shall condemn, he shall pay double unto his neighbour. If a man deliver unto his neighbour an ass, or an ox, or a sheep, or any beast, to keep; and it die, or be hurt, or driven away, no man seeing it: then shall an oath of the Lord be between them both, that he hath not put his hand unto his neighbour's goods; and the owner of it shall accept thereof, and he shall not make it good. And if he shall steal it from him, he shall make restitution unto the owner thereof. If it be torn in pieces, then let him bring it for witness, and he shall not make good that which was torn. And if a man borrow ought of his neighbour, and it be hurt, or die, the owner thereof being not with it, he shall surely make it good. But if the owner thereof be with it, he shall not make it good: if it be an hired thing, it came for his hire. And if a man entice a maid that is not betrothed, and lie with her, he shall surely endow her to be his wife. If her father utterly refuse to give her unto him, he shall pay money according to the dowry of virgins. Thou shalt not suffer a witch to live. Whosoever lieth with a beast shall surely be put to death. He that sacrificeth unto any god, save unto the Lord only, he shall be utterly destroyed. Thou shalt neither vex a stranger, nor oppress him: for ye were strangers in the land of Egypt. Ye shall not afflict any widow, or fatherless child. If thou afflict them in any wise, and they cry at all unto me, I will surely hear their cry; and my wrath shall wax hot, and I will kill you with the sword; and your wives shall be widows, and your children fatherless. If thou lend money to any of my people that is poor by thee, thou shalt not be to him as an usurer, neither shalt thou lay upon him usury. If thou at all take thy neighbour's raiment to pledge, thou shalt deliver it unto him by that the sun goeth down: for that is his covering only, it is his raiment for his skin: wherein shall he sleep? and it shall come to pass, when he crieth unto me, that I will hear; for I am gracious. Thou shalt not revile the gods, nor curse the ruler of thy people. Thou shalt not delay to offer the first of thy ripe fruits, and of thy liquors: the firstborn of thy sons shalt thou give unto me. Likewise shalt thou do with thine oxen, and with thy sheep: seven days it shall be with his dam; on the eighth day thou shalt give it me. And ye shall be holy men unto me: neither shall ye eat any flesh that is torn of beasts in the field; ye shall cast it to the dogs.

Thou shalt not raise a false report: put not thine hand with the wicked to be an unrighteous witness. Thou shalt not follow a multitude to do evil; neither shalt thou speak in a cause to decline after many to wrest judgment: neither shalt thou countenance a poor man in his cause. If thou meet thine enemy's ox or his ass going astray, thou shalt surely bring it back to him again. If thou see the ass of him that hateth thee lying under his burden, and wouldest forbear to help him, thou shalt surely help with him. Thou shalt not wrest the judgment of thy poor in his cause. Keep thee far from a false matter; and the innocent and righteous slay thou not: for I will not justify the wicked. And thou shalt take no gift: for the gift blindeth the wise, and perverteth the words of the righteous. Also thou shalt not oppress a stranger: for ye know the heart of a stranger, seeing ye were strangers in the land of Egypt. And six years thou shalt sow thy land, and shalt gather in the fruits thereof: but the seventh year thou shalt let it rest and lie still; that the poor of thy people may eat: and what they leave the beasts of the field shall eat. In like manner thou shalt deal with thy vineyard, and with thy oliveyard. Six days thou shalt do thy works, and on the seventh day thou shalt rest: that thine ox and thine ass may rest, and the son of thy handmaid, and the stranger, may be refreshed. And in all things that I have said unto you be circumspect: and make no mention of the name of other gods, neither let it be heard out of thy mouth. Three times thou shalt keep a feast unto me in the year. Thou shalt keep the feast of unleavened bread: (thou shalt eat unleavened bread seven days, as I commanded thee, in the time appointed of the month Abib; for in it thou camest out from Egypt: and none shall appear before me empty:) and the feast of harvest, the firstfruits of thy labours, which thou hast sown in the field: and the feast of ingathering, which is in the end of the year, when thou hast gathered in thy labours out of the field. Three times in the year all thy males shall appear before the Lord God. Thou shalt not offer the blood of my sacrifice with leavened bread; neither shall the fat of my sacrifice remain until the morning. The firstfruits of thy land thou shalt bring into the house of the Lord thy God. Thou shalt not seethe a kid in his mother's milk.

Behold, I send an Angel before thee, to keep thee in the way, and to bring thee into the place which I have prepared. Beware of him, and obey his voice, provoke him not; for he will not pardon your transgressions: for my name is in him. But if thou shalt indeed obey his voice, and do all that I speak; then I will be an enemy unto thine enemies, and an adversary unto thine adversaries. For mine Angel shall go before thee, and bring thee in unto the Amorites, and the Hittites, and the Perizzites, and the Canaanites, the Hivites, and the Jebusites: and I will cut them off. Thou shalt not bow down to their gods, nor serve them, nor do after their works: but thou shalt utterly overthrow them, and quite break down their images. And ye shall serve the Lord your God, and he shall bless thy bread, and thy water; and I will take sickness away from the midst of thee. There shall nothing cast their young, nor be barren, in thy land: the number of thy days I will fulfil. I will send my fear before thee, and will destroy all the people to whom thou shalt come, and I will make all thine enemies turn their backs unto thee. And I will send hornets before thee, which shall drive out the Hivite, the Canaanite, and the Hittite, from before thee. I will not drive them out from before thee in one year; lest the land become desolate, and the beast of the field multiply against thee. By little and little I will drive them out from before thee, until thou be increased, and inherit the land. And I will set thy bounds from the Red sea even unto the sea of the Philistines, and from the desert unto the river: for I will deliver the inhabitants of the land into your hand; and thou shalt drive them out before thee. Thou shalt make no covenant with them, nor with their gods. They shall not dwell in thy land, lest they make thee sin against me: for if thou serve their gods, it will surely be a snare unto thee.

And he said unto Moses, Come up unto the Lord, thou, and Aaron, Nadab, and Abihu, and seventy of the elders of Israel; and worship ye afar off. And Moses alone shall come near the Lord: but they shall not come nigh; neither shall the people go up with him. And Moses came and told the people all the words of the Lord, and all the judgments: and all the people answered with one voice, and said, All the words which the Lord hath said will we do. And Moses wrote all the words of the Lord, and rose up early in the morning, and built an altar under the hill, and twelve pillars, according to the twelve tribes of Israel. And he sent young men of the children of Israel, which offered burnt offerings, and sacrificed peace offerings of oxen unto the Lord. And Moses took half of the blood, and put it in basons; and half of the blood he sprinkled on the altar. And he took the book of the covenant, and read in the audience of the people: and they said, All that the Lord hath said will we do, and be obedient. And Moses took the blood, and sprinkled it on the people, and said, Behold the blood of the covenant, which the Lord hath made with you concerning all these words.

Then went up Moses, and Aaron, Nadab, and Abihu, and seventy of the elders of Israel: and they saw the God of Israel: and there was under his feet as it were a paved work of a sapphire stone, and as it were the body of heaven in his clearness. And upon the nobles of the children of Israel he laid not his hand: also they saw God, and did eat and drink.

And the Lord said unto Moses, Come up to me into the mount, and be there: and I will give thee tables of stone, and a law, and commandments which I have written; that thou mayest teach them. And Moses rose up, and his minister Joshua: and Moses went up into the mount of God. And he said unto the elders, Tarry ye here for us, until we come again unto you: and behold, Aaron and Hur are with you: if any man have any matters to do, let him come unto them. And Moses went up into a mount, and a cloud covered the mount. And the glory of the Lord abode upon mount Sinai, and the cloud covered it six days: and the seventh day he called unto Moses out of the midst of the cloud. And the sight of the glory of the Lord was like devouring fire on the top of the mount in the eyes of the children of Israel. And Moses went into the midst of the cloud, and gat him up into the mount: and Moses was in the mount forty days and forty nights.

Kleine, auch Klein, Heinrich, Bildhauer, geb. 1. Juli 1822 zu Wien, Sohn des Bildhauers Joseph K. (geb. 1791, gest. 1857), besuchte die Akademie der bildenden Künste daselbst, wo er 1844 den Preis für Modellieren erhielt, und ging dann nach Italien, wo er sich in Rom niederließ. Hier arbeitete er zuerst für Thorwaldsen, dann für Tenerani, Fabris und Gibson. Nach seiner Rückkehr nach Wien 1848 wurde er Professor an der Akademie der bildenden Künste daselbst. Seine Hauptwerke sind: Statue des Kaisers Franz Joseph I. für Ofen, Statue des Feldmarschalls Radetzky für Wien, Statue des Feldmarschalls Fürsten Windischgrätz für Prag, Statue des Feldmarschalls Grafen Nugent für Agram, Statue des Feldmarschalls Grafen Wrbna für Wien, Statue des Feldmarschalls Grafen Clam-Gallas für Wien, Statue des Feldmarschalls Grafen Daun für Wien, Statue des Feldmarschalls Grafen Khevenhüller für Wien, Statue des Feldmarschalls Grafen Lacy für Wien, Statue des Feldmarschalls Grafen Laudon für Wien, Statue des Feldmarschalls Grafen Neipperg für Wien, Statue des Feldmarschalls Grafen Wallis für Wien, Statue des Feldmarschalls Grafen Wimpffen für Wien, Statue des Feldmarschalls Grafen Wurmser für Wien, Statue des Feldmarschalls Grafen Zichy für Wien, Statue des Feldmarschalls Grafen Zrinyi für Wien, Statue des Feldmarschalls Grafen Zweibrücken für Wien, Statue des Feldmarschalls Grafen Zweibrücken für Wien, Statue des Feldmarschalls Grafen Zweibrücken

Gesetz, dessen Nutzen erhellet, ist es Verbrechen dem Gesetz zu widerstehen. Dieser zweite Grundsatz ist nicht weniger einleuchtend als der erste. Denn wenn es Pflicht ist, das Gesetz zu befolgen, so ist es auch Pflicht, es zu vertheidigen. Es ist ein Gesetz, daß Niemand Mord begehen soll. Es ist Pflicht, dieses Gesetz zu befolgen. Es ist auch Pflicht, es zu vertheidigen. Wenn ich also einen Mörder tödte, der mich angreift, so thue ich nichts Unrechtes. Ich vertheidige das Gesetz, welches mir befiehlt, Niemand zu tödten. Ich vertheidige das Gesetz, welches mir befiehlt, mich selbst zu vertheidigen. Ich vertheidige das Gesetz, welches mir befiehlt, mich selbst zu erhalten

Ein Lehrbuch der Physik für Studierende und Lehrende. Von Dr. Ernst Gehrcke. Mit 1 Tafel und 1 Figur. Leipzig, Verlag von Johann Ambrosius Barth, 1904. 8°. 1 Bl. 1 S. 1 Bl. 1 S. 1 Bl. 1 S

schloß er, den Rest seines Lebens in stolzer Unabhängigkeit zu verleben. Er zog Manufacturisten und Colonisten in sein Gebiet, verschaffte ihnen durch seinen großen Einfluß bedeutende Vortheile und herrschte wie ein kleiner Fürst unter seinen Unterthanen. Ein entschiedener Feind jeder Tyrannei und Unterdrückung gewährte er manchem Verfolgten Schutz und Hülfe, unter andern der unglücklichen Familie des Jean Calas, der als ein Opfer des Fanatismus gefallen war. Auch die Enkelin des großen Corneille fand bei ihm eine Freistatt und anständige Versorgung. In den zahlreichen Schriften, welche er in diesem von dem Geräusche der Welt geschiedenen Aufenthalte verfertigte, bekämpfte sein freier Geist mit den ihm so sehr zu Gebote stehenden Waffen der Satire, so wie mit männlicher Beredtsamkeit Alles, was sich nicht mit seinen Ideen von Freiheit und Selbstständigkeit, sowohl in weltlichen als religiösen Dingen, vertrug. Der Geistlichkeit war er wegen des Glaubenszwanges, den sie so oft in Schutz genommen hatte, besonders abhold, nur kränkte er oft die Religion selbst, indem er ihre Diener angreifen wollte. Nicht immer leiteten ihn auch die edelsten Beweggründe. Jetzt schrieb er unter andern auch den Candide, einen philosophischen Roman, der sich sowohl von Seiten des Styls als der geistreich behandelten Ideen unter die Meisterwerke dieser Art stellen darf. Im J. 1757 erschien die erste Ausgabe seiner Werke, unter seinen eignen Augen veranstaltet, auch war dieß die Epoche seiner Aussöhnung mit Friedrich dem Großen. Letzterer erneuerte seinen Briefwechsel mit ihm und sandte ihm seine eigene Statue aus Porzellan mit der Unterschrift: Immortali! Die Kaiserin Catharina von Rußland sandte ihm gleichfalls prächtige Geschenke von den artigsten Briefen begleitet. Auch ging kein Fremder von Rang und Bedeutung Ferney vorüber, ohne dem merkwürdigen Manne seine Achtung zu bezeugen. Indessen war Voltaire doch nichts weniger als glücklich. Zu sehr an die immerwährende Bewunderung der Welt gewohnt, wurde er bald seines stillen Aufenthaltes überdrüssig und begab sich in seinem schon weit vorgerückten Alter noch einmal auf den Schauplatz des Kampfes aller, auch der kleinlichsten, Leidenschaften, nach Paris. Es war im Februar 1778, als er hier sehr unerwartet ankam. Paris war zwar voll von Bewunderern des Mannes, der der Nation so viel Ehre machte, allein es fanden sich doch auch nicht wenige, die ihn mit Augen des Hasses und Widerwillens betrachteten. Er fühlte seine Lage, und als sein Wagen an den Barrieren von den Zollbedienten angehalten und er gefragt wurde, ob er nicht Contrebande bei sich habe, antwortete er: Nein, keine, als meine Person! — Die Frage des Königs bei seiner Ankunft, ob das Decret des Parlaments gegen Voltaire'n noch seine Kraft habe? machte ihn besorgt, indessen wurde nichts daraus gegen ihn vorgenommen. Die französische Akademie sandte drei ihrer Mitglieder zu seiner Bewillkommnung ab, da sonst eines gesandt zu werden pflegte, die Schauspieler warteten ihm in corpore auf. „Wir sind gekommen, sagten sie, Sie zu bitten, daß Sie uns mit ihrem Odem beseelen!" — „Ich lebe nur für Sie und durch Sie," war seine Antwort; ein Beweis, daß er seine dramatische Wirksamkeit für die bedeutendste hielt, und in der That waren auch dramatische Arbeiten die letzten Beschäftigungen seiner Feder. So schrieb er seinen Tancrede im 66sten Jahre seines Lebens. Der Besuche wa-

Entered at Stationers' Hall.
Copyright, 1894, by Frederick Warne & Co.
All rights reserved.

verschiedenen Schichten bei unbeschränkter Zeit. Bei jeder Verbindung ist die Zeit, in welcher sie sich vollzieht, eine bestimmte, und zwar ist sie bei der Verbindung durch Diffusion eine sehr lange, bei der Verbindung durch Lösung eine kurze, bei der Verbindung durch chemische Affinität eine sehr kurze. Die Verbindung durch Diffusion ist eine sehr langsame, weil sie nur durch die Diffusion der Moleküle vor sich geht. Die Verbindung durch Lösung ist eine schnellere, weil sie durch die Diffusion und durch die Lösung der Moleküle vor sich geht. Die Verbindung durch chemische Affinität ist eine sehr schnelle, weil sie durch die Diffusion, durch die Lösung und durch die chemische Affinität der Moleküle vor sich geht. Die Verbindung durch Diffusion ist eine sehr langsame, weil sie nur durch die Diffusion der Moleküle vor sich geht. Die Verbindung durch Lösung ist eine schnellere, weil sie durch die Diffusion und durch die Lösung der Moleküle vor sich geht. Die Verbindung durch chemische Affinität ist eine sehr schnelle, weil sie durch die Diffusion, durch die Lösung und durch die chemische Affinität der Moleküle vor sich geht.

Die Verbindung durch Diffusion ist eine sehr langsame, weil sie nur durch die Diffusion der Moleküle vor sich geht. Die Verbindung durch Lösung ist eine schnellere, weil sie durch die Diffusion und durch die Lösung der Moleküle vor sich geht. Die Verbindung durch chemische Affinität ist eine sehr schnelle, weil sie durch die Diffusion, durch die Lösung und durch die chemische Affinität der Moleküle vor sich geht.

Die Verbindung durch Diffusion ist eine sehr langsame, weil sie nur durch die Diffusion der Moleküle vor sich geht. Die Verbindung durch Lösung ist eine schnellere, weil sie durch die Diffusion und durch die Lösung der Moleküle vor sich geht. Die Verbindung durch chemische Affinität ist eine sehr schnelle, weil sie durch die Diffusion, durch die Lösung und durch die chemische Affinität der Moleküle vor sich geht.

Die Verbindung durch Diffusion ist eine sehr langsame, weil sie nur durch die Diffusion der Moleküle vor sich geht. Die Verbindung durch Lösung ist eine schnellere, weil sie durch die Diffusion und durch die Lösung der Moleküle vor sich geht. Die Verbindung durch chemische Affinität ist eine sehr schnelle, weil sie durch die Diffusion, durch die Lösung und durch die chemische Affinität der Moleküle vor sich geht.

Die Verbindung durch Diffusion ist eine sehr langsame, weil sie nur durch die Diffusion der Moleküle vor sich geht. Die Verbindung durch Lösung ist eine schnellere, weil sie durch die Diffusion und durch die Lösung der Moleküle vor sich geht. Die Verbindung durch chemische Affinität ist eine sehr schnelle, weil sie durch die Diffusion, durch die Lösung und durch die chemische Affinität der Moleküle vor sich geht.

wenn sie den Herrn Professor, wie es manchen wahrlich Not tut, kennenlernen und lieben lernen, wie wir es seit Jahren tun. Wir wollen ihn nicht nur als Gelehrten, sondern auch als Menschen kennen und lieben lernen. Wir wollen ihn kennen lernen als Menschen, der mit Begeisterung für wissenschaftliche Forschung eintritt, der mit Begeisterung für die Wissenschaft, für die Lehre, für die Jugend eintritt, der mit Begeisterung für die Jugend eintritt, der mit Begeisterung für die Jugend arbeitet, der mit Begeisterung für die Jugend arbeitet, der mit Begeisterung für die Jugend arbeitet

Sein Dienst war weit verbreitet. In Athen, wie in Rom wurden ihm eigene Feste gefeiert. Abgebildet wird er gewöhnlich mit dickem Barte, unordentlichem Haare, halb bekleidet, eine runde spitze Mütze auf dem Haupte, und in der rechten den Hammer, in der Linken die Zange.

Wunder sind Ereignisse, welche denen, die sie sahen, nach den ihnen bekannten Gesetzen der Natur und des gewöhnlichen Weltlaufs unerklärlich erschienen und daher Bewunderung abnöthigten. Die Erzählung von Wundern, die sich vormals zugetragen haben sollen, wird uns daher um so dunkler bleiben, je weniger wir befriedigend auszumitteln vermögen, mit welchen Augen die unmittelbaren Zeugen und ersten Erzähler solche Ereignisse angesehen haben. Wundergeschichten aus unserer oder einer nicht lange vergangenen Zeit lassen sich viel leichter erklären, als Nachrichten dieser Art aus einer entlegenen Vorzeit und sind die Erzähler über den Verdacht einer absichtlichen oder unabsichtlichen Täuschung erhoben, so scheint der Glaube an ihre Wahrhaftigkeit die sicherste Auskunft. Mit den Wundergeschichten in der Bibel verhält es sich so; und da die meisten derselben ganz kurz, ja alle ohne eine zur Beurtheilung hinlängliche Angabe der Nebenumstände erzählt sind, mußten freilich die sogenannten natürlichen Erklärungen derselben Versuche bleiben, die mehr oder weniger den über sie verhängten Tadel der Willkühr verdienen. Als Beweise für die Göttlichkeit der Sache Jesu hatten seine Wunderthaten zunächst nur den Zweck, seine Zeitgenossen aufmerksam und gläubig zu machen, uns werden sie aber erst durch die Göttlichkeit Jesu selbst und durch die innere, ewige und allgemein gültige Wahrheit seiner Lehre beglaubiget. — Die Frage, ob Wunder möglich sind, beantwortet der oben gegebene relative Begriff des Wunders. Unwissenden Menschen erscheint Vieles wunderbar, was ein mit genauer Kenntniß der Natur und der Wirksamkeit ihrer verborgenen Kräfte bereicherter Geist (vergl. Magnetismus) ganz in der Ordnung und nur in dem Sinne wundervoll findet, wie es die Entstehung des geringsten Grashalmes ist. Der Kirchenvater Augustinus sagt: „Gott thut in den Wundern nichts wider die Natur; ungewöhnliche Dinge erscheinen uns widernatürlich, aber nicht Gott, der die Natur gemacht hat.“ Nach ihm setzt Luther hinzu: „Die Wunderwerke, so täglich in der Welt geschehen, sind größer, als die von Christo geschehen sind, da er auf Erden lebte. Gott hat ihm etliche kleine und seltsame Wunderwerke fürbehalten, daß er uns aufwecke, und durch ein solch sonderlich (einzeln hervortretendes) Wunder weise und führe in die täglichen Wunder der weiten Welt.“ E.

Zittau, ehemals die dritte unter den Sechsstädten der Oberlausitz, jetzt die zweite Stadt im königlich-sächsischen Landestheile dieser Provinz, an der Mandau, welche nahe bei der Stadt in die Neisse fällt, hat 1100 Häuser, von denen die meisten nach dem Brande, welcher 1757 fast die ganze Stadt verheerte, geschmackvoll aufgebaut worden, an 60 aber noch traurige Brandstellen sind. Die Einwohner, an 7800, sämmtlich evangelisch-lutherischer Confession, nähren sich hauptsächlich vom Handel, wozu theils die Lage an der nur eine kleine Stunde von der Stadt entfernten böhmischen Gränze, theils die in den umliegenden Dörfern stark betriebene Leinwand- und Damastweberei Gelegenheit gibt. Gegenwärtig ist der Transitohandel mit Colonial- und Schnittwaaren und Garnen sehr lebhaft, der sonst sehr bedeutende Leinwandhandel aber sehr gesunken. Auch andere Ge-

Fig. 1. Ansicht der Vorderseite.
Fig. 2. Ansicht der Rückseite.
Fig. 3. Ansicht der Seite.
Fig. 4. Ansicht der Seite.
Fig. 5. Ansicht der Seite.
Fig. 6. Ansicht der Seite.
Fig. 7. Ansicht der Seite.
Fig. 8. Ansicht der Seite.
Fig. 9. Ansicht der Seite.
Fig. 10. Ansicht der Seite.
Fig.

Verzeichniß

der

im zehnten Bande enthaltenen Artikel.

Toaldo Seite 1
Toast 2
Tobolsk —
Toccator 3
Tockay —
Tod —
Tod (mythолog.) 5
Todesstrafen 6
Todi 11
Todte Hand —
Todten-Austragung 12
Todtengericht —
Todtenkopf 13
Todtenkranz —
Todtes Kapital 14
Toga —
Toggenburg 15
Toilette 16
Toise 17
Tököly —
Toledo 18
Toleranz —
Tolly (Barclai de) —
Tomback 19
Tombucto 20
Ton, Tonart, Tonsystem —
Tonleiter 27
Tonkunst —
Tonica —
Tonne —
Tonsur 28
Tontine —
Topas —
Töpferkunst 29
Topik 32
Topisch 33
Töplitz —
Topographie 34
Tora —
Toreutik —
Torf —
Torgau 35
Torricelli —
Torso Seite 36
Torstenssohn —
Tortur 38
Torys und Whigs 42
Toskana 43
Totaleindruck 44
Totalität 45
Totila —
Toulon 48
Toulouse —
Tournefort 49
Toussaint l'Ouverture 50
Tower 52
Toxicologie 53
Toze —
Trabanten 54
Tradition —
Traditoren 55
Trafalgar (Schlacht von) —
Tragisch 56
Tragödie —
Trajanus —
Tramontane 60
Trancheen —
Trankebar 61
Transfiguration 62
Transits —
Transparent —
Transporteur —
Transsubstantiation 63
Transzendent —
Trapezunt 64
Trappe (La) 65
Trassiren 66
Traube —
Traubenhagel, Traubenschuß —
Trauermonumente —
Trauerspiel —
Traum —
Trauung 72
Travestirung 75
Treckschuyten S. 76
Treibhäuser —
Tremulant 80
Trenk (Franz, Freiherr von der) —
Trenk (Friedr., Freiherr von der) —
Trepaniren 81
Triangel 83
Trianon —
Tribaden —
Tribonianus —
Tribunal 84
Tribunat —
Tribunus 85
Tribut 86
Tridentinisches Concilium —
Trient 92
Trier —
Triest 93
Triglyphen 94
Trigonometrie —
Triller —
Trinidad 95
Trinitarier 96
Trinität —
Trio —
Triolett —
Tripel 97
Tripolis —
Triptolemus 98
Trissino 99
Triton 100
Triumph —
Triumvirat 101
Trochäus 102
Troglodyten 103
Troja —
Trokar 104
Trollhätta —
Trommel 105
Tromp —
Trompete 108

Ethics
Ethnic Cleansing
Ethnicity
Ethnography
Ethnology
Ethnomethodology
Ethology
Etiology
Etymology
Eugenics
Eurocentrism
Europe
European Union
Euthanasia
Evaluation
Evangelicalism
Evidence
Evil
Evolution
Exchange
Existentialism
Experiment
Expert
Exploitation
Expression
Extinction
Extraterrestrial
Fact
Faith
Family
Fascism
Fashion
Fate
Feminism
Fertility
Feudalism
Fiction
Film
Finance
Flag
Folklore
Food
Football
Force
Foreign Policy
Forgiveness
Fossil
Fraud
Free Will
Freedom
Friendship
Fundamentalism
Funeral
Galaxy
Gambling
Game
Gay
Gender
Genetics
Genius
Genocide
Gentrification
Geography
Geology
Geometry
Ghetto
Globalization
God
Gold
Government
Grammar
Graph
Gravity
Greed
Green
Group
Guilt
Gun
Hacker
Happiness
Hate
Healing
Health
Heaven
Hell
Heresy
Hermeneutics
Heroism
History
Holiday
Holocaust
Homelessness
Homeopathy
Homosexuality
Horror
Human
Humanism
Humanities
Humor
Hunger
Hunting
Hybrid
Hydrogen
Hypnosis
Hypocrisy
Hypothesis
Ice
Icon
Identity
Ideology
Idiom
Illness
Image
Immigration
Immune System
Imperialism
Impressionism
Incest
Income
Independence
India
Indigenous
Individualism
Industry
Inequality
Infinity
Inflation
Information
Injustice
Insanity
Instinct
Insurance
Intelligence
Internet
Interview
Invention
Investment
Iran
Iraq
Irony
Islam
Israel
Jargon
Jazz
Jesus
Jew
Joke
Journalism
Judaism
Judge
Judgment
Jury
Justice
Kabbalah
Kinship
Knowledge
Labor
Labor Union
Lake
Language
Latin America
Law
Leadership
Left
Legend
Leisure
Lesbian
Liberalism
Liberation
Library
Life
Light
Linguistics
Literature
Logic
Love
Machine
Magic
Majority
Malaria
Management
Map
Marginalization
Market
Marriage
Martyr
Marx
Mass Media
Materialism
Mathematics
Matter
Media
Medicine
Meditation
Memory
Mental Illness
Metaphor
Methodology
Middle Ages
Middle East
Migration
Military
Mind
Minority
Missionary
Mobility
Modernism
Molecule
Money
Monopoly
Monotheism
Morality
Mortality
Mosque
Motivation
Movement
Multiculturalism
Murder
Music
Myth
Nation
Nationalism
Native American
Nature
Nazism
Neighborhood
Neoliberalism
Network
Neuroscience
Neutrality
New Age
News
Nihilism
Nobility
Nonprofit
Nonviolence
Norm
Nuclear Energy
Nuclear Weapon
Nutrition
Obesity
Object
Objectivity
Observation
Occupation
Ocean
Oil
Oligarchy
Ontology
Opinion
Opposition
Oppression
Optimism
Organization
Orgasm
Origin
Orthodoxy
Pain
Painting
Pakistan
Palestine
Paradigm
Paradox
Parasite
Parenting
Parliament
Participation
Particle
Party
Passion
Patent
Patriarchy
Patriotism
Peace
Pedagogy
Penis
Perception
Performance
Personality
Pharmaceutical
Philosophy
Photography
Physics
Planet
Plant
Play
Pleasure
Poetry
Police
Politics
Pollution
Polymer
Population
Pornography
Positivism
Postcolonialism
Postmodernism
Poverty
Power
Prayer
Prejudice
Presidency
Priest
Prison
Privacy
Private Property
Privatization
Probability
Profession
Profit
Progress
Prophecy
Prostitution
Protestantism
Psychiatry
Psychoanalysis
Psychology
Public Opinion
Punishment
Purity
Quality
Quantum Mechanics
Queer
Race
Racism
Radiation
Rape
Rationality
Reading
Realism
Reality
Reason
Recession
Reform
Refugee
Regulation
Relativity
Religion
Representation
Republic
Research
Resistance
Revolution
Rhetoric
Rich
Right
Ritual
Robot
Role
Romanticism
Rule
Rural
Russia
Sacrifice
Sadness
Saint
Salvation
Satire
Savage
Scale
Science
Scientific Method
Sculpture
Secularism
Security
Segregation
Self
Semantics
Semiotics
Sex
Sexism
Sexuality
Shame
Shock
Sickness
Signal
Silence
Simulation
Singularity
Skepticism
Slavery
Smell
Snow
Social Class
Social Construction
Social Movement
Socialism
Society
Sociology
Software
Soul
Sound
Space
Species
Speech
Spirituality
Sport
Standard
State
Statistics
Stereotype
Stigma
Stock Market
Stone
Strategy
Stratification
Structure
Subculture
Subjectivity
Suburb
Suffering
Suicide
Supernatural
Surveillance
Symbol
Symmetry
Sympathy
Synthesis
Taboo
Technology
Television
Temperature
Terrorism
Testimony
Text
Theology
Theory
Therapy
Thermodynamics
Time
Tolerance
Torture
Totalitarianism
Tourism
Toxicity
Trade
Tradition
Tragedy
Transcendence
Transgender
Transportation
Trauma
Truth
Tyranny
Unconscious
Unemployment
United States
Universe
University
Urban
Utopia
Vaccine
Value
Vegetable
Violence
Virginity
Virtue
Virus
Vision
Visual Art
Voice
Volcano
War
Water
Wealth
Weapon
Weather
Welfare
West
Whiteness
Wilderness
Wisdom
Witchcraft
Woman
Work
World
World War
Writing
Xenophobia
Yoga
Youth
Zionism
Zoology

Valuta 260
Valvation —
Vampyren —
Vandalen 261
Vandamme 263
Van Dyk —
Vanille —
Vanini 264
Vanloo 265
Vapeurs 266
Varianten —
Variation —
Varinas 267
Varro —
Varus 268
Vasall —
Vasari 269
Vase —
Vasco da Gama 270
Väterliche Gewalt —
Vatican 271
Vauban —
Vaucanson 272
Vaucluse —
Vaud (Pays de) —
Vaudeville 273
Vauxhall —
Vedam —
Vedette 274
Vega (Lope de) —
Vega (G. Freih. v.) —
Vegetabilien —
Vehikel 275
Vehmgerichte —
Veitstanz 277
Veleda —
Velin 278
Veliten —
Vella —
Velleius Paterculus 279
Veltlin —
Vendée 280
Vendome 284
Venedig (Republik) 286
Venedig (Stadt) 287
Venerabile 289
Venerische Krankheit —
Venezuela 291
Ventil —
Ventilator 292
Venus (Astron.) —
Venus (Mythol.) —
Vera Cruz Nueva 293
Verbannung —
Verbindlichkeit 294
Verbindungen (geheime) 295
Verbrechen —
Verbrennen —
Verbum —
Verdauung —
Verdeck 298
Vereinigte Staaten von Nordamerika —
Verfangenschaft 304
Verfassungen —
Verfolgungen der Christen —
Vergennes 308
Vergesellschaftung der Ideen —
Vergiftung —
Vergleich 309
Vergniaud —
Vergolden 310
Vergrößerungsgläser 311
Verhärtung —
Verhau 314
Verjährung —
Verklärung —
Verkohlen —
Verlagsrecht —
Verlöbniß —
Verlorene Posten —
Vermächtniß —
Vermessen 315
Vermögen —
Vermont 316
Vernageln —
Vernet —
Vernunft —
Verona 318
Verpuffen —
Vers, Versmaß —
Versailles —
Verschanzung 319
Verschollen —
Verschwörung 320
Versöhnung 321
Verstand 322
Versteigerung 323
Versteinerungen —
Vertagen —
Vertebralsystem —
Vertheidigungsschriften 325
Vertical —
Vertot d'Auboeuf 325
Vertrag —
Vertumnus 326
Verviers —
Verwandtschaften 327
Verzierungskunst —
Vespasianus 328
Vesper 329
Vespucci —
Vesta —
Vestalinnen —
Vesuv 330
Veteranen —
Veterinarius —
Veterinärschule —
Veto —
Vezier 331
Viaticum —
Vibration 332
Vicarius —
Vice 333
Vico —
Vicogne 334
Victoria —
Vida —
Vieleck 335
Vierwaldstädter See —
Vigilien —
Vignetten 336
Villa —
Villani —
Villars 337
Villers 339
Villoison 340
Vinalia 341
Vincent (St.) —
Vinci (Leonardo da) 342
Vindicta 344
Vineis (P. de) —
Viola (Alfonso) —
Viola (Instrument) 345
Violine 347
Violoncello 349
Viotti 350
Virgilius 351
Virginien 352
Virtuose —
Visconti 353
Visionen —
Visiren —
Vista —
Visum repertum 354
Vitellius —
Vitriol —

Wormwood
Worsted
Worsted Stockings
Wrapper
Wrapping Paper
Wrapping Paper Cutter
Wrapping Paper Machine
Wrapping Paper Manufacturer
Wrapping Paper Merchant
Wrapping Paper Seller
Wrapping Paper Trade
Wrapping Paper Trader
Wrapping Paper Warehouse
Wrapping Paper Wholesaler
Wrapping Paper Worker
Wrapping Paper Yard
Wrapping Paper Yard Worker
Wrapping Paper Yard Worker's Union
Wrapping Paper Yard Worker's Union Hall
Wrapping Paper Yard Worker's Union Hall Committee
Wrapping Paper Yard Worker's Union Hall Committee Meeting
Wrapping Paper Yard Worker's Union Hall Committee Meeting Minutes
Wrapping Paper Yard Worker's Union Hall Committee Meeting Minutes Book
Wrapping Paper Yard Worker's Union Hall Committee Meeting Minutes Book Cover
Wrapping Paper Yard Worker's Union Hall Committee Meeting Minutes Book Cover Design
Wrapping Paper Yard Worker's Union Hall Committee Meeting Minutes Book Cover Design Competition
Wrapping Paper Yard Worker's Union Hall Committee Meeting Minutes Book Cover Design Competition Winner
Wrapping Paper Yard Worker's Union Hall Committee Meeting Minutes Book Cover Design Competition Winner's Prize
Wrapping Paper Yard Worker's Union Hall Committee Meeting Minutes Book Cover Design Competition Winner's Prize Money
Wrapping Paper Yard Worker's Union Hall Committee Meeting Minutes Book Cover Design Competition Winner's Prize Money Cheque
Wrapping Paper Yard Worker's Union Hall Committee Meeting Minutes Book Cover Design Competition Winner's Prize Money Cheque Book
Wrapping Paper Yard Worker's Union Hall Committee Meeting Minutes Book Cover Design Competition Winner's Prize Money Cheque Book Stub
Wrapping Paper Yard Worker's Union Hall Committee Meeting Minutes Book Cover Design Competition Winner's Prize Money Cheque Book Stub Counterfoil
Wrapping Paper Yard Worker's Union Hall Committee Meeting Minutes Book Cover Design Competition Winner's Prize Money Cheque Book Stub Counterfoil Duplicate
Wrapping Paper Yard Worker's Union Hall Committee Meeting Minutes Book Cover Design Competition Winner's Prize Money Cheque Book Stub Counterfoil Duplicate Triplicate
Wrapping Paper Yard Worker's Union Hall Committee Meeting Minutes Book Cover Design Competition Winner's Prize Money Cheque Book Stub Counterfoil Duplicate Triplicate Quadruplicate
Wrapping Paper Yard Worker's Union Hall Committee Meeting Minutes Book Cover Design Competition Winner's Prize Money Cheque Book Stub Counterfoil Duplicate Triplicate Quadruplicate Quintuplicate
Wrapping Paper Yard Worker's Union Hall Committee Meeting Minutes Book Cover Design Competition Winner's Prize Money Cheque Book Stub Counterfoil Duplicate Triplicate Quadruplicate Quintuplicate Sextuplicate
Wrapping Paper Yard Worker's Union Hall Committee Meeting Minutes Book Cover Design Competition Winner's Prize Money Cheque Book Stub Counterfoil Duplicate Triplicate Quadruplicate Quintuplicate Sextuplicate Septuplicate
Wrapping Paper Yard Worker's Union Hall Committee Meeting Minutes Book Cover Design Competition Winner's Prize Money Cheque Book Stub Counterfoil Duplicate Triplicate Quadruplicate Quintuplicate Sextuplicate Septuplicate Octuplicate
Wrapping Paper Yard Worker's Union Hall Committee Meeting Minutes Book Cover Design Competition Winner's Prize Money Cheque Book Stub Counterfoil Duplicate Triplicate Quadruplicate Quintuplicate Sextuplicate Septuplicate Octuplicate Nonuplicate
Wrapping Paper Yard Worker's Union Hall Committee Meeting Minutes Book Cover Design Competition Winner's Prize Money Cheque Book Stub Counterfoil Duplicate Triplicate Quadruplicate Quintuplicate Sextuplicate Septuplicate Octuplicate Nonuplicate Decuplicate

Wünſchelruthe 651
Würfel —
Wurm (Alb. Aloyſ. Ferdinand) —
Würmer 653
Wurmſer 654
Würtemberg 656
Würt. Landſtände 667
Würzburg 675
Wurzel 676
Wüthendes Heer —
Wyttenbach —

X 677 Xanthus 677
Xantippe —
Xantippus —
Xanten —
Xenokrates 678
Xenophanes —
Xenophon 679
Xerxes I. 680
Ximenes —
Xylographie 682

Y 682 Yarmouth —
York (Fr., Herz. v.) 683
York (Graf v. Wartenburg) 684
York (Grafſchaft) 686
Yorik — Young —
Yſenburg 689
Yverdun —

Z 690 Zaar 690
Zach — Zacharia 691
Zahl 692
Zahlenſyſtem —
Zähne 694
Zähringen 695
Zajonczek 696
Zaleucus 697
Zampieri —
Zannotti 698
Zante 699 Zappi 699
Zarskoje Selo —
Zauberei 700
Zauberlaterne —
Zauner —
Zeche 702 Zechin 702
Zehnte —
Zeichnungskunſt 704
Zeit 708 Zeitmaß 708
Zeitalter 709
Zeitrechnung 710
Zeitrenten —
Zeitungen —
Zeitz 712 Zeloten 713
Zelter —
Zend-Aveſta —
Zenith 714
Zeno (Philoſ.) —
Zeno (Apoſtolo) 715
Zenobia 716
Zentgericht —
Zephyr 717
Zerboni di Spoſetti —
Zerbſt 718
Zerknirſchung —
Zerlegung —
Zeſen —
Zetergeſchrei 719
Zettelbank —
Zeuge 722 Zeughaus 722
Zeus — Zeuſt —
Zeuxis 723 Ziegel 723
Ziethen 726
Zigeuner 728
Zimmermann (Eberh. Aug. Wilh. von) 730
Zimmermann (Joh. Georg, Ritter v.) 731
Zink 732 Zinke 733
Zinn —
Zins 734
Zinzendorf 735
Zirkel 737
Ziska —
Zittau 739
Znaim —
Zobel 740
Zobtenberg 741
Zodiakus —
Zoega —
Zoilus 744
Zoll —
Zollikofer 746
Zone 747
Zoolithen 748
Zoologie —
Zoophyten —
Zoroaſter —
Zſchokke 749
Zuchthäuſer —
Zucker 752
Zugvögel 753
Zumſteeg —
Zündwurſt 754
Zünfte 754
Zunge —
Zungen —
Zurechnung —
Zürich —
Züricher See 756
Zuyder See 757
Zwanzigguldenfuß —
Zweibrücken —
Zweifel 758
Zweikampf —
Zwerge 759
Zwickau 760
Zwillinge —
Zwingli 761
Zwirn 763
Zwiſchenact —
Zwitter 764
Zwölftafelgeſetze 765
Zygia —

Anhang.

Tauentzien 766
Türkiſche Sprache und Literatur 767
Twiſte 772
Tyrol 773
Ukraine 780
Umdrehung d. Erde —
Upſala 781
Ural —
Verfangenſchaft —
Verfaſſung —
Vergeſellſchaftung d. Ideen 794
Verkohlen —
Verlag —
Vers 798
Victoria 801
Vieharzneikunde —
Visconti 803
Visconti (Ennio Quirino) 805
Voltaire 807
Verſchwörung 813
Vulkan 814
Wunder 815
Zittau —
Zodiacus 816

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06392 7829

A 507409 DUPL

Digitized by Google